Per. 170 07
(1 b

Digitized by Google

<36608284410016

<36608284410016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen“ erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung“. Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 27.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Bücher-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 2. Juli.

Inhalt: Ludwig von Hagn. — Zwischen Lippe und Becher, Novelle von Theodor Reinwald. (Forts.) — Kleine Bühnenbriefe, von Franz Müller. (Forts.) — Correspondenz aus Dresden. — Vom Büchertisch. (A. Laun; O. Buchwald; M. Klapp; W. Wattenbach.) — Wochenbericht über die Münchener Hoftheater. (Schauspiel und Oper.) — Aufruf an sämmtliche Musiker Deutschlands zur Bildung eines allgemeinen deutschen Musiker-Vereins. — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen.

Ludwig von Hagn.

-l. Ludwig von Hagn ist der Rococomaler par excellence. Kein Zeitalter hat der Kunst seinen Stempel stärker aufgedrückt, als das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert es thaten. Das Subject überspringt alle Schranken, und mit ihm machen den gleichen Sprung Selbstsucht und unbegrenzte Eitelkeit. Schön ist nur, was sich von der Natur entfernt. Flüsse werden in ihrem natürlichen Laufe gehemmt und in geradlinige Kanäle verwandelt, Bäume und Sträucher dürfen nicht mehr wachsen, wie Gott sie wachsen läßt, sie werden gestutzt und verschnitten, bis sie Mauern, Thieren, Menschen gleichen. Die Künstler entwickeln eine unglaubliche Bravour darin, an ihren Vorbildern gerade deren Mängel nachzuahmen. Mögliche und unmögliche Verkürzungen, technische Kunststücke aller Art, übertriebene Bewegungen bilden das Hauptaugenmerk der Zeichner, das Auge, verwöhnt und verzärtelt durch seine weichliche Umgebung, kann volle, kräftige und gesättigte Farben nicht mehr ertragen. Heroen werden zu Tanzmeistern, Göttinnen zu Maitressen. Für den Architekten gibt es so wenig ein Klima, als eine innere Bestimmung. Die Außenseite muß sich hüten, das Innere zu verrathen. Der Schnee liegt in offenen Säulenhallen, auf nackten Statuen und flachen Dächern. Wandflächen werden mehr gescheut, als Sünden gegen den heiligen Geist. Alles wird so eingerichtet, daß das Auge schließlich das gerade Gegentheil von dem findet, was es nach den Gesetzen der Natur erwarten dürfte und müßte. Es gibt nur eine Regel, und ihr Quell ist der Wille. Das l'état c'est moi“ wiederholt sich nicht blos im Munde der Könige. Jeder Einzelne ist sich selbst sein Gott, alles außer ihm werthlos und unbedeutend. Nur so erklärt sich die Unterschrift unter der widerwärtigen Anatomiefigur des geschundenen heiligen

Digitized by Google

Ambrosius im Dome zu Mailand: „Nicht Praxiteles schuf mich, es schuf mich Marcus Agrate.“ Das Antlitz wird mit Weiß und Roth bemalt, schwarze Schönheitspflästerchen erhöhen die Wirkung anmuthsvoller Grübchen, das Haar der Jugend ahmt den Schnee des Alters nach, Reifen spreizen Kleid und Rock, die neue Robe ist mehr zu enthüllen bestimmt, als zu verhüllen, und zollhohe Absätze an den Schuhen nöthigen auf den Zehen mehr zu trippeln, als zu gehen.

Was ist es nun, das so viel Unnatur, so viel gesuchte Gegensätze nicht nur erträglich macht, sondern ihnen selbst für das künstlerisch gebildete Auge einen Reiz gibt, dem sich zu entziehen kaum möglich ist? Wohl nichts anderes, als die natürliche Grazie, welche mit ihrem lieblichen Hauche die Unnatur verklärt, die Gegensätze verbindet, der Unwahrheit den Schein der Wahrheit verleiht, und mehr als dies das überzeugende Gefühl, daß alle jene Erscheinungen der unmittelbarste Ausdruck der Anschauungs- und Empfindungsweise der Zeit sind, daß sich die Menschen mit ihrem Leben und Streben, Dichten und Trachten, Lieben und Hassen, mit allen ihren Vorzügen und Schwächen darin mit unbedingtester Wahrheit abspiegeln. Das Rococo hat sich von der Mode zum Styl erhoben, weil es nicht vorübergehende Launen aussprach, sondern dem innersten Charakter einer ganzen Geschichtsperiode prägnantesten Ausdruck gab. Das Rococo ist keine Erfindung, so wenig als die Gothik und die Renaissance, auf welch' letzterer sie zunächst fußt; es ist ein Erzeugniß des Zeitgeistes, und darum innerlich nothwendig gerade so entwickelt und gestaltet, wie es uns mit überraschendster Consequenz und tausend und aber tausend Formen und Beziehungen des Lebens entgegentritt. Wenn die souveräne Verachtung, womit man noch vor wenigen Jahrzehenten auf das Rococo blicken zu müssen glaubte, einem tieferen Verständniß Platz gemacht hat, ja an die Stelle der vorigen Abneigung in unseren Tagen eine unverkennbar in der Zunahme begriffene Vorliebe getreten ist, so kann diese nur in einer bis auf einen gewissen Grad wenigstens nicht abzuläugnenden Aehnlichkeit unserer socialen Zustände ihren Grund haben, in denen Selbstsucht, Leichtlebigkeit, Streben nach persönlicher Geltung und nach mannigfaltigstem Genuß nicht allzu tief verschleiert sind.

Das, was wir heute mit dem treffenden Worte Rococomalerei kurz zu kennzeichnen pflegen, ist ein Product der französischen Genremaler des achtzehnten Jahrhunderts, welche sich vorzugsweise jenen gesucht poetischen und idyllischen Lebensverhältnissen zuwenden, welche die damalige Gesellschaft, die sich in Haarbeuteln und Reifröcken in süße, schäferliche Zustände zurückträumten, zur Schau trug.

Wenn wir am Eingang unserer kurzen Betrachtung Ludwig von Hagn den Rococomaler par excellence nannten, so sprachen wir darin die Ueberzeugung aus, daß er vor allen Anderen jenen flüchtigen Esprit seiner Koketterie, jenen eigenthümlichen Duft à la Louis XV. besitzt, ein Duft, welcher aus einer eigenthümlichen Mischung graziöser Frivolität und seriöser Noblesse zusammengesetzt ist, und welcher dieser ganzen Zeitrichtung neben dem Charakter der Unnatur doch einen unwiderstehlichen Zauber und einen scharf ausgesprochenen Stylcharakter verleiht. Kein anderer Künstler, selbst Antoine Watteau nicht, der doch in jeder Beziehung ein Kind der Rococozeit ist, hat das Wesen derselben in so geistiger Weise wiederzugeben vermocht, als Ludwig von Hagn. Seine Gestalten gehören nicht bloß äußerlich ihrer Zeit an, sie sind innerlich von dem Geiste derselben durchweht, und versetzen den Beschauer darum in dieselbe so lebhaft zurück, daß man der Gegenwart darüber ganz vergißt. Ludwig von Hagn ist es vollständig klar geworden, daß der Charakter einer Periode nicht allein im Costüm derselben sich ausspricht, sondern auch dem Antlitz der Menschen seinen scharfgeschnittenen Stempel aufdrückt; daß es sonach nicht genügt, irgend ein anmuthiges Gesicht mit einer hohen Frisur zu überbauen, und das nächste beste Modell in ein Staatskleid zu stecken. Man lernt diese unendliche Wahrheit und prägnante Innerlichkeit Hagns erst dann recht begreifen, wenn man damit mehr oder minder gelungene Versuche in demselben Genre vergleicht, deren Plumpheit oft genug jenen Duft vernichtet und in die Carricatur umschlägt.

Können wir uns vom Hofe des vierzehnten Ludwig doch kaum einen Cavalier denken, der sich mit seiner Dame im rasenden Wirbel eines Walzers dreht, oder dessen seidene Schuhe im Tacte der Polka Mazurka energisch das Parquet stampfen, und wenn uns ein costümirter Ball zufällig ein solches oder ähnliches Bild vor Augen führt, berührt

Digitized by Google

uns der innere Widerspruch so unangenehm, daß wir den Blick gerne davon abwenden. Denn unser Gefühl sagt uns ganz richtig, daß für jene Gestalten nur die zierlichen und abgemessenen Schritte des Menuets sich eignen. Und wenn uns die Maschine mit Windeseile auf glatten Eisenschienen über Berg und Thal hinreißt, wenn bei einem Blick durch das offene Fenster des Waggons uns der Luftzug das Haar vom Scheitel weht, da denken wir wohl daran, welchen Gräuel der Verwüstung derselbe Luftzug in der Allongeperrücke des Parlamentsrathes aus der Zeit der Regentschaft und im wohlgepuderten Toupet seiner Gemahlin anrichten würde. Aber indem wir uns solchen harmlosen Phantasien hingeben, wird uns auch vollkommen klar, daß keines der bekannten Gesichter aus unseren aristokratischen Kreisen so ganz und gar unter die Allonge und das Toupet passen möchte, und daß dieser oder jener Minister, der uns, die Cigarre im „bartumschatteten" Munde und die Hände bequem in den Taschen des weiten Paletot, gemüthlich schlendernd auf der Straße begegnet, in die Tage des Herrn von Sartiges versetzt, eine höchst eigenthümliche Figur spielen würde.

Man sagt, Kleider machen Leute, aber man könnte ebensowohl sagen, die Zeiten machen Kleider und Sitten, Haltung und Gesichtszüge, um schließlich zu dem Satze zu gelangen, daß die Menschen es sind, welche die Zeiten machen.

Ludwig von Hagn ist in der Wahl seiner Stoffe nicht weniger vielseitig, als glücklich. Als sein eigentliches Gebiet aber erscheint die aristokratische Gesellschaft. Abgesehen von der tieferen Beziehung und dem lebendigen Ausdruck innerer Action, welche seine Compositionen kennzeichnet, sind es nicht die bunten Fräcke und seidenen Strümpfe, die uns an jene Zeit erinnern. Was uns so anzieht und festhält, es ist das innere Leben in seinen Bildern, die wahrhaft cavaliermäßige Haltung der Figuren, jenes wundersame Ensemble von koketter Nonchalance und taktvoller Sicherheit in der Bewegung, das den französischen Hofmann jener Zeit charakterisirt, jene liebliche Schalkhaftigkeit und leichtverschleierte Sinnlichkeit, welche dem Verlangen auf halbem Wege entgegen kommt und doch den Schein des Verweigerns zu wahren weiß, mit Einem Worte jenes sinneberauschende Parfum, das die Dame des achtzehnten Jahrhunderts umgibt.

Auch dem einfachsten Bilde Hagns verleiht es eine bedeutende Wirkung, daß er sich zu einer Höhe der Charakteristik aufgeschwungen hat, welche derartigen Compositionen ein gewissermaßen historisches Gepräge gibt. Es ist die überraschende Objectivität der Darstellung, durch welche diese den Charakter eines an sich bedeutsamen Zeitgemäldes erhält. Diese Objectivität stellt sich über das zum Theil kindische Wesen des Rococo, indem sie durch die Affectation und Unnatur desselben den Kern seiner Galanterie hindurchleuchten läßt, welcher in dem Höfling der Louis XIV. u. XV. immer noch den ächten und wahren Edelmann heraus erkennen läßt. Dieselbe Objectivität stellt Hagn auch bedeutend über alle älteren und neueren französischen und belgischen Maler seines Faches, welche das Gespreizte und Kokette des Rococo zum Hauptgegenstande ihrer Darstellungen machen, vermuthlich zum größeren Theile deshalb, weil sich das innere, geistige Element desselben ihrer das Aeußerliche nicht durchdringenden Beobachtung zu entziehen pflegt. Man fühlt den koketten Esprit und die liebenswürdige Frivolität der damaligen Conversation aus der Haltung und Bewegung seiner Figuren mit bewältigender Wahrheit heraus. Jeder Herr und jede Dame, welche dort im Schloßgarten von Versailles plaudernd auf und ab wandeln und hier im Park musiciren, haben ihre eigene Geschichte, in denen galante Abenteuer manch' interessante Episode bilden mögen; nicht minder die Gesellschaft, welche von der zum Schlosse führenden breiten Steintreppe dem Gesange und Violoncelle lauschen. Und wer die Geheimnisse des jungen Cavaliers kennte, der vor dem Spiegel eben die letzte Hand an seine Toilette legt, würde der nicht manche schöne Dame beherrschen?

Bisweilen gefällt es dem Künstler, jene exclusiven Kreise hinter sich zu lassen, und dann zeigt er uns wohl mit der ihm eigenen Grazie ein zierliches Zöschen, das mit sichtlichem Behagen die Reste edlen Weines schlürft, der neben seinen Früchten die Herrschaft labte, welche eben den Pavillon verließ, um sich in den schattigen Alleen des Parkes zu ergehen. Bald auch führt er uns vor das Thor. Es ist Sonntag Nachmittag, und die Bürger der „guten und getreuen Stadt Paris" — die Scene

Digitized by Google

spielt vor 1789 — sind herausgewandert aus dem Lärm der Straßen und Plätze, um sich in Gottes freier Natur an einem Gläschen Wein und an einer Partie Kegel zu ergötzen. Der Wirth macht in eigener Person die Honneurs seines Hauses, und der Gesellschaft fehlt auch der Spaßmacher nicht, welcher es, nebenbei bemerkt, zunächst auf die hübschen Frauen und zierlichen Mädchen abgesehen hat, und seine Rolle offenbar mit bestem Erfolge spielt. Ueberall lächelt uns das volle Behagen der „guten alten Zeit", die wenigstens dem Genusse nicht allzu enge Schranken zu setzen pflegte, mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit entgegen.

Oder wir finden uns auf einem Münchener Sommerbierkeller im achtzehnten Jahrhundert mit ehrsamen Realrechtsbesitzern und ihren Frauen und Töchtern zusammen, sehen wuchtige Steinkrüge vor ihnen aufgepflanzt, und freuen uns des kühlen Schattens, den mächtige Bäume spenden. Wenn wir Angesichts des reizenden Bildes etwas bedauern, so ist es nur, daß unsere derartigen Locale in den letzten hundert Jahren, was die Anständigkeit ihrer Erscheinung betrifft, unläugbar Rückschritte gemacht haben, vorausgesetzt, daß nicht der Künstler jener Zeit etwas schmeichelte.

Ein anderes Mal sind ein Paar schöne Kinder in die Stube eines Gelehrten gerathen, während er eben Geschäfter halber und sicher widerwillig das Haus verließ. Indem sie in all' dem antiquarischen Krimskrams von Büchern und Scripturen herumschnüffelten, sind sie über einen gewaltigen Folianten gerathen und eben im besten Zuge, ihrem Wissensdrang zu genügen; da macht sich draußen ein Geräusch bemerklich, vielleicht naht der glückliche Besitzer all' dieser Schätze und überrascht die sträflich Neugierigen — welche Schande für die Dämchen!

Hagn verschmäht es auch nicht, uns in das Laboratorium eines spanischen Alchymisten zu führen, eines Prachtexemplars jener Leute, die nicht selten Betrüger und Betrogene in einer Person, der Modethorheit ihrer Zeit heute eine glänzende Stellung und einen Reichthum an Glücksgütern, morgen den Galgen zu verdanken hatten. Unser Mann, der, von allen denkbaren chemischen Apparaten umgeben, nicht ohne eine gewisse Würde hantiert, zeigt die scharfen Züge des Mauren, während sein jugendlicher Gehilfe zu jenen prächtigen, schwarzäugigen Jungen zählt, welche Murillo verewigte.

Welchen Gegenstand aber unser Künstler behandeln mag, immer bleiben sich die geistreiche Auffassung der individuellen Charakteristik, die Feinheit und Noblesse der Darstellung und eine tiefe Poesie der Stimmung sowie einer Farbe unverändert gleich, welche sich wie ein Blüthenkelch vor unseren Augen zart und üppig und doch rein entfaltet und zu vorzüglicher Harmonie verschmilzt, die dem Ganzen das Gepräge einer edlen und gediegenen Wirkung verleiht.

Zwischen Lippe und Becher.

Novelle von Theodor Reinwald.

(Fortsetzung).

VII.

Auf meiner Seele liegt's wie Trauerflor;
Ich sehe Schatten nur vorüber wanken,
Seit meines Heiligthumes Pfeiler sanken,
Seit ich des Herzens schönsten Traum verlor.
Otto Roquette.

Gegen Ende des Sommers kam Lord Lisdale in der Hauptstadt an. Nicht als Gast der Fürstin von Waldhausen erschien er, sondern als Tourist, der die um ihrer Kunstschätze willen berühmte süddeutsche Residenz besucht, um daselbst einen Winter zuzubringen, wie er ihn schon früher in Nizza, in Rom, in Neapel zugebracht. Dennoch lag es klar zu Tage, daß die Fürstin Antheil an seinem Kommen hatte, denn sein erster Besuch galt ihr.

Lord Lisdale repräsentirte in hohem Grade den Typus seiner Nation. Er glich

Digitized by Google

weder der parodistischen Beschreibung des Grafen Waldemar, noch auch dem mädchenhaften Portrait Hildegards, die ihn „einen schönen Mann" genannt hatte. Diese kaum schmeichelhafte Bezeichnung wird auch Männern von geringerer Bedeutung zu Theil. Es war das Festausgeprägte, Kraftvolle, Edelgehaltene, das dem jungen Mädchen imponirt hatte. Die Jugend schließt eben in den Begriff „schön" Alles ein, was ihr unbewußt Bewunderung abnöthigt und während Hildegard selbst vielleicht der Meinung war, es sei Lord Lisdales Aeußeres, das ihr gefiel, war es doch nur der Totaleindruck seiner ganzen kräftig angelegten, edlen, ritterlichen Natur und der wohlthuenden Sicherheit seines Auftretens. Er flößte Vertrauen auf den ersten Blick ein und doch gehörte er zu Denjenigen, die später als Andere dauernde Sympathien gewinnen, weil er selbst sie nur selten suchte. Sein vornehmes, regelmäßig geschnittenes Gesicht mit der geistvoll entwickelten Stirn drückte eine gewisse Zurückhaltung aus, und sein Auge war von dem hellen Blau, das gewöhnlich ein kühleres Temperament abspiegelt, in Momenten der Erregung aber den jähen Blitz aufleuchten läßt, der die tiefere, wärmere Schichte des Seelenlebens offenbart.

Vielleicht zog eine verwandte Richtung in der Charakteranlage Lord Lisdale zur Fürstin von Waldhausen. Gewiß ist, daß er noch keiner Frau bisher so unverhohlen sich zu nähern bestrebte. Er nahm mit offener Befriedigung den Antrag an, vorerst einige Wochen des Herbstes im Schlosse Waldhausen zu verleben.

Lothar sah sich zu dieser Einladung genöthigt und kämpfte mit widersprechenden Gefühlen dabei. Er erkannte den einfach und edelgebildeten Charakter Lord Lisdales und bedauerte fast, ihn nicht lieben zu können, weil er in ihm den von Helene bevorzugten Mann sah. Sie reichten sich die Hände mit gegenseitigem Wohlgefallen, und doch stand etwas zwischen ihnen, das den Druck der Hand erkältete. —

Der Herbst bot in Waldhausen die mannigfaltigsten Unterhaltungen. Die reiche Jagdausbeute der ausgedehnten Forste, die weitläufigen Anlagen in der anmuthigen Umgebung, der Fluß und der große Schwanenteich am Ende des Parks, wo immer allerliebste kleine Kähne bereit lagen, — alles wurde aufgeboten, dem Gaste die Zeit so angenehm als möglich zu vertreiben.

Die Fürstin zeigte sich erfinderisch im Entwurf der Programms. Ihr stolzes, milchweißes Pferd, das sie als Mädchen im Forst von Waldhausen zu reiten pflegte, trug die langentbehrte Herrin wieder hinaus und schien es zu wissen, daß ihre Hand die Zügel zu lenken verstand, wie keine andere.

Ein milder, mit späten Sommerreizen geschmückter Nachmittag brachte die Gesellschaft von einem Jagdausfluge zurück, dem sich auch Graf Gabriel Rhona und sein Neffe Waldemar angeschlossen hatten. Die Damen wollten nur aus der Entfernung die Töne der Jagd vernehmen und rasteten in einem zu ähnlichem Zweck erbauten Schweizerhause an lauschiger Waldstelle, mitten im dunkeln Nadelhorste. Das Horn der Jäger, das Gebell der Hunde drang zu ihnen herüber, während sie auf der aus Geweihen und weißen Birkenstäben errichteten Bank saßen und den harzigen Nadelduft einathmeten. Die Fürstin lehnte sich zerstreut zurück und ließ das mitgebrachte Buch in ihren Schoß fallen; Hildegard dagegen verfolgte aufmerksam die bald fern, bald nahe herübertönenden Laute aus dem Walde. Drinnen im Schweizerhaus waltete. Miß Rasleigh geschäftig unter der den Imbiß ordnenden Dienerschaft und trat ab und zu an das offene Fenster, um einen Befehl oder eine Bemerkung der Fürstin zu vernehmen.

Endlich kam die Jagd näher, oder vielmehr die Jäger, nachdem sie zu jagen aufgehört, sprengten einer nach dem andern herbei und dazwischen schossen die noch immer beutelustigen Hunde hindurch, um wieder zurück zu dem erlegtem Wild zu laufen und mit lautem Gebelfer daran zu zerren. Eine ansehnliche Zahl erlegten Wildes lag übereinandergeschichtet als Beweis einer glücklichen Schußfertigkeit.

Graf Waldemar war einer der ersten, die sich beim Schweizerhause einfanden. Er sah ziemlich erhitzt und unmuthig aus und ging mit verschränkten Armen auf dem eingehegten Platze hin und her, der die zierliche Ansiedlung vom freien Walde abgrenzte.

„Nun, Vetter Waldemar? Warum so ungesellig?" fragte Fürstin Helene; „Du solltest uns füglich für die lange Einsamkeit entschädigen!"

Digitized by Google

„Das überlasse ich Andern," entgegnete er halb spöttisch; „Dein Gast versteht es wohl besser, sowie er uns Allen Lektion in der Waidmannskunst gegeben hat."

„Ei! Ist Lord Lisdale ein so gewandter Nimrod?" rief Hildegard lebhaft; „Dann sind Sie aus purem Neid übel gelaunt, Graf Waldemar."

„Wer weiß," entgegnete er ihren Scherz nicht beachtend; „um Lappalien pflege ich es nicht zu sein!"

Hildegard zog sich befremdet und verletzt zurück und wurde der weiteren Nachforschung über Waldemars Stimmung enthoben, indem eben Lord Lisdale und hinter ihm Lothar heranritt.

„Sind Sie heute befriedigt, Mylord?" begrüßte ihn Helene, indem sie ihren Sitz verließ und ihn schon an der Umhegung empfing.

„Mehr als das, Fürstin, — ich bin entzückt!" sagte er warm, sein sonst etwas bleiches Gesicht geröthet und belebt, „Ich hatte Glück und zwar gewiß nur deßhalb, weil Sie mir Ihren Wunsch als Geleite gaben."

„Das freut mich, Mylord! — Und Sie, Fürst Lothar? Welche Garantie hatten Sie für Ihren Erfolg, an dem ich nicht zweifle?"

„Keinen, als den Zufall," erwiderte Lothar etwas kurz und scharf, „Ich weiß mich sonst keines günstigen Sternes zu rühmen."

Der alte Graf Rhona stieg eben ein wenig schwerfällig vom Pferde und kam näher, den Schweiß von seiner Stirne trocknend.

„Ich sage Dir, Helene, diese Cavaliere haben mich geradezu für das gehetzte Wild gehalten, — ich bin todt, wenn Du mir nicht mit etwas Eßbarem auf die Beine hilfst! — Ah, Miß Rasleigh! Sie sind die wohlthätige Dryade hier! Das belebt und restaurirt!"

Und behaglich den von Miß Martha credenzten Xeres schlürfend fächelte sich der alte Graf mit seinem Taschentuch Kühlung zu.

Bei dem kleinen ausgesuchten Mahl im Schweizerhause erwiesen sich die beiden sonst Schweigsamsten, — Lord Lisdale und die Fürstin Helene — am meisten belebt. Waldemar sah unlustig aus und vermied die Nähe Hildegards, besonders seit sie am Fenster stehend eine halblaute Unterhaltung mit Lord Arthur angeknüpft hatte, bei der ihre froh leuchtenden Blicke und höher gefärbten Wangen ihm als unzweifelhafter Commentar erschienen. Lothar bemeisterte zwar seine Verstimmung, konnte aber doch nicht ganz ihrer Herr werden, und ein Zug von Pein lagerte sich zwischen den Brauen. Was für Qual hatte ihm Lord Arthur heute schon bereitet, indem er, ganz aus seiner abgeschlossenen Haltung tretend, sich zum begeisterten Lobredner Helenens aufwarf! Um so von ihr sprechen zu können, mußte er sie schon genau beobachtet haben, ja sie mußte für ihn eine Andere gewesen sein, als jemals für Lothar, der nur wenig von diesen Lichtseiten ihrer Natur kennen gelernt hatte, für den sie niemals Wärme, Aufmunterung oder eine liebenswürdige Nachsicht besessen!

Lothar verurtheilte sich selbst scharf und schonungslos ob seiner Empfindung in diesem Augenblick, aber sie war doch da, unabweislich, quälend, wie ein dumpfer Schmerz. Was that denn Lord Lisdale eines Mannes Unwürdiges? Nichts! Verdiente er Tadel, weil er eine Frau auszeichnete, deren bedeutenden Eigenschaften etwas seinem eigenen Charakter Verwandtes beigegeben war? Verdiente er den Haß, der jetzt bitter und vorwurfsvoll in Lothars Seele aufzusteigen begann, weil er sich der für ihn unwiderbringlich verlornen Frau näherte, die er Keinem mehr gönnen konnte?

Mit peinlicher Schärfe legte sich Lothar diese Fragen vor und erhielt in seinem Innern nur verworrene, von der Leidenschaft diktirte Antworten darauf.

Und dann sah er mit wühlendem Aerger, wie Lord Lisdale der Fürstin selbst in den Sattel half, wie er liebkosend den schneeweißen Hals ihres Pferdes streichelte und ihr dabei tief in's funkelnde Auge sah, das wie in bläulicher Stahlfarbe schillernd seinen Blick erwiderte, während ein seltenes Colorit ihre weißen Wangen malte.

Wie schwer fiel ihm seine Rolle als Herr des Hauses und die aufgedrungene Freundschaft, womit Lord Lisdale ihn an sich zu ziehen suchte!

Erleichtert begrüßte er den Abend, der ihm Freiheit gab, — aber nur auf Stunden, für die Dauer einer in wilder Aufregung hingebrachten Nacht. Für morgen hat die Fürstin schon wieder neue Pläne entworfen, sie will den Schwanenteich befahren und

Digitized by Google

im Marmor-Pavillon den Thee nehmen. So soll es fortgehen, Tag um Tag, — welche Aufgabe! Er beneidete seinen Freund Waldemar um die Gebundenheit des Dienstes und wußte nicht, wie belastet von Unruhe dieser selbst daheim auf- und ablief, eben diesen Dienst verwünschend, der ihn abhielt, Hildegard anhaltender beobachten zu können. Der arme Waldemar! Er hatte sich so fest in die Idee hineingerannt, daß er zu gering für Hildegard sei, weil sein vermeintlicher Nebenbuhler Lord Lisdale von Lisdale-Court und Wenthworth-Hall mit der Anwartschaft auf die Peerswürde hieß, während er einfach Graf Rhona mit einem mäßigen Vermögen und der Aussicht auf ein langsames Avancement war! Lord Arthurs Annäherung an Helene hielt er nur für eine Kriegslist, um durch sie sein Ziel besser zu erreichen. Seit der gestrigen Jagd beschloß er, Waldhausen für eine Zeit zu meiden; er wollte nicht zusehen, wie seine Hoffnungen Zoll für Zoll schwanden, denn mit erfinderischer Selbstquälerei fand er in Hildegards Zurückweichen, das er doch selbst verschuldete, einen Beweis seiner Voraussetzungen. — —

Am Morgen nach der Jagd ritt Lothar nach einem entfernten Meierhof hinaus, wo er ein Geschäft hatte, — ein willkommener Anlaß, sein aufgeregtes Blut zu beschwichtigen.

Inzwischen schlenderte Lord Lisdale durch die breite, von einer Doppelreihe prächtiger Ulmen und Linden gebildete Allee vom Schloße aus dem Park zu, wo sie am Schwanenteich vorbeiführte bis zu dem sogenannten Marmor-Pavillon, einer auf schlanken weißen Säulen ruhenden Rotunde. Die ganz durch dichte, kunstvoll gezogene Schlingpflanzen über dünnen Spalieren auf den Seiten verbundenen Säulen verschwanden selbst fast unter der kecken Umarmung der üppigen Ranken von Nachtschatten und Waldrebe, farbigen Winden und großblumigen Cobäen, die ihre Festons schwesterlich in einander schlangen. Drinnen gab es einen halb im Grün verborgenen Sitz mit der Aussicht auf den klaren Teich, über dessen leichtgekräuselte Wellen die weißen Schwäne in ihrer stolzen Anmuth hinglitten.

Lord Lisdale kannte diesen Platz, und nicht ganz absichtslos lenkte er vielleicht seine Schritte dahin. Die Fürstin brachte gerne hie und da eine Stunde im Pavillon zu, — auch diesen Morgen war sie da. Lord Lisdale bog leise die tiefherabhängenden Guirlanden am Eingang zurück und sah sich der Fürstin Helene gegenüber. Sie war allein.

„Verzeihung, Fürstin," sagte er, „wenn ich es wagte, eine einsame Stunde zu stören! Aber ich sehe es für einen günstigen Wink des Geschickes an, daß ich Sie hier finde. Wollen Sie mich anhören?"

„Ich habe Ihnen gestern eine Unterredung zugesagt, Mylord," versetzte Helene etwas unsicher im Ton, „sprechen Sie also!"

„Und so kalt gewähren sie diese Erlaubniß?" fragte er mit einem flammenden Blick in ihr von ihm abirrendes Auge; „Ahnen Sie denn nicht, theure Fürstin, weßhalb ich einen solchen Augenblick sehnsüchtig herbeiwünschte?"

„Ahnen, Mylord? Soll ich Ihnen wirklich zuerst sagen, daß ich Sie verstanden habe? Denken Sie groß genug von mir, um dieß für keine gewöhnliche Fraueneitelkeit zu halten?"

„Ja, Fürstin Helene! Ich denke so groß von Ihnen, wie von keiner Frau bisher!" rief er mit jenem prächtigen Aufflammen des Auges, das seine schöne, innerlich warme Natur plötzlich hervorspringen ließ, „Wenn Sie mich errathen haben, so ist es nur ein Beweis, daß Sie nicht mit Abneigung meine Huldigung empfingen! — Oh, Helene, lassen Sie mich Alles, was ich bin und besitze, zu Ihren Füßen legen, — werden Sie mein!"

Er hatte glühend ihre Hand erfaßt und wartete angstvoll auf ein Wort von ihren zögernden Lippen. Ihr Busen hob sich rasch, ihre Wange war bleicher als jemals, und doch war sie schön, schön, wie nie zuvor, denn ein so tief trauriger Ausdruck lag in ihren wunderbaren Augen, goß milden Schein über hoheitsvolles Wesen, und ihr herrlicher Kopf senkte sich, wie in Demuth oder Leid.

„Nein, Lord Lisdale!" sagte sie langsam, mit jener Festigkeit des Tones, die wie mit schwerer Last zermalmend auf Lord Arthurs Hoffnungen niederfiel, „Nein, niemals kann ich Ihnen angehören! Fragen Sie nicht, warum, mißachten Sie mich nicht deß-

Digitized by Google

halb! Aber — es kann nicht sein! Daß es so weit gekommen ist, vergeben Sie mir. Ich hatte nicht den Muth, kalt abweisend zu sein, wo ich so warme, echte, eines edlen Herzens würdige Gefühle ahnte. Darum zog ich es vor, Ihnen selbst zu sagen: mein Weg geht einsam durch das Leben, und er soll den Ihren nicht durchkreuzen!"

„Ich beuge mich vor diesem Urtheilsspruch!" sagte Lord Lisdale, indem er ihre Hand an die Lippen zog und sie dann langsam freigab; „auch mein Weg wird einsam sein, Fürstin, und kein anderer Gedanke wird in meiner Seele das Ideal einer Frau verwischen, die ich einmal zu erringen gehofft."

„Lassen Sie unsere äußeren Beziehungen sich gleich bleiben, Mylord," sagte Helene ihm nochmals die Hand reichend; „die Welt darf von dem Vorgang dieser Stunde nichts errathen. Versprechen Sie mir, den Beweis Ihrer Vergebung dadurch zu liefern, daß Sie noch bleiben."

„Ich will es versuchen," erwiederte er gepreßt, und noch einmal faßte er ihre kalte Hand zwischen seine beiden und legte sie eine Sekunde an seine Brust, die gewaltsam kämpfte. Ein dumpfer Laut, ein Knistern der Zweige außerhalb der dünnen Laubwände schreckte ihn auf. Er faßte sich und richtete sich kräftig empor. Das weiche Haar aus der Stirne streichend trat er an den Eingang des Pavillons, um sich zu sammeln, — da sah er einen Reiter am Rand des Teiches hingaloppiren und erkannte den Fürsten Lothar. Auch Helene gewahrte ihn von ihrem Platz aus durch durch die Blätterwand, wie sie gedankenschwer hinausblickte und eingedenk des eben vernommenen Geräusches begriff sie, daß Lothar in der Nähe gewesen sein mußte. Sie preßte die Hände über die Augen und flüsterte wie im Hauch: „Ob er wohl Alles gesehen und gehört hat?"

Als Sie wieder aufblickte, war Lord Lisdale verschwunden, und in tiefe, schmerzliche Träumerei versunken blieb die Fürstin sitzen, bis man sie später zum Diner abrief.

(Fortsetzung folgt).

Kleine Bühnen-Briefe.

Von **Franz Müller.**

(Fortsetzung.)

8. Brief.

„Als Alexander Dumas vor Jahren eine Audienz bei Papst Pius IX. hatte, ersuchte Se. Heiligkeit den berühmten Schriftsteller, von der Bühne herab für Religion und Frömmigkeit zu wirken. — Wir führen dieses Factum hier nur an, um Diejenigen vielleicht zu bekehren, die jede Macht, jeden moralischen Einfluß des modernen Theaters abläugnen. Selbst der Papst in seiner Abgeschlossenheit erkennt die Bedeutung der Bühne an, er will sie den kirchlichen Zweigen dienstbar wissen; und doch giebt es Tausende, die da sagen, das Theater habe aufgehört, die Gemüther leiten oder bestimmen zu können. Das Theater und die Zeitbewegung, sie stehen im engsten Zusammenhange; „in allen Monarchieen sprechen die Völker auch im Theater ihre politische Gesinnung aus. — Das heutige Theater übt auf die Gesellschaft insofern Einfluß, als es die Ereignisse der Jetztzeit oft in dem richtigsten Spiegelbild zeigt, die Schwächen und Gebrechen unserer Tage treffend geißelt, den Gebildeten unterhält oder erhebt, das Volk nicht erzieht, aber aufklärt und ihm Gelegenheit giebt zu den unumwundesten Erklärungen über Geschehnisse unserer Tage. Man applaudirt den Darsteller oder das Stück, und hinter diesem Applause verbirgt sich ein Pereat für diese oder jene Persönlichkeit, die dem öffentlichen Tadel gegenüber gefeit ist."

Dies sprach eine Stimme aus Wien. Auch ein Napoleon der Erste wußte, was die Bühne in obigem Betracht ist.

„Es ließen sich, verstünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staates —" ist ein inhaltschweres Wort Schillers, — „von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht

Digitized by Google

spräche hier durch fremde Symbole zu dem Unterthan, verantwortete sich gegen seine Klagen, noch ehe sie laut würden, und bestäche seine Zweifelsucht, ohne es zu scheinen."

Schlimm aber, wenn das heutige Theater die Gesellschaft, das Publikum nicht erzieht, oder erziehen hilft (ich meine das höhere Erziehen) und bloß aufklärt. Oder ist die heutige Gesellschaft, trotz ihrer oft staunenswerthen jugendlichen Weisheit und Suprematie über Alles, was Vergangenheit heißt, so durch und durch erzogen, so reif in diesem Kapitel geworden, daß sie gar nicht mehr erziehungsbedürftig, eine fertige Minerva wäre? Stünde es so, dann brauchte sie auch keine Aufklärung.

Das Theater soll, nach Lessing, die Schule der moralischen Welt, nach Schiller eine moralische Anstalt, eine Schule der praktischen Weisheit sein. Eine solche hat es auch in der hier einschlagenden Beziehung zu sein, und voraus in ihr. Besserung und Aufklärung gehen Hand in Hand. „Der dramatische Schriftsteller" — sagt jener klare und edle Geist — „selbst wenn er sich zu dem Pöbel herabläßt, läßt sich nur darum zu ihm herab, um ihn zu *erleuchten* und zu *bessern*."

Schauen wir hin auf das Wesen der *Tragödie*. Was sollte aus ihrer Erregung des Mitleids und der Furcht, zur Reinigung dieser und ähnlicher Leidenschaften werden, wenn sie dadurch nicht erziehen, d. h. bessern wollte? Die Erziehung ist etwas so Unendliches, wie der Kern der Tragödie selbst; noch nie ist sie abgeschlossen, so wenig, als das Wissen. Wir werden in gewissem Sinne Kinder bleiben, auch wenn wir Männer und Greise geworden.

Jedes neue ächte Trauerspiel zeigt uns, was wir noch zu lernen, welche Erkenntniß wir weiter, fort und immerfort, zu gewinnen haben und in der Erfassung, Beherzigung und Anwendung der unerschöpflichen Wahrheit, „daß des Menschen Gemüth sein Schicksal", Charakter und Unglück ein Ganzes, — daß wir die obige „Reinigung" uns gesagt, nicht oft genug gesagt sein lassen, nicht aber den Charakter mit allen seinen Auswüchsen, in fatalistischer Ergebung und Bequemlichkeit, als eine unantastbare Potenz tröstlich betrachten sollen. Keines entläßt uns ohne Zuwachs an Lernen und Gebessertsein, ohne Erziehungsfortschritt in höherem Sinne. Und wenn wir nicht lernen, nicht weiter erzogen werden, — nicht mit der Ruthe des Schulmeisters, die leider im Leben überhaupt so oft geschwungen wird, selbst von Solchen, die noch ihrestheils in die Schule des Lebens gehen sollten, — sondern unwillkürlich, unmerkbar, aber um so sicherer: so ist's nicht die Schuld des Dramas als solchen. *Was uns* zu gute kömmt, kömmt dem Ganzen zu gute, das da nicht stillesteht, das vorwärts schreitet, und das, um recht vorwärts zu schreiten, täglich zu lernen hat, wie wir, als sein dienender Theil das Ganze bilden helfen. Das ist der Tag mit seiner „Linie."

Auch das *Lustspiel* mit seinen *endlichen* Zwecken wird diese nie völlig erreichen, wenn es nicht im schönen, reinen Gebilde die Schwächen, die Thorheiten, die Einseitigkeiten und Verkehrtheiten, die eitlen Strebungen u. s. w. in der Absicht zeigt, bessernd und läuternd zu wirken, indem es uns unterhaltend und ergötzlich, lächelnd und lachend, den Spiegel vorhält.

Je gründlicher aber die darstellenden Repräsentanten des Erhabenen und des Scherzes ihrerseits durchgebildet werden und sind, je bewußter sie mit dem Dichter fühlen und denken, ja ihm zuweilen nachzuhelfen wissen: je tiefer und nachhaltiger die Wirkung auf das Publikum. Dann kann *Jener*, dann können *sie*, dann kann *dieses* die tägliche Linie in Wahrheit die ihrige nennen. Und deshalb ist das Theater mit Recht „eine Erziehungsanstalt zur Kunst" — der im Leben wurzelnden, es verschönenden Kunst, — die, eben weil sie eine solche ist, die Masse in die Kreise ihrer reinen Wellen, nicht in den Strudel der Entartung oder Zerstörung zieht.

Aber freilich, — auch *aufklären* soll die Bühne: sie soll in ihrer Weise, in den ihr angewiesenen Grenzen — weiteren, als viele ahnen oder wähnen — an der Aufgabe theilnehmen, das Volk, das durch die Versammlung vor dem Vorhange vertreten wird, über seine wahren Interessen zu unterrichten, — dort vom Kothurn, hier vom Soccus herab, es auf die Höhe des Jahrhunderts mit seinen Kämpfen und daraus sich entwickelnden Ideen, seinem daraus erzeugten, sittlichen Gehalt, zu heben. Je gründlicher die Erziehung, um so leichter und dauernder, um so unmittelbarer die Aufklärung. Jene der Boden, diese die Frucht. Mit Recht ist die Bühne ein Spiegel

Digitized by Google

und zugleich ein Vorbild der Zeit genannt worden. Kein Zweig der Kunst ist so berufen, das Ideal der Zeit lebendig-real darzustellen, es ethisch-schön zu verkörpern, als der dramatische.

Wo hätte die wahre Tragödie nicht hundertfach da gewirkt, zündend, erhebend, — in stillen Zügen, in lauten Worten, die in die Herzen und Geister eindringen, einschlagen? Die tragische Muse wird auch in diesem Puncte den alten Tönen neue beizugesellen haben aus der Tragik der Zeit genommen, wuchtige und ergreifende. Denn auch sie, diese Tragik der Zeit, hat ihre gewaltig zitternden und schwingenden Saiten. Und es ist in diesem Betracht vor Kurzem ein wahres Wort dahin gesprochen worden, daß die Bühnendichtung überhaupt erst dann ihre wunderbare Macht voll auf uns ausübe, wenn sie uns entgegentritt „wie Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein." Nur aber, daß sie die Saiten der Vergangenheit nicht für ganz verklungene halte. Sie alle stimmen zum mächtigen Accord zusammen, der sich oft, da wie dort, erst aus Dissonanzen gebiert. Auch hier soll die Vergangenheit die Gegenwart befruchten zu frischer Lebensäußerung.

Die Komödie aber — was wäre das für ein Lustspiel, das nicht ebenfalls, ja voraus, in das volle Menschenleben, in das Leben der Zeit hineingriffe? Nur daß sie nicht — von der auch ihr gestellten Aufgabe, ein Kultur-Mitelement zu sein, abweichend, ja sie mit Füßen tretend — mit dem leichtfertigen und plumpen Finger des Schablonenthums und des Fabrikmäßigen hineinweise; nur daß sie sich vor allem Greifen in den Schmutz, in den feineren oder gröberen Schlamm der Frivolität, des Ordinären, des eitlen und ekken Sinnenreizes hüte, worin sie (lassen Sie mich es wiederholen) heutzutage zuweilen so weidlich schwelgt! Wohl ist sie von den Fluctuationen und Stimmungen des Tages abhängiger, als die Tragödie, weil sie leichtbeschwingter, beweglicher. Wohl hat sie das scharfe Auge auf die wechselnden Sitten und Anschauungen der Gesellschaft zu richten, sie zu verfolgen und für ihre Zwecke zu verwerthen. Mit den jetzigen Auswüchsen aber hat sie reine Wirthschaft zu machen.

Das Idyll des Häuslichen, des Familienlebens, ist so sehr wesentlicher Bestandtheil der Komödie, daß sie ohne dasselbe einen Hauptzweig ihres Baumes einbüßen würde. Sie wird, indem sie sich auch für ihn aus der Gegenwart nährt, von Zeit zu Zeit immer wieder in die Vergangenheit zurückzugreifen, an ihren besten Gebilden sich zu erfreuen nicht nur wohlthun, sondern auch nöthig haben. Denn sie besitzen durch ihren Werth an sich und als Schilderung von Zuständen, die für die Gegenwart in so mannigfacher Hinsicht von Nutzen, von tiefer Wirkung sind, ihre Berechtigung.

Allerdings darf das Lustspiel nicht lediglich von dem Spruche zehren:

Laßt doch die große Welt nur sausen,
Wir wollen hier im Stillen hausen!

In dem Maße, als die nationale Seite hervortritt und zur Geltung gelangt, als ihr Gesichtskreis sich in uns und für uns erweitert und erhöht: in demselben Maße wird sich auch das moderne Lustspiel nach der Seite des attischen, des aristophanischen hinwenden, sich erweitern und verjüngen, einen frischen, gesunden, neuen Boden gewinnen müssen. Das deutsche Lustspiel wird nachgerade etwas müde werden der ewigen Sauerkrautkost des Kleinbürgerthums — wie es irgendwo ziemlich treffend bezeichnet wurde, — um sich mit freierem Flügelschlag eine stärkendere Nahrung in höherer Sphäre früher oder später zu suchen, das Sittenspiel wird sich über das Situationslustspiel hinauszuheben die Aufgabe haben. Nur daß die politische Satire, die vom öffentlichen Leben unzertrennlich, dies Kennzeichen und Vorrecht des attischen, nicht gemißbraucht werde, sich in ihren Schranken halte. Denn nur alsdann wirkt sie wohlthätig, wirkt sie recht, sicher und rein, erfüllt sie ihre Sendung. Mit dem Erstarken des politischen Bewußtseins schwindet ja auch die weichliche und weibische Empfindlichkeit, die der Mimosa sensitiva gleicht, und am wenigsten im öffentlichen Leben am Ort ist.

Dem Darsteller des Lustspiels ist, bei Licht besehen, ebenfalls eine schwierigere, wenigstens eine umfassendere Aufgabe gesetzt, als dem des Trauerspiels. Dort gilt es noch tiefere Beobachtung des Lebens, der Zeit, der Menschen und Zustände. Er hat, im Dienste seiner heiteren, darum aber nicht minder strengen Muse, Hand in Hand mit dem Dichter sich stets auf dem Laufenden zu halten, sich nicht in sich zu

Digitized by Google

versenken mit dem Pathos des Tragöden, der, wie Tieck sagt, alles aus seiner Phantasie nehmen muß; — er auch seinerseits hat alle Schichten der Gesellschaft kennen zu lernen und zu erforschen, unablässig, consequent; — er hat die Gebrechen, die Fehler und Mängel, die Verirrungen, gleich wie die Vorzüge und Tugenden, die liebenswürdigen Seiten zu entdecken, und diese Entdeckung zu verwerthen und zu bethätigen, für und durch sein Werk, seine Schöpfung. Denn auch er ist ein Schöpfender wie ein Schaffender. Seine eingreifenden edlen Zwecke haben ihn aber vor jeder Ueberschreitung des Anstands, der Kunstwürde zu wahren. Wo bliebe sonst der Künstler? (Der Possenreißer gehört in die Theaterscheune oder Marktbude.)

Seine Aufgabe ist psychologischer, wie socialer Art. Und wenn er diese Aufgabe recht versteht, wie er sie verstehen muß; wenn er die Prosa des Lebens mit der Poesie der Kunst zu vermählen, diese mit jener zu befruchten, beide als künstlerischer Mensch mit einander zu versöhnen, in einander aufgehen zu lassen weiß, — dann wird die Aufgabe eine schöne, wird sein Einfluß nicht minder denn der seines Gefährten, des Dichters, belangreich, ja von unermeßlicher Bedeutung.

---

9. Brief.

Der Satz, daß ein guter Theil der Erdenbewohner nicht an seinem Platze, wird weniger neu, als wahr sein. Wie Viele wünschten schon und wünschen noch täglich die verlorene Jugend zurück, um ein neues Leben zu beginnen, eine andere Bahn einzuschlagen! Ich getraue mich nicht, unsere deutschen Mimen in einem vielleicht ziemlich anständigen Bruchtheile hiervon auszunehmen. „Wenn die Großen unsere Schauspieler betrachten, was können ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente, ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäschermädchen war" ꝛc. ꝛc. — Diese Bemerkung Lessings ist leider! heute noch nicht ganz antiquirt. Ein schöner gaukelnder Traum wird bei manchem bald ausgeträumt, ein süßer Rausch bald der Ernüchterung gewichen sein. Die Prosa des kalten Lebens wird die Poesie des holden Wahns von einer Reihe verlorener Posten früher oder später abgelöst, das Gewässer der Enttäuschung oder äußeren Bedrängniß, die Flackerflamme des Enthusiasmus über Nacht ausgelöscht haben. Das ist ja eben der Jammer, daß von so Vielen das: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet!" recht emphatisch deklamirt und um so schlechter oder eben so schlecht angewandt wird, und daß sie das „Sich prüfen lassen" nicht kennen oder kennen wollen. — Möge jener Bruchtheil kleiner sein, als ich fürchte!

Noch ein Anderes fürchte ich: den Anblick des Ringkampfes wirklicher Kraft mit den Unbilden der Verhältnisse, den Anblick Dieses oder Jenes, der, mit seinem Theil prometheischen Feuers in der Brust, Menschenbildner auf der Welt der Bretter zu werden verspricht oder geworden ist, und dem, an den Felsen geschmiedet, der Geier das edle Eingeweide nagt, sein bestes Herzblut zehrt: der Geier elender äußerer Verhältnisse des Nichtverstandenseins, der Engherzigkeit, der Kabale, des Neides und alles dessen, was dem ähnlich. Der Neid! — „Der Neid der Götter" hieß es im Alterthum. Die „Götter" sind in unserem Falle vielleicht zuweilen auf jenen Brettern zu suchen, in den Theaterhimmel und dessen herniederhängenden Wolken, wo es noch hie und da unbeschränkte Herrscher geben mag. Ich hoffe, daß dieses Bild ebenfalls düstrer sei, als die Wirklichkeit.

Angenommen, es treffe selten, oder besser, es treffe heut zu Tage gar nicht mehr zu: — jedenfalls gibt es Veranlassung, eine Seite hervorzuheben, die an Wichtigkeit und Einfluß keiner nachsteht. Dies ist die Seite des richtigen Erkennens, des richtigen Benutzens und künstlerischen Ausbeutens der Kräfte von der Macht, die, weil sie eine geistige, eine wahrhaft intelligente, keine Schranken kennt, als die geistigen; die von Konvenienz, von Konnivenz, von Gunst nichts kennt, als die Namen; die Jeden in seinen Schranken zu halten, Jedem seine Stelle anzuweisen, zu gewähren und zu wahren weiß; die das Alte nur ehrt, wenn es ehrwürdig, es schützt, wenn es sich die innere Jugend bewahrt hat, nicht die äußere Jugend usurpirt; die Jugend aber nicht übersprudeln läßt, sie fördert, lenkt und hebt, wenn sie eine ächte, die Bürgschaft künftiger Reife in sich tragende ist.

Digitized by Google

Das ist das in einem der vorigen Briefe in Bezug auf Göthe angedeutete Kapitel jener Harmonie der Kräfte, ohne welche kein reiner Klang ertönen, ohne welche keine Kunst, kein Kunstinstitut gedeihen kann. „Der Kräfte schön vereintes Streben", in welchem „Alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt." Es ist das Kapitel jenes Ensembles der — der Einheit in Auffassung des Ganzen und Ausführung im Einzelnen, — der Rollenvertheilung, der Stellenbesetzung nach allen Seiten hin. Was ich Eingangs sagte von allgemeiner Erscheinung, vom Makrokosmus des menschlichen großen Lebens, hat hier im Mikrokosmus der Bühnenwelt die ausgleichende Gerechtigkeit, soweit es Menschen möglich, zu finden.

Die, denen das möglich sein muß, sind keine anderen, als die Bühnenleiter. Sie und nur sie allein haben die Schöpfer des Ensembles zu sein. Und das ist in der weitesten Bedeutung zu fassen, vom Größten bis zum Kleinsten, ohne allen Unterschied. Denn die Bühne ist ein Ganzes.

Steht das Ensemble in lebendigem Organismus, in einheitlicher beseelter Gliederung fest, dann wird es in diesem Bereich mit jenem Liede aus schöner akademischer Jugendzeit weiter heißen:

So sind die Rollen ausgetheilt
Und Alles wohl bestellt;
So wird die kranke Zeit geheilt
Und jung die alte Welt!

Dann gilt der Künstler von Gottes, nicht der von Menschen Gnaden. Nur Recht und Pflicht des Menschen haben hier einzutreten. Beide decken sich.

---

10. Brief.

Ich kenne keinen Fall aus der besten Zeit der Weimarer Theaters (ein Theil aus jener Zeit Goethes steht mir noch aus unmittelbarer Anschauung nahe, wie ihr Schöpfer selbst mir stand), wo in dem in einem früheren Briefe skizzirten Bilde auch nur eine einzige Figur sich nicht mit dem Ganzen verwoben hätte, wo Einer herrschend hätte sein wollen aus eigener Machtvollkommenheit. Nicht einmal im Stillen, glaub' ich, geschweige nach außen. Und können? Eitler Gedanke! Wer hätte unter Goethe den Virtuosen zu spielen gewagt und vermocht?

Einer Rolle, auch der kleinsten, sich schämen oder entäußern wollen, das fiel ihnen nicht ein, selbst dem Größten nicht, wie ich schon in meinem vierten Briefe andeutet. Sie wußten Alle, wem sie dienten: der Kunst; sie wußten es um so tiefer und klarer, weil sie sahen, daß mit ihnen und über ihnen in diesem Dienste noch Einer wirkte: Der Meister.

Die Theatergesetze aller Herren Länder verbannen, glaub' ich, das Bannrecht des Rollenmonopols. Vortrefflich! — Lüften Sie nun ein wenig den Vorhang, schauen Sie in den Hintergrund und Tiefgrund und erfreuen Sie sich, wenn Sie Lust fühlen, an den interessanten Kämpfen des „verjährten" Besitzes, d. h. oft des bejahrten und altersschwachen, und doch so zähen, gegen die bescheidenen, wenigstens berechtigten Ansprüche der frischen Kraft; — erfreuen Sie sich, wenn Sie es vermögen, zum Theil auch an den Waffen dieses Kampfes. Ihr Führer könnte ich, aus guten Gründen, allerdings nicht sein, denn ich selbst habe nie das interessante Terrain betreten. Nur was man so hin und wieder hört oder liest, kann eine Ahnung des kleinen Schauspiels einflößen.

Die heutigen Theaterintendanz-Akten, geschriebene oder ungeschriebene, — wie viele der bezüglichen Fälle mögen sie registriren, wo ein Anhänger, Männlein oder Weiblein, dem man einige sogenannte Hauptrollen, gezwungen oder nicht, anvertraut, den dann vielleicht der Janhagel nach einigen modernen Druckern modern herausgeschrieen und die holde Kritik beweihraucht, dem man damit die Eitelkeit in das unfertige Gehirn hat steigen lassen, wo ein solcher wie ein Pilz hervorgeschossener „Künstler" urplötzlich von den sogenannten Nebenrollen nichts mehr wissen will, sie mit dem Unwillen gekränkten Künstlerbewußtseins, d. h. der Arroganz, zurückweist,

Digitized by Google

und — mit Erfolg zurückweisen wird, wenn es über ihm keinen Mann und Meister gibt. Von den Brettern herunterjagen sollte man das elende Gezücht!

„Siehe dir einmal die eitlen Komödianten an", — schreibt Seydelmann seinem Sohne, — „scharf an von allen Seiten, und ich hoffe, dein gesunder, starker Sinn wird sich ihrer Narrheit fern halten. Nur thörichter Ehrgeiz oder gallige giftige Ruhmsucht führen zu tadelnswerthen Extremen. Eine kleine Rolle, wiederholt, gut und seiner Sache sicher, recht mit Liebe spielen, fördert mehr, als: wie ein Esel auf dem Eise tanzen." —

Ich halte jenen eitlen Komödianten Seydelmanns unter anderen noch das Beispiel des großen Brockmann vor, dem sie die Schuhriemen aufzulösen nicht werth sind. Dem war keine Rolle zu klein und zu unwichtig. Keinem ächten Künstler ist sie das. Nur das Stümperthum hat die Stirn, einen Unterschied zu machen.

Traurig genug für unsere Zeit, wenn sie von Autoritäten nichts wissen wollte, wie sie — man sagt es mir zuweilen — so oft von ihnen nichts wissen will, in selbsteigener Genügsamkeit und Ueberhebung in selbstdiktirter Machtvollkommenheit; voraus ein Theil unserer lieben Jugend. — Ich lebe freudig mit in der Gegenwart; ich weiß ihre Berechtigung, die Berechtigung des jugendlichen Elementes zu würdigen, das finstere Anachoretenthum kenne ich nicht; die frischen Wellen der Gegenwart thun mir wohl. Aber mit nichten ihre trüben, von denen ich mich nicht beschmutzen lassen mag, indem sie so häufig die Vergangenheit als „überwundenen Standpunkt" wegfegen möchten, ohne die Kraft, die Gegenwart mit einer Zukunft zu befruchten. Denn die negative Kraft der Arroganz befruchtet nie; sie verdirbt nur.

Bescheidenheit, Selbsterkenntniß, Unterordnung. — was sind sie anderes, als die ersten Erfordernisse des Strebens, wenn es gelingen soll? Ohne diese Grundlagen baut auch das Talent auf Sand.

Autoritäten, — was sind sie anderes, als die Geister, die an der Spitze stehen durch ihr Wollen, ihre Erfahrung, ihre That, durch ihr Beispiel, das in der That liegt?

Auch ein Seydelmann gehörte unter diese Autoritäten, — er, der mit reinster, bewußtvollster Hingebung, mit dem heiligen Ernste des Kunstjüngers, mit Mühen und Ringen sich zur Meisterschaft der That emporhob. — Auf ihn, den Unvergeßlichen, und auf einen Andern, der Welt viel zu früh entrissenen, nicht minder großen, komme ich alsbald zurück. Beide haben nicht nur die Kunst ausgeübt, wie Wenige: sie haben auch über das Künstlerwesen, seine Würde und Entheiligung nachgedacht. Beide waren unerbittliche Richter, wie überhaupt, so in dem Kapitel dieses kleinen Briefes.

(Schluß folgt.)

Correspondenz aus Dresden.

Ende Juni 1869.

R.D. Wilhelm Lübke beklagt sich in seinem geistreich geschriebenen Aufsatze: „Die moderne Berliner Plastik" mit Recht darüber, daß gewisse Kunstkritiker die ganze Kunstgeschichte nicht selten wie ein Schachbrett in abwechselnd schwarze oder weiße, d. h. realistische oder idealistische Felder eintheilen und nach dieser Doppelschablone Alles betrachten, Alles zuschneiden und beurtheilen. Und es unterliegt in der That keinem Zweifel, daß hier, wie so häufig auch in anderen Fällen, die Wahrheit und das Richtige in der Mitte liegen. Denn wo immer die Kunst ihre edelsten, schönsten und vollkommensten Blüthen getrieben hat, da vereinigen sich beide Elemente, der Realismus und der Idealismus in irgend einer, freilich unendlich mannigfachen, Art und Weise, indem sie einander gegenseitig durchdringen, und so das Höchste, was die Kunst überhaupt hervorbringen kann, ins Leben rufen.

Bis zu einem hohen Grade hat nun bekanntlich Christian Rauch (1777—1857) die genannten beiden Momente der Kunst in sich vereinigt und in seinen Werken zur Darstellung gebracht. Von diesem Hauptmeister der Berliner Bildhauerschule

Digitized by Google

hat aber Professor Ernst Rietschel (1804 — 1861) seine künstlerische Ausbildung empfangen, um alsdann Jahre lang hier in Dresden selbst als Meister an der Spitze einer tüchtigen und rührigen Schule zu stehen, und durch eine Reihe hochbedeutsamer Werke (wir nennen hier nur die Namen Luther, Lessing, Herder, Schiller und Goethe) sich als einen der Ersten im Kunstschaffen der Gegenwart zu bewähren. Diesem leider zu früh verstorbenen Künstler soll nun hierselbst ein Denkmal errichtet werden, wozu bis jetzt nahezu tausend Thaler zusammengekommen sind. Nachdem Seine Majestät der König Johann dem betreffenden Denkmalcomité für diesen Zweck einen geeigneten Platz auf der weltberümten Brühl'schen Terrasse überlassen, ist bezüglich der Projection und Ausführung des Monuments unter den hiesigen Künstlern eine Concurrenz ausgeschrieben worden. In Folge dieser Concurrenz ist Prof. Johannes Schilling, der geniale Schüler Rietschels und gefeierte Schöpfer der „vier Tageszeiten", mit der Ausführung des Denkmals beauftragt worden. Sein Entwurf, ein Gypsmodell, ist gegenwärtig im hiesigen Kunstvereinslokal ausgestellt. Der phantasievolle Entwurf fesselt nicht nur die Theilnahme der rein künstlerischen, sondern auch der weiteren Kreise unserer Residenz, indem das Denkmal bestimmt ist, eine unserer beliebtesten und besuchtesten Promenaden, die Brühl'sche Terrasse, zu schmücken. Glücklich erfunden und aus der gewöhnlichen Denkmalschablone heraustretend, stimmt der allgemeine Charakter des Monumentes in seinem frischen, malerischen Reize zu dem idyllischen Charakter des schönen Aufstellungsplatzes und seiner übrigen plastischen Ausschmückung. Der untere Theil des Postaments ist ein dreischenkeliger Stufenfuß (Dreifuß), der eine Säule mit der Büste Rietschels trägt. Unten an der Säule sitzen drei lebensvolle, kräftige Jünglingsgestalten, die drei Kunstzweige, in denen Rietschel Meister war, versinnbildlichend: das Zeichnen, das Modelliren und die Marmor-, oder überhaupt Steinarbeit. Die Säule wird von drei Reliefs belebt, in denen in weiblichen Gestalten die drei Hauptstoffgebiete des Meisters: die Geschichte, die Religion und die Mythe, angedeutet sind. Wie der Charakter des Platzes gewahrt ist, so ist auch die sinnige Arbeit an sich eine dem Andenken des großen Todten würdige. Zwar bleibt in einem derartigen Entwurfe stets manches noch der endlichen Ausführung vorbehalten; indessen lassen Joh. Schillings bisherige Leistungen auf dem Gebiete der Bildhauerkunst doch schon jetzt mit Bestimmtheit voraussagen, daß für Dresden in dem projectirten Denkmal Rietschels ein neuer trefflicher Schmuck der plastischen Kunst erwächst.

Es sind außerdem gegenwärtig noch sechs Skizzen im hiesigen Kunstvereinslokale ausgestellt, die in Folge einer von der Verwaltung des Fonds für öffentliche Kunstzwecke ausgeschriebenen Concurrenz eingegangen sind. Zweck dieser Concurrenz ist, wie wir vernehmen, die Beschaffung eines Frescogemäldes, die Auferstehung darstellend, für die neuerbaute Kirche zu Eibenstock.

Was unser Theaterwesen anbelangt, so hat sich leider die Aussicht, Frln. Natalie Hänisch unserer Hofbühne erhalten zu sehen, nicht verwirklicht. Die Generaldirection des königlichen Hoftheaters, welche sich wesentlich in den Händen des vielfach und wohl nicht mit Unrecht getadelten Grafen Platen (früher in Hannover) befindet, ist allerdings wiederholt mit Frln. Hänisch wegen eines neuen Engagements in Verhandlung getreten; die junge Sängerin hat aber den ihr nur auf ein Jahr angebotenen Contract nicht acceptiren zu können geglaubt. Wir benutzen diese Gelegenheit, um den Lesern dieser Blätter einige Daten über die künstlerische Laufbahn der hier und an vielen anderen Orten hochgefeierten Sängerin, die ihr Publikum ebenso durch ihre Stimme, wie durch ihr feines und durchdachtes Spiel entzückte, zu geben. Im Jahre 1858 traf Prof. Böhme, der damals in Dresden lebte und in Berlin den Gesangslehrer Teschner besuchte, bei Letzterem ein liebliches, etwa zwölfjähriges Mädchen, welches er so talentvoll fand, daß er ihm sofort das verlockendste Bild von der Bühne entwarf und es selbst für dieselbe heranbildete. Ihren ersten theatralischen Versuch machte die junge Sängerin, es war Frln. Hänisch, im Jahre 1860 zu Rostock; sie war dann ein Jahr am Hoftheater zu Braunschweig, ging später nach Wien, wo sie bei Salvi — und hierauf nach Paris, woselbst sie bei Delsarte längere Zeit umfassende Gesangsstudien machte. Kaum hatte sie ein Engagement am Schweriner Hoftheater angenommen, so wurde sie vom Frhrn. v. Lüttichau an die

Digitized by Google

Hofbühne zu Dresden berufen. Hier nahm die Künstlerin nun volle sechs Jahre eine entschieden ehrenvolle Stellung ein, die leider, wie gesagt, durch die oft verwirrende Hand des Grafen Platen erschüttert worden ist. Als Gast wurde sie bereits in Hannover, Stettin, Danzig, Hamburg, Bremen, Graz, Prag und — so wir nicht irren — auch in München gehört. (?) Die Stimme der Dame, die zweifelsohne zu den besten jetzt lebenden Coloratur-Sängerin gehört, ist ein umfangreicher, bis in das Gebiet der dreigestrichenen Octave hinaufsteigender Sopran, von schönem, vollen Klange, frei von dem spitzen Tone der meisten Coloratur-Sängerinnen, ausdrucksfähig, und, wie ihre Behandlung der Läufe und Triller beweist, auch biegsam.

Frln. Hänisch befindet sich gegenwärtig in Marienbad, sie wird aber im Juli d. Js. nach Hamburg gehen, um daselbst die „Ophelia" des „Hamlet" von A. Thomas zu geben. Vielleicht dürfte sie im Laufe des Sommers auch Wien besuchen.

Vom Büchertisch.

(A. Laun. O. Buchwald. M. Klapp. W. Wattenbach).

** Ein obwohl an Umfang bescheidenes, doch durch seinen Inhalt höchst gediegenes Buch ist A. Launs, „Dichter Characterе" (Bremen Küthmann). Laun ist als Uebersetzer längst vortheilhaft bekannt. In dieser Publication hat er sich zum Gegenstand seiner Betrachtung vorzugsweise Lyriker gewählt, und zwar solche, welche mit reformatorischem Genie auftraten, nämlich A. Chenier, Beranger, Burns, Gray, Luis de Leon, Bryant, Günther und Chamisso. Den Reigen eröffnet André Chenier, der Charlotte Corday besungen und durch seine Angriffe auf Collot d'Herbois und Robespierre den Zorn der Jacobiner erregte; nur wenig Tage vor dem Sturz des letzteren endete er nebst einem anderen Dichter auf dem Schaffot. Chenier gilt heute in Frankreich als Vorläufer und Bahnbrecher der französischen Romantik. Laun findet ihn darin unserem Platen ähnlich, daß er wie dieser niemals populär geworden sei. Cheniers tragisches Schicksal ist von A. de Vigny in einer Novelle „Stello" und vom Belgier E. Wacken in einer Tragödie behandelt. Beranger ist der Zweite. Ueber diesen Dichter, der das Chanson erweiterte und zum Gefäße politisch socialer Tendenzen umschuf, ist viel geschrieben worden. Laun faßt das Bekannte in prägnanter Kürze zusammen und zeichnet das Charakterbild des Abgotts der Nation, bei dessen Begräbniß eine halbe Armee aufgeboten wurde, um eine Demonstration des Volkes zu verhindern, mit liebevoller Hand. Am schlagendsten hat sich wohl Beranger selbst mit dem berühmten Wort gezeichnet: „Hätte je ein Dichter der Druckerpresse entbehren können, so bin ich es." Seine Chansons waren schon vor dem Druck in zahllosen Handschriften verbreitet. Als Seitenstück zu Beranger gibt Laun R. Burns Charakteristik, der mit gleichem Glück in das englische Volksleben hineingriff. Neben diesen Neueren behandelt Laun auch einige ältere Dichter: Luis Ponce de Leon, der spanische Augustinermönch, (geb. 1527) der die Kunstdichtung wieder zum Nationalen zurückführte und fünf Jahre in den Kerkern der Inquisition schmachten mußte, weil er gewagt hatte, das hohe Lied Salamonis in's Spanische zu übersetzen und zu commentiren. Nachdem er mehr als fünfzigmal vor Gericht gestanden, erfolgte endlich die Freisprechung. Des Dichters Lebenskraft aber war in Wurzel gebrochen, und er starb wenige Jahre nachher. — Ferner Th. Gray geb. 1716, der die englische Dichtung wieder zur Natur zurückführte und als Vorläufer vor Burns auch auf unsere deutsche Dichtung nicht ohne Einfluß gewesen ist, namentlich Hölty und Matthisson, Tiedge, Conz und Salis haben dieselbe elegische Naturanschauung bei uns mit Glück cultivirt. Ebenfalls als Erneuerer kann Bryant (geb. 1744) gelten, der Gründer der nationalamerikanischen Poesie. Nachdem Lessing die descriptive Naturpoesie der Tomson, Delille und Haller vernichtet hatte, war die eigentliche Landschaftsdichtung in Mißcredit gerathen. Bryant, beeinflußt von der englischen sogenannten Seeschule, schuf sie von neuem. Es ist nur ein Band von ihm vorhanden, aber das Colorit und die treue Lokalfarbe seiner Dichtungen sichern ihm selbst neben einem Longfellow einen

Digitized by Google

hervorragenden Rang. Den Schluß der Betrachtungen macht Laun mit dem deutsch-französischen Chamisso — der der Romantik neue Stoffe zuführte, und mit dem unglücklichen Chr. Günther, dem „Morgenstern" der deutschen Lyrik. Sein tragisches Schicksal hat in den letzten Jahren viele Literatoren beschäftigt; zu nennen sind die Monographie von Prutz und das Buch O. Roquettes. Launs Darstellung, welche die Gestalten der Dichter aus dem Boden ihrer Nationalität und Zeit herauswachsen läßt, wird außerdem durch Mittheilung häufiger Proben in vortrefflicher Uebersetzung illustrirt und ist dies 17 Bogen starke Buch als eine werthvolle Bereicherung unserer Literaturgeschichte zu bezeichnen.

Wir schließen dieser Besprechung noch die Anzeige eines humoristischen Romans von O. Buchwald an „das neue Gesangbuch" (Hannover. Rümpler.) Der Inhalt desselben ist eine Kleinstädtergeschichte — d. h. obgleich die Vorgänge in einem schlesischen Dorfe spielen, würde die ganze Historie nach ihren Charakteren und Verlauf noch besser in eine kleine Stadt passen. Wenigstens machen diese Bauern, Wirthe, Weinhändler, Pastoren, Candidaten, Junker, Studenten und Mädchen entschieden einen mehr Kotzebue'schen als auerbach'schen Eindruck. Damit möchte ich jedoch keinen Tadel aussprechen, sondern nur die weniger realistische, als trocken humoristische Schreibweise des Autors bezeichnen. Die Bewohner des Dorfs Hartmannswaldau sind in zwei große Parteien geschieden aus Anlaß des neuen Gesangbuches, das der Pfarrer eingeführt hat. Auf seiner Seite stehen die „Fortschrittler" — auf der Seite des Schulzen, der hartnäckig am alten Gesangbuch festhält, die Reaktionäre, vor Allem ein verdorbener Candidat, der nunmehr über Lupinenbau und erbliche Schafkrankheiten Studien macht; dazwischen die große Masse der Unentschlossenen. Daß diesen Montecchi und Capuletti auch Romeo und Julie nicht fehlen, versteht sich von selbst. Die Liebe der Pastorstochter und des Schulzensohns, eines flotten Studenten der Medicin, bringt die streitenden Parteien endlich zur Versöhnung. Besonders gelungen sind die Gestalten des Wirths zum Birnbaum, des Weinreisenden und des alten Candidaten. Die Schreibart ist bei allem Humor manchmal etwas farblos und könnte mit derberem bunterem Localcolorit nur gewonnen haben; im Uebrigen aber liest sich die geschickt gebaute Geschichte recht anziehend, und wir empfehlen den Stoff namentlich allen Lustspieldichtern zur Beachtung.

Wo Leichen fallen, sammeln sich die Adler. Kaum ist die letzte Dynastie der Bourbonen in Europa gesunken, so fallen Touristen, Romanschreiber und Feuilletonisten, die ganze Plänklerkette der eigentlichen Historiker, über diesen pikanten Stoff her, um ihn zu verarbeiten. Aus geistreicher Feder und von einem ständigen Correspondenten läßt man sich dergleichen Zeitbilder wohl gefallen — aber absichtlich eine Reise machen, um aus Eisenbahngeschwätz und Zeitungsklatsch sofort ein Buch zusammenzustoppeln, scheint uns wenigstens eine keine sehr hochstehende Industrie. Indessen diese Art Bücher werden begierig gekauft und verschlungen, und es ist nun natürlich, daß die Eisenbahn sich auch ihre Eisenbahnliteratur geschaffen hat. Die Anzahl solcher schlagfertiger Autoren ist heute Legion, und zählt selbst die achtungswerthesten Namen. — Michael Klapp, der einen achtzehn Bogen starken Band: „Revolutionsbilder aus Spanien" publizirt (Hannover, Rümpler) gehört nicht zu den letzten, und sein funkelnder brillanter Styl, seine detaillirte Kenntniß der Personen und Dinge gibt seiner fesselnden Schilderung einen besonderen Werth. Trotzdem sind auch Capitel der oben angedeuteten Art im Buch, und wenn wir auch nichts weniger sind als Condolenten der gestürzten Wirthschaft, so hätten wir den Gossip im ersten Capitel dem Autor gern geschenkt. Diese Skizzen: das Bourbonennest in Pau, — die Begegnung mit Marfori und Claret — aus dem Roman der Königin rc. enthalten sachlich absolut nichts, als das Echo der spanischen scool for scandal. Werthvoller sind die lebhaften und sachlich interessanten Schilderungen: auf der Puerta del Sol — eine Straßenkomödie — eine Procession der Republicaner nach dem Grabe der vor drei Jahren gefallenen Artilleristen von Madrid, die damals ein Pronunciamento versuchten. Werthvoll und lehrreich ferner ist die Geschichte Riegos, des spanischen Garibaldi — sowie schließlich die Charakterbilder der Revolutionsmänner Prim, Serrano, Topete, Olozaga, Castellar, Garrido. Die „Heerschau" dagegen paßte vortrefflich für das Feuilleton; für ein Buch ist dergleichen zu leicht. — Mit schnei-

Digitized by Google

dender Schärfe wird unter Anderem der spanische Usus gegeißelt, der übrigens auch in Amerika üblich ist, bei einer Aenderung des Systems auch das ganze Beamtenpersonal zu wechseln. So war es von der Regentschaft des Espartero bis zu den Zeiten des Gonzales Bravo. „Ein solcher Verbrauch von Ministern, wie Spanien seit fünfunddreißig Jahren aufweist, ist in der ganzen Völker- und Staatengeschichte etwas Unerhörtes. Man hat statistisch nachgewiesen, daß Isabel von Bourbon während ihrer Regierung nicht weniger als 519 Minister alles in allem verbraucht hat. Durchschnittlich genommen, kommt auf einen dieser Minister ein Regiment von — vierundzwanzig Tagen. Man muß freilich berücksichtigen, daß Isabel von Bourbon schon als ganz kleines Kind angefangen hat, Minister zu wechseln. Wenn nur jeder der 519 Minister auch wirklich 24 Tage regiert hätte! Viele haben es nicht einmal zu dieser Zeitdauer gebracht. Da regierten z. B. nur 22 Tage A. Gonzalez und Goyana, blos 14 Tage der Minister Julian Villaloa, blos 17 Tage General Ferraz, 10 Tage Joaquino Ferraz, 9 Tage Moreno Lopez, 9 Tage blos Sallustiano Olozaga, einmal 19 Tage blos General Narvaez, 5 Tage V. Sancho, 1 Tag General Cordoba und Conte de Cloud. Das ist aber lange noch nicht alles, was kurzweilige Ministerexistenzen in Spanien betrifft. Da war ein Sennor Alava gar blos einige Stunden Minister! Er ging Nachts als neugebackener Minister zu Bett, und als er Morgens aufstand, war er schon altgebacken, er kam nicht einmal an sein Pult im Ministerialgebäude und ward gestürzt, noch ehe er sich so schlecht wie seine Vorgänger bewähren konnte. Am längsten hielten sich unter den Ministerpräsidenten Isabels die Männer des Schwertes, die Generale Narvaez und O'Donnel." — Da wir einmal bei Spanien sind, möge hier noch ein zweites Buch erwähnt werden. Es ist „Eine Ferienreise nach Spanien und Portugal von W. Wattenbach (Berlin, W. Hertz.) Es ist dies anmuthige Buch, das aus Nachträgen zu dem Werk von Germon de Lavigne entstanden, kein bloßer Guide, sondern eine lebendige Schilderung von Land und Leuten. In Spanien hat sich seit dem Bau der Eisenbahnen und der Aufhebung der Klöster schon seit Jahren eine tiefe Umwandlung vollzogen, so daß die älteren Schilderungen von Bourgoing, Hahn-Hahn, Custine ꝛc. nicht mehr passen. Der Weg des Verfassers ging im Frühjahr 1868 durch Frankreich über Perpignan nach Figueras, Barcelona, Valencia, Alicante, Murcia, Cordova, Granada, Malaga, Sevilla, Cadix, dann nach Madrid, Toledo ꝛc., und endlich nach Lissabon, Cintra, Oporto, Coimbra ꝛc. — kurz alle Hauptpuncte werden berührt. Beiläufig sei erwähnt, daß diese ganze Reise noch nicht zwei Monate dauerte. Das Buch liest sich höchst angenehm, und der Verfasser, der mit einem umfassenden cultur- und kunsthistorischen, wie literarischen Wissen, nebenbei auch mit der nöthigen Weltkenntniß ausgerüstet ist, weiß den Leser für alle einzelnen Vorkommnisse seiner allerdings sehr cursorischen Reise zu interessiren.

Wochenbericht über die Münchener Hoftheater.

a) Schauspiel:

⊙ Die Theaterferien sind zwar im schönsten Gange, und so klingt die Ueberschrift dieses Artikels immerhin seltsam. Doch unsere Woche fängt mit dem Mittwoch an, und überdieß versprach ich vor acht Tagen, auf das interessante Gastspiel des Frln. Sigl ausführlicher zurückzukommen. Der Gast trat an drei Abenden in fünf verschiedenen Stücken auf; als „Doris" in Görners: „Eine kleine Erzählung ohne Namen"; als „Nachbarin" in „Das war ich"; als „Frau von Silben in „Das letzte Mittel" von Johanna von Weißenthurm; als „Madame Freude" in Kotzebues „Die Unglücklichen", und endlich als „Geheimräthin Seefeld" in Benedix' „Der Störenfried". Die Vorführung des letztgenannten Lustspiels wurde dadurch ermöglicht, daß für Hrn. Rüthling Hr. Richter den Albrecht Lonau einstudierte. — Frln. Sigl litt sehr durch die gegenwärtigen Gesundheits- und übrigen Verhältnisse unter dem hiesigen Personal; denn wenn auch all die Gerüchte müßige Erfindungen sind, die um ihr Gastspiel auftauchten, soviel ist doch richtig, daß sie

Digitized by Google

zu Rollen greifen mußte, in welchen sie sich nicht immer und überall von der vortheilhaftesten Seite zeigen konnte. „Das war ich"; „Die Unglücklichen", „Das letzte Mittel", welche Dichtungen! Die erstere eine ältere Posse, deren komische Grundidee schon an sich ziemlich widerlich ist und zudem durch ihre dreimalige Wiederholung völlig zu Tode gehetzt wird; die zweite, trotz dem modernisirten Aufputz, mit dem sie Louis Schneider zurecht gerichtet hat, wo möglich noch weniger dieser ernsten Räume würdig, und drittens die Dichtung der sächsischen Prinzessin, im Vergleich zu den beiden vorhergegangenen allerdings ein Riesenwerk. „Das letzte Mittel" ist so recht geeignet, alle Vorzüge der eleganten französischen Komödie ins grellste Licht zu setzen, und von diesem Standpuncte aus bietet seine Wiederholung einiges Interesse: sie gehört in die Reihe der historischen Vorstellungen, wie sie hier mit großem Glück cultivirt werden. Die Ideen unserer Tage sind andere, unsere ganze Denk- und Sprachweise eine verschiedene von der der Lustspieldichterin. Die drei Rollen in diesen Stücken sind wir hier vorzüglich zu sehen gewöhnt durch Frln. Seebach. Ihr ist jene unwiderstehliche Komik in Gesicht und Ton zu eigen, die von unseren Vorfahren so hoch geschätzt war, die heute so selten geworden, und die für die Posse, die gute, alte Posse so unumgänglich nöthig ist. Doch wenn Frln. Sigl nicht über unser Vorbild hinauskam, so ist das sehr gut und durchaus nicht von Nöthen. Durch ihr Engagement hier soll nicht Frln. Seebach ersetzt werden, sondern Frln. Denker. In diesen letzteren Kreis ragt der Gast herein, und wenn Frln. Denker in wohl nicht allzu langer Zeit ihre verdienten Lorbeeren zusammenraffen möchte, so wäre für dies Ereigniß durch ein Engagement des Frln. Sigl über alles Erwarten hinreichend gesorgt. Den Beweis dafür lieferte der Gast in den beiden Lustspielen von Görner und Benedix. Das Organ des Fräuleins verräth zwar, daß es in der Schulzeit der Schauspielerin einer fleißigen Pflege ermangelt habe; es klingt rauh und unsympathisch, ohne jene Mitteltöne, die gerade der Frauenstimme einen unsagbaren Reiz verleihen. Ebenso bewirkte der längere Aufenthalt an den norddeutschen Bühnen etwas uns Fremdartiges in Ton und Aussprache. Ich bitte mich nicht mißzuverstehen. Wir erhalten das größere Contingent unserer Darsteller aus dem Norden; ihnen, in den meisten Fällen, wird es leichter, jeden Anklang an Dialect zu vermeiden. Frln. Sigl hat manches angenommen, was Andere droben ablegen, und so merkt man ihrer Art zu agiren an, daß sie ihr selber fremdartig, ihr nicht eigenthümlich sei; dies wollte ich gerügt wissen, das Angenommene und doch nicht in ihr eigenstes Wesen Uebergegangene. Auch zerreißt sie zu sehr die Sätze im Dialog und wendet die Pause des Athemholens häufig zur Unzeit an. Nach diesen Worten wohlgemeinten Tadels auch das ernsthafteste Lob. Und das ist unbedingt ihrer „Medizinalräthin" in Görners reizendem Lustspiel zu zollen. So schön dies letztere an und für sich schon ist, ebensoviel gewinnt es dazu durch ein gelungenes Spiel und gewann es demnach hier. In der Erzählung an ihren Gatten entfaltete der Gast Töne von einer Weichheit und Innerlichkeit, die wir in keiner der späteren Vorstellungen an ihr wahrnahmen; ein Beweis, daß die Bühnendichtungen, in denen sie über ihr ganzes Können gebietet, uns noch nicht mit ihr vorgeführt wurden. Auch ihr „Störenfried" zeigte von großer Meisterschaft. Sie forcirte die „Geheimräthin" nicht; sie gab sie als Dame von jener niederträchtigen Gutmüthigkeit und Zudringlichkeit, unter der wir lebenden Menschen ja fast jede Stunde des Tags und der Nacht zu leiden haben, mit jener Bonhommie der sogenannten guten Gesellschaft, die dem Mitmenschen das Blut tropfenweise aussaugt, immer mit dem süßesten lächelnden Antlitz dabei; sie weiß nicht, was sie thut, sie versteht es nicht besser. — Unterstützt wurde der Gast vom einheimischen Personal theilweise in ausgezeichneter Weise. Die HH. Christen, Herz und Lang erweckten durch ihr verschiedenes Unglück schallendes Gelächter, Hr. Herz' „Lebrecht Müller" im „Störenfried" ist bekannt, und der „Medizinalrath" Christens in der „Erzählung ohne Namen" sucht seines Gleichen.

b) Oper:

△ Am 27. Juni beschloß die Hofbühne ihre Vorstellungen vor Beginn der Ferien mit Richard Wagners „Meistersinger von Nürnberg." Trotz des lang ersehnten Sommerwetters, trotz der bedeutend erhöhten Preise und des auf-

Digitized by Google

gehobenen Abonnements bewährte das Werk abermals seine volle Zugkraft, denn das Haus zeigte sich in allen Räumen gefüllt, und gute Sitzplätze waren in zweiter Hand schon Mittags ein Gegenstand gewinnbringender Agiotage geworden. — Die Ausführung des Werkes, bei welcher die erneute Mitwirkung des Hrn. Franz Betz vom Hoftheater zu Berlin, des Schöpfers des Hans Sachs, ein erhöhtes Interesse bot, muß — einige kleine Unglücksfälle, die dem größeren Publikum entgangen sein mögen, ausgenommen — als eine nahezu vollendete bezeichnet werden, selbst wenn man den höchsten Maßstab anlegen wollte. — Den Dirigentenstab führte diesmal Hr. Musikdirector Hans Richter. — Nächst Hrn. v. Bülow dürfte es wohl keinen deutschen Kapellmeister geben, der mit dem organischen Aufbau der „Meistersinger" so innig vertraut wäre und zugleich so befähigt, den Intentionen des Componisten nach jeder Seite hin gerecht zu werden, wie Hr. Richter. Die Durchführung war denn auch von solch künstlerischer Sicherheit und geistigem Schwunge begleitet, als ständen die „Meistersinger" schon zehn Jahre auf dem Repertoir und Hr. Richter führe ebensolange den Dirigentenstab. — Auf das Werk selbst oder die Einzelleistungen der Mitwirkenden, die ja dieselben geblieben, näher einzugehen, ist um so weniger nöthig, als dieß Alles schon früher erschöpfend besprochen wurde. — Ein Jeder, vom Meister bis zum letzten Lehrbuben herab, war auch dießmal bemüht, seiner Aufgabe möglichst gerecht zu werden und zum Gelingen des Ganzen beizutragen. Die stellenweise stürmischen Beifallsbezeugungen und die wiederholten Hervorrufe des Sängerpersonals nach jedem Acte bildeten nicht nur für die Popularität des Werkes, sondern auch für den Werth der Gesangsleistungen ein vollgültiges Zeugniß, dem gegenüber einige vereinzelte, geradezu kindische Zischversuche sich sonderbar genug ausnahmen.

Die Intendanz der Münchener Hofbühne kann mit gerechtem Stolz auf die in verhältnißmäßig kurzem Zeitraum nacheinander erfolgten Aufführungen von „Tannhäuser", „Lohengrin", „Tristan" und „Meistersinger" zurückblicken. Sie alle dürfen unbedenklich als Musteraufführungen bezeichnet werden. Wo wäre auch gegenwärtig in Deutschland das Theater, welches Aehnliches in so schöner Vollendung zu bieten vermöchte? — Wer gleichwohl derartige Resultate nicht zu würdigen vermag, der laborirt entweder an allzu oberflächlichen Kenntnissen hinsichtlich des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Bühne, oder an allzu tiefgehender Leidenschaftlichkeit, an *jener* anrüchigen Leidenschaftlichkeit, der es Vergnügen bereitet, alles Gute zu ignoriren, während sie untergeordnete und schwer zu verhütende Mißstände als Hauptsache proclamirt.

Aufruf

an sämmtliche Musiker Deutschlands zur Bildung eines allgemeinen deutschen Musiker-Vereins.

Zweck: a) Hebung der Tonkunst zur Verbesserung der materiellen Lage der Musiker; b) Gründung von Kranken-, Sterbe- und Pensions-Cassen in Anschluß an den Centralverein in Berlin.

Seit zwei Jahren besteht in Berlin zu den genannten Zwecken ein Musikverein, welcher jetzt fünfhundert Mitglieder, darunter die HH. Hofkapellmeister Eckert, Prof. Stern, die kgl. Musikdirectoren Lewandowski, Bilse u. A. zählt. Der Verein hat in der kurzen Zeit seines Bestehens seine Lebensfähigkeit glänzend bewiesen, und überhaupt durch seine Leistungen dargethan, daß die Musiker im Stande sind, durch eigene Kraft eine Verbesserung ihrer materiellen Lage zu erwirken. Seit Jahren ist das Ziel fast aller Zweige der Handwerker dahin gerichtet, eine Lohnerhöhung zu erreichen. Nur die Musiker, welche vermöge ihres künstlerischen Berufes zunächst das Recht beanspruchen sollten, ein menschenwürdiges Dasein zu leben, sind seit dreißig Jahren durch Zusammenhanglosigkeit, Mangel an Einsicht und Verständniß ihrer reichen Mittel, durch gegenseitiges Herabdrücken der Gagen und täglichen Verdienste mehr und mehr zurückgekommen. Sie haben sich durch Speculanten ausbeuten lassen, und während diese in kurzer Zeit bedeutende Capitalien erworben, konnten die Mu-

Digitized by Google

siker es nicht dahin bringen, bei den bescheidensten Ansprüchen mit Familie leben zu können.

Musiker Deutschlands! Ist ein solches Leben ein genügender Ersatz für Eure begeisterte Hingebung an die heilige Kunst? Sind das die Früchte Eures Fleißes und der unsäglichen Mühen? Die besten Musiker haben bereits zu Hunderten Europa verlassen, um sich in einem andern Erdtheile eine bessere Existenz zu gründen. Die in einzelnen Städten bestehenden Vereine können dem allgemeinen Uebel nicht abhelfen; da kann nur gemeinsames Streben, festes collegialisches Zusammenhalten Aller zum Ziele führen.

Der Vorstand des Vereins zur Unterstützung Berliner Musiker in Krankheitsfällen fordert sämmtliche Musiker Deutschlands, besonders in den größeren Städten, hiedurch dringend auf, sofort zusammen zu treten, um Vereine zu den im Eingange angegebenen Zwecken zu gründen. Wo bereits Vereine bestehen, werden die Vorstände höflichst ersucht, mit dem Berliner Verein behufs Verständigung und gemeinsamen Handelns in Verbindung treten zu wollen.

Der unterzeichnete Vorstand ist gern bereit, jedem Verein von außerhalb die eingehendste Auskunft zu geben, und unsere Statuten, die von den Behörden als Muster anerkannt sind, zur Einsicht und Kenntnißnahme zu übersenden.

Briefe erbittet der Vorstand, unter Beifügung von 5 Sgr. in Postmarken zur Deckung der Kosten an folgende Adresse franco:

„An den Vorstand des Vereins zur Unterstützung Berliner Musiker in
„Krankheitsfällen z. H. des kgl. Musikdirectors Hrn. L. Lewandowski,
„Neue Königinstraße 13."

Berlin, im Mai 1869.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Berlin. Die Ferien der k. Bühne dauern für das Ballet bis zum 5. August, für die Oper bis zum 11. August und für das Schauspiel bis zum 14. August.

Berlin. Es liegt in der Absicht, bei der musikalischen Section der k. Akademie der Künste, mit welcher bisher nur eine Schule für musikalische Composition verbunden gewesen ist, auch eine Schule für ausübende Tonkunst einzurichten. Zu diesem Ende ist, an Stelle des vor Kurzem verstorbenen Musikdirektors Bach, Joseph Joachim in die Section berufen, um die Leitung der Abtheilung für Instrumentalmusik zu übernehmen. Für die Leitung der Abtheilung für Vocalmusik ist Prof. Julius Stockhausen ausersehen. — Der musikalische Nachlaß des verstorbenen Direktors des k. Instituts für Kirchenmusik in Berlin, August Wilhelm Bach, ist nun, wie der „Börs.-Cour." meldet, soweit geordnet, daß in einigen Tagen ein gedruckter Katalog über denselben erscheinen wird. Unter den höchst werthvollen Autographen von Sebastian Bach und den Kirchencompositen seiner und späterer Zeit hat sich auch ein eigenhändig geschriebenes Flöten-Concert von Friedrich dem Großen vorgefunden. Es reihen sich hieran noch eine große Anzahl höchst werthvoller Compositionen aus dem Gebiete der weltlichen Musik. Ferner ist ein sehr interessanter Briefwechsel vorhanden. Die Erben sollen die Absicht haben, diesen Nachlaß zur Versteigerung zu bringen.

Berlin. Der Componist und Musiklehrer A. W. Blumenfeldt hat eine zweiaktige komische Oper „Künstlerleben" vollendet, welche bereits bei mehreren Bühnen zur Aufführung eingereicht worden ist. Sechs singende Personen bilden den gesammten Apparat des Stückes, und die Musik soll sehr ansprechend sein.

Boston. Das hiesige Musikfest hat am 16. Juni begonnen. Gegen 50,000 Personen hatten sich als Zuhörer eingefunden. Die Ouvertüren wurden unter der Leitung der Herren Eichberg und Zerrahn effectvoll gespielt. Aber die größte Wirkung machten die Soli, welche Madame Parepa Rosa sang.

Brüssel. Den Aspiranten des heurigen prix de Rome ist die Composition einer Cantate: „La dernière nuit de Faust" (von Gustav Lagge) aufgetragen worden.

Digitized by Google

Darmstadt. Weißheimers große Nationaloper „Theodor Körner", Dichtung von L. Otto-Peters, ist vom hiesigen Hoftheater definitiv angenommen und soll daselbst in glänzender Ausstattung in Scene gehen.

Eisenach. Zur Errichtung eines Denkmales für Johann Sebastian Bach in seiner Geburtsstadt sind bis jetzt im Ganzen 1427 Thaler eingekommen, und Se. Maj. der König von Preußen hat 300 Thlr. in Aussicht gestellt, sobald das Unternehmen eine die Ausführung sichernde Betheiligung gefunden.

Hamburg. Die Gedenktafel für F. Mendelssohn-Bartholdy, welche, wie wir kürzlich erwähnten, vom Bildhauer G. A. Roth angefertigt wurde, ist an dem Geburtshause des berühmten Componisten, Michaelisstraße Nr. 14, in feierlicher Weise unter den Klängen eines von Blechinstrumenten vorgetragenen Chorals von Mendelssohn enthüllt worden.

London. In diesem Augenblicke ist hier eine Ausstellung von Oelgemälden Dorés veranstaltet, der in der englischen Hauptstadt einer besonderen Gunst und vieler Geldeinnahmen sich erfreut. Unter den ausgestellten Bildern befinden sich „Das Sterbebett Rossinis", „Titania" aus dem „Sommernachtstraum", die „Engelshörner" bei Rosenlaui im Berner Oberland und „Francesca da Rimini".

Lublin. Eine neue Oper, „Graf Morin", Text von Weinbach, Musik von Adolph Bauer, wurde unter vielem Beifall aufgeführt. Der Componist, ein Schlesier, war früher Capellmeister in einem russischen Regimente und übersiedelte später nach Lublin.

München. Die kürzlich von der „Neuen Freien Presse" gebrachten Nachrichten bezüglich eines zwischen Fräulein Ziegler und der k. Intendanz des hiesigen Hoftheaters neu abgeschlossenen Vertrages und der zu diesem Behufe gepflogenen Präliminarien entbehren, wie uns aus kompetenter Quelle berichtet wird, jeder Begründung, da die ganze Angelegenheit noch in der Schwebe ist. Ebenso verhält es sich mit dem Entlassungsgesuche des Herrn v. Bülow, insoferne auch diese Frage bisher zu keiner endgiltigen Entscheidung gediehen ist. — Seine Majestät der König ließen nach Aufführung von Wagner's „Tristan und Isolde" der Direktion, sowie dem Sänger- und Orchesterpersonale seine vollste Anerkennung aussprechen; außerdem erhielt Herr Vogel eine Busennadel und Frau Vogl ein Bracelet — Da das von der k. Hoftheaterintendanz in's Auge gefaßte Project, während der Kunstausstellung und bis zur Wiedereröffnung des großen Hauses im Residenztheater eventuell zwei Vorstellungen an einem Tage zu geben, von mancher Seite in der Art mißdeutet werden könnte, als handle es sich hiebei um eine kleinliche und einer Hofbühne unwürdige Finanzspekulation, so wird es kaum überflüssig erscheinen, wenn wir unseren Lesern das thatsächlich leitende Motiv mittheilen. Sollte sich nämlich bei sehr großem Fremdenverkehr ein lebhafter Zudrang zum Theater ergeben, so könnte, im Hinblick auf den beschränkten Raum des Residenztheaters, nur ein kleiner Theil des nach Billeten verlangenden Publikums befriedigt werden. Um nun diese fatale Situation thunlichst zu umgehen, gedenkt man beim Eintritte des genannten Falles an einem Abend zwei Vorstellungen zu geben, und zwar als erste (um 6 Uhr) ein Schauspiel, als zweite (um 8 Uhr) eine Oper. Demnach läßt sich in dem Vorhaben der Intendanz nur eine dankenswerthe Rücksicht auf die Wünsche des Publikums erblicken. (Bayer. Landesztg.)

Paris. „Der polnische Jude" von Erckmann-Chatrian ist nun auf dem Cluny-Theater im Licht der Lampen erschienen, wie sich von selbst versteht, mit großartiger decorativer Ausstattung. Der erste Akt ist bis zur Ermüdung langweilig, der dritte und letzte unwahrscheinlich, der zweite dagegen enthält ganz ungewöhnliche Schönheiten. — Im Dejazet-Theater ist „Der Don Quixote der Ehemänner", ein erster dramatischer Versuch, nicht übel ausgefallen. Das Stück ist eine unterhaltende Schilderung der heutigen Sitten und hat Herrn Franz Beauvallet zum Verfasser, dessen Vater Leo „Zur See und zu Lande" schrieb, während der Großvater Peter Franz am Conservatorium wirkte. „Das Vaterland, Abend-Ausgabe" ist eine Parodie von Sardous berühmtem Stück. Die Verfasser, Leprevost und Plan, haben ihre Arbeit durch mehrere lebendige und geistreiche Scenen dem Publikum annehmbar gemacht. Wir wollen die Notiz anfügen, daß man auch in Brüssel eine Parodie von Sardous „Vaterland" spielt. Sie ist von Boisselot und hat den Titel: „Kein Geld, kein Vaterland". — „In den Champs Elysées" ist ein geistreiches Phantasiestück von Amedée de Jallais und Alexandre Flan, das von dem reizenden kleinen Sommertheater der Folies Marigny in Scene gesetzt worden ist. Cagliostro befindet sich unter den handelnden Personen und ist „der Maschinist" des Stücks. In der ersten Scene, die in seiner Zeit spielt, sitzt er mit Beaujon, dem berühmten Generalpächter, bei Tisch. Beaujon hat sich in das Bildniß Olympias, einer der schönsten Courtisanen aus der Zeit Ludwigs XIV., verliebt. Durch Magie bringt Cagliostro die todte Frau zum Leben und versetzt sie und ihren Liebhaber in unsere modernen Tage. Sie besuchen den Circus der Kaiserin, die Ausstellung, den Garten Mabille und andere Erholungsplätze, die auf Beaujons

Digitized by Google

Besitzungen errichtet worden sind. Trotz allem Wechsel bleibt Olympia eine kalte herzlose Frau und Beaujon entdeckt in der Lebensweise der Vergangenheit und der Zukunft wenig, was vor seiner Zeit den Vorzug hätte. — Zwei Neuigkeiten des Gymnase finden im englischen Athenäum beifällige Erwähnung und lassen sich auch deutschen Bearbeitern empfehlen. Die eine: „Mein Erster“ ist ein einaktiges Lustspiel von Gustav Bondon. Ein Mann, der eine Wittwe geheirathet hat, findet die Vergleiche, die seine Frau zwischen ihm und „ihrem Ersten“ anstellt, nicht nach seinem Geschmack. Er greift zu einer List und redet seiner Frau ein, daß ihr erster Mann noch lebt. Ihr Schreck verräth ihm, daß sie des „theuren Dahingeschiedenen“ nicht mit Liebe gedenkt und ihn nur deßhalb gelobt hat, um ihren zweiten Mann zum Guten anzuhalten. In dem zweiten Stück: „Unschuldige Lügen“ von Clairville und Octave Gastineau ist ein Vater mit einer Tochter gesegnet, die in jeder Beziehung die reine Kindlichkeit und Unschuld ist, aber eine ihrer Tugenden, die Wahrheitsliebe, auf die Spitze treibt. Der Unannehmlichkeiten müde, die daraus hervorgehen, führt er ihr zu Gemüthe, daß man kein Ding übertreiben und sich zuweilen eine unschuldige Lüge erlauben darf. Der Same, den er ausstreut, fällt auf fruchtbaren Boden, und seine Tochter befolgt seine gute Lehre mit einem Eifer, der ihn schwer bereuen läßt, sie wegen ihrer Wahrheitsliebe getadelt zu haben (Europa.)

Paris. Pasdeloup hat vor dem Antritt seiner Reise nach Deutschland die Partitur einer fünfactigen Oper von Victorien Joncières gehört und zur Aufführung angenommen. Der Text zu diesem Tonwerk ist von Nuitter und Beaumont nach Bulwers Roman „Die letzten Tage von Pompeji“ bearbeitet. Die Oper wird unter dem Titel „Nydia“ nächsten Herbst in Scene gehen. (Südd. Mus. Z.)

Petersburg. Die nächste Saison der russischen Oper wird an Neuigkeiten Salomans „Rose der Karpathen“ und eine vieractige Oper „Die Macht des Teufels“ von Séroff bringen.

Vermischtes.

Frau Lucca, welche den vor einigen Wochen angetretenen mehrmonatlichen Urlaub noch zu keiner Erholungsreise benutzte und sich bis jetzt noch in Berlin aufhält, liegt in einem Prozeß mit dem Concertunternehmer in London, der sie nicht nur für diese Saison, sondern noch auf mehrere Jahre engagirt hat und sie, trotz eingesendeter Atteste berühmter Aerzte, daß ihr wegen ihres Halsübels das Singen jetzt untersagt ist, von ihren Verpflichtungen noch immer nicht entbinden will. Er verlangt von ihr eine sehr bedeutende Conventionalstrafe, man sagt 30,000 Thlr., wenn sie jetzt nicht in London singt. Bemerkenswerth ist es, daß erwähnter Unternehmer der Frau Lucca ein sehr bedeutendes Honorar für die vorjährige Saison noch schuldet.

Die Wittwe Rossinis hat bekanntlich den musikalischen Nachlaß ihres Mannes en bloc um 150,000 Francs verkauft, und gleichfalls bekannt ist, daß Pacini, welcher den Text zu sehr vielen Compositionen geschrieben, seinen Antheil von der Verkaufssumme beanspruchte hatte, Der Librettist ließ sich nicht durch die ungehörige Bemerkung der Wittwe, daß seine albernen Worte ohne die Musik ihres Mannes keinen Sou werth seien, abspeisen, sondern wollte seine Ansprüche vor Gericht geltend machen. Aus Achtung vor dem Namen des berühmten Todten intervenirten die Freunde und bewirkten wenigstens so viel, daß der leidige Handel vor einem Schiedsgerichte der Gesellschaft der Schriftsteller und Componisteure ausgetragen werden soll. Dadurch wird vielleicht der Scandal etwas geringer. Die ganze Welt ist darüber einig, daß sich die Wittwe Rossini schon mit der Millionen-Erbschaft ihres Gemals hätte begnügen können, ohne sie noch durch eine relativ geringe Summe vermehren zu müssen.

Das „Mag. f. d. Lit. d. Ausl.“ berichtet: „Von dem berühmten süddeutschen Erzähler Otfrid Mylius (Karl Müller in Stuttgart) ist unter dem Titel „Die Irre von Eschenau“ eine anziehende Hofgeschichte aus der Zeit Karl Eugens von Würtemberg, des bekannten schwäbischen „petit tyran“, erschienen. Man erkennt in dieser Geschichte, welcher durchweg wahre Ereignisse zum Grunde liegen, die Keime der Gedanken, die dem jungen Schiller bei der Anlage seines Trauerspiels „Kabale und Liebe“ das Herz bewegten. *)

*) Hierbei scheint aber dem Referenten ein kleiner Irrthum passirt zu sein. Das dort gegebene Resumé der Begebenheit, die — irren wir nicht — auch von Otto Müller schon behandelt worden ist, paßt nicht entfernt zu Kabale und Liebe. Den wirklichen Stoff zu genannter Tragödie behandelt vielmehr ein neuerdings erschienenes Lustspiel „Schiller in Bauerbach“. D. Red.

Digitized by Google

Unter dem Titel „Rivista Sicula di Scienze, Letteratura ed Arti“ erscheint seit Anfang d. J. in Palermo (bei Luigi Pedone Lauriel) eine Monatsschrift, welche sich das dankbare und fruchtbare Ziel gesetzt hat, das herrliche Eiland mit seinen literarischen und Kunstschätzen der allgemeineren Kenntniß zu erschließen und die besonderen Interessen Siciliens würdig zu vertreten. Die bisher erschienenen Hefte lassen erkennen, daß dies Ziel mit Umsicht, Ernst und Gediegenheit erstrebt wird. Wir finden unter den Mitarbeitern die ersten Namen der sicilischen Gelehrtn und Schriftsteller; und zwar nicht blos, wie so manchmal diesseits und jenseits der Alpen, als bloße Namen, sondern als thätig Beitragende. So gibt Micheli Amari, der berühmte Verfasser der Storia dei Musulmani di Sicilia, eine Reihe von Aufsätzen, in denen er arabische Inschriften in Sicilien mittheilt, erläutert und nach ihrer culturhistorischen Bedeutung verwerthet. Salesio Balsano, ein hervorragender Vertreter Siciliens im italienischen Parlamente, gibt nationalökonomische, Pietro Salis kritisch-literarische Beiträge von Werth. Das Märzheft enthält aus der Feder von Pietro Blaseona eine sehr anziehende Uebersicht der Nordpol-Expeditionen, worin die Fahrt der Germania unter Capitän Koldewey anerkennend gerühmt und im Anschluß daran mitgetheilt wird, daß die italienische Regierung die Absicht habe, zu der neuen, diesjährigen Expedition der „Germania“ einen oder zwei Offiziere ihrer Marine abzuordnen. — Wir behalten uns vor, auf die Rivista Sicula, der wir den besten Erfolg wünschen, bei Gelegenheit zurückzukommen. (M. f. L. d. A.)

Die Geschichte Napoleons I. von P. Lanfrey, welche so viel Aufsehen gemacht, erscheint gegenwärtig in einer deutschen Uebersetzung von C. v. Glümer (Berlin, A. Sacca Nachfolger). Die erste Lieferung enthält eine Einleitung von Adolf Stahr, worin dieser darauf hinweist, daß das Urtheil Lanfreys über Napoleon genau mit der Charakteristik übereinstimmt, welche bereits im Mai 1813 J. G. Fichte in der letzten seiner drei Reden über den Begriff des wahren Krieges von dem corsischen Eroberer gegeben. (M. f. d. L. d. A.)

Ponsards Monument, an dessen Vollendung der Bildhauer Geoffroy Dechaume arbeitet, wird bis zum Juli in Paris aufgestellt sein.

Professor Gustav Bläser in Berlin hat die für New-York bestimmte Büste Alexander von Humboldts nahezu vollendet, und wird dieselbe sodann von Howaldt in Bronze gegossen werden. Es ist dem Künstler gelungen, eine Kolossalbüste herzustellen, welche edelste Auffassung des historischen Charakters mit individuellster Lebendigkeit und Porträttreue verbindet. Die Büste selbst ist, in Hermenform gehalten, 4 Fuß hoch und kommt auf ein etwa 9 Fuß hohes, einfaches, granitnes Piedestal zu stehen.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg wird der erste Band von Varnhagen v. Enses „Tagebüchern“, welcher sich mit der Zeit von 1854—1855 beschäftigt, ausgegeben.

Bei Dentu in Paris erschien mit einer Widmung an Sainte-Beuve ein Band gemüthvoller Novellen unter dem Titel „Les femmes qui aiment, par Fortunio“. Verfasser ist ein Mitglied des kaiserlichen Consularcorps, Paulin Niboyet, ein fleißiger Romanschriftsteller, welcher für deutsche Leser durch die in seinen Schriften ausgesprochenen Sympathien für Deutschland, deutsche Sitte und Art ein gewisses wahlverwandtschaftliches Interesse hat. Eine der obengenannten Novellen, die erste, spielt auch in Deutschland, in Leipzig.

Bogumil Golty' neuestes Werk: „Die Weltklugheit und die Lebensweisheit“ ist nunmehr in zwei Bänden bei O. Janke in Berlin veröffentlicht worden.

Rosens neuestes Lustspiel: „Des Nächsten Hausfrau“ ist vom Berliner Hoftheater zur Aufführung angenommen worden. Auch im Wiener Karltheater wird das Stück nächsten Herbst mit Fräulein Kronau und Herrn Ascher gegeben werden.

Einträglicher Correspondentenposten. Wie man hört, erhält der „Times“-Correspondent in Paris einen jährlichen Gehalt von 3000 Pfd Sterl (20,000 Thlr. Pr.) und außerdem noch Ersatz der Repräsentationskosten. So z. B. bezahlt die reiche englische Zeitung täglich zwölf Couverts am Tische ihres Correspondenten. Der glückliche Inhaber dieses Platzes, mit manchen Gesandtenposten vieler Staaten kaum zu vergleichen, ist ein Irländer, Namens Meagher, der früher am spanischen Guerillakriege theilnahm.

Im Nachlasse Grisars fanden sich sechs nahezu vollendete Opern, nämlich: 1) Riquet à la houpe, 4 Acte, Gedicht von Sauvage; (bestellt von Perrin für die große Oper, wie eine von Grisar beigefügte Note sagt); 2) Rigolo, komische Oper in 1 Akt von Pellier; 3) l'Oncle Salomon, in 3 Acten von Najac; 4) les Contes bleus in 3 Acten von Lockroy und Cogniard; 5) Affrajo, seriöse Oper in 3 Acten von Najac; 6) le Parapluie, in 3 Acten und 9 Tableaux von Denlin und Najac.

Wagners „Rienzi“ ist in Paris 25mal aufgeführt worden und hat im Ganzen 61,570 Frcs., somit jede Vorstellung durchschnittlich 2462 Frcs. eingetragen.

Digitized by Google

(Preis-Ausschreiben.) Für die Composition der Preisgedichte „Siegesfeier der Freiheit" von Heinrich Weber und „Grandson 1476", Cantate par F. Oyer-Delafontaine, hat das Central-Comité des eidgenössischen Sängervereins ein Preisausschreiben unter folgenden Bestimmungen eröffnet: 1) Die Gesammtchöre sind in einfacher Tonform, in leicht ausführbarer, volksthümlicher Fassung zu halten, wobei das volle Orchester verwendet werden darf. Die schwierigeren Tonformen dagegen sind den Halbchören und Soli zuzutheilen. 2) Die vorzüglichsten Werke sollen auf Vorschlag eines hiefür zu ernennenden Preisgerichts mit Preisen gekrönt werden. Das Eigenthum auch der gekrönten Werke bleibt den Componisten. Der eidgenössische Sängerverein macht nur den Vorbehalt einer ersten Aufführung, wofür der Abdruck in das Festheft beansprucht wird. 3) Die Compositionen sind, mit einem Motto versehen und von einem verschlossenen Zettel begleitet, der dasselbe Motto trägt und den Namen des Componisten enthält, an den Präsidenten des Central-Comités Herrn Professor Fr. Laug in Solothurn einzusenden. Termin zur Eingabe bis 30. September 1869. Componisten, die allenfalls Abänderung der Dichtung wünschen, mögen sich deßhalb an die betreffenden Dichter wenden.

Albert Lindner, der rühmlichst bekannte Dichter von „Brutus und Collatinus" ꝛc., hat wiederum ein zweiaktiges Lustspiel „Puck in Briefen" vollendet.

Georg Herwegh trifft in den nächsten Tagen in Wien ein, um der Vermählung seines Sohnes der die Stelle eines Eisenbahn-Ingenieurs in Siebenbürgen bekleidet, beizuwohnen. Von Wien aus begiebt sich der Dichter zum Curgebrauche nach Karlsbad, woselbst er die Uebersetzung der römischen Stücke von Shakespeare im Auftrage der Shakespeare-Gesellschaft zu vollenden gedenkt.

Von dem „Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft" erschien der 4. Jahrgang (Berlin, G. Reimer), welcher ebenso wie die früheren sich durch reichen Inhalt auszeichnet.

Die unlängst verstorbene Frau Prof. Hermine Stilke hat noch kurz vor ihrem Tode Illustrationen zu noch ungedruckten Goetheschen Gedichten, im Privatbesitz des Sanitätsraths Dr. Lutze zu Cöthen sich befindend, vollendet, welche derselbe in einer Prachtausgabe, die Ende September dieses Jahres (im Verlage der Lutzeschen Klinik zu Cöthen) erscheint, auch weiteren Kreisen und Verehrern der Künstlerin zugänglich machen wird.

Wie aus Paris geschrieben wird, ist für Lamartines Denksäule die Summe von 18,043 Frs. eingegangen. Die „France", die „Liberté" und der „Constitutionnel" machen einen letzten Aufruf an ihre Leser, damit diese Summe bis auf 20,000 Frs. gebracht werde. Die Statue Lamartines soll durch den vortrefflichen Bildhauer Adam Salomon ausgeführt werden. In der diesjährigen Ausstellung befindet sich von diesem Künstler eine aus der Erinnerung gemachte Büste von A. Bixio, die an Aehnlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Notizen.

Der Architekturmaler Professor C. E. Conrad in Düsseldorf ist vom Papste Pius IX. mit der Ausmalung eines Zimmers im Quirinal beauftragt worden und hat sich zu diesem Zwecke bereits nach Rom begeben.

Der Landschaftsmaler A. Zwengauer, Conservator der Gemäldegalerie zu Schleißheim, erhielt nach dem Tode des Conservators J. Günbter die Conservatorstelle an der Münchener alten Pinakothek. Seine bisherige Stelle erhielt der Historienmaler H. v. Pechmann.

Richard Wagener ist zum auswärtigen Mitglied der k. Akademie der Künste in Berlin erwählt worden.

Joachim ist mit dem Prädikat „Professor" zum Senatsmitglied und Direktor der künftig zu errichtenden Instrumentalklasse der k. Akademie in Berlin ernannt worden. (s. o.)

Der König Dom Fernando von Portugal hat sich mit der Tänzerin Elisa Häusler morganatisch verehelicht.

Der als glücklicher Nachahmer des maurischen Stils bekannte Architekt von Diebitsch ist am 12. Juni nach kurzer Krankheit in Kairo gestorben.

Der ehemalige Bassist Formes ist nun auch im Princeß-Theatre in London als „Shylok" aufgetreten, hat aber als Schauspieler in England ebenso wenig Glück gemacht, wie in Deutschland.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 28.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 9. Juli.

Inhalt: Shakespeare-Studien. I. Ophelia; von A. Teichlein. — Russische Theaterverhältnisse in St. Petersburg von N. v. Gerbel. — Zwischen Lippe und Becher, Novelle von Theodor Reinwald. (Forts.) — Kleine Bühnenbriefe von Franz Müller. (Schluß.) — Eduard Schleich. — Vom Büchertisch. (Moralische Novellen von Paul Heyse; die Jahreszeiten von K. J. Schuler.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen. — Literarischer Anzeiger.

Shakespeare-Studien.

I.

Ophelia.

Von A. Teichlein.

„Es neigt ein Weidenbaum sich über'm Bach,
Und zeigt im klaren Strom sein graues Laub,
Mit welchem sie phantastisch Kränze wand
Von Hahnfuß, Nesseln, Maßlieb, Kukuksblumen.
Dort, als sie aufklomm, um ihr Laubgewinde
An den gesenkten Aesten aufzuhängen
Zerbrach ein falscher Zweig, und niederfielen
Die rankenden Trophäen und sie selbst
In's weinende Gewässer" u. s. w.

Der Eindruck dieser berühmten Schilderung von Opheliens Tod scheint so unauslöschlich in allen ihren Freunden nachzuklingen, daß eine Stimmung der tiefsten Wehmuth sich für immer und bei Jedem über ihr Bild ausgegossen hat.

So gerechtfertigt diese Stimmung ist, ebenso falsch wäre es, wenn wir sie unmittelbar auf die Auffassung der Gestalt selbst übertrügen, wenn wir, mit einem Wort, Ophelia selbst uns weinerlich dächten, weil wir, übermannt von ihrem Schicksal, sie gleichsam mit thränenumschleiertem Auge betrachten. Trocknen wir also vor Allem die Thränen der Wehmuth, um uns mit klarem Blick in diese Mädchenseele zu vertiefen.

Goethe sagte von Hamlets Gefühl für Ophelia, es sei ohne hervorstechende Leidenschaft. Von Ophelia läßt sich dagegen sagen, an ihr ist nichts Hervorstechendes, we-

Digitized by Google

der an Eigenschaften, noch Leidenschaften, nichts als ihr Gefühl für diesen Hamlet. Sie hat nichts von dem glänzenden Geist einer Porzia. Ihre Bemerkungen über das Schauspiel sind höchst unbedeutend. Hamlets Schlüpfrigkeiten weiß sie nur mit ohnmächtigen Verlegenheitswörtchen zu begegnen: „Ihr seid spitz, gnädiger Herr!" oder „immer noch besser und schlimmer!" Sie ist nichts weniger als ein geistreiches Mädchen. Auch die überwältigende Kraft der Leidenschaft einer Julia ist ihr nicht eigen. Kindlich unerfahren hat sie dem Werben Hamlets Thür und Thor geöffnet, und kindlich gehorsam verschließt sie dieselben dem Geliebten auf das warnende Gebot des Vaters hin ohne Widerrede. Ihre Liebe ist mehr innig, als heftig; sie mag tief, recht tief sein, überströmend und Hindernisse mit sich fortreißend ist sie nicht. — Ebensowenig als eine zungenfertige Heldin des Salons ist Ophelia eine Heldin in der Liebe, es ist durchaus nichts übergewöhnliches, heldenmäßiges an ihr. Dagegen ist sie häuslichen Beschäftigungen zugethan. „Als ich in meinem Zimmer nähte" beginnt sie die Erzählung von Hamlets Besuch, der sie so erschreckt. Ein sinniges Spiel mit Blumen liebte sie; sie übt es noch im Wahnsinn; phantastisch Laubgewinde rankend, singend, findet sie den Tod. Sie war gewiß keine kunstmäßige Sängerin; — aber Volkslieder, Geschichten und Märchen waren ihr an's Herz gewachsen. Noch im zerstückten Sinn spuckt „der falsche Verwalter, der seines Herrn Tochter stahl" und „die Eule, die eines Bäckers Tochter war." Diese Lieder, die eine so überwiegende Rolle in ihrem Wahnsinn spielen, lustige und traurige, wie haben sie sich so tief eingeprägt, und die leichtfertigen, wie sind sie in diesen jungfräulichen Sinn gekommen? Ich glaub' es nicht, was ihr Gervinus nachsagt, daß ihre Einbildungskraft von sinnlichen Bildern angesteckt, und dies Alles Hamlet und seiner schlüpfrigen Unterhaltung zuzuschreiben sei. Lieber möchte ich auf einen vertraulichen Umgang der Guten mit Mägden und Dienern des Hauses schließen, von welchen sie diese Dinge arglos und wahllos überkommen hat. Sie ist mutterlos, und die alten Weisen zogen das sinnige Gemüth seit frühester Jugend unwiderstehlich zu Jedem, der sie ein Liedchen lehren oder ihr ein Märchen erzählen konnte. Freilich könnte auch nach dieser Annahme ihrer Einbildungskraft möglicherweise schon von der Amme her ein Makel geblieben sein. Aber dem Reinen ist ja doch Alles rein, und für die makellose Lieblichkeit ihres Gemüthes spricht wenigstens das ganze Stück hindurch ihre absolute Hingebung an ihren keineswegs sonderlich zärtlichen Vater. Eine lüsterne Phantasie ist unmöglich so kindlich gehorsam. Als ein Wesen, das nur im Gemüthsleben athmet, ist sie liebefähig und liebebedürftig, daher leicht gewonnen von dem ersten Manne, der ihr Interesse erregt und „ihr Anträge von seiner Zuneigung gethan." Ihre anspruchslose Weiblichkeit scheint bestimmt in bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen eine beglückte und beglückende Gattin und Mutter zu werden, da leitet das Schicksal den Zug ihres Herzens, der nur nach Liebe und häuslichem Glück steht, auf einen Fürsten, der sie, großer und schrecklicher Dinge voll, mit den Worten abfertigt: „Geh in ein Kloster! — was wolltest du eine Mutter von Sündern werden..... Ich sage, wir wollen nichts mehr vom Heirathen wissen! In ein Kloster geh!"

Eine leidenschaftlichere Natur könnte wahnsinnig werden über jene qualvolle Scene der Entsagung, des Abschiedes, da Hamlet seine ganze Weltverbitterung auf die Geliebte häuft, indem er sie verläßt. Unsere Ophelia kennt kein Uebermaß in Leid und Freud, Mitleid für Hamlet überwiegt das eigne Leid der Verlassenen.

„O welch ein edler Geist ist hier zerstört!
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
Das Merkziel der Betrachter: ganz ganz hin!
Und ich der Frau'n elendeste und ärmste,
Die seiner Schwüre Honig sog, ich sehe
Die edle hochgebietende Vernunft
Mißtönend wie verstummte Glocken jetzt." 2c. 2c.

Das ist der ganze jammervolle Ausbruch ihres Schmerzes über den Wahnsinn des Geliebten; aber sie selbst wird nicht wahnsinnig aus unglücklicher Liebe. Das Unglück ihrer Liebe treibt sie auch nicht zu extremen Entschlüssen, — sie denkt nicht

Digitized by Google

daran, wirklich in ein Kloster zu gehen, — sucht auch nicht den Tod, — dazu hat sie nicht Selbständigkeit genug; sie hält sich an den Vater, geht mit zum Schauspiel, fügt sich den Conventionen des Hofes und duldet die Extravaganzen Hamlets mit Ergebung. Sie wäre befähigt gewesen, zurückzutreten in die alte Lebensweise, die alten Lieder und Märchen würden sich wieder eingebürgert haben in ihrer Phantasie, die alten Beschäftigungen hätten sie zerstreut; — sie ist eine der Naturen, an welchen die Zeit ihre alltäglichen Wunderkuren macht; — da bricht der Tod ihres Vaters herein, plötzlich, unnatürlich, jetzt, wo die verstummten Glocken Hamlets, das Grabgeläute ihrer Liebe, noch nicht verstummt im betrübten Ohre; — des Vaters Grab verschlingt den Boden der Familie, auf den sie sich hätte zurückretten können — und so stürzt sie denn mit hinab in dieses Grab. Der Tod ihres Vaters, der ihr den letzten und einzigen Halt raubt, ist somit das Hauptmotiv ihres Wahnsinns. Darum bleibt ihr auch noch im Wahnsinn eine klare und bestimmte Vorstellung vom Tode des Vaters, während ihr Liebesleid nur leise und unbestimmt anklingt in ihren Liedern mit den Bildern verschmilzt, die von Jugend auf die Lieblinge ihrer Phantasie waren. Selbst jetzt noch wäre Rettung denkbar, ihr Wahnsinn wurzelt nicht in Gemüthszerrüttung, er ist Folge eines äußeren Ereignisses, dessen Wirkung durch die Lage ihres Gemüthes allerdings erhöht und durch den gräßlichen Umstand verstärkt wurde, daß der Vater von des Geliebten Hand gefallen war*). Noch könnte sie sich vielleicht wieder herstellen, wenn eine liebevolle, sorgliche Hand ihr den eingebüßten Halt wieder böte. Aber wo wäre in ihrem Kreise solch eine Hand? — Hamlet, der sie verlassen, wenn er auch nicht der Mörder ihres Vaters wäre, erdrückt von seinem unerfüllten Rächerberufe, irrt als Verbannter im Lande umher! — Laertes, selber rasend in Erfüllung seiner Rache, sieht nur einen Stachel derselben in ihrem Wahnsinn und vergißt darüber die Sorge für die Wahnsinnige selbst! — Sein Aufstand sprengt die Thore der dänischen Königsburg, und durch diese gesprengten Thore geht Ophelia hinaus, unbemerkt im allgemeinen Aufruhr; ihr folgt kein wachsames Auge, ihre Klage verhallt im Sturme, der das Königshaus stürzt, den Staat umwühlt und die schuldlose Kranzwinderin unterm Schutte begräbt.

Nach alledem wird klar sein, daß Ophelia kein weiblicher Werther, keine kränklich sentimentale, sondern eine kerngesunde Mädchennatur ist, welche nur den erschütterndsten Ereignissen erliegt. Ihr Schicksal verhält sich zu dem ihres Hamlet, wie das *normale* Weib zum Manne — beziehungsweise abhängig. Hamlet erliegt seinem inneren Zerwürfnisse. Ophelia wird von den äußeren Folgen seines Zerwürfnisses hingerafft. Shakspeare wollte, wie Goethe es ausdrückt. „im Hamlet eine Seele zeichnen, auf die eine That gelegt ist, der sie sich nicht gewachsen fühlt."

An diesen philosophischen Hamlet, diesen Mann der Reflexion, den das Schicksal vernichtet, indem es ihn gewaltsam zum Mann der That umstempeln will, kettet die Liebe Ophelia, die reine Frauennatur, die nur in Beziehung auf den Mann, auf diesen Mann lebte.. Hamlet erliegt seinem inneren Zerwürfniß, Ophelia wird von den äußeren Folgen seines inneren Zerwürfnisses hingerafft.

Die schlichte hingebende Weiblichkeit, das arglose kindliche Gemüth, ohne blendende Eigenschaften, die sich in den Vordergrund drängen, ohne heftige Leidenschaften, vielmehr eine sanfte Duldering: — diese Ophelia konnte ein Hamlet lieben, — seine umwölkte Zweiflerstirne klärte sich, wenn er in diesen Spiegel des Seelenfriedens schaute, an dieser duftig frischen Blüthe erquickten sich seine Sinne, wenn sie von der dürren Heide der Speculation heimkehrten, — aber auch diese Ophelia mußte an einem Hamlet zu Grunde gehen, die Haltbedürftige an dem durch und durch Haltlosen.

Auf den Spuren solcher Grundlinien wollen wir Ophelia begleiten Schritt für

*) Wir glauben unmaßgeblich, daß gerade dieser Umstand die Hauptursache ist, welche uns zu wenig betont erscheint. Wenn Hr. T meinen sollte, daß Ophelia auch dann wahnsinnig geworden wäre, wenn ein Anderer als Hamlet den Mord an Polonius begangen, so müßten wir ihm widersprechen. Gerade daß der Mensch, den sie am Höchsten stellt, das größte Verbrechen begehen konnte, muß ihr den Verstand verwirren. D. Red.

Digitized by Google

Schritt bis zu dem Ort, „wo Veilchen dem Grund entsprießen, der ihre schöne Hülle bedeckt." —*)

Erster und zweiter Act.

Die erste Scene der Nachtwache versetzt sogleich in die unheimliche Stimmung eines bedrohten Landes. — In voller Wehr schreitet schweigend die Heldengestalt des königlichen Geistes vorüber. „Wie dieß bestimmt zu deuten sei (spricht Horatio) weiß ich nicht, allein soviel ich insgesammt erachte, verkündet's unserm Staat besondre Gährung." —

Ein düsterer staatsgeschichtlicher Hintergrund ist somit vor uns ausgebreitet.

In der zweiten Scene erfahren wir das Nähere über die Gefahr, welche dem Staat von außen droht, durch den Mund des Königs. An dieses „aufgedunsnen Königs" Seite sehen wir Hamlets Mutter, die neuvermählte Wittwe, — neuvermählt kaum zwei Monate nach ihres Gatten Tod mit ihrem Schwager „der neben jenem, dem trefflichen Monarchen, wie ein Satyr neben Apoll erscheint."

Wir sehen ferner Polonius, den in Ränken ergrauten Hofmann, und Laertes den chevaleresken Franzosenfreund, der von Paris kommt und dorthin zurückeilt; — wir sehen endlich Hamlet selbst, den sein Hang zu den Wissenschaften, im Gegensatz zu Laertes, nach seinem deutschen, gelehrten Wittenberg zurückzieht, — wir sehen ihn schwarz an Tracht und Gemüthsstimmung.

Fast Alles, was wir hören und sehen in diesem Staatszimmer zu Helsingör, läßt uns mit Hamlet fürchten: „Es ist nicht und es wird auch nimmer gut."

Von schweren Ahnungen erfüllt, begegnen wir in der 3. Scene zum erstenmal Ophelien, erfahren wir ihre Liebe zu Hamlet. Und wie tritt sie uns entgegen? — *In der ruhigen unbefangenen Heiterkeit der Jugend*, die noch von keiner bitteren Erfahrung getrübt wurde. Ihre Gestalt hebt sich hell ab von dem düstern Hintergrunde, welcher die erste Scene vor uns entrollt, — die Ungetrübtheit ihrer Seele lächelt uns an im Gegensatze zu den Zweideutigen und Beladenen, die wir im Palaste kennen gelernt. *Sie* weiß nichts von jenen drohenden Staatsereignissen, — *sie* in glücklicher Unerfahrenheit mißt die Menschen nicht mit dem zweifelhaften Blick, der *uns* diese Umgebung verdächtigt, und unsere Theilnahme für sie wird vom ersten Augenblicke an um so größer sein, je mehr ihre kindliche Harmlosigkeit mit unsern bösen Ahnungen kontrastirt; d. h. je weniger weiche Sentimentalität die Darstellerin ihr beilegt.

Also *heiter* ist ihre Seele, nur daß sich diese Heiterkeit, bereits durch ihre Liebe in sich hineingedrängt, *mehr als ein stilles inneres Behagen, denn als eine laute, äußere Munterkeit darstellt.*

Ihrer Liebe voll, ist sie träumerischer, weniger theilnehmend und aufmerksam gegen Dinge der Außenwelt geworden; daher die Ermahnung des abreisenden Bruders: „Schlaf nicht, laß von dir mich hören." — „Zweifelst du daran?" antwortete sie in einem lächelnden Tone, der wohl verräth, daß sie fühlt, worauf er abzielt.

Der Bruder versäumt die Gelegenheit nicht, seine wahre Meinung kund zu geben.

„Was Hamlet angeht und sein Liebesgetändel" sagt er:

„So nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts
Ein Veilchen in der Jugend der Natur . . . Nichts weiter."

„Nichts weiter?" frägt sie halb zerstreut, halb ungläubig. Seine Sittenpredigt, die fast allzuviel Selbsterfahrung über „den inneren Streit der Jugend" verräth,

*) Wir haben der Analyse dieses Frauencharakters, als Rolle im Stück, nur noch eine Bemerkung vorauszuschicken. Shakespeare, der echte Dramatiker, der nicht das Lesen, sondern die Darstellung seiner Werke im Auge hat, ist knapp in der Rede. Wenn er aber Jemand nicht sprechen läßt, so hat er darum noch keine Generalpause seiner Gedanken und Empfindungen ausgesetzt. *Der Durchbildung des stummen Spieles* ist bei ihm von größter Wichtigkeit. Dieß gilt insbesondere auch für die Rolle der Ophelia. Wir kennen sie ja, die bescheidene Seele, sie ist voll Gemüth, und von wenig Worten.

Digitized by Google

erwidert sie treffend, indem sie ihm mit gutmüthigem Scherz seine salbungsvollen Ermahnungen zurück giebt.

Nun kömmt Polonius mit seinen väterlichen Lehren angezogen. Seine breite Rede ist solch eine Scheinpause für Ophelien, in der sie nicht spricht, aber doch Gedanken und Empfindungen markiren muß. Was dem Dichter dem Ausdruck der Darstellerin in dieser Scene überlassen hat, und hier sich von selbst einfügt, das ist ihr Gefühl für ihren Bruder. Sie müßte nicht Ophelia sein, wenn sie nicht auch eine zärtliche Schwester sein sollte. Freilich, erste Liebe füllt ganz dieses Herz, und so sieht sie den Bruder ohne besonderen Schmerz scheiden, — ihr Hamlet bleibt ja! — Sowie die Rede des Vaters aber in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit des Zuschauers ganz auf Laertes lenkt, muß sie für Ophelia (die ja hiebei auch Zuschauerin ist, wenn wir sie nicht wie geistesabwesend denken) der Leitton werden von ihren verliebten Träumen, zum Ausdruck ihrer Schwesterliebe, welche der Abschied in ihr erneuert. Wird uns ja doch im Augenblicke des Scheidens selbst das Gleichgültigere theurer. Polonius schwatzt nach seiner Weise lang genug, um Ophelia Zeit zu lassen, diesen Uebergang anzudeuten, und eine anschmiegende Bewegung reicht am Ende hin, die frommen Wünsche ihrer schwesterlichen Gefühle mit den Segenssprüchen des Vaters zu vereinen.

Gewichtiger als des Bruders Warnungen wirken die des Vaters auf die kindliche Ophelia. Mit einiger Beklemmung wagt sie es zwar, die ehrliche Meinung des Geliebten mit wenigen kurzen Sätzen zu vertheidigen; sie thut es mit mehr unterdrückter als leidenschaftlicher Wärme, in mäßiger Steigerung, aber der Nachdruck des Vaters schüchtert sie zuletzt ein. „Ich will *gehorchen* Herr!“ sagt sie, und gehorcht wirklich, und sperrt nach des Vaters Willen dem Geliebten den Zugang vertrauter Zusammenkünfte.

Aber schon geht sie nicht mehr, wie sie gekommen, in ungetrübter Heiterkeit. Der erste Stein ist auf ihren Blumenpfad geschleudert; — Liebeskummer! —

(Fortsetzung folgt.)

Russische Theaterverhältnisse in St. Petersburg.

Von Dr. Nikolaus v. Gerbel.

Mit Verwunderung hört der Ankömmling in St. Petersburg von einer „russischen Oper“ reden. Im ersten Augenblick stutzt man, wenn dieser Ausdruck im Gegensatz zur „italienischen Oper“ gebraucht wird. Haben denn die Russen wirklich so viele Componisten und so viele musikalische Kunstwerke, daß man nicht einzelnen Exemplaren, sondern einer ganzen Gesammtheit das nationale Beiwort ertheilen kann? Bei näherem Anschauen löst sich aber der Zweifel: es handelt sich keineswegs um einen Gegensatz, wie *wir* ihn bei der deutschen und italienischen Musik aufstellen, sondern nur um die Sprache, in welcher das Libretto abgesungen wird. Ja, da gibt es sogar Pièçen, die zur italienischen und zur russischen Oper zugleich gehören, solche nämlich, deren Text in dem einen Theater italienisch, in dem andern russisch zur Verwendung kommt. In der That gibt es auch wirklich einige russische Componisten, welche Opern beschaffen, die Elemente nationaler Musik aufweisen. Das berühmteste Werk ist „das Leben für den Zar“ von *Glinka*, und man darf dasselbe allerdings als künstlerisch vollendet ansehen. Er hat 300 Vorstellungen in kurzer Zeit gehabt, und erfreut sich thatsächlich auch des Beifalls von notorischen Kennern. „Russalka“ (eine Art russischer Undine) von *Dargomischski*, „Askolds Grab“ von *Werstoffski* gehören auch noch zu den gelungenen Produkten. Dagegen sind „Rogunda“ von *Seroff*, „die Bürger von Nishny-Nowgorod“ von *Naprawnik* und andere ganz unbedeutend. Seroff hat Richard Wagner förmlich geplündert. Trotzdem haben diese russischen Werke, d. h. auch die unbedeutenderen, ungemeinen Erfolg. Man darf nicht vergessen, wie leicht der nationale Russe sich für manche Dinge passioniren kann, ohne sie grade genau zu würdigen, ja ohne sich in der dazu erforderlichen unbefangenen Stimmung zu befinden. Das nationale Bewußtsein fühlt sich geschmeichelt,

Digitized by Google

Componisten, Opern, musikalische Motive zu besitzen, die man keinem Fremden verdankt. Früher gab es bekanntlich keine sonderliche Anlage zu solchem Bewußtsein: seit aber Katkoff mit seiner „moskauischen Zeitung“ dasselbe angeregt, seit man von panslawistischen Verbrüderungen träumt, gehört es zum Patriotismus der Russen, für ihre nationalen Componisten hochbegeistert zu sein. Diesen wird es dabei leicht, populär zu werden, sowie die ganze Berühmtheit der Oper „Rogunda“ darauf beruht, daß die Wagner'schen Anklänge mit etlichen national-russischen Motiven ausstaffirt sind. Sobald ein solches zum Vorschein kommt, gleichviel wie, so wird applaudirt, applaudirt bis zum Exceß. Im „Leben für den Zar“ der gelungensten Oper, ist die glänzendste Partie sonderbarer Weise durch ein jetzt verpöntes Motiv begründet, durch ein polnisches: die Klänge der polnischen Mazurka sind vom außerordentlichsten Effect.

Die Sänger der sogenannten russischen Oper neigen sich vorzugsweise zur Vernachlässigung des Spiels. Der erste Heldentenor Nikolski (der auch Wagners Lohengrin gesungen) ist mehr oder weniger derselbe in allen Rollen, ausgezeichneter Sänger, farblos im Vortrage: Andere sind nicht nur farblos, sondern auch völlig seelenlos. Eine rühmliche Ausnahme bildet ein alter Sänger, Petroff, der im „Leben für den Zar“ den Bauer Iwan Sussanin singt, welcher sich zur Rettung seines Herrschers aufopfert — seine glänzendste Rolle. Petroff ist die Hauptstütze der vorzüglicheren russischen Opern. Von den Damen sind Frau Platonoff (ausgezeichnet als Elsa im „Lohengrin“) und Frln. Budel (besonders als Lucia) hervorzuheben. Von den Andern läßt sich nicht viel sagen.

Die italienische Oper, d. h. die in italienischer Sprache und in einem besonders dazu eingerichteten Theater gesungene, ist freilich viel angesehener. Die russische Regierung spart keine Kosten, um sie möglichst gut auszustatten. Man hört dort auch die auserwähltesten Meisterwerke, und unvergleichlich gut vorgetragen, — aber eigentlich nur von Fremden. Weltbekannt sind die Triumphe, welche die Lucca und die Patti dort in ihren Gastrollen gefeiert, weltberühmt sind die Namen von Mario, Tamberlick und Anderen, die dort als langjährige Mitglieder geglänzt. Es würde zu weit führen, wenn wir mehr davon hier reden würden, ebenso wie von den Größen des französischen Theaters, die ebenfalls bekannt genug sind. Das italienische und das französische Theater werden vorzugsweise von der großen Welt besucht, das deutsche mehr vom Mittelstande: letzteres ist daher auch unbedeutend, und viele der besseren Kräfte nehmen nicht selten lieber ein weniger vortheilhaftes Engagement im Auslande. Nicht Alles aber ist Gold, was glänzt. So darf es nicht verschwiegen werden, daß durchaus nicht Kunstsinn und Enthusiasmus allein das Publikum in die Logen der italienischen Oper zieht. Schwer sind Plätze zu erlangen, weil der Zudrang zur italienischen Oper enorm; die Preise sind ebenfalls colossal. Viele abonniren jedoch nur, weil sie das als Zubehör zu ihrer gesellschaftlichen Stellung ansehen; gewiß sehr Vielen ist es einzig um den Besitz einer Loge zu thun, ohne sie recht zu genießen, wenn freilich auch der wirkliche Geschmack für die italienische Musik recht verbreitet ist.

Weltkundig ist aber das vorwiegende Interesse, das die große russische Welt für das Ballet entfaltet. Worin bei der Mehrzahl der eigentliche choreographische Genuß besteht, wagen wir nicht zu entscheiden. Im Ganzen fanden wir nur Wenige, die mit der ästhetischen Bedeutung und Tragweite der Pas und Evolutionen vertraut waren. Auch haben Kenner die Dürftigkeit der meisten Libretti bei enormem Aufwande für die Ausstattung und der ausgesuchten Schwierigkeit der Figuren oft genug hervorgehoben. Die Mehrzahl begreift, daß die Figuren überaus schwer zu executiren sind, aber ihren eigentlichen Werth dürfte nur der geringere Theil des Publikums genau begreifen. Das Ballet zählt die größte Anzahl der Habitués, Verehrer der Tanzkunst, die fast keine Vorstellung versäumen. Auch gibt es dort eine bedeutende Anzahl russischer und in Rußland gebildeter Kräfte, welche sich der Technik bis zur höchsten Vollendung befleißigt. Viele russische Solotänzerinnen haben in Paris Furore gemacht, und nichts schmeichelt dem Russen mehr, als eine Vergleichung des Petersburger Ballets mit dem Pariser. Während Fürst Paskewitsch Statthalter von Polen war, machte Warschau im Ballet Petersburg den Rang streitig: man sagte, Warschau

Digitized by Google

käme darin an Eleganz und Kunstfertigkeit gleich nach Paris. Eine Masse russischer Namen treten uns im Petersburger Ballet entgegen, Namen von gutem Klange in der Kunst: Der erste Tänzer Johannson, hat freilich keinen russischen Namen, aber die bedeutenden Pantomimen und Charaktertänzer Iwanoff, Kschesinsky, die komischen und Grotesktänzer Troitzki und Stukolkin, die Solotänzerinnen Petipa, Sokoloff, Koscheff, Radin u. s. w. leisten Außerordentliches in ihrem Fach.

Die eigentlich russische Bühne (mit russischen Dramen) hat ein besonderes Publikum für sich. In Petersburg spricht Jeder, der sich zur feineren Welt zählt, vorwiegend fremde Sprachen, und besucht folglich selten die dramatischen Produktionen russischer Dichter. Eine Menge Beamten, meist in kleineren Stellungen, Kaufleute von altem Style liefern dagegen ein mächtiges Contingent, ein dankbares Publikum der russischen Bühne. Dieses Publikum raisonnirt nicht viel über Aesthetik und Dramaturgie, es kümmert sich auch nicht viel um historische Helden und wichtige Staatsactionen. Uebersetzungen Shakespeare'scher und Schillerscher Tragödien machen daher keinen sonderlichen Effect, auch ist deren Styl meist unbeholfen. Aber gerührt wollen diese Zuschauer werden, erschüttert bis in das innerste Mark. Die russische Dichtkunst hat manche Dramen hervorgebracht, welche wie „Wehe dem Verständigen!" von Griboiédoff und Gogol's „Revident" *) theils die Gebrechen der Gesellschaft, theils die der Beamtenwelt geißeln. Diese und einige ähnliche Stücke behaupten seit vielen, vielen Jahren (Griboiédoff starb 1829) ihre gewaltige Anziehungskraft. Aber Familien- und Rührstücke sind das Erwünschteste, da fühlt sich das betreffende Publikum so recht behaglich. Ostrowski's Stücke behaupten in dieser Richtung den ersten Rang. Alle seine Nachahmer versuchen vergeblich in diesen Ton der Rührung, in diese Seufzer der verkannten und verfolgten Unschuld einzugehen. Iffland'sche Manier in erhöhtem Pathos und mit der Folie thatsächlich im russischen Leben bestehender unversöhnlicher Gegensätze wirkt hinreißend auf das Ostrowski'sche Publikum, und nur halb, höchstens zu drei Viertheilen erreichen seine Nachfolger diesen Effect. Dazu kommt das wirklich hervorragende Schauspielertalent der nationalen Russen in Dingen, die aus dem täglichen Leben gegriffen. Samoiloff, Wassiljeff, die Damen Struiski und Ljadoff gehören zu den hervorragendsten Gestalten der russischen Bühne. Die Ljadoff hat mit Glück auch die „Schöne Helena" von Offenbach dargestellt. Ueberhaupt ist die „Schöne Helena" characteristisch, weil sie einen förmlichen Rundgang beim Petersburger Publikum gemacht. Erst erfreute sich die große Welt an ihr im französischen Theater, hierauf der deutsche Mittelstand im deutschen; zuletzt das russische Publikum in russischer Uebersetzung. Was läßt sich aus diesem Rundgange Alles schließen? Erst wurde die Offenbachiade von denjenigen verhorrescirt, die noch nicht an die Reihe waren, sie zu hören, dann erfreute man sich desto eifriger daran, um sie schließlich wieder zu verwerfen, und diese Stadien machte das Stück bei allen Petersburger Classen durch, und beschloß somit seine Carriere im russischen Idiom.

*) Bodenstedt hat über diese beiden russischen Lustspieldichter schon vor Jahren einen sehr beachtenswerthen Essay publicirt. Die Titel der angeführten Lustspiele lauten bei ihm;

Zwischen Lippe und Becher.

Novelle von Theodor Reinwald.

(Fortsetzung).

VIII.

Dem Jüngling zieht ein dunkles Weh
Im Sturme durch die Brust.
Des Mannes Herz bewahrt die Pein
Und leidet sie bewußt.

Melchior Meyr.

Lothar hatte seinen Rückweg am Pavillon vorbeigenommen, um den langen Schatten der Allee zu genießen. Die Stimme Lord Lisdales bewog ihn, anzuhalten, ob-

Digitized by Google

wohl sie zuerst unklar an sein Ohr schlug. Als er sie wirklich erkannte, fühlte er eine mächtige Versuchung, näher zu treten, denn eine finstere Ahnung flüsterte ihm zu: auch Helene ist dort. Sein Pferd mit dem Zügel an einen Baum bindend, bedachte er sich nur eine Secunde; dann ging er rasch, aber leise auf den Pavillon zu, und ein einziger Blick durch die dichte Spalierwand genügte, ihm den Moment zu zeigen, wo Lord Lisdale leidenschaftlich die Hände der Fürstin hielt, und sie so mild zu ihm herabschaute. Er wollte, durfte nicht mehr sehen. Fast taumelnd verließ er den Platz, wo ihm unbewußt ein wirrer Laut entschlüpft war, schwang sich auf das Pferd und sprengte durch die Allee nach dem Schlosse, wie von Dämonen gejagt. Herr Helle schlug in seinem Stübchen ängstlich die Hände zusammen, — so hatte er den jungen Fürsten noch nie gesehen, und seine fruchtbare Phantasie schuf eine Reihe möglicher Unglücksfälle, wovon der geringste schon sein Haar sträuben machte. Er erwartete mindestens in der nächsten Minute irgendwo Flammen emporschlagen zu sehen; indeß blieb Alles still, und Fürst Lothar warf bloß mit ungewohnter Heftigkeit die Zügel dem Reitknecht zu und wischte mit seinem Tuch die Stirne, als sei er allzu scharf geritten, und dann ging er wieder nach der Allee hinaus, langsam, den Blick am Boden, bleich und trotzig, das sah man an der zusammengezogenen Stirn, wo die blaue Ader so mächtig anschwoll.

Unter den hohen, schon ein wenig laubgelichteten Alleebäumen herrschte jetzt köstliche, milde Mittagswärme, und in dem vom Blätterdach herunterspielenden Schatten, wie ihn die niedrig stehende Sonne durch die Zweige warf, setzte er sich auf eine Bank, den Kopf in die Hände gestützt, einen schweren Druck in der Brust und chaotische Gedanken im Gehirn, die er nicht einmal zu ordnen versuchte.

Nichts regte sich, als die Finken und Drosseln, die durch die Zweige huschten und zwitscherten, und hie und da ein loses, vergilbtes Blatt, das leise raschelnd zur Erde fiel.

„Guten Morgen, Fürst Lothar!“ ertönte plötzlich die tiefe, klangvolle Stimme Lord Lisdales; „Ich irrte mich also nicht, als ich Sie vor Kurzem am Schwanenteich vorüberreiten sah! Und jetzt hier, so versunken?“

„Sie irrten nicht, Mylord!“ versetzte Lothar scharf und kurz; „Ich ritt dort vorbei und zwar zur schlimmen Stunde!“

„Haben Sie einen Unfall gehabt?“ fragte Lord Lisdale theilnehmend und weil ihm des Fürsten starres Wesen auffiel.

„Nein!“ war die abweisende Entgegnung, von einem bitter spöttischen Lächeln begleitet; „aber wo haben Sie denn Ihre Dame gelassen, Mylord? Ist die Schäferscene schon zu Ende gespielt?“

Lord Lisdale antwortete durch einen langen Blick, in dem die Entrüstung über diesen Ausfall mit dem traurigen Reflex des eben Erlebten stritt. Hätte Lothar klaren Sinnes diesen Blick ergründet, er würde belehrt worden sein, daß so kein beglückter Liebender aussieht, wie Lord Lisdale.

„Es ist gewiß nur ausnahmsweise Ihre Art, Fürst Waldhausen“, sagte Lord Lisdale ruhig, „daß Sie die Schritte Ihrer Gäste belauschen und kritisiren!“

„Wenn sie heimlich die Gastfreundschaft verletzen, gewiß!“ — entgegnete Lothar gereizt, indem er hastig aufstand.

Sie maßen sich Beide in ihrer vollen Höhe. Während Lord Arthurs edles Gesicht bleich, und die leichten Spuren von stumm bekämpfter Traurigkeit zeigte, arbeitete es auf Lothars erregten Zügen wie in Zornesglut und empörter Leidenschaft.

„Trotz der Gesetze der Gastfreundschaft, die ich sehr wohl kenne“, sagte Lord Lisdale gelassen, „schulde ich Ihnen doch keine Rechenschaft; noch weniger können Sie eine Entschuldigung erwarten. Was Sie auch gesehen haben mögen, Sie sahen doch nicht richtig. Ueberdieß gestatten Sie mir die Frage: Sind Sie der Hüter Ihrer Stiefmutter?“

„Das Unglück ein Vernünftiger zu sein“ und „Der Revisor“. Gogols Lustspiel existirt in mehreren deutschen Uebersetzungen. Vergebens aber haben wir bis heute einer Uebertragung des ungleich tieferen Lustspiels von Gribojedoff entgegengesehen. D Red.

Digitized by Google

Vielleicht war es eben dieses Wort, was Lothars Zorn die Schranken der Ueberlegung durchbrechen ließ, denn er rief heftig: „Die Fürstin ist meines Vaters Wittwe, Mylord, und es ist das Stammschloß meiner Ahnen, wo sie es wagt, ein verliebtes Rendezvous zu gewähren! An Ihrer Stelle würde ich es anders beginnen, Lord Lisdale, wenn ich einer solchen Frau meine Huldigung zugedacht hätte!"

„Ihre Hitze läßt Sie derbe Worte wählen, Fürst!" versetzte Lord Lisdale entrüstet; „auch ich habe nur menschliche Geduld, — lassen Sie uns scheiden!"

„Menschliche Geduld!" wiederholte der Fürst mit Hohn; „beweisen Sie mir, daß Sie auch Muth haben, Mylord!"

„Ah, ist es das!" sagte Lisdale mit traurigem Ernst; „nun wohl, — ich habe ihn! Wo und wann Sie es bestimmen, bin ich zu Ihrer Verfügung!"

„Gut denn! Morgen um fünf Uhr früh, am Westausgang des Parks. Die Waffen sind mir gleich!"

Sie trennten sich mit stummem Gruß.

Lothar sank wieder zurück auf seinen Sitz. Mit einem Gefühl herber Beschämung rief er sich die eben stattgehabte Scene wieder vor das geistige Auge. Er war mit einem Male so ernüchtert, so besonnen, so reuig. Er hätte den ruhig dahinschreitenden Lord, den er sich selbst gewaltsam zum Feinde gemacht, zurückrufen, ihm versöhnend die Hand bieten mögen; — aber der Alles überfluthende Gedanke an die Möglichkeit, daß Helene Lord Lisdale lieben könne, erstickte die bessere Regung.

Beim Mittagstische fehlte Lothar, und wurde durch seinen Diener mit Unwohlsein entschuldigt.

Lord Lisdale erschien, jede Ausflucht verschmähend. Niemand fragte, weshalb er so bleich und schweigsam sei. Helene wußte es ja nur zu gut, und seine gewohnte Zurückhaltung schützte ihn vor weiteren Fragen.

Der Rest des Tages brachte einen kalten Regenschauer, der plötzlich den milden Sonnenschein verjagt hatte, und während dieser Zeit schrieb Lord Lisdale auf seinem Zimmer Briefe, und brachte seine Pistolen in Stand.

Lothar schlief diese Nacht keine Stunde. Es stürmte draußen in herbstlicher Wildheit und stürmte in seinem Innern nicht minder. Als er sich am Morgen erhob, fühlte er sich wie gebrochen und trat zusammenschauernd hinaus in den regenfeuchten Park, wo der frostige Windhauch die nassen Blätter schüttelte. Obwohl er der Erste am Platze zu sein glaubte, war ihm doch Lord Lisdale schon zuvorgekommen. Er ging auf dem freien Raum hin und her, welcher hier zur jeweiligen Errichtung einer Reitschule ausgesteckt, baumlos und eben, und deshalb von Lothar gewählt worden war.

Die ruhige Würde, welche Lord Lisdale immer auszeichnete, verläugnete sich auch jetzt nicht. Ein gewisses Licht waltete in seiner edel ruhigen Physiognomie, wie eine Abspiegelung heller Gedanken. Grell contrastirten dagegen Lothars von Aufregung und Schlaflosigkeit verstörte Züge, und so verschieden klang auch der Gruß, den sie wechselten, hier hohl und herb, und dort klar, bestimmt und ohne Bitterkeit.

Lord Lisdale maß schweigend die Distanz ab, und legte die Waffen zurecht, die er mitgebracht.

„Sie haben den ersten Schuß, Fürst Lothar!" sagte er. „Es bedarf keiner Zeugen unter ehrlichen Männern. Jeder wird wissen, was der Andere zu thun hat. — Sie sind ein guter Schütze und ich kein ganz schlechter. — Nun wohl, ich werde drei zählen!"

Diese unbefangene Art empörte Lothar aufs Neue. Er schwankte nicht mehr zwischen Reue und Erbitterung; er folgte nur dem Einfluß der letzteren und unterdrückte das Wort der Versöhnung. Die Stellung war genommen, das Pistol gehoben und abgedrückt. Die Kugel flog weit über Lord Lisdales Schulter hinweg — er stand unversehrt.

„Ei!" sagte dieser, sein Pistol aufnehmend, „Sie zielten zu hoch! Ich aber werde nicht fehlen —" und als er geschossen hatte, steckte seine Kugel in einem breiten Eichenstamm gegenüber, auf dem sich ein weißer Punct markirte. Er schritt darauf los und brachte ein Kartenblatt, aus dem das Aß rund herausgeschossen war.

„Sehen Sie", sagte er, „dieß Herzaß ist fort, wie weggeblasen!"

Digitized by Google

„Mylord, Sie treiben unwürdigen Scherz mit mir!“ rief Lothar unwillig.

„Sie wollten ja nur sehen, ob ich Muth habe, — nun, es ist bewiesen!“ versetzte Lord Lisdale lächelnd; „oder hätte ich ihn besser bethätigt, wenn ich Ihr Herz zum Ziel genommen hätte?“

„Ihre Großmuth ist beleidigend!“ sagte Lothar heftig.

Wieder heftete Lord Arthur einen langen, magnetischen Blick auf den jungen Fürsten, einen Blick, wie ihn etwa der Arzt auf einen sich gegen ihn sträubenden Kranken richtet, und Lothar wich ihm aus, indem er stolz und zornig ausrief: „Sie behandeln mich wie einen Knaben, Mylord!“

„Nein, Fürst Lothar!“ entgegnete er bewegt; „Sie sind ein Mann, aber auch Männer können leiden, auch Männer haben Nerven, die nicht immer von Stahl sind! Ich sah Ihre Hand zittern, aber deshalb ist Ihr Muth nicht geringer, als mein eigener. — Warum waren Sie nicht aufrichtig gegen mich? Ein lebender Freund ist doch immer besser, als ein todter Feind! Ich habe Sie seit gestern durchschaut, und nichts steht zwischen uns, als Ihr irriges Vorurtheil!“

Lothar hörte abgewandt, mit finsterer Stirne; sein besseres Selbst stritt mit einer dunklen Macht, die stärker war.

„Nun? Sind Sie mir durchaus böse, weil ich nicht Ihre Brust durchlöcherte, wie dieses Coeur-Aß?“ sagte Lord Lisdale mit einem warmen Lächeln; „wenn Blut geflossen wäre, hätten wir uns längst schon die Hände gereicht. Sind wir denn härter, als solch blutdürstige Feinde? — Fürst Lothar, ich *will* Ihr Freund sein, — ich habe in Ihrem gemarterten Herzen gelesen; lassen Sie uns Leidensgefährten sein.“

„Ich *und* Sie, Mylord?“ sagte Lothar trübe und zweifelnd; „es gibt keinen Vergleich für das, was *ich* schon litt.“ Aber er reichte seine kalte, bebende Hand hin, und Lord Lisdale schloß sie mit innigem Druck in seine Rechte.

„So“, sagte er mit einem unbeschreiblichen Lächeln voll schwermüthiger Resignation, „gemeinschaftlicher Schmerz ist der beste Freundschaftskitt, — nun sind wir Brüder!“

„Ich hielt Sie für glücklich!“ warf Lothar hin.

„Und *darum* sollte ich büßen?“ versetzte Lord Lisdale; „also für Glück — Haß, für Unglück — Freundschaft! — Ich nehme keinerlei Hoffnung mit fort, der Traum war kurz, — die Fürstin hat meine Bewerbung *zurückgewiesen*!“

Lothar zuckte unter einem jähen Gefühl der Freude. Schnell aber erkannte er das Nutzlose, Unedle dieser Regung und sagte tiefsinnig: „Sie schleudert also jede Liebe von sich! Ich glaube, sie hat kein Herz, wie jene durchschossene Karte!“

Lord Lisdale dachte zu großmüthig, um auch nur mit einer Sylbe diesen bitteren Ausruf zu bekräftigen.

Der gereifte Mann trug die verfehlte Hoffnung anders, als der jugendlich stürmische Lothar die grausamen Enttäuschungen seines Herzens zu tragen vermochte. Die gährenden Elemente seiner Natur ließen ihn nicht zu jener festen Hinnahme des Geschickes gelangen, die er in diesem Augenblick an Lord Lisdale bewunderte; aber ein unwiderstehlicher Zug der Sympathie, nur niedergehalten und verdunkelt durch ein Gefühl blinder Eifersucht, ließ ihn jetzt eben diese Freundschaft annehmen, die er gestern noch verschmäht hatte. Es wurde klar zwischen ihm und Lord Arthur. Lothar schenkte sein Vertrauen vollkommen, ohne Vorbehalt; aber indem er vor dem Freundesauge die schmerzende Wunde entblößte, fühlte er auch deutlich, daß Ernstes zu ihrer Heilung nothwendig sei.

So konnte es nicht bleiben. Die Unmöglichkeit, diesen Kampf fortzuführen, stand plötzlich und unabweislich vor ihm. Täglich mit derselben Aengstlichkeit über seine Blicke und Worte wachen, täglich vor derselben Gefahr zurückbeben, dieselbe Qual gleichsam mit der Luft athmen, — das war undenkbar, wenn er nicht erliegen sollte.

„Ich muß fort“, sagte er entschlossen; „eine und dieselbe Erdscholle ist zu eng für uns Beide, — wenigstens für jetzt. Ich habe mich für stärker gehalten; aber zur Flucht gehört oft eben so viel Muth, als zum Kampf. Wenn wir mit den dämonischen Mächten unseres Innern kämpfen, hört der Streit auch mit der Flucht nicht auf.“

Digitized by Google

„Du sollst es erfahren, welch' ein Erfolg im Wechsel des Terrains liegt", sagte Lord Lisdale. „Wir Beide, mein Freund, taugen jetzt nicht hieher, und — sich abwenden, heißt ja nicht fliehen! Du wirst und mußt eines Tages wieder zurückkehren, aber mit gefestigter Kraft, mit geläuterten, erweiterten Anschauungen. Laß uns zusammen gehen! Vorerst sollst Du mit mir die Häuslichkeit meiner Schwester Georgine kennen lernen und nebenbei das schöne alte Heidelberg wieder durchschwärmen, und dann komm mit mir nach meinem lieben, herrlichen, alten Lisdale-Court in den Kreis der Meinen. Dort sollst Du von allem Leid genesen und vergessen lernen!"

Lothar schlug dankbar und erhoben ein.

Wie wenn sich graue Nebel verflüchtigen, wichen von seiner Seele die schweren, niederdrückenden Wolken; er schaute wieder lichter vor sich hin und wünschte nur, der Abschied wäre schon vorüber.

Lord Lisdale benützte die noch übrige Zeit, um den Kunstgenüssen der Residenz seine Aufmerksamkeit zu widmen. So brach er sein der Fürstin gegebenes Wort nicht geradezu, und doch blieb ihm die Aufgabe erspart, ihr in den engeren Beziehungen des Lebens im Schlosse Waldhausen nahe zu treten.

Lothar beschleunigte indeß seine Reiserüstungen und sah in dieser Zeit die Fürstin nur selten. Es hieß, sie sei leidend. Sie selbst wies jedoch jede Anfrage über ihre Gesundheit zurück, sogar von Seite ihres Vaters. Der alte Graf zeigte sich höchst unzufrieden mit den Dingen, wie sie eben gekommen waren.

„Ich begreife Dich in der That nicht, Helene!" sagte er mit ungnädigem Ton; „ein Mann, wie Lord Lisdale, findet sich nicht alle Tage, so geschaffen für Dich in jeder Hinsicht. Du läßt ihn gehen und zwar — mit einem Korbe!"

„Wer sagt das?" entgegnete die Fürstin, die Stirne faltend.

„Meine scharfen Augen", versetzte der Graf; „man lebt nicht umsonst so lange, um nicht ein wenig Physiognomik zu treiben. Man braucht Lord Lisdale nur anzusehen und zu wissen, daß sein Aufenthalt hier von sechs Monaten auf noch nicht drei zusammenschmilzt, — um zu begreifen, was ihn forttreibt. Es ist unklug von Dir, — sehr unklug!"

„Darf ich fragen, welchen Vortheil diese Verbindung für Dich geboten hätte?" warf die Fürstin nicht ohne Nachdruck hin.

„Für mich? — Mein Gott, keinen, als eben nur Dein Glück, Helene!" rief der Graf emphatisch aus.

„Wieder!" sagte Helene bitter und hart, ein Zucken um den feingeschnittenen Mund. „Mein Glück! — Weißt Du denn, Vater, was dazu nöthig ist? Hast Du es jemals gewußt? Laß doch diese Theorien — sie sind mir nutzlos. Einmal nur konnte ich es hinwerfen, dieses sogenannte Lebensglück, in der thörichten Meinung, mir damit eine Selbstgenugthuung zu schaffen. Nun ist's vorbei! Ich kann weder mehr beglücken, noch beglückt sein. — Lord Lisdale besitzt meine volle Achtung, er ist ein edler Charakter und eben darum gab ich ihn auf!"

Der Graf schob mit halb verächtlicher, halb verlegener Miene die Schultern empor und entsagte weiteren Ueberredungsversuchen. — — —

Trüb und schaurig war der Morgen, wo Lothar abreisen sollte. Er stand vor Helenen, die ihn allein in ihrem Boudoir empfing. Sie war zum Erschrecken bleich, ihr Auge glanzlos und dunkel umrandet, wie nach schlaflosen Nächten, ihre Hand eisig kalt, daß es durch Lothars Fingerspitzen bis an sein wildschlagendes Herz zu dringen schien.

„Es wird mir doppelt schwer, jetzt zu scheiden", sagte er schmerzlich erregt, „denn ich sehe es, — Sie sind krank, Fürstin!"

„Ich war es. Jetzt ist es vorüber", versetzte Sie mit Anstrengung. „Gehen Sie mit Gott, lieber Lothar!"

Das war Alles, was ihre erstarrten Lippen hervorbrachten. Er preßte ihre Hand an Stirn und Augen und versenkte eine flüchtige Sekunde den Blick in ihr von zitternden Schleiern verdunkeltes Auge, — und dann riß er sich los, kaum seiner selbst mächtig.

War das dieselbe Helene, die so kalt und unnahbar seine Liebe verschmäht, so unbesiegbare Schranken zwischen ihm und sich aufgebaut hatte? Woher dies zuckende

Digitized by Google

Leben in ihrer Brust, dieser feuchte Glanz in ihren Blicken, jetzt, jetzt, wo er nicht weit genug von ihr fliehen zu können geglaubt? Oh! wie berauscht und niedergeschmettert zugleich fühlte er sich nun! Aber er mußte dennoch gehen, und wenn sie ihm tausend Seligkeiten geboten hätte. Ihre unnahbare Zurückhaltung war nicht der größte Schmerz gewesen, die Erinnerung an diese eine Minute voll traumseliger Entzückung war noch schmerzlicher, noch gefährlicher!

Betäubt, verwirrt, in eine neue Phase des Kampfes geworfen, schied er von Hildegard und dem Grafen Waldemar, der so recht seeleninnig und heiter, seinem ursprünglichen Wesen zurückgegeben, den bewegten Freund umarmte und beruhigte. Ein einziger Wink Lothars belehrte ihn über die Intentionen Lord Lisdales, und damit wurde Waldemar wieder er selbst. In überquellender Freude drückte er die Hände des Engländers und empfahl ihm dringend den trostbedürftigen Lothar, der widerstandslos mit sich verfügen ließ.

Hildegard weinte, als die Abreisenden ihrem Blick entschwanden. Aber ein liebliches Lächeln brach durch die Thränen, wie Waldemar sie so bedeutungsvoll anschaute und ihr zuflüsterte: „Lothar hat mich mit dem schönste Amte betraut, Fürstin Hildegard, — darf ich es versuchen, ihn zu ersetzen?"

(Fortsetzung folgt).

Kleine Bühnen-Briefe.

Von Franz Müller.

(Schluß.)

II. Brief.

Auf der Unterlage alles dessen, was ich bisher anzudeuten gesucht und beigebracht, sowie an der Hand aller erwähnten Denker in der Sache und für die Sache, dürften sich Ihnen als Grundzüge zur Gewinnung eines geläuterten, würdigen Zustandes der deutschen Bühne im Wesentlichen folgende Postulate ergeben:

1) Herbeiziehung und Wiederherbeiziehung der Dichter für das Drama zur Verwirklichung des reinen, über dem Gewühle trüber Zeitströmung stehenden Ideals aus den höchsten Ideen des Zeitalters, zur Herstellung einer volksthümlichen Bühne, — in Gewährung eines fesselosen, freien, geistigen Rechtes und aller der äußeren Förderungen, Begünstigungen, die ihnen die freudige Ausübung dieses Rechtes sichern.

2) Wahl und Wirken des wissenschaftlich und künstlerisch durchgebildeten, intelligenten, thatkräftigen Bühnenleiters.

3) Ersetzung der bisherigen landläufigen Engagementsweise durch selbsteigene Aufsuchung, Entdeckung und Verwerthung wirklicher Kräfte.

4) Ausbildung der noch unverdorbenen Talente durch Gründung von Theaterschulen nach Theorie und Praxis, — Grundlage für Adspiranten, angehende jüngere Schauspieler, wie Sänger und jüngere Dramatiker. Somit Herstellung eines wirklichen Künstlerstandes, der keinem anderen an Bildung nachsteht und nachstehen darf.

Die Programme zur Organisation dieser Anstalten geben Ihnen Eduard Devrient, Ludwig und Fsigat; für die Oper und musikalische Seite überhaupt Houry v. Arnold in seiner Schrift: „Ueber Schulen für dramatische und musikalische Kunst" (1867) und voraus Richard Wagners Bericht an König Ludwig von Bayern über eine in München zu gründende (jetzt blühende) Musikschule (1865).

Ich mache Sie und Alle, denen es Ernst um die Sache, besonders auf Fsigats, den Nagel scharf auf den Kopf treffende Idee wegen Errichtung von „Theater-Akademien" aufmerksam, — Instituten überwiegend praktischen Charakters, in denen der ersten, dem rein Theoretischen gewidmeten kürzeren Periode die längere für Anwendung des theoretisch Erlernten in organisch fortschreitender Entwicklung, in festgeschlossener Stufenfolge auf vollständig eingerichteter Bühne, sich anzureihen hat. — Finden Sie nicht mit mir, daß in diesem Projecte ein der Pflege würdiger Keim liegt?

Digitized by Google

5) Schaffen und Halten eines würdigen Repertoirs.
6) Schaffen und Halten eines künstlerischen Ensembles.
7) Unbedingte, nicht bloß formale, sondern thatsächliche Aufhebung des Rollenmonopoles.
8) Anwartschaft auf lebenslängliche, ausnahmslose Versorgung für alle bewährten Schauspieler, an der Stelle der vorgreifenden Pensionszusicherungen an Einzelne.
9) Verbannung und Aechtung der unwürdigen Kritik. Als wirksame Mithilfe zur Erreichung dieses Zweckes, neben jener Autopsie der Bühnenvorstände: Gründung eines literarischen Gesammtorganes für die deutsche Bühne, zur Wahrung der Kunst- und Künstlerwürde, der gesammten Interessen des Künstlerstandes, zur Erzielung und Sicherung eines geläuterten Kunstgeschmackes, — in Gewinnung und Vereinigung der besten ästhetischen Kräfte, der Männer von Kenntniß, Erfahrung und von Beruf.

In der gehörigen Verwirklichung der Ansicht Eduard Devrients, daß das Theater eine Staatsanstalt zu werden habe, von dem Staate zu verwalten sei, wäre sicherlich an sich ein durchgreifendes Mittel zum Zweck gefunden. An dieser Verwirklichung möchte ich, gleich Diesem und Jenem, so lange zweifeln, als nicht ein deutscher Perikles erstanden ist. Wie die Sachen liegen, wird die natürliche Schwerfälligkeit des modernen Staatsmechanismus, neben der Masse von Anforderungen, alten und neuen, an den Staat auf anderen Feldern, der Realisirung wahrscheinlich noch entgegengetreten. — Freilich, wenn nur vorerst der Staat — was er eigentlich in seinem Interesse sollte — durch dauernde Gewährung äußerer Mittel beihelfend einträte zu dem, was Fürst und Stadt ihrerseits geben, geben müssen und können: so wäre ein bedeutender Doppelgrund und Doppelhalt gewonnen.

Ist die ästhetische Bühne, wie sie die obigen Puncte beabsichtigen, hergestellt und gesichert, sind die social-politischen Zustände mehr consolidirt: dann wird auch die nationale Bühne, welche allerdings einer der Zielpuncte des Staates als solchen sein muß, Aussicht auf Erweckung zu gedeihlichem Leben haben. Mit Recht betont Figat die ästhetische Seite als Gegenstand vorerstiger Cultivirung.

Auf einen sehr wohlgemeinten und beachtenswerthen Vorschlag Ludwigs, oder vielmehr eine von ihm aufgestellte Grundbedingung ist hinzuweisen: „Bildung eines allgemeinen Vereins der deutschen Schauspieler" — zu dem Behuf der Entwicklung und Festigung des künstlerischen Gesammtgeistes, der Herstellung einheitlicher Ziele durch gleichmäßige Durchdringung der Kunstbegeisterung und der Kunsteinsicht. Dieser Schauspielerverein soll, nach der gestellten Anforderung, die eigentliche Seele der Reform des gesammten Theaterwesens sein. Was der Bühnenverein nicht erreichen konnte, soll der Schauspielerverein erreichen; was dem Zwange, dem bureaukratischen Organismus unmöglich war, soll der freien Association möglich werden.

Sie sehen, diese Idee ruht auf einer socialen Seite unserer Zeit; sie weist dem Künstlerstande selbst die Initiative zu, sie will ihn zum selbständigen Factor der gesammten neuen, besseren Zustände der Bühne machen. Zu dem Ende soll der Verein namentlich die Förderung des sittlichen und materiellen Wohles der einzelnen Theaterangehörigen, die Heranziehung von Talenten und deren Verweisung auf den Weg der geistigen Arbeit und Bildung in Rücksicht auf die eventuelle Begründung einer Vorschule der Schauspielkunst, in die Hand nehmen. Er soll Anknüpfungspuncte mit den Dichtern, den Männern der Wissenschaft und mit literarischen Persönlichkeiten suchen zu gegenseitiger Förderung: der Bildung eines wahrhaften Künstlerstandes, einer unabhängigen, wissenschaftlich vertieften Kritik und eines kunstverständigen Publikums.

Die ganze Organisation des Vereins finden Sie bei dem genannten Autor einsichtlich und gründlich detaillirt.

Ich wünsche dieser schönen, kunstpatriotischen Idee eine recht gedeihliche, lebensfähige Entwicklung; das Emporblühen eines gesunden Baumes aus dem gegebenen geistigen Kerne. Ich wünsche den Gemeingeist herbei, die Seele des Ganzen; ich wünsche ihm regen Anfang, Aufschwung, Halt und Haft, — jenem Geiste, der über den Gewässern der Gewöhnlichkeit, der Indolenz, der Eitelkeit, der Vielköpfigkeit und alles dessen, was diesen ähnlich sieht, zu schweben hat, indem er sie zugleich reinigt.

Digitized by Google

Ich möchte jene alten, leider! nicht veralteten, sauberen, d. h. unsauberen Eigenschaftserscheinungen der eines Herkules bedürfenden Lernäischen Schlange, oder, wenn Sie lieber wollen, in einem bescheideneren und zahmeren Bilde dem bösen unterirdischen Flüstergeiste vergleichen, der in leibhafter, scheinbar recht unschuldiger Gestalt als Souffleur nach Leos großem künstlerischen Theatervorgange und nach Issigats gerechtem Verlangen von der Cohärenz mit den Brettern verbannt werden muß, aber dieser Verbannung wohl noch ziemlich lange harren wird.

Wäre der Verein gesichert, so wäre alsdann freilich der Kunst ein frisches Lebenselement von innen heraus gewonnen. Der Schauspielerstand würde sich durch sich selbst heben, aus sich in freier Regung und Entfaltung befruchten, aus sich verjüngen: mit Einem Wort: eine aus sich geborene edle Macht werden und sein.

Möge nur das erste Lebenszeichen dieser Künstler- und Kunstverbrüderung nicht zu lange auf sich warten lassen!

Ich dächte, an vorstehenden Puncten, den „möglichen", hätten sie sich *Alle* zu erfreuen, die da berufen sind, zu wirken; sie Alle, ohne Unterschied, hätten sie „beim Schopfe zu fassen", beherzt und mit resolutem Entschluß; sie dürften sie „nicht fahren lassen" und hätten „weiter zu wirken, weil sie *müssen*". Und dieses Müssen ist ein so schönes, wie stolzes, ein so vielverheißendes, wie vielgewährendes!

Eduard Schleich.

-l. Es ist nicht wohl möglich die Bedeutung eines so hoch über das gewöhnliche Maß hervorragenden Künstlers wie Eduard Schleich auch nur annähernd zu erfassen, wenn man sich die Richtung nicht klar gemacht hat, welche sich in ihm gewissermaßen verkörpert. Gar Mancher, der täglich die Worte Styl und Stimmung im Munde führt, käme in arge Verlegenheit, wenn er sagen sollte, welche Begriffe er damit verbindet.

Ist der Styl, etwas Bleibendes, innerlich Nothwendiges, der dauernde Charakter der Natur, durch Form und Farbe ausgesprochen, unwandelbar wie der Verstand, so zeigt sich uns dagegen die Stimmung als etwas Wechselndes, Zufälliges, als der vorübergehende Charakter der Natur, durch Licht- oder Farbenwirkung zum Ausdruck gebracht, beweglich wie das Leben des Gemüthes. Demnach ist wohl keine von allen Kunstfragen müßiger als die, ob die stylisirte, oder ob die Stimmungslandschaft höher zu stellen sei. Für den Künstler handelt es sich nur darum, zu welcher von Beiden er sich stärker hingezogen fühlt; für den Beschauer noch weiter darum, was Jener in der einmal gewählten Richtung leistet. Der Stylist wie der Stimmungslandschafter verfolgen dasselbe Ziel, wenn auch auf verschiedenen Wegen. Der Eine erreicht die poetische Wirkung durch charakteristische Auffassung und Wiedergabe einer stylvollen Natur, der Andre durch Festhalten einer auf Auge oder Gemüth wirkenden Stimmung. Der wahre Unterschied zwischen Beiden liegt keineswegs in dem stärkeren oder schwächeren Betonen der Farbe, sondern darin, daß der Stylist zunächst den in der Form sich aussprechenden Charakter der Natur in's Auge faßt und seine Farbe hienach, wenn und soweit es nöthig, modifizirt, wobei ein mehr oder minder selbstständiges Verhalten der künstlerischen Anschauung zur Natur nicht ausbleiben kann, während der Stimmungslandschafter zunächst die Farbe in Betracht zieht und dem Formcharakter nur in die zweite Reihe stellt. Man könnte Jenen dem epischen, diesen dem lyrischen Dichter vergleichen.

Kein Kunstzweig räumt der künstlerischen Individualität einen weiteren Spielraum ein als die Landschaftsmalerei; in ihr spiegelt sich die subjective poetische Empfindung klarer ab, als irgend anderswo, in ihr bedient sich der Künstler in fast unbeschränkter Weise der Form, wie der Farbe, um jene zum Ausdruck zu bringen. Und gerade darin liegt das wahrhaft ideale Element der Landschaftsmalerei, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Nur ein wahrhaft poetisches Talent wird in diesem Kunstzweige wirklich Bedeutendes leisten und als ein solches im vollsten Sinne des Wortes tritt uns Eduard *Schleich* entgegen.

Digitized by Google

Durch seine Werke weht jener ideale Duft dichterischen Empfindens, welcher allein die Seele der Natur zu versinnbildlichen vermag. In ihnen schauen wir jenes tiefe Sichversenken des Künstlers in das innerste Leben und Weben derselben, welches, vor dem lauten Geräusche des Tages zurückbebend, in eine ideale Einsamkeit flieht, um dort in ahnungsvoller Beschaulichkeit seiner selbst zu genießen. Gleich den Klängen einer fremdartigen Melodie gemahnt uns diese, halb schwermüthige, selten heitere, aber immer empfindungstiefe Poesie, wie die regellosen, aber wunderbar ergreifenden Accorde der vom Hauche der Natur selbst beseelten Aeolsharfe gegenüber der rauschenden eleganten Musik der Concerte und Opern. Schleich ist eine innerlichst musikalische Natur; die Farben sind die Töne, die er zu wohlklingenden Harmonieen zu verbinden weiß, und in Harmonieen löst er scheinbare und selbst wirkliche Dissonanzen auf. Sein Grundton aber ist ein vorwiegend ernster, elegischer. Motive, die in der Hand eines Andern völlig werthlos wären, erhalten in seiner eine Tiefe der Bedeutung, welche sich kaum ahnen ließ und so das glänzendste Zeugniß für seine dichterische Begabung ablegt.

Aus dem Gesagten erklärt sich leicht seine Vorliebe für die Wirkung von Mondnächten, in deren Wiedergabe er eine seltene Meisterschaft besitzt. Wir stehen inmitten eines weit gestreckten Moores; der Himmel ist stark bewölkt, das Schilf schwankt im Winde; im Wasser zwischen den schlanken Rohren glitzert das bleiche Mondlicht. Ein roher Knüppeldamm führt in das Moor hinein, und wir scheuen uns fast ihn zu betreten, nicht als ob wir unbekannten Gefahren entgegen zu schreiten fürchteten, sondern weil unser tönender Schritt die geheimnißvolle Ruhe der Natur stören wird. Unwillkührlich gedenken wir vor dem Bilde der Schilflieder des unglücklichen Lenau.

Und wieder sehen wir uns vom Lichte des Mondes umflossen. Aber es glänzt auf den blanken Kuppeln von St. Maria della Salute und spielt wie flüssiges Silber über den Wellen der Lagune an den Marmorstufen, welche von der Riva degli Schiavoni zu jener hinabführen. Dunkle Gondeln schaukeln träumerisch hin und her. Lichte Wölkchen ziehen über den Himmel und lassen die wunderbaren Formen der Paläste an der Piazzetta und am Canal grande noch phantastischer hervortreten. Sei uns gegrüßt, du Königin der Meere!

Dann führt uns der Künstler hinab an die flachen Ufer der Schelde, die langsam dem Meere zuschleicht. Es ist, als ob selbst die Lüfte etwas vom holländischen Phlegma angenommen hätten; die Wolken, hinter denen der Mond schläferig hervorschaut, bewegen sich nur schwerfällig dahin, die Segel der Boote hängen schlaff von den Raaen herab, der Fluß liegt still wie ein See.

Aber diese Ruhe ist nicht des Künstlers wahres Element, das ist Bewegung, lebensfrische, energische Bewegung. Er liebt es mit gewaltigen Massen zu wirken, bald läßt er unsern Blick über weite Ebenen schweifen, über denen grandiose Wolkenformen sich aufbauen, bald verlegt er den Schwerpunkt seiner Wirkung geradezu in diese selbst.

Wir stehen im Hofgarten zu Dachau; vor uns liegt die weite Hochebene Münchens, viel verleumdet und doch ewig schön; dem zu früh heimgegangenen Christian Morgenstern gebührt das Verdienst, sie für die Landschaftsmalerei entdeckt zu haben. Noch breitet über einen Theil derselben das Sonnenlicht seinen Zauber, aber vom Westen her zieht in majestätischer Ruhe ein Heer dichtgeballter Gewitterwolken und sendet dunkle Schatten voraus. Unser Standpunkt ist ein hoher. Mit geringen Mitteln wußte der Künstler in uns die Empfindung rege zu machen, als ob das Terrain, über welches unser Auge bis zu den fernen Alpen wegfliegt, einen Schritt vor uns jäh und unvermittelt abfalle. Unser Herz klopft dem großartigen Schauspiel entgegen, das in wenigen Minuten beginnen wird.

An die Stelle der Ebene bei München tritt die vom nähergerückten Hochgebirge begrenzte, reichbebaute mit freundlichen Ortschaften belebte, im Charakter der Umgebung des Chiemsees, in welcher Fruchtfelder und Waldpartien lieblich wechseln. An den Bergen zieht ein mächtiges Gewitter hin und gibt die prächtigsten Lichteffecte. Ein Regenbogen spannt sich leuchtend über das Land und drückt den Gedanken des des Wohlthuenden und Versöhnlichen der großen Naturerscheinung prägnant aus.

Digitized by Google

Weite Wasserflächen üben auf Schleich keinen geringeren Reiz, als weite Ebenen. Seine ganze Meisterschaft in der Behandlung der Luft concentrirt sich in dem Kampfe der Sonne mit dem Nebel, der über dem See liegt. Er weiß ihn so täuschend und zugleich so künstlerisch schön darzustellen, daß man jeden Augenblick das Durchbrechen der Sonne erwartet. Denn daß der Sieg ihr bleibt, das zeigen die leuchtenden Reflexe auf dem Spiegel des Sees, das Wogen und Wallen der feuchten Dünste, die unter ihren erwärmenden Strahlen in Bewegung kommen.

Aber nicht immer wird die Sonne Siegerin im Kampfe. Wir stehen in eintöniger Fläche; unendlich stürzt der Regen herab und legt einen dichten Schleier zwischen uns und die einsamen Baumgruppen, die dort und da zwischen den Wiesen aufsteigen. Der Anblick ist ein völlig trostloser, und doch können wir unser Auge nicht abwenden von so viel Wahrheit und Poesie; denn — wie sehr wir dem Gedanken widerstreben möchten — Poesie ist auch im strömenden Regen. Aber es bedarf des dichterischen Gemüthes eines Schleich, um sie in so überzeugender Weise zum Ausdruck zu bringen.

Dort regnet es wohl auch, aber es ist einer jener warmen leichten Sommerregen, die Natur und Menschen gleich wunderbar erquicken. Die Bäume und Sträucher werfen bereits wieder leichte Schatten, die Ebene glitzert und flimmert in den Strahlen der Sonne, welche eben durch die dünnen Wolken bricht, die vor unsern Augen wegzufliegen scheinen.

Und wieder war es eine stürmische Nacht; Regenschauer um Regenschauer zog über das Land, und mit krankhaft bleichem Lichte steigt die Sonne über den Horizont empor, um den zweifelhaften Kampf mit den noch immer dichten Wolken aufzunehmen, den sie gestern unentschieden abgebrochen. In solchen Stimmungen muß Schleich geradezu unerreichbar genannt werden.

Es ist wunderbar, mit welch' unendlich einfachen Motiven derselbe Künstler oft zu wirken weiß, dem kein Blick ins Land zu weit, ja dem der Himmel darüber manchmal zu eng scheint. Ein kleines Stück Moor, ein einsames Kornfeld, ein paar Bäume auf der Ebene genügen ihm, um uns unwiderstehlich zu fesseln, um uns in die geheimsten Schönheiten der Natur einzuweihen. Keiner weiß mit solcher Meisterschaft den eigenthümlichen Zauber darzustellen, der dem Himmel über unsrer bayerischen Hochebene eigen ist; kein Andrer versteht es bei gleicher Großartigkeit der Auffassung, die uns unwiderstehlich packt, und bei gleicher Gewalt der Stimmung, der wir uns nicht zu entziehen vermögen, die bedeutendsten Erscheinungen der Natur in poetischer Weise mit so scheinbar geringen Mitteln festzuhalten, wie Schleich. Fesseln auch manche seiner Bilder nicht auf den ersten Blick, so doch später mit desto größerer Entschiedenheit und Nachhaltigkeit, sei es durch Größe und Adel der Conception, sei es durch ihre geradezu unübertroffene Farbe. Eine reichquellende Phantasie und eine unglaubliche Fülle von künstlerischen Erfahrungen schützen ihn auch bei größter Productivität vor Wiederholungen. Sein Hauptwerth dürfte übrigens nach unserm subjectiven Dafürhalten in der Darstellung von Scenen unruhigen und heftigen Lichtwechsels liegen, die wir schwerlich anderswo so durch und durch harmonisch vorgetragen finden, während hinter scheinbarer Monotonie (und hie und da wohl auch Skizzenhaftigkeit) sich ein Reichthum und eine Durchbildung der Luftperspective birgt, die selbst sehr genau behandelte Landschaften nicht immer aufzuweisen haben.

Vom Büchertisch.

Moralische Novellen von Paul Heyse. (Berlin, Hertz.)

** Es ist bereits die achte Sammlung von Novellen, mit welcher der berühmte Verfasser vor das Publikum tritt. Ueberblickt man alle früheren und stellt die Frage nach der Ursache ihres raschen und ungewöhnlichen Erfolges, so kann man darauf bei einem so reichen und vielseitigen Talente eine sehr lange Antwort geben — aber auch eine sehr kurze. Heyses Verdienst: die Gattung der Novelle nach dem Muster der Spanier und Italiener überhaupt erneuert zu haben, besteht im System seines Schaf-

Digitized by Google

sens. Ueberall ist es ein höchst einfaches Motiv, ein specifisches Thema, ein frappantes Problem, welches sich wie eine neue Melodie in wenig Worten, in kurzen Worten sagen läßt, und deshalb einprägt. Diese lapidare Einfachheit der Anlage wird aber künstlerisch verhüllt durch eine reiche Ausführung, eine Vertiefung der Empfindung, und immer ist es das menschliche Herz, seine Räthsel und Widersprüche, welche den Ausgangs- und Endpunct der Combinationen bilden. Heyse verschmäht es, durch Schilderungen zu glänzen, oder durch eigengeartete Charaktere zu fesseln. Es sind eigentlich lauter gute Menschen, ungebrochene ganze und gesunde Naturen, mit denen er agirt, und es ist bezeichnend, aber wohl noch von Niemand hervorgehoben, daß sich in allen diesen, beinahe vierzig Novellen eigentlich kein einziges „böses Princip" — kein einziges mauvais sujet vorfindet. Ich sage das nicht etwa, um ihn nur zu rühmen, es könnte eher ein Tadel sein, denn die wirkliche Welt, deren Spiegel die Dichtung sein soll, ist sehr mannigfaltig gemischt, und ich kann dem Timon nicht Unrecht geben, der behauptet, daß eigentlich die Schwäche, Niederträchtigkeit und Bosheit in der Majorität sei. Heyses Welt ist dagegen, obgleich in der Technik eine höchst reale, in der Abweisenheit alles Abstoßenden eine höchst ideale, reine, aristokratische in der ethischen Bedeutung des Wortes. Ich weiß wohl, daß man mannigfach anders geurtheilt hat, namentlich wenn man das Capitel der sogenannten Sinnlichkeit berührt, doch was dies betrifft, verweise ich auf den Schluß, resp. auf die geistreiche Vorrede, die Heyse diesmal seinen (ironisch betitelt) „moralischen Novellen" vorausgeschickt hat. Aber selbst jene pruden Bedenken zugegeben, wird die seltene Kunst nie verdunkelt werden können, mit welcher Heyse zu rühren versteht — im besten und tiefsten Sinne dieses etwas abgenutzten Wortes; und es sollte mich nicht wundern, wenn die Literaturgeschichte ihn dereinst als den hervorragendsten Repräsentanten dieser ars emovendi in der heutigen Literatur hinstellen wird. Den Romantikern, wie den Jungdeutschen, und noch mehr den Tendenzdichtern war sie bekanntlich theils verloren gegangen, theils ausdrücklich von ihnen perhorrescirt. Und mag man von gewisser Seite auch heute noch diese „Kunst zu rühren", als die billigste bespötteln, ihr allein verdankt Heyse die tiefgehende Wirkung und allgemeine Beliebtheit seiner Erzählungen. Obgleich es freilich heißt, daß die Dauer des Erfolgs immer nur mit denselben Mitteln behauptet werden könne, mit denen der erste errungen ward, so ist das Goethe'sche Wort doch nicht minder wahr, daß man etwas Gutes nicht zweimal auf dieselbe Weise schaffen könne und schaffen solle. Und so ist denn auch in diesem achten Bande ein merklicher Unterschied, ein Fortschritt im Vergleich zu den vorigen nicht zu verkennen. War es bisher meist das weibliche Herz, die weibliche Seele, in welche der Conflict, das Problem und seine Lösung gelegt wurde, so ist Heyse neuerdings und merklich schon im siebenten Bande (Novellen und Terzinen) dazu gekommen, die männlichen Gestalten in den Vordergrund zu rücken und ihnen die Entscheidung des Schicksals anzuvertrauen. Es erscheint das freilich nur als ein sehr äußerlicher Unterschied, aber die Welt des Dichters und resp. seiner Gestalten wird damit unendlich erweitert und vertieft werden. Selten hat Heyse eine erschütterndere Geschichte geschrieben, als die Novelle „Am todten See", die ich unbedenklich an die Spitze stelle. Es ist die Historie eines Arztes, der durch schwere Schläge des Schicksals zu dem verzweifelten Entschlusse gekommen, sich das Leben zu nehmen — und zwar im todten See im Hochgebirge. Im letzten Augenblick langen neue Passagiere an, eine junge Wittwe mit einem kranken Kinde. Die Unmöglichkeit, einen andern Arzt zu beschaffen, und die drohende Gefahr bewegt den Unglücklichen, noch einmal seine Pflicht zu erfüllen. Er rettet das Kind vor dem Tode, und man erräth, daß die Dankbarkeit der Mutter auch jenen Verzweifelten dem Leben wiedergewinnen wird. Aber dies Ziel wird erst auf weiten Umwegen und nach heftigen inneren Kämpfen auf beiden Seiten erreicht. Ebenfalls auf der Grenze des pathologischen Gebietes steht „Lorenz und Lore" — das vorige Motiv gleichsam in umgekehrter Form. Hier will ein junges Mädchen sterben, nachdem sie alle Angehörigen durch die Epidemie verloren. Durch tagelange Erschöpfung schon dem Verschmachten nahe, entschlüpft ihr im vermeintlich letzten Augenblick das glühende Geständniß einer verschwiegenen Leidenschaft zu einem Jugendfreund, der zufällig in dasselbe Haus gekommen. Die Rettung der scheinbar Aufgegebenen, die tiefe Scham und Reue der Wiedergenesenen über ihr vor-

Digitized by Google

eiliges Geständniß und der endliche Sieg über die starrsinnige Scheu bilden den Faden der reizenden Erzählung. Kurios ist es dem Dichter mit der Novelle der „Zwei Schwestern" ergangen. Hier zeigt sich in interessanter Weise, wie zwei Autoren aus eigener Erfindung auf dasselbe Motiv fallen können, welches dann jeder von beiden in seiner Weise verschieden ausbildete. Erst vor wenigen Wochen besprach ich Wilbrandts „Reseda": — die Geschichte zweier Schwestern, von denen die eine schön und unbedeutend, die andere häßlich und geistreich ist. Ein Freier erscheint, aber bis die Häßliche merkt, daß es ihr gilt und nicht der Schönen, vor Allen, bis der Werber selbst sich klar wird, das kostet heftige Kämpfe, und das war die Novelle — Alles in Allem dieselbe Entwicklung bei Heyse, nur sind die Contraste um ein Bedeutendes schärfer. Das Capitel von der „sokratischen Kartoffelnase ohne Glanzlicht" bildet hier das Thema eines ganzen Frauenschicksals. Auch im Uebrigen ist das Motiv viel innerlicher und bedeutender entwickelt. Abermals eine Verwandtschaft im Motiv wollte mir in der ersten Novelle des Bandes „Vetter Gabriel" vorkommen, auf die Gefahr hin, ein Reminiscenzenjäger gescholten zu werden: Ein junger, hochgebildeter Mann verlobt sich par dépit und in aller Eile mit einer Kellnerin, nachdem er bei seiner idealen Jugendliebe „abgeblitzt." Am andern Tag kommt die Reue, und ein Brief der Braut, aus einem alten Briefsteller für Liebende abgeschrieben, öffnet ihm vollends die Augen. Inzwischen ist die Braut in Dienst getreten bei jener zürnenden Schönheit; und da sie dahinter kommt, daß dies die erste Liebe ihres Bräutigams war, ist sie so vernünftig, das Band selbst wieder zu lösen und sich mit einem passenden ländlichen Anbeter zu entschädigen. — Im Ganzen genommen hat Melchior Meyr in seinen „Schicksalen eines Idealisten" ein ähnliches Problem auf nicht unähnliche Weise gelöst; und ich bin überzeugt, daß, wenn Heyse diese Erzählung gekannt hätte, er die seinige sicher anders componirt haben würde. — Die letzte Erzählung ist eine Bearbeitung von Guerrazzis „Thurm von Nonza", die heroische Geschichte eines Invaliden, der im Kriege der Franzosen gegen Corsica ganz allein einen Thurm gegen die Sturmcolonnen des Feindes vertheidigte, so daß diese der angeblichen „Besatzung" freien Abzug und ehrenvolle Capitulation gewährten — eine historische Anecdote in plastischer Ausführung. — Bezüglich der interessanten Vorrede, die an „Frau Toutlemonde" in Berlin adressirt ist, wäre freilich viel zu sagen. Heyse vertheidigt sich darin gegen die Vorwürfe der Unsittlichkeit, die man namentlich gegen den siebenten Band erhoben hat. Ich war erst Willens, nur einige Schlaglichter mitzutheilen; da aber diese mit vielem Humor geschriebene oratio pro domo manches goldene Wort über die Aufgabe der ächten Novelle und auch über die sogenannte „Moral" enthält, so glaube ich den Lesern der Propyläen einen Gefallen zu thun, wenn wir diesen hübschen Essay in der nächsten Nummer ganz abdrucken.

Die Jahreszeiten. Von K. J. Schuler. Verbesserte Gesammtausgabe. Würzburg. A. Stuber's Verlag. 1869.

H. Ein Erzeugniß, wie diese „Jahreszeiten" Schuler's, eines unserer besten Landschaftsmaler, der einen Uhland, Kerner, Wessenberg zu seinen Freunden zählen zu dürfen das Glück hatte, verdient nicht nur wegen der außerordentlichen Wärme, Treue und Wahrheit der Gemälde und Scenen aus dem Naturleben, sondern auch darum die vollste Beachtung, weil dasselbe einer Gattung der Poesie angehört, der man kaum zutraut, einen Schlag führen zu können, der weithin auf längere Zeit hallt. Wer aber diese köstlichen Naturbilder und Schilderungen unseres Idyllikers näher prüft, zumal seines Heimatlebens, der Rheinpfalz, worin eine ganze Nationalität sich spiegelt, worin die Natur in ihren schönsten Momenten und ebenso das Volk in einer fröhlichen Thätigkeit und in seinem Kostume aufgefaßt werden: dürfte gewiß nicht zweifeln, daß Schuler einen bleibenden Namen unter den lyrischen Dichtern behalten wird.

Seine Gemälde sind Zeugnisse eines naturfreundlichen, tiefen Gemüthes, und erfreuen zugleich durch sinnreiche Vermählung des Gedankens mit der Anschauung, durch ein schönes Maß und eine bezaubernde stille Macht der Bildersprache. Für die Darstellung des Gigantischen und Wildpittoresken, welche bei Thomson in dessen gleich-

Digitized by Google

namigem Werke, besonders in den Bildern exotischen Lebens vorwaltet, ist seine Pinselführung zu zart; doch weiß er die Natur auch in großartigen Umrissen aufzufassen. Unserm Dichter eignet, bei fester Grundlage der Weltansicht, eine oft rührende, mitunter naive Kindlichkeit, eine gesunde Frömmigkeit des Gefühls, womit er Natur und Menschen anschaut und beschreibt. Doch versteht er sich auf die Waffen der Satyre, indem er zuweilen den zürnenden Blick aus der Idylle heraus in die städtische Welt voll Luxus, Mode, Unnatur, und aus dem Frieden der Natur in das Kampfgewühle der Geister wirft.

Wie Thomson, wählte auch Schuler zur Bearbeitung seines Stoffes größtentheils die Jahreszeit selbst, die er schildern wollte, malte einzelne Gruppen nach der Natur aus, und goß sie dann in ein Ganzes zusammen, nicht ohne die Regel und der Proportion und ästhetischen Verwandtschaft streng zu beobachten. Trotz einer Menge reizender und ergreifender Bilder und Schilderungen, trotz des oft feinsten Details in Darstellung der verlorensten Abstufungen in den Erscheinungen der Natur, für deren Kleinleben er ein Virgilisches Verständniß hat, verliert der Leser die Einheit des Ganzen nicht aus dem Auge.

In dieser Gesammtausgabe der „Jahreszeiten" liegt eine erneute Schöpfung des Dichters vor, nach Inhalt und Form. Er hatte früher das Versmaß Kleist's beibehalten, mit derselben Liebe und Einbildungskraft nach einander den „Sommer, Herbst und Winter" gedichtet, denen sich zuletzt — auf Justinus Kerner's Anregung — auch noch der „Frühling" als Erzeugniß der eigenen Muse anreihte. Die Vorschlagsylbe, welche Kleist vor den eigentlichen Rhythmus des antiken Hexameters setzte, um ihm eine mehr deutsche Gestalt zu geben, hat Schuler jetzt beseitigt, und dadurch seiner Darstellung weit mehr Bestimmtheit und Kraft verliehen.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Boston. Das große musikalische Friedensfest, mit einem Chor von 20,000 Stimmen und einem Orchester von 1000 Musikern, ist nach telegraphischen Mittheilungen am 14. Juni glücklich von Statten gegangen. Der Präsident Grant, die Minister, die Gesandten und Tausende von Fremden waren des Festes wegen in Boston eingetroffen, wo eigens deßhalb ein Colosseum erbaut war, das 70,000 Menschen fassen konnte. Frau Parepa-Rosa war merkwürdigerweise die einzige Solistin, welche von dem Festcomité eingeladen wurde, zu singen. (Signale.)

Brüssel. Das neulich schon annoncirte Musikfest ist auf September verschoben, wo zugleich die belgische Unabhängigkeit zum 39. Male gefeiert wird. Das Programm ist folgendes: Am ersten Tage: Euryanthe-Ouverture von Weber, Messias von Händel; am zweiten Tage: Ouverture von Ed. Lassen, Symphonie von F. J. Fétis, ein Chor von Soubre, Te Deum von Benoit und 7. Symphonie von Beethoven. Am dritten Tage Concert für die Solisten; bestimmt angezeigt ist von Instrumentalisten nur Vieuxtemps, von Sängern nennt man die Saß, Artôt, Everardi und Agnesi.

Douai. Das Wettgesangfest der Männerchöre aus allen Ländern findet den 11. und 12. Juli statt. Bis jetzt haben sich 124 Vereine gemeldet.

Florenz. Auf dem Azeglio-Platze wurde am 1. Juli ein von Herrn Morini erbautes neues Theater eröffnet, welches mit Einwilligung des Kronprinzen „Teatro Umberto" heißt.

London. Die Neuigkeiten der letzten Zeit waren im New East London Theater „Hoffen und Harren, oder der Fleck auf der Hand" von L. Nanton und im Britannia-Theater „Dankbarkeit, oder der Kampf ums Gold" von W. H. Pitt.

> München. Einige Wiener Blätter haben die Nachricht gebracht, daß der aus mehrjähriger Wirksamkeit vortheilhafte bekannte Solo-Bassist des Wiener akademischen Gesangvereines, Herr Anton Pitzer vom 1. August dieses Jahres ab ein Engagement für erste Baßpartien am k. Hoftheater zu München gefunden, und daß derselbe seine Thätigkeit mit der Uebernahme einer bedeutenderen Partie in Richard Wagners „Rheingold" beginnen werde. Diese

Digitized by Google

Mittheilung iſt dahin zu berichtigen, daß die Intendanz beabſichtigt, das ſeit längerer Zeit vacante Fach eines zweiten tiefen Baſſes wieder zu beſetzen, und daß ſie zu dieſem Behufe mit Herrn Pitzer einen Gaſtſpielvertrag mit unterlegtem Contracte abgeſchloſſen hat. Reuſſirt der Sänger mit ſeinem Gaſtſpiele, ſo ſoll er vorbehaltlich Allerhöchſter Genehmigung mit 1. Oktober engagirt werden. Da zur Aufführung des „Rheingolds“ fünf Baſſiſten nöthig ſind, welche der Intendanz gegenwärtig nicht zu Gebote ſtehen, ſo hat man Herrn Pitzer eine kleine Rolle hiebei zugetheilt, und ſoll dieſe als die erſte Rolle ſeines Gaſtſpieles gelten.

New-York. „Loreley“ von Wallace iſt von der Maretzekſchen Truppe hier eingeführt worden und hat, obgleich auf dem Zettel beliebte Namen fehlten, gefallen. Zu gleicher Zeit ſpielten hier zwei franzöſiſche Bouffes-Truppen. Dieſe Concurrenz behütet uns vielleicht vor zu viel Offenbach.

Paris. Von ſieben Werken, welche die Preis-Commiſſion des Théâtre lyrique beurtheilte, wurde die einaktige komiſche Oper eines bis jetzt hier nur durch Pianoforte-Compoſitionen bekannten Muſikers, Jules Philipot, zur Aufführung angenommen. Dieſelbe betitelt ſich: „Le Magnifique“, Text nach Boccaccio, von Jules Barbier. Eine große Oper, welche Alfred de Muſſets „La Coupe et les Lèvres“ zum Gegenſtande hat, hält die Commiſſion in jetziger Geſtalt für unausführbar, empfiehlt aber dieſe „remarquable Partition“ dennoch — nach den nothwendigen Kürzungen und Veränderungen — zur Aufführung auf den großen lyriſchen Bühnen Frankreichs. — Das intereſſante einaktige Repertoirſtück des Théâtre Français, betitelt „Le Chef d'oeuvre inconnu“ von G. Lafont, wird vom Capellmeiſter des Athenée-Theaters, Conſtantin, in Muſik geſetzt. — Lecocq, der muſikaliſche Autor der im Variété-Theater mit großem Beifall aufgeführten Burleske „Fleur de thé“, hat eine neue Operette „Le Rajah de Mysore“ componirt, die zur Wiedereröffnung der Bouffes Parisiennes im September aufgeführt werden wird. (N. Berl. M.-Z.)

Paris. Hier iſt jetzt ein neuer Verſuch mit Gründung einer deutſchen Zeitung gemacht worden, welche u. d. T.: „Germania. Zeitung für die Deutſchen in Frankreich“ wöchentlich dreimal erſcheint; es iſt zu wünſchen, daß die zahlreiche deutſche Bevölkerung dieſes Unternehmen lebhafter unterſtütze, als frühere mißglückte Verſuche dieſer Art.

Paris. Eine italieniſche Geſellſchaft von Komikern wird nächſtens in der franzöſiſchen Hauptſtadt eine Reihe von Gaſtvorſtellungen geben. An ihrer Spitze ſteht der berühmte Polichinell Franco-Fanti.

Stettin. Wie man berichtet, wird der dortige Theaterdirektor Carlſchulz der erſte Privatdirektor ſein, welcher Rich. Wagners Oper „Die Meiſterſinger von Nürnberg“ zur Aufführung bringt. In München erlebte die Oper bis jetzt 9, in Deſſau 14, in Mannheim 12 Aufführungen; auch in Dresden ſind die „Meiſterſinger“ ſeit Kurzem wieder ins Repertoire aufgenommen und finden nach wie vor Beifall.

Weimar. Hier iſt kürzlich der Verſuch einer Darſtellung der von Schiller metriſch überſetzten Scenen aus den „Phönikerinnen“ des Euripides mit Glück gemacht worden. Die Aufführung dieſer Bruchſtücke war von einem ſehr wirkſamen Eindruck begleitet.

Wien. Im Auftrage der General-Intendanz geht der Oekonomie- und Kaſſen-Direktor des Hofburgtheaters, Hr. Knapp, nach Paris, um die Einrichtungen der dortigen großen Oper im Intereſſe des hieſigen Hofoperntheaters zu ſtudiren. Die Ferien werden zu zahlreichen Nachbeſſerungen im Opernhauſe, zu kleineren und größeren Reformen, welche ſich nach den Erfahrungen in der zurückgelegten Betriebszeit empfehlen, und zu Vorbereitungen für die neue Saiſon verwendet werden. Unter den letzteren ſtehen vor Allen die „Zauberflöte“ und „Armida“ auf der Tagesordnung, und auch für „Die Meiſterſinger“ ſollen die erſten Einleitungen getroffen werden.

Wien. Im neuen Opernhauſe iſt nun auch das erſte große Ballet gegeben — „Sardanapal“ von Taglioni. Es war vorzüglich ausgeſtattet und machte einen meiſt ſehr befriedigenden Eindruck. Im alten Opernhauſe iſt der Tenoriſt Pirk aus Hannover zum zweiten Male aufgetreten (in Meyerbeers „Robert“), hat wieder recht gut gefallen und wird wohl nunmehr engagirt ſein. Frl. Baumgartner vom Mannheimer Theater beginnt in dieſen Tagen als „Margaretha“ in Gounods „Fauſt“ ein Gaſtſpiel. Mit Frl. Benza ſoll die Hofopern-Intendanz ſo ziemlich abgeſchloſſen haben und die Künſtlerin ihre Thätigkeit bereits in allernächſter Zeit beginnen.

Wien. „Stabella Orſini“, Moſenthals neues Drama, wurde vom Hofburgtheater angenommen, ſoll aber erſt im nächſten Winter zur Darſtellung gelangen. Die Reihe der Neuigkeiten, fügen wir hinzu, wird in der nächſten Saiſon Gottſchalls „Nabob“ eröffnen, auf den Bauernfelds „Landfrieden“ und Weilens „Roſamunde“ folgen ſollen.

Digitized by Google

Wien. Bei der ersten Vorstellung von „General Bem“ im Thalia-Theater sang Herr Karl ein improvisirtes, und ein von der Censur gestrichenes Couplet über den Linzer Bischof und über die „Kopfbedeckungsfrage“. Der „kühne Sänger“ wurde deßhalb vor die Ottakringer Polizei citirt, wo man ihm eine Wiederholung der betreffenden Verse strengstens verbot.

Vermischtes.

Die Münchener Künstlerwelt hat im letzten Monat abermals zwei empfindliche Verluste erlitten: Am 15. Juni starb Jos. Schlotthauer, der nicht blos im Gebiet der bildenden Künste, sondern auch als Chemiker, Anatom und Orthopäde sich einen bleibenden Namen erworben hat. Geboren am 14. März 1789 zu München, ward er zuerst für ein Handwerk bestimmt, bald aber überwand die Liebe zur Kunst alle Schwierigkeiten, und es gelang ihm, obwohl er sich nur als Autodidact herangebildet, in der Akademie Aufnahme zu finden. Nach dem kriegerischen Intermezzo des Jahres 1809, wo er in das Corps freiwilliger Jäger eingetreten war, kehrte er zur Kunst zurück und malte fast ausschließlich religiöse Gegenstände. Ein dornengekrönter Christuskopf aus dieser Zeit hat sich als fester Typus in zahllosen Nachbildungen im Volke eingebürgert. Eine neue Periode kam für den Strebenden mit Cornelius' Berufung im Jahre 1819. Er gehörte bald zu den Erwählten des großen Meisters, ein Vorzug, den er den gründlichen Studien verdankte, die er in der Technik der Freskomalerei gemacht. Noch heute werden die von Schlotthauer ausgeführten Bilder im Cyklus der Glyptothek (Reich des Neptun und Olymp, die Unterwelt, der Zorn des Achill, die Zerstörung von Troja ꝛc.) als die besten bezeichnet. Seine italienische Reise trat er verhältnißmäßig spät — erst im Jahre 1830 — an. Ein Jahr darauf wurde er Professer der Akademie, wo er mit wenigen Unterbrechungen durch eine Reise nach Florenz und Mailand (1834), einer zweiten nach Bamberg (1838), wo er die Gemälde der Seitenaltäre ausführte, und einer dritten nach Pompeji (1845), um die dortige Malerei der Alten zu studiren — nun fast 38 Jahre lehrte und zahlreiche Schüler heranzog. Unter den letzteren werden namentlich Graf Pocci, Frl. Linder, Schraudolph, J. Anton Fischer ꝛc. genannt. Aber weit größer waren seine Verdienste auf dem Gebiete der Orthopädie und Technik, der er unermüdliche und aufopfernde Studien widmete. Seine Kenntnisse in Mechanik und Anatomie führten ihn auf ein neues Heilverfahren bei Verkrümmungen, und bald wurde Schlotthauer zu einer einflußreichen Autorität auf diesem Felde. Auch die Fixirung der Frescobilder durch Wasserglas war Schlotthauers Idee, obgleich die Stereochromie später von Anderen als eigene Erfindung ausgegeben wurde. Schlotthauer gehörte zu den bescheidenen Genies, die es nicht verstehen, sich selbst geltend zu machen. Von andern Maschinen, die er erfunden, werden erwähnt ein Apparat zur Regulirung der Flußufer, eine Zimmerlustreinigungsvorrichtung, praktikable Löwen (zur Zauberflöte) ꝛc. Die Richtung seiner Schule, aus welcher zahllose Heiligenmaler hervorgegangen, ist zwar von der neuern Zeit überflügelt, die Gemüthstiefe und Innigkeit, worauf er besonders hielt, ging unter in der Vernachlässigung der Form und Farbe; aber Schlotthauers Name wird für immer eine bestimmte Epoche der deutschen Kunstgeschichte bezeichnen und der großen Anzahl derer, die den Verewigten selbst gekannt haben, wird dieser tüchtige, fleckenreine, von edelster Humanität vergeistigte Charakter ewig unvergeßlich und in Ehren bleiben. — Ihm folgte am 27. Juni der Historienmaler J. B. Müller, der, 1809 im Allgäu geboren, ebenfalls an der Münchener Akademie seine Ausbildung empfing. Als Schüler von Heinrich v. Heß entwickelte er sich so schnell, daß er, kaum 20 Jahre alt, mit seinem ersten Oelbilde debutirte. Heß zog ihn zu den Fresken der Allerheiligenkirche erst als Gehülfen, dann als selbständigen Mitarbeiter bei. Mit Führich malte er die Stationen auf dem Laurenziberg bei Prag, mit Heß ferner die berühmten Fresken der Basilika. Von seiner sonstigen Thätigkeit werden erwähnt die Vorarbeiten zu den Fenstergemälden der Auer Kirche, wie des Kölner Domes, ein colossales Christusbild für den Kaiser von Rußland, ein Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, viele Kirchenbilder für Obertingen, Erkheim, Scheideck, Kösching ꝛc. ꝛc. Neben den farblosen Nazarenern erstrebte er zuerst ein sattes Colorit, ward aber auch im Kampf der Gegensätze bald zurückgedrängt. Sein nicht unbeträchtlicher Nachlaß, schreibt die A. Z., welcher in den nächsten Monaten zur Versteigerung kommt, enthält mancherlei, was umsichtiger Sammlern erwünscht sein dürfte.

Im Verlage von Schäfer und Koradi (Leipzig und Philadelphia) ist unter dem Titel „Der amerikanische Bürgerkrieg, Geschichte des Volkes der Vereinigten Staaten vor, während und nach der Rebellion“, eine von Dr. E. R. Schmidt verfaßte und mit Porträts, Karten und Plänen ausgestattete Darstellung des gewaltigen Kampfes, erschienen, mit welchem die große amerikanische Republik in eine neue Aera eingetreten ist.

Eine griechische Komödie, „Der Schuster“, hat in Athen den Sieg in der poetischen Concurrenz errungen, die ein Herr Butzinas durch Ausschreiben eines Preises von tausend Drachmen ins Leben gerufen hat. Der Dichter des gekrönten Lustspiels, in dem ein griechischer Parvenu lächerlich gemacht wird, heißt Antoniades.

Digitized by Google

In Reichenbach im sächs. Voigtlande hat sich ein Comité gebildet, um der Reformatorin des deutschen Theaters, Caroline Friederike Neuberin, geb. Weißenborn, die dort geboren ist, ein Denkmal zu errichten.

Eine interessante Frage des Autoren- und Verleger-Rechtes bietet der nachstehende Fall dar: Friedrich Spielhagens neuer Roman: „Hammer und Ambos“ wird gleichzeitig in fünf Octavbänden von der Hildebrand'schen Verlagshandlung in Schwerin und in einem starken Foliobande von der Verlags-Expedition des „Hausfreund“ in Berlin angekündigt. Woher dieser bisher in der Praxis des deutschen Buchhandels noch nicht vorgekommene Dualismus? Unbefangen und ohne Mißtrauen gegen literarische Betriebsgenossen, wie Dichter und besonders deutsche Dichter zu sein pflegen, hatte Friedrich Spielhagen das Manuscript seines Romans, bevor er ihn in Buchform erscheinen ließ, auch einigen Journal-Redactionen zur Benutzung als Feuilleton überlassen, und zwar zunächst der Redaction der „Neuen freien Presse“ von Wien und dann mit Zustimmung der Letztern dem Verleger der von Hans Wachenhusen redigirten populären Wochenschrift „Der Hausfreund“, Herrn E. Grätz in Berlin, von welchem Letzteren der Dichter bona fide voraussetzte, daß er, ebenso wie die Redaction der „Neuen freien Presse“, keine stärkere Auflage des Romans, als die gewöhnliche des laufenden Jahrganges und in keiner andern Form werde erscheinen lassen, als die der üblichen Monats- oder Quartalhefte dieser Zeitschrift. Aber diese bona fide-Voraussetzung ist nicht allein nicht zugetroffen, wie die bereits vor längerer Zeit erschienenen Ankündigungen des Romans durch Herren E. Grätz und dessen anticipando gedruckte und ausgegebene, spätere Nummern des „Hausfreundes“, welche den Schluß der Erzählung erst bringen konnten, beweisen, sondern Herr Grätz hat auch ein Bildniß des Dichters, das ihm dieser nur behufs Veröffentlichung im „Hausfreund“ — wo es mit einer redactionellen Biographie begleitet erschienen — übersandt hatte, auf dem Titelblatte seiner ohne Zustimmung des Autors in dieser Form publizirten Ausgabe von „Hammer und Ambos“ abdrucken lassen. Der Fall ist so neu und eigenthümlich, er verletzt die Rechte des auf den Ertrag seiner geistigen Production angewiesenen Dichters in so flagranter Weise, daß er von buchhändlerischer wie von juristischer Seite einer eingehenden Erwägung und Besprechung werth ist, und wir erlauben uns daher, ihn ganz besonders unserer Collegin, der Redaction des „Buchhändler-Börsenblattes“ in Leipzig, zu empfehlen. (M. s. d. L. d. A.)

Nach einem Berichte an die französische Akademie der schönen Künste von ihrem Secretär Herrn Beulé, sind in Rom sehr interessante antike Wandmalereien aufgedeckt worden. Man weiß, daß auf dem palatinischen Hügel bei der späteren Erbauung und Erweiterung der Kaiserpaläste eine Einsenkung zwischen den beiden Gipfeln des Hügels ausgefüllt und überbaut wurde. Bei der Gelegenheit wurden Baulichkeiten an dieser Stelle zum Theil verschüttet, zum Theil auch als Substructionen verwandt, und so sind Räume unterirdisch geworden, die früher über der Erde waren. Solche Räume sind bei den neuesten Ausgrabungen mehrfach freigelegt worden, und so auch das Haus, worin die Malereien gefunden wurden. Man hat ein Vestibul gefunden, dessen Wände eine gemalte architektonische Decoration tragen, nicht so phantastisch und spielend wie die pompejanischen Malereien dieser Art, sondern in wirklichen baulichen Formen, Säulen, Capitälen, Gesimsen u. s. w. In einem daran stoßenden Saale finden sich Gemälde in größerem Maßstabe und strengeren Styles, wie die pompejanischen, sonst aber die gewöhnlichen mythologischen Motive darstellend: Acis, Galathea und Polyphem mit Amoretten, und Argo, Io und Mercur. Die Namensinschriften zu den Figuren sind griechisch. Das Interessanteste aber ist das Wandbild der Thür gegenüber. Hier hat der Maler ein offenes Fenster dargestellt mit einem Durchblick in die Straße mit allen Einzelheiten der Gebäude und einigen Figuren. Es ist das erste Mal, daß ein antikes Gemälde gefunden wurde, welches ein so deutliches Bild von dem gewöhnlichen Leben im alten Rom gibt. Ein französischer Maler, Herr Hector Leroux, wird diese Bilder copiren, bevor sie verblassen.

(Auber und Rossini.] — In dem jüngst erschienenen Buche „Life of Rossini“ wird erzählt, wie Auber zum ersten Male mit Rossini bei einem Diner zusammentraf, das Caraffa seinem berühmten Landsmann zu Ehren gegeben hatte. Nach aufgehobener Tafel setzte sich der Maestro auf Ersuchen des Gastgebers an das Piano und sang Figaros Cavatine „Largo al factotum della cità“. „Ich werde“ — erzählt Auber — „nie die Wirkung vergessen, welche sein gediegener Gesang auf mich ausübte. Rossini hatte eine wunderschöne Baritonstimme, und er sang mit einer Begeisterung und einer Kraft, welcher in derselben Partie weder Pellegrini noch Galli oder Lablache sich genähert haben. Seine Kunst zu accompagniren war gleich wundervoll, nicht auf Tasten, sondern auf einem Orchester schienen die geläufigen Hände des gewandten Pianisten zu gallopiren. Als er geendigt, sah ich mechanisch auf die Elfenbeintasten; es schien mir, als sähe ich sie rauchen. Bei meiner Nachbauskunft bezeugte ich große Lust, alle meine Partituren in's Feuer zu werfen. „Vielleicht erwärme ich sie dadurch“; sagte ich zu mir selbst, „über haupt, was nützt das Schaffen von Musik, wenn man nicht componiren kann, wie Rossini!“

Digitized by Google

Eine Anzahl angesehener Männer der Wissenschaft hat dem deutschen Zollparlament eine Petition überreicht, in welcher diese Körperschaft ersucht wird, die im Bundesrathe vertretenen deutschen Regierungen aufzufordern, gemeinsam zur Errichtung eines Nationaldenkmals für Alexander v. Humboldt, gelegentlich der Feier seines 100jährigen Geburtstages, entsprechende Mittel beizutragen. Unterzeichnet haben die Petition: Virchow, E. Dubois-Reymond, G. Rose, Ehrenberg, W. Siemens, Poggendorf, Ewald, Reichert, A. Braun, Borchardt, Weierstraß, Pringsheim, Roth, Weber, Parthey, Rieß, G. Hagen, Kiepert, Kudorff. Die Petitions-Commission beantragte, das Parlament möge in der Erwägung, daß die Errichtung eines solchen Denkmals Sache des ganzen deutschen Volks, nicht des Zollparlaments sei, über die Petition zur Tagesordnung überzugehen.

In Braunschweig soll dem verstorbenen Methfessel ein Denkmal gesetzt werden.

Die Auflagen der Berliner Zeitungen im zweiten Quartal 1869 ergeben nach authentischen Mittheilungen folgende Zahlen: Bank- und Handelszeitung 1784, Börsen-Courier 768, Börsenzeitung 6744, Fremden- und Anzeigeblatt 4493, Gerichtszeitung 17,261, Preußische Handelszeitung 1273, Intelligenzblatt 6382, Kladderadatsch 32,220, Montagszeitung 1001, Nationalzeitung 8349, Norddeutsche Allgemeine Zeitung 5533, Post 7000, Neue Preußische Zeitung 9491, Publicist 1682, Spenersche Zeitung 4603, Staatsbürgerzeitung 19,880, Tribüne 15,298, Volkszeitung 21,776, Vossische Zeitung 13,990, Wespen 16,300, Zukunft 2186.

Victor Hugos „L'homme qui rit" ist, mit Bewilligung des Verfassers von Georg Büchmann übersetzt, unter dem Titel „Der lachende Mann" (Berlin, Franz Duncker) erschienen und die zwei ersten Bände von vieren bereits ausgegeben.

Von der autorisirten deutschen Uebersetzung von Renans „Paulus" (Leipzig, F. A. Brockhaus) wurde die erste Lieferung ausgegeben. Das Werk beginnt mit einer sehr ausführlichen Einleitung, die eine Kritik der Quellen gibt; außer dieser umfaßt die erste Lieferung noch das erste und zweite Kapitel, enthaltend: Erste Reise des Paulus, Sendung nach Cypern und Missionsreise nach Galatia.

In London baut man in South Kensington Museum eine große Halle für Kunst und Wissenschaft, die Ende 1870 oder Anfang 1871 fertig werden soll. Sie ist auf 8000 Personen berechnet und wird nahezu 200,000 Pf. St. kosten.

Am Sonntag, den 20. Juni, fand in Wahrenbrück bei Torgau die Enthüllung des Graun-Denkmals statt. Der Sängerbund an Elbe und Elster, welcher zum Feste geladen war, brachte Grauns „Prager Te Deum" zur Aufführung.

„Bacchus ernährt den Amor" ist ein Relief in Erzguß von Stanger in Dresden. Der oft gewählte Stoff ist hier in so klassischem Sinne behandelt, daß man versucht ist, das Werk für ein altes zu halten. Stanger ist ein geborner Münchener und hat sich in Paris zu einem der ersten Medaillenre ausgebildet. Die Bildhauerei kann sich dazu Glück wünschen, daß dem feinfühlenden und von ächtem griechischen Geiste beseelten Künstler das Feld des Stempelschneidens zu eng geworden ist. (Lit.)

„Goethes Geschwister" in magyarischer Uebersetzung sind auf dem ungarischen Nationaltheater in Pesth zur Aufführung gelangt.

Das vom Könige von Preußen schon im Jahre 1862 dem Germanischen Museum in Nürnberg zugesagte große Glasgemälde mit einer Darstellung der Grundsteinlegung für den Bau der Karthause, jetzt bekanntlich Lokal des Germanischen Museums, welches nach einem Karton von A. v. Kreling in der königl. Anstalt für Glasmalerei zu Berlin ausgeführt ward, ist, nachdem es im Jahre 1867 zur Ausstellung in Paris war, Mitte April dieses d. J. an Ort und Stelle eingesetzt worden. — Es war ursprünglich für das Mittelfenster der jetzt als Kunsthalle dienenden, ehemaligen Kirche bestimmt. Weil das in derselben an und für sich sparsame Licht für Betrachtung der darin aufgestellten Kunstwerke die Betrachtung des Glasgemäldes erschwert hätten, hat der Direktor des Germanischen Museums, A. Essenwein, mit besonderer Erlaubniß des hohen Stifters, eigens für dieses Fenster, eine mit großem Geschick angelegte Halle erbaut, in welcher das Glasgemälde nun in bestem Licht ungestört betrachtet werden kann.

Der Historienmaler Peter Molitor in Düsseldorf hat in der dortigen St. Maximilianskirche zwei sehr schöne große Wandgemälde ausgeführt, von denen das eine die Himmelfahrt Mariä, das andere einen segnenden Christus darstellt, zu dessen Füßen die hl. Barbara, St. Antonius, St. Franciscus und St. Maximilianus gruppirt sind.

Digitized by Google

Notizen.

Frau Harriers-Wippern kehrt zwar wieder nach Berlin zurück, leider jedoch ohne ihre einst so schöne Stimme.

Der Vicekönig von Egypten soll bei Madame Delphine Baron in Paris nicht weniger als 1700 Costüme bestellt haben, die 150,000 Frcs. kosten.

Der Berliner Tonkünstlerverein hat in seiner Sitzung am 17. Juni beinahe einstimmig sein Vereinsmitglied, den Biographen Meyerbeers und Nicolais, Herrn Herman Mendel zum Redacteur seines Vereinsorganes (Beiblatt der Musikzeitung „Echo") gewählt.

Brachvogel hat ein historisches Schauspiel in 3 Akten vollendet: die „Harfenschule", nach dem von ihm verfaßten Roman „Beaumarchais."

Im Schloß Erlas bei Atzgersdorf starb am 20. Juni Frau Catharina Bäuerle, die Wittwe des einstigen Redacteurs der Wiener-Theater-Zeitung, Adolph Bäuerle, in dem hohen Alter von 83 Jahren. Die Verstorbene, Bäuerles zweite Frau, gehörte als Demoiselle Ennökel durch eine Reihe von Jahren dem alten Leopoldstädter Theater an, zu dessen besten und beliebtesten Mitgliedern sie zählte. Sie war eine Zeitgenossin und Collegin der Krones, Huber, Gleich (nachmaligen Madame Raimund,) sowie des Komiker-Trifoliums Ignaz Schuster, Korntheuer und Raimund. Catharina Ennöckel war eine ebenso vortreffliche als decente Localschauspielerin, welche jedoch auch Anstandsrollen und Partien im feineren Lustspiele zur vollsten Geltung brachte. Nach ihrer Verbindung mit Bäuerle, der die Ennökel in jedem seiner Stücke mit einer dankbaren Rolle bedachte, zog sie sich von der Bühne zurück. Im Sommer 1859, als Bäuerle drückender Schulden halber nach der Schweiz fliehen mußte, folgte ihm seine treue Gattin, die Jahre voll Glück und Sonnenschein an seiner Seite verlebt, in's trübe Exil nach. Nachdem sie ihren Gatten, der in seinem 73. Jahre gestorben war, in Basel begraben hatte, kehrte die alte Frau in ihre Heimat zurück, wo sie seither auf der Herrschaft ihres Stiefsohnes, Adolph Bäuerle, lebte und woselbst sie auch die Augen für immer schloß.

Der berühmte Violinspieler Bazzini scheint seine Virtuosenlaufbahn gänzlich aufgegeben zu haben und sich nur der Composition widmen zu wollen. Gegenwärtig arbeitet er an dem „Dies irae" für die Messe zum Andenken Rossinis. Eine Ouverture „Saul" wird demnächst der Verleger Guidi veröffentlichen. In Brescia hat Bazzini eine Concertgesellschaft gegründet, welche 130 active und 600 inactive Mitglieder zählt.

Am 5. Juni starb in Gothenburg die geschätzte schwedische Romanschriftstellerin Sophie Bolander, 62 Jahre alt.

Literarischer Anzeiger.

Schönwissenschaftliche Literatur.

Höfer, Edm., Aus Kriegs- und Friedenszeiten. Neue Geschichten. 2 Bde. (Breslau, Trewendt.) — **Klein**, J., Novellen. 2 Bde. (Prag, Mercy.) — **Payn**, J., Klein-Blondel. Roman. Aus d. Engl. von E. Mirus. Autorisirte Ausg. 2 Bde. (Leipzig, Schlicke.) — **Fischer**, J. G., Den deutschen Frauen. Gedichte. Neue Folge. (Stuttgart, Cotta.)

Druckfehlerberichtigung.

In dem Artikel „Gervinus und die Instrumentalmusik" (Nr. 24, 25 & 26) finden sich einige sinnstörende Druckfehler, welche wir in nachstehender Weise zu berichtigen bitten: S. 585 Z. 6. v. u. muß vor „den Ton" hat er eingeschaltet werden; S. 587 Z. 24 v. u. ist statt „Tonart" Tonwelt zu lesen, und S. 588 Z. 16 v. o. ist nach „geben kann," welche einzuschieben.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 29.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 16. Juli.

Inhalt: Zur Mendelssohn-Literatur — Shakespeare-Studien. I. Ophelia; von A. Teichlein. (Forts.) — Zwischen Lippe und Becher, Novelle von Theodor Reinwald. (Forts.) — Franz Adam. — An Frau Toutlemonde in Berlin, von Paul Heyse. — Vom Büchertisch. (Jakobäa von Bayern und ihre Zeit, von Franz Löher.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen. — Literarischer Anzeiger.

Zur Mendelssohn-Literatur *).

H. D. Das vorliegende Buch, welches den zehnten Band von Devrients dramatischen und dramaturgischen Schriften bildet, enthält weitaus das Anziehendste, Zuverlässigste und Beste, was bisher über Mendelssohn, wenn wir von den eigenen Briefen desselben absehen, zu Tage getreten ist. Bei einem Künstler, dessen Schaffen und Wirken unserer Zeit noch nahe steht, und die Bestrebungen derselben vielfach beeinflußt hat, dessen äußeres Dasein überdies noch in der Erinnerung so vieler Menschen fortlebt, ist zu einer umfassenden, historisch und ästhetisch abschließenden Biographie die Zeit nicht gekommen, und es kann sich nur um ein allmäliges Sammeln des Materiales von Seiten der Kundigen und Befähigten handeln, aus welchem eine spätere und unbefangenere Zeit das Bild des Künstlers zu zeichnen unternehmen wird. Da ist es denn ein nicht genug zu preisendes Glück zu nennen, daß ein Mann, der dem Künstler während der ganzen Zeit seines Lebens als Freund nahe gestanden, der seine Entwicklung von den ersten Stufen an beobachtend verfolgt hat, der durch seine Bildung vor Andern befähigt war, die Natur und Entwicklung dieses Talentes richtig zu würdigen, daß ein solcher Mann den Schatz seiner Erinnerung und Kenntniß öffnet, um uns eines der edelsten Künstlerbilder darzustellen. Wenn die genaue Kenntniß und die Sorgfalt hinsichtlich der Auswahl des Gebotenen dieser Schilderung einen hohen Grad von Zuverlässigkeit verleiht, so berührt uns die Wärme, mit welcher überall der Freund vom Freunde spricht, besonders wohlthuend; und indem hiebei trotzdem vollste Unparteilichkeit waltet, die auch für manche kleine Schwächen

*) „Meine Erinnerungen an Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich". Von Eduard Devrient. Leipzig, 1869.

Digitized by Google

nicht blind ist, erhöht sich nur unser Zutrauen und unsere Achtung vor dem Verfasser, Fügen wir hinzu, daß die Schilderung mit seinen psychologischen und künstlerischen Beobachtungen durchwebt ist, so haben wir eine Vereinigung von Vorzügen angeführt, welche sich in ähnlicher Weise nur in wenigen Werken der biographischen Literatur neuester Zeit findet.

Die speciell künstlerische Seite von Mendelssohns Wirken im Zusammenhange zu schildern, lag allerdings nicht in der Absicht des Verfassers, der nur einen Beitrag zur Kenntniß der Persönlichkeit liefern wollte; in jener Beziehung sollen nur die gelegentlichen Eindrücke geschildert werden, und die Schilderung der gemeinsamen Erlebnisse mußte, wie der Verfasser mit Recht annimmt, auch die künstlerische Thätigkeit erklären. Ihre Resultate im Zusammenhange zu beurtheilen, das gerade ist eine Aufgabe, deren Lösung bei den vielfach noch schwankenden Ansichten der Jetztlebenden nicht übereilt werden durfte; der Verfasser wird auch in dem Reißmann'schen Versuche, wenngleich er demselben das Lob des Fleißes zollt, einen erheblichen Schritt zur Lösung jener Aufgabe schwerlich gefunden haben.

Im Jahre 1822, so erzählt Devrient, lernte er als junger Mann und Sänger bei der Berliner Oper den dreizehnjährigen Mendelssohn kennen, den er uns in seinem kindlichen Anzuge und Wesen entsprechend schildert, sowie er auch von dem geistigen Verkehr in dem an allen Gütern reich gesegneten Elternhause, und von den tief greifenden Eindrücken, die hier das jugendliche Gemüth empfing, ausführliche Mittheilung gibt. Im häuslichen Kreise leitete der Knabe mit dem Ernst und Geschick eines Erwachsenen seine eigenen Opern, deren er bereits die dritte verfaßt hatte, sowie andere Werke, zu deren Ausführung ihm bereits ein kleines Orchester zu Gebote stand, und bei welchem, außer der eigenen ebenfalls hochbegabten Schwester Fanny, befreundete Kräfte, darunter der Verfasser, regelmäßig mitwirkten. Auf einer Reise nach Frankfurt (1822) trat die erstaunliche Befähigung in der freien Phantasie zuerst in größerem Maßstabe hervor. Unter Zelters, seines Lehrers, Anleitung erlangte er Kenntniß der Bach'schen Vocalmusik; 1823 erhielt er, als kostbarstes Weihnachtsgeschenk, eine Abschrift der Matthäuspassion. In den Jahren 1824 und 1825 componirte er die von Klingemann ihm gedichtete Oper: „die Hochzeit des Gamacho"; noch vor ihrer Aufführung war sein Vater mit ihm nach Paris zu Cherubini gereist, dessen Urtheil über die Befähigung des Jünglings keinen Zweifel übrig ließ. Nachdem in einem Concerte dieses Jahres seine sogenannte Trompetenouverture (die erst kürzlich bekannt geworden ist) aufgeführt worden, gelangte auch die Oper nach allerlei Intriguen am 29. April 1827 zur Darstellung, wurde mit Beifall aufgenommen, aber nicht wiederholt. Ohne durch die hiebei gemachten Erfahrungen entmuthigt zu sein, schrieb er in demselben Jahre die Ouvertüre zum Sommernachtstraum, in welcher der Verfasser mit Recht den Durchbruch von Mendelssohns eigenartiger Künstlernatur erkennt. Von 1827 an besuchte er die Berliner Universität, und es entwickelte sich erweiterter Verkehr zu jüngeren Genossen, aus welchen von Musikern Dorn und namentlich Marx zu nennen sind; Letzterer übte längere Zeit einen nicht gerade immer erfreulichen Einfluß auf den jungen Künstler aus. In einem von Mendelssohn gestifteten kleinen Chore begann man damals zuerst die Matthäuspassion zu singen, und mit dem wechselnden Verständniß nahm die Bewunderung der Mitwirkenden zu; auf Devrients Anregung wurde der Plan einer öffentlichen Aufführung unter Mendelssohns Leitung gemacht, und nachdem des alten Zelters Widerspruch und andere Schwierigkeiten beseitigt waren, fand am 11. März jene, man darf sagen, epochemachende Aufführung in der Singakademie statt, durch welche das völlig vergessene Werk zum ersten Male der erstaunten Hörerwelt zurückgegeben, und damit eine ganz neue Epoche des Verständnisses für Sebastian Bach angebahnt wurde. Wer sich des großen Einflusses bewußt ist, den die Rückkehr zu Bach auf die Production und den Geschmack der nachbeethoven'schen Zeit ausgeübt hat, wird die Namen der beiden Männer, welche die Kenntniß desselben durch Wiederbelebung der Matthäuspassion ganz vorzugsweise gefördert haben — Devrients und Mendelssohns — schon aus diesem Grunde mit der größten Verehrung nennen müssen.

Um dieselbe Zeit hatte Devrient für Mendelssohn einen Operntext „Hans Heiling" verfertigt, für welchen sich indessen Mendelssohn, vermuthlich von Marx beein-

Digitized by Google

flußt, nicht erwärmen konnte, und der nachmals von Marschner bearbeitet wurde. Wie ein rother Faden zieht sich durch das Buch die Klage des Verfassers, daß Mendelssohn aus Mangel an passenden Texten den tief in ihm liegenden Beruf zur dramatischen Composition auszuüben keine Gelegenheit gehabt. Gewiß ist es in hohem Grade zu bedauern, daß er sich allen ihm entgegentretenden Objecten gegenüber in so hohem Grade kritisch und ablehnend verhalten hat, und daß wir nicht vollständige Gelegenheit erhalten haben, nach dieser Seite hin seine Schaffenskraft und sein Verhältniß zu seinen Vorgängern zu beurtheilen. Inzwischen dürfen wir doch zweifeln, ob gerade der Beruf zur dramatischen Composition in Mendelssohn der hervorstechende gewesen sei, und dürfen uns gerade des Umstandes, daß ein solcher nur in so geringem Maße zur Ausübung gekommen ist, als eines nicht zu verwerfenden Beweises für diese unsere Meinung bedienen. Bei der „Hochzeit des Gamacho," freilich einer früheren Jugendarbeit, weiß doch der Verfasser vorwiegend nur die große Formengewandtheit und daneben das Geschick, den richtigen Ausdruck zu treffen, hervorzuheben. Mehrfach sind es ganz andere, wie rein musikalisch, dramatische Gesichtspuncte, die ihn von der Wahl eines ihm gebotenen Textes abschrecken: er will den Ton des Freischütz, der Preciosa nicht wieder anschlagen, er will keinen gesprochenen Dialog, nicht zu viele Effecte, keine Zaubereien u.dgl., aber es fehlt ihm der glückliche, instinctive Blick Mozarts, der auch dem sprödesten Stoffe die möglicherweise dramatisch wirksamen Momente abzusehen vermochte, und der Umstand, daß er nirgends befriedigt war, läßt doch seinen Drang zur dramatischen Composition nicht gerade als überwältigend erkennen. Seine Oratorien, sein Loreley-Finale scheinen ferner den Beweis zu liefern, daß seine Richtung vorzugsweise auf eine breite und deutliche Ausführung der Form hinleitete, und folglich von einer organischen Verbindung von Musik und Handlung abzog; endlich bezweifeln wir auch, ob die Kraft der individualisirenden Charakteristik in ihm wirklich so stark gewesen ist, um dramatische Gestalten zu schaffen. Wir wollen die Frage hier nicht abgethan haben, sondern der öfter ausgesprochenen Lieblingsidee unseres Verfassers nur unseren bescheidenen Zweifel entgegensetzen.

Die menschliche und künstlerische Persönlichkeit des nunmehr zwanzig Jahre alten Mendelssohn war damals völlig entwickelt; der Verfasser zeichnet sie in den anziehendsten Farben. Die Gewohnheit, Anerkennung und Bewunderung zu finden, bildet einen Zug in derselben, und so wenig dieser Zug jemals in eine gewöhnliche Eitelkeit ausartete, so versäumt es der Verfasser doch nicht, auf jene häufig hervorgetretene Empfindlichkeit gegen jede Art von Tadel aufmerksam zu machen, die Mendelssohn charakterisirte; zu welcher dann aber wieder die große Strenge und Gewissenhaftigkeit in der Beurtheilung eigener Leistungen einen wohlthuenden Gegensatz bildet.

Im April 1829 reiste Mendelssohn nach London, wo er als Virtuose und Componist Lorbeeren pflückte; es werden mehrere von dort an den Verfasser geschriebene Briefe mitgetheilt, die uns in das jugendlich heitere, von warmer Freundschaft beseelte Gemüth einen tiefen Blick thun lassen. Nach seiner Rückkehr fand im häuslichen Kreise die Aufführung des Singspiels „die Heimkehr" statt, zur Feier der silbernen Hochzeit der Eltern (22. Dez. 1829). Unter anderen Compositionen beschäftigte ihn in demselben Winter vornehmlich die sogenannte Reformations-Symphonie, die nun auch durch die Publication der Simrock'schen Verlagshandlung allgemein zugänglich geworden ist. Im Jahre 1830 wurde ihm die Professur der Musik an der Berliner Universität angetragen, die nach seiner Ablehnung Marx erhielt. Mendelssohn aber begab sich im Frühling dieses Jahres auf seine italienische Reise, deren Verlauf aus den „Reisebriefen" allgemein bekannt ist, die aber hier durch einige an den Verfasser gerichtete Briefe in wünschenswerther Weise ergänzt werden. Dieselben sind für die Kenntniß Mendelssohns wegen der vielfachen Aeußerungen über sein Schaffen, worin auch das oft wiederholte Thema der Operntexte wieder auftaucht, von besonderem Werthe.

Im Juli 1832 kehrte er, an Erfahrungen bereichert, in der Gesinnung gegen seine Freunde unverändert, nach Berlin zurück. Er trat nunmehr auch zu Taubert in ein freundschaftliches Verhältniß, an dessen Oper „die Zigeuner" er den lebhaftesten Antheil nahm. In Beziehung auf das äußere Leben des Künstlers treten in diesem Jahre die Verhandlungen und Bemühungen, ihn zum Director der Berliner Singakademie (als Zelters Nachfolger) zu machen, in den Vordergrund; die von dem selbst

Digitized by Google

dabei thätigen Verfasser erzählten Vorfälle und Intriguen, welche schließlich die Wahl des musikalisch durchaus untergeordneten Rungenhaagen (Jan. 1833) zum Resultate hatten, gereichen dem damaligen musikalischen Berlin nicht eben zur Ehre.

Von neuen Werken Mendelssohns wurde um jene Zeit die Walpurgisnacht zum ersten Male aufgeführt. Nach einer weiteren Reise trat er September 1833 sein Amt als städtischer Musikdirector von Düsseldorf an; eine Zeit, in der seine schaffende Thätigkeit bereits zu ihrem höchsten Puncte stieg. Von dieser, sowie von der emsigen Arbeit seines neuen Berufes geben wiederum Briefe an den Verfasser ausführliche Beschreibung. Interessantes theilt Devrient namentlich über die Theaterleitung, über Mendelssohn Differenz mit Immermann, über seinen Rücktritt mit, und gewährt unbefangenen Einblick in die Handlungsweise seines Freundes, die, als in der Reizbarkeit und Verwöhnung desselben begründet, er zu rechtfertigen nicht entfernt unternimmt.

Schon nach zwei Jahren wurde Mendelssohn als Director der Gewandhausconcerte nach Leipzig berufen und begann im October 1835 hier jene eingreifende und fruchtbare Thätigkeit, die seitdem den größten Theil seines Lebens ausgefüllt hat, und deren Spur auch nach seinem Tode nicht verlöscht werden konnte; die Höhe der Leistungen des dortigen Orchesters, die ausgedehnte Wirksamkeit des Conservatoriums und vieles Andere werden fort und fort an sein dortiges Wirken erinnern. Durch Reisen zur Direction von Musikfesten oder zur Aufführung seiner Werke wurde dieser Aufenthalt fast jährlich unterbrochen. Ueber alles dieses, ferner über Mendelssohns Vermählung im Jahre 1837 erzählt der Verfasser in der anziehendsten Weise und bereichert unsere Kenntniß namentlich durch die überall eingeflochtenen Briefe an ihn, die zu den werthvollsten Beiträgen zur Kenntniß des Characters und der Gesinnung unseres Künstlers gehören.

Mit dem Jahre 1840 begannen die Verhandlungen mit Mendelssohn, welche bezweckten, ihn nach Berlin zu ziehen, um dort der musikalischen Section der neu zu organisirenden Akademie vorzustehen. Ueber diese bieten die Briefe Mendelssohns im zweiten Bande genauen Aufschluß. Was der Verfasser aus eigener Erfahrung hinzufügen konnte, die Schilderung des Verfalls der Berliner Musikzustände, des Benehmens und der Stimmung Mendelssohns gegenüber den an ihn gestellten, theilweise unausführbaren und jedenfalls seiner Natur widersprechenden Zumuthungen, dann der Entstehung der Musik zur Antigone, zum Sommernachtstraum, Alles dies dient dazu, uns den Meister und das ihn umgebende Leben in fortwährend unmittelbarer menschlicher Nähe zu zeigen; wie sehr namentlich die amtlichen Verhandlungen, das wiederholte Anfangen und Wiederablassen von den Versuchen, die neue Stellung zu erfüllen, sein Gemüth angriff und der Frische seiner Production schadete, wird uns erst aus diesen Mittheilungen recht klar. Das Gefühl, in der zertheilten Thätigkeit nirgends bleibende Wirkungen zu erzielen, Unzufriedenheit mit den Berliner Verhältnissen und Vermissen wahren Verständnisses, Alles zusammen hatte sein Seelenleben merklich getrübt. Unter den Arbeiten der folgenden Jahre drängt sich der Wunsch und das eigene Suchen nach einem Opernstoffe wieder in den Vordergrund, und die späteren, hier ebenfalls mitgetheilten Briefe an Devrient sind dieses Verlangens voll. Kurz nach jener Zeit begann man auch von Dresden, wohin Devrient 1844 übergesiedelt war, mit Mendelssohn Unterhandlungen anzuknüpfen, um ihn dorhin zu ziehen, die aber auch zu keinem Ziele führten. So lebte er in den letzten Jahren in Leipzig in äußerlich bequemen Umständen, auch fortgesetzt und angestrengt thätig; doch findet der Verfasser, und gewiß in Beziehung auf viele der Werke jener Jahre nicht mit Unrecht, daß die volle Frische und Originalität seiner Erfindungskraft nicht mehr wie in früheren Jahren vorhanden gewesen sei, wie er denn auch von seinem persönlichen Wesen berichtet, daß eine Abnahme der Frische, eine Herabstimmung des Seelenlebens sehr bemerkbar gewesen. Die letzte Hoffnung, ein Opernbuch zu erhalten, knüpfte sich an die von Geibel unternommene, unter Devrients Rathschlägen entworfene Lorelei; während die Erwartung desselben noch dauerte, vollendete er den Elias. Der endlich vollendete Text zur Lorelei erwies sich zunächst nicht componirbar. Zu den mannigfachen Störungen des ruhigen Gemüthslebens in den letzten Jahren kam noch als der stärkste Schlag der Tod seiner Schwester, ein Ereigniß, von dessen Eindruck er sich nicht völlig wieder erholte. Nachdem er dann die Composition und das

Digitized by Google

Oratorium Christus begonnen, wird auch er durch den schnellen und unerwarteten Tod hingerafft, der ihn, wie der Verfasser am Schluß ausspricht, auf der Höhe seines Lebens und im Einklang mit der Bevorzugung seines Daseins überraschte und in dieser Hinsicht zu Betrachtungen aufforderte, die über die unmittelbare Trauer um den Verlust bei Weitem hinausreichten.

Mit der Hindeutung auf solche tiefere Erwägungen schließt das Buch, eine der wohlthuendsten Erscheinungen der musikhistorischen Literatur der letzten Jahre, eine Lebenserzählung, der wir an Treue, Wärme und Tiefe des menschlichen und künstlerischen Verständnisses wenig neuere Leistungen an die Seite zu stellen wissen.

Shakespeare-Studien.

I.

Ophelia.

Von A. Teichlein.

(Fortsetzung.)

Es folgt die schaudervolle Nacht, welche dem Hamlet durch den Geist seines ermordeten Vaters, den Brudermord seines blutschänderischen, thronräuberischen Oheims verräth. Die furchtbare Rächersendung wird ihm auferlegt. „Die Zeit ist aus den Fugen, Schmach und Gram, daß ich zur Welt sie einzurichten kam“: — so keucht er dem Morgen entgegen.

Nach dem Schrecken dieser Nacht erwachen wir im zweiten Act auf dem platten Boden der Alltäglichkeit, im Hause des Polonius. Er schickt eben einen Boten mit Geld an seinen Sohn nach Frankreich, den er zugleich zum Tugendwächter des jungen Herrn bestellt. Da kömmt Ophelia hereingestürzt, — die schuldlose Taube, zuerst aufgeschreckt vom Wetterstrahl des Unheils.

„Als ich in meinem Zimmer näht' — auf einmal
Prinz Hamlet — mit ganz aufgerissnem Wamms,
Kein Hut auf seinem Kopf, die Strümpfe schmutzig
Und losgebunden auf den Knöcheln hängend;
Bleich wie sein Hemde, schlotternd mit den Knieen;
Mit einem Blick, von Jammer so erfüllt,
Als wär' er aus der Hölle losgelassen,
Um Gräuel kund zu thun — so tritt er vor mich!“

„Verrückt aus Liebe?“ meint Polonius.

„Herr, ich weiß es nicht; allein ich fürcht' es wahrlich,“ antwortet zweifelnd Ophelia. Ihr, der Liebenden, ist es ja so natürlich, Alles, und vor Allem die Zustände des Geliebten auf sich zu beziehen; — dennoch thut sie es nur zweifelnd. Sie kennt ihn besser, ihren Hamlet, als der überkluge Hofmann; sie durchschaut ihn zwar nicht, kann ihn nicht durchschauen, aber ein dunkles Gefühl läßt sie ahnen, daß in sein Wesen Dinge hineinschlagen, die nichts mit Liebe zu schaffen haben.

„Er griff mich bei der Hand und hielt mich fest,
(so fährt sie fort, zu erzählen)
Dann lehnt' er sich zurück, so lang sein Arm;
Und mit der anderen so über'm Auge,
Betrachtet' er so prüfend mein Gesicht,
Als wollt' er's zeichnen. Lange stand er so;
Zuletzt ein wenig schüttelnd meine Hand
Und dreimal hin und her den Kopf so wägend,
Holt' er solch' einen bangen, tiefen Seufzer,
Als sollt' er seinen ganzen Bau zertrümmern,
Und endigen sein Dasein. Dieß gethan,
Läßt er mich gehn; und über seinen Schultern

Digitized by Google

Den Kopf zurückgedreht, ſchien er den Weg
Zu finden ohne ſeine Augen; denn
Er ging zur Thür hinaus ohn' ihre Hilfe,
Und wandte bis zuletzt ihr Licht auf mich."

War dieß gemachte Komödie? oder war es der wahrhafte Ausdruck des inneren Sturmes, der ſich in ſeiner Erſcheinung ſpiegelte? — Die Tracht, in der er auftritt, iſt die Tracht des Mannes, der in der letzten Nacht auf ungebahnten Wegen dem Wink des Geiſtes folgte. Er mag bis an den Morgen umhergeirrt ſein. Ohne heimzukehren, treibt es ihn endlich in ſeiner inneren und äußeren Zerrüttung zur Geliebten. Was will er hier? Weiß er es ſelbſt, was er will? Ich zweifle. Auch hier mag ihn das Verhängniß ſeiner ſpeculativen Natur, ſeine Unſchlüſſigkeit geleitet haben, und ſo ſpielt er vor Ophelia jedenfalls *unbewußt* die Rolle des Verrückten, die er dem Hofe gegenüber ſich mit Bewußtſein auferlegt. — Dieß iſt ein Punkt, der für die Darſtellerin der Ophelia um ſo wichtiger iſt, als ihre Schilderung bis ins Einzelne jede ſeiner Bewegungen ausmalt. Es kommt alſo auf das *Wie* dieſer Bewegungen an, und jeder Fehlgriff hiebei kann im Beſchauer das irrthümliche Bild erwecken, als habe Hamlet durchaus und mit Vorbedacht den Narren bei ihr geſpielt, wodurch ſie ihm einen Vorwurf aufbürden würde, zu ſchwer ſelbſt für jenen Egoismus, deſſen Gervinus ihn zeiht. Eine richtigverſtandene und mit tiefempfundenem Geberdenſpiel begleitete Darſtellung wird dagegen den Eindruck verdoppeln, in dem ſie die Theilnahme für Ophelia wie für Hamlet in gleichem Maße erweckt.

Wie hart klingt darauf des Polonius kalte Zumuthung: „Geht mit mir, kommt, ich will den König ſuchen!" Er nimmt keine Rückſicht auf den Zuſtand ſeines Kindes, das noch zittert vom Schrecken, den der Geliebte über ſie gebracht. Der unterwürfige, eitle Hofſchranze denkt nur an ſeinen Herrn, dem er ſeine Muthmaßungen mitzutheilen brennt. — Und dieſem Vater folgt ſie, die Kindliche, ohne Widerrede, wie ſie auf ſeinen Befehl „des Geliebten Briefe abgewieſen und ihm den Zutritt weigerte."

Nachdem in der Einleitung bereits nachgewieſen wurde, daß der Tod des Vaters zum Hauptmotiv von Ophelias Wahnſinn wird, kann man überhaupt der Darſtellerin nicht genug empfehlen, die treue *Anhänglichkeit* an dieſen Vater und die unbedingte *Abhängigkeit* von ihm bei jeder Gelegenheit aufs Beſtimmteſte hervorzuheben.

In den nächſtfolgenden Scenen iſt bereits der ganze Hof in Aufregung über Hamlets vermeinten Wahnſinn. Er hat ſie alle getäuſcht; alle ſtreben ſie, nur die Urſache ſeiner Tollheit zu erforſchen.

Und Hamlet ſelbſt? — Dieſes kriechende Geſchlecht gemeiner Aufpaſſer, dieſe plumpen Finten, die der Ueberlegene leicht durchſchaut, erfüllen ihn mit einem Ekel, der ihm „die Welt zu einem Kerker", den Menſchen „das Vorbild der Lebendigen" zur bloßen „Quinteſſenz vom Staube" macht. Er zögert durch Erfüllung ſeiner Rächerpflicht, ſich mit einem Streich aus dieſem Kerker frei zu machen, dieſen Staub von ſeinen Sohlen zu ſchütteln. Er bedarf einer poſitiven Mahnung; eine ſolche vernimmt er endlich in der kunſtvollen Leidenſchaft des Schauſpielers „um Hekuba." Endlich ruft er: „friſch an's Werk mein Kopf .... ſie ſollen was, wie meines Vaters Ermordung, vor meinem Oheim ſpielen .... Das Schauſpiel ſei die Schlinge, in das den König ſein Gewiſſen bringe."

Hier ſchließt der Act; erwartungsvoll harren wir dem nächſten Aufzuge entgegen, in welchem Hamlet und der König gegenſeitig den Schleier ihres Geheimniſſes zu lüften beſchloſſen haben, der erſte durch das Schauſpiel, der zweite durch die belauſchte Zuſammenkunft des Prinzen mit Ophelia.

Zur Begründung von Hamlets Benehmen in dieſer Zuſammenkunft ſind zunächſt die Zuſtände wichtig, welche wir ſo eben ſich in ihm entwickeln ſahen, dann aber auch die Natur ſeiner Liebe überhaupt.

Es wird daher am Platze ſein, über dieſelbe einige Andeutungen noch vor dem Beginne des folgeſchweren dritten Actes wie ein vorbereitendes muſikaliſches Intermezzo hier einzuſtreuen.

Mit Goethes bereits erwähntem Ausſpruch, „daß Hamlets Gefühl für Ophelia ohne hervorſtechende Leidenſchaft ſei", ſo wohlbegründet in ſeinem Handeln, ſcheint der

Digitized by Google

glühende Liebesbrief in Widerspruch zu treten, welcher uns durch Polonius in die Hände gefallen.

„Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht."

Diese Verse, sowie später Hamlets unmäßiges Gebahren an ihrem Grabe, wo er seine Liebe mit der „von vierzigtausend Brüdern messen will", scheinen für eine heftige Leidenschaft zu zeugen. Es ist nicht so. Wie wir ihn kennen, ist es ganz in seiner Art, daß er, „der Gedankenheld", sobald er schreibt oder redet, zu Höhen fortgerissen wird, welche ihm „im Handeln" unerreichbar sind. Er ist noch viel weniger ein Romeo in der Liebe, als Ophelia eine Julia, freilich aus ganz andern Gründen; nicht weil ihm, wie ihr, das Maß der Leidenschaft, sondern weil ihm die Dauer derselben fehlt. Niemand wird seine Liebesschwüre für vorbedachte Täuschung nehmen; dazu kommen sie aus einer zu edlen Seele. — Ob er sie aber gehalten, falls auch nur sein Verstand sie mißbilligt hätte, das ist eine andere Frage.

Er ist heftig im Erfassen, aber lässig im Halten, denn „sein Hang zur Reflexion läßt kein ganzes Stück an seinem Denken und Empfinden." Sein Taubenblut girrt nach Liebe, aber sein Witz macht sich gleichsam im Kusse lustig über dieses Spiel seiner Empfindsamkeit, dessen Thorheiten seine Vernunft schulmeistert, und welches das Gebot seiner Rache vollends mit anderen „widerwärtigen Dingen, Spuren des Vergangenen, welche die Jugend einschrieb, von der Tafel seiner Erinnerung weglöschen möchte."

Es ist überdieß nicht zu vergessen, daß Hamlet (jedenfalls seiner Denkweise nach) kein Knabe, daß seine Liebe kaum, wie die Gegenliebe Ophelias, eine erste ist. Er, „dem der Gedanke das Maß der Dinge geworden"*), hat längst auch über die Liebe gedacht. Er weiß, daß sie unwandelbar in ihrem Wesen, und wandelbar in ihren Gegenständen ist. Es hinkt mit seiner Liebe nach derselben Seite, wie mit seiner Thatkraft, denn das haben Liebe und That mit einander gemein, daß sie beide die Gesammtkräfte der Seele im Brennpunct eines bestimmten concreten Zieles sammeln. Diese Grundbedingung der Liebe wie der That wird aber vernichtet, wenn die wägende, vergleichende Reflexion die Seelenkräfte decentralisirt, indem sie dieselben ins Allgemeine verzettelt, somit die Möglichkeit aufhebt, ein bestimmtes Einzelziel vollständig zu fassen und zu halten.

So wandelt sich auf demselben Wege der Reflexion Liebe in Lieblosigkeit, — verwandelt sich, wie Thätigkeit in Unthätigkeit übergeht, und wo das Verhängniß diese beiden Prozesse in einem Individuum zusammentreffen läßt, da führt eine unterlassene That die edelste Natur bis zur Unthat.

Dieß ist Hamlets Fall, dessen zaudernde ungeschickte Racheübung die unschuldige Geliebte zuletzt lieblos dahin opfert. (Fortsetzung folgt).

Zwischen Lippe und Becher.

Novelle von Theodor Reinwald.

(Fortsetzung).

IX.

„Jelängerjelieber", wer kennt es nicht
Das anmuthvolle Kind der Heiden?
Es blickt Dich an, wie ein sinnig' Gedicht,
Geschmückt mit dem lieblichsten Farbenlicht
Chr. Rebe.

(Lord Lisdale an seine Schwester Isabel in Lisdale Court.)

Heidelberg im September 18 . . .

„Liebe Isabel!

„Ich fürchte, Du fängst bereits an, Deinen Bruder für höchst unzuverlässig zu halten und ihm den Titel Deines „Bajard" zu entziehen. Noch immer ohne

*) Gervinus, III. Band, S. 276.

Digitized by Google

Furcht zwar, fühle ich mich jedoch nicht ganz ohne Tadel, denn seit Wochen verzögere ich meine Rückkehr stets mit neuen Vorwänden. Du weißt indeß, wie gültig dieselben sind, da ich nur aus Rücksicht auf meinen Freund bisher zögerte. Ueberdieß schmollt Georgine bei jeder Andeutung auf die Abreise. Diese allerliebste kleine Frau führt ein wahrhaft bewunderungswürdiges Leben an der Seite ihres hoch- und tiefgelehrten Gatten, der beiläufig bemerkt, nicht immer genau weiß, ob er in einem Tempel zur Zeit des Phydias oder in einem deutschen Hause des neunzehnten Jahrhunderts sein Mittagsmahl verzehrt, ja der zuweilen sogar vergißt, daß er verheirathet ist!"

„Ein Glück für unsere „muntere Lerche," wie Georgine es noch immer ist, daß sie den tiefsinnigen Forscher am Gebiete der Griechen und Römer nach ihrer Art von der besten Seite zu nehmen weiß. Sie trällert in ihrer comfortablen, mitunter luxuriösen Wohnung sorglos und vergnügt und bewundert dabei die ersten Gehversuche ihres dicken kleinen Jungen, während Hugo Rheinsberg in seinem Tusculum über Pandekten sitzt, und wenn er mit ihr wieder zusammentrifft, so zerstreut als möglich aussieht. Dabei ist er aber der beste Geselle von der Welt, und Georgine ist glücklich, denn sie versteht es nebenhin, unser englisches Familienleben in ihre deutsche Heimat zu übertragen, trotz der Gelehrtenzerstreutheit ihres Gatten."

„Und nun, mein Schwesterchen, laß Dich auf unsere baldige Ankunft allen Ernstes vorbereiten! Anstatt im Juni treffen wir im Oktober ein, — das ist alles! Aber ein anderer Unterschied, als der der Zeit ist bedeutsamer. Anstatt eines bloß im Gemüthe leidenden Freundes, der Zerstreuung braucht, bringe ich auch jetzt einen körperlich kaum zur Noth Erholten, der an eure Pflege und Aufmerksamkeit Anspruch hat."

„Die unglückselige Idee, diesen nutzlosen Kampf im Norden Deutschlands mitzumachen, war nun einmal aus dem Kopfe Lothars nicht herauszureden. Er flog mit einer Hast dem Kriegsschauplatze der meerumschlungenen Länder zu, als hätte er zehn Leben zur Verfügung, oder vielmehr, als wollte er das eine von sich werfen. Warum er es wollte, — nun das ist der wunde Punct, und so mag er hier auch unberührt bleiben. Meine verständige, sanfte Isabel wird ohne Neugierde darüber, ihre Theilnahme doch zu spenden wissen, nicht wahr?"

„Fürst Lothar von Waldhausen wurde bei dem Treffen auf Alsen schwer verwundet und nach einer unvollkommenen Heilung in Hamburg schickte man ihn mit einem militärischen Rang und einer Auszeichnung heim, die den Schuß in seiner Brust nicht zudeckt und mit der er sicher nichts anzufangen weiß. Der arme Junge! So regelrecht in der Nähe des Herzens von einer Kugel durchbohrt, daß es ein Wunder bleibt, wie er davon kam! Einige Wochen in Ems haben wenig genützt, und auf die ersten Zeilen, die er mir von dort hieher schrieb, eilte ich, mir ihn zu holen. Georgine hat sich mit dem Bruder ihrer noch immer werthgehaltenen Freundin Hildegard bemüht, wie eine eigene Schwester und, — Isabel wird diese Bemühung fortsetzen?"

„Lothar ist ein liebenswürdiger Gesellschafter und kein unerträglicher Kranker. Er braucht eine linde Hand, er soll ebensowohl aufgerichtet, als geheilt werden. In acht Tagen hoffen wir in London zu sein. Der alte James soll dafür sorgen, daß wir bequem von der Bahn nach Lisdale-Court gelangen. — Georgine und ihr Mann grüßen, — das heißt, der Professor hat mit dem Kopfe genickt und sehr darnach ausgesehen, als wüßte er nicht recht, ob die Geschwister seiner Frau im Monde oder jenseits des Canals existirten, da sie ihn zärtlich befragte, was er an euch zu bestellen habe."

„Lebt Alle wohl und empfangt so freudig, als er euch begrüßen wird

„Euren

Arthur."

Eine Woche, nachdem dieser Brief in der Familie Lord Lisdales freudige Sensation hervorgerufen hatte, traf er mit Lothar auf dem englischen Herrensitze Lisdale-Court ein. Das graue, freundlich und einladend aus grüner Umgebung hervorblickende

Digitized by Google

Schloß, dessen älterer Theil als ehemalige Abtei nur noch dem Namen nach bestand und mit seinen malerischen Ruinen dem späteren Bau als Folie diente, — lag als Mittelpunkt eines ganzen, entzückend frischen, friedlichen Bildes da, dessen ausgedehnte und wechselvolle Scenirung auf den ersten Blick etwas wahrhaft Verlockendes bot.

Der geschlängelte Bach zog durch üppige, geschorene Rasenflächen, dicht mit stockigen Weiden und dunkelglänzenden Erlenbüschen bewachsen, seine launisch gewundenene Linie und eine Fülle von Laubholzpflanzungen, gemischt mit Lärchen und Eichen, dehnte sich rings um das Schloß aus, dessen weiteren Hintergrund eine bewaldete Bergkette bildete.

Durch sein langes Zusammensein mit Lord Lisdale im Hause seiner Schwester in Heidelberg kannte Lothar so zu sagen schon den alten Wohnsitz der Lisdale's, als wäre er dort längst heimisch gewesen. Ihm kam es vor, wie wenn er schon oft zwischen den tief zur Erde gebogenen Zweigen der ehrwürdigen Eichen gesessen, oder durch die verfallenen Gänge der säulenreichen, epheubewachsenen alten Abtei gewandelt, oder unter jener riesigen Ulme gerastet hätte, die vor dem Schlosse als Sammelpunkt der Familie zu Arbeit, Spiel und Ruhe in frischen Morgenstunden und süßer Abendruhe diente.

Lord Arthur's tief eingewurzelter Liebe für den Stammsitz seiner Väter verdankte also Lothar das wohlthuende Gefühl raschen Anheimelns; und als die Lieblingsschwester seines Freudes, die liebliche Isabel jauchzend den Bruder begrüßte, sprach auch ihre Erscheinung ihn so traut und bekannt an, denn sie glich Georginen, deren sorgliche Hand ihn wochenlang gepflegt hatte.

Lady Isabel glich aber doch nur in den äußeren Typen der Frau des deutschen Gelehrten, die man im Heimatshause die „muntere Lerche" nannte. Blond und blauäugig war Isabel, wie Georgine, aber in ihrer ganzen anmuthreichen, von holder Ruhe überhauchten Persönlichkeit lag die Rechtfertigung für den von Lord Arthur erdachten Schmeichelnamen: „Zelängerjelieber." Etwas Blumenhaftes war an ihr, und immer neue Anmuth entwickelte sich aus ihrem Wesen, je mehr man sie beobachtete.

„Hier, theure Isabel," sagte Lord Arthur, „übergebe ich Dir den Gast, der in Lisdale-Court alles finden soll, was Freundschaft und Sorglichkeit zu erdenken vermögen! Du hast noch keinen wahren Freund Deines Bruders kennen gelernt, — wohlan, hier habe ich mir einen gewonnen! Fürst Lothar von Waldhausen, dieß ist meine Lieblingsschwester, urtheilen Sie in der Folge, ob mit Recht oder Unrecht!"

Diese theils innig ernste, theils scherzhafte Vorstellung, von Lord Lisdale's warmem Lächeln begleitet, führte Lothar ein.

„Ich bin stolz, Lady Isabel," sagte er leicht ihre dargebotene Hand berührend, „daß es mir vergönnt ist, Lord Lisdale's Heimath kennen zu lernen, die einen so hochgehaltenen Schatz in sich birgt, und schätze mich glücklich, Ihnen beweisen zu dürfen, welch große Dankesschuld mich schon an Ihr Haus bindet."

„Gebunden sollen Sie nur durch die Anhänglichkeit sein, womit Sie Lisdale-Court als heimischen Boden betrachten werden," versetzte Isabel mit ihrer weichen Stimme, die so kosend an das Ohr drang; „Aber vor Allem, — Sie sind ermüdet, ruhebedürftig, Fürst Lothar! Erst wenn Sie erholt und gestärkt sind, wollen wir unsere Ansprüche an Ihre Gesellschaft geltend machen."

Lothar folgte diesem Winke gern, denn seine noch erschöpfte Natur empfand die Fatiguen der Reise mehr, als er sich selbst gestehen wollte. Zum erstenmale seit langer Zeit umfing ihn ein ruhiger, stärkender Schlaf. Es war ein goldiger Herbstabend, als er sein Zimmer betrat, wo Lady Isabel mit erfinderischer Begabung für die kleinste und größte Bequemlichkeit gesorgt hatte. Die Sonne fiel schräg in ihrer letzten Strahlenglorie auf die Dielen des alterthümlichen, aber traulichen, mäßig erwärmten und durchdufteten Gemachs, dessen lichtdurchglühte Fenster in den jetzt zauberisch durchleuchteten Garten hinaussahen, wo noch späte Rosen blühten und das Grün der Rasenplätze so frühlingsfrisch prangte, obwohl die Farbenspiele des Herbstes schon im Laube glänzten.

Ein wunderbares Wohlgefühl beschlich Lothar's Körper und Seele, als er hier die Augen schloß, und bald darauf schlief er so ruhig und erquickend, wie er nur als

Digitized by Google

Kind unter dem seidenen Vorhang seines Wiegenbettes geschlafen, wo seiner Mutter Antlitz sich über ihn neigte.

Am Morgen kam Lord Arthur selbst, nach ihm zu sehen und ihn in das Familienzimmer zum Frühstück zu führen.

„Du siehst heute besser aus," bemerkte er froh, „und das freut mich innig; es beweist nur, daß meine Voraussetzungen eintreffen werden."

„Du hast Recht," erwiederte Lothar lebhafter, als seit langer Zeit; „Ich habe so köstlicher Ruhe genossen, daß mir scheint, ich sei völlig neugeboren."

Seine sanguinische Natur hatte jenen momentanen Aufschwung erhalten, der im Wechsel des Schauplatzes liegt. Eine andere Luft erzeugt andere Empfindungen, eine andere Umgebung regt die Gedanken neu und wohlthätig an. Das Familienzimmer von Lisdale-Court war ein großes, viereckiges Gemach, mehr niedrig als hoch, ohne gedrückt zu sein, mit großen, nach französischer Art bis auf den Boden reichenden Fenstern, die auf eine mit Stufen versehene, zum Garten hinabführende Terasse den Ausgang boten. Der Morgen ließ sich fühl an. Schwerer Thau lag auf den Büschen, und buntfarbige Blätter ringsumher auf den Sandwegen verstreut, bildeten eine Mosaik, die bald dem schonungslosen Säuberungsprinzip des Gärtners verfiel. Aber wenn es heute draußen weniger sonnig und heiter aussah, so wehte dafür innen das wohnlichste Behagen. Das lustige Feuer im Kamin diente mehr dazu, diesen Eindruck zu erhöhen, als eigentlich seine Bestimmung zu erfüllen. In seinem flammenden Schein saß zunächst eine Matrone im bequemen Räderstuhl, die Großmutter Lord Lisdale's, eine zartgebaute, feine alte Dame, deren immer beschäftigte Hände Jeder gerne küßte, deren mildes Gesicht Alle ungern vermißt haben würden, denn sie nahm Theil an den Spielen und Beschäftigungen der Jugend, und lächelte nachsichtig zu manchem tollen Streich der „Kleinen." Das waren zwei blonde, langlockige, irrlichtartig umherhüpfende Mädchen von sieben und neun Jahren, die dem Hause Leben und Munterkeit brachten. Die mittlere Generation fehlte diesem Familiengemälde. Sie fand sich nur im Portrait. Dort über dem Sofa hing das Bild des vorletzten Lord von Wenthworth, ernst, vornehm, gebietend, ein Peer vom Scheitel bis zur Sohle und daneben seine ebenfalls noch nicht lange verstorbene Gemahlin, zart, schüchtern blickend, wie eine ältere Schwester ihrer hinterbliebenen Töchter.

Lord Arthur Lisdale, um mehr als zehn Jahre älter, als seine erwachsenen Schwestern, umfing als Haupt der Familie die mutterlosen Mädchen mit einer fast idealen Bruderliebe. Als ihr Beschützer *über* ihnen stehend, war er doch in Wahrheit *neben* ihnen in Ernst und Scherz, in Freude und Kummer, immer bedacht, ein ihn selbst treffendes Leid zu verläugnen, aber jederzeit bereit, Rath und Hilfe zu bieten. —

Lothar beobachtete mit einem gewissen schwermüthigen Wohlgefallen dieses schöne Familienleben, das *seinem* Heimathause so sehr gefehlt hatte. Bittere und vorwurfsvolle Gedanken wollten wieder in ihm aufkeimen, wenn er des unseligen Verhängnisses sich erinnerte, das die ganze spätere Wendung seines Geschicks zur Folge gehabt. Aber die sanfte Aufmerksamkeit, womit man ihn aus seinen Träumereien zu erwecken suchte, gebot ihm, sich der Gegenwart zuzuwenden. Das trauliche Zimmer lieferte noch Anhaltspunkte genug; sein Interesse ward reger und reger, wie er Lady Isabel so anmuthig und lichtverbreitend walten sah. Ihr frisches Seelenleben sprach nicht nur *daraus*, es gab sich auch in den Umgebungen kund. Da stand der kostbare Erard'sche Flügel, der unter ihrer Hand so voll und köstlich klang; da lagen ihre Zeichenskizzen, ihre Liedersammlungen, ihr noch aufgeschlagenes Buch.

Lothar nahm es auf und überflog mit freudigem Erstaunen den Titel. Es war ein deutsches Werk, — ein umfassendes Werk des großen Humboldt.

„Sie lesen meine Muttersprache, Lady Isabel?" rief Lothar aus, „Haben Sie wirklich ein Interesse dafür?"

„Gewiß," sagte sie eifrig; „Da im nächsten Jahre mich das Loos treffen soll, mit Arthur nach Deutschland zu gehen, so wollte ich mir im Voraus den Talisman aneignen, der in einem fremden Lande magisch Einlaß verschafft. Georgine hat es oft bedauert, der Sprache erst dann mächtig werden zu können, wo sie schon eine Heimat in Deutschland gefunden hatte."

„Und trotz dieses Mangels fand sie einen Gatten," warf Lord Arthur lächelnd

Digitized by Google

ein; „Er wußte vom Englischen nicht mehr, als ich vom Chinesischen, aber sie fanden sich im Französischen zurecht, als sie sich in Nizza begegneten, und nun ist Einer des Andern Sprachmeister."

„Die Liebe lehrt in allen Zungen reden," bemerkte die alte Lady scherzend; „Uebrigens wird es Dir jetzt von großem Nutzen sein, Isabel, wenn Fürst Waldhausen Dich nöthigt zu sprechen; ich fürchte, Dein Buch allein wird Dich nicht zur Meisterin machen!"

„Wollen Sie mir beistehen?" lächelte Lady Isabel, „ich gestehe, daß ich Ihre Sprache hie und da hart finde."

„In Ihrem Munde, Lady Isabel muß sie weich klingen," sagte Lothar mit absichtsloser Schmeichelei. „Allerdings, wenn ich Sie die „Sprache meiner Mutter" lehren sollte, — die klänge noch weicher, als meine „Muttersprache." Ich habe leider schon lange nicht mehr diese melodischen Klänge gehört."

„Ihre Mutter war Italienerin?"

„Ja."

„Er kann es nicht ganz verläugnen," sagte Lord Arthur; „sowohl im Aeußern, als in seiner Natur ist er etwas „Sohn des Südens," immer ein Stückchen Vulkan, besonders, wenn meine Gletschernatur ihm als Folie dient."

„Und doch hat sich Gletscher und Vulkan so eng zusammengefunden!" meinte Isabel. „Aber" setzte sie sinnig hinzu, „ich glaube weder an die eine, noch an die andere Bezeichnung. Ihr seid nur Beide verschieden organisirt in der Art, Erlebtes hinzuzunehmen. Im Grund des innersten Wesens muß eine gewisse Gleichheit liegen, wo Sympathie statthaben soll."

„Glauben Sie das wirklich, Lady Isabel?" fragte Lothar tief in ihr blaues Auge blickend.

Ihre Antwort war ein anmuthiges Nicken, während eine ihrer kleinen Schwestern sie an der Hand fortziehen wollte, um ihr ein Bild in ihrem Kinderbuche zu erklären. Lothar blieb an dem Fenster stehen, wo ihr kleiner Marmortisch mit dem Tabouret davor ihren Lieblingsplatz neben einer großen Gruppe frischer blattreicher Gewächse bezeichnete. Er sah ihr mit einer eigenthümlichen Empfindung von Schmerz nach, ohne zu wissen, weßhalb. Die flüchtige Helle, welche am Morgen sein Gemüth durchleuchtet, schwand mit dem lichten Himmel, der sich allmählig mit dichtem grauen Nebel überzog. Ihn fröstelte, und der Ausdruck des Unbehagens auf seinem Gesichte veranlaßte Lord Arthur zu der Bemerkung, daß es gut sein werde, wenn er seine Kräfte heute noch zu keinem Ausgange anspanne. Sie waren noch trügerisch, diese langsam errungenen, durch die Reise auf's Neue in Anspruch genommenen Kräfte. Trotz aller Anstrengung mußte Lothar bekennen, daß er keineswegs wohl sei. Seine Wunde schmerzte, und ein Fieberanfall nöthigte ihn, das Zimmer zu hüten. Der Arzt des Hauses, Mr. Wilson, ein kleiner, beleibter, gutlauniger Mann, hielt eine ganz ernste Vorlesung über Unvorsichtigkeit und gefährlichen Leichtsinn, wobei er nicht einmal Lord Arthur ausnahm, „denn," sagte er eifrig gesticulirend, „Mylord hätte doch einsehen müssen, daß der Fürst diese Reise auf die eine oder andere Art büßen würde."

„Dafür aber, mein lieber Mr. Wilson, ist er jetzt in Ihren Händen," sagte Lord Lisdale artig, „Sie werden ganz gewiß dieses kleine, hartnäckige Loch zu schließen verstehen, das diese abscheuliche Kugel geschlagen hat. Meine scheinbare Unachtsamkeit war nur eine Folge meines großen Vertrauens in ihre Kunst."

Das Gesicht des Doktors strahlte vor Vergnügen, und er schien ordentlich höher zu wachsen. Bei allen kleinen Schwächen besaß er in der That viel Geschick und den besten Ruf und was noch mehr, er genoß jederzeit ein raschgewonnenes Vertrauen bei seinen Kranken.

Sie sah sich denn Lothar der Gefangenschaft überantwortet. Das heimliche Zimmer schien ihm jetzt bei Weitem weniger behaglich, obwohl es draußen, wie zum Hohn, warmen Sonnenschein gab, und jeden Abend dieselben goldigen Strahlen sich durch seine Fenster hereinfanden, wie am ersten Tage. Heute, wo ihn das beruhigende Gefühl des Geborgenseins nicht so bereitwillig überkommen wollte, weil er mit fieberndem Puls dalag und nur dem bohrenden Schmerz in seiner Brust lauschte, wurde er versucht, zwischen der leichtherzigen, stets lachlustigen Georgine und der stillen, träumerisch-

Digitized by Google

ruhigen Isabel Vergleiche zu ziehen. Wie hatte Jene ihn durch ihr munteres Geschwätz zu erheitern verstanden; wie gelang es ihr, indem sie ihm las oder erzählte, spielte oder sang, seine Gedanken zu zerstreuen! Und Isabel? Sie hielt sich fern. Sie ließ ihn allein, — denn daß Lord Arthur ihm stundenlang Gesellschaft leistete, vergaß er beinahe. — Nur aus der Ferne tönten ihre Lieder zu ihm herauf, so recht melancholische Melodien zu den Worten der schottischen Hochlandsdichter, kurzrythmisch und naiv, wie sie Robert Burns gedacht; und lang nachtönend, weich und vollgriffig, wie sie zu Ossians Harfe erklingen müssen.

Er wurde ungeduldig, wie der Gefangene hinter seinen Gitterstäben und beneidete die flüchtig dahinschwebenden Wolken und die freien Vögel um ihren Flug.

Und doch flogen seine Gedanken mit ihnen weit, weit, wohin sie nicht sollten; ab von der neuen Gegenwart schweiften sie wie eigenwillige Kinder zurück zur alten Vergangenheit. Es war ein Sehnen und Streiten, ein Abwehren und Anziehen, — das Bild Helenens im Moment des Scheidens, in ungewohnten Farben, so verlockend, so überraschend und zugleich vernichtend trat es vor seine Sinne, aber der brennende Blick ihres Auges beleuchtete grell die trennende Kluft, die nie und nimmer zu überbrücken war.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Adam.

–l. Ein Schlachtenmaler, der seine Stoffe der Neuzeit entnimmt, ist in einer weit ungünstigeren Lage, als der, welcher in die alte Zeit, oder selbst in das Mittelalter zurückgreift. Diese Ungunst läßt sich namentlich auf zwei Hauptmomente zurückführen, auf die Einführung der Feuerwaffen, und die der Uniformen. Je mehr die Feuerwaffen vervollkommnet werden und je größer ihre Bedeutung für die Entscheidung eines Kampfes wird, desto mehr muß die individuelle Kraft und Ausdauer der einzelnen Theilnehmer am Kampfe, für das Auge wenigstens, zurücktreten. Unsere Geschütze wirken auf Entfernungen, in welchen sich die Kämpfenden mit unbewaffnetem Auge kaum mehr unterscheiden können. Weit fliegende Geschosse, wohlberechnete Bewegungen ganzer Massen sind es, welche die Schlachten unserer Tage im Allgemeinen entscheiden. Die persönliche Kraft ist ohnmächtig gegenüber fernhin treffenden Geschossen, die auch aus der Hand des Schwächsten verderbenbringend wirken. Daß mehr moralischer Muth nöthig ist, im Kugelregen stundenlang auszuharren, als dem Feind in's Weiße des Auges zu sehen, Stoß um Stoß, Hieb um Hieb mit ihm zu wechseln, das kommt dem Schlachtenmaler nicht zu Nutzen. Sein Element ist zunächst der Kampf, der sich in den Zweikampf auflöst. Dieser bringt persönlichen Muth, individuelles Leben und individuelle Bewegung zur Geltung. Er rückt die Feinde einander näher und gestattet dem Künstler eine größere Freiheit der Anordnung seiner Massen; er macht es ihm möglich, dem Beschauer zu zeigen, welchen Antheil jeder Einzelne nicht blos am Kampfe im Allgemeinen, sondern an dessen Entscheidung im Besonderen nehmen kann und auch wirklich nimmt. Diese Kampfesweise aber ist in der Gegenwart ganz in den Hintergrund getreten, und bildet, wenn sie sich zeigt, jedenfalls nur die Ausnahme, gegenüber dem auf größere Entfernungen geführten Massenkampf. Nur im Bajonettangriff und im Reitergefecht haben die alten Principien noch ihre volle Geltung bewahrt.

Eine nicht zu unterschätzende Ungunst hat der Maler moderner Schlachten ferner im System der Uniformen zu bekämpfen. Man denke an die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in einem Kampfe des classischen Alterthums, sowohl was Form und Farbe in der Tracht, als was Bewaffnung betrifft; man versetze sich in die Zeit Freundsbergs und seiner Landsknechte, und vergleiche damit die Eintönigkeit des Anblickes einer Armee der Gegenwart, in welcher Tausende sich nur durch die Gesichtszüge und eine Differenz von ein Paar Zollen ihrer Körperlänge von einander unterscheiden! Der kläglichen Monotonie der bürgerlichen Tracht gegenüber erscheint „zweierlei Farbe" uns freilich schon als Non plus ultra von Farbenwirkung. Wiederholen sich aber diese „zwei Farben" auf demselben Raume immer und immer wieder,

Digitized by Google

so haben sie für den Künstler im Ganzen nicht viel mehr Werth, als jene, welche ihm in der bürgerlichen Tracht als die herrschenden entgegen treten, ja sind ihm sogar hinderlich in Bezug auf Wirkung. Daß verschiedene Armeen sowohl, als verschiedene Theile derselben verschieden uniformirt sind, gewährt dem Maler weit weniger Vortheile, als man auf den ersten Blick glauben möchte, da er nach der Natur der Sache es in der Regel mit einer größeren Anzahl von Personen derselben äußeren Erscheinung zu thun hat, und die Möglichkeit, Gegensätze in dieser Beziehung hervorzurufen in der Regel eine nur höchst beschränkte ist.

Angesichts solcher Thatsachen, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, kann man sich nicht wohl der Ueberzeugung verschließen, daß das Gebiet der modernen Schlachtenmalerei in Folge der durch die realen Verhältnisse gegebenen Grenzen sich als ein sehr unfruchtbares erweise, politischer Beziehungen gar nicht zu erwähnen, welche die Lage des Schlachtenmalers unter Umständen noch wesentlich verschlimmern können.

Um so schätzenswerther sind die Erfolge, deren sich Franz Adam, der berühmte Sohn eines berühmten Vaters, auf diesem nämlichen Gebiete erfreuen darf. Begreiflicher Weise beschränkt sich Franz Adam in der Auswahl seiner Stoffe nicht auf das eigentliche Schlachtenbild, vielmehr gehören viele seiner trefflichen Bilder theils dem militärischen Genre, theils dem Porträtfache an, bei welchem das Pferd stark betont wird, wodurch das Bildniß in die Rahmen des sogenannten Reiterporträts tritt. Seine bedeutendsten Arbeiten in diesem Kunstzweige sind die Bildnisse des Kaisers Franz Joseph und des alten Radetzky im Arsenal zu Wien. Der Künstler, welcher das Glück hatte, längere Zeit in der Nähe des Kaisers sowohl als des Marschalls zu verweilen, verstand es, alle Eigenthümlichkeiten der Originale mit hingebender Liebe und Treue wiederzugeben. Wie groß auch die Verdienste des kaiserlichen Bildnisses sein mögen, noch höher scheint uns das des Marschalls zu stehen, wenigstens was Individualisirung und Charakterisirung betrifft. Obwohl der Künstler es verschmäht, den Hintergrund dunkel zu halten, heben sich der hell gewandete Reiter und sein historischer Schimmel dennoch von dem stark abgetonten Grunde plastisch ab. Man kann sich an dem freundlichen Gesicht des alten Herrn mit den jugendlich frisch gefärbten Wangen und den herzinnigen blauen Augen, die auf den Beschauer gerichtet sind, gar nicht satt sehen. Wenn ein norddeutscher Kunstrichter eine engere Verbindung des Marschalls mit den militärischen Vorgängen im Hintergrunde vermißte, — es ist der Moment nach Beendigung der Schlacht von Novara in der Nähe der Casa Visconti gewählt — so darf man dagegen bemerken, daß es sich nicht um eine Scene aus der Schlacht, sondern um ein Bildniß handelt, und eine allgemeine Bezugnahme auf eine kriegerische Situation vollkommen genügte.

Franz Adam kommt seine eingehende Kenntniß des Pferdes in der Ruhe, wie in allen möglichen Bewegungen außerordentlich zu statten, sowohl da, wo er als Schlachtenmaler im engeren Sinne, als da, wo er als Maler militärischer Genrescenen auftritt. So haben auch seine kleineren Bilder durch die dem Meister eigene Anschaulichkeit der Action, an der sich Menschen und Thiere gleichmäßig betheiligen, einen lebhaften Reiz, sei es, daß er uns einen wirklichen Kampf vorführt, wie in seiner „Wiedereroberung eines kaiserlichen Gestütes durch Uhlanen im ungarischen Kriege von 1849", sei es, daß er einen „Transport ungarischer Remontpferde" an uns vorüber gehen läßt, oder sei es, daß er uns ins Feldlager der österreichischen Armee auf den Sammelplatz der Verwundeten und der Gefangenen führt.

Wie sein Vater Albrecht Adam überall den Armeen Napoleons und seiner späteren Gegner folgte, und mit ihnen nach Oesterreich, Preußen, Rußland und Frankreich zog, wo des Kaisers blutiger Stern sank, nachdem er in den Flammen Moskaus erblichen war, so theilte Adam die Leiden und Freuden der Tapferen, welche seit 1849 unter dem schwarzgelben Banner kämpften. Er sah die Kämpfe bei Custozza und Novara, das blutige Ringen um Mestre und die unheilvollen Tage von Magenta und Solferino, und was er damals erlebt, hat sein Herz mit tiefem Abscheu erfüllt vor dem Wahnsinn der Menschen, die sich mit allem Raffinement der modernen Kriegskunst auf das Geheiß Einzelner hinschlachten, für Interessen, welche ihnen häufig nicht bloß fremd, sondern manchmal selbst innerlich feindlich sind. Das ist der große Widerspruch in der Natur des Menschen, der sich auf seine Freiheit so viel zu Gute thut,

Digitized by Google

und doch wieder einem alten Vorurtheil zu Liebe seiner besseren Ueberzeugung zuwiderhandelt, um die Bestien der Wildniß an Blutdurst zu übertreffen.

Es gibt Erscheinungen in der Kunstwelt, deren Bedeutung und Tragweite nicht innerhalb der engeren Grenzen des Kunstgebietes ihren Abschluß finden, sondern denen ein hervorragender culturhistorischer Moment innewohnt. An solche lediglich den Maßstab künstlerischer Normen anlegen, hieße deren innerstes Wesen verkennen.

Zu diesen, freilich seltenen, Kunstwerken muß Franz Adams großes Bild: „Bei Solferino" gezählt werden.

Man geht gewöhnlich von der Ansicht aus, ein Schlachtenbild könne nur dann als ein künstlerisches angesehen werden, wenn seine Action sich auf einzelne bedeutende Hauptgruppen beschränken läßt. Wir vermögen uns dieser Ansicht nicht anzuschließen, und halten uns gerade durch die Natur und den Charakter der neueren Kriegführung dazu berechtigt, welche von der älteren so durch und durch abweicht, meinen aber, daß wir diese unsere abweichende Meinung besser bei einer anderen Gelegenheit begründen können, und behalten uns dieß deshalb vor.

Wenn wir die Intention des Künstlers richtig aufgefaßt haben, so war es ihm nicht um ein Schlachtenbild im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu thun, das sich in seinen Hauptelementen auf Angriff und Abwehr feindlicher Kräfte zurückführen läßt. Er war sich recht wohl bewußt, daß bei der ungeheuren räumlichen Ausdehnung moderner Schlachten es künstlerisch unmöglich ist, ein Gesammtbild des Ganzen zu geben, und daß so dem Künstler nichts übrig bleibt, als unter der Mehrheit charakteristischer Momente Einen herauszugreifen, der dazu geeignet ist, in der Seele des Beschauers eine den in Frage stehenden Vorgängen möglichst entsprechende Vorstellung hervorzurufen. Er konnte ohne Zweifel den Augenblick wählen, in welchem die Franzosen an der berühmt gewordenen Spina dell' Italia zum letzten Male die entscheidende Position der Oesterreicher mit dem Bajonette angreifen und nehmen. Er ließ sich, indem er mit patriotischem Gefühle darauf verzichtete, die Niederlage der Deutschen zum Gegenstande eines deutschen Bildes zu machen, allerdings auch eine Fülle überaus werthvollen Materials entgehen, und handelte, vom rein geschäftlichen Standpuncte aus betrachtet, unzweifelhaft mehr edel, als praktisch. Aber gerade weil wir solch' edler Gesinnung nicht überall begegnen, müssen wir sie da um so höher schätzen, wo wir sie treffen. Es war ihm auch unbenommen, die Schlacht unentschieden zu lassen, dem Anprall des Feindes wirksamsten Widerstand entgegengestellt zu zeigen, das Ringen um irgend einen wichtigen Punct zum Gegenstande seiner Composition zu machen, und so einer Episode ein künstlerisches Denkmal zu setzen, ohne dabei seinem patriotischen Gefühle zu nahe zu treten. Wenn er gleichwohl weder das Eine noch das Andere that, wenn er eine andere Wahl traf, ohne dabei sich auf einen Vorgänger unter der Anzahl mehr oder minder bedeutender Schlachtenmaler aller Zeiten berufen zu können, so müssen wir den Grund dafür wohl tiefer suchen, als in rein künstlerischen Erwägungen, die übrigens der getroffenen Wahl eher entgegenstanden, als sie begünstigten.

Indem der Künstler seinen Standpunct so wählte, daß die Schlacht in seinem und des Beschauers Rücken geschlagen wird, entzog er diesem nothwendig den Einblick in die Action, aber er läßt ihn dafür einen so tieferen thun in die herz- und markerschütternden Folgen derselben. Eine lange Reihe von Wagen zieht über das Hügelland von Valeggio in die Tiefe des Bildes hinein, und läßt eine Spur voll Blut und Grauen zurück. Tausende und aber Tausende von Männern und Jünglingen, vor wenigen Stunden noch von Kraft und Fülle der Gesundheit strotzend, der Stolz der Väter, der Augapfel der Mütter, die Sehnsucht der Bräute, die Hoffnung des Vaterlandes, — nun liegen sie, ein Bild des Jammers, mit zerschmetterten Armen, mit gespaltenen Schädeln, mit zerrissener Brust, wenn nicht den Tod im Herzen, doch beklagenswerthe Krüppel für den Rest ihres Lebens, auf dem blutgetränkten Stroh der Wägen, deren ununterbrochene Stöße über halb unwegsame Bahnen ihre namenlosen Leiden bis zum Wahnsinn steigern. Wie glücklich, wer sich an der Muskete oder am Stock auf den Verbandplatz schleppen kann, wo das Messer die Muskeln und Sehnen trennt, und die Säge knirschend durch die Knochen fährt."

Ein Bild von dieser Wucht des Gedankens hätte selbst dann durchschlagend wir-

Digitized by Google

ken müssen, wie es gewirkt hat, wenn es nicht so hohen Kunstwerth hätte, als es in der That hat. Der Künstler brauchte es uns nicht zu sagen, daß in jenen Tagen alle die Unglücklichen an ihm vorüberzogen, die wir auf seinem Bilde sehen, daß nicht Eine seiner Gestalten ein Gebilde der Phantasie; wir fühlen es selbst, und wir fühlen auch, daß der Künstler all' den Jammer mitempfand, nicht blos damals, sondern auch, als er vor der Staffelei saß. Und das fühlten sicher auch die Frauen und Mütter, die sich in der großen Ausstellung zu Paris vor Adams Bild drängten; und das mochte aus den Erzählungen seiner Getreuen auch der herausfühlen, dessen Kaiserreich ja der Friede ist, und der damals das große Friedens- und Verbrüderungsfest der Völker des Erdballs feierte. Daß er dem Bilde ferne blieb, was war natürlicher? Wer mag sich auch mitten aus der heitersten, einschmeichelndsten Gegenwart durch so grauenhafte Erinnerungen in eine schreckliche Vergangenheit zurückwerfen lassen? Am allerwenigsten, wenn sie sein eigenstes Werk!

Durch sein großes Bild von Solferino hat Franz Adam dem Gedanken von Millionen einen ebenso energischen als künstlerischen Ausdruck gegeben, hat er eine culturhistorische Mission angetreten, die er in einem neuen Gemälde rühmlich fortsetzt, welches den Rückzug der großen Armee durch die Schneefelder Rußlands zeigt. Der Genius der Menschheit bedient sich gleichmäßig des Bildes, wie des Wortes, um wahrer Humanität Bahn zu brechen, und wer sich in ihrem Dienste des Pinsels und Griffels bedient, ist nicht minder ihr Priester, als wessen Wort von der Rednerbühne schallt, oder auf tausend Blättern Papier sich über die Welt verbreitet.

An Frau Toutlemonde in Berlin*).

Von Paul Heyse.

Sie werden dieses Buch mit einiger Verwunderung in die Hand genommen und schon über den Titel den Kopf geschüttelt haben, meine verehrte Freundin. Manches haben Sie mir zugetraut; aber daß ich noch einmal unter die Jugendschriftsteller gehen und mit Salzmann's „moralischen Erzählungen", verschollenen Andenkens, wetteifern würde, das hätten Sie nicht gedacht. Ehrlich gesagt, ich auch nicht. Wenn es trotzdem geschehen ist, so haben Sie allein es veranlaßt, und sollte es mißglücken, müssen Sie mir erlauben, Ihnen die Verantwortung dafür in die Schuhe zu schieben.

Um Ihnen das aber zu erklären, muß ich etwas weiter ausholen.

Ich war nicht wenig betroffen und betrübt, bei unserem Wiedersehen vor Jahr und Tag wahrzunehmen, daß Sie mich nicht mit der unbefangen freundschaftlichen Miene begrüßten, wie sonst. Sie bemühten sich recht geflissentlich, Ihre Stirn durch ein kaltsinniges, verdrossenes Fältchen zu entstellen und bei meinem unschuldigsten Scherzen höchstens mit der Unterlippe zu lächeln. Ich, der nichts schwerer begreift, als wie man sich entschließen kann, alte Freunde abzuschaffen — kann man auch in gewissen Jahren, wie wir Beide sind, etwas Leichtsinnigeres thun? — ich suchte für diese Veränderung die mannigfaltigsten Gründe: eine Migräne, — die Noth in Ostpreußen, — eine schlechte Censur Ihres jüngsten Söhnchens, — eine unglückliche Liebe Ihrer ältesten Tochter, kurz, etwas, woran ich selbst nicht im Mindesten Schuld war. Als ich aber bei meinem zweiten Besuch, der leider der letzte sein sollte, die Eisrinde zwischen uns noch nicht geschmolzen und eine Temperatur fand, die fürs Erste kein Thauwetter hoffen ließ, faßte ich mir ein Herz, geradezu zu fragen, wodurch ich mir Ihr altes Vertrauen verscherzt hätte, und was ich thun müsse, um es wiederzugewinnen. Hätten Sie doch damals alles ausgeschüttet, was sie gegen mich auf dem Herzen hatten, meine beste Freundin! Sie hätten sich und mir diesen, wie ich fürchte, ziemlich langweiligen Brief erspart, bei dem Sie obenein den Nachtheil haben, mich nicht unterbrechen zu können. Statt aber die gute Gelegenheit zu einem offenen Austausch unserer Gedanken wahrzunehmen, schnitten Sie das Gespräch mit der etwas

*) Vorrede zu den „moralischen Novellen." Siehe die vorige Nummer der Propyläen. D. R.

Digitized by Google

gereizten Wendung ab, daß es hoffnungslos sei, sich zu verständigen, wenn man über gewisse Cardinalpunkte so ganz verschieden denke und, was schlimmer sei, auch so verschieden fühle. Ein Blick auf Ihre liebenswürdigen Töchter, die eben ins Zimmer traten, belehrte mich, daß Ihnen jede nähere Auseinandersetzung aus pädagogischen Rücksichten unerwünscht sei, und so blieb mir nichts übrig, als mit einer Armsündermiene, wie Adam, als er aus dem Paradiese ging, meinen Rückzug anzutreten, nur freilich ohne vorher vom Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen gegessen zu haben.

Ich brachte es aber nicht übers Herz, das Haus zu verlassen, ohne noch einen letzten Versuch zur Aufklärung zu machen. Ich beschloß, Ihren lieben Mann auszuforschen, obwohl es seine Arbeitsstunde war. Bei Herrn Toutlemonde hatte ich offenbar noch nicht allen Kredit verloren; er empfing mich mit alter Herzlichkeit. Als ich aber das erste Wort von der Ungnade sagte, in die ich ohne mein wissentliches Verschulden bei Ihnen gerathen sei, hob er lächelnd den Zeigefinger und sagte: Verstellen Sie sich nur nicht, alter Freund. Oder sollten Sie wirklich nicht ahnen, was Sie verbrochen haben? Da sehen Sie her! — und er nahm aus einem verschlossenen Bücherschrank ein Buch heraus und hielt es mir entgegen. Können Sie angesichts dieses corpus delicti noch läugnen, daß Sie ein gefährlicher Mensch sind, ein Verführer der Jugend, ein unsittlicher Schriftsteller, dem eine Mutter heranwachsender Töchter den Hausfreundsposten kündigen muß, wenn ihr das Seelenheil ihrer Kinder am Herzen liegt?

Ich lachte laut auf. Also das ist's? rief ich. Meine harmlosen „Novellen und Terzinen?"

Harmlos? Nun das gesteh' ich! versetzte Ihr Herr Gemahl, und ich sah ihm das Befremden über meine Heiterkeit an, die er für frivole Selbstbetäubung eines bösen Gewissens halten mochte. Harmlos nennen Sie ein Buch, das ich auf die Bitte meiner Frau, sobald sie es nur gelesen hatte, in diesen Schrank verschließen mußte, der all die Bücher enthält, die auf den Familienindex gesetzt sind? Harmlos ein Buch, über das meine Frau, die es wahrhaft gut mit Ihnen meint, sich ernstlich gehärmt hat?

Ich bin ihr aufrichtig dafür verbunden, erwiderte ich. Aber Sie selbst, wertheste Freund, wie denken Sie über dieses Buch?

„Ich? Ehrlich gestanden: ich habe es noch gar nicht gelesen. Sie wissen, wie wenig Zeit mir für belletristische Lectüre bleibt. Und Sie sind auch so entsetzlich fruchtbar! Alle Jahr etwas Neues; wie soll ein Geschäftsmann da mitkommen? Ich bin erst bei Ihrem vierten Band, und der berüchtigte da ist schon der siebente. Die böse Siebenzahl scheint einmal wieder Recht zu behalten. Denn nach dem, was mir meine Frau davon erzählt hat, ist dieser siebente Band der schlimmste.

So waren auch die früheren schon schlimm genug, und dieser letzte hat nur dem Faß den Boden ausgestoßen?

Allerdings; so sagt meine Frau. Aus den früheren konnte sie doch immer noch mit Auswahl Eines oder das Andere den Kindern mittheilen; dieser siebente Band aber sei von der ersten bis zur letzten Seite unsittlich und müsse so eilig in den Giftschrank, daß nicht einmal der Titel im Hause bekannt würde. Nie, sagte meine Frau, obwohl sie selbst die Geschichten begierig verschlungen und bei einigen Stellen sogar etwas geweint hat, nie soll unsre Martha, unsre Luise und Agathe erfahren, daß ein Freund ihrer Eltern solche Verhältnisse geschildert und solche Grundsätze gebilligt hat!

Solche Verhältnisse? solche Grundsätze? Aber ich bitte Sie, mein bester Herr Toutlemonde —

Das mögen Sie nun mit meiner Frau abmachen, unterbrach mich Ihr Gemahl. Die Frauen führen, wie Schiller sagt, das Scepter der Sitte. Wenn Sie es mit ihnen verderben, so hilft es Ihnen nichts, die Männer auf Ihrer Seite zu haben, die ja so vielfach fünf gerade sein lassen und nicht richten, damit sie nicht gerichtet werden. Das Haus, die Familie bleibt Ihnen verschlossen; und sehen Sie, wie Sie sich damit schaden. Warum haben die illustrirten Journale, die Gartenlaube, „Daheim" und wie sie alle heißen mögen, diese ungeheure Verbreitung? Nur darum, weil man sie unbesehens auf dem Tische des Wohnzimmers liegen lassen darf, ohne zu befürchten, daß etwas darin stehe, was die Kinder nicht lesen dürften. Ja, ja, mein alter Freund,

Digitized by Google

„so Ihr nicht werdet wie die Kinder —“, und „aus dem Munde der Unmündigen —“, diese beiden alten Sprüche, die schreiben Sie sich ja ins Herz, wenn Sie für Ihre Novellen und Terzinen Absolution erlangen wollen. Uebrigens bin ich jetzt doppelt begierig, das Buch zu lesen. Ich habe es von anderer männlicher Seite auch wieder mehr loben hören, als die früheren Bände. Wenn wir uns wiedersehn, sprechen wir weiter davon.

Damit schüttelte er mir in alter Freundschaft die Hand, und ich überließ ihn seinen Actenstößen.

Ich hatte nun die Aufklärung, die ich wollte, und hätte am liebsten auf der Stelle noch einmal versucht, mich mit Ihnen mündlich zu verständigen; aber Sie waren ausgegangen, oder ließen sich verläugnen, und ich konnte meine Abreise nicht verschieben. Bei meiner alten Verehrung für Sie werden Sie es nur natürlich finden, daß mir das Gespenst Ihrer Ungnade nachging, und daß ich viel darum gegeben hätte, eine kräftige Bannformel dagegen zu finden. Mehrmals fing ich an Ihnen zu schreiben. Aber ich gerieth immer so ins Breite, das Thema drohte sich so pedantisch in Buchformat auszuwachsen, daß ich wieder davon abließ. Ich bin kein Moralphilosoph, gnädige Frau, wenigstens nicht von Metier. So für den Hausgebrauch habe ich meinen hinlänglichen Vorrath an Ueberzeugungen, die ebenfalls wohl auch eine systematische Darstellung vertrügen. Nur soll man sie von mir so wenig fordern, als von einem Koch einen zusammenhängenden Vortrag über Naturgeschichte, Chemie und Physiologie. Wenn wir beide es nicht in den Fingerspitzen und auf der Zunge haben, wie viel von jedem Gewürz an jeder Speise gut thut und was dem gesunden Blutumlauf nachtheilig, was förderlich ist, so wird uns die beste abstracte Weisheit nicht vor den gröbsten Irrthümern schützen, oder wir werden aus lauter Vorsicht zwar unschädliche, aber sehr nüchterne Kost auftischen.

Erwarten Sie also kein Buch, nicht einmal eine Abhandlung, mit der ich mich vor Ihnen in dialektischer Unanfechtbarkeit rechtfertigen wollte. Nur ein paar schlichte Vorbemerkungen, bei Gelegenheit dieses neuen Bandes, damit er nicht etwa trotz seines Titels — den Sie vielleicht der Ironie bezichtigen könnten — unaufgeschnitten in den Giftschrank wandere.

Zunächst ein Bekenntniß, das eigentlich jede weitere Vorrede überflüssig machte: ich liebe, wie Sie wissen, Ihre liebenswürdigen Töchter von Kindesbeinen an, und Ihr kleiner Alfred ist mein ganz besonderer Freund; ich nehme den lebhaftesten Antheil an dem Wachsen und Gedeihen dieser hoffnungsvollen Sprößlinge und habe von den Pflichten und Rechten meiner Hausonkelschaft eine hohe Meinung. Sobald ich aber die Feder in die Hand nehme, vergesse ich Ihre Martha, Ihre Luise und Agathe gänzlich und denke an Ihren Alfred höchstens, wenn ich einen kleinen neunjährigen Buben zu schildern habe, der so wohlerzogen ist, daß er in erwachsener Gesellschaft noch nicht mitredet. Die Muse, mag sie sich noch so sehr um die Erziehung des Menschengeschlechts verdient machen, ist doch keine Bonne oder Gouvernante, die ihren Zöglingen das Abece und die Zehn Gebote beibringt. Das besorgen Andere, denen man die Jugend ohne alle Gefahr überlassen kann. Denn Sie wissen ja wohl, verehrte Frau, daß die Muse trotz ihres hohen Alters noch immer nicht eine gesetzte Person werden will, daß die Begeisterung, der „heilige Wahnsinn“ oder wie Sie den poetischen Dämon nennen wollen, immer wieder mit ihr durchgeht, sie mag noch so guten Willen haben, sich in die bürgerliche Hausordnung zu fügen und jeden Anstoß zu vermeiden. Reife Menschen, die sich mit ihr einlassen, kennen diese ihre Schwäche, wissen, was sie davon zu halten haben, und wenn sie dennoch ihren Umgang suchen, thun sie es auf ihre eigene Gefahr. Aber Kinder soll man allerdings vor Gefahren behüten, aus denen sie selbst sich noch nicht retten können. Nur daß nicht alles verderblich und verwerflich ist, wovor man in unreifen Jahren auf der Hut sein muß. Weingenuß ist sicherlich dem jungen Organismus nachtheilig, und doch ist der Wein die Freude des Mannes und die Milch des Alters. Wenn daher Herr Toutlemonde auf seine Bourdeauxflaschen „Gift“ schreibt, damit Alfred nicht davon nasche, so ist dies Verfahren vom Standpunkte des zärtlichen und weisen Vaters vielleicht sehr zweckmäßig, ohne daß dadurch irgend bewiesen wäre, daß guter Bordeaux Gift sei.

Aber wenn ich Ihren Gemahl recht verstanden habe, so waren es nicht allein die

Digitized by Google

Töchter, mit denen ich es durch meine unsittlichen Schriften verschüttet hätte, sondern recht eigentlich die Mütter. Da muß ich mich wohl zu einem zweiten Bekenntniß entschließen, das mir, aus anerzogener Artigkeit, schwerer wird, als das erste: daß ich nämlich auch an die Mütter nicht denke, sobald ich zu schreiben anfange; daß ich überhaupt an gar kein Publikum denke und überlege, wie ich es belehren, spannen, und ergötzen will, sondern nur daran, wie ich das, was ich im Innern angeschaut, möglichst unverfälscht aus mir herausgestalten möchte. Dieser Prozeß hat so bedenkliche Schwierigkeiten, macht dem Künstler so viel ernstliche Nöthe, daß er sich seine Geburtswehen so wenig durch die Rücksicht auf späteren Tadel oder Beifall erschweren soll, wie eine Frau in Kindsnöthen daran denkt, ob der neue Mensch, dem sie das Leben gibt, Liebe oder Haß in dieser Welt erwecken wird. „Es ist ihr Kind und bleibt ihr Kind; ihr gebt ihr ja nichts dazu."

Ich will nun nicht sagen, daß dieses Gleichniß nicht auch, wie alle Gleichnisse, ein wenig hinke. So ganz natürlich und creatürlich geht es bei der Geburt eines Dichtwerks nicht zu, daß nicht die freie geistige Thätigkeit, ja sogar oft eine sehr begeisterungslose Verstandesarbeit zum Gelingen mitwirken müßte. Das Beste aber thut auch hier die dunkelwaltende Natur, die Liebe, die höher ist als alle Vernunft, und ohne die eine wahre künstlerische Conception unmöglicher ist, als eine physische. „Was man nicht liebt, kann man nicht machen," wenigstens nicht so, daß man ihm das Gemachte nicht ansähe. Und selbst wenn es gelänge, eine Zeitlang Alle zu täuschen, sich selbst würde man nicht hintergehen können. Der Beifall Ihrer ganzen lieben Familie, meine verehrte Freundin, ja des ganzen Publikums könnte mich nicht über etwas beruhigen, das ich selber mißbilligen müßte. Ich würde niemals das unheimliche Gefühl loswerden, daß die Gestalt, die Ihnen ein lebendiges Geschöpf erscheint, nur ein mechanisch oder chemisch componirter Homunculus sei, da ich es doch am besten wissen muß, wie es bei seinem Entstehen zugegangen.

Keinem freilich, der in die Oeffentlichkeit tritt, kann und darf der Erfolg ganz gleichgültig sein. Der Mensch ist ein geselliges Thier, und dem Stolzesten und Selbstgenügsamsten ist es erfreulich, wenn das, was ihm am Herzen liegt, auch Anderen zu Herzen geht. Ein Geschichtenerzähler, wie Ihr Freund, würde es endlich wohl müde werden, immer wieder sein „Es war einmal —" anzustimmen, wenn ihm Niemand zuhörte. Aber wenn der Kreis sich auch verkleinert, alte Bekannte sich wegstehlen, weil sie Aergerniß an Manchem nehmen, Andere offen ihr Mißfallen äußern — er kann einmal nicht anders, als die Welt mit seinen eigenen Augen ansehen und das schwarz nennen, was ihm schwarz, das weiß, was ihm weiß erscheint. So viele Geschichten, die Anderen höchlich gefallen, mißfallen ihm durchaus. Was Andere abstößt, zieht ihn an, und am Ende kann es doch kein Mensch weiterbringen, als sein Recht geltend zu machen, zu sein, wie er ist, und es ehrlich und unumwunden aussprechen. Die sittliche Pflicht, sich in die Welt zu schicken, sich ihr anzubilden und durch Entsagung auf manchen theuren Eigenwillen die Zwecke des Allgemeinen zu fördern, diese Pflicht kann kein Vernünftiger leugnen. Aber auch sie hat ihre Grenzen, und gerade an diesen Grenzen pflegen die interessantesten dichterischen Probleme zu liegen, so daß man wohl sagen kann, die Grenzberichtigung zwischen der Pflicht gegen das Ganze und dem Recht des Individuums sei eine der schwierigsten und zugleich höchsten Aufgaben des Dichters.

Das nun, was gewöhnlich „Moral" genannt wird, und dessen Recht und Verdienst anzufechten mir nicht in den Sinn kommen kann, verirrt sich auf dieses Grenzgebiet nie. Es ist der Niederschlag der jeweiligen Durchschnittsmeinung über alles, was den gemeinsamen Zwecken der bürgerlichen Gesellschaft dienlich und schädlich ist. Nun aber ist es der Gesellschaft, so gebildet, so frei, so human sie sich auch dünken mag, doch vor Allem um die Erhaltung der Gattung zu thun und somit um die Bedürfnisse der Durchschnittsmenschen, deren die weit überwiegende Mehrzahl ist. Wenn sie es denen recht macht, so kommt es ihr auf einige Compromisse mehr oder weniger, auf einige feinere oder gröbere Unbilligkeiten gegen die Rechte der Individuen nicht sonderlich an. Das demokratische Mittelmaß ist ihr Maßstab, der öffentliche Nutzen ihr höchster Zweck, und das, was diesem dient, hat sie sich gewöhnt, nicht nur als das Zweckmäßigste anzupreisen, sondern, weil durch die Länge des Gebrauchs bewährt,

Digitized by Google

auch als ganz besonders heilig darzustellen, seinen Ursprung in das Gewissen zu verlegen und so das, mißbräuchlich oder nicht, zur Sitte Gewordene für das Sittliche auszugeben. Dabei kommt es der Gesellschaft zu Statten, daß sehr Vieles, was dem Bestande des Allgemeinen dient, auch wirklich durch das innerste Gefühl und Gewissen jedes noch so hochorganisirten Einzelnen bestätigt wird, so daß selbst Viele der feiner Empfindenden, die sich aber nicht früh daran gewöhnt haben, selbst zu prüfen, nun auch blindlings Alles, was die Gesellschaft lobt oder verpönt, als lobens- oder abscheuwerth annehmen, da ihnen gleich der Bestand des Ganzen bedroht scheint, wenn sie an einem Einzelnen irre werden.

(Schluß folgt.)

Vom Büchertisch.

Jakobäa von Bayern und ihre Zeit. Acht Bücher niederländischer Geschichte von Franz Löher. Zweiter Band. Nördlingen. Beck.

** Sieben Jahre sind verflossen seit dem Erscheinen des ersten Bandes eines Werkes, das auf Veranlassung und mit Unterstützung des verewigten Königs Max unternommen worden war. — Die Ursache der Verzögerung lag nach der Mittheilung des Verfassers im Fehlen der Quellen und Vorarbeiten. Während für den ersten Band Schriften und Urkunden vorhanden waren, mußten für den zweiten Band erst die französischen, belgischen und holländischen Archive durchforscht werden, ungedruckte Chroniken, Kämmereirechnungen ꝛc. aus Lille, Mons, Brüssel, Paris, Wien, München, Haag, Leyden ꝛc. gesammelt und bearbeitet werden, um Material zu gewinnen. Viel Sagenhaftes ward bei diesen Forschungen abgestreift, indeß blieb genug des Abenteuerlichen, um das Leben Jakobäas zu einem Roman zu machen, wilder als das Leben Margarethas von England, oder Johannas von Neapel, und glänzender selbst als das einer Jungfrau von Orleans. Unsere Feder hat den ersten Band, dessen Erfolg weit über die Grenzen Deutschlands hinaus sich Bahn gebrochen, seinerzeit in der Neuen Münchener Zeitung besprochen. Die wissenschaftlichen Verdienste Löhers zu würdigen, müssen wir den Historikern von Fach überlassen; aber das interessante Buch geht nach Form der Darstellung und Gruppirung des Stoffes weit über eine bloß wissenschaftliche Arbeit hinaus, und darf wohl den Anspruch darauf machen, von den Gebildeten in weitesten Kreisen willkommen geheißen zu werden. Löher ist Culturhistoriker, von reicher Einbildungskraft und intuitiver Anschauung. Er weiß die trockenen Forschungen zu bewegten Gemälden von Land und Leuten umzusetzen, seine Schilderungen und Charakterzeichnungen haben häufig dramatischen Reiz, und stets warmes pulsirendes Leben von trefflichem Localcolorit und weiten historischen Perspectiven. Trotz allem Chaos der Thatsachen und Facta beherrscht er den wirren Stoff und ordnet ihn zu klaren übersichtlichen Gruppen; der breite Strom der Erzählungen wird von anmuthigen Ruhepuncten, gleichsam Inseln der Betrachtung, unterbrochen, und, obwohl stets breiter anschwellend durch den Nebenzufluß neuer Gestalten, doch zugleich eingedämmt und begrenzt durch die strengste historische Objectivität, welche nirgends subjective Deutungen oder moderne Anschauungen hineinträgt. — In dieser Beziehung ist das Werk, obwohl ein Volksbuch im höheren Sinne des Wortes, keineswegs für den leichten Genuß naschhafter Mußestunden geschaffen; es fordert Studium und volle Hingabe des Lesers, um in den beinahe fünfundsechzig Bogen stets orientirt zu bleiben und nicht zuweilen den Faden zu verlieren. Vielleicht findet sich ein Practicus, der zum Nutzen der Schulen und des größeren Publikums einen handlichen Auszug aus dem umfassenden Werk herstellt, einen Auszug, der sich allein auf die Gestalt Jakobäas beschränkt.

Der zweite Band umfaßt von den acht Büchern des Ganzen fünf. Von 1417 bis 1429. Er schildert im vierten Buch zuerst die Brabanter Revolution und die Thronbesteigung Johanns IV. Dann folgen Hofgeschichten; die Scheidung Jakobäas von ihrem Gemahl; die Kämpfe der Hoeks und Johanns von Bayern; der Fall von Leyden und der Heereszug Jakobäas gegen ihren Oheim Johann von Bayern; endlich

Digitized by Google

die Brüsseler Blutgerichte. Das fünfte Buch schildert die Flucht Jakobäas nach England, ihre Verlobung und Vermählung mit Prinz Humfried und die Kriegszüge Johanns von Bayern gegen Friesland; dann die Landung Humfrieds in Calais; seinen Gegner Philipp von Burgund; Humfrieds Abzug und die Belagerung von Mons. Das sechste Buch erzählt die Gefangennahme Jakobäas durch Philipp von Burgund; ihre Flucht; neuen Krieg, Sieg bei Alsen und Niederlage bei Brouwershafen. Im siebenten Buch wird die Unterwerfung Hollands vollendet. — Fast gleichzeitig erfolgt der Tod Johanns von Brabant und Humfrieds Vermählung, nachdem er Jakobäa im Stich gelassen. Ihren Ausgang erzählt das letzte Buch: jene anziehende und oft von Dichtern behandelte Gefangenschaft, ihre heimliche Ehe mit ihrem Hüter, Franz von Borsselen, ihre Verzichtleistung auf alle ihre Länder und ihren Tod. Mit ihr ging die Herrschaft der Wittelsbacher in Holland zu Ende. Von besonderem Interesse in diesen letzten Büchern ist die Gestalt Philipps von Burgund, den Löher nicht mit Unrecht ein Vorbild des Macchiavellistischen Principe nennt. Ueber alle Wirren hatte schließlich die schlaue Staatskunst dieses Fürsten, des Vaters Karls des Kühnen, gesiegt. Die Holländer bildeten sich allmälig zu einer eigenen Nationalität aus, und beide Länder, Belgien wie Holland, wurden Deutschland, dem Mutterlande, definitiv entfremdet. Deutschland ließ es in seiner passiven Neutralität geschehen, und das unbestrittene Recht, welches es auf diese Länder hatte, erlöschen. Philipp zuerst, der die Lehre gegeben, daß aller Heldenmuth gegen die Staatskunst eines klugen Fürsten vergeblich ist, verbot die Parteinamen (der Kabeljaus und Hoeks), und führte unter dem Princip der staatlichen Gleichberechtigung Aller das System des bewaffneten Friedens ein. Zwar stand die Feudalwelt noch in voller Breite da, aber mit jenem Prinzip waren bereits die Umrisse des modernen Staates gegeben, den jedenfalls Philipp II. nach anderthalb Jahrhunderten zum Absolutismus vollendete, aber dadurch von Neuem den bürgerlichen freien Geist der Niederländer zu siegreichen Kämpfen wach rief. Wie dieser Sieg des entgegengesetzten Prinzips fortzündend auf England und Amerika, und von dort auf Frankreich und Europa einwirkte, darüber hat Löher in einer früheren Vorlesung Andeutung gegeben; sein Buch aber entrollt das große Bild, wie diese weltbewegenden Gegensätze des aristokratischen Regiments und der bürgerlichen Freiheit in den Niederlanden zuerst zum entscheidenden Ausdruck kamen.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Breslau. Dem Wunsche, eine der hiesigen neueren Straßen mit dem Namen des Dichtergreises Holtei, zwischen der Siebenhufener- und Grübschuerstraße, noch bei Lebenszeit desselben zu belegen, wurde Folge gegeben und der Verbindungsstraße der Name „Holteistraße“ gegeben.

London. Dem „Orchestra“ zufolge wird demnächst an unsrem Strand ein neues Theater erbaut werden, dessen technische Leitung Miß Litton, ein talentvolles Mitglied des Princeß Theatre, übernehmen wird.

London. Julius Benedict hat auch dieses Jahr die Saison wieder mit seinem gewohnten Monstre-Concert bedacht. In demselben war die Zahl der Programm-Nummern in die fünfzig und die der mitwirkenden Solisten an die vierzig; gedauert hat es von Nachmittags halb 2 Uhr bis Abends 7 Uhr.

London. Moliques „Messe solennelle“, welche der jüngst verstorbene berühmte Componist eigens für die katholische Kirche in Clarendon-Square, Somers Town, die er oft zu besuchen pflegte, componirt hatte, gelangte am letzten Juni in der St. Georges Hall vor einem zahlreichen Publikum mit großem Erfolge zur Aufführung.

Mailand. „Le Comte Ory“ ist nach einem Zwischenraume von sechsunddreißig Jahren in Carcano mit großem Beifall wieder zur Aufführung gekommen. — Der von Verdi vorgeschlagene, von allen Betheiligten acceptirte Compositionsplan zur Rossini-Feier sieht folgender-

Digitized by Google

maßen aus: 1. Buzzola: Requiem aeternam in H moll (Lento, Chor); 2. Bazzini: Dies irae (C moll, Allegro, Chor); 3. Pebrotti: Tuba mirum (Es dur, Maestoso, Baritonsolo und Chor); 4. Cagnoni: „Quid sum miser" (As dur, Larghetto, Sopran und Alt); 5. Ricci: Recordare (F dur, Andantino, Quartett); 6. Nini: Ingemisco (A moll, Largo, Tenorsolo); 7. Boucheron: Confutatis (D dur, Allegro, Baßsolo mit Chor); 8. Coccia: Lacrymosa (Hdur und C moll, Andante und Allegro bis zum Schluß a capella); 9. Gaspari: Domine Jesu (C dur, Moderato, Chor und Soli); 10. Platania: Sanctus (Des dur, Maestoso, Chor); 11. Petrella: Agnus dei (F dur, Andante, Altsolo); 12. Mabellini: Lux aeterna (Es dur, Moderato, Chor und Sopransolo); 13. Verdi: Libera me (C moll, Moderato, Chor und Sopran-Solo, Allegro und Schlußfuge). Noch ist zu bemerken, daß jeder Componist Gang und Tonart im Laufe des Stückes verändern kann, nur muß er in der bestellten Tonart schließen und darf zu seinem ganzen Excurs nicht mehr als sieben Minuten Zeit verlieren; das Orchester zu wählen, bleibt Jedem freigestellt. Die Manuscripte der betreffenden Nummern dieser höchst buntscheckigen Messe müssen bis zum 15. September in Mailand eintreffen.

Paris. In der Opéra comique stehen mehrere Novitäten bevor, eine komische Oper von Maillart, die Oper „Paul et Virginie" von Massé und eine Oper von Mermet, dem Autor des „Roland". Dieselbe betitelt sich „Jeanne d'Arc" und wird Anfangs des nächsten Jahres in Scene gehen, — Félicien David componirt zur Eröffnung der neuen Académie impériale de Musique eine Oper, betitelt „Les nuptères d'Eleuses". (R. B. M.-Z.)

Paris. In der Opéra comique hat die Leseprobe zu der neuesten Oper des greisen Auber, „Liebestraum" betitelt, stattgefunden.

Prag. Zur Hußfeier (am 6. d. M.) mußte auch das Theater das Seinige beitragen; im Neustädter Theater und in der Arena im Kuhstall wurde Tyls „Jan Hus" gegeben, in der Arena versprach der Theaterzettel neue Kostüme und zum Schluß bengalische Beleuchtung, im Neustädter Theater sollte das Publikum eine „Apotheose" mit drein bekommen und waren die Preise herabgesetzt worden. Der Zudrang war ein massenhafter und das Haus in allen Räumen überfüllt. Vor der Vorstellung spielte im Garten das Orchester unter Strebingers Leitung nationale Weisen, bei denen sich bereits die beifallslustige Stimmung des Publikums übte, um dann, trotz einer wahrhaft tropischen Hitze während dreier Stunden sich in fortwährenden Ausbrüchen zu steigern. In einer der Logen wohnte Herr Palacky der Vorstellung bei. Die ganze Vorstellung war eigentlich nur einzige Demonstration, und das Publikum spielte die Hauptrolle, zu der die Schauspieler von der Bühne herab ihm ein Stichwort nach dem andern zuschleuderten. Wogegen ist da nicht demonstrirt worden? Gegen den Papst und Rom, gegen Kaiser und Reich, gegen die Deutschen und die Fremdherrschaft, sogar die Polizei und nicht einmal die armen Polen *gingen* leer dabei aus. Huß wurde gleich bei seinem ersten Auftreten, bevor er noch ein Wort gesprochen, mit lärmendem Beifall begrüßt, und gar Ziska erregte Jubel, bevor er noch erschienen war und man ihn erst hinter der Scene poltern hörte. Die Repräsentanten der Kirche kamen schlecht weg, schon die Besetzung ihrer Rollen, dieser Papst, dieser Kardinallegat und endlich gar dieser Erzbischof von Prag waren ebenso viele feindselige Demonstrationen. Mit Hohngelächter wurde der päpstliche Legat und dessen Gefolge begrüßt, und den kräftigsten Dollmetsch seiner Gefühle fand das Publikum in dem urwüchsigen Darsteller des Herrn Hanus von Chlum; man mußte es nur gehört haben, welchen Jubel es erregte, wenn derselbe dem Papst mit dem möglichst geringschätzigen Ausdruck zurief: „Mit Dir, heiliger Vater, habe ich nichts zu schaffen." Die pomphaft angekündigte Schlußapotheose bestand in einem ziemlich ärmlich arrangirten lebenden Bild, das Huß inmitten eines Taboritenhaufens mit ein paar Genien im Hintergrunde darstellte; das Publikum fand aber auch daran so großen Gefallen, daß es das Tableau viermal herausrief.

Wien. Von den für Kunstzwecke, Reisestipendien, Bestellungen und Unterstützung in das diesjährige Budget des ungarischen Cultus- und Unterrichtsministers eingestellten 15,000 fl. und von den Ueberschüssen des gleichen Postens für 1868 hat der Cultus- und Unterrichtsminister u. A. folgende Beiträge bewilligt: dem Componisten Cornel Abrányi als Unterstützung zur Verfassung eines ungarischen allgemeinen Handbuchs für Musikwissenschaften 800 fl.; dem Compositeur Karl Goldmark zur Vollendung seiner großen Oper „Sacuntala" 800 fl.; und dem zehnjährigen Clavierspieler Joseph Hiray zur Unterstützung 200 fl.

Wien. In der Ausschußsitzung des Pokornyschen Concurses wurde die Pachtung des Theaters an der Wien vom Ablaufe der Strampferschen Pachtperiode Ende Mai 1870 an Frl. Marie Geistinger und den Theatersekretär Hrn Steiner übertragen, und stehen die Letzteren gegenwärtig mit Hrn. Direktor Strampfer wegen einer früheren Uebernahme des Pachtes des Theaters an der Wien und wegen Ankauf des dem Herrn Direktor Strampfer gehörigen Fundus in Unterhandlung. Wie verlautet, ist Herr Direktor Strampfer geneigt, das Theater an die genannten Bewerber, vom 1. August d. J. angefangen, abzutreten.

Digitized by Google

Vermischtes.

Wenn wir die Namensregister der Theateralmanache durchblättern, ergeben sich zufällig nicht uninteressante Zusammenstellungen. So finden wir aus der biblischen Geschichte 1 Adam, 1 Abel, 1 Paradies, 7 Engel, darunter sogar einen Direktor; aus kirchlichen Kreisen 2 Aebte, 1 Bischof, 1 Sonntag; aus dem Thierreich 1 Adler, 15 Haasen, 13 Hähne (darunter auch Frau und Frls. Hahn) 10 Hirsche, 3 Hummeln, 1 Krebs, 6 Löwen, 19 Wölfe, 1 Taube und 1 Taubert. Aus dem Bergwesen finden wir 3 Bergmänner, 1 Goldstaub, 9 Steine Aus dem Kriegsleben 1 Blücher (allerdings nur eine Tänzerin dieses Namens.) 4 Degen, 5 Helden, 1 Hauptmann. Demuth ist nur einmal vorhanden (ein Frl. Demuth in Hamburg.) Fischer giebt es 31, Förster 3, Gärtner 13, Jäger 11, Schäfer 9, 1 Winzer, 3 Wirthe, 2 Schlosser, 19 Richter, 8 Kaufmänner, 7 Köche, 4 Kaiser und 12 Könige. Streit giebt es sonderbarer Weise nur 2 Mal. Goethe und Schiller sind ebenfalls vertreten, ersterer durch Frl. Goethe und letzterer 3 Mal. Wieland hat 2 Namensvettern „Stolz" und „Kummer" findet man in der Theaterwelt sonderbarer Weise nur einmal. 1 Winzer, dito 1 Weinberg und 1 Weingarten fehlen auch nicht. (Allg. Th.-Chr.)

Nach einer vom Jounal „Le Peuple" gegebenen Statistik besitzt Europa 1,480 Theater. Dieselben vertheilen sich folgendermassen: Frankreich 337, Italien 298, Spanien 168, England 159, Oesterreich 152, Deutschland 191, (davon kommen auf Preußen 76), Rußland 34, Belgien 34, Holland 23; der Rest vertheilt sich auf die anderen Länder.

Die Berliner geographische Gesellschaft, deren erstes und ältestes Ehrenmitglied Alexander von Humboldt war, der entweder selbst — in der Regel bei den Stiftungsfesten der Gesellschaft — oder durch seinen Freund Karl Ritter, in diesem Kreise zuerst seine für die Erdkunde interessanten, neuen Beobachtungen veröffentlichte, hat den Beschluß gefaßt, den hundertjährigen Humboldstag, den 14 September d. J., durch eine solenne öffentliche Sitzung zu feiern, an welcher durch Deputationen Theil zu nehmen, sie Einladungen an alle anderen geographischen Gesellschaften Deutschlands erlassen hat, und der auch wahrscheinlich die zahlreichen naturwissenschaftlichen Vereine von Berlin sich anschließen werden.

Drei kleine Bilder von Karl Spitzeg sind für die Weise dieses Meisters kennzeichnend. Zwei versetzen uns ins Gebirge, und zwar das erste auf die Spitze eines Berges, von dem wir über eine weite Landschaft hinausblicken, die in der wohlthuendsten sonntäglichen Ruhe vor uns daliegt Auf dem zweiten Bilde klettert eine elegante Gesellschaft, von einem Aelpler geführt, auf schmalem Pfade einen Berg hinan. Es sind prosaische Naturen, die für die landschaftliche Schönheit schwärmen müssen, weil es Mode ist. Das dritte Bild zeigt die enge Gasse eines kleinen Ortes und die Schaarwache, die für dessen nächtliche Sicherheit zu hasten hat und ihre Aufgabe so ernst nimmt, daß sie trotz des hellen Mondscheins eine Laterne mitgenommen hat. (Eur.)

Bei der Concurrenz des böhmischen Nationaltheaters in Prag, an der sich Sacré, Chef-Maschinist der großen Oper in Paris, ein bedeutender englischer Bühnentechniker. Kerkhoven, Maschinist aus Braunschweig (Erbauer der Bühne des neuen Leipziger Theaters) und Karl Brand, Maschinist des Hoftheaters in Darmstadt, betheiligten, hat Letzterer den Sieg über seinen französischen, englischen und deutschen Collegen davongetragen, indem seine Pläne, nach einem neuen System (nach welchem Brand in diesem Augenblick die Münchener Hofbühne umbaut), als die besten erkannt und dem Darmstädter Maschinisten somit die Arbeiten übertragen wurden.

Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ist kürzlich der erste Band eines Werkes: „Aus Schellings Leben, in Briefen" erschienen, herausgegeben von dem Professor der Theologie zu Erlangen, Herrn Plitt. Derselbe enthält eine kurze Schilderung des Lebens des Philosophen von seiner Geburt bis zu seiner Uebersiedelung von Jena nach Würzburg, und Briefe an seine Eltern, an Hegel, an Steffens, Eschenmayer, Windischmann und die beiden Schlegel, auch Briefe des Letzteren und einzelne Goethes und Schillers an Schelling.

Das Comité für das Arndt-Denkmal in Bonn hat den dabei erübrigten Betrag von 1000 Thlrn. zu einem andern Erinnerungszeichen an den großen Mann bestimmt, das ihm in seiner Heimath, auf der Insel Rügen, woselbst Arndt 1769 in Gr.-Schoritz geboren ist, errichtet werden soll. Man hat dazu den Berg Rugard bei Bergen ausersehen, welcher 340 Fuß hoch ist und eine herrliche Uebersicht über die ganze Insel bietet. Es ist bereits daselbst ein Comité für die Errichtung dieses Denkmals zusammengetreten, welches ein Projekt entwerfen und weitere Beiträge bei den Landsleuten des Dichters sammeln wird.

Die neue billige Auflage der commentirten Shakespeare-Ausgabe von Delius (Elberfeld, bei Friderichs) ist in raschem Erscheinen begriffen. Die eben ausgegebenen Lieferungen 15 und 16 enthalten „König Johann" und „Richard II."

Digitized by Google

Unter Redaction des Cav. Dr. Wald. L. Ferrua wird bei D. Giovanni in Asti ein neues italienisches Journal unter dem Titel: „Annali di scienze" in monatlichen Heften von circa 8 Bogen in 8. erscheinen, deren Inhalt sich auf alle Wissenschaften erstrecken und dem monatlich auch ein „Bolletino Letterario-Bibliografico" beigegeben wird.

Der deutsche Journalistentag ist für dieses Jahr von dem derzeitigen Vororte Berlin nach Wien einberufen worden, wo vom 24. bis 26. Juli die Berathungen stattfinden sollen. Als Gegenstände der Tagesordnung sind in dem Einladungsschreiben bezeichnet: Bericht des Prof. Dr. Biedermann aus Leipzig „über das geistige Eigenthum" mit Bezug auf Zeitungen und Zeitschriften; des Dr. Elben aus Stuttgart „über Inseraten-Bureaus"; des Dr. Stolp aus Berlin „über Altersversorgung der Journalisten"; des Dr. Guido Weiß aus Berlin „über Preßverfolgungen". Zur Theilnahme am Journalistentage sind bekanntlich die Redakteure, Mitarbeiter, Herausgeber und Verleger von Zeitschriften berechtigt und Anmeldungen an Heinrich Steinitz, Redakteur der Volkszeitung in Berlin, zu richten.

In London fand am 22. Juni eine Versammlung unter dem Vorsitz des Prinzen von Wales statt, welche die Errichtung eines Denkmals für den Naturforscher Faraday beschloß und die Mittel durch öffentliche Sammlungen aufbringen will.

Die schriftstellernden Frauen scheinen sich mit der Abfassung von Gedichten, Novellen und Dramen nicht mehr begnügen zu wollen. Soeben ist der erste Band einer „Geschichte der deutschen Literatur" ausgegeben worden, deren Verfasserin Clotilde v. d. Horst ist. Dr. A. Vilmar hat seinerzeit das Werk im Manuscript gelesen und empfohlen.

Julius Rosens neuestes Lustspiel: „Des Nächsten Hausfrau" ist am Hoftheater in Berlin zur Aufführung angenommen worden.

Albert Lindner, der Dichter von „Brutus und Collatinus", hat ein zweiaktiges Lustspiel „Puck in Briefen", vollendet. Lindner hat bekanntlich bereits vor einiger Zeit das Gebiet der Komödie mit einem Goethe-Stücke, „Der Hund des Aubry", in vielversprechender Weise betreten.

Frhr. v. Hübner, der ehemalige österreichische Botschafter in Rom und Paris, legt soeben die letzte Hand an eine umfassende historische Arbeit über den Papst Sixtus V., welche demnächst bei Amyot in Paris in französischer Sprache erscheinen und eine große Anzahl bisher unbekannter, den Archiven des Vatikans, von Wien, Venedig u. s. w. entlehnter Urkunden enthalten soll.

Im Dresdener Hoftheater sind die Eintrittspreise abermals um fünf Neugroschen erhöht worden und soll sogar eine weitere Steigerung in nicht zu langer Zeit in Aussicht genommen sein. Auch hat die Intendanz des k. Hoftheaters den Eintritt nach Beginn der Vorstellung von jetzt ab untersagt und verfügt, daß zu spät Kommende den Abschluß abzuwarten haben. (Eine nachahmenswerthe Einrichtung.)

Die zahlreichen Freunde und Verehrer des vor mehreren Jahren in Erlangen verstorbenen berühmten Philologen Fr. Nägelsbach wird es interessiren, zu vernehmen, daß ein Bild dieses Gelehrten, in Stahlstich, Quartformat, von Barfuß in München, im Verlag von Deichert in Erlangen erschienen ist. (Preis 36 kr.) Dies Bild ist um so willkommener, als bisher von Nägelsbach nur zwei Photographien, beide nur halbgelungen, (nebst einer Nachbildung der einen in Teubners Philologenbildern) existirten, während nun Barfuß, der den Verstorbenen persönlich gekannt hat, das Richtige in beiden Photographien combinirt und so ein vollkommen gelungenes Bild geliefert hat.

Notizen.

In Elbing starb am 20 d. M. der Musikdirektor Herr Döring im 69. Lebensjahre Er gehörte zu den fleißigsten und kenntnißreichsten Musikforschern Deutschland. Döring arbeitete unermüdlich, er scheute nicht langwierige Forschungen, weite Reisen und schwierige Untersuchungen, um das Gebiet der Musikkunde in bestimmten Specialitäten zu bereichern. Die Früchte seiner Thätigkeit, seine Choralkunde, der Anfang einer Geschichte der Musik in Preußen, verschiedene Monographien und besondere Abhandlungen sind von kompetenten Fachgenossen als wesentliche Bereicherungen der musikalischen Literatur anerkannt worden; sein Nachlaß enthält noch eine Menge fleißig gesammeltes, zur selbstständigen Verwerthung geordnetes Material.

Die längere Krankheit des musikalischen Beirathes der Direction des Hofoperntheaters, Herrn Musikdirektors Esser, hat den Plan einer Verstärkung der artistischen Leitung des Instituts zur Reife gebracht. Herr Herbeck ist unter Belassung in seiner Stellung als Hofkapellmeister zur

Digitized by Google

Theilnahme an der Leitung der musikalischen Angelegenheiten der Hofoper berufen worden, und zwar provisorisch auf die Dauer eines Jahres. Die näheren Vorschläge über seine Stellung und Aufgabe wurden in Berathungen entworfen, an denen der Generalintendant Freiherr von Münch, der Direktor von Dingelstedt und Herr Herbeck selbst theilgenommen haben. Die Angelegenheit liegt nunmehr dem Kaiser zur Beschlußfassung vor.

Wiener Blätter melden, daß Schaufert dem Theater an der Wien ein Lustspiel: „Der Geisbock vom Lambrecht" für die nächste Saison zur Aufführung überlassen habe.

Abd-el-Kader wir jetzt unter die Liederdichter gerechnet, da er der Verfasser des bei seinen Landsleuten sehr verbreiteten Liedes „Tlemcen", sodann einer liebesklagenden Romanze und eines „Wüstenliedes" sein soll, welche Letztere er selbst kürzlich an den General Daumas schickte.

Professor Rudorff (seit mehreren Jahren am Kölner Conservatorium) wird diesen Herbst einem Rufe nach Berlin folgen, wo er an der Seite Joachims und Stockhausens als Lehrer an den zu errichtenden Musikklassen bei der Königlichen Akademie angestellt worden ist.

Richard Wagner hat sich als Mitglied der Gesellschaft der französischen Dramatiker und Compositeure eintragen lassen, wodurch ihm der Bezug der Tantièmen von den Aufführungen seiner Opern gesichert ist. Pasdeloup gedenkt derer mehrere im Laufe des nächsten Winters vorzuführen.

Von Th. Benfey erschien eine „Geschichte der Sprachwissenschaft und orient. Philologie im 19. Jahrhundert", als 8. Bd. der „Geschichte der Wissenschaft in Deutschland", (München, Literar.-artist. Anstalt.)

Literarischer Anzeiger.

A. Kunstwissenschaftliche Literatur.

Buchwald, O., Kleine Bausteine. Aesthetische Abhandlungen. (Leipzig, Matthes.) — Dichtungen transkaukasischer Sänger des 18. und 19. Jahrh., in adserbeidshanischer Mundart, gesammelt von A. Bergé. (Leipzig, List & Fr.) — **Dümichen,** J, Resultate der auf Befehl Sr. Maj. des Königs Wilhelm I. von Preußen im Sommer 1868 nach Aegypten entsendeten archäologisch-photograph. Expedition. 1. Thl. Mit 57 lith. Taff. Fol. Berlin, A. Dunker.) — **Schucht,** J., Meyerbeers Leben und Bildungsgang, seine Stellung als Operncomponist im Vergleich zu den Tondichtern der Neuzeit, nebst noch ungedruckten Briefen Meyerbeers. Leipzig, Matthes.) — **Schucht,** J., Wegweiser in die Tonkunst. (Ebend.) — **Desnoiresterres,** G., Voltaire et la société française au XVIII. siècle. Voltaire à la cour. (Paris, Didier & Co.) — **Laur,** Dr. E., Malherbe. Literarhistorische Skizze. (Heidelberg, C. Winter.) — **Schletterer,** H. M., Geschichte der geistlichen Dichtung und kirchlichen Tonkunst in ihrem Zusammenhange mit der politischen und socialen Entwickelung insbesonders des deutschen Volkes. 1. Bd. (Hannover, Rümpler) — **Humbert,** C., Molière, Shakspeare und die deutsche Kritik (Leipzig, Teubner.) — **Hagen,** A., Acht Jahre aus dem Leben Michael Angelo Bonarrotis, nach Berichten von G. Vasari. (Berlin, Guttentag.) — **v Lützow,** C. F. A, Münchener Antiken. 7. [letzte] Liefg. Fol. (München, Merhoff.)

B. Belletristische Literatur.

v. Dincklage, E., Tolle Geschichten. Ein norddeutscher Roman. 2 Bde (Leipzig, Schlicke.) — **Steffens,** A., Ein Wechsel. Roman. 2 Bde. (Leipzig, Günther.) — **Wehl,** F., Am sausenden Webstuhl der Zeit. (Leipzig, Matthes.) — **Emilius,** H., Lucia. Erzählung aus der italienischen Geschichte des letzten Jahrzehnts. 2 Bde. (Leipzig, Grunow.) — **Lingg,** H. vaterländische Balladen und Gesänge. (München, Lentner) — **Sully-Prudhomme,** les solitudes. poésies. (Paris, Lemerre.) — **Stahr,** A., und F. **Lewald,** ein Winter in Rom. (Berlin, Guttentag.) — **Stahr,** A., Ein Stück Leben. (Berlin, Guttentag.) — **Brachvogel,** A. E. Die Grafen Barfus. Historischer Roman. 4. Bde. Leipzig, (Dürr'sche Buchh.) **v. Winterfeld,** A., Fanatiker der Ruhe. Komischer Roman. 4 Bde. (Ebend.)

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869. Nr. 30.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren A. Weigel in Leipzig u. J. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 23. Juli.

Inhalt: Neue Sonette von Herman Lingg. — Shakespeare-Studien. I. Ophelia; von A. Teichlein. (Forts.) — Zwischen Lippe und Becher, Novelle von Theodor Reinwald. (Forts.) — Theodor Horschelt. — An Frau Toutlewonde in Berlin, von Paul Heyse. (Schluß.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen. — Literarischer Anzeiger.

Neue Sonette von Herman Lingg *).

I.

Still lächelnd sitzt die Sphinx der Weltgeschichte
Am Thor der Zukunft, und sie gibt den Thronen
Ihr Räthsel auf, und über Nationen
Am Strom der Zeiten sitzt sie zu Gerichte.

Ringsum liegt Todtenbein und Trümmerschichte;
Doch wenn sie hebt den Schleier nach Aeonen,
Dann sieht man erst, daß sie gewollt nur schonen,
Und daß sie stets bedacht war, wie sie schlichte.

Sie hat verletztes Recht mit edlem Grimme
Zu strafen stets gewußt, und stets gewacht,
Damit der Rachefunke nicht verglimme.

Sie sprach auch einst, nachdem sie lang gelacht,
Voll Löwenzorns aus Dantons Donnerstimme
Dein Sturmgeheul — Bartholomäusnacht.

*) Obige Sonette unseres berühmten Dichters zählen zu seinen neuesten, noch ungedruckten Productionen. Die Tiefe der Gedanken und die Prägnanz des Ausdrucks lassen es wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn wir von unserem sonstigen Princip, in den Propyläen von der Aufnahme lyrischer Beiträge abzusehen, diesmal eine Ausnahme machen und uns glücklich schätzen, diese schönen Dichtungen, in denen die ächte Lingg'sche Kraft waltet, zuerst publiziren zu dürfen. Die Redaction.

Digitized by Google

II.

Wind, Wolke, Lichtstrahl, ziehn die alte Reise
Um unsern Erdball, thürmen Nacht und Wogen,
Versenken Schiffe, wölben Regenbogen —
Das alte Schauspiel, stets in neuer Weise:

Die Monde wiederholen ihre Kreise,
Die Schaar der Vögel kommt ins Jahr geflogen,
Geschlecht kommt um Geschlecht herangezogen,
Es wird zum Mann das Kind, der Mann zum Greise.

Wir sehn, wie bis hinauf zum Glanz der Kronen
Das Unglück dringt, wie Schuld und Noth und Schande,
Pest, Krieg und Feuer nirgends ruhn nnd schonen;

Was klagst Du, wenn Du nicht gleich alle Bande
Zerbrechen kannst, um wie ein Gott zu thronen?
Auf! rüste Dich zu größrem Widerstande!

III.

Geh nur, so wie du stets vorbeigegangen,
Vorbei an mir, o Glück, wenn Gold und Ehre
Dein Schoos enthielt; mein Wahlspruch heißt: „Entbehre,
Entsage jedem irdischen Verlangen!"

Zwar hab' ich stets mit Dankgefühl empfangen,
Gab mir das Schicksal eine weise Lehre,
Auch wenn ein Honigtropfen in die Leere
Der Tage fiel, die nur ein Klaglied sangen.

Weht nur in unsern Frühling, rauhe Winde,
Kein Schneefall soll mich in dem Glauben stören,
Als ob auch die Natur mit uns empfinde!

Ich könnte nicht der Lerche Jubel hören
In meinem Mißmuth, und das wonneblinde
Geschlecht der Blumen müßte mich empören.

IV.

Obwohl erdrückt beinah vom Seelenschmerze,
Obwohl allein und auf dem schlimmsten Pfade,
Doch sucht' ich nicht bei Menschenherzen Gnade,
Ich wußte wohl, ich schlüge nur an Erze.

Ich höhnte meines Grams, ich schwang im Scherze
Das volle Glas und pries auch alles Fade,
Und Mancher sprach: „Dies Licht brennt schön gerade,"
Und doch war's uns das Licht der Leichenkerze. —

Das Wort des Lebens schließt mit trüber Endung,
Zum schwarzen Stein inmitten einer Wüste
Zieht jedes Strebens gottbeseelte Sendung.

Beglückt, wer glaubensfroh sein Mekka grüßte,
Wer sich verzehrt in seliger Verschwendung,
Wer nie mit Hohn sein kühnstes Wollen büßte.

Digitized by Google

V.

Was zu erleben wäre wohl das Beste?
Einherzuziehn auf stolzem Siegeswagen,
Nachdem man einen stolzen Feind geschlagen,
Der unsrer Freiheit bestes Blut erpreßte?

Trophäen, Siegsgepräng' und Siegesfeste?
Doch wenn ich müßte deßhalb dir entsagen,
Wie dann? — Ich will die kleine Schwalbe fragen,
Die so vergnüglich lebt im kleinen Neste.

Wie eng ist unser Dasein, unser Wille
Hat nur die Wahl, in hohem Stolz entweder
Sein Glück zu suchen, oder in der Stille!

Wer mit dem Degen, wer mit Wort und Feder
Den Kampf führt, laß das Traumbild der Idylle,
Mit Blüthenschmuck prangt nicht zugleich die Ceder.

VI.

Der Frühling kommt, die alten Gräber gähnen,
Und hauchen Moder aus durch Veilchendüfte,
Was Land und See belebt und Meer und Lüfte,
Geht wieder aus auf Mord mit Krall' und Zähnen.

Der Raubthier' größtes, furchtbar wie Hyänen,
Der Mensch, erschließt die ungeheuren Grüfte,
Die sein Geschlecht grub, und durchspäht die Klüfte
Der Geisterwelt, stets voll von schlauen Plänen.

Verschlingend dringt er bis zum letzten Kerne
Der Dinge, die er gerne möcht' ergründen,
Er würgt dich, Liebe, tödtet in die Ferne,

Gedanken, seine stärkste Waffe, zünden;
Sein Sehnen geht bis an die höchsten Sterne,
Den Abgrund aber füllt er aus mit Sünden.

VII.

Die Welt wird immer uns die Lehre geben,
Es werde Geist und Muth nur dann geachtet,
Wenn auch dazu die rechte Sitte trachtet,
Und einen schönen Einklang gibt dem Leben.

Dagegen hilft kein Ringen und kein Streben,
Wo sie verdammt, bleibt jede That umnachtet;
Es bannt, indem das stolze Herz verschmachtet,
Das Urtheil, Niemand wagt es aufzuheben.

Das Beste wird ein übler Ruf verschlechtern,
Doch Recht hat nie die Mitwelt, wahre Richter
Entstehen erst in kommenden Geschlechtern.

Die Schatten fliehn, sie werden licht und lichter,
Verschwindend vor den Augen der Gerechtern,
Und rein steht vor der Nachwelt Held und Dichter.

Digitized by Google

VIII.

Die Gunst der Welt ist launisch und vermessen,
Und wen sie bis zum Himmel hob noch heute,
Den läßt sie morgen bittrer Schmach zur Beute,
Denn immer hat der Neid ihr Ohr besessen.

O, wer dahin ist, der ist schnell vergessen,
Und ob er Weihrauch oder Saaten streute!
Du hörst gar bald Dein eignes Grabgeläute,
Wenn Dir kein Herzblut ist mehr auszupressen.

Als Andern noch die Gunst den Kranz geschwungen,
Wie haben da verlockt mich ihre Winke,
Und wie bezaubert ihre Huldigungen!

Seitdem es mir gilt, weg sind Schmuck und Schminke,
Mich friert nur, hör' ich wo mein Lob gesungen,
Und lachen muß ich, wenn es heißt: ich sinke.

(Schluß folgt.)

Shakespeare-Studien.

I.

Ophelia.

Von A. Teichlein.

(Fortsetzung.)

Dritter Act.

Wir treten in den königlichen Palast. Alles ist eingeleitet; Ophelia ist bereits zugegen, Hamlet heimlich bestellt in die Gallerie. Ophelia ist allein auf der Scene; wir haben Muße, zu beobachten, was in ihr vorgehen mag. Um uns hierin nicht zu täuschen, ist vor Allem nöthig, sich zu erinnern, daß weder in des Königs noch in Polonius Worten irgend eine Andeutung enthalten ist, welche Ophelia eine Richtschnur ihres Verhaltens gegen Hamlet bei der bevorstehenden Unterredung vorzeichnete. „Nur die Zusammenkunft ist verabredet, nicht die Rolle, welche sie ihm gegenüber spielen soll. Sie ist also in dem Haupttheil ihrer Aufgabe, in ihrem Reden und Handeln völlig frei."

Der Dichter fühlte, daß diese gefährliche Situation ihren Charakter bis zur Zweideutigkeit herabdrücken konnte, wenn er sie zu sehr dem Scheine bloß stellte, als ließe sie sich ohne Widerstreben zum Werkzeug der Hofkabale gegen ihren unglücklichen Geliebten gebrauchen; deßhalb hat er sie gerade hier mit mehr „Selbständigkeit" ausgerüstet, als sie sonst irgendwo an den Tag legt. — Im Gefühle dieser ungewohnten Selbständigkeit sehen wir sie in banger Erwartung sich unstät in der Gallerie umhertreiben, bewegt ihren Hamlet wiederzusehen, bewegt ihn so wieder zu sehen, beängstigt von Furcht vor einer Scene, wie die schreckliche, da er sie das letzte Mal in ihrem Gemache überrascht. — Es ist daher ein arger Mißgriff, wenn Ophelia sitzend und mit einem offenen Buch in der Hand, Hamlets Auftreten erwartet, und so verharrt, bis er sich am Schluß seines Monologs an sie wendet, — ein arger Mißgriff, nicht bloß, weil es ein Verstoß gegen des Polonius ausdrückliche Worte ist: „Geht hier umher, Ophelia," — sondern ein Verstoß gegen den Seelenzustand Ophelias selbst, welche durch eine solche Anordnung dem wohlbegründeten Willen des Dichters gerade zuwider, viel zu sehr als die Puppe der Horcher erscheint, und alles Spielraums beraubt wird, die Mannigfaltigkeit und Erregung ihrer eigenen Gedanken und Gefühle auszudrücken. Selbst der Schein des Zufälligen, den ihr Hiersein haben soll, wird auf diese Weise beeinträchtigt; ja nicht einmal die Wahrscheinlichkeit, daß Hamlet sie erst nach seinem Monolog gewahr wird, kann sie bewahren, da sie, an den Stuhl gebannt, sich nicht nach Umständen zurückziehen kann. Ihr kindlicher Gehorsam, vorausgesetzt, daß dieser sie an dem angewiesenen Orte zurückhält, wird in keinem Falle

Digitized by Google

ſoweit gehen, daß ſie in ihrer tiefen Gemüthsbewegung ſich wirklich viel mit dem Buch beſchäftigt, weil der Vater ihr darin zu leſen befahl, „daß ſolcher Uebung Schein die Einſamkeit bemäntle." Indeß ſcheint es überhaupt gar nicht ihr Gehorſam zu ſein, der ſie in dieſes gezwungene Zuſammentreffen einwilligen ließ, vielmehr mag die Intrigue des Vaters nur ihren Wünſchen entgegenkommen, den Geliebten wiederzuſehen, zu ſprechen.

„Wie geht es Euch, mein Prinz, ſeit ſo viel Tagen?" ſind ihre erſten Worte an ihn, d. h. ſeit ſo viel Tagen, daß ſie ihn nicht geſehn! Iſt ſie nicht ein liebendes Mädchen, und macht Trennung ihrem Herzen nicht ſoviel Tage zu ſoviel Monden? Sie bedurfte alſo des kindlichen Gehorſams nicht, um die Gelegenheit des Wiederſehens zu ergreifen, werde daraus was will. Es liegt ferner noch etwas Anderes in dieſen Worten, nämlich ein ſtiller Vorwurf für Hamlet, der ſich ſeit ſoviel Tagen nicht um ſie bemüht. Hatte ſie ihm auch gezwungen ihre Gemächer verſchloſſen, konnte ſeine Liebe dieſe Schranken der Convention nicht einreißen? — That er es doch einmal ſchon durch den entſetzlichen Morgenbeſuch, als er in einer für ſie unerklärlichen Zerrüttung kam, wie es ſchien, ſchweigenden Abſchied zu nehmen.

Mußte ſie ſeither nicht mit dem Vater fürchten, daß ſie ſelbſt ihn dahin getrieben, — und doch wieder mußte denn ihre ſcheinbare Zurückhaltung ihn gleich zur Entſagung treiben, — mußte er nicht erſt nach Gründen forſchen, Hinderniſſe hinwegräumen, wenn er ſie wirklich liebte? — — Sie fühlt ſich gekränkt von ihm, und fürchtet, ihn gekränkt zu haben; in dieſer zwieſpältigen Bedrängniß will ſie Licht, ſie will gewinnen oder verlieren. In ſolcher Lage wird das weiblichſte Herz männlicher Entſchloſſenheit, thatkräftigen Handelns fähig. Darum iſt ihr dieſe Zuſammenkunft ſo willkommen, daher der Aufſchwung ihrer Selbſtändigkeit.

Aber ganz ihrer Natur gemäß kann er nicht weit tragen, dieſer Aufſchwung; er erreicht nur eine beſcheidene Höhe. — Was will ſie ihm ſagen. Was thun? Was arbeitet ſo gewaltig in ihr, daß ihr vor Herzpochen faſt das Wort verſagt?

„Mein Prinz, ich hab' von Euch noch Angedenken,
Die ich ſchon längſt begehrt zurückzugeben;
Ich bitt' Euch, nehmt ſie jetzo",

ſpricht ſie, und auf ſein ſeltſames Verneinen fährt ſie fort:

„Mein theurer Prinz, Ihr wißt gar wohl, Ihr thatet's,
Und Worte ſüßen Hauchs dabei, die reicher
Die Dinge machten. Da ihr Duft dahin,
Nehmt dieß zurück: dem edleren Gemüthe
Verarmt die Gabe mit des Gebers Güte."

Das alſo war ihr geheimer Zweck, um deſſen willen ſie ſo bereitwillig den Zwecken des Vaters zu dienen ſchien. Luft machen wollte ſich dieſes gepreßte Herz, ein Aeußerſtes wagen! Aecht mädchenhaft glaubt ſie einen gewaltigen Streich zu führen mit der Rückgabe dieſer Geſchenke. Sie will ihn und ſich glauben machen, ſie könne, ſie wolle mit dieſen äußeren Zeichen ihrer Liebe das Andenken ihrer Liebe ſelbſt ablegen; — im Stillen aber hofft ihr Herz durch dieſen in ihren Augen ſo entſcheidenden Schritt einen Eindruck hervorzubringen, der zu Erklärungen, zur Wiederherſtellung des alten Verhältniſſes, — zur Wiederherſtellung des Geliebten führen könne.

Und welche Wirkung hat ſie nun bei Hamlet hervorgerufen?

„Ha, ha! ſeid Ihr tugendhaft?" läßt er ſie mit bitterem Lachen an. — Um dieſen Ton oder vielmehr dieſen Mißton zu verſtehen, müſſen wir einen Schritt zurückkehren, zu dem Monolog, mit dem er auftritt.

Alle die Zuſtände, welche aus ſeiner Natur an ſich und aus dem Kampf ſeiner Natur mit der ihm aufgedrungenen Lebensaufgabe fließen, und die wir im zweiten Act an ſeiner Umgebung ſich entwickelt und ſteigern ſahen, — jene Weltverachtung und ſeine Selbſtverachtung — finden ihren Geſammtausdruck in dieſem berühmten Monolog (Sein oder Nichtſein), in welchem, wie auch Gervinus anerkennt, „dieſer Charakter auf ſeiner Spitze ſteht."

Von dieſer eiſigen Höhe herab, wo er ſchwindelnd die ganze Untiefe ſeines Looſes überſchaut, aus einem Gedankenkreis, der ſo himmelweit abliegt von Liebe, die ja

Digitized by Google

ohnehin, wie wir sehen, nur eine Nebensache seines Lebens ist, — führt ihn der Dichter plötzlich vor Ophelia. Unvorbereitet auf dieses Zusammentreffen kam er her, versunken in sich und sein Elend, ergießt er seine Seele in jenem Selbstgespräch, — plötzlich hält er inne. — „Stille!" ruft er; — ein Geräusch, eine unwillkürliche Bewegung des Jammers der „reizenden Ophelia," die aus der Ferne sein Elend in seinen Geberden las (vielleicht der Fall des Buches, das ihren Händen entgleitet) — bringt ihn zu sich selbst, und die Worte, mit denen er sich jetzt an sie wendet: „Nymphe, schließ' in Dein Gebet all' meine Sünden ein!" sind ebensosehr der volle Ausdruck seiner gegenwärtigen Stimmung, als seines Verhältnisses zu Ophelia überhaupt. Wie sie ihm sonst oft als heiteres, klares Sternbild täglich zwischen den schweren Wolkenzügen seiner inneren Nacht erschienen, so erscheint sie ihm jetzt wieder, nur reiner und leuchtender, denn er steht vor ihr im Gefühle der tiefsten Selbsterniedrigung. Vom Selbstmorde nur zurückgescheucht durch die Feigheit des Gewissens, wirft er sich gleichsam vor der Unschuld in den Staub, und blickt an ihr hinauf, wie nach einer Heiligen, die all' seine Sünden sühnen könnte.

Ihm gegenüber steht Ophelia ebenfalls, nur in ganz anderm Sinn auf ihrer Spitze. Er auf der Spitze seines Charakters, sie auf dem Gipfel ihrer Action; er im Bewußtsein der moralischen Lähmung der Thatkraft, welche „des Entschlusses ächte Farbe mit des Gedankens Blässe überkränkelt, und Unternehmungen voll Kern und Größe aus der Bahn gelenkt"; — sie, gerade lossteuernd auf ihre kleine mädchenhafte Unternehmung, auf der höchsten ihr möglichen Stufe stelbständigen Entschließens und Handelns. — Hamlet, gewonnen in der grenzenlosen Allgemeinheit seines Weltschmerzes, hat keinen Sinn mehr für den begrenzten, persönlichen Schmerz unglücklicher Liebe. — Wie sie ihm die Andenken hinreicht, antwortet er zerstreut: „Nein, ich nicht, ich gab Euch niemals was." Der rührende Staatsstreich ihres verletzten Herzens verfehlt seine Wirkung, und verlöscht überdieß den Nimbus, in dem sie ihm noch kurz vorher erschienen. Schon ist sie ihm nicht mehr die Heilige, deren Gebet er seine Sünden empfiehlt, — der Spruch des gesunden Hausverstandes, des guten Herzens: „dem edleren Gemüthe verarmt die Gabe mit des Gebers Güte", erscheint ihm trivial, und er erwidert ihn mit der höhnisch kalten Frage: „Seid Ihr tugendhaft?"

Damit schleudert er auch Ophelia von ihrer Höhe herab. Mit dem Fehlschlagen ihres Planes, ihrer Hoffnung, ist auch ihre Beredsamkeit dahin. Sie erwidert nur mehr in kurzen Sätzen, wie sie eben der gesunde Hausverstand, das gute Herz ihr eingibt. Die Verwirrung und Tiefe ihrer Empfindungen ist zwischen den Zeilen zu lesen, und es hängt von der Kunst der Darstellerin ab, dieselben nach den Tonarten zu moduliren, welche Hamlet anschlägt. — Was von seiner Seite noch folgt, sind nur Variationen jenes verstimmten Grundthemas, des Ekels, der Verbitterung, welche in schrillenden Sarkasmen anklingen, bald gegen seine Mutter, seinen Oheim und Polonius, bald gegen sich selbst geschleudert, — oder in schwermüthigen Klängen versummen in der oft und nachdrucksvoll wiederholten Mahnung an die Geliebte: „Geh in ein Kloster! Geh! und das schleunig! . . . in ein Kloster geh!"

In diesen letzten Worten sieht Gervinus nur „den ernsten Rath eines selbstsüchtig Liebenden, der die Geliebte in's Kloster schickt, da er sie einem Andern nicht gönnt und die Wege seiner Zukunft in hoffnungslosem Dunkel liegen sieht." Diese Ansicht finde ich geradezu abgeschmackt. Wenn wir auch „die schwerbegreifliche Mischung von höchster empfindsamer Gefühligkeit und kalter Hartherzigkeit" in Anschlag bringen wollen, welche der berühmte Erklärer Shakespeares seinem Hamlet „aus der Herzensgeschichte genialer Menschen, unbefestigter Seelen" leiht, will es doch scheinen, als ob mit obiger Deutung dem Egoismus des Prinzen zuviel aufgebürdet, seine „empfindsame Gefühligkeit" zu wenig bedacht würde. Legen wir die letztere in die Wagschale, scheint es dann nicht vielmehr, als hörten wir ihn gerade in diesem „ernsten Rathe" den letzten Rest seiner Liebe, seiner innigsten Theilnahme an Ophelias Schicksal ausathmen? Wohl sieht er die Wege seiner Zukunft im Dunkeln liegen, denn nur allzu deutlich steht das Verbrechen, das sein Vaterhaus verpestet, und seine Rächersendung ihm vor der Seele! Bei seinen wilden Tiraden gegen das Heirathen schwebt ihm deutlich genug die unselige Ehe seiner Mutter vor. Er ist voll des Abscheus gegen

Digitized by Google

diesen Hof, diese Welt; darum möchte er sie retten, fort von diesem Hof, aus dieser Welt in die stille Zuflucht eines Klosters.

„Dieß hohe Bild, die Züge blühnder Jugend
Durch Schwärmerei zerrüttet: weh' mir! wehe!
Daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe;"

sind die Worte, welche Ophelia dem Scheidenden nachruft.

Jetzt treten die Anstifter der Zusammenkunft wieder hervor, und mit ihnen die Frage nach dem Resultat derselben. Bei Ophelia selbst scheint der Eindruck, welchen sein erstes Erscheinen in diesem Zustand ihr zurückgelassen, sich nicht verändert, nur verstärkt zu haben. „Durch Schwärmerei zerrüttet", sagt sie (nicht etwa durch Liebesschwärmerei); sie mag zwar seine Zerrüttung immer noch auf ihre Liebe beziehen, aber auch die Ahnung von Gründen dieser Schwärmerei, die der Liebe fremd sind, hat sich in ihr befestigt. — Der König dagegen fängt an, ihn zu durchschauen. Nur Polonius in seiner beschränkten Rechthaberei bleibt dabei, „der Ursprung und Beginn von seinem Gram sei unerhörte Liebe." Wie er diese Unterredung ohne Rücksicht auf seine Tochter veranlaßte, so ist ihm auch der Erfolg für sie gleichgiltig, kaum daß er nach ihr frägt: „Nun Ophelia? Ihr braucht uns nicht zu melden, was der Prinz gesagt. Wir hörten Alles." Gleich wendet er sich von ihr wieder zum König, geschäftig mit neuen Vorschlägen nach altem Schnitt bei der Hand, Der hinterlistige Höfling kennt nichts, als behorchte Zusammenkünfte. Hamlets Mutter soll nach dem Schauspiel den Prinzen ersuchen, ganz allein sein Leid ihr kund zu thun, indeß er sich ins Gehör der Unterredung stellen will. Der König nimmt den Vorschlag an.

Während diese Ansichten ausgetauscht, diese Pläne geschmiedet werden, ergibt sich für Ophelia wieder eine der bewußten Scheinpausen, sowie auch dem Zusammentreffen mit Hamlet eine solche vorhergeht. Die außergewöhnliche Gemüthsverfassung, in welcher sie sowohl vor, als nach dem Zwiegespräch sich befindet, muß zum Ausdruck gelangen, sie wird also in beiden Fällen unmöglich allzu passiv sein dürfen, sondern durch ihr Benehmen, wie durch eine musikalische Introduction und Cadenz, einleitend und abschließend, die Darstellung dieser Scene zu runden suchen müssen.

Ueber die Introduction haben wir oben schon die nöthigen Andeutungen gegeben; die Schluß-Cadenz, den Sinn betreffend, genügen wenige Zeilen.

Wenn jetzt nach dem gescheiterten Unternehmen und dem Weheruf Ophelias die Weisheit eines Regisseurs ihrer Abspannung einen Stuhl bereit hält, statt vor dem Auftritt des Prinzen ihre Spannung ungeschickt zum Sitzen zu nöthigen, läßt sich dagegen nichts einwenden; insbesondere wenn er so gestellt wird, daß Ophelia, sich auf ihn niederlassend, unbemerkt von König und Vater, die sie ohnehin zu vergessen scheinen, ihrem stillen Schmerz nachhängend, ihre Ruhe wiedergewinnen könnte. Aus diesem in sich gekehrten Zustande erweckt sie die Anrede des Polonius, und jetzt blickt sie mit dem stummen Ausdruck einer tiefen, plastischen Melancholie nach dem Vater auf. So sehen wir nach dem Höhepunct ihrer Action ihre frühere Heiterkeit zu trüber Schwermuth herabgestimmt, und zugleich, ihrer Natur treu, eine Ruhe über sie ausgegossen, welche ihr die Kraft läßt, bald darauf bei dem Schauspiele in ihrer sittsamen Gelassenheit zu erscheinen.

In der folgenden Scene wirft Hamlet das Senkblei in des Königs Gewissen, er schreitet zur Aufführung des beziehungsvollen Zwischenspieles.

Wie Ophelias Mädchenseele bei der Rückgabe ihrer Liebesandenken auf dem Gipfel ihrer Action stand, so steht der speculative Schöngeist Hamlet auf dem der seinigen, indem er diese „geistreiche Rache"*) ausführt. Diese Schauspiel-Prüfung ist der einzige positive, freibestimmte Schritt, den er in seiner Sache macht.

Wie die Art von Hamlets und Ophelias Handlungen, erklärt sich auch die verschiedene Haltung im Augenblicke ihrer Thätigkeit aus den Grundzügen ihrer Naturen. Ophelias Thun war durch Empfindungen herbeigeführt, darum von der höchsten ihr möglichen, leidenschaftlichen Erregung begleitet; — Hamlets gegenwärtiges Unternehmen ist die überreife Gedankenfrucht seiner Ueberlegung; daher die größtmöglichste kalt-

*) Gervinus, III. Band, S. 274.

Digitized by Google

blütige Ruhe, welche ihn mit Befriedigung sein Thun genießen läßt. Dieses Behagen streckt ihn während des verhängnißvollen Schauspiels Angesichts des ganzen Hofes zu Ophelias Füßen hin und wandelt seine drückende Schwermuth für einen Augenblick in den leichtfertigsten Uebermuth, welcher in der schlüpfrigen Unterhaltung mit seiner verlassenen Geliebten sprudelt. Die lakonische Art, wie Ophelia diese Schlüpfrigkeiten beantwortet, wurde in der Einleitung zu ihrer Charakteristik benützt. Ihr unbedeutendes Gespräch jetzt auch aus ihrer Gemüthsstimmung zu erklären, sind wir ihr noch schuldig. Wir wissen, mit welcher Trübung die gute Seele aus jener Entsagungsscene hervorging; hat sie auch ihre Ruhe äußerlich wieder gewonnen, — stille Trauer umflort nun einmal ihr Inneres, und das gegenwärtige Benehmen dessen, „der sie einst geliebt," contrastirt zu scharf mit ihrer Stimmung, als daß sie nicht, aufs Bitterste gekränkt, in noch tiefere Wehmuth sich versenken müßte. So kömmt eine „schmerzliche Zerstreutheit" ihrer natürlichen Langmuth zu Hilfe; sie hört und sieht nur halb, was um sie vorgeht, also auch daher die stumpfen Antworten auf Hamlets spitze Reden. „Ihr seid schlimm, ich will das Stück anhören," damit wendet sie sich von ihm zum Schauspiel, aber ihre Bemerkungen darüber verrathen nur zu sehr ihre geringe Aufmerksamkeit. Es ist nur ein Vorwand, daß sie das Stück anhören will, um ihre wunde Seele nicht länger der schneidenden Zunge Hamlets preiszugeben, und ihren Gedanken und Empfindungen nachzuhängen.

Auch an die dunkle Ahnung geheimnißvoller Ursachen von des Prinzen Schwärmerei, welche wir Ophelia immer zugestanden, müssen wir aufs Neue erinnern; auch diese bösen Ahnungen mögen ihr wieder durch den irren Sinn ziehen, — und wunderbar, — sie ist die erste, welche die Folgen des wirkungsvollen Spieles wahrnimmt, die erste, die abermals aufgeschreckt aus ihren Träumen in unwillkürlichem Affect ausruft: „Der König steht auf!" — Bedeutsam hat Shakespeare mit diesen einfachen Worten, indem er sie gerade Ophelia in den Mund legte, die ahnungsvolle Unschuld zur ersten Verkünderin der Schuld gemacht, und sie erscheint in diesem Augenblicke wie ein Engel des Gerichts zwischen Hamlet und seinem Oheim." —

In Bestürzung verläßt der ganze Hof den Saal; die Verwirrung, welche „der blinde Feuerlärm," den das sinnbildliche Schauspiel anrichtet, ist ein Vorbild der tosenden Umwälzung am Ende der wirklichen Tragödie.

Darum wird es sinnvoll und von Wirkung sein, wenn Ophelia in diesem Wirrwarr von Hamlets Seite zu ihrem Vater flieht, und, scheu an seinen Arm geklammert, mit ihm die Scene verläßt. Es ist dadurch ein Mittel geboten, jetzt, da sie bis zur Wahnsinnscene unseren Blicken entzogen bleibt, noch einmal dem Zuschauer recht deutlich vor die Sinne zu stellen, daß dieser Vater die natürliche und einzige Stütze ihres Daseins ist, und so dem Gedanken Eingang zu verschaffen, daß sein Tod den Anstoß zu ihrem Wahnsinn gibt, in dem sie zu Grunde gehen muß, weil ihr im Sturme der wirklichen Umwälzung die Stütze fehlt, deren sie schon in der vorbildlichen Verwirrung so mädchenhaft ängstlich nicht entbehren konnte.

Hamlet hat jetzt Gewißheit; sein Oheim hat sich an ihn verrathen; seine Rache müßte nun den sicheren, raschen Stoß führen; auf dem Wege zu seiner Mutter trifft er den König, allein, mit seinem Gewissen im Gebete ringend: „Jetzt könnt' ich's thun, bequem, jetzt will ich's thun" — und thut es nicht. Mit der übergrausamen, weit hergeholten Ausflucht, daß es seiner Rache nicht genüge, „den Betenden gen Himmel zu senden, steckt er den halbgezogenen Degen wieder ein und geht zur Königin, wo er „nur Dolche reden, nicht Dolche brauchen will." Hier ist er wieder auf seinem Felde, und sein Angriff so heftig, daß die geängstigte Frau Mord fürchtet und Hilfe ruft. Dieser Hilferuf findet ein Echo hinter den Teppichen der Wand; Hamlet führt blindlings einen Stoß durch die Tapete auf die Ratte, die sich ins Gebör von Sohn und Mutter drängte, und zieht die Leiche des Polonius hervor. Weh Dir, „armes Kind!" — es fiel Ophelias Vater von Hamlets Hand.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zwischen Lippe und Becher.

Novelle von Theodor Reinwald.

(Fortsetzung).

X.

Holdselig Räthsel in Mädchengestalt!
Wer erklärt das Geheimniß der Allgewalt,
Die der fesselnde Blick Deiner klaren Augen,
Der Zauber Deiner süßlächelnden Miene übt? — —
K. von Salza.

In wenigen Tagen hatte die Natur eine gewaltige Verwandlung erfahren. Nach schweren, frostigen Nebeln, brach wieder siegreich die Sonne hervor, aber matter glänzte das Grün der Flächen, fahler sah der Wald in dem graulichen Stich seiner absterbenden Nadeln; aber purpurner und goldiger flatterte das Laub und leuchtend in Rubin hingen die Ranken des wilden Weines über die Mauerreste der alten Abtei. Ueber einen raschelnden Teppich herabgestreiften Ahorn- und Eichenblätter führte der Weg zu „Old-Abbey". Die ausgezahnten Mauern, malerisch, einsam, poetisch durch ihren Verfall nahmen sich in dieser Jahreszeit am reizendsten aus. Durch jedes spitzbogige Fenster schlang sich wuchernder Waldepheu, auf jeder Kante sproßten üppige Grasbüschel und kleine Bäumchen drängten sich muthig durch enge Ritzen. Wo der Schatten am tiefsten war, bedeckten dichte Kletterpflanzen den Boden, und wo die Sonne am längsten weilte, wiegten sich brennend rothe Beeren auf den Sträuchern.

Ein Theil der Säulengänge hatte der Zeit noch getrotzt. Sie standen so aufrecht und wohlerhalten, als sollten sie erst das fehlende Gewölbe auf ihren Kapitälen tragen, die noch reiche Ornamente wiesen.

Lothar verließ zum erstenmale wieder sein Zimmer und wanderte langsam der Abtei zu. Die Luft von jenem eigenthümlichen Zittern erfüllt, das späten, reinen Herbsttagen eigen ist, strich lind über seine Wangen und wie nach langer Entbehrung sog er sie ein, tief und kräftig aufathmend, eine neue, schmerzlich vermißte Fähigkeit! Von weitem schon vernahm er die frischen Stimmen der beiden kleinen Mädchen und dazwischen Isabels sanften Sprachton, als er näher kam. Sie saß mit ihren jungen Schwestern da, in der Glorie des Sonnenlichts, das in köstlichen Reflexen auf ihrem vollen blonden Haar spielte.

„Oh willkommen, Fürst Lothar!" rief sie ihm innig entgegen; „Wie freue ich mich, Sie wieder hier unten zu sehen. — Sind Sie jetzt wohler?"

Die einfache Frage war von dem anmuthigen Hinreichen der Hand begleitet, das die englischen Frauen so zuvorkommend erscheinen läßt, obwohl sie es im allgemeinen nicht sind. Lothar nahm wohlthuend berührt diese zarte, kleine Hand und begegnete dem lieblichen Aufschlag des Auges, der sie so reizend machte. Sie erschien als eine schüchterne Frauennatur, und doch war sie nicht schüchtern, nicht scheu, nur so leise und anmuthüberhaucht, gleichsam mit der Seele redend und blickend, und doch klang alles, was sie sagte, so frisch und klar.

Lothar begriff jetzt nicht, wie er ihr hatte zürnen können. Sie kam ihm heute so ganz außerhalb der gewöhnlichen Lebensansprüche vor, daß er sich unerhört anmaßend und eitel schalt, ob des Verlangens, sie in seinem Krankenzimmer sehen zu wollen. „Wie konnte ich sie nur eine Sekunde mit ihrer Schwester Georgine vergleichen" dachte er reuig.

Sie wiederholte ihre Frage dringender, wärmer, sah ihn dabei so mitleidsvoll und doch frohsinnig lächelnd an, daß ihm wieder die raschblütige Georgine mit ihrem metallisch klingenden Lachen einfiel und der Vortheil sich abermals auf Isabel's Seite neigte.

„Es ist nicht möglich; hier lange leidend zu sein, Lady Isabel," sagte er, den dargebotenen Sitz auf dem Bänkchen neben ihr annehmend; „Die Eindrücke, die ich täglich empfange, sind zu schmeichelnd für Sinn und Herz, und ich fühle es fast wie Beschämung, so viel Sorge in ihr Haus gebracht zu haben."

Digitized by Google

„Derlei Gedanken sind unerlaubt," erwiederte sie scherzend. „Arthur und wir Alle setzen einigen Stolz darein, Sie hier heimisch werden zu sehen, — vor Allem aber müssen Sie gesund werden! Nun, Dr. Wilson bürgt schon für Sie, und heute — glaube ich ihm!"

„Was aber Dr. Wilson nicht vermag, was in der Luft, die ich athme, in dem Einfluß der Umgebung liegt, Lady Isabel, das fühle ich heute zum erstenmale, — die Hoffnung auf Frieden!"

Er sah sie wirklich so vertrauend und zuversichtlich an, als könne der Friede nur von ihr allein kommen, und ihr Auge senkte sich, während sie halb träumerisch entgegnete: „Ich wollte, Sie täuschten sich nicht!"

Die beiden Mädchen benutzten die sekundenlange Pause, um wetteifernd ihrem neuen Freunde ihre Gunst zu beweisen. Blätter, um Kränze daraus zu fügen, Blumen, die seinen Hut zieren sollten, rothe Beerenbüschel, um sich Ohrgehänge und Armbänder zu machen, brachten sie herbei und er ließ sich geduldig in diesen Künsten unterweisen. Dann wurden sie gesprächig. Claire, die ältere, wollte von Deutschland erzählt haben, wo Arthur gewesen sei, wo Georgine „einen Mann" besitze „Bruder Arthur hat uns nur langweilige Dinge erzählt, die wir nicht verstehen und eine abscheuliche Landkarte im Schulzimmer aufhängt, die wie ein Farbenkasten aussieht!" sagte Claire ganz unzufrieden.

„Ich werde „Du" sagen," rief die jüngere Schwester Ida ermuthigt durch Lothar's Eingehen auf ihre Spiele. „Zwar bist Du ein Fürst und schon in einem Kriege gewesen, aber das thut nichts. Gib mir die Hand darauf! Lothar mußte von Festungssturm und Schlachtengewühl erzählen, und da erklärten die Mädchen mit funkelnden Blicken, James, der Haushofmeister oder John, der Gärtner müsse ihnen Rüstungen aus Pappe verschaffen und gerüstet wie Amazonen würden sie auf ihren Ponies in die Schlacht ziehen.

„Ihr seid verdorbene Knaben," sagte Isabel tadelnd; „Fürst Lothar wird euch von Frauen erzählen, die sich durch weit passendere Thaten Ruhm erwarben, von den frommen Schwestern, die Verwundete pflegen!"

„Ja," rief Lothar, „i h n e n sei die Palme zuerkannt! Ich lernte in diesem grausen Wirbel des Krieges die Frau in ihrer bewunderungswürdigsten Aufgabe kennen und verehren. Die Nachahmerinnen der berühmten Miß Florence Nithingale, — Ihrer edlen Landsmännin, — sind ebenso zahlreich als ihr Wirken segenbringend ist!"

„Und wird man da nicht selbst krank?" fragte Claire neugierig.

„Zuweilen wohl, Kind!" sagte Isabel, „Aber das darf nicht zurückschrecken. Manche dieser ruhigen Wohlthäterinnen haben schon ihren edlen Beruf mit dem Leben bezahlt."

„Ich will keine Beguine werden!" versicherte Ida eifrig, — aber deßhalb soll uns James gerade unsere Rüstungen machen!"

„Welch glücklicher Kindersinn!" sagte Lothar den Davonhüpfenden gedankenvoll nachschauend, „wie beneidenswerth!"

„Sie sind verwildert," bemerkte Isabel ernst; „Seit mehr als einem Jahre sind sie ohne Gouvernante. Ihre frühere Erzieherin hat sich an unsern Doktor Wilson verheirathet und obwohl sie aus Anhänglichkeit an unsere Familie den Unterricht noch leitet, ist sie doch zu sehr dem Hause entzogen, um diese unbändigen Naturen in gehöriger Disciplin erhalten zu können."

„Mein freundlicher Arzt, Dr. Wilson ist also verheirathet?" versetzte Lothar lächelnd; „und ich hielt ihn für einen so richtigen, vollendeten Junggesellen!"

„Nun, da haben wir es!" ließ sich die Stimme des kleinen runden Mannes vernehmen, „Ich sehe also nicht würdevoll genug aus für einen verheiratheten Mann? Wozu hat man Perrücken und tadellos gesteifte Halskrägen, Tabaksdosen und goldbeknöpfte Stöcke, — lauter Attribute, die ich früher nicht besaß!"

„Ah, Verzeihung, Dr. Wilson!" erwiederte Lothar ihn mit herzlichem Händedruck empfangend. „Es ist nur ein Beweis von Ihrer jugendlichen Elasticität, womit Sie die Welt täuschen. Ich bin bereit, Ihrer Gemahlin, Mists. Wilson meinen Irrthum persönlich abzubitten."

„Das sollen Sie auch, Fürst Waldhausen, ganz gewiß!" gab der Doktor zurück,

Digitized by Google

„Ich nehme Sie beim Wort. — Lady Isabel, ich mache Ihnen erst jetzt meine respectvolle Verbeugung, die ich wegen meiner Vertheidigung außer Acht lassen mußte."

„Ich verzeihe Ihnen alles, Doktor!" sagte Isabel gütig, „Sie haben Anspruch auf unsern vollsten Dank, weil Sie uns unsern lieben Gast so rasch gesund gemacht haben!"

„Für solchen Preis, Lady Isabel, wünschte ich Todte erwecken zu können," erwiederte Dr. Wilson mit seinem zugleich ehrerbietigen und doch jovialen Ton; „Es thut mir jetzt beinahe Leid, daß Fürst Waldhausen nicht schlimmer daran war."

„Ein christlicher Wunsch!" rief Lothar lachend; „Ich versichere Sie, Dr. Wilson, daß es keine größere Strafe für mich geben konnte, als diese Tage der Haft unter Ihrem Befehl, — sie sind ein wahrer Verlust für mich."

„Nicht doch. Wir wollen die verlorne Zeit nachholen," sagte Isabel; „Sehen Sie nur, wie der Himmel sich zu jedem Unternehmen herrlich anläßt. Was Sie beklagen, sind ja nur ein Paar arme nebelgraue Tage, wo sich ohnedieß nichts thun ließ."

„Es gibt noch einen andern Sonnenschein, als den von dort oben, Lady Isabel," versetzte Lothar halbleise, indem er sie fest und innig ansah; „der sonnigste Tag wirft seine Lichter nicht so erfrischend und tröstend in unsere Seele, als es oft ein einziger warmer Blick aus einem stillen, tiefen Auge kann."

Stille, tiefe Augen, — so hatte er längst Isabel's Augen bei sich genannt und nun senkten sich die langen dunklen Wimpern schleierartig darüber, und ein leises, verrätherisches Roth blühte auf ihrer Wange empor. Ein eigenthümliches Gefühl, — halb Entzücken, halb Erschrecken zuckte durch Lothar's Brust. Er wandte sich wieder an den Doctor, um Isabel ihre Unbefangenheit zurückgewinnen zu lassen.

„Wenn Sie nichts anderes vor haben, Dr. Wilson, so bin ich jetzt bereit, Ihrer Gemahlin meine Aufwartung zu machen."

„Sehr erfreut, Fürst Waldhausen!" sagte der kleine Doktor, seine fleischigen, beringten Finger mit etwas klappendem Geräusch aneinanderreibend, „Sie werden die fleißige Hausfrau zwar in ihrem häuslichen Elemente finden, aber das thut nichts; die Frauen lieben es gerade, so inmitten ihrer Berufsthätigkeit angetroffen zu werden."

Lady Isabel lächelte ihnen sanft zu, als sie am Portal des Herrenhauses von ihr schieden.

Täuschte sich Lothar, oder folgte ihm ihr Blick wirklich einige Minuten, als er den gebogenen Pfad gegen das Dorf hinschritt? Sie hatte ihm noch die Mahnung mitgegeben, sich nicht zu ermüden und so ging er langsam neben dem plauderseligen Doktor, der ihn trotz seiner Unterhaltungsgabe doch dann und wann von der Seite ansah, so bedeutungsvoll, so fauniſch, als wollte er sagen: „Ich sehe, wo es hinaus geht. Eine Wunde habe ich zugeheilt, aber eine andere wird aufbrechen oder vielmehr erst geschlagen werden."

Lothar blieb ein wenig aufmerksamer Gefährte bis am Anfang des netten, hübschgruppirten Dorfes das kleine, weißgetünchte, aus einem Baumgärtchen hervorlugende Häuschen des Doktors vor ihnen lag.

Auf den Ruf ihres Gatten erschien Msts. Wilson in einfacher, glänzend sauberer Haustoilette. Der Doktor stellte gegenseitig vor und während Lothar die anspruchslose Frau mit einigen verbindlichen Worten begrüßte, malte sich ein unverholenes Staunen auf seinen Zügen, das gleichsam im Reflex auf dem etwas verblühten Gesichte der Angeredeten erschien.

„Es kann unmöglich bloß zufällige Aehnlichkeit sein, Msts. Wilson," sagte Fürst Lothar, „Ich kenne eine Dame, die entschieden Ihr vollkommenes Spiegelbild ist!"

„Wahrscheinlich meine Schwester, Durchlaucht," entgegnete Msts. Wilson, „Mein Familienname ist Rasleigh."

„Miß Martha ist Ihre Schwester!" rief Lothar aus, „oh dann freut es mich doppelt, Sie kennen gelernt zu haben Msts. Wilson; ich schätze Miß Martha aufrichtig als eine mit seltenen Eigenschaften begabte Natur!"

Ein Theil der nie abzuweisenden Vergangenheit trat vor seinen Geist beim Anblick dieser Frau, deren von harten Lebenskämpfen redender Gesichtsausdruck, so wie ihre beinahe demüthige, gedrückte Haltung ihn an die verschwiegene Vertraute Helenens erinnerte.

„Hat Miß Martha Ihnen lange nicht geschrieben?" fragte Lothar gespannt.

Digitized by Google

„Erst vor Kurzem und zwar wieder aus Nizza," antwortete Msts. Wilson; „Wie Sie selbst wissen werden, Durchlaucht, kränkelt die Fürstin anhaltend, und Martha äußert Befürchtungen, die —"

„Die also traurig mit den Mittheilungen meiner Schwester übereinstimmen," ergänzte Lothar langsam, während er Blick und Stimme sinken ließ und tiefe Blässe sich über sein Gesicht verbreitete. Wie in Ermüdung stützte er den Kopf in die Hand, um einen Moment die zitternde Empfindung zu bemeistern, womit sein Herz sich zusammenpreßte. Sie litt, litt noch immer, seit er von ihr gegangen war! Oh, was hätte er darum gegeben, zu wissen, ob sie um seinetwillen etwas von ihrer Ruhe eingebüßt, ob sie ihn vielleicht vermißt, ob sie ihn zurückrufen wollte! War ihre Seele oder ihr Körper krank? Noch lebte in seinem Ohr der mächtige Zauber ihres Abschiedswortes; es rauschte und brauste in seinem Kopf bei diesem Echo der Erinnerung. Die Macht der „stillen, tiefen Augen" wich zurück vor der jenes blitzenden, thränenverdunkelten Sternes, der nur einmal so zitternde Schleier über seinen Glanz geworfen.

Dr. Wilson, zu wenig eingeweiht in den Zusammenhang der Verhältnisse, konnte natürlich diese momentane Erschütterung nicht begreifen. Er sah nur die schwerathmende Brust, die festineinandergepreßten Lippen urd die bleiche Farbe des Fürsten und gab seiner Gattin einen Wink, auf den sie bereitwillig hinauseilte.

„Ei, ei," sagte er mit Kopfschütteln, „Sie sind auch nicht so ganz fest, mein Fürst. „Ist der Schmerz wieder da?"

„Es ist schon vorüber, lieber Doktor!" versetzte Lothar sich erhebend und aus Msts. Wilson's Hand ein dargebotenes Glas mit frischer Milch annehmend, „Sie sind sehr gütig, — das hat erfrischt."

Mit Msts. Wilson war ein kleines, etwa zweijähriges Kind in das Zimmer geschlüpft und halb hinter ihrem Rock verborgen, schaute es neugierig und scheu zugleich den Fremden an.

„Wie, Sie sind Vater, Dr. Wilson?" sagte Lothar das Kind sanft haschend, „welch ein zarter, lieblicher Knabe!"

„Sie sind abermals zu meinem Nachtheile im Irrthum, Fürst Waldhausen" entgegnete der Doktor mit einer Mischung von Scherz und Verdruß. „Dieß ist bloß ein Pflegling meiner Lucy, die nun einmal nicht das Herz hat, eine an sie gestellte Bitte abzuschlagen. Nun, es vermißt wohl bei ihr seine leibliche Mutter nicht. Leider ist der arme Kleine sehr schwächlich, und ich wage nicht behaupten, daß er uns lange Mühe machen wird."

In der That lag auf dem bleichen, mageren Gesichtchen des Knaben gleichsam die traurige Prophezeihung des Doktors; was ihm allem Reiz verlieh, das war die außerordentliche Zartheit der Formen und der wunderbar verständige, sprechende Blick aus großen, seelentiefen Augen von dunklem, ins Schwärzliche spielendem Blau.

Was sprach ihn aus diesen Kinderaugen so seltsam und doch sympatisch an? Er liebkoste den Knaben und konnte nicht genug sein kleines Händchen an der goldenen Uhrkette tändelnd erfassen und sich immer wieder, nachdem er schon längst die Familie verlassen hatte, fragen: „warum kann ich diese Augen nicht vergessen?"

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Horschelt*).

-l. Im Deutschen liegt ein unwiderstehlicher Wanderdrang. Er war es, der das deutsche mit den andern arischen Völkern aus dem fernen Osten in das Herz Europas, von da nach England und nach dem fernen Hispanien trieb, der die Deutschen unter

*) Ueber die Internationale Kunstausstellung, sowie über die Sammlung alter Gemälde werden die Propyläen eine Reihe von Artikeln aus einer andern, gleichfalls bewährten Feder bringen. Den Anfang dieser Besprechungen, welche sich durch zwölf bis vierzehn Nummern erstrecken dürften, werden wir bereits in der nächsten Nr. 31 beginnen. D. R.

Digitized by Google

Brennus über die Alpen und vor die Mauern der mächtigen Roma führte, die demüthig ihr stolzes Haupt beugen mußte. Derselbe Wandertrieb war es, dem die Deutschen folgten, als sie Jahrhunderte lang um die Herrschaft in Italien und Sizilien Ströme Blutes opferten, und es war wieder der nemliche, der einen Martin Behaimb vor dem Genuesar Colombo die verschollene Insel Atlantis suchen und finden ließ. Und wenn in unseren Tagen alljährlich Tausende von Deutschen über den Ocean ziehen, so thun sie dieß nicht ausschließlich aus Mißbehagen über die politischen und sozialen Verhältnisse ihrer alten Heimat, sondern vielfach auch, weil jene uralte, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Unruhe, wie der Väter, so der Söhne und Enkel Blut bei dem Gedanken an die Wanderung in die weite weite Welt rascher pulsiren läßt. In der Ferne, in der Fremde, die der Glorienschein des Unbekannten umgibt, ist alles gut, alles schön, alles bedeutend. Was nicht weit her ist, dem fehlen alle diese Eigenschaften, wenn nicht ganz, so doch im bedenklichen Maß, und es mag zusehen, wie es in der Heimat zur Geltung komme.

Dieselbe Eigenthümlichkeit des Deutschen half die Wissenschaft bereichern, indem sie sich dem Wissensdrang eines Humboldt und der Schlagintweit gesellte, und gab auch der Kunst neue Gesichtspunkte, und erweiterte deren Gesichtskreis: Moriz Rugendas, dessen Bedeutung als ethnographischer Künstler Humboldt rühmend anerkannte, Hildebrandt, der Maler des Kosmos, und W. Heine, der geistvolle Illustrator Japans, ihnen allen ward es in der Heimat zu enge, und sie zogen aus nach allen Linien der Windrose, nach Brasilien, Peru und Mexico, nach den Inseln der Südsee und nach den eisumlagerten Polen, um reich an Erfahrungen heimzukehren, die sie zum Gemeingut der Welt machten.

Der Kaukasus, auf dessen höchstem Gipfel die Sage die zweite Wiege des Menschengeschlechts stehen läßt, nachdem sich die Gewässer der großen Flut verlaufen, ihn hatte noch keines Künstlers Fuß betreten, und es war wieder ein Sohn jenes großen Wandervolkes, der ihn uns mit Stift und Pinsel nahe rückte. Wenn das Bild, das er vor unsern Augen entrollt, vielfach andere Typen zeigt, als jene, welche uns die Dichter zu zeichnen liebten, so ist das nicht seine Schuld, sondern die Schuld der nemlichen Poeten, welche es für nothwendig hielten, dort und da ihre Gestalten mit mehr oder minder falschem Schein und theatralischem Flitter, auf Kosten freilich der Wahrheit, die unendlich poetischer gewesen wäre, herauszuputzen. Theodor Horschelt hat das große Verdienst, in seinen Blättern aus dem Kaukasus uns die volle Wahrheit vorgeführt zu haben, auch da, wo er sich recht wohl bewußt war, lieb gewonnene Illusionen des Publikums zerstören zu müssen.

Doch haben wir dem Entwickelungsgange des trefflichen Künstlers schon etwas vorgegriffen, und bitten unsre freundlichen Leser, auf frühere Jahre zurückzugehen. Wir lernen Horschelt zuerst im Jahre 1853 durch das in weitesten Kreisen verbreitete Werk „Chamois Hunting in the Mountains of Bavaria by Ch. Boner" durch eine Anzahl schön componirter, theils in Lithographie, theils in Holzschnitt ausgeführter Illustrationen als einen höchst schätzenswerthen Zeichner kennen, der den Stift mit einer Sicherheit und Gewandtheit zu führen versteht, die nachgerade eine wahre Seltenheit geworden ist. Bald darauf macht er aus den bayerischen Alpen einen kühnen Sprung in die Sahara: Araber rasten in der Wüste. Hier zeigt sich der Künstler als ein tüchtiger Colorist und als eingehender Kenner des Baues und der Natur des Pferdes.

Man fühlt es aus diesem Bilde so recht heraus, daß sich Horschelts innerstes Wesen vorzugsweise von jenen Völkern angezogen fühlt, bei denen die Individualität noch nicht unter dem nivellirenden Einfluße einer auf die Spitze getriebenen Cultur ihren Charakter verloren hat, sondern noch in eigener Machtvollkommenheit gilt, wo der leidenschaftliche Vollschlag der Lebenspulse den Menschen rückhaltlos zur That treibt, wo die Natur, noch nicht dem Nutzen dienstbar, in ungeschwächter Zeugungskraft jene kühnen und üppigen Gestaltungen hervorruft, welcher seiner ungeeändigten Phantasie in so hohem Grade zu sagen.

Noch aber kannte er die Araber und Mauren nur aus den Werken französischer Meister. Es drängte ihn, mit eigenen Augen zu schauen, was er bisher nur durch das Medium Dritter gesehen. Mit der ihm eigenen Thatkraft entschloß er sich rasch

Digitized by Google

zur Reise nach dem Süden und durchwanderte Spanien und Afrika. Da sprach der Geist der Wildniß zu ihm in Stunden stiller Einsamkeit; da las er in dunklen Nächten die goldene Schrift des Himmels; da lauschte er im braunen Zelte den ernsten Gesängen von den Zügen und Kämpfen des Stammes, dessen Gastfreundschaft er genoß. Da lernte er die berauschende Naturpracht des heißen Südens, die freie, frische Unmittelbarkeit der Erscheinungen des Lebens lieben; da erschlossen sich ihm die Geheimnisse der Kunst reiner plastischer Gestaltung.

Sein größeres Bild „Karawane in der Wüste Sahara" zeigt bereits den Werth eigener Anschauung. Wenn sich uns die Erlebnisse eines Volkes oder Stammes, auch abgesehn von bestimmt hervortretenden Personen, als dessen Geschichte darstellen, so können wir in dem Auszuge eines Beduinenstammes nach neuen Weideplätzen ebenso wohl einen Abschnitt in seiner Geschichte sehen, als in seinen Kämpfen mit einem Nachbarstamme oder mit fremden Eindringlingen. Von diesem Standpuncte muß man dem bezeichneten und den Bildern Horschelts aus dem Kaukasus den Charakter historischer Bilder vindiziren. Ein Paar weitere Bilder aus jener Zeit kamen in die Galerie des Königs von Würtemberg auf den Rosenstein; es sind dieselben: „Ein arabisches Pferd in der Wüste," von vortrefflicher Zeichnung, und: „Ein maurisches Lager bei Algier," hervorragend durch brillante Farbeneffecte und einen Localton, der an Freiligraths lebendige Dichtungen erinnert. Ein „Morgen im Beduinenlager" aus der nämlichen Zeit gab dem Künstler Gelegenheit, seine ungewöhnliche Meisterschaft in der Behandlung der Wasserfarben zu zeigen. Unübertroffen dürfte ein jüngst ausgestellt gewesenes Blatt bleiben, welches einen von den Russen abgeschlagenen Reiterangriff der Tscherkessen darstellt, und in welchem, ganz abgesehen von der überraschend lebendigen Composition und dem Charakteristischen der ganzen Erscheinung die Wirkung der Wasserfarbe mit den einfachsten Mitteln bis zu jener der Oelfarbe gesteigert wurde.

Im Juli des Jahres 1858 ging Horschelt zur russischen Armee im Kaukasus ab, um dort den Kämpfen gegen die letzten noch ununterworfenen Bergvölker beizuwohnen. Das Glück begünstigte ihn dabei in hohem Grade, da es ihm gönnte, Zeuge zu sein einerseits der letzten verzweifelten Anstrengungen tapferer Stämme, die ihrem Feinde nicht an zähester Tapferkeit nachstanden, und deren schließliche Unterjochung ohne Verrath wohl noch manches Jahr hätte auf sich warten lassen, andererseits der den Landesverhältnissen angepaßten äußerst eigenthümlichen Kriegführung gutdressirter Truppen, neben denen wieder Stämme fochten, die in Tracht, Sitten und Gebräuchen mit dem Feinde bis zum Verwechseln übereinstimmten. Ein Krieg unter solchen Verhältnissen, und noch dazu in einem Lande von solcher Eigenart geführt, wie die des Kaukasus ist, kann mit dem Kriege kaum verglichen werden, den zwei civilisirte Völker mit einander führen. Daß derselbe auf einen Künstler von Horschelts Aufnahmsfähigkeit einen gewaltigen Eindruck machen, daß er ihm tausend und aber tausend der bedeutendsten Motive geben mußte, versteht sich von selbst.

Ein Paar Briefe, welche von Horschelt Anfangs des Jahres 1860 aus dem Kaukasus nach München gelangten, zeigten, wie der Künstler von dem, was ihn umgab, völlig in Anspruch genommen war, aber zugleich auch, welche Errungenschaften an Objectivität der Auffassung und Freiheit der Gestaltung er mitten im Kriegslärm gemacht: die militärischen Scenen und Situationen, welche er mit der Feder an den Rand des Papiers zeichnete, ließen trotz ihrer sichtbaren Flüchtigkeit eine seltene Energie und Unmittelbarkeit der Darstellung erkennen, welche viel gab und noch mehr versprach.

Seit seiner Rückkehr aus dem Osten im Frühjahr 1863 beschäftigte sich der Künstler, wie begreiflich, vorwiegend mit Bearbeitung von Sujets aus der Zeit seines Aufenthalts im Kaukasus. Das Interesse, welches die Welt einst an dem tapfern Häuptling genommen, schien nach Schamyls Gefangennehmung erloschen, erwachte aber wieder, als Horschelt bei Beginn des Jahres 1865 sein auf russische Bestellung gemaltes Bild ausstellte, welches Schamyl zeigt, wie er am 6. September 1859 auf den Höhen des Gounib dem General Fürsten Alexander Bariatinsky vorgeführt wird.

Digitized by Google

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß dieser Moment Horschelt gegeben, nicht frei von ihm gewählt wurde. Ihm wäre der Augenblick der Gefangennehmung unzweifelhaft näher gelegen, ganz abgesehen von der größeren Dankbarkeit vom künstlerischen Standpuncte, aber damit wäre dem Besteller, welcher niemand Anderer ist, als der genannte Fürst Bariatinsky, freilich wenig gedient gewesen. Horschelt wohnte jener Scene selber bei, und hatte sich streng an alle Einzelnheiten derselben zu halten. Es war keine leichte Aufgabe, dem Fürsten einen hervorragenden Platz anzuweisen, und doch, wie Horschelt es gethan, Schamyl zur moralischen Hauptperson des Actes zu machen. Zu dieser aber macht ihn in der That das Imponirende seiner Erscheinung und die majestätische Ruhe, mit welcher er sein Schicksal trägt.

Mit einigen, dem Bilde zustattenkommenden Aenderungen hat Horschelt dieses Bild einem Cyclus von Blättern einverleibt, mit deren Ausführung in höchst charakteristischer Kreidezeichnung der Künstler dermal beschäftigt ist, und welche Albert mittels der Photographie vervielfältigt. Horschelt bedient sich dabei sehr harter und sehr spitzer Kreide, deren Anwendung lebhaft an die Federzeichnung erinnert; eine Technik, die in ihrer Eigenthümlichkeit allein steht und die besten Effecte erzielen läßt.

Auch die lebendigste Schilderung vermöchte kein so überzeugendes Bild von der russischen Kriegsführung im Kaukasus zu geben, als die in Frage stehenden Blätter Horschelts, der darin mit wahrhafter Genialität seine während eines mehr als fünfjährigen Aufenthalts an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen verwerthet. Hier sehen wir eine russische Kolonne zwischen zwei bewaldeten Bergen, welche die Axt der Pioniere gelichtet, im tiefen Schnee sich hervorarbeiten: General Jewdokimow marschirt auf Wedène in der Tchetchnia. Dort windet sich eine andere mit Saumthieren und Verwundeten im Zickzack zu einer steilen Bergspitze hinauf, um drüben wieder hinabzusteigen. So jäh fällt das Terrain mit seinen nackten Felsen ab, daß der Einzelne sich an manchen Stellen mit den Händen an der steilaufsteigenden Wand forthilft, und der geringste Fehltritt ihn tief in den Abgrund risse. Es ist der Marsch einer russischen Abtheilung in den Lesghischen Gebirgen. Auf einem anderen Blatte sehen wir lesghische Reiter einen steilen Bergabhang herabkommen. Wie der prächtige, sehnige Schimmel, den der Führer reitet, den eisenharten Huf so vorsichtig auf die scharfkantigen Steine setzt, während der Reiter dem klugen Thiere den Zügel läßt. Dann sehen wir uns *mitten* im Getümmel des Kampfes. Die Russen haben, wie Katzen kletternd, die Positionen über dem Aul Kitouri besetzt, und das Feuer auf die vom Feinde besetzten Häuser des Dorfes eröffnet, das lebhaft erwidert wird. Man hört das Knattern des Gewehrfeuers, das Rasseln der Trommel, das Hurrah der herbeistürmenden Russen, das Stöhnen der Verwundeten, die im Bereiche der feindlichen Kugeln liegen bleiben, weil sich in der Hitze des Kampfes Niemand Zeit nimmt, sie zurückzutragen. Der Offizier, der dort an der Spitze der Seinen zusammenbricht, es ist der Generalmajor Baron Wrefoski, der den Angriff leitete und dabei tödlich verwundet ward. Das letzte der vollendeten Blätter endlich führt uns in das Innere eines von eingeborenen Truppen zerstörten lesghischen Dorfes. Hier ein Todter, den man seiner Waffen beraubt, dort ein Reiter, das Kind vor sich auf dem Sattel, die Mutter neben sich herschleppend, die sich mit der Wiege und dem Kleinsten darin abquält. Von anderen Seiten kommen ein Reiter, Gefangene vor sich her treibend und Plünderer mit Beute beladen; überall Gräuel der Verwüstung, Leichen, brennende und Schutt niedergebrannter Häuser. Von schlagendster Wirkung ist ein der Vollendung nahes Blatt, welches Kosaken zeigt, die am frühen Morgen von einem Nachts überfallenen Dorfe mit reicher Beute an Vieh und Effecten und zahlreichen Gefangenen heimkehrend einen Fluß passiren.

Mit welcher Leichtigkeit sich der Künstler selbst auf ihm ganz fremden Terrain bewegt, sehen wir an ein paar mit köstlichem Humor behandelten Menus für den bayerischen Gesandten Grafen von Taufkirchen in Petersburg, welche das größte Aufsehen erregten.

Digitized by Google

An Frau Toutlemonde in Berlin.

Von Paul Heyse.

(Schluß.)

Nun aber hat es im Gegensatz gegen diese demokratisch-conservative Mehrheit zu allen Zeiten einzelne aristokratisch-revolutionäre Naturen gegeben, die es sich herausnahmen, gerade in ihren innersten Angelegenheiten, auf dem Gebiet des Sittlichen, der Rechte und Pflichten gegen ihre Nebenmenschen, und sich selbst, keine höhere Instanz anzuerkennen, als ihr eignes Gewissen. Das Alter eines Brauches, Herkommens oder Gesetzes erschien ihnen noch nicht als hinlängliche Bürgschaft für ihre Wahrheit und Gültigkeit. Ja wenn sie auch ihre Zweckmäßigkeit für die Masse nicht läugnen konnten, so fühlten sie doch, daß das Moral-Gesetz, da es nur auf den Mittelschlag berechnet war, auf sie selbst nicht paßte, da sie vielleicht um Haupteslänge über dies mittlere Maß hinausragten. Dies Alles nicht in dem Sinne, als ob es auf ein systematisches Auflehnen gegen die Gesellschaft abgesehen sei. So lange kein Collisionsfall eintrat, wurden sich diese Naturen kaum eines Unterschiedes bewußt. Sobald aber jenes Grenzgebiet berührt wurde, standen sie vor der Wahl, entweder sich aufzugeben, auf den innigen Einklang mit sich selbst zu verzichten und zu handeln, wie Schwächere und Geringere handeln würden, oder in offene Fehde mit der herrschenden Meinung zu gerathen und darüber zu Grunde zu gehen, wenn sie sich keine geduldete Ausnahmsstellung erkämpfen könnten.

Solche Naturen sind von jeher dem Ostracismus der Gesellschaft verfallen. Aber wenn diese sie in ihrer Mitte nicht dulden konnte, so waren sie darum nicht heimatlos. Sie wurden in die Poesie verbannt.

Sie werden mich nicht so mißverstehen, verehrte Frau, als wollte ich aus der Poesie einen idealen Bagno machen, der alle causes célèbres, alle pikanten Verbrecher versammelte. Die Zeit der Räuberromane, der „Geheimnisse" von Paris, London und Philadelphia ist Gottlob vorüber. Eben so wenig dürfen Sie mir die Meinung unterschieben, als ob ich nur das für poesiefähig hielte, was sich außerhalb der guten Gesellschaft gestellt hat, der Goethe denn doch wohl zu viel thut, wenn er sagt, daß sie zum „kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt." Hat er doch selbst das Gegentheil vielfach bewiesen, und wie viel mehr noch Andere, die mit der Diogeneslaterne des Humors, dem liebevoll geschärften Blick für den Reiz des Kleinen auf den Markt der Eitelkeit gegangen sind, um in der bescheidensten bürgerlichen Enge, mitten unter Philistern und ihres eigenen Adels unbewußt, edle, echte, unverfälschte Menschennatur zu finden. Das Bild des Friedens, der schlichten Treue, der idyllischen Beschränktheit hat so viel Recht, einen Maler zu finden, als die heroischesten Kämpfe tragischer Naturen. Das braucht Ihnen ein so warmer Verehrer Fritz Reuter's, wie Schreiber dieses seit der „Franzosentid" gewesen ist, nicht erst zu versichern. Nur daß man, weil dies schlichte „Ja Ja und Nein Nein" gut und erfreulich ist, nicht glaube, was darüber ist, sei vom Uebel. Der Kreis der sittlichen Aufgaben ist mit den zehn Geboten nicht abgeschlossen; Vieles ist, was nicht geschrieben steht, wofür die Pfundwage der alltäglichen Moral nicht ausreicht, und wo ein Komödiant einen Pfarrer lehren könnte.

Fälle dieser Art darzustellen ist von jeher die Aufgabe der Novelle gewesen, die in der unscheinbaren Form, in der sie zunächst bei den romanischen Völkern auftrat, sehr geeignet war, theils wirklich Geschehenes, theils Erfundenes mitzutheilen, was nur als Ausnahme gelten wollte, während für die höheren Formen der Poesie, zumal das Drama, das auf den sympathischen Wiederhall der großen Menge angewiesen ist, alles Problematische, nur relativ Gültige bedenklich schien. Aber auch die künstlerisch anspruchsvollere moderne Novelle hat es sich immer herausgenommen, bedeutsame Ausnahmsfälle zu verzeichnen, um so mehr, da ja auch die große Poesie in ihren erhabensten Schöpfungen häufig den Gegensatz des Einzelnen gegen das Allgemeine betont, das den Alten als Schicksal, den Modernen als sociale Weltordnung erscheint.

Wenn Sie sich nun aber die größten Gestalten der Tragik ansehen, so werden Sie finden, daß die Schuld, um deretwillen sie leiden und untergehen, im höheren Sinne nur ihre Unschuld ist, eine gewisse heroische Naivetät, zu meinen, daß sie

Digitized by Google

mit ihrem innersten Gefühl Recht behalten könnten gegen das, was nach dem Herkommen des Mittelschlages Rechtens ist. So steht Antigone der Staatsraison mit ihrer ganzen sittlichen herben Einfalt gegenüber; so wird Coriolan verbannt, weil er sich nicht entschließen kann, zu den Plebejern, die er verachtet, nur so weit sich herabzulassen, wie es jeder kluge Politiker thun würde. Klugheit ist überhaupt nicht die Tugend dieser aristokratischen Naturen. Wenn sie ihren Vortheil wahrnehmen, nur ein wenig sich nach den Umständen schmiegen und biegen wollten, und es nicht verschmähten, zu kleinen Mittelchen, Intriguen, Compromissen ihre Zuflucht zu nehmen, so könnte es oft noch ganz glimpflich ablaufen. Romeo und Julie würden trotz des Familienhaders am Ende noch ein glückliches Paar geworden sein, Ferdinand seine Louise geheirathet haben, und Antigone hätte, wenn auch ihres Bruders Leichnam vorläufig von den Vögeln zerfleischt worden wäre, späterhin, als Hämons glückliche Gattin, die Pflicht der Pietät durch ein prächtiges Grabmal nachträglich erfüllen können. Muß denn immer gleich mit dem Kopf durch die Wand gerannt werden? Verzichten nicht so viele brave Leute darauf, ihr Handeln mit ihrem Gefühl immer im Einklang zu erhalten, und trösten sich damit, daß die Welt unvollkommen sei, und der Einzelne, der besser sein wolle, als die Meisten, ein sonderbarer Schwärmer sein müsse, der unmöglich zu etwas kommen könne? Denn er möge doch fühlen und denken, was er nicht lassen könne; das gehe Niemand etwas an. Nur es nicht merken lassen, daß er anders sei, als Andere, nur hübsch den Schein wahren, auf den es der guten Gesellschaft ankommt!

Und sehen Sie, beste Freundin, *das* gerade ist es, was gewissen Naturen unmöglich ist, obwohl sie einsehen, daß die Welt ihnen nichts übler nimmt, als diese Unmöglichkeit, die im besten Falle Rücksichtslosigkeit, im schlimmsten Hochmuth gescholten wird. Daß Jemand den Muth hat, lieber in seinen Augen *sittlich*, das heißt im Einklang mit seinem innersten Gefühl, als in denen der Gesellschaft *der Sitte gemäß* zu handeln, erscheint als ein Majestätsverbrechen gegen die Weltordnung, die jeder die göttliche nennt, so lange sie mit seinen Neigungen und Vorurtheilen übereinstimmt. Denn, wie gesagt, die Gesellschaft ist jeden Augenblick bereit, den Einzelnen der Gattung zu opfern. Sie übt dabei nur das Naturrecht der Selbsterhaltung, und wenn sie andrerseits auch das Naturrecht des Individuums anerkennte, so wäre es ein ehrlicher Kampf, ein reines Verhältniß von Macht zu Macht, wobei natürlich das Individuum in der Regel den Kürzern zöge. Statt dessen begnügt sich die Gesellschaft nicht damit, das, was ihr gefährlich ist, zu beseitigen und unschädlich zu machen, sondern sie bedient sich in den meisten Fällen der schlimmsten Waffe, der sittlichen Verdächtigung und Verleumdung. Und das nur, weil sie sich durch die Ausnahmsstellung des Individuums gereizt und beleidigt fühlt und den heimlichen Stachel nicht verwinden kann, daß der Gegner, wenn er auch unterliegt, doch mit einer Glorie umgeben, als Held oder Märtyrer dahingeht, während die wackersten Vertheidiger der Durchschnittsmoral im Leben und Sterben weder Tadel noch Ruhm ernten.

Ich weiß nicht, verehrte Frau, wie weit ich mich Ihnen habe deutlich machen können, noch weniger, in wie weit Sie mir zustimmen. Diese Betrachtungen sind mir unter den Händen so ins Breite gerathen, weil ich lieber allgemeine Grundsätze mit Ihnen besprechen, als dieselben auf meinen besondern Fall anwenden möchte. Und doch kann ich mir diese Nutzanwendung nicht ersparen, da Sie sonst zweifeln möchten, ob ich ein Recht dazu habe, bei den Menschenschicksalen, die ich hier geschildert, und die nicht einmal tragisch enden, an die heroischen Gestalten der großen Poesie zu erinnern.

Sämmtliche Geschichten nämlich, die mein übelberufener siebenter Band enhält, haben mit jenen tragischen Problemen den aristokratischen Familienzug gemein, daß die handelnden Personen es anders machen, als unter denselben Umständen die große Mehrheit der Menschen es gemacht haben würde. Allen ist am *Schein* sehr wenig gelegen, wenn sie nur ihrem eigensten inneren *Wesen* treu bleiben können. Da ist ein Mädchen zu einem Kinde gekommen, in dummer Gutmüthigkeit ihrer unerfahrenen Jugend. Dergleichen geschieht freilich auch in den respektabeln Kreisen der guten Gesellschaft. Aber weil es der vor Allem auf die Familie als solche ankommt, die auf der legitimen Ehe beruht, so wird ein solcher Fehltritt sorgfältig verhüllt und lieber das Kind geopfert, lieber alle natürlichen Pflichten verletzt und eine Schuld, die oft

Digitized by Google

mehr ein Unglück zu heißen verdient, durch ein Verbrechen bemäntelt, als der jungen Mutter die Anwartschaft auf eine bürgerliche Versorgung ein für allemal abgeschnitten. Wenn es dahin käme, daß ein Mädchen sich nicht entblödete, die Schuld und Buße auf sich zu nehmen und sich offen zu ihrem Kinde zu bekennen, wo bliebe da die öffentliche Moral? Und nun bekennt sich hier Eine nicht nur dazu, sondern verhehlt auch, so bitter sie auf den Vater zu sprechen ist, keinen Augenblick einen freudigen Mutterstolz, der ihr Herz so ausfüllt, daß sie alles Gerede der Welt, alle Nöthe ihrer Lage darüber vergißt, und es kaum als eine Buße empfindet, mit Verzicht auf jedes neue Liebes- und Eheband nur für ihr Kind zu leben. Ja, was das schlimmste ist: ein so sittenloses Geschöpf wird nicht etwa zum abschreckenden Beispiel hingestellt und muß zur Strafe für seine Sünden elend zu Grunde gehen, sondern es findet sich ein ganz rechtschaffener Mann, der sich ebenfalls über den Schein hinwegsetzt und die Verlassene zu seinem ehelichen Weibe macht. Klingt das nicht fast wie eine Aufmunterung, in diesen Dingen fünf gerade sein zu lassen? Und ist die folgende Geschichte nicht ein würdiges Seitenstück zu dieser laxen Moral? Ein Ehemann, der den Bruch der Ehe nicht mit einem Pistolenschuß rächt, wie es nun einmal der löbliche Brauch der guten, vielmehr der besten Gesellschaft ist (obwohl auch dieses Gottesurtheil so oft für den Sünder gegen den Gerechten entscheidet, und im besten Fall nichts Gescheidteres dabei herauskommt, als eine gemeine Rache), sondern versucht, das schwer beleidigte Gesetz ehelicher Treue auf gelindere Art zu sühnen und das, wie es schien, unheilbar gestörte Verhältniß durch weise Mäßigung zu einem ganz neuen Bunde zu gestalten, der fester und gesunder ist, als vorher? Vollends nun die berüchtigten Terzinen, „den Kindern der Welt eine Thorheit und den Frommen ein Aergerniß"! Ein müßiger Mensch, der einem gefährlich lockenden Abenteuer weder aus dem Wege gehen, noch, wenn er sich darauf eingelassen, es mit fröhlicher Sorglosigkeit genießen kann, wie tausend Andere, sondern wie einem bösen Zauber verfallen, ein Raub dämonischer Leidenschaften, winselt und stöhnt, daß ihm das Halbe nicht genüge, während er aus den qualvollen Halbheiten, der übersinnlich-sinnliche Freier, der er ist, sich nicht herauswinden kann! Und als Krönung des Ganzen die Geschichte eines thörichten jungen Mädchens, das lieber mit einer Lüge am Altar sich und ihrem ersten Verlobten die Hoffnung auf ein Lebens- und Liebes-Glück retten, als sich, in erhabener Resignation, in einem Kloster begraben lassen will. Hier wenigstens rächt sich die Schuld schon auf Erden, d. h. im Verlauf der Geschichte selbst, und zwar im Grunde nur darum, weil die Verblendete wieder nicht so klug ist, den Schein zu wahren, obwohl sie in nächster Nähe den Beweis vor Augen hat, wie leicht dergleichen zu machen wäre. Sie brauchte ihrem Gatten nur nicht die Binde von den Augen zu reißen, ihn nur hübsch in den Wahn zu lullen, als gehöre sie ihm an, — und ihr Geliebter könnte dreist in ihrem Hause aus- und eingehen und den Cicisbeoposten versehen, statt daß sie nun die kühne Thorheit, ihrem Herzen allein zu gehorchen, mit dem Leben büßen muß.

Sie sehen, verehrte Freundin, indem ich mir die ganze Größe der begangenen Sünden nur so im Umriß vorstelle, vergeht mir der Muth, irgend etwas zu ihrer Vertheidigung zu sagen. Nur dem Vorwurf möchte ich begegnen, als ob die Erzählung oder die dramatische Darstellung solcher Ausnahmsfälle der öffentlichen Sittlichkeit, ich meine, der landläufigen Moral gefährlich werden könnte. Glauben Sie nur das nicht, liebe Frau Toutlemonde. Nur das uns Wahlverwandte kann uns verführen, und sobald Sie in meinen Sachen etwas von der koketten Frivolität, der verhüllten und doch den Schein wahrenden Lüsternheit entdecken sollten, die heutzutage auf den Brettern wie in den Büchern eine so große Rolle spielt, so sagen Sie mir ins Gesicht, daß ich am Verfall der Gesellschaft mitarbeite. Das aber, worüber Sie bisher sich entsetzt haben, wirkt eher abstoßend als anziehend auf die große Masse der bequem Dahinlebenden, die durchaus keine Lust und Kraft in sich spüren, für eine Ueberzeugung zu leiden, den Muth ihrer Meinung zu haben und Alles an Alles zu setzen. Es ist wahr: wenn solche Fälle heroischer Selbstherrlichkeit mit der ganzen dichterischen Macht eines großen Genies im Theater dem Publikum vorgeführt werden, so regt sich selbst in der von Alltäglichkeiten und kleinen Rücksichten geängstigten Seele des Philisters das sogenannte „Höhere im Menschen", eine beschämende Ahnung, daß das Menschen-

Digitized by Google

geschlecht doch eine bessere Figur machen würde, wenn diese Ausnahmen die Regel wären. Der Biedermann kann durch das tragische Schicksal eines Menschen, hinter dem das Gemeine liegt, das die Masse bändigt, sogar bis zu Thränen gerührt werden; der Schrei des Naturgefühls, der durch die conventionelle Wohlanständigkeit zu einem ohnmächtigen Seufzen gedämpft wird, kann sein Herz erschüttern und ihn für einen Theaterabend über sich hinausheben. Aber zum Besten des Staats sinkt er bald genug in sich zurück, und die Gefahr, daß diese bösen Beispiele seine guten Sitten verderben könnten, geht gnädig vorüber. Oder glauben Sie wirklich, daß „Romeo und Julie" viele gebildete Töchter gebildeter Eltern zu heimlichen Ehen verführt haben, die nicht schon ohnedies Neigung und Beruf dazu gehabt hätten und es jedenfalls klüger anzufangen wußten? Die Vögelchen, die im Käfich mit gestutzten Flügeln und bei gutem Futter hinter ihren Stäben sitzen, mag, zumal im Frühling, bei dem Gesang ihrer freien Kameraden draußen in Wald und Feld eine Art Heimweh nach diesem ungebundenen Leben und Treiben beschleichen. Aber es ist dafür gesorgt, daß sie, selbst wenn sie wollten und die Käfichthüre einmal offen fänden, ihre Flügel nicht mehr brauchen könnten; und da sie ja auch nicht in der Freiheit aufgewachsen und gegen alle Gefahren derselben von früh an abgehärtet sind, würden sie freilich in dem Glück, sich selbst anzugehören, einen schwachen Ersatz finden für das friedfertigste Behagen, das sie hinter ihren Gitterstäben genossen haben.

Hier haben Sie nun meine Beichte, verehrte Frau, offenherziger, als vielleicht klug oder gar höflich gewesen wäre. Wie viel mir aber daran liegt, trotz alledem von Ihnen und Ihren lieben Kindern nicht ganz aufgegeben zu werden, möge Ihnen dieser achte Novellenband beweisen, den ich zum Unterschiede von seinen Vorgängern, die alle in meinen Augen bloß sittlich sind, „Moralische Novellen" genannt habe. Der Zufall hat es gefügt, daß ich eine Reihe einfacher Geschichten zu erzählen hatte, in denen es sich durchaus nur um solche Schicksale handelt, die nicht auf dem oben geschilderten Grenzgebiet sich bewegen und nirgend über den Maßstab der gewöhnlichen Moral hinauswachsen. Auch an Ihren Alfred habe ich gedacht und eine heldenmüthige corsische Geschichte hinzugefügt (nach Guerrazzis etwas weitschweifigem Original in mein knapperes Deutsch übertragen), von der ich überzeugt bin, daß mein kleiner Freund sie mit nicht geringerem Vergnügen lesen wird, als einen Gesang aus der Ilias. Er soll mich freuen, wenn ich auch Ihnen damit eine Freude mache, daß Sie sich endlich einmal wieder im Kreise der Ihrigen zu einem Buch Ihres alten Hausfreundes ohne Vorbehalt bekennen dürfen; obwohl ich nicht dafür stehe, es das nächste Mal nicht desto mehr mit Ihnen zu verderben. Ganz im Vertrauen, beste Frau: so bescheiden ich von dem künstlerischen Werth solcher Erzählungen denke, so sehr bilde ich mir ein, daß selbst ein simpler Novellist, wenn er auch ganz tendenzlos verfährt, eine stille sittliche Mission erfüllt, daß er die Grenzen dessen, was als moralisch gilt, leise und unmerklich hinausrücken und immerhin Einige, wenn auch nur Wenige, zur Freiheit erziehen hilft. Und so müssen Sie mich schon meine Wege weiter wandeln lassen und sich mit dem alten Worte trösten, daß es in unseres himmlischen Vaters Reich viele Provinzen giebt. Wenn wir Beide in verschiedenen wohnen sollten, was ich noch immer nicht glauben will, so können wir uns ja trotzdem von Zeit zu Zeit über die Grenzen hinüber die Hand reichen und dennoch gute Freunde bleiben.

Mit freundlicher Empfehlung an Herrn Toutlemonde

Ihr sehr ergebener

München, im März 1869. P. H.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Baden-Baden. Am 7. Juli begannen die Vorstellungen der „Bouffes parisiennes". Die Pariser Mitglieder geben die Hauptrollen. Baden hat in diesem Jahr unter der Leitung des Herrn Dupressoir alle Bäder durch den frühen Beginn der musikalischen Vergnügungen über-

Digitized by Google

holt. Die Bouffes geben 12 Vorstellungen: am 7., 10., 12., 14., 17., 19., 21., 24., 26., 28., 31. Juli und 2. August, und es kommen darin nicht weniger als 14 Stücke zur Aufführung, wovon nur sechs im vorigen Jahre aufgeführt, die übrigen acht für Baden aber neu sind, darunter eine zweiaktige, noch unedirte Operette von Offenbach („la princesse de Trébizonde"), welche speziell für Baden componirt ist und hier creirt werden wird.

Berlin. Die einaktige komische Oper „Cartouche" von Heinrich Hofmann hat am 12. Juli im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater einen für den jungen Componisten sehr ehrenvollen Erfolg errungen. Das Werk trägt den Stempel eines zu den größten Erwartungen herausfordernden musikalischen Talents; dazu hat auch der Librettist W. Fellechner seine Aufgabe geschickt gelöst. Das Publikum war überrascht und entzückt und spendete reichen Beifall.

Berlin. Wie der „Börs.-C." hört, hat die Generalintendanz der k. Theater die Absicht, die „Meistersinger von Nürnberg" zum Oktober oder spätestens November zur Aufführung zu bringen. Ueberhaupt hofft man, in der nächsten Saison eine größere Anzahl von Novitäten aufzuführen. — In Bezug auf die Gründung eines k. Conservatoriums der Musik verlautet Folgendes: Joachim und Stockhausen sind, jener für das instrumentale Feld, dieser für das Gesangsfach, nunmehr definitiv gewonnen, und soll jeder von ihnen in dieser Stellung ein Gehalt von zweitausend Thaler beziehen. Für die Compositionsfächer sind Professor E. Greil und Oberkapellmeister W. Taubert in Vorschlag gebracht. Das Institut wird, falls nicht noch unvorhergesehene Hindernisse die Eröffnung verzögern sollten, schon am 1. Oktober ds. Js. ins Leben treten. Der Kostenpunkt ist gesichert und soll, sicherem Vernehmen nach, Se. Maj. der König eine dreijährige Dauer des Instituts garantirt haben. Als Lokal ist das Haus in Aussicht genommen, in welchem der große Cornelius die letzten Tage seines Lebens gewohnt hat, in welchem er auch zur ewigen Ruhe eingegangen ist. Das ganze Unternehmen soll hauptsächlich dem mächtigen Einflusse und dem lebhaften Interesse zu verdanken sein, welches eine hochstehende Dame demselben zugewendet hat. Wenn die Einmischung der Frauen in die Politik in der Regel noch nie zu irgend welchem günstigen Resultate geführt hat, so ist dieselbe in der Kunst doch schon öfter von den segensreichsten Folgen gewesen, und das dürfte sich denn auch hier bewahrheiten.

Dorpat. Hier wurde am 30 Juni ein esthnisches Gesangfest begangen zu Feier des fünfzigsten Jahrestages der Befreiung von der Leibeigenschaft; 15,000 Personen waren im Domgrund malerisch gelagert. Der Festzug hatte eine solche Ausdehnung, daß sein Vorüberziehen zehn Minuten dauerte. Derselbe enthielt sechzig verschiedene Fahnen.

Hamburg. Der neue Direktor unseres Stadttheaters, Herr Ernst, ist von seiner künstlerischen Geschäftsreise zurückgekehrt, um nunmehr an Ort und Stelle die definitive Organisation der Bühne zu bewerkstelligen. Im Orchester wird die tiefere Pariser Stimmung eingeführt. Unter dem neuengagirten Personal nennen wir als Vertreter der ersten Fächer: Herrn Richard aus Dessau (erster Tenor), Frl. Natalie Hänisch vom Hoftheater zu Dresden und Frl. Denay aus Stettin als Coloratur- und jugendlich-dramatische Sängerin; Frl. Elise Börner vom k. Hoftheater in Berlin als dramatische Sängerin; Frl. Schönfeld aus Stuttgart; Frl. Grobmann aus Bremen; außerdem Baßbuffo: van Gülpen aus Leipzig; seriösen Baß: Wendlick von Rotterdam, Kapellmeister Fischer aus Köln ꝛc.

Leipzig. Der erste deutsche Musikertag führte am 11. Juli seine Berathungen zu Ende, indem der künstlerisch-soziale Theil der vorliegenden Anträge zur Erledigung gelangte. Der erste der Anträge, von Dr Alsleben aus Berlin gestellt, verlangte, daß der Tonkunst von Staatswegen fortan in gleichem Grade wie den bildenden Künsten Pflege und Unterstützung zugewendet werde, und zwar durch Creirung einer Staatsbehörde für Förderung und Ueberwachung künstlerischer Pflege der Tonkunst, sowie durch Unterstützung hervorragender kunstfördernder Institutionen. Diesem Antrage wurde ohne Debatte allgemein zugestimmt. In gleicher Weise wurde ein Antrag des Dr. Zopff aus Leipzig auf Ernennung einer permanenten Commission zur Anbahnung von Cartel- und Concertverbänden zwischen den deutschen Städten und Concert-Instituten und ein Antrag des Hrn. Eichberg, dahin zu wirken, daß in Betreff der öffentlichen Aufführung musikalischer Werke ein Tantièmegesetz nach Art des französischen ins Leben gerufen werde, und behufs Ausführung dessen eine Commission zu ernennen, welche an die deutschen Regierungen und Volksvertretungen eine desfallsige Petition richte, angenommen. Der letzte Antrag, welcher der Regierung nach diesem noch vorlag, war der des k. Musikdirektors Lewandowsky aus Berlin, daß das Direktorium des allgemeinen deutschen Musikvereins einen Aufruf zur Gründung eines allgemeinen deutschen Verbandes, sowohl der schaffenden wie der ausübenden Musiker, erlasse, welcher durch Schaffung allgemeiner Krankenunterstützungs-, Alterversorgungs- und Pensionskassen die Hebung der ausübenden Musiker und Verbesserung der Lage derselben zum Zwecke haben solle. Der Antragsteller begründete seinen Antrag durch den Nach-

Digitized by Google

weis der mißlichen ſozialen Lage der ausübenden Muſiker und der daraus hervorgehenden Hemmung größerer Entfaltung der Kunſt in dieſen Kreiſen. Dieſer Antrag rief eine kurze, aber ziemlich animirte Debatte hervor, in Folge deren Herr Lewandowsky ſich veranlaßt fand, denſelben zurückzuziehen, worauf Dr. Blaßmann den Antrag zu dem ſeinigen machte, mit der Abänderung jedoch,' daß der Aufruf von einer vom Muſikertag ad hoc zu ernennenden Commiſſion ausgehen ſolle, welcher Antrag angenommen wurde. Damit waren die Berathungen beendet, und es erfolgte ſchließlich noch die Wahl der verſchiedenen Commiſſionen für die einzelnen Anträge.

> München. Am 20. Juli wurde die internationale Kunſtausſtellung in Gegenwart Sr. k. Hoh. des Prinzen Adalbert und des Staatsminiſters Hrn. v. Greſſer nebſt den Mitgliedern des diplomatiſchen Corps eröffnet. Eine große Anzahl von geladenen Ehrengäſten wohnte dem feierlichen Acte bei. Der eingehenden Begrüßungsrede des Hrn. Staatsminiſters folgte die Anſprache des Prof. Knoll, des Vorſtandes der Münchener Künſtlergenoſſenſchaft. Beide Reden hat die bayer. Landeszeitung im Wortlaut gebracht. In kurzer Erwiderung erklärte hierauf Prinz Adalbert als Stellvertreter Seiner Majeſtät des Königs die Ausſtellung für eröffnet. In den von Prof. Knoll ausgebrachten Hochruf auf Sr. Majeſtät König Ludwig II. ſtimmten Alle Theilnehmer begeiſtert ein. Der Künſtlerſängerverein und die Bürgerſängerzunft trugen hierauf unter Orcheſterbegleitung in ſehr gelungener Weiſe das Feſtlied vor. Dieſer von Herrn Franz Leu, einem Schüler Ferd. Hillers und Franz Lachners, componirte Chor erwies ſich als ein ſehr effectvolles Muſikſtück, das nicht verfehlen wird, binnen Kurzem die Repertoire der Männergeſangvereine zu bereichern. Alles zeugt von ſicherer Hand und bewußtem Schaffen, und wenn ſich mit der Zeit auch der Styl zu vollkommner Selbſtändigkeit entwickelt haben wird, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß der junge Künſtler unter den Tondichtern Deutſchlands einen ſehr ehrenvollen Platz einnehmen werde. Um aber an dieſes Ziel zu gelangen möge Herr Leu vor allen Dingen darauf bedacht ſein, daß er nicht in ein Uebermaaß von Pathos verfalle. Die dem Chore zu Grund gelegte Dichtung (von Maler Max Stieler) war gleichfalls der Würde des Feſtes in jeder Richtung entſprechend. — Am 26. wird das Reſidenz-Theater mit Heyſes „Kolberg" eröffnet werden. — Herr Rüthling iſt, wie wir mit Bedauern vernehmen, noch immer — wenn auch nur in leichterem Grade — leidend. Der Urlaub des geſchätzten Künſtlers mußte deßhalb neuerdings um vier Wochen verlängert werden.

Paris. Am 29. Juni gab Herr M. G. Morphy, Kämmerer des Prinzen von Aſturien, im Saale „Herz" ein hiſtoriſches Concert, in welchem außer einigen nicht unintereſſanten Stücken eigener Compoſition nur ſpaniſche Muſikſtücke aus dem ſechzehnten Jahrhundert zur Aufführung gelangten: zwei Villancicos oder Weihnachtsliedern von Luys Milan und Juan Vazquez, drei Stücke für Bihuela, eine Art Laute oder Mandora mit ſechs Saiten, noch jetzt in einigen ſpaniſchen Provinzen, z. B. Biscaya, gebräuchlich) und ein altes Lied (romance viejo) von Luys Milan. Herr Morphy hat die altſpaniſchen Geſänge aus der Tabulaturſchrift in die moderne Muſikſprache übertragen, die fehlende Bihuela durch einen Flügel erſetzt und ſo ſehr anziehende, genußbare Concertſachen geſchaffen. Man iſt erſtaunt über den leichten Fluß, die natürliche Melodik und über die freie und angenehme Harmonik dieſer Muſik, und das Publikum folgte der Aufführung mit dem größten Intereſſe. Der Concertgeber, ein ausgezeichneter Bücherliebhaber, wird nächſtens ein größeres Werk herausgeben unter dem Titel: „Annalen der Muſik in Spanien", welches die ſchöne muſikaliſche Vergangenheit des reichbegabten ſüdlichen Halbinſelvolkes beleuchten wird.

Paris. Das Programm des Odeon-Theaters für die nächſte Saiſon iſt bereits ausgegeben worden. Den Anfang der neuen Stücke ſoll „Der Baſtard" von Touronde machen. Alfred Aſſolant folgt dann mit einem Luſtſpiel, deſſen Name nicht genannt wird. Aſſolant iſt ein neuer Theaterdichter, und Jules Barbier hat ihm bei dieſem erſten Verſuch geholfen. Zunächſt ſind ferner zu erwarten ein Luſtſpiel von George Sand, „Bei Diderot", von Stupny, und „Der Freigelaſſene des Pompejus", ein Stück in Verſen von Latour-Saint-Yhans. Wiederholungen werden angekündigt von Alfred de Vignys „Chatterton", Saurins „Beverley" und George Sands „Mondprat".

Peſt. Goethe iſt am 23. d. M. zum erſten Male auf die ungariſche Bühne gebracht worden. Sein reizendes kleines Drama „Die Geſchwiſter" ging im Nationaltheater in einer Ueberſetzung von Paulay in Scene und erfuhr trotz des verfehlten Spiels der Hauptdarſteller die günſtigſte Aufnahme. Szigligeti arbeitet zur Zeit an einer ungariſchen Ueberſetzung von Goethes „Egmont".

Stuttgart. Am 11. d. M. fand in der hieſigen Liederhalle eine gemeinſame Sitzung des Vereins für das Uhlanddenkmal in Tübingen und des Ausſchuſſes des ſchwäbiſchen Sängerbundes in Sachen des Uhlanddenkmales ſtatt. Der Künſtler, welchem dieſes Werk übertragen iſt, Hr. Bildhauer Kietz aus Dresden, war zu der Sitzung

Digitized by Google

erschienen und hatte ein Modell des bereits in der Arbeit begriffenen Werks in einem der Säle aufgestellt: Standbild, Postament, Sockel mit den 3 auf Uhlands Wirken als Dichter, Vaterlandsfreund und Forscher bezüglichen Reliefs. Das Modell fand freudigsten Anklang, und es wurde dessen Ausführung in allem Wesentlichen, wie es vorlag, genehmigt ohne den Künstler bei etwaigen Veränderungen im Einzelnen im Laufe der Ausführung einschränken zu wollen. Es wurde ferner mit überwiegender Stimmenmehrheit beschlossen, den Guß in Bronce an Herrn Pelargus in Stuttgart zu übertragen, vorbehalten die Regelung der Sache durch einen Vertrag.

Wien. Die „Köln. Z." schreibt von hier: Hrn. v. Dingelstedts Lage erinnert gar lebhaft an jene des kranken Mannes. Trotz aller hohen Gönnerschaften scheint sich Direktor Dingelstedt der öffentlichen Meinung gegenüber auf seinem Posten nicht behaupten zu können. Schon in den nächsten Tagen soll ihm, wie ich mit Bestimmtheit erfahre, ein „musikalischer Curator" in der Person des auch im deutschen Auslande wohlbekannten Hofkapellmeisters Johann Herbeck gesetzt werden. Manche glauben, dieses sei der Anfang vom Ende. Allerdings hat Dingelstedt zwar einen bedeutenden dramaturgischen Ruf, aber keinen musikalischen.

Wien. Das Burgtheater hat am 15. d. M. seine Hallen eröffnet, und wie alljährlich wurden auch heuer die beliebten Mitglieder dieser Bühne beim Erscheinen mit dem lebhaftesten Beifalle begrüßt. Doch wenn der Direktor die Häupter seiner Lieben zählt, so fehlt ihm noch manch theueres Haupt; verlängerter Urlaub und Krankheiten haben vorläufig noch manche Lücke im Personalstatus offen gelassen, und der beliebte Nothbehelf des Gastirens muß über die Repertoire-Calamitäten hinüber helfen. Montag beginnt das Gastspiel des Frl. Herrlinger, daran schließt sich das Gastspiel der Frau Dub, und noch einige andere Gastspiele sollen im Verlaufe des Sommers und des Herbstes stattfinden. Es sind zumeist wenig bekannte Namen, und wir wollen das Gedächtniß der Leser mit denselben nicht beschweren. — Von Novitäten kommt zuerst das Lustspiel von Benedix: „Die relegirten Studenten" an die Reihe; erst dann folgt Gottschalls Trauerspiel: „Der Rabob" Die Dramen unserer heimischen Poeten sollen der Herbstsaison Leben und Interesse verleihen. Schauffert war sehr fleißig, er hat nach seinem Preisstücke: „Schach dem König" drei neue Stücke aus dem Aermel geschüttelt. „Die Belagerung von Wien" ist im Burgtheater zur Aufführung angenommen, der Verfasser las das Stück dem Generalintendanten und dem Direktor in Hütteldorf vor, und bei dieser Gelegenheit wurde beschlossen, daß die Vorstadttheater nicht früher Stücke von Schauffert bringen dürfen, bevor nicht das dem Burgtheater eingereichte Stück zur Aufführung gelangt ist. In Folge dieses Beschlusses müssen zwei dem Theater an der Wien eingereichte Stücke Schaufferts: „Der Galsbeck von Lombrecht" und „Verwechselte Annoncen" für eine spätere Zeit aufgespart werden. (W. Frdbl.)

Vermischtes.

Das Denkmal des Königs Maximilian II. von Zumbusch, welches am östlichen Ende des Forums der Maximiliansstraße in München zu stehen kommen wird, ist so weit gediehen, daß bereits eine der allegorischen Figuren, welche den Sockel umgeben, in die Erzgießerei abgeliefert wurde. Zwei andere sind in der Hauptsache fertig und bedürfen nur noch der vollendenden Hand des Meisters, der in der nächsten Zeit mit der Modellirung der Hauptfigur beginnen wird. Die Königsstatue hofft er binnen Jahresfrist zu vollenden.

Eine Menge von werthvollen Antiquitäten sind auf der Insel Gothland unweit der Stadt Wisby in einem Acker gefunden worden. Sie bestehen aus zwei Armringen von Gold und mehreren Ringen und andern Gegenständen, sowie 1602 vollkommen gut erhaltenen Münzen aus dem Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts, sämmtlich von Silber. Der Werth des Fundes mit der gesetzlich bestimmten Erhöhung desselben um $^1/_8$ ist über 1300 Thaler.

„Macmillans Magazine" für Juli bringt einen geharnischten Artikel über den „Zustand der Oper in England". Der Verfasser betrachtet das gegenwärtige Opernsystem in dieser Beziehung als einen Anachronismus und verlangt die Herstellung eines Musentempels, in welchem nur der Kunst und nicht der Mode Rechnung getragen wird, und zu dem jeder Kunstverehrer Zutritt haben soll ohne Rücksicht auf den Schnitt seines Rockes.

(Bachs Nachlaß in Berlin.) Im musikalischen Nachlaß des Direktors des k. Instituts für Kirchenmusik, Herrn Bachs, befinden sich Autographien von Friedrich dem Großen, Joseph Haydn, Naumann, Fasch, Reichardt, Himmel (interessante Briefe über sein Spiel vor Napoleon), Zelter, Spontini, Neukomm, Hummel, Spohr, Reissiger, Mendelssohn, Meyerbeer. Bemerkenswerth ist eine alte Copie nach dem Original von Joh. Seb. Bach und zwei vorzügliche Büsten von Fasch und Lauska. Ferner ein höchst interessanter Briefwechsel von Gottsched, Ramler,

Digitized by Google

Haydn, Fasch, Zelter, Himmel, Kannegießer, Neukomm, Lindpaintner, Spohr, Meyerbeer, Lortzing, Spontini und Handschriften von Schleiermacher, Fink, Dr. v. Raumer, Spieker, Schinkel, Rietschel, — Zeilen von Halévy, Berlioz, Littolff, Döhler, Vieuxtemps, Viviers, Kalkbrenner, sowie Briefe von den Sängerinnen Anna Milder, Bürde, Löwe. Auskunft über den Verkauf dieser musikalischen Curiosa ertheilt die Frau Direktorin Ribbeck, Berlin, Ritterstraße 44. Leider sind bereits vier Piècen von J. S. Bach nach Marburg verkauft worden.

Neben Leipzig, Berlin und Wien dürfte wohl Stuttgart die nächste Stelle hinsichtlich der Produktion von literarischen Erzeugnissen einnehmen, denn die Bücher-Ausfuhr mit der Eisenbahn von dort nach Leipzig betrug im Jahre 1867 16,365 Ctr., 1868 16,040 Ctr., nach Wien 1867 1757 Ctr. und 1868 636 Ctr., wonach sich für 1868 ein Rückgang herausstellen würde, welcher aber in der Wirklichkeit nicht anzunehmen ist; die Differenz dürfte wohl daher rühren, daß so manche Druckwerke jetzt an andern Orten ausgeführt werden, die bisher Stuttgart selbst lieferte. Einen beträchtlichen Antheil an der Ausfuhr haben die vielen, meist in großen Auflagen in Stuttgart erscheinenden illustrirten Zeitschriften und die neuen wohlfeilen Classiker-Ausgaben aus dem Cottaschen Verlage.

In Italien ist auf Königlichen Befehl der französische Kammerton bei allen Militairmusikcorps eingeführt worden.

Durch gewisse Paragraphe des neuen norddeutschen Gewerbegesetzes ist der Bann gehoben, welcher so lange die kleinen nicht königlichen Bühnen Berlins verhinderte, sich an Aufführungen großer classischer Opern zu wagen. Die Kroll'sche Bühne hat sofort von dieser Freiheit mit einer Darstellung des „Don Juan" Gebrauch gemacht.

Unter dem Titel „National-Bibliothek" beginnt Otto Janke in Berlin eine neue Sammlung der besten Werke neuerer deutscher Dichter zu billigen Preisen zu veröffentlichen. Als erster Beitrag zu denselben werden Gutzkows „Ritter vom Geiste" in fünfter, völlig umgearbeiteter Auflage in nur vier Bänden (20 Lieferungen zu je 3 Sgr.) geboten. Zu der neuen Auflage ist selbstverständlich das Recht der Veröffentlichung erworben worden.

Der Bronzeguß der kolossalen Porträtbüste Alexander v. Humboldts, die nach dem Modell von Professor Bläser in Berlin hergestellt ist, wurde in dem Atelier des Professor Howaldt in Braunschweig glücklich ausgeführt und ist untadelhaft gelungen. Geformt und gegossen ist die Büste von Herman Howaldt, dem Sohne und Schüler des Professors Howaldt. Nach beendeter Ciselirung der Büste wird dieselbe in Berlin öffentlich ausgestellt und dann nach Newyork geschickt, wo die feierliche Enthüllung bekanntlich am 14. September vor sich geht.

Das Denkmal auf dem Grabe der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer in Berlin, welches der beliebten dramatischen Schriftstellerin von seiten deutscher Bühnenmitglieder gewidmet wurde, ist vor Kurzem dort aufgestellt worden.

In der Versammlung des Vereins für Photographie in Berlin theilte Dr. H. Vogel ein Schreiben Hammerschmidts mit, nach welchem es demselben bei seiner jüngsten Anwesenheit in Palästina gelungen ist, das dunkle Innere des heiligen Grabes sowie den Salbungsstein im Innern der Grabkirche zu Jerusalem mit Hülfe der von Dr. H. Vogel angerathenen Beleuchtung durch gespiegeltes Sonnenlicht aufzunehmen. Bisher war diese Photographie vergeblich versucht worden.

„Le lion amoureux", das vorletzte Drama Ponsards, ist von Doktor Förster für die deutsche Bühne in Versen bearbeitet und soll zu Beginn der Wintersaison zum ersten Male im Prager Theater zur Aufführung kommen.

Nach mehrjähriger Pause sollen in dieser Saison in Helgoland wieder deutsche Theatervorstellungen gegeben werden, mit deren Arrangement der Schauspieler Herr Pätsch betraut worden ist. Der Gouverneur interessirt sich sehr für das Unternehmen. Die Vorstellungen werden in dem neuerbauten Thater stattfinden.

♂ Die in Deutschland vielfach verbreitete Nachricht, als habe, Carl Formes in London bei seinem Debut als Schauspieler (in der Rolle des „Shylock") nur geringen Erfolg erzielt, erweist sich als unrichtig. Als Beweis hiefür möge die Thatsache genügen, daß sämmtliche uns zu Gesicht gekommenen Journale Londons sich nur sehr anerkennend über die schauspielerische Leistung des weiland berühmten Sängers äußern.

Albert Wolffs Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III., welches für den Lustgarten vor dem Schinkel'schen Museum zu Berlin bestimmt ist, wurde bereits im Gusse vollendet und wird im nächsten Jahre — freilich zunächst nur provisorisch — aufgestellt werden, denn von den Figuren des Postaments ist erst der kleinere Theil im Modell fertig.

Digitized by Google

Notizen.

Am 17. d. M. fand man den geschätzten Genremaler Hanno Rhomberg in Walchsee in Tirol (woselbst der Künstler schon seit mehreren Jahren den Sommer zuzubringen pflegte) früh morgens todt in seinem Bette. Wie es scheint, hat ein Herzfehler dieß plötzliche Ende herbeigeführt.

In Paris starb der Bibliograph und Antiquar Le Roux de Lincy, auch Conservator der Bibliothek des k. Arsenals, durch eigene gediegene historische Arbeiten und den Wiederabdruck seltener und merkwürdiger Schriften bekannt. Für die von der Stadt Paris publicirte Prachtausgabe von Documenten zur Geschichte derselben lieferte der Verstorbene den Abschnitt „Paris et ses historiens au 14. et. 15. siècles"; eine weitere Arbeit von ihm beschäftigt sich mit Anna von Bretagne und deren berühmtem Gebetbuch, dessen Manuskript sich im Louvre befindet.

Am 2. Juli starb in Gießen der o. Prof. der Geschichte und Bibliothekar Dr. Heinr. Schaefer, Verf. einer mehrbändigen „Geschichte von Portugal" und „Geschichte von Spanien", welche als treffliche Arbeiten gelten: beide Werke sind in Heeren und Ukerts Geschichte der europäischen Staaten enthalten.

In London starb am 2. Juli Joseph Ascher, einer der modernen Salonpianisten und Componisten, nachdem seine Geistesfunktionen schon längere Zeit gestört waren, in kaum erreichtem 39. Lebensjahre. Er war ein Schüler Moscheles' gewesen, dem er auch bei dessen Weggang von London nach Leipzig folgte; ebenso stand er mit Thalberg in intimen Freundschaftsverhältnissen. Seitdem abwechselnd in Paris und London lebend und sehr fruchtbar in namentlich von der Damenwelt begünstigten Klavierwerken, erhielt er vor einigen Jahren den Titel eines Hofpianisten der Kaiserin der Franzosen.

Die Berufung Karl Treumanns an das Hofoperntheater in Wien als Regisseur für die komische Oper bestätigt sich und wird in allen Kunstkreisen sehr günstig beurtheilt.

Die Académie de France hat den vom Kaiser Napoleon III. gegründeten zweijährigen Ehrenpreis von 20,000 Frcs. Henry Martin für seine Historie de France zuerkannt.

Gegenüber den falschen Gerüchten, die über die pecuniäre Lage des Sängers Roger in Umlauf gesetzt werden, sei bemerkt, daß derselbe als Professor am Conservatorium mehr als 2000 Frcs. monatlich bezieht. Außerdem ist er Besitzer eines Landhauses, das ihm einen jährlichen Miethertrag von 25,000 Frcs. liefert. Hieraus ergiebt sich, daß der Künstler durchaus nicht einem bemitleidenswerthen Geschick verfallen ist.

Literarischer Anzeiger.

A. Literaturwissenschaft.

Petzholdt, J., Versuch einer Dante-Bibliographie von 1865 an. (Dresden, Schönfeld.) — **Bouquet**, M., la Provence amoureuse. (Marseille, Camoin.) — **Godefroy**, poètes français des XVII. XVIII. et XIX. siècles. [Régenier, 1573—1613. — Th. de Banville. 1820.] (Paris, Gaume fr.) — **Lefiocq**, J., études de mythologie celtique. (Orleans, Herluison.)

B. Belletristische Werke.

Gerstäcker, F., Kreuz und Quer. Neue gesammelte Erzählungen. 3 Bde. (Leipzig, Arnold.) — **Böttger**, A., Neue Lieder und Dichtungen. 16. (Troppau, Kolk.) — **Polko**, E., Schöne Frauen. Handzeichnungen. 2. Reihe. (Ebend.) — **Mevert**, E., Der König von Münster. Tragödie. (Hamburg, Hoffmann u. Comp.)

Eduard Hildebrandt, der Maler des Kosmos. Sein Leben und seine Werke, von F. Arndt. — Mit Portrait. — Preis 10 Sgr. — ist soeben eingetroffen. Die Fülle von neuen, höchst interessanten Episoden seines Lebens, sowie sein Briefwechsel mit Alexander v. Humboldt und seinen Verwandten verleihen diesem Buch einen kulturhist. Werth.

Theodor Ackermann, Promenadeplatz 10.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 31.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Welgel in Leipzig u. W. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 30. Juli.

Inhalt: Die internationale Kunstausstellung in München I. — Neue Sonette von Herman Lingg. (Schluß.) — Shakespeare-Studien. I. Ophelia; von A. Teichlein. (Schluß.) — Zwischen Lippe und Becher, Novelle von Theodor Reinwald. (Forts.) — Clara Ziegler in Dresden, von Claire von Glümer. — Vom Büchertisch. (Neue Romane; Tyrolerführer von Amthor; Ergänzungsblätter). — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen. — Literarischer Anzeiger.

Die internationale Kunstausstellung in München.

I.

Kunstausstellungen, zumal internationale, sind eine Erscheinung in der Culturgeschichte, welche unserem Zeitalter angehört und dieses in den Augen unserer Nachkommen wahrscheinlich einmal besonders charakterisirt. Diese Erscheinung wird ebenso vorübergehend sein, wie alles Menschliche, und vielleicht wird in einigen hundert Jahren ein gelehrter und geistreicher Geschichtsphilosoph aus der Zusammenstellung mit allen anderen unsere Zeit unterscheidenden Momenten erkennen und nachweisen, daß die Kunstgeschichte mit diesen Ausstellungen ein bestimmtes Ziel unbewußter Weise verfolgt und erreicht habe. Denn im geistigen Leben des Einzelnen wie in der Geschichte der Gattung wirken dynamische Gesetze ebenso gut wie in der Natur, und wenn wir bei der Complicirtheit der Factoren und einer noch unfertigen Erkenntniß sie nicht in Zahlen zu bannen und zu berechnen im Stande sind, so haben wir doch ein großes geistiges Gravitationsgesetz schon längst erkannt, und ein inneres Heil- und Fortbildungsbestreben der Cultur wahrgenommen, welches ebenso wenig wie im natürlichen Leben zur Motivirung und Erklärung der Einzelvorgänge nöthig ist, obwohl diese — jedoch ohne daß in ihnen eine bewußte Absicht auf einen großen Culturzweck zu erkennen wäre — das Gesetz „eines Wollens in der Geschichte" manifestiren helfen. So mag es auch in späteren Zeiten einmal mit unseren Ausstellungen gehen, deren Causalzusammenhang wir jetzt so genau zu erkennen glauben, die wir in unserem Jahrhundert in kleinen Anfängen entstehen und mit der sich ausbreitenden neuauflebenden Kunst und den entwickelteren Verkehrsmitteln wachsen sahen, deren An-

Digitized by Google

bahnung und Zustandekommen sich vor unseren Augen durch die vielen persönlichen Zwecke der Concurrenz, des Ehrgeizes, der Speculation ꝛc. genügsam erklären, so daß wir bei solcher Offenheit der Motive nicht nach einer tieferen geschichtlichen Absicht zu fragen brauchen.

Wir thun der gegenwärtigen Kunst wohl gar nicht Unrecht, wenn wir sagen, sie lebe noch von der Tradition, sei mehr ein gutes altes Herkommen, welches der Anstand pflege und forterhalte, als daß sie einem erkannten Bedürfnisse der Zeit Genüge leiste. Die fortwährende Befriedigung eines historisch gewordenen Bedürfnisses läßt uns nicht erkennen, ob ein solches auch in unserer Zeit noch vorhanden ist und wie es sich ausspricht. In den von einer früheren Zeit geschaffenen Formen arbeitet unsere Kunst weiter, ohne in Fühlung mit den Ursachen geblieben zu sein, welche diese bestimmten Kunstformen geschaffen haben.

Aber an dem alten mächtigen Baume der Kunst sproßen neue grüne Reiser empor und lassen eine baldige Blüthe ahnen. Die neue Zeit schuf eigensinnige Köpfe, welche, alles Herkommen gering schätzend — ja sogar, als ob sie einem höheren Willen dienten — blind mißkennend, einen mächtigen Trieb in sich fühlen mußten, daß sie so aus den gewohnten Bahnen schweifen, und doch nur den Strömungen der Zeit nachgebend, einen neuen und eigenartigen Weg mit großem Bewußtsein und großer Sicherheit verfolgen.

Deßwegen gewinnt die internationale Kunstausstellung für uns ein so hohes Interesse, weil wir zum erstenmale Künstler vorgeführt sehen, welche mit der außerordentlichsten Beherrschung der Kunstmittel eine vollendete Läugnung aller Tradition verbinden, welche mit der genauen Kenntniß ihres Bildungsmaterials ausgerüstet, mit Umgehung aller hergebrachten Lehren sich direct an die Natur wenden und mit einer Naivetät, als ob vor ihnen nie eine Kunst, geschweige denn eine feststehende Kunstform bestanden hätte, a priori zu schaffen, und im Schweiße ihres Angesichts Gegenstand und Darstellungsmethode in Verhältniß zu bringen bestrebt sind, die mit absolutem Unglauben an alle Schulweisheit lediglich ihren Augen, ihrem Ingenium und ihrem Können vertrauen. Diese Männer der bildenden Kunst, denen in der Musik ein energischer Geistesverwandter zur Seite steht, haben mit kühner Hand die alte Form zerschlagen und benutzen das in die kleinsten stehenden Formeln aufgelöste, frei und flüssig gewordene Kunstmaterial zu neuen, ungewohnten, lediglich der modernen Sensibilität entsprungenen Gebilden, welche allenthalben unzulänglich und fragmentarisch fortwährend nach einem noch vagen, aber in der Ahnung vorhandenen positiven Stylprinzip streben, und eine neue, den Anschauungen der Zeit entsprechende mit deren Leiden und Freuden in Fühlung stehende Kunst und Kunstepoche anzubahnen suchen. In ihren Werken ruht ein Ernst, ein emsiges stilles Schaffen, eine Strebsamkeit und eine künstlerische Sammlung, welche sie für den denkenden und empfindenden Beschauer unterscheiden von den bloßen Studien und Skizzen und den gegenstandslosen technischen Spielereien, mit denen sie das äußere Ansehen oft zu theilen scheinen.

Es versteht sich von selbst, daß diese neue Kunst, dieses wahre Kind unserer Zeit, auch unter der allgemeinen Zerfahrenheit leidet, und abgesehen davon, daß sie in dieser ihrer Sturm- und Drangperiode in ihrer Unreife und einseitigen Energie noch jener geistigen Sättigung und stillen Größe entbehrt, welche die Kunst großer Culturperioden auszeichnet, hat sie noch einen schweren Kampf mit der traditionellen Kunst zu kämpfen, welche ohne besondere Strebsamkeit sich in den von einer früheren Periode geschaffenen Kunstformen bequem bettet und regelrecht bewegt. Diese letztere vermag uns mehr anzumuthen, weil sie mit dem Erfassen der seit Jahrhunderten geläufigen Form nicht angestrengt; jene hingegen wird uns ungleich mehr interessiren und trotz all ihrer Unfertigkeit tiefer erregen, da sie, wenn auch noch unvollkommen, einen Ausdruck für die geistige Bewegung der Neuzeit zu finden bemüht ist.

Es mag vielleicht befremdend klingen, wenn wir sagen: wir leben im letzten Stadium einer großen geschichtlichen Epoche, nämlich der Renaissance.

Seit um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die wiederauflebende Antike als ein Gährungsferment in die moderne Cultur kam und die gesammte Geistesrichtung in kurzer Zeit eine mächtige Veränderung erfuhr, ist die Cultur bei wechselnder

Digitized by Google

Gestaltung fortwährend unter der Wirkung jenes ersten Anstoßes lebend, im Wesentlichen in der gleichen Richtung thätig gewesen, und erst in der allerneuesten Zeit fühlen wir leise den Umschwung in eine neue Geistesströmung sich vollziehen.

Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts mußte die moderne Welt dem ausgearteten und verkommenen Zopf gegenüber eine Wiedertaufe in der Antike durch Lessing und Winkelmann, Schiller und Goethe und Andere erleben, und in dieser neuen gelehrten und letzten Phase der Renaissance die noch unverdauten Reste der alten Cultur, welche nach und nach unsere ganze Bildung und Geistesrichtung hatte mitbegründen helfen, durch exactere Forschung und Erkenntniß sich rasch assimiliren.

Daß über den ganz unverständig antikisirenden Geschmack des Kaiserreichs die Reaction einer hypertrophischen Romantik hereinbrach und nach kurzer Herrschaft die Kunst in weniger extravagante Bahnen lenkte, beweist nur wieder, was wir oben von dem im geschichtlichen Gefüge zu Tage tretenden inneren Heilbestreben gesagt haben.

Den humanistischen Bestrebungen dieser Zeit hatte sich eine aufstrebende bildende Kunst verbunden, welche, seit Carstens ihr Heil in Italien suchend, nichts Anderes erstrebte, als die großen Werke des Cinquecento und der Antike, Schöpfungen, welche in einer uns entfernt stehenden Zeit dem wirklichen geistigen Bedürfnisse der Völker entsprungen waren, annähernd zu erreichen, ohne zu fragen, ob sie hiemit eigentlich dem Zeitgeiste Genüge leisteten, oder nicht, vielmehr, wie es später gewiß der Fall war, einem allmählig sich absondernden und aussterbenden doctrinären Epigonenthum, welches in dem akademischen Formalismus ein herrliches Feld für seine regelrechten Interpretationen erblickte.

Man darf nicht vergessen, daß während dieser Grundsteinlegung zu einem neuen Kunstgebäude, während dieser Lehrjahre der modernen Kunst, welche einen so bedeutenden Mann und großen Künstler wie Cornelius aufzuweisen haben, die ganze Wissenschaft der Aesthetik entstanden ist und ausgebildet wurde, und heutigen Tages noch, unter der Herrschaft jener Ideen stehend, einen nicht geringen Druck auf die modernen Kunstbestrebungen ausübt.

Die Romantik der Düsseldorfer Schule war ein mit der bekannten Bewegung in der Literatur und Musik gleichzeitig eintretendes und entsprechend wirkendes Intermezzo, welches die Kunstanschauungen zwar nicht verbesserte, aber doch den Gesichtskreis wesentlich erweiterte und die allmählig maßgebend werdende Kunstrichtung der Belgier und Holländer, welche eine gute Tradition aus der großen Schule des siebenzehnten Jahrhunderts noch nicht verloren hatten, einleiten half.

In Frankreich erfolgte der durch diesen Einfluß bedingte Umschlag in die „coloristische Richtung," diese zweite Periode der modernen Kunst, sehr schnell, in Deutschland langsamer, aber stetig und unaufhaltsam; und wer jetzt die internationale Ausstellung betritt, findet ein solch entschiedenes Ueberwiegen dieser Geschmacksrichtung, so eigenthümliche und mannigfaltige Versuche nach allen Seiten, so vielfache Experimente und Kunststückchen der Malerei, die sich alle in demselben angedeuteten Kunstkreise bewegen, daß er einen verwirrenden Eindruck dieses gährenden Chaos, welches sich zu einem klaren Gebilde durchzuringen bemüht ist, mit nach Hause bekommt. A. B.

Neue Sonette von Herman Lingg.

(Schluß.)

IX.

Wie klar sich auch im See die Sterne spiegeln,
Du kannst doch nicht in seine Tiefe schauen,
So lächelt mancher Blick und heischt Vertrauen,
Und birgt doch nur ein Buch mit sieben Siegeln.

Ein Kerkerschloß ist leichter aufzuriegeln
Als eine Seele, die, gestählt von rauhen
Erfahrungen, nur strebt, an sich zu bauen,
Sich läuternd wie das Erz in Feuertiegeln.

Digitized by Google

Auch ich rühm' mich, ich lernt' den Werth erkennen
Von jedem Lächeln, das wir abgewinnen
Dem Ernst der Dinge, die wir „Daſein" nennen.
Verzeih! Dünkt Dir vielleicht zu trüb mein Sinnen?
Die Blume, wenn zu heiß die Strahlen brennen,
Schließt ihre Blätter gerne dann nach Innen.

X.

Du rühmſt den Schlaf, weil jeder Schmerz verſiege,
Von ſeinem Hauch in ſüßen Traum geſungen,
Weil ausgelöſcht in ſeinen Dämmerungen
Des Tages Qual wie Gluth in Duft verfliege?
Und bangſt Du nicht, auf jener dunklen Stiege
Hinabzugehn ins Lügenreich, bezwungen
Und wehrlos hinzuſinken, wahnumſchlungen,
Beraubt um Deiner Freiheit kühnſte Siege?
O laß im Schlaf ſein Weh den Feigen tödten,
Laß Blumen ſelig träumen, laß der Kröten
Geſchlecht den Winterſchlaf im Felſen rühmen!
Doch uns ſoll nichts des Lebens Schmerz verblümen,
Nur ihm ſei Dank mit jeder Morgenröthe,
Der uns vom Staub zum Menſchengeiſt erhöhte.

XI.

Das dunkle Schickſal nimmt für Alles Rache,
Kein Wucherer iſt mit ſeinem Gold genauer,
Kein Raubthier iſt ſo ruhig auf der Lauer,
Zu ſchlummern ſcheint's und hält die Augen wache.
„Der Schuld'ge," denkt es, „freue ſich und lache,
Und wähne mich entfernt und dünk' ſich ſchlauer,
Indem er wirkt und ſchafft und eine Mauer
Um ſich zu ziehn meint, die ihn ſicher mache.
Auf einmal ſteh' ich da, ein unbeachtet
Verſehn, ein Zufall hat mich ungeſehen
An's Licht gebracht, wornach ich ſtets getrachtet.
Denn über ſich, ſein Sein und Fortbeſtehen
Iſt immerdar des Menſchen Sinn umnachtet,
Und Böſes thut er oder läßt's geſchehen."

XII.

Wenn oft in dumpfen, kummervollen Zeiten
Dein Himmel ſchwarz und voller Wolken ſteht,
Und träge Sorgeſtunden früh und ſpät
Sich um Dich her wie düſtre Schatten breiten —
Hat da noch nie mit einem ſüßen Gleiten
Urplötzlich Dich ein Morgenhauch umweht,
Ein wonnig Ahnen, das da kommt und geht,
Wie Vorgefühl von nahen Seligkeiten?

Digitized by Google

Du fragst Dich, war's ein Geist aus schönern Stunden,
Ein Zauber lieblicher Erinnerung,
Den still und unbewußt Dein Herz empfunden?
War's nicht ein Herold, Kunde Dir zu bringen,
Daß bald aus Winterfrost und Dämmerung
Verjüngt der Frühling werde niedersteigen?

XIII.

Vorüber ist das Bacchanal, da liegen
Am Boden noch die Becken und Pokale;
Es war ein Fest im Wald beim Mondenstrahle,
Es war ein Fest nach schwererkämpften Siegen.

Da sah man sie im leichten Tanz sich wiegen
Und jauchzen, in der Hand die volle Schale;
Man sah zum Kusse Brust an Brust beim Mahle
Die Nymphe sich im Arm des Satyrs wiegen.

Nicht ohne Opfer geht es ab; dort schmachtet
Das Lamm, das zarte, noch, das unter Kosen
Dem Fest und seinem Gotte wird geschlachtet;

Das Mädchen ruht im Schlaf auf weichen Moosen
Und träumt und hält, von einem Faun betrachtet,
In seiner Hand noch einen Kranz von Rosen.

XIV.

An Himmelsgold, an Liebesgluth so reich,
Ihr Abendwolken, stille Nachtverkünder,
Um eure Schultern lächeln wie die Kinder
Die Sterne schon, doch zitternd noch und bleich!

Um eure Bahnen schwebt ein Himmelreich,
In eure Höhn gebaut, ihr rührt den Sünder
Zu Thränen, machet seine Qual gelinder
Und stimmt den Ton der Seele sanft und weich!

Das Schaugerüst des Tages stürzt zusammen,
Ein Dunkel von Cypressen scheint am Saum
Des Himmels aufzustehn und steht in Flammen.

Wohl dem, dem sanft der Tod naht wie ein Traum,
Den seines Innern Stimmen nicht verdammen,
Wenn feuchten Blickes Luna schwebt im Raume.

XV.

Erst wer die Höhn erstieg, sieht grüne Matten
Und klare Seen und blumige Gelände,
Wo der, der fern steht, nur die schroffen Wände
Und Klüfte schaut und kahle Felsenplatten.

Wie oft erblicken wir nur schwarze Schatten
An Wesen, wo ein tiefrer Einblick fände,
Daß uns ein ungeahnter Zauber bände,
Wie sich in Rosen Duft und Schönheit gatten.

Digitized by Google

Geſchick und Neigung ſind den Alltagsblicken
Ein Labyrinth, in deſſ' verworrnen Pfaden
Die Meiſten ſich und unrettbar verſtricken.

Wer liebt, hält feſt den Ariadnefaden,
Wer liebt, ſieht rein, trotz allen Mißgeſchicken,
Das Herz, und ſchien's auch noch ſo ſchuldbeladen.

XVI.

In jungen Jahren kennt noch kein Genüge
Der Menſchengeiſt, erfüllt von Fieberhitze,
In Macht und Ehre, Ruhm, und im Beſitze
Erblickt er Täuſchung nur und Wahn und Lüge.

Zum Schroffſten, Steilſten lenkt er ſeine Flüge,
Und einſam auf der höchſten Bergesſpitze
Gräbt in's Geſtein er bei dem Licht der Blitze
Unlöſchbar ſeines Schmerzes tiefe Züge.

Erſt ſpät erſcheint, vom zarten Grün bekleidet,
Die Furche, die er grub, und Blumen ſproſſen,
Wo ſich am Raub der Geier „Qual" geweidet.

Doch iſt's die höchſte Schönheit, wo, geſchloſſen
Den Blick noch, eine edle Seele leidet,
Die nichts vom Glück der Erde noch genoſſen.

Shakeſpeare-Studien.

I.

Ophelia.

Von A. Teichlein.

(Schluß.)

Vierter Act.

Bei Beginn dieſes Actes hat der Ruf vom Tode des Polonius den Hof, ganz Helſingör, das Volk mit Entſetzen und ziſchelnden Gerüchten erfüllt; er hat bereits Laertes in Paris ereilt und führt im Sturme auch dieſen Sohn herbei, glühend ſeines Vaters Tod zu rächen. — Und wie mag die ſchreckliche Nachricht zu Ophelia gedrungen ſein! Unter all dieſen Menſchen, die ſie umgeben, kennen wir keine Seele, die etwa mit liebevoller Schonung vorbereitend das Geſchehene in mildernden Ausdrücken ihr hinterbracht haben könnte. Gewiß haben ſie ihr ganz und plötzlich die ſchaudervolle Wahrheit verrathen: der Vater iſt ermordet von des Geliebten Hand. Das mußte dieſes zarte Herz brechen, die Sinne vergingen ihr, ſie wankte und taſtete — nirgend mehr ein Halt — ohnmächtig taumelte ſie hinab in Wahnſinn. In grenzenloſer Verlaſſenheit irrt ſie jetzt umher, als ſuchte ſie den todten Vater, und — ſinnvoll im Wahnſinn, ſucht ſie ihn, wo er lebte und webte, in den königlichen Gemächern. An alle Thüren pocht ſie, ſie will, ſie muß hinein! „Sie iſt ſehr dringend," ſo meldet Horatio, der Königin ihr Sohn.

Wenn ich mir in dieſem Augenblick eine Darſtellerin Ophelias hinaustretend denke zu der berühmten Scene, welcher wir entgegenſehen, möchte ich ſie noch einmal nachdrücklichſt an die Grundzüge von Ophelias Weſen erinnern an die urſprüngliche Geſundheit und Heiterkeit ihrer Seele, denn dieſe gilt es ſelbſt in ihrer Zerſtörung noch feſtzuhalten. Es muß fühlbar bleiben, daß ihr Wahnſinn ganz die Schuld der Ereigniſſe, die Schuld Hamlets iſt, daß in ihr ſelbſt nicht die geringſte Anlage dazu vorhanden war; nur dann erſcheint ſie vollſtändig als das unſchuldige Opfer ſeiner

Digitized by Google

Unfähigkeit zu handeln. Nur wenn die Künstlerin eine gesunde Natur in ihrer Zerstörung darstellt, wird sie also die Absichten des Dichters erfüllen und eine erschütternde Wirkung hervorbringen, während die sentimentalere Auffassung dieses Charakters, gegen welche ich von vornherein protestirte, in der Wahnsinn-Scene unvermeidlich zur matten weinerlichen Monotonie führt, und im besten Falle eine ungewisse Rührung erzielt, welche nichts weniger als shakespearisch ist. Vor Uebertreibung dagegen wird die Künstlerin sich leicht bewahren, wenn sie sich eine andere Seite von Ophelias Wesen recht gegenwärtig hält, nämlich die ruhige Mäßigung, welche wir in den erregtesten Situationen an ihr beobachtet haben.

Es wurde bereits bemerkt, wie ihr nur von dem letzten und furchtbarsten Ereignisse, vom Tode des Vaters, einiges Bewußtsein im Wahnsinn bleibt, die melancholischen Anklänge ihrer verlornen Liebe aber in den frühesten Eindrücken ihrer Jugend, in ihren Liedern verschwimmen. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß in späteren Jahren das Gedächtniß neben den letzten ernstesten Erinnnerungen nur die unbedeutendsten der Kindheit festhält, welche sich der damals ungetheilten Denkkraft unauslöschlich einprägten, dagegen die Bilder der mittleren Zeit in der Masse und Mannigfaltigkeit von Erfahrungen untergehen, welche während der thätigen und bewegten Lebensperiode den Menschen zerstreuen. Was sonst die Jahre bewirken, hat hier der Wahnsinn an blühender Jugend gethan; jede bestimmte Erinnerung der bitteren Erfahrungen ihres jungfräulichen Herzens hat er verwischt; sie ist wieder das unbefangene Kind geworden, ihre Lieblingslieder und Geschichten tauchen wieder auf in dem Spiegel ihrer Seele, — aber dieser Spiegel ist jetzt zerstückt und kann nur mehr gebrochene Bilder zurückwerfen, die als abgerissene Stellen, verworrene Bruchstücke so lange in ihrer Phantasie auf und nieder gaukeln, bis die einzige gräßliche Vorstellung des letzten Ereignisses ihres bewußten Daseins, des Vaters Tod, plötzlich sie erfaßt, und das bunte, zerbrochene Kinderspielzeug auseinanderschleudert.

Hastig den Todten suchend, sahen wir sie auftreten, dann schaukelt sie sich eine Weile in ihren Liedern:

„Wie erkenn ich Dein Treu-lieb
Vor den andern nun?
An dem Muschelhut und Stab
Und den Sandelschuhn.

Sie läßt sich nicht unterbrechen; zwei Strophen, die offenbar zu einer Romanze aus den Zeiten der Kreuzzüge gehören, gelingen ihr. Sie singt diese Strophen völlig harmlos; den wehmüthigen Anklang ihres eigenen Liebesunglücks, den der Hörer hineinlegen kann, fühlt sie selber nicht. Darauf geht sie in eine andere Melodie über.

„Sein Leichenhemd, weiß wie Schnee zu sehn —"

Hier reißt ihr schon eine dämmernde Erinnerung an den Tod ihres Vaters den Faden ab; doch findet sie ihn wieder, denn die folgenden Verse widerstreben in dieser Beziehung nicht:

„Geziert mit Blumensegen,
Das unbethränt zu Grab' mußt' gehn
Von Liebesregen."

Diese Dinge schläfern wie Wiegenlieder ihr Leid ein. Sie ist nicht mehr „außer sich;" sie sagt, es gehe ihr „recht gut." An die wirre Vorstellung des Ammenmärchens „von der Eule, die eines Bäckers Tochter war," knüpft sie die ernste „Anspielung auf ihren Vater"; „wir wissen wohl, was wir sind, aber nicht, was wir werden können;" für den gefühlvollen Zuschauer von ebenso schmerzlicher Anwendung auf ihren eigenen Zustand. Bald verschwindet wieder jede lichte Spur, sie ist wieder das bewußtlose Kind und fällt in das lockere Liedchen: „Auf, morgen ist St. Valentinstag" u. s. w.; eines jener Dinge, welche sich durch eine heitere Melodie in ihr argloses Ohr geschmeichelt, und welche sie reizten, weil sie niemals recht wußte, was das heißen soll. Sie singt es vollständig zu Ende; es fehlt ihr kein Reim. Die Zeilen — „Sie sprach: Eh ihr gescherzt mit mir, gelobt ihr mich zu frein," und „er antwortet: „Ich bräch's auch nicht, beim Sonnenlicht! Wärst Du nicht kommen herein" — gestaltet sie zum Dialog, und diese Behandlung des Volksliedchens ließe allenfalls eine

Digitized by Google

deutlichere Beziehung ihrer eigenen Geschichte zu, ohne darum den wörtlichen Inhalt auf sie anzuwenden. Jedenfalls, wenn eine Beziehung darin liegt, ist sie wieder mehr für den Zuhörer, als für die Singende vorhanden, denn sie selbst lullt auch dieses Lied nur in ihre kindliche Heiterkeit; sie hofft: „Alles wird gut gehen. Wir müssen geduldig sein: aber — ich kann nicht umhin, zu weinen, wenn ich denke, daß sie ihn in den kalten Boden gelegt haben." Dieses Wort versetzt sie wieder in die suchende Unruhe, den trostlosen Ernst, womit sie kam. Sie ist sich abermals des Todes ihres Vaters bewußt. Selbst ihres Bruders entsinnt sie sich nun, sie glaubt, die Umstehenden hätten sie daran erinnert, und dankt ihnen dafür. Ihre Aufregung steigert sich mit jeder Sekunde; es ist ihr, als wäre noch etwas zu thun in ihres Vaters Sache: „Mein Bruder soll davon wissen," sagt sie, — sie ruft ungestüm nach ihrer Kutsche; und das „Gute Nacht, Damen! gute Nacht, süße Damen! gute Nacht!" spricht sie sicher nicht mit lächelnder Höflichkeit, sondern mit ängstlichem Ernst, denn sie eilt davon, wie Jemand, der wichtige Dinge zu versäumen fürchtet, die er noch in später Stunde zu vollbringen hat.

Noch läßt man ihr einige Fürsorge zu Theil werden. Horatio wird ihr nachgesandt, um sie zu bewachen; bald ziehen gewaltige Dinge jedes wachsame Auge von ihr ab. — Ihr Bruder, „der davon wissen soll," — er kommt als Rächer an der Spitze des Aufruhrs, der ihn bereits auf den Thron zu heben gelaunt ist.

Ophelia schlendert indeß über die Haide, sich selbst verlierend sucht sie Blumen, und „phantastisch geschmückt" kehrt sie zurück, das bekränzte Opferlamm. Langsam und feierlich schreitet sie jetzt durch die tobenden Volkshaufen, als zöge sie hinter dem Sarg ihres Vaters durch eine ruhig gaffende Menge mit schwermüthigem Grabgesang:

„Sie trugen ihn auf der Bahre bloß,
Leider, ach leider!
Und manche Thrän' fiel in Grabes Schooß —

Fahr wohl meine Taube!" seufzt sie, das Lied abbrechend, und dieß „Fahr wohl" mag dem Vater, wie dem Geliebten gelten, denn jetzt ist der Wahnsinn ihres Schmerzes wieder zur ergebenen Trauer gesunken. Dieß ist allerdings ein Moment der thränenreichen Rührung; so fühlt ihn selbst der entflammte Rächer mit dem bloßen Degen in der Faust. „Hätt'st Du Vernunft (ruft Laertes aus) und mahntest uns zur Rache, es könnte so nicht rühren."

Ein empörtes Volk, ein aufs Aeußerste geängstigter Hof umgibt sie, und sie sagt: „Ihr müßt singen." Es ist ergreifend, wie sie Alles auffordert, einzustimmen in ihre Grabweisen, und Niemand einstimmt.

Noch einmal ein Stück Märchen „vom falschen Verwalter," — noch einmal ein Hauch wehmüthiger Erinnerung ihrer Liebe! — „Vergißmeinnicht zum Andenken, und Rosmarin für die Treue" und dann Fenchel, Aglei, Raute... theilt sie aus; — noch einmal das kindliche Blumengetändel; — aber „die Veilchen die welkten alle, da der Vater starb" — (es wird heller in ihr) — „sie sagen, er nahm ein gutes Ende" — (immer heller) — und nun, im Augenblick der Hoffnung, wo sie völlig zu sich zu kommen scheint, plötzlich dieses gellende: „Denn traut lieb Fränzel ist all meine Lust"; — der vernichtende Ausbruch ihres längst entschwundenen Frohsinns. Damit führt der Dichter sie noch einmal auf den hellen, heiteren Grundton ihres Wesens zurück.

Aber was vormals im Aufjauchzen des Uebermuthes war, nicht unharmonisch mit der Sorglosigkeit der Jugend, das ist jetzt schreiender Mißton, der dem Hörer durch die Seele schneidet, und — ihr selbst das Herz zersprengt hat. Gleich darauf fällt sie wieder in die dumpfe, murmelnde Todtenklage:

„Er ist hin, er ist hin,
Und kein Leid bringt Gewinn;
Gott helf ihm ins Himmelreich!
Und allen Christenseelen: Darum bet ich: Gott sei mit Euch!"

Wieder beginnt sie ihren feierlichen Umzug; sie geht — und Niemand folgt ihr.

Das Gebet der Wahnsinnigen trägt keine Früchte; Gott scheint nicht mit denen zu sein, die zurückblieben. Der König lenkt die Wuth des rachedürstenden Laertes auf Hamlet. Arme Ophelia! Der Bruder will zum feigen Mörder — zum Mörder

Digitized by Google

des Geliebten werden! — Wie kommt zur rechten Zeit die Nachricht: „sie ist ertrunken!“ Müssen wir sie nicht glücklich und Shakespeare als maßvollen Dichter preisen, daß der letzte schwere Ring die Last der unheilvollen Kette nicht vermehren wird, die sie hinabzog in Wahnsinn und in Tod? — Sie ist ertrunken.

Fünfter Act.

Bedeutsam verkündet der Moderduft offener Gräber, aufgeworfener Schädel, welcher beim letzten Aufrauschen des Vorhangs uns anweht, das leichenerfüllte Ende der Tragödie. Ein Kirchhof — das ist der Ort, wo sie am Grabe der Unschuld zusammengeführt werden, all diese Schuldbeladenen.

Wenn wir, unter sie tretend, uns wie mit prophetischem Blick den ganzen blutigen Ausgang vergegenwärtigen, dem sie verfallen sind durch „Thaten, fleischlich, blutig unnatürlich, zufällige Gerichte, blinden Mord,... Gewalt und List, verfehlte Plane, die auf der Erfinder Haupt zurückfallen,“ wovon Horatio dem Machthaber dieses Bodens dem jungen Helden Fortinbras berichtet, — wenn wir dazu die widrigen Umstände von Ophelias Leichenfeier auf uns wirken lassen — die blödsinnigen Zweifel: „soll sie ein christlich Begräbniß haben, oder nicht“ — die Pöbelrohheit — der Todtengräber; endlich diesen Hamlet, dessen geistreiche Lebensuntüchtigkeit, die Ophelia zu Grunde gerichtet, wie er jetzt in ohnmächtiger Emphase in ihr Grab springt, mit ihrem Bruder in hohlen Phrasen ringt und seine unglückselige Liebe herausstreicht, bemitleidenswerth: — füllt uns das Alles nicht mit einem Hamlet'schen Ekel an dieser Welt, und stünde jetzt die Todte wieder auf, wären nicht auch wir gelaunt, ihr zuzuflüstern: „Geh in ein Kloster! — in ein Kloster geh!“ Wer möchte sie noch herumirren sehen auf dem Wall von Leichen zu Helsingör. Das Verhängniß selber schauderte vor solchem Uebermaß des Jammers und zog das arme Kind hinab von ihren Melodien in den schlammigen Tod. — So fahr denn wohl meine Taube!

Wir beweinen in deinem Loos das Schicksal deines Geschlechts, wie es unerbittlich wiederkehrt, so oft eine Schuld der Fürsten oder der Völker die Geschichte zwingt, über Glück und Frieden und schuldlose Leichen hinweg einen ehernen Gang zu machen.

P. S. In der Vorrede des zweiten Heftes zu Vischers kritischen Gängen, welches die meisterhafte Abhandlung über den Hamlet enthält, findet sich folgender Aufruf: „Ich fordere die denkenden Freunde Shakespeares, die bisher noch geschwiegen haben, auf, einmal hervorzutreten und zu sagen, ob ich denn ganz allein stehe mit meiner Liebe zu der im süßen Nebel reiner, unschuldvoller Innigkeit schwimmenden Seele dieses armen Kindes; ist kein Ritter für Ophelia da?“

Diese Worte reizten mich schon beim Erscheinen des Heftes (1861), die vorliegende, bereits 1850 vollendete Abhandlung zu publiziren, und es war nicht sehr ritterlich, daß ich sie dennoch bis heute in der Mappe modern ließ. Denn bei allen Gebrechen, welche ich mittlerweile an meinem Manuscripte erkannt hatte, wußte ich im Ganzen doch meine Auffassung Ophelias mit der Vischer'schen in Uebereinstimmung; ich hatte, wie unser großer Aesthetiker, „ein stilles Veilchen“ in ihr gesehen, und konnte mir was darauf zu Gute thun, daß ich schon lange bevor er zum Turnier geblasen, auf eigene Faust Gervinus auch einen Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Längst der dramaturgischen Sphäre entfremdet und auf einem anderen Gebiete der Kunstforschung rehabilitirt, vergaß ich indeß bald wieder diese Sache über andere mir naheliegende Dinge, bis mich der erneuerte Shakespeare-Cultus unter unserer gegenwärtigen Bühnenleitung, sowie die Gründung eines neuen Organes für derartige Bestrebungen neuerdings daran erinnerte. Ob ich recht gethan, dießmal der Lockung nicht zu widerstehen, und zu geben, was ich hatte, mögen die Leser selbst entscheiden. Hätte ich meinen Aufsatz umarbeiten wollen, so würde ich jetzt wohl vor Allem das Verhältniß der Liebesepisode zum Stück überhaupt ins Auge gefaßt haben. Jeder sieht auf den ersten Blick hin, daß Ophelia nirgend in die Fabel dergestalt eingreift, daß der Gang der Handlung eine wesentlich andere Wendung nehmen müßte, wenn wir uns diese Figur ganz hinweg dächten. So entsteht die Frage: wozu bedarf der

Digitized by Google

Dichter überhaupt in dieser Tragödie einer Liebesgeschichte? Niemand wird Shakespeare eines Schiller'schen Hanges zu Liebschaften zeihen, oder gar annehmen, er habe mit der Schöpfung seiner Ophelia nur den „Gründlingen im Parterre" das unvermeidliche Opfer gebracht, welche nun einmal, wie gewohnt, ihre erste Liebhaberin auf den Brettern sehen wollen. Die Liebesepisode muß also doch *nothwendig* in den Plan des Dichters gehören, und — wenn sie kein unentbehrliches Glied der Handlung ist — zu was anderem kann sie ihm noch nothwendig sein, wenn nicht zur vollständigeren Individualisirung des Hamlet selbst? War es dem Dichter wichtig, uns seinen Helden auch in der Liebe und durch die Liebe kennen zu lehren, so ist natürlich die Frage, *wie* und *welche Art von Weib* er liebt, von größter Bedeutung für seine Charakteristik. Die Frage, ob wir Ophelia, mit Vischer, als eine fast gretchenhafte Natur zu nehmen haben, oder ob sie, wie man nach Göthe, Tieck, Gervinus und Anderen vermuthen könnte, nahezu eine kleine „reine entretenue" sei, diese Frage wird demnach allerdings nur aus der erschöpfendsten Analyse des Hamlet selbst heraus ihre endgiltige Antwort holen können. Aber diesen complicirten Grüblergeist vollständig auszuholen ist schwer, und die heterogenen Ansichten über ein so einfaches Wesen, wie Ophelia, stammen wohl hauptsächlich just aus der Unsicherheit in der Beurtheilung Hamlets selbst her, in den, wie mir scheint, noch jeder seiner Ausleger, mehr oder weniger, ein gutes Stück seiner eigenen Lebenserfahrungen und Weltanschauung hineininterpretirt hat. Unter diesen Umständen wäre es wohl der Mühe werth, die Sache einmal umzudrehen, auf eine rein objective Auffassung Ophelias an und für sich zu dringen, und dann von ihr, der jedenfalls leichter faßlichen Gestalt, aus auf den schwerbegreiflichen Hamlet und sein Verhältniß zu ihr zurück zu schließen. Wie aber will man auf dem rein objectiven Wege gründlich die Zweifel überwinden, welche nun einmal zahlreiche und zum Theil gewichtige Commentatoren über Ophelias Charakter in Umlauf gesetzt haben? — Vischer appellirt schließlich an den gesunden Sinn der Majorität der Gebildeten. Als ein kleiner Beitrag zu diesem Majoritäts-Gutachten mag denn auch meine verjährte Abhandlung immerhin einigen Anspruch auf Beachtung haben, und vielleicht zeugt sie für Ophelias Unschuld um so lauter, als sie den streitigen Punct direct nur vorübergehend berührt, hauptsächlich aber nach einer ganz entgegengesetzten Seite zu Felde zieht. Mir schien nämlich — vor beinahe zwanzig Jahren, in meiner kritischen Unschuld — die Majorität der Shakespearefreunde dergestalt voreingenommen für eine veilchenhafte Ophelia, daß ich (namentlich hinsichtlich der Darstellung) vor Allem gegen eine allzu sentimentale Auffassung dieser rührenden Gestalt, gegen einen „weiblichen Werther" glaubte ankämpfen zu müssen. Die Ansicht von Gervinus, daß Hamlets schlüpfrige Unterhaltung ihre Einbildungskraft mit sinnlichen Bildern angesteckt habe, erschien mir wie eine kaum beachtenswerthe Grille, die sich im Vorbeigehen abfertigen lasse. Daß es Commentatoren gebe, die noch viel übler von dem armen Kinde denken, hätte ich mir damals nicht träumen lassen und wäre mir geradezu unmöglich, ja absurd erschienen, da ja Ophelia im Ausbruch ihres Schmerzes über die vermeintliche Zerstörung dieses „edlen Geistes" ihrem Geliebten jede Mannestugend zuschreibt, ihn als „des Staates Blum' und Hoffnung" grüßt, und ausdrücklich „*der Sitte Spiegel*" nennt. — Und hatte ich Unrecht, wenn ich, nach meinem eigenen Eindruck schließend, die allgemeine Stimmung weit entfernt von jedem Verdacht gegen Ophelia wähnte, ja wenn ich mir die weicheren Seelen, insbesondere das gesammte schöne Geschlecht, bis zum Uebermaß für sie schwärmend vorstellte, überwältigt von dem bestimmenden Eindruck jener berühmten Schilderung ihres Todes, die ich deßhalb, als tonangebend, an die Spitze meiner Einleitung gestellt habe. — ? — Noch heute möchte ich jeden denkenden Freund Shakespeares, der sich die Unbefangenheit seiner Eindrücke noch nicht hat zu Tode commentiren lassen, fragen, ob es denn auch nur denkbar sei, daß der Dichter allen poetischen Zauber an jene Erzählung verschwendet hätte, wenn ihm bei dieser rührendsten Todtenklage nicht eine gretchenhafte Ophelia, sondern die kleine „reine entretenue" vorgeschwebt hätte? Und noch heute bin ich für meinen Theil der Meinung, daß Shakespeare nicht der Mann sei, der sich zu lyrischen Ergüssen über eine sturmgeknickte Blüthe hinreißen läßt, wenn er sich bewußt ist, daß hier der Sturm nur vernichtet habe — was ihm der Raupenfraß von dieser Blüthe noch übrig gelassen.

Digitized by Google

Zwiſchen Lippe und Becher.

Novelle von Theodor Reinwald.

(Fortſetzung).

XI.

O, nimm mein Herz in Deine Hut
Und hab es lieb und ſei ihm gut,
Es ſoll allein auf dieſer Erden,
Der Tempel Deines Bildes werden!
Fr. X. Seidl.

Die milden Herbſttage führten Lothar in Geſellſchaft Lady Iſabels und Lord Arthurs hinaus zu freiem Genuße der reizenden Gegend, und hier bildete ſich erſt jener innige Verkehr, von dem Lord Lisdale gehofft hatte, er werde heilend auf ſeines Freundes Gemüth wirken. Er ſelbſt mit ſeinem tiefen, reichen Wiſſen, ſeinem klaren Geiſt und dem großmüthigen Herzen übte eine unwiderſtehliche Gewalt über den ſchwankenderen Charakter Lothars aus, und Iſabel ſtand an ſeiner Seite wie ein Genius des Friedens. Bei dieſen Ausflügen zu Fuß und zu Pferd, über die mit dem Anhauch des Abſterbens geſchmückte Fläche, deren wechſelvolles Panorama unerſchöpfliche Anregung bot, geſtaltete ſich ein Austauſch der Gedanken, ſo anziehend, feſſelnd, beſtrickend, daß Lothars brütende Grübeleien verflüchtigten wie graues Gewölke vor dem Frühlingshauch. Die ſtrahlende Lichtſeite dieſer glücklichen Stunden drängte die ſchweren Schatten zurück, die ſeine Seele ſo lange verdunkelt hatten, und indem er mit feſtem Willen die Vergangenheit zwang, hinabzutauchen, lebte er der ſüßen Gegenwart mit der vollen Hingabe ſeiner Natur.

Wie Lord Lisdale es vorausgeſetzt hatte, — Iſabel war beſtimmt, die Heilung ſeines Freundes zu vollenden, oder vielmehr, ihn Schritt für Schritt aus dem düſtern Gebiet der zehrenden Leidenſchaft auf das lichte Gefild friedlicher Seelenklarheit zu führen. Die ſtarken Fäden der Sympathie ſchlangen ſich leiſe und allmählig um Beide, je mehr ihr gläubiges Herz das Wogen ſeiner Bruſt ſänftigte und ihr gleichmäßiger Frohſinn die finſteren Geiſter in ihm bannte.

Aber hatte Lord Arthur auch die tiefbegründete Verſchiedenheit in Anſchlag gebracht, die in dem Weſen ſeiner beiden Schweſtern lag? Wo die leichtblütige, mit der Welt ſchon mehr vertraute, in ihrer Herzensneigung ſchon befriedigte Georgine ohne Verſuchung ein barmherziges Liebeswerk üben konnte, indem ſie den ganzen Vorrath ihrer glücklichen Laune und ihres mitleidigen Gemüthes aufbot, um einen Kranken von ſeinen Grillen zu befreien, — durfte die innerlich ausgetiefte, aber kindlich unberührte Iſabel nicht gefahrlos das Werk übernehmen, ein unter den Kämpfen der Leidenſchaft zuckendes Herz beruhigen, eine im Widerſtreit mit ſich ſelbſt ringende Seele beſchwichtigen zu wollen. Es erging ihr, wie jenen opferfähigen Beguinen am Kriegsſchauplatze, die in der Ausübung ihrer edlen Aufgabe ſelbſt erliegen.

In den glücklichſten Stunden ihres Zuſammenſeins mit Lothar, wo er Geneſung und wohlthätiges Vergeſſen aus ihren Blicken, ihrer Stimme trank, ging ein elegiſcher Ton durch ihr Weſen, der ihr ſelbſt unbewußt das Aufbrechen der Blüthe, das volle Entfalten der Liebe ankündigte, wie der erſte Dufthauch, der einer halbgeöffneten Knospe entſtrömt.

Lothar fragte ſich nicht, woher der reiche Quell floß, aus dem er das ſelige Gefühl der Ruhe ſchöpfte. Für ihn war es ein Lethe, in dem alles frühere Leid aufging, und ein neuer, friſcher Glaube durchdrang ſeine Bruſt. Kein Wort fiel zwiſchen ihnen, das die Zartheit dieſes Verhältniſſes entweiht oder Iſabels heiliges Geheimniß entſchleiert hätte. Sie gingen wie im Traum. Aber profane Blicke ſtreiften gleichwohl über ſie hin. Bei den pflichtmäßigen Diners, welche Lord Lisdale mehrmals im Jahre der Elite der Grafſchaft zu geben hatte, bot es eine ſo willkommene Abwechslung, zwiſchen Politik und Sport, Putz und Localchronik etwas über Lady Iſabel und ihren „Anbeter“ zu ſprechen, wie die durch Lothars Gleichgültigkeit gekränkten jungen Damen ſich ausdrückten. Gegen die Weihnachtszeit fühlte ſich das Herrenhaus mit Gäſten, deren einer Theil noch bis zum Beginn des Carnevals blieb, wo alljährlich in Lisdale-Court ein glänzender Ball ſtattfand.

Digitized by Google

Dieser große Tag war gekommen, und Lothar wurde durch die Unruhe verscheucht, welche das Haus vom Giebel bis zum Keller beherrschte. Verdrießlich durch Lady Isabels Theilnahme an dieser Geschäftigkeit, da er sie nur auf wenige karge Momente zu sehen bekam, schlenderte Lothar einen eben erhaltenen Brief seiner Schwester in der Hand, zum Dorfe hinab, um Mrs. Wilson eine Botschaft Isabels zu überbringen.

Hildegards Brief war noch unerröffnet. Erst unterwegs löste Lothar das Siegel und fand zu seinem Erstaunen eine Einlage von Waldemars Hand. Waldemar in Nizza? Was hatte das zu bedeuten?

Die Erklärung lag in wenigen Worten.

„Ich bin hier," schrieb Graf Waldemar Rhona, „weil Deine Schwester sich rathlos an meinen Onkel gewendet hat. Helene ist so ernstlich krank, daß man in diesem Augenblick ihre Heimreise als zu gewagt ansieht, obwohl sie nichts lebhafter wünscht. Die arme Hildegard stand ohne männlichen Schutz da und bat ihren Vormund, nach Nizza zu kommen. Aber mein Onkel haßt das Reisen eben so sehr, als die Gicht ihn zur Winterszeit liebt, — er mußte also dieses Ehrenamt auf mich übertragen. Was ich den Aerzten abzufragen vermochte, ist wenig tröstlich. Helene soll ein Herzleiden haben, das, mit Heftigkeit auftretend, seine künftigen Folgen noch nicht errathen läßt. Ich fand sie sehr verändert im Aussehen, dafür aber sanft, weich, wie nie vorher, und dankbar für mein Kommen. Auch Deine Schwester ist beruhigter, und um diesen Preis würde ich an das Ende der Welt gepilgert sein! Nach Dir also keinen übertriebenen Kummer, lieber Freund, denn von Gefahr ist keine Rede und sei gewiß, daß ich alles in meiner Macht Liegende aufbiete, den von Dir übernommenen brüderlichen Schutz auf Hildegard in vollstem Maße auszudehnen, denn sie ist mir heilig, wie ein Kleinod."

Hildegard bestätigte nur in jedem Satze Waldemars Worte; aber konnte das Lothars Unruhe mildern? Er hätte Flügel besitzen mögen, um den Raum zu überschiffen, der ihn von Helene trennte. Sie, und nur sie schwebte ihm vor, als bedürfe sie seiner; eine versuchende Stimme flüsterte ihm zu: sie würde nicht leiden, wenn du nicht fortgegangen wärest! So unberechtigt auch dieser Gedanke sein mochte, er verfolgte ihn dennoch, wie ihr bleiches Bild seine Fantasie marterte.

Mit dieser aufgeregten Stimmung trat er bei Mrs. Wilson ein, die ihn noch gedrückter als sonst empfing.

„Sie werden heute Abend im Herrenhause erwartet, Mrs. Wilson" sagte Lothar hastig, als quäle ihn jetzt Isabels Auftrag, weil er so wenig zu seiner Gedankenrichtung paßte, „Ihre kunstgeübte Hand soll wieder hie und da Beistand leisten und wenn ich nicht irre, die lustigen Tanzweisen auf dem Flügel spielen, damit das Vergnügen gekrönt sei."

Die Frau des Doktors bemerkte wohl den Zug von Ironie und Grimm, womit der Fürst diese Worte hervorstieß, aber sie legte in ihre Entgegnung nichts, was ihm zeigte, er sei anders, als gewöhnlich.

„Es war immer mein Amt, als ich noch Claires und Idas Unterricht im Hause leitete," sagte Mrs. Wilson, „daß ich bei solchen Gelegenheiten Lady Isabel aushalf und dann oft bis zum Morgen Tänze spielte; aber jetzt geht es nicht immer. Heute ist mein kleiner Pflegling krank, und ich kann ihn nicht verlassen."

„Der kleine Robert!" rief Lothar durch die Erinnerung an das Kind gleichsam besänftigt; „Ei, lassen Sie mich ihn doch sehen, Mrs. Wilson!"

Das Kind lag auf seinem Bettchen und brannte im Fieber, das seine großen, wundervollen Augen noch fremdartiger in dem abgemagerten Gesichtchen leuchten ließ. Die kleinen Hände streckten sich dem neuen Freunde entgegen, den der Knabe schon um mancher willkommenen Naschereі oder manchen schönen Spielzeuges willen liebte. Lothar beugte sich herab und drückte einen Kuß auf die heiße Stirn des Kleinen und ein unsagbares Gefühl von Wehmuth überkam ihn beim Anblick dieses hülflosen Geschöpfs, das durch geheimnißvolle Umstände in fremder Pflege dahinschmachtete. Willig setzte er sich hin und gab seine Uhr in die tändelnden Fingerchen des Knaben, der sich endlich die blitzende Kette um seinen Hals hängen wollte. Lächelnd ließ ihn Lothar gewähren und half ihm nach, da verschob sich die Halskrause, und ein goldenes

Digitized by Google

Herz an schwarzer Schnur wurde auf dem blendend weißen, aber dünnen Hals des Kindes sichtbar.

„Gewiß Dein höchster Schatz, Du armes Kind," sagte Lothar leise vor sich hin, indem er unwillkührlich die Hand auf dieses Pfand einer dunklen Abstammung legte.

Das kleine Herz glühte, wie die fieberheiße Haut des Kindes und Lothar zog die Hand zurück, als schmerze ihn die Berührung. Da lag die Aversseite nun oben und zeigte ein eingravirtes Wappen über einem verschlungenen Namenszug.

Wie verzaubert, zu Stein geworden starrte Lothar dieses Wappen an und eine so auffallende Veränderung mußte sich in seinen Zügen ausdrücken, daß Msts. Wilson, die unfern stand, erschreckt ausrief: „Was haben Sie Durchlaucht? Hat Sie etwas erschreckt?"

„Ich kann es nicht läugnen, Msts. Wilson," sagte er noch unter dem Bann der Ueberraschung schwerathmend, „sagen Sie mir, — kennen Sie dieses Wappen?"

„Nein," versetzte sie mit dem Tone der Wahrheit.

„Sie wissen also nicht, wessen dieses Kind ist?"

„Nein, ich weiß es nicht," war dieselbe überzeugende Antwort, von einem offenen ehrlichen Blicke unterstützt.

„Und wer, wer hat Ihnen das Kind übergeben? Wie kommt es hieher? — Verzeihen Sie, Msts. Wilson! Aber ich bin so gewaltsam erregt, daß ich vielleicht zu weit gehe in meinen Fragen. Doch aus Barmherzigkeit sagen Sie mir über diesen Knaben, was Sie wissen!"

„Das ist allzu wenig, Durchlaucht!" erwiderte die Doktorsfrau in ihrer ruhigen Weise; „Eine Abgesandte brachte mir vor etwa anderthalb Jahren den Knaben mit allen Bedingungen eines strengen Geheimnisses, aber mit glänzenden Mitteln und noch glänzenderen Zusagen für die Zukunft. Daß ich nicht mystificirt wurde, bewies mir ein Brief meiner Schwester Martha, die mir dringend die Annahme des Kindes empfahl und sich für die Rechtmäßigkeit seiner Abkunft verbürgte —"

„Oh!" stöhnte Lothar, im Auge düsteren Schmerz und um die Lippen bleichen Hohn, „Miß Martha ließ sich täuschen, oder sie bot ihre Hand zu einem verächtlichen Gaukelspiel! — Vergeben Sie mir dieß Wort, Msts. Wilson, aber ich durchschaue dieses Gewebe und Ihre Schwester mag in ihrer langjährigen Pflichttreue nichts anders zu wählen gehabt haben. — Ein Herz als Symbol des Verrathes, welch grausamer Hohn!" murmelte er, das goldene Kleinod betrachtend und es in seine Hände pressend, daß die Feder sprang, die das kleine Herz in zwei Theile legte und zwischen innen eine Locke schwarzen Haares verbarg. Lothar verschloß es mit zitternder Hand und ließ es zurückfallen auf die Brust des Kindes, das ihn verwundert aus den räthselhaften Augen anschaute, die er nun auf einmal nicht mehr um ihren magischen Einfluß zu befragen brauchte.

„Leben Sie wohl, Msts. Wilson," sagte er hastig, denn es drängte ihn aus der engen Atmosphäre des Zimmers zu kommen; „Ich brauche Ihnen nicht an das Herz zu legen, daß diese Scene unter uns bleibt. Ich muß Ihr Geheimniß ehren, — ehren Sie das meine!"

Er reichte ihr die Hand, und sie sagte ihm traurig Lebewohl mit einem Blick voll frauenhaften Mitleids, wie er ihn aus Miß Marthas Auge öfter empfangen.

„Thor, der ich war!" stieß er draußen in der kalten, nebligen Abendluft hervor; „Das hat nun die Wurzel des Uebels aus meiner Brust gerissen."

Grelles Licht und lautes Stimmengewirr empfing ihn unangenehm, und Lady Isabel, weiß gekleidet, mit Rosen im Haar begrüßte ihn heiter an der Treppe und scherzte über sein langes Ausbleiben.

„Sie sollten schon im Saale sein, Fürst Lothar!"

„Ich werde kommen, Lady Isabel. Gestatten Sie mir nur eine halbe Stunde!"

„Wie sonderbar klang heute seine Stimme!" dachte Isabel befremdet. Indeß fand sie nicht Zeit darüber nachzudenken, weil ihre Pflicht als Wirthin sie aller Orten beschäftigte.

Eine Stunde später hatte der Tanz begonnen.

Ein junger Mann aus der Nachbarschaft ersetzte Msts. Wilson am Piano, und die junge Welt fragte nicht viel darnach, wessen Finger ihre Füße in Bewegung brachten.

Digitized by Google

Endlich erschien Lothar, nachdem Lord Arthur bereits nach ihm fragen ließ, veranlaßt durch Isabels geäußerte Befürchtung, es sei ihm etwas Besonderes begegnet.

Isabels rascher Blick streifte den Eintretenden und bemerkte seine ungewöhnliche Farbe, sein unruhig funkelndes Auge und den herben Zug um den Mund, der in der letzten Zeit schon so selten geworden war.

„Welchen Tanz werden Sie mir schenken, Lady Isabel?" fragte er, nachdem er mit Lord Arthur eine kleine Runde im Saale gemacht hatte.

„Ich meine, Sie sollten es unterlassen, Fürst Lothar, erwiderte Isabel mit ängstlichem Aufblicken.

„Und warum?" gab er lachend zurück, „Ich bin eben heute in passender Stimmung, ganz besonders aufgeräumt, ein völlig anderer Mensch!"

„Das sehe ich;" versetzte sie traurig.

„Sie sind schwer zu befriedigen, Lady Isabel," sagte er scherzend; „Wie oft haben Sie mir so beredtsam eine bessere Laune empfohlen, mich mit dem finstern Saul verglichen, den Davids goldene Leyer selbst nicht zu erheitern im Stande wäre. Nun denn, — warum sind Sie jetzt nicht mit mir zufrieden?"

Sie antwortete nicht, schüttelte nur leise den anmuthigen Kopf, dessen volle blonde Locken von frischen Centifolien durchduftet waren. Lothar beugte seine Gestalt, um in ihr liebliches Gesicht zu schauen, wo ihn immer der Friede angelächelt. Jetzt standen ihre Augen voll Thränen.

„Oh, Lady Isabel!" rief er leise und bestürzt, „weßhalb das? Habe ich Sie beleidigt?"

„Nein, nein," sagte sie schnell, „Aber, — Ihre Heiterkeit that mir weh, denn sie verbirgt das Gegentheil!"

Und fort war sie, entschlüpft wie ein schönes Reh ins Dickicht.

Ein Strahl von Entzücken leuchtete in Lothars Auge auf; die Bitterkeit schwand von seinen Lippen, die Wolken von seiner Stirne.

Er setzte sich neben die alte Lady, die stets in den ersten Stunden des Abends die Honneurs des Hauses machte und in ihrem perlfarbigen schweren Seidenkleide und ihrer kostbaren Spitzenhaube, die Diamanten, welche ihre Jugend gespiegelt, auf der Brust, heute gar nicht aussah, wie das Großmütterchen am Camin, sondern wie eine imposante Gestalt aus der Ahnengalerie, die bis zur jungfräulichen Königin Elisabeth zurückreichte. Die alte Dame besaß noch ein feines Beobachtungsvermögen, und ihr leise ironisches Lächeln traf zuweilen die verschiedenen höchst pikanten Erscheinungen, welche die Grafschaft als typische Repräsentanten hierhergesendet hatte. Zu einer andern Zeit würde Lothar über diese Exemplare von Fuchsjägern, gravitätischen Gentlemens mit steifen Halsbinden, flachshaarigen jungen Dandis, schüchternen Landmädchen und paradiesvogelartig geputzten Garde-Damen satyrisch geworden sein; heute aber hatten seine Gedanken einen andern Flug, seine Empfindungen einen weiteren Spielraum, — er sah und hörte eigentlich nichts von Allem, was um ihn vorging, bis Lady Isabel vor ihm stand und den Fächer in der Großmama Schoß legend halb vorwurfsvoll fragte: „Ist das Ihre köstliche Laune, Fürst Lothar?"

Wie aus einem Traum geweckt sah er sie an und gab ihr den Arm.

„Ich habe Sie nie so schön gesehen, Lady Isabel," sagte er seinen feurigen Blick über sie werfend.

„Es ist das erstemal, daß ich Sie so sehe," entgegnete Isabel; „Haben Sie aufregende Nachrichten erhalten? Oder was ist es sonst, daß Sie so ganz anders sein können?"

„Es ist nichts, als die Umwandlung eines Menschen, der plötzlich die Nebel vor seinem Auge fallen sieht, der mit einemmale weiß, daß er ein Thor gewesen. Doch, — Lady Isabel, ich will nichts beichten, nichts erklären, denn ich kann es Ihnen gegenüber nicht eingestehen, warum so lange die goldene Harfe Davids vergeblich geklungen. Aber jetzt haben ihre Saiten gerauscht und siegreich die Finsterniß zertheilt. Jetzt bin ich ein Anderer und Sie sollen nicht davor erschrecken!"

Es wehte ein glühender Hauch aus seinen Worten, und Gluth flammte aus seinem Auge. Sein Arm umschlang ihren Leib, und die Leidenschaft, die durch jede seiner Adern pulste, steckte sie gleichsam an. Sie fühlte sich getragen, wie in Wolken schwebend,

Digitized by Google

betäubt durch den tollen Wirbel, während er sich in dem Rosenduft ihres Haars berauschte und immer fester ihre zitternde Gestalt an sich drückte.

Sie war erschöpft, verwirrt, beseligt und bange zugleich, und so entschlüpfte sie ihm, der selbst mit pochenden Pulsen und feuchter Stirne an einen Pfeiler lehnen mußte, denn seine Brust wogte und sein Kopf glühte.

„So ist es, wenn man große Kinder ihrem eigenen Willen überläßt," sagte Dr. Wilson lachend, indem er auf Lothar zutrat, „Es liegt etwas Selbstmord in Ihrer Art zu tanzen, Fürst Waldhausen!"

„Keine Sorge, lieber Doktor," entgegnete Lothar, „Ich will dafür den ganzen Abend rasten."

Die Gesprächigkeit des Doktors fürchtend, zog sich Lothar in ein anstoßendes Cabinet zurück, das kühl, mit Blumengruppen in den Ecken und kleinen Wandsofas versehen, die Oase der heißen Tanzwüste bildete. Eine einzige Lampe spendete vom Plafond aus ihr Licht, und in diesem kühlen Dämmer ruhte eine große Gestalt, von der süßer Rosenduft ausströmte und ihn leise hinleitete.

„Vergebung, — oh Vergebung, Lady Isabel, wenn ich zu ungestüm gewesen bin!" flüsterte Lothar.

Sie barg ihren Kopf unbekümmert, ob der duftende Kranz zerstört wurde, und antwortete nicht. Aber ein leises Zucken verrieth ihre Bewegung.

„Nur *einen* Blick, theure Lady Isabel!" flehte Lothar mit einer Stimme, in der *sie* jetzt die Harfe Davids zu hören glaubte, „einen einzigen Blick gönnen Sie mir, wenn ich nicht grenzenlos betrübt sein soll!"

Sie sah ihn an mit ihren milden, thränenschweren Augen und lächelte doch dabei in der unbewußten Bewegung ihres Herzens.

„Wieder um meinetwillen!" sagte er, ihre Hand an seine Brust pressend, „Theure, herrliche Isabel, ich verdiene keine dieser köstlichen Thränen, und doch sind sie ein reiner Thau für meine Seele! Lassen Sie mir diese Hand, die mich so hold zu Licht und Frieden geleitet hat. Es ist mir, als hätte ich in dieser Stunde in Ihrem Herzen gelesen; — sagen Sie, daß Sie mich lieben können, *mein* Leben gehört Ihnen!"

Sie bebte unter süßen Schauern, und er *fühlte* ihre Antwort und drückte in heiligem Entzücken die Lippen auf ihren blonden Scheitel.

„Mein schützender Engel, meine Braut!" sagte er beinahe andachtsvoll, „Du sollst mir nicht vergeblich Deinen schönen Frieden eingehaucht haben!" Der Bund war besiegelt mit einem Kuß, so leise und süß auf ihre reinen Lippen gedrückt, daß sie selbst es nur wie im Traum empfand, als sie ihn verschwinden sah und allein in dem halbhellen Cabinet zurückblieb mit dem einzigen, aufjubelnden Gedanken: „er liebt mich, er ist mein!"

(Fortsetzung folgt.)

Clara Ziegler in Dresden.

Von Claire von Glümer.

Seit Fanny Janauschek, Dawison und endlich Emil Devrient vom Dresdner Theater geschieden, war die große Tragödie nicht nur das Stiefkind unsrer Bühne, sondern auch unsres Publikums. Die Klagen über die verflachende, dem Großen und Idealen abholde Tendenz der Zeit, über das Absterben der höhern Poesie wurden auch nach dieser Richtung, und wie es schien mit Recht, immer lauter. *Clara Ziegler*, welche vom 30. Juni bis 14. Juli sechs Mal — in der Braut von Messina, als Medea, Deborah, Iphigenia, Jungfrau von Orleans und nochmals als Medea — hier auftrat, hat indessen allem Theaterpessimismus ein Ende gemacht und den Beweis gegeben, daß unsere Zeit das Große und Schöne nicht nur hervorzubringen, sondern auch mit jugendfrischem Enthusiasmus anzuerkennen vermag.

Die Künstlerin hat einen für Dresden unerhörten Erfolg errungen. Die ersten Vorstellungen fanden, da die tropische Hitze Viele vom Theaterbesuch abschreckte, bei

Digitized by Google

nur mäßig gefülltem Hause statt, aber schon bei der dritten Vorstellung, der Iphigenie, welche — obwohl sich die Titelrolle in den Händen unsrer gefeierten Bayer-Bürk befindet — stets vor mehr als halbleeren Bänken über die Bühne geht, mußte das Orchester geräumt werden. Bei dem letzten Auftreten der jungen Künstlerin als Medea war das Theater bereits beim ersten Morgengrauen von Dienstmännern umlagert, welche die um 11 Uhr stattfindende Eröffnung der Kasse erwarteten; die Zahl der bestellten Billets überstieg um das Doppelte die der vorhandenen Plätze; am Abend umdrängten in vergeblicher Hoffnung auf ein Billet noch hunderte von Menschen das Theater, welches seit Emil Devrients Abschiedsvorstellung einen solchen Andrang nicht gesehen, und nach der Vorstellung noch wogte die Masse um die Ausgänge, um die Gefeierte beim Austritt zu begrüßen. Wollten wir diesem äußern Erfolg, der auch zuweilen einem Modegötzen zu Theil wird, noch so wenig Gewicht beilegen, wollten wir den stürmischen kaum endenden Beifall, die Blumen und Lorbeerkränze, mit welchen unser sonst so kühles Publikum die Künstlerin in jeder Rolle überschüttete, auch gering anschlagen, so gewinnen doch diese Erfolge im Zusammenhang mit dem plötzlichen Wiedererwachen des Interesses für eine höhere dramatische Kunstgattung und in der nachhaltigen Begeisterung, die das Gastspiel der Künstlerin in allen Kreisen unsrer stillen Stadt hervorgerufen, eine tiefere Bedeutung.

Clara Ziegler übertraf, obwohl ihr — besonders von Wien aus — die günstigsten Berichte vorangingen, alle Erwartungen, und trotz abweichender Ansichten über Einzelnheiten läuft das Gesammturtheil, über welches sich Kritik, wie Publikum geeinigt, darauf hinaus, daß wir in ihr die größte lebende Tragödin Deutschlands vor uns haben. Ihre tiefe poetische Auffassung, ihre mächtige Gestaltungskraft, die dämonische Leidenschaft und die süßeste Innigkeit, die sich in ihren Darstellungen vereinigen, die königliche Gestalt der jungen Künstlerin, die plastische Schönheit jeder ihrer Bewegungen, die ausdrucksvolle Mimik, welche selbst im stärksten Affekt nie die Grenze der Schönheit verletzt, ein Organ, dem an Wohllaut, Kraft und Biegsamkeit in Deutschland vielleicht kein zweites an die Seite zu stellen ist, dies Alles sind Vorzüge, welche Clara Ziegler zu einer Künstlerin von Gottes Gnaden machen.

Fräulein Ziegler ist noch nicht in allen Rollen, noch nicht nach jeder Richtung hin vollendet, und bei der Kürze ihrer theatralischen Laufbahn würde es uns beinahe erschrecken, wenn sie es wäre; es scheint uns nothwendig, daß sie noch mit den großen Aufgaben ringt, die sie sich gestellt hat. Aber mag sie hin und wieder, von der Ueberkraft ihres Wesens verleitet, ein wenig zu viel geben, mag ihre Isabella etwas zu deklamatorisch, ihre Jeanne d'Arc hie und da zu walkürenhaft, ihre Iphigenia im Anfang vielleicht etwas zu farbig sein — immer entspringt der Fehler nur aus der Fülle und Größe, niemals aus einer Armuth oder Schwäche ihrer Natur und bei der vollen, frischen, freudigen Hingabe, mit welcher sie an ihre Aufgaben herantritt, darf sich der Kunstfreund mit voller Sicherheit der Ueberzeugung hingeben, daß je weiter die Künstlerin, das reine Kunstideal im Auge, auf ihrer Bahn vorwärts schreitet, sich auch ihre Leistungen zur vollständigen Harmonie abrunden werden.

Wie Vollendetes Clara Ziegler zu leisten vermag, hat sie uns vor Allem in ihrer Medea bewiesen. In diese Rolle hat sie sich vollständig eingelebt, hier ist kein Zug vernachlässigt oder übertrieben, hier ist Alles vom leisesten Anklingen der Wehmuth bis zum Wuthausbruche, von der süßesten Liebesklage bis zur Raserei der Eifersucht so unumstößlich wahr, daß dies Kunstwerk auf uns wirkt wie ein Naturereigniß, vor dem alles verstummt. Mit schauerndem Entzücken lassen wir diese Stürme der Leidenschaft über uns hinbrausen. Wir vergessen die Dichtung, Medea lebt vor unseren Augen und zwingt uns, ihr in alle Höhen und Tiefen der Empfindung zu folgen. „Der zweite und dritte Akt der Medea hat mich so getroffen, wie noch nie eine schauspielerische Darstellung" schrieb uns ein geistreicher Freund, dessen Urtheil als competent gelten dürfte; „die Erinnerungen an Rachel und Ristori erbleichten daneben, und das Gewaltige der Janauschek in dieser Rolle erscheint mir neben der Auffassung der jungen Künstlerin wie eine Rembrandt'sche Compositionsweise zu der eines Raphael."

Der Iphigenia verlieh Clara Ziegler ein Gepräge, das uns anfänglich fremdartig berührte. Wir waren bisher gewöhnt in dieser Rolle eines der weißen Marmorbilder zu sehen, in denen sich uns die antike Welt verkörpert; hier wurde uns

Digitized by Google

die farbige Statue der alten Griechen vorgeführt. Auch Goethe hat das weiße Marmorbild vor Augen gehabt, als er die Iphigenie dichtete, und diese Goethesche Iphigenie war es eben nicht, die uns Fräulein Ziegler gab. Aus der Fülle ihrer Individualität, aus ihrer gewaltigen Subjectivität heraus schuf sie die lebenswarme Gestalt der Tochter Agamemnons aus dem Hause der wilden Atriden, den stolzen Sprößling aus dem Geschlecht des Tantalus, der mit Göttern zu Tisch gesessen. Ueber die Berechtigung einer solchen Auffassung mag sich streiten lassen und wenn unser Gewissen sich bei kühlerer Ueberlegung für Goethe entscheidet, so können wir doch nicht läugnen, daß uns der unwiderstehliche Zauber der Gestalt, die uns Fräulein Ziegler vorführte, so lange wir sie sahen, vollständig gefangen nahm. Die Leistung der Künstlerin gipfelte sich in dieser Rolle im Vortrag des Parzenliedes, das Alles übertraf, was wir je auf der Bühne gesehen und gehört. Und das Publikum war unsrer Meinung. Als Iphigenia die Altarstufen hinaufstieg, dort angelehnt in der wundervoll plastischen Stellung der berühmten Polyhymnia stehen blieb, mit irrem Blick ins Weite schaute und mit halber Stimme den wunderbaren Gesang zu sprechen begann, um ihn leiser und leiser ausklingen zu lassen, herrschte im Hause jene athemlose Stille, welche nur die höchsten Offenbarungen der Kunst zu begleiten pflegt. Die Götterwelt wurde vor unsrem Auge lebendig; „vom Berge zu Bergen" sahen wir die Olympier schreiten, in mitleidsloser Majestät die Sterblichen zerschmetternd, die sich ihnen gleichzustellen gewagt, und nun vergebens „harren gerechten Gerichts."

Wir haben bis dahin die Figur der Penthesilea auf der Bühne für unmöglich gehalten; nach dem, was wir von Frl. Ziegler gesehen, ist sie uns nicht mehr undenkbar, und da Mosenthal, wie wir hören, mit einer Bearbeitung der Kleist'schen Tragödie für die Bühne beschäftigt ist, begegnen wir vielleicht der Künstlerin in nicht allzuferner Zeit in der titanischen Gestalt der Amazonenfürstin, und sie erobert der Bühne ein poetisches Kunstwerk, das ohne sie vielleicht noch lange der lebendigen Darstellung entbehren müßte.

Vom Büchertisch.

** Das Album: „Bibliothek deutscher Originalromane", eine Sammlung, welche die besten Namen der Gegenwart aufweist (Leipzig, E. Julius Günther) hat neuerdings einige sehr beachtenswerthe, neue Beiträge publicirt. Wir nennen zuerst „Ein deutscher Fürst," historischer Roman in vier Bänden von Franz Carion, der bereits durch mehrere vielgelesene und anziehende historische Erzählungen, wie z. B. „Aus der Zeit Karl Theodors oder ein getheiltes Herz" sich den Beifall des Publikums erwarb. Der Held seines neuesten Romans ist der alte Dessauer, und der Verfasser hat mit großem Geschick verstanden, den breiten historischen Hintergrund des vorigen Jahrhunderts und der Epoche des großen Friedrichs mit seiner erfundenen Geschichte zu verbinden. — Nicht minder spannend ist ein gleichfalls vierbändiges Werk „Die Spionin", Roman aus der Geschichte des amerikanischen Bürgerkriegs von Adolf Schirmer, neben Armands und Mölhausens brillanten Schilderungen immerhin ebenbürtig durch den interessanten modernen Stoff, wie durch die anschauliche Darstellung in gleichem Grade fesselnd. Die Heldin ist ein schönes Weib, die aus eigenem Antrieb und persönlichem Herzensinteresse für die Sache der Nordstaaten die gefährliche Rolle einer Spionin übernimmt. Wenn der Verfasser nicht selbst durch eigene Theilnahme und Anschauung jenen blutigen Wirren und weitschichtigen Kämpfen mit ihren wechselnden Schauplätzen nahe stand, so hat er jedenfalls gründliche Studien gemacht, welche überall ein unmittelbares Bild der verhängnißvollen großen Ereignisse und der einzelnen Scenerien desselben geben. — Von Herman Schmid, dem berühmten Erzähler des bayerischen Hochlands, enthält das Album einen fünfbändigen Roman „Mütze und Krone," eine spannende moderne Geschichte aus den letzten Jahren der Bewegung. Der Schauplatz ist ein deutscher Mittelstaat, und unschwer lassen sich gewisse Beziehungen zu bekannten Persönlichkeiten der Gegenwart und Vorfällen der jüngsten Vergangenheit erkennen, obwohl der Dichter in freier Gestaltung der eigenen Erfindung überall sein dichterisches Recht gewahrt hat. Es ist

Digitized by Google

dies der erste moderne Roman überhaupt, den Schmid geschrieben, und mit Freuden anerkennen wir, daß er sich mit gleicher Sicherheit und Routine auf dem Parquet und im Cabinet, in dem Parteitreiben der Großstadt, wie früher in der Sphäre des Landvolks und des Hochlands bewegt. Wir werden auf diese interessante Arbeit gelegentlich noch ausführlicher zurückkommen. — Die letzten Lieferungen endlich bringen noch ein zweibändiges Werk „Ein Wechsel," Roman von Alfred Steffens, eigentlich nur eine breit ausgeführte größere Novelle aus dem Berliner Leben. Feine Beobachtung und lebhafte Darstellung zeichnen diese Leistung vortheilhaft aus, wie überhaupt hervorgehoben werden muß, daß die Redaction des Albums in der Auswahl der Werke mit Vorsicht und Geschmack verfährt und nur gediegene Leistungen bietet. In der Liste der neueren Publicationen finden sich Namen von bestem Klang, wie Gerstäcker, Höfer, Holtei, Scherr, E. Willkomm, Temme, A. v. Winterfeld, R. Prutz, L. Schücking, J. Mühlfeld, A. Mützelburg, A. Meißner, Armand, Mügge ꝛc. — Bei dieser Gelegenheit noch einige andere Novitäten. Zu den bekannten Reisebüchern von Bädeker und Berlepsch ist jetzt für Tirol noch ein besonderes und in jeder Beziehung empfehlenswerthes Buch gekommen. Es ist „Der Tirolerführer von Dr. E. Amthor (Gera, Amthor), ein Reisehandbuch für Deutsch- und Wälsch-Tirol unter Berücksichtigung der angrenzenden Gebietstheile des bayerischen Hochlands, Vorarlbergs, Salzburgs, Kärnthens und Italiens; mit 15 Karten, Panoramen und Stadtplänen. Der Verfasser bereiste das genannte Land seit mehr als dreißig Jahren, und hat sich auf diesen wiederholten und stets variirten Touren eine Kenntniß des Landes und seiner Leute bis in das einzelnste Detail und in einer Vollständigkeit erworben, wie sie vielleicht kaum ein geborner Tiroler besitzt. Die Bearbeitung des Buches hat außerdem die zuverlässigsten wissenschaftlichen Quellen, sowie Originalmittheilungen hervorragender Kenner der deutschen Alpen zu Rathe gezogen. Der rasche Erfolg, den dieses in seiner Art musterhafte Buch bei seinem ersten Anlauf errungen, hat bereits eine zweite, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage nothwendig gemacht, und die Stimmen der Presse sind darin einig, daß dieser Führer unter allen bisher erschienenen der beste sei. Die einzelnen Theile, welche wir aus eigener Erfahrung controliren konnten, zeichnen sich durch Gründlichkeit, Vollständigkeit und Richtigkeit der Angaben aus. Tirol ist neuerdings immer mehr zu einem Asyl auch der bayerischen Touristen geworden, und wird es in der nächsten Zeit immer mehr werden. Sei denn dieses zuverlässige und fleißig gearbeitete Buch bestens empfohlen. — Die Ergänzungsblätter des bibliographischen Instituts von Hildburghausen enthalten auch im Augustheft eine Fülle des vielseitigsten und zeitgemäßesten Inhalts, für den die zusammengedrängte Uebersicht hier hinweisen mag. Geschichte: Der norddeutsche Reichstag von 1869, von Dr. Dühring. Das Cabinet Gladstones, von Dr. Bernhardt. — Literatur: Emanuel Geibel, von Dr. Strodtmann. — Kunst: Ueber zwei Epoche machende deutsche Gemälde des Jahres 1868 (nämlich: Die Jagd nach dem Glück, von Henneberg, und: Die sieben Todsünden von Mackart) von Dr. Bruno Meyer. — Geographie: Die deutschen Nordfahrten von 1868 und 1869, von Dr. R. Andree. — Chemie: Oxydation von Kohlenwasserstoffen. Darstellung des Alizarin. — Astronomie: Die Abnahme der Kometenköpfe mit der Annäherung an die Sonne. Ein Vorschlag zur Vereinfachung der Gradmessungen, von Dr. Klein. — Physiologie und Medicin: Krankenhäuser nach Barackensystem, von Dr. Bayer. — Botanik: Wärmebedürfniß und Vegetationsgrenzen der Pflanzen. — Volkswirthschaft und Statistik: Die Zollparlamentssession von 1869. Die Gewerbeordnung des norddeutschen Bundes, von Dr. Dühring. — Kriegswesen: Die preußischen Schießversuche gegen Panzerziele, von Castner. — Technologie: Bildung der Patina auf Bronzen. ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Köln. In der alten Krypte der Gereonskirche hat Avenarius die Entdeckung gemacht, daß an den Gewölben derselben unter etwa fünfzigfacher Tünche und zweimaliger Uebermalung die herrlichsten Freskomalereien sich befinden, welche, nach Schrift, Ornamentik und Darstellung zu urtheilen, der besten romanischen Zeit angehören und sich würdig den zu Schwarz-Rheindorf und Brauweiler entdeckten Malereien an die Seite stellen. Von den vorhandenen 15 Gewölben der alten Krypte ist bis jetzt eins aufgedeckt, und es zeigte sich daselbst eine Glorie mit den vier Evangelisten symbolisch als Adler, Engel u. s. w. dargestellt. Daran reihen sich Augustinus, Antonius von Padua, Cosmus, Erasmus, Sylvester, Judas. Die Felder sind mit den prachtvollsten romanischen Ornamenten eingefaßt.

Leipzig. Die Oper „Mignon" des Franzosen Ambroise Thomas ist vor Kurzem zum ersten Male auf unserem Stadttheater in Scene gegangen und hat sich im Großen und Ganzen als ein Halberfolg, ja man kann sagen: als ein Mißerfolg, herausgestellt. In der That ist sie auch ein Werk, in dem öde Langweiligkeit mit frecher Trivialität den häßlichsten Bund geschlossen hat, und das sich in der stylosesten, zerbröckeltsten Weise geberdet. Das Einzige, woran man sich noch halten kann, ist eine gute, mitunter sogar distinguirte Orchesterbehandlung, die aber doch wiederum den Nachtheil hat, daß sie die eigentliche Talentlosigkeit des Herrn Thomas erst recht flagrant macht und Einem seine Muse als ein Frauenzimmer erscheinen läßt, das ihre Verlebtheit hinter aufgelegtem Roth und sonstigen Schönheitsmitteln vergeblich zu verbergen trachtet. Und nun gar noch das Libretto — diese flachste Versimpelung des Goetheschen „Wilhelm Meister", diese inhalts- und handlungslose Wassersuppe! Man begreift wahrlich die Franzosen nicht; sie, die früher so empfindlich waren gegen die Schwächen eines Textbuches, und die gar manche Oper mit guter Musik eben dieser Schwächen wegen mit Protest zurückgewiesen haben, sie lassen sich jetzt dergleichen Fadaisen und Dürrheiten ruhig gefallen. Noch unbegreiflicher ist es fast, daß wir Deutsche den hingeworfenen Goethe-Köder anbeißen und des bloßen Namens wegen solchen transrhenanischen Schund auf unsere Bühnen zu verpflanzen suchen. (Europa.)

Moskau. Der Plan, die hiesige russische Oper gänzlich eingehen zu lassen und die Mitglieder derselben zur Completirung und Verstärkung der nationalen Oper in Petersburg zu verwenden, hat die kaiserliche Sanktion nicht erhalten, und somit bleibt Alles wieder beim Alten.

* **München.** Am 26. Juli wurde das königliche Residenztheater eröffnet, und leider schon am darauffolgenden Tage ereignete sich einer jener fatalen Zwischenfälle, welche eine plötzliche Aenderung des Repertoires veranlassen: Herr Nachbaur wurde unwohl, und so mußte „Die weiße Dame" in aller Eile durch den „Brauer von Preston" ersetzt werden. Wir hatten es demgemäß mit einer sogenannten Aushülfsoper zu thun; von diesem Standpunkt aus betrachtet und mit Rücksicht auf die große Hitze und das kleine Publikum lief die Vorstellung immerhin noch ganz erträglich ab. Der Gesang des Frln. Leonoff („Effie") und das lebendige Spiel der Herrn Schlosser („Brauer") und Sigl („Sergeant") sind als das zumeist Erfreuliche hervorzuheben, als das schlechtweg Bedeutendste hingegen die zwischen dem ersten und zweiten Acte eingelegte Generalpause.

⊙ **München.** Während der dießmal länger als gewöhnlich andauernden Ferien der k. Hofbühne hatte man die verschiedensten Seufzer nach Oper und Schauspiel zu vernehmen Gelegenheit gehabt, und darum dem Glauben sich hingeben können, das kleine Haus könne das schaulustige Publikum gar nicht fassen, zumal die verschiedenen Ausstellungen eine größere Menge von Fremden als gewöhnlich nach München lockten und locken. Trotzdem war das Haus leer, in den Logen sogar entsetzlich leer. Und ist doch Heyses „Colberg", mit welchem Schauspiel am 26. die Saison eröffnet wurde, eine anerkannt treffliche Dichtung, und die hiesige Besetzung eine ganz gute. Allein war die Thatsache der Eröffnung nicht hinlänglich bekannt geworden, oder hatte das hiesige Publikum den „Colberg" im großen Hause sich genug gesehen und scheute für die Wiederholung die erhöhten Preise, es blieb außerhalb des Theaters und strömte zu den Kunstreitern und dem Riesenkinde. Dafür folgte das besser besetzte Parket der Dichtung mit regstem Interesse, und spendete den Darstellern reichlichen Beifall. Die Aufführung war gut, Hr. Herz als Zipfelius ganz vorzüglich. Die HH. Rohde und Dahn wurden nur etwas heiser über ihren anstrengenden Rollen, und die Regie that in den Zwischenacten des Guten zu viel; ihre Anordnungen und Befehle klangen gar zu realistisch durch den Vorhang hindurch und in das Auditorium hinunter. Wenn der Decorationswechsel in diesen Pausen weniger geräuschvoll vor sich hätte gehen können, würde er den guten Eindruck, den die ganze Aufführung machte, nicht geschmälert haben.

Paris. Auf dem Théâtre lyrique wird die Oper „La Bohémienne" inscenirt, welche in

Digitized by Google

London unter dem Namen „The Gipsy" und sonst noch auf zahlreichen Bühnen Europas aufgeführt worden ist. Das französische Textbuch stammt von M. de Saint-Georges. Die Oper hat vier Akte und entwickelt einen großen Luxus in Bezug auf Ballet und Decorationen. — M. Alfred Mutel, Verfasser einer großen Anzahl beliebt gewordener Lieder, hat im Concert „Tivoli" eine reizende kleine Operette: „Le Mariage au cliché" („Die Heirath auf dem Klatsch-Abdruck") aufführen lassen. — Das Textbuch zu der dreiaktigen großen Oper „Fiesco" (nach Schiller), Musik von Lalo, welche bei dem Concurs des Théâtre lyrique den dritten Preis erhielt, stammt aus der Feder des Herrn Beauquier, Mitarbeiter an der „Gazette musicale" und Verfasser einer interessanten Schrift „Philosophie de la musique".

Regensburg. In der letzten Monatssitzung des historischen Vereins der Oberpfalz (am 8. Juli) gab Graf Hugo v. Wälderdorff einen Nachtrag zu einem früheren Vortrage über die Roswitha-Frage. Es dreht sich die betreffende Controverse um die Frage, ob der einzige bekannte Codex der Gedichte der Nonne Roswitha (richtiger Hrotsnith), welcher gegen Ende des 15. Jahrhunderts in St. Emeram in Regensburg gefunden und 1501 von Celtes edirt wurde, ächt ist, oder ob derselbe, wie seit einigen Jahren Professor Aschbach in Wien behaupten will, durch den Herausgeber Celtes umgearbeitet, resp. gefälscht wurde. Beide Ansichten fanden ihre Vertheidiger; wenn nun auch Aschbach von bedeutenden Autoritäten immermehr in die Enge getrieben wurde, so konnten seine Gegner bisher doch keinen urkundlichen Beweis dafür aufbringen, daß der Codex vor Celtes schon bekannt war. Dieser Beweis ist nun geliefert und lag sehr nahe, war aber von alten Schriftstellern, die sich mit der Frage beschäftigt hatten, merkwürdiger Weise übersehen worden. Erst unser unermüdlicher C. Woldemar Neumann ist bei seinen eingehenden Studien über Aventin darauf aufmerksam geworden, daß bereits Aventin den Codex lange vor Celtes kannte. Somit ist nunmehr die Roswitha-Frage definitiv abgethan, Celtes von der Anschuldigung der Fälschung losgesprochen und Hrotsnith vollkommen rehabilitirt. — Ein zweiter Vortrag galt dem oberpfälzischen Leonidas, dem vielgenannten Schweppermann. Hr. Archivar Dr. Will trug hauptsächlich, dem Aufsatze Dr. Pfannenschmids in den Forschungen zur deutschen Geschichte folgend, in anziehender Weise vor, was Alles gegen die Richtigkeit der Rolle, die man allgemein Seifried Schweppermann in der Schlacht bei Mühldorf spielen läßt, vom Standpunkte der historischen Kritik aus einzuwenden ist. Während nämlich die Sage Schweppermann als den Helden des Tages und den obersten Befehlshaber hinstellt, läugnet man in neuerer Zeit sogar seine Theilnahme an der Schlacht selbstverständlich wurde diese unseren wackeren Landsmann, dessen Gebeine noch zur Stunde in oberpfälzischer Erde (im Kloster Kastl) ruhen, so nahe berührende Frage eifrig diskutirt und lieferte endlich das Resultat, daß Schweppermann bei Mühldorf weder Oberbefehlshaber war, noch eine besonders hervorragende Rolle spielte, daß man aber ebenso wenig berechtigt sei, seine Gegenwart in der Schlacht zu leugnen. Die Ehre, in der Schlacht bei Gammelsdorf sich vorzüglich hervorgethan zu haben, bleibt ihm ungeschmälert. Zeichnungen seines Grabsteines und seines zu Kastl befindlichen Bildes lagen zur Erläuterung des Vortrages vor.

Weimar. Die Vollendung von Prellers Wandgemälden im neuen Museum zu Weimar feierten die zahlreichen Verehrer und Freunde des Meisters durch ein schönes Fest am 3. Juli. An einem großen Festmahl im Saal der Erholung nahmen über 150 Personen Theil, darunter eine große Anzahl von Bürgern und Handwerkern, welche als Schüler der noch jetzt von Preller geleiteten „Freien Zeichenschule" ihren Lehrer feierten, die gesammte Künstlerschaft, zahlreiche auswärtige Freunde und in Summa „ganz Weimar." Den Toast auf Preller sprach in ebenso warmen als schönen Worten Staatsanwalt Genast, worauf der Gefeierte in herzlichster und schlichter Weise erwiderte. Durch einen Toast des Direktors der Kunstschule, Graf von Kalckreuth, und Prellers Erwiderung auf das Wohl der Kunstschule ward das Fest zugleich zum Ausdruck der bereits seit geraumer Zeit eingetretenen freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vertretern der früher ziemlich schroff gegenüberstehenden Kunstrichtungen. — Bei der Rückkehr an sein am Park auf dem Wege nach Belvedere gelegenes Haus überraschte den Meister reiche Illumination und bengalische Beleuchtung des Hauses und der umgebenden Baumgruppen; neben dem Eingang zeigte ein großes Transparent von J. Marshall, wie die Gestalt des Homer dem deutschen Meister als Vision erscheint. Eine musikalische Aufführung der Männergesangsvereine bildete den schönen Schluß der Feier, und der herzliche Beifallsgruß der zahlreichen Menge zeigte, wie aufrichtige Verehrung alle Kreise der Bevölkerung ihrem gefeierten Mitbürger zollen.

Vermischtes.

In Kissingen wird das vom dortigen Bildhauer Arnold ausgeführte Denkmal des Königs Max II. noch im Laufe dieses Jahres, am 25. August oder 12. Oktober, aufgestellt

Digitized by Google

und enthüllt. Als Platz für dasselbe ist die Stelle ausersehen, wo zur Zeit die Brunnengruppe steht, welche dann in die Nähe des Brunnen-Pavillons versetzt werden soll.

Die Grimm'stiftung zur Gratisvertheilung der Volksausgabe von Grimms Märchen hat kürzlich Gelegenheit gehabt, mehrere entfernte, in der Diaspora befindliche deutsche Volksschulen zu bedenken. Die eine Sendung ist nach Rußland und zwar an die vom deutschen Lehrer-Seminar zu Hoffnungsthal in Bessarabien geleitete Elementarschule gegangen, und die andere an die deutschen Schulen in Welschtyrol, wo sie bekanntlich der Gefahr der Italisirung sehr ausgesetzt sind. Die letztgedachten Schulen haben in Folge der Theilnahme, die seit dem Jahre 1866 in Süd- wie in Norddeutschland für sie erwacht ist, einen neuen Aufschwung genommen, und es verdient in der That ihr rühmlicher Kampf für deutsche Sprache und Sitte unsere wärmste Unterstützung. Einige deutsche Gemeinden, wie die von Frastlongo und Roveda, die man bereits als der deutschen Nationalität verloren angesehen hatte, haben in jüngster Zeit deutsche Schulen verlangt und erhalten. Ein Aufruf zu Beiträgen für die Unterstützung solcher Schulen, den das deutsche Comité in Innsbruck erlassen, sagt u. A.: „Als der Kampf für deutsche Nationalität in Schleswig-Holstein gekämpft wurde, nahmen wir im Süden daran innigsten Antheil und gaben unserer Gesinnung wiederholten, thatsächlichen Ausdruck. Möchte unser Eintreten für die deutsche Sache im Süden ähnliche Theilnahme und Unterstützung finden, wie das Eintreten für deutsche Sprache und Sitten im Norden sie gefunden!" — Geldbeiträge zu diesem schönen Zwecke welle man der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung in Innsbruck zusenden. (M. f. L. d. A.)

Von der berühmten Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter existiren nur sehr wenige authentische Porträts. Nach einer Mittheilung der „Weimar. Zeitung" ist indessen in letzterer Zeit ein solches in Arnstadt aufgefunden worden. Das Porträt ist ein Brustbild in Oel; der Umstand, daß das Haar mit Gras- und Blumengewinden geschmückt ist, hat die Annahme hervorgerufen, es stelle Corona Schröter als Ophelia dar. Als Maler des Bildes wird Tischbein bezeichnet.

Quirin Leitner, der Vorstand des k. k. österreichischen Waffenmuseums im Arsenal zu Wien, hat eine kurze Beschreibung herausgegeben, welche als der erste, von kundiger Hand abgefaßte literarische Wegweiser durch die weltberühmten Schätze des Museums Fachleuten und Kunstleuten willkommen sein wird. Das Büchlein gibt zunächst eine geschichtliche Uebersicht der Entstehung des Museums und folgt dann den nach Thunlichkeit in chronologischer Ordnung aufgestellten Gegenständen mit kurzer Hervorhebung ihrer Eigenthümlichkeit, Zeit, der Meister, Inschriften u. s. w. Es sind im Ganzen über 2000 Nummern. Die Ausstattung des Verzeichnisses, das in den bei uns leider immer noch nicht in allgemeinen Gebrauch gekommenen zierlichen Albinen-Lettern gedruckt ist, entspricht der Gediegenheit des Inhaltes.

Die nachgelassenen Werke des Malers Ranftl sind im Wiener Künstlerhause ausgestellt. Die sämmtlichen Kunstwerke und Skizzen desselben hat die Wittwe der Wiener Künstlergenossenschaft letztwillig zugewiesen.

Ueber die Eröffnung des Museums in Weimar (27. Juni) schreibt die „Europa": Das Gebäude erhebt sich in zwei Geschossen und ist aus rothem und weißem Sandstein im Styl der italienischen Renaissance erbaut. Die Façaden des ersten Geschosses öffnen sich in Rundbogen-Arkaden, die des zweiten an den Schmalpfeilern in Rundbogen-Fenstern. Seinen bedeutendsten Schmuck an Bildhauerarbeit empfängt das Gebäude durch den Fries der Hermannsschlacht von Härtel und durch Steinhäusers Kolossal-Marmorgruppe „Goethe und Psyche". An Werken der neueren deutschen Kunst ist das Museum reich. Es besitzt Prellers Wandgemälde zur Odyssee, Schwinds Märchen von den sieben Raben, die Carstens'schen Zeichnungen und Cartons und Zeichnungen von Cornelius, Genelli, Neher, Wislicenus u. a. m.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Freiheitskriege und des Lützowschen Freicorps liefert Prof. Voigt in Halle in den „Skizzen aus dem Leben Pastor Hoffbauers" (Halle, Buchh. d. Waisenh.) — Von v. Hammerstein-Loxten erschien u. d. T. „der Bardengau" (Hannover, Hahn), eine umfassende historische Untersuchung. — Eine Uebersetzung von H. Martins' „Rußland und Europa" (Hannover, Rümpler) lieferte G. Kinkel. — Von Varnhagen v. Ense „Tagebücher" (Hamburg, Hoffmann & Cie.) wurde der 11. Band ausgegeben.

Die Kuppel der Peterskirche in Rom ist neuerdings in einen schlimmen Zustand gerathen. Man hofft zwar, daß ihre kolossalen eisernen Gurte die Erweiterung der alten Risse und die Entstehung neuer verhüten werden, doch haben Wind und Regen die Kuppeldecke da und dort so aufgelockert, daß das Unwetter auf die Mosaiken der innern Seite die schlimmsten Wirkungen zu üben begonnen hat. Bleigießer sind bereits für eine bessere Verkittung der Kupferplatten des Daches thätig, und die letzteren müssen zum Theil durch neue ersetzt werden.

Digitized by Google

(Das Geburtsjahr der Neuberin.) In Reichenbach im Voigtlande ist ein Verein zusammengetreten zur Errichtung eines Denkmals der Frau Karoline Neuberin in ihrer Geburtsstadt. „Die über ihr Geburtjahr bestehenden Zweifel (1697, 1695 oder früher) hofft man durch Nachforschungen im Reichenbacher Pfarr-Archiv zu beseitigen.“ In der W. Z. Presse schreibt darauf bezüglich ein Herr Schröer folgendermaßen: „Da ich zufällig in der Lage bin, anzugeben, was man im Reichenbacher Pfarr-Archiv finden wird, so sei mir gestattet, diese interessante Nachricht schon hier mitzutheilen. In dem Reichenbacher Geburts- und Taufregister befindet sich folgende Nachricht über unsere große Künstlerin: „den 9. Martij 1697. P. (pater, Vater) Herr Daniel Weisenborn, J. U. C. B. Vornehmer, Practicus, wie auch der Zeit hochadeliger Metzischer Gerichtsinspector allhier. M. (mater, Mutter) Fr. Anna Rosina, Herrn Johann Heinrich Wilhelmj, jetziger Zeit hochgräflich Reuß. Pl. Hof-Verwalter zum Rothen Thal eheliche Tochter. F (filia, Tochter) Friderica Carolina, geb. heute Nacht vmb. (d. i. um) ix (d. i. IX = 9) vhr (Uhr). Pathen: 1. Der Wohledle geboren Herr Adam Friedrich Metzsch, Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf Reichenbach und Friesen. 2. Frau Maria Herrn Johann Knüpffers. NP. wie auch hochadel. Metzsch. Stadt, Land- und Ordensrichters allhier Ehelieb ste. 3. Fr. Maria Sophia, Herrn Heinrich Beckers J. U. P. und berühmten Stadtschreibers Fr. Ehelieb ste.“ In demselben Taufbuche, unter Nr. 88, Seite 45, unter dem 4. September 1695, wurde demselben Elternpaare schon früher eine Tochter Anna Rosina getauft. Man sieht, die Notiz ist nicht unerheblich; sie gewährt uns außer der bestimmten Angabe von Tag und Jahr der Geburt auch einen Einblick in die Beziehungen der Weißenbornschen Familie. Es ist seltsam, daß sich unsere Literatoren bis in unsere Tage mit ungewissen Angaben über diesen Punkt schleppen mochten, ohne im Taufbuche nachzusehen oder nachsehen zu lassen. Mir war bei der Bewunderung, mit der mich die Erscheinung der edlen Neuberin erfüllte, seitdem ihr Streben und Wirken im Zusammenhange mit ihrer Zeit mir vor Augen steht, diese Ungewißheit unerträglich, so daß ich endlich, als ich bei meinen Studien zur Geschichte des deutschen Schauspiels vor einigen Monaten zur Neuberin kam, schriftlich anfragte. Hier habe ich nun die Güte und Bereitwilligkeit zu rühmen, mit der mir der hochwürdige Herr Pfarrer G. E. Frommhold obigen genauen und ausführlichen Auszug mittheilte. Sein ist das Verdienst der schätzbaren Aufklärung, wofür ihm hiemit auch auf das wärmste gedankt, und mit obiger Mittheilung vielleicht auch die Mühe erspart sei, noch einmal nachzusuchen und abzuschreiben.“

(Düsseldorfer Akademie.) In der „Elberfelder Zeitung“ finden wir den von dort auch in andere Tagesblätter (z. B. in die „National-Zeitung“ vom 30. Juni) übergegangenen Wortlaut zweier Eingaben vom 22. und 23. Juni, unterzeichnet von sämmtlichen Schülern der Düsseldorfer Akademie, worin gegen die gegenwärtige Leitung der Akademie beim preußischen Kultusministerium Beschwerde geführt wird. Die Spitze der eingehend motivirten Vorstellungen kehrt sich gegen die bureaukratische Form der Direktion, an deren Stelle man die Leitung durch einen Künstler von Bedeutung wieder eingeführt sehen will: aus den Verfügungen des Hrn. Geh. Raths Altgelt, des jetzigen Vorsitzenden des Lehrerkollegiums, gehe mit Evidenz hervor, daß derselbe nicht der Mann sei, die Akademie in einem gedeihlichen Zustande zu erhalten. In der Düsseldorfer Künstlerschaft finden diese Beschwerden allseitige Zustimmung, und es ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß ihnen auch an entscheidender Stelle die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden wird.

(Schiller im Hause.) In dem vor kurzer Zeit erschienenen Werke „Aus Schellings Leben In Briefen“ finden wir folgende interessante Stelle: Schelling besuchte im Jahre 1796, also damals 21 Jahre alt und Hofmeister zweier Barone von Riedesel, auf der Reise nach Leipzig Schiller in Jena und schrieb über ihn Folgendes in sein den Eltern bestimmtes Tagebuch: „Ich habe Schiller gesehen und viel mit ihm gesprochen. Aber lange könnte ich's bei ihm nicht aushalten. Es ist erstaunlich, wie dieser berühmte Schriftsteller im Sprechen so furchtsam sein kann. Er ist blöde und schlägt die Augen unter; — was soll da ein anderer neben ihm? Seine Furchtsamkeit macht den, mit dem er spricht, noch furchtsamer. Derselbe Mann, der, wenn er schreibt, mit der Sprache despotisch schaltet und waltet, ist, indem er spricht, oft um das geringste Wort verlegen und muß zu einem französischen seine Zuflucht nehmen, wenn das deutsche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blick, das ich noch bei Niemandem sonst bemerkt habe. Ich weiß nicht, ob dies nur bei der ersten Zusammenkunft der Fall ist. Wäre dies nicht, so ist mir ein Blatt von Schiller, dem Schriftsteller, lieber, als eine stundenlange Unterredung mit Schiller, dem mündlichen Belehrer. Schiller kann nichts Uninteressantes sagen, aber was er sagt, scheint ihm Anstrengung zu kosten. Man scheut sich, ihn in diesen Zustand zu versetzen. Man wird nicht froh in seinem Umgange.“

(Denkmal-Projekte.) Albert Grisar, der jüngst verstorbene Componist der Wunderquelle, soll in seiner Vaterstadt Antwerpen durch eine Statue oder Büste im Innern des théâtre royal geehrt werden. — Einige Bewohner von Urbino haben den Beschluß gefaßt, ihrem Lands-

Digitized by Google

mann Raphael auf dem großen Platze seiner Vaterstadt ein Denkmal zu errichten. — In Berlin beabsichtigt man, einen Humboldt-Park anzulegen und in einer offenen Halle die Büste des großen Naturforschers aufzustellen. (Europa.)

Das ökumenische Concil in Rom wird sich dem Vernehmen nach auch mit der Musik befassen. Es soll die Einheit der Vortragsweise des Choralgesanges angestrebt werden, der bisher in siebenerlei Weise gesungen wird. Es sind bezüglich dieser Frage von Liszt, F.J.Fétis und St. d'Arod, ehemaligem Hofkapellmeister Victor Emanuels, Denkschriften abverlangt worden, über welche in der betreffenden Commission Berathungen gepflogen werden. Liszt beantragt die Annahme des „Rituals von Avignon", so genannt von der aus Avignon datirten Bulle, mit welcher dieses Ritual angeordnet wurde. Fétis beantragt eine kritische Revision aller Gesangweisen und Feststellung einer einzigen authentischen durch das Concil selbst. d'Arod empfiehlt die Revision nach den Manuscripten Palestrinas.

Das Theater von Konstantinopel wurde nach dem Tode des ältern Naum von einer Aktiengesellschaft verwaltet, die eine Dividende von 15 pCt. vertheilte. Jetzt wird Naum der Jüngere an die Spitze treten und außer Opern von französischen Schauspielern auch Vaudevilles und Lustspiele geben lassen.

Dem „Athenäum" zufolge ist die unterdrückte Correspondenz Karls I., welche dieser Fürst mit seinen Freunden kurz vor der Schlacht von Naseby führte, aufgefunden worden. Das britische Unterhaus ließ nämlich um diese Zeit 39 Briefe des Königs unter dem Titel „The King's Cabinet opened" drucken, aber es ist stets eine bekannte Thatsache gewesen, daß eine große Anzahl der Briefe Karls I. aus politischen Gründen unterdrückt worden sind. Diese Schriftstücke sind nun in Privatbesitz aufgefunden worden und dürften demnächst zur Veröffentlichung kommen.

(Die Genesis der „Afrikanerin"). Ueber die Entstehungszeit der „Afrikanerin", wegen welcher bei dem Erscheinen dieser Oper in Deutschland viel herumgestritten wurde, gelangen jetzt interessante Daten in die Oeffentlichkeit. In den „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" vom 5. Febr. 1841 findet sich nämlich ein Correspondenzartikel von Heinrich Börnstein aus Paris, welcher Artikel unter Anderm die Nachricht enthält, daß Meyerbeer soeben nach Paris gekommen sei, um seine neueste Oper „Der Afrikaner" in Scene setzen zu lassen; diese Oper zeichne sich besonders dadurch aus, daß das Mittel, durch welches der tragische Schluß herbeigeführt wird, ein Giftbaum sei, unter dem das gebrochene Herz der Primadonna das Grab findet. Der Componist hat also das Tonwerk über zwanzig Jahre in seinem Pulte gelassen und erst nach seinem Tode der Welt als Scheidegruß zugesendet. Ein Beweis, wie wenig Vertrauen Meyerbeer zu sich selbst besaß, und wie begründet der in Hebbels Nachlaß vorgefundene Ausspruch ist: „Meyerbeer hat nach seinem glänzendsten Triumph nicht so ruhig geschlafen, wie Mozart nach seiner größten Niederlage."

Nach den jetzt vorliegenden Ermittelungen hat der bisherige Besitzer des Hamburger Stadttheaters in der Geschäftsperiode von 1864 bis 1868 allein 27,000 Mark zugesetzt. Hoffentlich gelingt es dem sehr thätigen Director Ernst aus Köln bessere Geschäfte zu machen als seine Vorgänger.

Nr. 30 der allgemeinen Theaterchronik bringt folgende Berichtigung: „In Bezug auf das in letzter Nummer und auch in anderen Zeitungen annoncirte Engagement der K. S. Hofopernsängerin Frl. Hänisch am Stadttheater zu Hamburg, haben wir den Auftrag zu berichtigen, daß Frl. Hänisch vor der Hand kein Engagement antimmt, überhaupt nur gastirt und ihren Wohnsitz in Dresden behält. Zuerst geht Frl. Hänisch für August nach Wien zum Gastspiel und beginnt dan im October ein 40 Abende umfassendes im Februar zu beendigtes Gastspiel in Hamburg, um dort die Ophelia im „Hamlet" zu creiren."

Notizen.

Anton Rubinstein ist mit der Composition einer neuen Oper beschäftigt, die zur Aufführung in Paris bestimmt ist.

Am 20. Juni starb in Rom Prof. Nicola Cerbara, berühmter Kupferstecher, im 76. Jahre. Die von ihm herausgegebene „Collezione degli nomi illustri", eine Medaillensammlung berühmter Italiener, nach Originalen von ihm im Verein mit Giromelli gestochen, gilt bei Fachmännern als eine hochgeschätzte Arbeit.

Am 5. Juli starb in seinem 59. Jahre Organist J. Vogt in Freiburg in der Schweiz plötzlich an einem Herzschlag. Am 4. Juli Abends 8 Uhr hatte V. noch ein aus-

Digitized by Google

gezeichnetes Orgelconcert vor einem zahlreichen Auditorium gegeben. B. hat die Orgel in Freiburg zu einer Berühmtheit gebracht und ist die Stadt deshalb von Fremden aller Art besucht worden, um diese Orgel (von Moser erbaut) zu hören und das Spiel Vogts zu bewundern.

Am 6. Juli starb in Antwerpen der bekannte Schriftsteller und Journalist van Ryswyck.

Am 12. Juli starb in Wien Hofrath v. Auer, pens. Director der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, um welche er sich namhafte Verdienste erworben, und Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften. Auf dem Gebiete der Typographie galt A. als eine Autorität; von seinen literarischen Arbeiten mögen hier nur die „Geschichte und Beschreibung der k. k. Staatsdruckerei“ und die „Sprachenhalle oder das Vaterunser in 608 Sprachen und Mundarten“ erwähnt sein.

Am 16. d. M. starb in Freiburg in Baden nach kurzer Krankheit der durch seine philosophischen Werke bekannte polnische Schriftsteller Bronislaus Ferdinand Trentowski; er war 1808 in Kamience geboren. Er hatte zuerst auf der Universität Warschau und später in Königsberg, Heidelberg und Freiburg studirt. Im Jahre 1836 erhielt er in Freiburg den Grad eines Doctors der Philosophie. Sein erstes Werk erschien 1837 in deutscher Sprache unter dem Titel: „Grundlage der universellen Philosophie“, welches ein solches Aufsehen erregte, daß ihm der Lehrstuhl der Philosophie an der Freiburger Universität angetragen wurde, welchen Posten er auch annahm und bis zu seinem Lebensende bekleidete. Seine übrigen Werke waren theils in deutscher, theils in polnischer Sprache verfaßt.

Ein Telegramm aus Kairo meldet den am 17. Juli erfolgten Tod der Lady Duff Gordon, deren Name durch zahlreiche gute Uebersetzungen deutscher Schriftsteller bekannt ist. Schon als junges Mädchen übersetzte sie Niebuhrs „Sagen Griechenlands“, später Rankes „Geschichte Preußens“, so wie dessen „Ferdinand und Maximilian“, und dessen „Russische Feldzüge an der Donau (1828—29)“. Außerdem verdanken wir ihrer unermüdlichen Feder Uebersetzungen von: „Die Bernsteinhexe“, „Die Franzosen in Algier“, „Stella und Balesca“ von Leon de Bailly, „Der Dorfarzt“ von der Gräfin D'Arbonville u. s. w. Besser noch war die Verstorbene in England durch ihre in 1864 veröffentlichten „Briefe vom Kap“ und ihre „Briefe aus Egypten“ bekannt welch letzteres Land sie wegen ihrer überaus schwachen Gesundheit aufsuchen mußte.

X Am 22. d. M. starb in München Dr. Julius Braun in seinem vierunddvierzigsten Jahre an einem tuberkulösen Leiden, das in den letzten acht Tagen der Krankheit einen acuten Character angenommen hatte. Braun studirte anfänglich auf den Hochschulen in Heidelberg und Berlin Theologie, widmete sich hierauf ausschließlich der Alterthumswissenschaft und durchreiste zu diesem Zwecke Italien, Griechenland und den Orient. Von dort zurückgekehrt, lehrte er zuerst als Privatdocent in Heidelberg, als Professor in Tübingen und in den letzten Jahren seines Lebens in München an der Akademie der bildenden Künste. Die von Julius Braun verfaßten Werke („Die Kunstgeschichte auf dem Boden der Ortskunde“; „Studien und Skizzen aus der alten Welt“; „Naturgeschichte der Sage“ und „Historische Landschaften“) zeichnen sich insgesammt durch geistvolle Originalität und glänzende Darstellung aus; ein Werk über die islamitischen Staaten der Gegenwart konnte er leider nicht mehr vollenden.

Literarischer Anzeiger.

A. Kunstwissenschaftliche Werke.

Gaedertz, Th., Adrian von Ostade, sein Leben und seine Kunst. (Lübeck, v. Rohden.) — **Semper**, G., Ueber Baustyle. Ein Vortrag. (Zürich, Schultheß.) — **Semper**, G., Uebersicht der Geschichte toskanischer Sculptur bis gegen Ende des 14. Jahrh. (Ebend.)

B. Belletristische Literatur.

Pasqué, E., Drei Gesellen. Eine heitere und ernste Erzählung. 4 Bde. (Jena, Costenoble.) — **Bacano**, E., Novellen-Bazar Salon-Plaudereien. (Berlin, Lassar.) — **v. Widmann**, J., Buddha. Epische Dichtung. (Bern, Dalp.) — **Turgénjew**, J., Die Unglückliche. Erzählung. Aus dem Russischen von M. v. Pezold. (Berlin, Janke.) — **Marx**, F., König Nal. Dramatisches Gedicht nach dem Italien. (Hamburg, J. F. Richter.)

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869. Nr. 32.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 6 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Beigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 6. August.

Inhalt: Erlebnisse von August Lewald. II. — Die Hochzeitladung nach dem Tode, erzählt von H. Weininger. — Die internationale Kunstausstellung in München II. — Zwischen Lippe und Becher, Novelle von Theodor Reinwald. (Forts.) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen. — Literarischer Anzeiger.

Erlebnisse und Erfahrungen

von August Lewald.

II.

Wir haben jetzt zwei Bücher über Meyerbeer, von Mendel und Schucht, welche dem berühmten Componisten in seiner letzten Lebenszeit nahegestanden, und denen zum Theil die Einsicht in seinen Nachlaß gewährt wurde. Ueber die ungemessene, überschwängliche Erhöhung ihres Gegenstandes hat die Kritik bereits ihr Urtheil gesprochen; ich füge in bescheidener Weise hinzu, daß es stets in mir einiges Mißtrauen erregt, wenn eine solche Veröffentlichung nach der von den Mitgliedern der Familie gewährten Einsicht in die Geheimnisse des Nachlasses geschieht. Das setzt stets bei denen, die hiervon Gebrauch machen, einen gewissen Respect voraus, und von einer Freiheit in der Auswahl kann überhaupt nicht die Rede sein.

Meyerbeer war allerdings ein eminenter Bruchtheil jener Menge von Beflissenen, die um den Beifall des hör- und schaulustigen Publikums ringen und darin die höchste Befriedigung ihrer Ruhm- und Eigenliebe finden; doch blieb er dabei in allen Epochen seines Schaffens wahrhaft verhängnißvoll der stets beweglichen Mode jenes Publikums unterworfen. Er unterscheidet sich dadurch merklich von seinen größeren Vorgängern.

Es kann hier durchaus auf keine Schilderung des Künstlers Meyerbeer abgesehen sein, dies ist schon zu oft geschehen; Lob und Tadel hat sich nach jedem seiner Werke reichlich über ihn ergossen, und nun schildern ihn noch in großem Format zwei seiner Jünger mit einer Kühnheit und Freimüthigkeit, daß der Leser den Eindruck empfängt, als ob den Verfassern selbst die Fähigkeit abgehe, Alles zu glauben, was sie ihm erzählen.

Digitized by Google

Neben allen diesen mehr oder minder ernst gemeinten und gründlichen Bestrebungen macht das Folgende keinen weiteren Anspruch, als für eine Causerie gelten zu wollen, welche, durch die Gelegenheit angeregt, Einiges über den Meister mittheilt, was auf einer durch viele Jahre bestandenen unmittelbaren Beziehung zu demselben beruht. Ich denke nicht daran, Meyerbeers Ruhm dadurch zu erhöhen, aber ich bekenne mich vor Allem dazu, daß ich meinem verstorbenen Freunde meine Achtung und Anerkennung treu und vollständig bewahrt habe.

In der für Preußen so schweren Unglücksperiode, die auf Eylau und Friedland folgte, hatte der König die Hofhaltung abwechselnd nach Memel und Königsberg verlegt. Im Jahre 1809 war der Hof in der letzteren Stadt. Wer unabhängig genug, hatte Berlin verlassen und war dem Könige gefolgt. Es befanden sich darunter sehr reiche und zum Theil auch berühmte Leute, und die Königsberger ließen es nicht daran fehlen, ihre altbewährte Gastfreundschaft in schönstem Lichte glänzen zu lassen. Trotz der Ungunst der Zeit öffneten sich die Häuser der Vornehmen und der angesehensten Bürger, um diesen edlen Gästen während der Dauer ihres Exils Annehmlichkeiten aller Art und Feste zu bereiten. Der „Tugendbund," der nach Außen ein ganz und gar harmloses Gesicht zeigte, gab seine Concerte für Jedermann im Garten des Herrn v. Gerlach; im Börsengebäude fanden Bälle statt; es wurden Landpartien veranstaltet; der Seehundsclubb hielt seine heiteren Sitzungen; die brillantesten Picknicks folgten sich in fast ununterbrochener Reihe, und die baltischen Wellen ließen sich willig dazu her — so lang es die Jahreszeit erlaubte — den märkischen Sand den schmucken Herren und Damen aus Berlin abzuwaschen.

So erinnere ich mich denn, eine große Partie nach Friedrichstein, einem Schlosse des Grafen Dönhoff, mitgemacht zu haben. Man hatte drei starke Stunden auf dem abscheulichsten Wege zurückzulegen; man mußte sich mit allem Nöthigen versehen, denn das Wirthshaus hatte nichts als „trockenes Brod und saueres Bier" anzubieten; allein Friedrichstein war dennoch ein herrliches Ziel für einen Ausflug auf einen Tag. Der Park war nicht übel angelegt, und ein schöner duftiger Wald begrenzte ihn, und die Berliner mögen wohl im Stillen darüber gelächelt haben; sie waren jedoch in ihrer Weise beflissen, den Spott in überaus artiges Lächeln einzuhüllen.

An der langen Tafel saßen mir gegenüber ein übermäßig corpulenter und ein langer, hagerer Mann, und zwischen Beiden ein schwarzgelockter junger Mensch mit nicht unschönen, stark markirten Zügen. Der Dicke war Friedrich Wilhelm Himmel, der hochgefeierte Componist der Fanchon; der Lange war der Maurermeister Zelter, Director der Berliner Singschule und Freund Goethes und Schillers, und der junge Mensch war Meyer Beer, der eifrig aufhorchte, wann Zelter, aus der Dose schnupfend, die einst Schillers Dose war, und die er ihm zum Geschenk gemacht, die ergötzlichsten Anecdoten von den weimarischen Heroen der Gesellschaft spendete. An Zelter reihte sich die untersetzte Figur des reichen Berliner Bankiers Jakob Herz Beer, in der feinsten Tracht damaliger Mode, und seine Gattin Frau Amalie, Tochter des ebenso reichen Herrn Meyer, dessen Namen ihr Erstgeborner acht Tage nach seiner Geburt in der Synagoge erhalten hatte.

Das war eine Begegnung, die damals keinerlei Bedeutung für mich haben konnte, und ich erwähne ihrer nur als eines historischen Moments.

Ebenso die folgende:

Während die Alliirten 1815 in Paris waren, gab die Catalani ihr erstes Concert. Ich befand mich in einer Orchester-Stalle, dicht vor der Bühne, auf welcher um den Flügel, an dem Signor Pucitta, der großen Sängerin Kapellmeister, wie er sich nannte, Platz nahm, ein Halbkreis von Fauteuils gestellt war für die damals berühmtesten Componisten, Cherubini, Mehul, Boieldieu, u.s.w., und in ihrer Mitte erblickte ich den Jüngling, den ich von Friedrichstein her bereits kannte, Meyer Beer aus Berlin. Seine deutschen Opern würden ihm diese Auszeichnung gewiß nicht verschafft haben, und seine italienischen hatte er damals noch nicht componirt. Am ehesten wäre anzunehmen, daß neben seinem Auftreten als Sohn eines sehr reichen Mannes auch sein hinreißendes Clavierspiel ihm jene Ehre bereitete.

Erst das Jahr 1831 führte eine nähere Bekanntschaft zwischen mir und Meyer-

Digitized by Google

beer herbei, der seinen Namen während des Aufenthalts in Italien zusammengezogen und sich dann das „Giacomo" als Vornamen gewählt hatte. Es ist Unrecht, wenn man ihn mit Jacob übersetzt, er wollte Giacomo heißen und unterzeichnete niemals J., sondern stets G. Meyerbeer, wie eine ziemliche Anzahl von Briefen und Billeten, die ich von ihm besitze, es mir beweisen.

In der zweiten Hälfte des Sommers 1831 hatte Zufall oder Bestimmung eine Anzahl junger Deutscher in Paris zusammengeführt, die eine recht heitere Landsmannschaft aufrecht erhielt. Sie war aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen gebildet. Einige weitbekannte Namen sollen es zeigen. Da waren Heine und Börne, der Belgier August Gathy, Eugen von Baerst, G. A. v. Maltitz (nicht Apollonius), der Buchhändler Frank aus Stuttgart, die leuchtende Schröder-Devrient, der Schauspieler Jerrmann, der den Cinna und Néron auf dem théâtre français, als ein den comédiens ordinaires ebenbürtiger Künstler, geben durfte. Zu diesen gesellten sich noch Andere, deren Namen nicht so bekannt wurden: Musiker, Reporters auswärtiger Blätter, eine recht stattliche Schaar; auch junge Adepten der Romantik unter den Franzosen hielten zu uns. Alexander Dumas, der von seiner deutschen Geliebten unsere Sprache ein wenig radbrechen und deutsche Lettern zu schreiben gelernt hatte; Alphons Karr, dessen Vater von dem Napoleonischen Heere in Deutschland zurückblieb, in München sich verheirathete und hier — wenn ich mich recht erinnere — den kleinen Alphons in die Welt setzte; Xaver Marmier, der es später laut bewiesen hat, wie sehr er sich von deutschem Wesen angezogen fühlte; das wären so einige Nennenswerthe, die in näherem Verkehr zu uns standen.

Meyerbeer, der bereits seit einigen Jahren abwechselnd in Paris lebte, und den wir größtentheils kannten, gehörte nicht zu unserem Kreis. Er war zu sehr von der Scenirung seines „Robert" in Anspruch genommen.

Schon lange hatte er den Stoff zu einer Oper für die Académie — damals royale — de musique in das Auge gefaßt, ehe er in Paris eintraf, um dort bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Er war jetzt nicht mehr der Mann rasch ausgeführter That. Er konnte zuwarten. Man weiß, wie lange er vollendete Partituren in seinem Pulte verschlossen hielt, bis er die rechten Sänger beisammen hatte, und alle kleinen Umständlichkeiten nach seinem Ermessen gehörig ausgeführt erschienen.

In Baden-Baden, wo er mehrere Jahre seine Sommerfrische hielt, war er mit dem dort lebenden Spindler näher bekannt geworden. Der Entwurf zu dessen Roman: „Die Nonne von Gnadenzell" gab Meyerbeer den Gedanken ein, daraus für sich ein Libretto schmieden zu lassen. Er ließ die Carcasse übersetzen und Scribe lesen, um dessen Urtheil zu vernehmen. Der sehr praktische, nach deutschen Begriffen keineswegs poetische Scribe konnte dem Vorschlage nicht beistimmen, allein er versprach darüber nachzudenken, wie er die pikante Novität der hüpfenden Nonnenleichen in einer der großen Pariser Oper und dem Geschmack ihrer habitués schicklich und zweckmäßig angepaßten Weise zur anschaulichen Darstellung gestalten könne. Mag sein, daß er dabei Casimir Delavigne zu Rathe gezogen hat, oder daß Meyerbeer selbst diesen ins Interesse zu ziehen wußte, um einen damals noch berühmten Namen — jetzt gilt er nicht mehr als solcher — auf dem Titel seiner Oper zu sehen. Solche Mitarbeiterschaft bezieht sich auf die Tantièmen und sonstige Beneficien, mit denen der reiche Maestro nicht knauserte. Aus Scribes Nachdenken ging aber „Robert der Teufel" hervor, wie ihn nun Jeder kennt, und wie er nach dem „Giacomo Meyerbeer" des Berliner Verfassers dem Componisten von Scribe und Delavigne fix und fertig „dargeboten wurde."

An Entrées de faveur zu den Proben des „Robert der Teufel" fehlte es nicht, und uns Alle interessirte das Werk. Allein es war etwas dabei, was in das Lächerliche spielte, und in unserer Cotterie, die ohnehin dazu geneigt war, den leichtbeweglichen Spott bald geschickt, bald ungeschickt herausforderte. Bald hieß es, Meyerbeer habe alle Positive, Drehorgeln u.dgl. in Paris ankaufen lassen, damit keines der kleinen Theater ihm den Effect einer Orgel auf der Scene, den er zuerst in Robert in Anwendung brachte, vorwegnehme oder parodire; dann erzählte man von anderen ungeheuren Unternehmungen, welchen seine unermüdende Beweglichkeit einen Grad von

Digitized by Google

Wahrscheinlichkeit lieh. Einer sagte, die „Teufelsmühle am Wienerberge" habe zur Grundlage des Libretto gedient: Bertrand sei der Teufelsmüller „affublé de la peau d'un nouveau personnage," und das Ballet der Nonnen sei dem Tanze der gespenstischen Mehlsäcke in der Mühle nachgebildet. Auch die Musik mußte herhalten. „L'or est une chimère," war nichts als der alte, originelle Münchener Schäfflertanz, der freilich jetzt nicht mehr bei dieser Volksbelustigung aufgespielt wird. Bei dem aus der Gruft erschallenden Sabbat infernal wollte Jemand die Beschwörung des Zauberers in dem „lustigen Schuster" von Hiller und Standfuß heraushören, in der Scene, wo die Dämonen das Weib des Schusters und die Gräfin über die Bühne tragen. Heine behauptete bestimmt zu wissen, daß der baroken Musik bei dem Erwachen der Nonnen das Wiegenlied gedient habe, mit welchem der kleine Meyer, wann er unruhig war, von seiner Mutter in den Schlaf gelullt wurde.

Dies Alles war jedoch nur belustigend für uns und durchaus nicht boshaft. Es hinderte nicht, daß wir uns, jeder nach Kraft und Wirken, bestrebten, das Werk des aller Ehren würdigen Landsmannes zu verkündigen, ihm den großartigsten Succeß zu prophezeien und die allgemeinste Aufmerksamkeit von überall auf ihn hinzulenken. Wir waren sammt und sonders noch angesteckt von der Fäulniß der Schöngeisterei, wie es ein neuerer französischer Schriftsteller sehr bezeichnend nennt, die auf die Kenntniß des Wahren, auf den richtigen Geschmack, wie es bald darauf sich zeigte, ein wirkliches Miasma verbreitete.

Unsere Thätigkeit nützte Meyerbeer. Sein Name war weithin aus Italien herüber erklungen; mit seinen Opern war nur hie und da ein Versuch gemacht worden, namentlich in Wien, der nicht sehr glänzend ausfiel. Rossini und selbst Mercadante überstrahlten ihn. Erst mit dem Crociato gewann er Boden in Deutschland.

In Paris hatte er keinen Rivalen, keine Partei zu bekämpfen. Es war die Zeit, in der Alles von einer Weltverbrüderung träumte in Wissenschaft und Kunst; die deutsche Romanitt, wenngleich unverstanden, flatterte hoch; Callot-Hoffmann, der Freischütz, Goethes Faust, Alles durcheinander; „Faust, c'est le destin!" hörte ich selbst aus dem Munde des Herrn Castil-Blaze, der den Freischütz als Robin des bois auf die französische Scene gebracht hatte. Für unsern Maestro war der Zeitpunct günstig.

Rossini ruhte auf seinen Lorbeern und begnügte sich, die Tantième einzustreichen, welche ihm als Mitinteressenten der Direction der italienischen Oper zufiel, und an den Börsenspeculationen seines Freundes Aguado den ihm von demselben eingeräumten Theil zu beziehen. Baron Aguado war aber ein Börsenkönig gleich Baron Rothschild. Was kümmerte Rossini, ob eine neue große Oper Glück mache oder nicht? Er war eine gleichmüthige, fast phlegmatische Natur von anziehender Liebenswürdigkeit. Bezeichnend ist es, daß er über dem Portale seines Palazzo in Bologna, wohin er sich nach dem Tode seiner ersten Gattin, der berühmten Colbrand, zurückgezogen hatte, die Noten der Tonleiter in Marmor aushauen ließ und darunter die Worte: „le sette note me l'hanno dato." Und als ich ihn zum letzten Mal in Kissingen sah und ihn fragte, weshalb er keine Symphonie componirt habe, gab er mir zur Antwort: „Lieber Freund, dazu habe ich nicht genug gelernt."

Das war keine gemachte Bescheidenheit. Ein solcher Mann intriguirt nicht. Meyerbeer hatte leichteres Spiel, als Gluck und viele Andere vor und nach ihm.

Unsere deutsche Cotterie konnte erst der zweiten und dritten Vorstellung des „Robert" beiwohnen. Für Geld waren keine guten Plätze zu haben, und Meyerbeer hatte erst dann ein Paar Baignoirs für uns in Bereitschaft. Succès innoui! Auf der Bühne ging Manches jedoch nicht recht zusammen; die Maschinerie stockte hie und da; Nourrit-Robert wäre beinahe dem Teufel in die Versenkung nachgestürzt. Gleich darauf milderten die Kirche, der Altar mit den Kerzen und die Orgeltöne die Schrecken der vorhergegangenen Scene, und trugen zur Vollendung eines mächtig erhebenden Eindrucks wesentlich bei.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Hochzeitladung nach dem Tode.

Erzählt von H. Weininger.

Eine halbe Stunde westlich von dem Städtchen Neunburg in der bayerischen Oberpfalz erhob sich ein viereckiger Thurm, von welchem die noch am Rheine blühenden Freiherrn von Bettendorf den Namen führen. Nach seiner Zerstörung ließ ihn 1324 ein Zenger wieder aus dem Schutte erstehen. Dessen Inneres veranschaulicht uns so recht die Einrichtungen der Edelsitze jener Zeit. Das gewölbte Erdgeschoß diente als Vorrathskammer, über eine Stiege war die Küche nebst Stube für weibliche Dienstboten, über zwei die Wohnung der Herrschaft, über drei das Prunkgemach oder Fremdenzimmer und ganz zu oberst spähte der Thürmer von seiner luftigen Kemenate in die Umgegend hinaus. Den Hofraum umschloß eine Mauer und außerhalb derselben zog sich ein breiter Wassergraben hin. Eine nahe Quelle, die noch empor steigt, versah ihn mit Wasser. Jetzt gehört dieser vormalige Edelsitz zwei Taglöhnern.

Um die Mite des September 1434 ging es auf der Burg Bettendorf lebhaft zu. Nicht nur, daß der Hausherr sich zum bevorstehenden Kampfe gegen die Hussiten rüstete, sein Vetter, der siebenzigjährige Zenger von Schneeberg, Albrecht Nothhaft von Bodenstein, der Pfleger zu Wetterfeld bei Roding, Martin von Armansberg der Bannerträger der Armbrustschützen und Friedrich der Bertholdshofer waren auf der Burg erschienen. Den kommenden Morgen sollte sich das Heer zum Aufbruche sammeln.

Wahr bleibt leider, daß König Sigismund den Geleitsbrief, welchen er dem Johannes Huß zur Kirchenversammlung nach Constanz gegeben, brach, und daß aus den Flammen des Scheiterhaufens sich eine Brandfackel für halb Deutschland entzündete, die nach und nach einer Million Menschen das Leben kostete. Ganz Böhmen gerieth in Aufruhr und Jedermann glaubte, die Deutschen hätten an der Nation, nicht aber an Huß selbst sich rächen wollen. Der Sturm Ziskas auf das Rathhaus zu Prag und das Herabwerfen von sieben Rathsherrn machte den Anfang der unseligen Hussitenkriege.

Der erste Zug der Böhmen war gegen die Lande des bayerischen Pfalzgrafen Johann zu Neumarkt (in der Oberpfalz) gerichtet, welcher den Hieronymus von Prag dem Concile zu Constanz ausgeliefert hatte. Bekanntlich endete dieser gleich Huß auf dem Scheiterhaufen. Kloster und Kirche zu Schwarzhofen wurde von ihnen verbrannt. Der Angriff auf Neunburg (vor dem Walde) scheiterte jedoch an den neu aufgeführten Befestigungswerken und der Tapferkeit der Bürger. Von 1418 an dauerten diese verheerenden Einfälle bis 1434. Die Feder sträubt sich, die Grausamkeiten alle niederzuschreiben, welche da von den Böhmen verübt wurden. Dem frommen Pfalzgrafen Johann war es schließlich vorbehalten, den Hussiten auf immer die Lust zu derlei Einbrüchen zu verleiden.

Mitte Semptember 1434 hatte wieder eine Schaar der raubsüchtigen Böhmen die Orte Roding, Reichenbach, Naabburg und Schwarzenfeld geplündert, theilweise auch in Rauch aufgehen lassen. Mit Beute reich beladen wollten sich die Hussiten in ihr Lager vor Pilsen zurückziehen. Unterdessen hatte der Pfalzgraf Johann etwa zweihundert Berittene gesammelt und die Bauern der Umgegend zum Kampfe aufgeboten.

Mit seinem Sohne Christoph, dem nachmaligen Könige des Skandinavenreiches, war der genannte Pfalzgraf in Neunburg anwesend. Nur die wiederholten eindringlichen Bitten des Sohnes vermochten ihn vom Kampfe abzuhalten. Vor dem Altar der Kirche in Kreuzesform ausgestreckt, erflehte er vom Himmel für die Kämpfer den Sieg. An derselben Stelle fand er auch später seine letzte Ruhestätte.

Durch Kundschafter war bekannt geworden, daß die Böhmen bei Hiltersried nordöstlich von Neunburg sich in ihrer Wagenburg gelagert hatten. Die Feinde des Glaubens und Vaterlandes zu besiegen, zog die kleine aber tapfere Schaar voll Vertrauen auf Gott dahin.

Was die Bewaffnung dieser Reiter anbelangt, so trugen die Ritter (Berittenen) den Blechharnisch, der den ganzen Mann vom Scheitel bis zur Sohle umhüllte. Auch einzelne der Streithengste waren gewappnet. Was bei dieser

Digitized by Google

Ausrüstung an Schutz gewonnen wurde, verlor der Mann an Beweglichkeit und an Ausdauer. Das Fußvolk trug Brustbleche, Eisenhüte, theilweise auch Panzerhemden, welche den freien Gebrauch der Glieder weniger hinderten. Auch hatte damals schon eine Gattung Wamms Aufnahme gefunden, welche zwischen Futter und Ueberzug kleine runde Blechscheiben enthielten und zwischen diesen hindurch abgenäht waren. Was sich an Schutzwaffen noch fand, wurde unter das Landvolk vertheilt. Sonst führten die herbei geeilten Bauern auch Dreschflegel und Mistgabeln. Auf letztere hielten sie besonders viel, weil ein Stich drei Wunden gab.

Den Oberbefehl führte Heinrich Pflug von Schwarzenberg (bei Roetz), das Banner Wilhelm von Paulsdorf. Keilförmig war die Reitermasse aufgestellt, mit der Spitze die Reihen des Feindes zu theilen. Rechten und linken Flügel gab es nicht, wohl aber einen verlorenen Haufen (enfants perdus), der den ersten Angriff machte. Voran ritt der siebenzigjährige, in Waffen ergraute Zenger von Schneeberg, ihm zur Seite Ulrich Wartberger, der Pfleger von Cham, und Marquard Stör von Regenstauf. Diesen folgten Heinrich Hertenberger, Ulrich der Thürlinger, Pfleger zu Neunburg, Ulrich Fronberger von Fronberg, Friedrich Bertholdshofer und Hans von Rorbach. Man weiß noch alle Edlen, welche hier mitstritten. Hauptmann der Armbrustschützen war Georg Heuraus, deren Banner trug Martin von Armansberg.

Der verlorene Hause zerhieb die Ketten der Wagenburg und riß diese mit Hacken auseinander. Da war die Bahn frei und gräßlich das Gemetzel, welches die nachdringende Reiterei anrichtete.

Der Sieg war gewonnen. Nahezu zweitausend Böhmen lagen todt auf der Wahlstatt umher und über dreihundert schwer verwundete geriethen in Gefangenschaft. Was die Hussiten an Beute zusammen gerafft, fiel in die Hände der Sieger. Von Seite der Bayern waren nur zehn Ritter und einhundertneunundzwanzig Mann gefallen.

Die Hussiten im Lager zu Pilsen kamen außer sich über den Verlust des Geraubten wie die Schmach der Niederlage. Sie gingen so weit den Anführer Bardus des Verrathes anzuklagen, zu Boden zu werfen, zu würgen und zu binden. Bardus sollte gehängt werden, Da eilte Prokop der Oberanführer herbei, den Unglücklichen zu beschützen. Sogleich stürzte sich der Böhme Twarah mit einem Stuhl auf ihn, schlug den Feldherrn ins Gesicht, daß es sich mit Blut bedeckte und erklärte ihn gleichfalls als Gefangenen. Freigelassen und gebeten, den Oberbefehl weiter zu führen, verließ der gekränkte Prokop das Heer. Der Verlust dieses Feldherrn war für die Böhmen von viel übleren Folgen als die Niederlage von Hiltersried, wie sich bald zeigte.

Der Pfalzgraf stiftete zu Neunburg einen Jahrtag und verordnete, daß die Nachkommen der an der Schlacht Betheiligten sich da einfinden möchten und sein Banner diesen in Prozession voran getragen werden solle. Bis vor etwa zwölf Jahren hing das Banner noch in der Pfarrkirche zu Neunburg. Da verbrannte es der Meßner, weil er des Abstaubens überdrüssig geworden war.

Den nächsten Tag (am 22. September) zog Pfalzgraf Johann mit seinem Sohne Christoph nach Regensburg. Die Stadt empfing jubelnd die Sieger. Die Bürger stritten sich um die Ehre, einen Kämpfer von Hiltersried in das Quartier zu bekommen. Den Schluß der Feierlichkeiten bildete ein Tanz auf dem Rathhause.

Dann zerstreute sich das Heer. Die Bauern insbesondere drangen darauf, heim zu kommen.

Etliche Ritter lud Wilhelm von Paulsdorf auf seine Burg Kürn, andere zogen mit dem Nothaft nach Bodenstein bei Nittenau, andere nach Hof und Steffling am Regen.

In dem Haufen, welcher sich nach Bodenstein wandte, befand sich Hans Zenger von Bettendorf und sein Freund Friederich von Bertholdshofen, der an der Spitze der Reiterei in die Wagenburg der Böhmen gedrungen war. Aus der Stadt hatte sich Hans Trautner eingefunden, seines Zeichens ein Plattner und Wappenmaler. Dessen Harnische waren eben so gesucht wie seine Gesellschaft. Denn er wußte anmuthig zu erzählen und war in Deutung der Wappen wohl erfahren.

Der Herbst hatte sich bereits angekündigt. Die Blätter der Bäume und Gesträuche waren in den zartesten Tönen von Roth und Gelb überhaucht. Die Tage

Digitized by Google

fingen an kürzer und kühler zu werden, und den Gewässern entlang stellten sich bereits Nebel ein. Auch sah man die Herbstzeitlose auf den Feldern ihre Kelche öffnen.

Allenthalben stießen die heimkehrenden Ritter auf Gruppen des beraubten Landvolkes. Es war hohe Zeit, daß dieses dazu kam, seine niedergebrannten Häuschen wieder aufzubauen. War auch das Vieh verloren, das Landvolk fand doch Schutz vor der rauheren Jahreszeit, welche in diesen Gegenden sich mehrentheils hart anläßt.

Am Martinsberge angekommen stiegen die Ritter von den Pferden, diese am Zügel hinab zu führen nach Bodenstein. Schon von ferne gab der Thürmer durch Hornstöße zu erkennen, daß er die Nahenden bemerkt habe. Die Zugbrücke wurde herab gelassen. Dann schritten die Geladenen über diese durch das Thorhaus in das Innere der Burg. Diese war schon wohnlicher wie der Thurm Hans Zengers zu Bettendorf.

Groß war die Freude der kleinen Bevölkerung, ihren Herrn wohlbehalten wieder zu sehen. Diese Leute stritten sich darum, einen der Sieger bedienen zu dürfen. Die Pferde wurden in den Stall geführt und abgesattelt. Der Burgherr lud nun seine Gäste ein, ihm in das obere Stockwerk zu folgen.

In der Fremdenstube oder dem Prunkgemach war bereits der Tisch gedeckt, ein mächtiger Humpen mit Wein nahm dessen Mitte ein. Der kolassale Ofen strömte eine wohlthuende Wärme aus, und die eine Wand, welche weder durch Thüren noch Fenster unterbrochen war, zeigte einen prachtvoll gestickten Teppich. Diesen hatte eine Ahnfrau des Albrecht Nothaft aus freier Hand gestickt. Er enthielt Darstellungen aus dem Leben der wilden Leute, durch welche man sich die tiefen Forste jener Zeit bevölkert dachte. Der Glaube an diese Waldleute hat sich noch in vielen Sagen erhalten. Manches fürstliche oder gräfliche Wappen weist als Schildhalter einen wilden Mann auf, dessen Kopf und Lenden ein Kranz aus Blättern ziert, und dessen eine Hand eine mächtige Keule trägt. An der Mühle zu Eixendorf (bei Rötz) bewundert zur Stunde noch jeder vorüber Schreitende das Conterfei eines solchen Waldmanns in Lebensgröße. Dieses merkwürdige Steinbild dürfte im 13. oder 14. Jahrhundert geschaffen worden sein.

Diese Stickerei fand allgemeine Bewunderung und manchen stillen Neider. Da waren die Waldweibel beschäftiget, ein erlegtes Reh zu theilen und zu braten, dort wurde ein Kind von seiner Mutter geherzt und geküßt. Wieder anderwärts beschäftigte Waldmänner der Bau einer Hütte aus Baustämmen, oder man zog aus zum edlen Waidewerke. Den Rand der Stickerei schmückten die Wappen von verwandten Geschlechtern. Da sah man in Gold die schwarzen Ballen der Mühlberge, den Pelikan der Closen, den rothen Greif der Griessenbecke, in Roth den sich bäumenden Schimmel der Fraunberge vom Haag, den silbernen Lindenzweig der Seckendorf, in Silber die rothen Querbalken der Leubelfing, in Roth das gezackte Band der Murach zu Guteneck und in Blau die gelben drei Halbmonde der Buchberge. Es waren da sechzehn Wappen zu sehen als Anspielung auf die gesammte Verwandtschaft.

„Liebe Freunde," hub der Schloßherr an, „nehmt doch Platz. Der Wein sollte von vorzüglicher Güte sein. Bescheidet Euch mit der Bedienung, denn Ihr wißt ja, daß Frau und Tochter noch zu Wetterfeld weilen. Laßt Euch aufwarten und die Gläser zum Willkomm füllen. Der erste Trinkspruch soll dann unserem frommen Pfalzgrafen gelten."

Mittlerweile trug man Rehwild und weißes Brod auf. Den Schluß der Mahlzeit bildeten gebratene Hühner. Die Gesellschaft war heiter und guter Dinge. Ehe man sich's versah, war der Abend angebrochen. Es wurden Wachslichter auf den Tisch gestellt, und der Burgherr frug, ob Niemanden bekannt sei, was die Tuschl von Söldenau abgehalten habe, etwas von sich hören zu lassen.

„Edler Herr, ist mir gestattet, Antwort zu geben?" sprach der wappenkundige Trautner, indem er aufstand und sich verneigte. „Es ist wenig bekannt geworden, daß der letzte Tuschl ein Chorherrnstift zu Vilshofen erbaute und begabte. Sollte nicht einer der anwesenden Herrn besser unterrichtet sein, würde ich mir erlauben zu erzählen, wie der Letzte dieses Geschlechtes zu jenem Entschlusse kam."

„Ritter Tuschl war Wittwer und schon ziemlich bei Jahren. Das Leben auf

Digitized by Google

seiner Burg erschien ihm von Tag zu Tag einförmiger und trauriger. Da lernte er nach einer Jagd, wozu mehrere Damen der Umgegend geladen waren, das schöne Annerl von Ahaim kennen. Kein Auge hatte er mehr für was Anderes als für jene reizende Blondine. Um das Herz des guten Tuschl war es im Nu geschehen. Das elternlose Fräulein, das bei Verwandten eine Aufnahme gefunden hatte, nahm mit Freude Tuschls Werbung an und wurde in Kurzem seine eheliche Hausfrau. Einige Jahre ging Alles gut nnd beide Gatten lebten in musterhafter Ehe. Zum Unglück machte die junge Frau die Bemerkung, Tuschl werde von Tag zu Tag siecher und hinfälliger, während Günther, der Edelknabe, welcher zu Söldenau erzogen worden, zum kraftvollen Jüngling heranreife. Derselbe war die Waise eines benachbarten Edelmannes, der aus einem Kriegszuge in ferne Lande nicht mehr heimkehrte. Günther war in Wahrheit ein bildschöner Bursche geworden. Als eines Abends Tuschl von der Jagd nach Hause kam, fand er weder Weib noch Edelknaben auf der verlassenen Burg, und Niemand konnte ihm sagen, wohin sie gekommen. Arglos, wie er sein Lebtag gewesen, dachte er weder an Verrath noch an Entführung. Sein Annerl suchend durchwanderte er beinahe das ganze Abendland. So waren drei Jahre verschwunden, als er eines Tages in einem wälschen Städtchen ankam. Seine Fußbekleidung befand sich in einem sehr schlechten Zustande, und da beschloß er denn etwas zu rasten. Als er in den nächsten Laden trat, wollten ihm fast die Sinne schwinden, denn er erkannte in dem Flickschuster seinen Edelknaben Günther und in dem einen Säugling stillenden Weibe sein lang ersehntes Annerl. Jetzt erst wurde ihm die ganze Sache klar. Tuschl kämpfte den Unmuth nieder und, die Rache gegen die Treulosen unter seiner Würde haltend, setzte er unerkannt seine Wanderschaft fort. Wie er dann heim kam, gründete er 1386 das Chorherrnstift zu Vilshofen und schrieb an den Rand der Schenkungsurkunde:

zwei hunt an ain bain
ich tuschl bleib allain

(Schluß folgt.)

Die internationale Kunstausstellung in München.

II.

–t. Man macht der modernen Kunst den Vorwurf der Zerfahrenheit, und das mit Recht. Indem sie den Gedanken hintan setzt, ja desselben ganz entbehren zu können glaubt, hat sie den festen Halt verloren und wird von subjectiven Gefühlen hin und her getrieben, wie ein ruderloser Kahn auf dem Teiche von den Winden. Mit Gefühlen aber lenkt man weder die Geschicke der Welt, noch die der Kunst. Darum sehen wir von unserem Standpuncte aus in der gegenwärtigen Kunstrichtung nichts weniger als etwas Bleibendes, sondern nur einen Uebergangszustand, der freilich ebensowohl zum gänzlichen Verfall, als zur höchsten Blüthe führen kann. Jene aber, welche das Erstere fürchten, und es sind deren nicht Wenige, mögen sich mit der Ueberzeugung trösten, daß der Gedanke unsterblich ist, und die Culturgeschichte nicht mit Jahren, sondern mit Jahrhunderten rechnet.

Eines der Hauptunterscheidungs-Merkmale traditioneller und moderner Kunst liegt in der Wahl des Stoffes. Daß hiebei immer, soferne der Künstler überhaupt darin unbehindert ist, die subjective Anlage und Neigung desselben eine bedeutende Rolle spielt, versteht sich von selbst. Die traditionelle Kunst nun wendete diesem Gegenstande in der Regel besondere Sorgfalt zu, weil sie die Spitze des Kunstwerkes im Gedanken fand, den es aussprach oder doch aussprechen sollte. Darum wurde der Gegenstand nach allen Seiten reiflich erwogen und hin und hergewendet. Man handelte nach bestimmten allgemein anerkannten Principien, die freilich nicht in allen Theilen stichhaltig waren und sein konnten. Denn da die Philosophie des Schönen erst im Keime gegeben war und noch nicht zur vollständigen Klarheit hatte durchdringen können, sah man sich genöthigt, von praktischen Erfahrungen ausgehend, sich

Digitized by Google

ein theoretisches System aufzubauen, das unmöglich den strengen Anforderungen der Wissenschaft entsprechen konnte. Wie mangelhaft das so gewonnene System auch sein mochte, so schützte es doch, gerade weil es aus der Praxis, d. h. aus dem, was in den Kunstwerken vorhergegangener Perioden zu Tage trat, sich herausgebildet hatte, vor auffälligen Ausschreitungen. Man wagte die gegebenen Grenzen nicht zu überschreiten, weil die Pietät für die Kunst sie heiligte. Das Subject mochte sich von ihnen beengt fühlen, es gehorchte gleichwohl den Gesetzen, welche die alten Meister in ihren besten Werken ausgesprochen und als allzeit geltende Normen hinterlassen hatten.

Jetzt ist es freilich anders. Von Pietät für die Alten ist wenig mehr zu spüren; als Gesetz gilt nur der subjective Wille. Daher auch die Zerfahrenheit und Unsicherheit, das Aufeinanderplatzen von Gegensätzen, das sich Abmühen divergirende Anschauungen, die sich in dieser Richtung allenthalben kundgeben, wenigstens einigermaßen zu vermitteln. Einige Wenige blieben der alten Lehre getreu und handeln nach überkommenen Prinzipien; die Mehrzahl aber weiß kaum mehr, woran sie sich zu halten hat.

Die Einen, und zwar Jene, welche in der Kunst nichts weiter als ein Kind der Zeit sehen, stellen sich mit einem besserer Sache würdigen Eifer die bedenkliche Aufgabe, allen Anforderungen unserer Zeit gerecht zu werden, — und da der Kunst unläugbar ein gewisses sinnliches Element innewohnt, so könnte man das Bestreben, gerade dieses mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu cultiviren, gewissermassen als die unvermeidliche Consequenz einer einseitigen Erkenntniß bezeichnen. Am weitesten darin gehen gewisse französische Künstler, welche leider auch in Deutschland hin und wieder Nachahmer gefunden haben. Die Leichtlebigkeit, welche das französische Wesen charakterisirt, treibt dieß Prinzip auf die Spitze, wobei es übrigens dahingestellt bleiben mag, ob nicht und in wie weit finanzielle Speculation als mitwirkende Kraft auftritt. So kann es denn nicht überraschen, wenn die internationale Ausstellung überaus reich an Nuditäten ist. Das wäre allerdings an sich noch kein Tadel, denn auch das Nackte läßt sich in vollkommen decenter Weise behandeln. Was uns aber anwidert, ist die Thatsache, daß das Nackte nur um seiner selbst willen dargestellt wird. Treten wir vor Leon Rieseners „Bacchantin, mit einem Panther spielend," vor Coëssins „Esmeralda," vor Courbets „Mädchen mit dem Papagei," vor Etex' „Bacchantin," vor Henners „Nach dem Bade" oder gar vor Neherkorns „Odaliske" und vor Felix' „Bacchantin," so begegnen wir überall dem unverhohlenen Bestreben, die Sinne zu kitzeln, und das selbst vor mehr oder minder gewaltsamen Stellungen und Bewegungen nicht zurückscheut, um auch die geheimsten Reize darzulegen. Daß dasjenige Element in der Malerei, welches seiner Natur nach das sinnlichste ist, die Farbe hiebei möglichst in Mitleidenschaft gezogen wird, versteht sich von selbst. Uebrigens beschränkt sich das Raffinement nicht auf das bisher Uebliche; Etex meint, eine nackte Egyptorin sei denn doch pikanter, als eine Europäerin bei gleicher Abwesenheit des Costüms, und Antigna zeigt uns ein noch kaum halb entwickeltes Mädchen in gesuchtester Nacktheit. Die italienischen Plastiker ihrerseits haben uns mehr als zwei Dutzend halb- oder ganz nackter Mädchen geschickt, welche ihre Nacktheit mit einer unverkennbaren Absichtlichkeit zur Schau tragen, und doch möchten wir noch die ganz unverhüllten weniger tadeln als die halbverhüllten, weil die üble Absicht des Künstlers, durch die Verhüllung doppelt zu reizen, bei letzteren doppelt in die Augen springt. Wir verkennen nicht, daß auch die Venus von Medicis nicht frei ist von Koketterie; jene Engländerin aber, welche derselben ihr Battisttuch in die Hand geben zu müssen glaubte, fände in unserer Ausstellung wohl Gelegenheit, ein Paar Dutzend solcher Tücher entsprechend zu verwenden.

Macht sich so ein Theil der Künstler zum Diener des Publikums und die hehre Kunst zur Kupplerin, so schlagen Andere einen nicht minder unwürdigen Weg ein. Sie bestreiten rundweg dem Gedanken das Recht, sich in der Kunst auszusprechen. Ihre Theorie läßt sich in den Worten zusammenfassen: „Nicht was, sondern wie etwas dargestellt ist, entscheidet." Die Anhänger dieser Theorie sind vorzüglich unter den Coloristen zu suchen. Manche von ihnen gestehen mit einer köstlichen Unbefangenheit zu, ihre Bilder seien Ergebnisse nicht der Ueberlegung, sondern des blossen Zufalls. Sie lehren, es sei ganz überflüssige Mühe, die man sich mit der Wahl eines künstlerischen Vorwurfes gebe; das Beste sei vielmehr, kurzweg zu

Digitized by Google

malen, was einem eben beifalle, und berufen sich dabei auf Mackart, dessen vielbesprochenes Bild bald als „die sieben Todsünden," bald als „die Pest in Florenz" bezeichnet werde, und der schließlich erklärte, er habe weder das Eine noch das Andere dabei im Sinne gehabt, sondern es sei eine Art Traum mit Reminiscenzen an ein Frauenhaus über ihn gekommen, dem er Gestalt gegeben, ohne streng genommen zu wissen, was es werden solle. Sie berufen sich übrigens auf Mackart mit um so besserem Rechte, als er ja auch bei seinem bekannten „Ritter" in der Schack'schen Sammlung einen „bestimmten Gedanken" nicht gehabt.

Unbefangene werden nun freilich zu einem Kunstwerk bedenklich den Kopf schütteln, das nur aus einem traumhaften Dämmern, oder, um die Sache kurzweg mit dem rechten Namen zu nennen, aus einem Zustand permanenten Nichtdenkens hervorgegangen ist. Wer den Gedanken unverhohlen aus dem Gebiete der bildenden Kunst ausgeschlossen wissen will, der kann es auch nicht wohl ernstlich in Uebel nehmen, wenn man ihm bemerkt, er befinde sich auf dem Standpuncte ausgesprochener Gedankenlosigkeit.

Bei der großen Zahl offener und schüchterner Anhänger der bezeichneten Theorie hat die Gedankenlosigkeit in der That nichts Ueberraschendes mehr, welche uns, wie in allen neueren Kunstausstellungen, so auch in unserer dermaligen internationalen, wie ein hirnloses Gespenst hohläugig anstarrt. Ist sie ja doch nur das praktische Ergebniß des neuen Kunstevangeliums, das wir in nicht wenigen Ateliers und Künstlerkneipen tagtäglich predigen hören, und das allen Jenen doppelt willkommen sein muß, welche schon aus subjectiven Gründen der fatalen Mühe des Denkens überhoben zu sein wünschen.

Der Gedanke ist unbequem, weil es das Denken ist. Man möchte es kaum glauben, wie man in manchen Künstlerkreisen das Denken scheut; man gelangt aber wider Willen zur unlieben Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Thatsache, wenn man gewisse Arbeiten betrachtet, welche Anspruch auf den Namen von Kunstwerken machen, während sie im Grunde genommen doch nichts sind, als Erzeugnisse einer brillanten Technik oder überraschende Kunststücke.

Die Dichter studiren die Geschichte der Natur und der Menschheit; sie suchen in die tiefsten und verborgensten Geheimnisse des Menschen einzudringen, sie durchforschen die dunkelsten Schachte der Philosophie, um in ihren Schöpfungen die innersten Seiten der Natur und des Menschen zu zeichnen; der Tonkünstler bestrebt sich, das weitverzweigte Gebiet der Musikwissenschaft in allen seinen Theilen kennen zu lernen; nur die bildenden Künstler begnügen sich noch immer in zu beklagender Mehrzahl damit, die bloße Außenseite dessen kennen zu lernen, was sie umgibt. Für diese gibt es keine Geschichte der Menschheit und der Natur, die Geheimnisse des Seelenlebens bleiben ihnen ebenso fest verschlossen, als die Werke der größten Dichter und Philosophen aller Zeiten und Völker, und darum ist für sie die Natur ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch, von dem sie nichts als den Einband kennen, obwohl sie behaupten, die Natur sei die einzige wahrhafte Lehrmeisterin. Sie wollen für die Schönheit schwärmen und schlagen sie täglich ins Gesicht, indem sie dem grassesten Naturalismus dienen. Daß es eine Wissenschaft des Schönen gibt, wissen sie nur vom Hörensagen. Nach ihrer Ansicht reicht man mit dem bloßen Gefühl, das, in der Nähe besehen, sich als eine Art künstlerischen Instinkts herausstellt, vollkommen aus. Die Aesthetiker sind ihnen Wortklauber, die sich anmaßen, ihnen ins Handwerk zu pfuschen. Ihre Lehren und Beweise erklären sie für langweiliges Zeug, mit dem man weder ein Bild malen, noch eine Statue formen könne, und indem sie Vernunft und Wissenschaft, welche selbst ein Mephisto des Menschen allerhöchste Kraft nennt, verachten, stürzen sie sich in den Sumpf des Materialismus.

Die Kritik vollends ist bei vielen Künstlern gar übel angeschrieben. Meint sie es aber mit ihnen und mit der Kunst ehrlich, so darf sie das nicht abschrecken, immer und allerorten das zu sagen, was sie für wahr und gut hält. Wenn die Künstler darauf hinweisen, wie nachtheilig ihnen die Oeffentlichkeit sein kann, so mögen sie wohl nicht bedenken, daß auch die Kritiker, und gerade die, welchen kein Name und kein Ansehen der Person gilt, dem öffentlichen Urtheil preisgegeben sind und mit Montezuma fragen dürfen: „Sind denn wir auf Rosen gebettet?"

Digitized by Google

Doch nehmen wir die Sache, wie sie liegt! Ueberlassen wir der Zeit, die Mißstände zu beseitigen; sie hat noch keinen geschont und für jede Wunde einen Balsam gefunden. Vergessen wir nicht, daß der Strebende auch dann Anspruch auf unsere Achtung hat, wenn er irrt; und einem ehrlichen, rastlosen Streben begegnen wir überall. Eine Zeit solcher Gährung, wie die, welche in unseren Tagen die Gemüther bewegt, bleibt unter allen Umständen eine bedeutende und kann selbst Großes gebären. Unsere Hast und Ungeduld, unser Wünschen und Hoffen, unser Sorgen und Fürchten wird den naturgemäßen Prozeß weder beschleunigen noch verzögern. Ueberall sehen wir die technischen Wissenschaften sich mächtig entwickeln und nach allen Richtungen und in allen Gebieten des menschlichen Lebens einen Einfluß sich erringen, dessen Bedeutung vor Kurzem noch Niemand zu ahnen vermochte. Auch sie scheinen dem speculativen Element zu widerstreben, während der Denker darüber nicht im Zweifel bleibt, daß sie einem Quelle entspringen, und, wenn auch auf verschiedenen Wegen, dem einen Ziele zustreben: der Erforschung der Wahrheit. Die speculative Philosophie früherer Jahrhunderte hat uns der Natur entfremdet, die der neuesten Zeit führt uns zu derselben zurück, indem sie uns lehrt, wie wir selbst nur ein Theil derselben sind, und wie das, was an unserem Wesen Lückenhaftes ist, im Verkehr mit ihr seine Ergänzung findet. Eine überaus mächtige Zeitströmung durchbricht alle Schranken und wirft die widerstreitenden Elemente rücksichtslos durcheinander, so daß ängstliche Gemüther wohl an einer glücklichen Lösung verzweifeln möchten. Aber das innerlich Verwandte wird sich immer wieder zum Verwandten finden, und neue Beziehungen werden ans Licht treten, die nur deshalb möglich wurden, weil jener Strom Elemente einander näher brachte, die sich bisher in unendlicher Ferne standen.

Zwischen Lippe und Becher.

Novelle von Theodor Reinwald.

(Fortsetzung).

XII.

Nicht lebensvoll bloß, mehr noch, lebenslang,
Nein! weiter noch, so lange ew'ge Seelen
Sich frei von Zeit und Raum — in Gott vermälen,
Bin Dein ich mit des Herzens tiefstem Drang!

Sonettenkranz „Hulda“ von K. B. Hausgirg.

Erst in der Einsamkeit seines Zimmers athmete Lothar wieder auf, nachdem die Bezauberung der letzten Stunde ihn wie in einem glückseligen Traum gehen ließ. Die wogende Empfindung von Glück, die mächtig seine Brust schwellte, schloß dennoch eine leise dunkle Ahnung nicht aus, als sei mit dieser köstlichen Errungenschaft der Stachel des Geschickes noch nicht gebrochen. Je beseligender ihn die Gewißheit von Isabels Liebe durchdrang, je schärfer stieg in seiner Seele der Vorwurf auf, nicht rein, nicht weihevoll genug dieses junge Herz gewonnen zu haben, an dessen Besitz er gleichwohl den Frieden und das Glück seiner Zukunft knüpfte.

Er blickte hinaus in die vom spät heraufziehenden Mond bleich erhellte Gegend; wie ruheathmend die Nacht über dem fahlen Wiesenplan schlief, und das ungewisse Licht zwischen den Abteiruinen zitterte, wie friedvoll das tiefe Schweigen auf den halbdunkeln Gängen des Parkes lag, — und wie doch in der Entfernung der nächtliche Sturm in den Wipfeln brauste und laut ächzend über das Moor hinfuhr. So war es in ihm. Die lichtverheißende Zukunft stand vor seinem Auge und doch glaubte er ein unheilkündendes Brausen in der Tiefe seiner Seele zu vernehmen. Dennoch, — was auch kommen möge, Isabels Liebe mußte Alles besiegen, dieser reiche Schatz war sein, und ihn wollte er hochhalten, wie kein anderes Gut der Erde. Der Gedanke an dieses Herz voll unentweihter Liebesfülle beschirmte ihn in dem unklaren Kampf seiner Einbildungskraft. Es wurde ihm unmöglich an Ruhe zu denken und so ging

Digitized by Google

er in seinem Zimmer auf und ab, bis draußen der letzte Schimmer des Mondes verblich und der graue Schein des anbrechenden Herbstmorgens über die nebelfeuchte Landschaft seinen ersten Dämmer warf.

Alles im Herrenhause schlief noch, und nichts regte sich, als der kräftige Windhauch, der die Nebel zerriß und die Wipfel der Lärchbäume schüttelte, aus denen sich hie und da ein Rabe krächzend zu schwerfälligem Flug erhob.

Von der Terrasse aus sah Lothar hinüber nach den verhangenen Fenstern von Isabels Zimmer. Ob sie wohl in dieser kurzen Nacht Schlaf gefunden? Oder ob sie, gleich ihm, von Unruhe durchzittert, den Tag erwartete?

Es schien ihm heute endlos, bis alle gewöhnlichen Triebräder des Haushaltes wieder in Gang kamen, bis der Diener, wie jeden Morgen erschien und zu seiner Verwunderung fand, daß Sr. Durchlaucht heute gar nicht zu Bette gewesen und dann mit der Anfrage entlassen wurde, wann Lord Lisdale zu sprechen sein werde.

Es dauerte keine Viertelstunde, so öffnete Lord Arthur selbst Lothars Thüre.

„Ich weiß alles, mein theurer Lothar!" sagte er mit einem festen, warmen Händedruck; „Isabel hat mir unmittelbar nach dem Abgange unserer Gäste ihr Herz eröffnet. Ich kann an der Stelle ihrer Eltern nur sagen: Gott segne Euch Beide! Du hast ein holdes Wesen gewonnen, — schütze und beglücke Isabel, wie ich es jederzeit gethan haben würde und mit dem schönen Rechte eines Gatten noch weit mehr!"

„Ich will sie höher als mein Leben achten!" versetzte Lothar feurig, „Oh Du weißt nicht, Arthur, wie viel ich diesem lieblichen Einfluß schon verdanke und noch verdanken werde. Ich habe an keine Zukunft mehr geglaubt, bis sie mir diesen Glauben zurückgeschenkt hat. Es ist mir jetzt, als wären schwarze Schatten von meinem Dasein abgefallen und mit ihnen Alles begraben, was meinen Blick verdunkelte!"

Lord Arthur hatte keinen Grund, an der Echtheit dieser Gefühle zu zweifeln. Er, mit seinem edlen, kräftigen Naturell, dem alles Schreckende, Ungewisse fern lag, mit der festgeprägten Form, die nur das Positive aufnahm und die Unhaltbarkeit langgenährter Wünsche ausschloß, — er nahm unbedingt die feurigen Entschlüsse seines Freundes an und glaubte mit ihm, er habe ganz und auf immer mit der Vergangenheit gebrochen.

Und als Lothar eine Stunde später seine liebliche Braut in die Arme schloß, die von dem unnennbaren Zauber bräutlicher Schüchternheit übergossen zu ihm aufschaute, da war es ihm selbst, als habe es für ihn nie eine andere Bürgschaft des Glückes gegeben. Mit einer Art heiliger Rührung empfing er den Segenswunsch der ehrwürdigen Großmutter, die ihn mit milder Güte an sich zog und Isabels Hand in die seine legte, während ihr Auge wehmüthig auf den Bildern der Verstorbenen weilte, an deren Stelle sie den neuen Bund zu weihen bestimmt war.

Sie lebten herrliche Stunden zusammen, über die der melancholische Reiz der sonnig-reinen Herbsttage verklärende Lichter breitete.

„Meine geliebte Isabel!" sagte Lothar, als er mit ihr unter den Ruinen von Old-Abbey auf- und niederschritt, wo die Sonne ihren letzten Glühschein zwischen die durchbrochenen Bogenfester warf und die matt herabhängenden Guirlanden der milden Rebe feurig malte, „Werden Sie dieß alles auch nicht vermissen? Kann ich Ihnen die Poesie Ihrer Heimath ersetzen und durch meine innige Liebe die vielfache Zärtlichkeit wieder empfinden lassen, die Sie hier umgibt?"

„Warum zweifeln Sie daran, theurer Lothar?" gab sie zurück mit einem Aufblicken ihrer stillen tiefen Augen; „die echte Heimath des Weibes ist das Herz ihres Gatten. Wie würde sonst unsere verwöhnte Georgine so glücklich sein können, der alles fremd war, selbst die Sprache ihrer neuen Heimath! Oh, wir lernen schnell, wenn die Lehre so tief in uns Wurzel faßt!"

Sie wußte mit süßer Beredtsamkeit seine Zweifel zu verscheuchen und warme Zuversicht in seine Brust zu hauchen. Dennoch schwand mit dem Zauber ihrer unmittelbaren Nähe immer wieder etwas von der kurzen seligen Gewißheit, und es gab Stunden genug, wo Lothar die dunkle Ahnung umsonst zu bekämpfen suchte, die sich dem freien Flug seiner Empfindungen wie ein hemmendes Gewicht anheftete.

Immer näher rückte der Tag der Trennung von Lisdale-Court, und ein unüber-

Digitized by Google

windliches Gefühl brennend, nagend, beinahe einem Schmerze gleich, verließ ihn nie bei dem Gedanken an diesen Zeitraum, der seiner gänzlichen Vereinigung mit Isabel vorangehen mußte und bestimmt war, von beiden Seiten den Vorbereitungen zur Vermählung gewidmet zu werden.

Die Tage wurden immer rauher und drängten gebieterisch zu baldigem Aufbruch. Aber es war so schwer, sich loszureißen! Die Gegenwart, wenn sie uns ein ungetrübtes Glück bietet, wird selten von einer verheißungsvollen Zukunft überboten. Lothar zögerte, um so lange als möglich diese trauten Stunden an Isabels Seite zu genießen und zugleich das umstrickende Wohlgefühl eines Familienlebens zu athmen, wie er es daheim nie gekannt.

An einem dieser Abende, wo draußen der winterliche Sturm über die Gegend fuhr, und düstere Nebelschichten die Atmosphäre verdichteten, während innen das Kaminfeuer hell aufleuchtend fantastisch an den Wänden spielte, die Großmama im Lehnstuhl nickte, die Kleinen ihre blonden Köpfe auf ein Märchenbuch senkten, und Isabel, von Lothars Arm umschlungen, der Stimme Lord Arthurs horchte, der die letzten Capitel aus „Zanoni" vorlas, — traf die gewöhnliche Postsendung ein, und nachdem Lord Lisdale das Portfeuille geöffnet und die Blätter des Tages von den Correspondenzen getrennt hatte, legte er einen Brief in Lothars Hand, der den Poststempel Nizza trug.

Es liegt zuweilen etwas Prophetisches in dem Aussehen eines Briefes. Eine Art geheimnißvollen Rapports besteht zwischen ihm und dem Empfänger. Das Siegel ist noch nicht gelöst, und schon erhebt sich eine unheilvolle Weissagung gleichsam dem Papier entströmend, wie oft ein feiner Duft eine zarte, gute Vorbedeutung zu enthalten scheint.

Doch Lothar befand sich im ersten Falle.

Ein Erbleichen, dessen Grund ihm selbst fremd war, zog über sein Gesicht, und zögernd schaute er den Brief mit der Bezeichnung: „sehr dringend" von Waldemars Hand an, deren sonst so feste Linien ihm unsicher und verzogen schienen.

Er that sich Gewalt an und brach das Siegel, und wieder durchbebte ihn ahnender Schreck, als er sah, daß der Inhalt nur aus wenigen Zeilen bestand.

Jedes dieser Worte fiel wie glühendes Blei auf sein Herz; starr heftete sich sein Auge darauf und mit zuckender Lippe sagte er halblaut, mechanisch: „Ich habe es gewußt, — es mußte ja so kommen!"

„Was ist geschehen?" rief Isabel und ihr Bruder zugleich. Lothar vermochte nicht sogleich zu antworten. Er gab den Brief an Lord Arthur, der ihn laut las, und auch *seine* ruhige Stimme bebte, auch sein Auge umflorte sich. Waldemars Mittheilung lautete:

„Theurer Lothar!

Brich unverzüglich auf und komm hieher, wenn Du den Wunsch einer dem Tode Geweihten erfüllen willst! Helene ist rettungslos verloren. Sie verlangt nach Dir. Sollte das Unvermeidliche eintreten, dann genügt der Welt gegenüber mein ritterlicher Schutz nicht länger für Deine Schwester. Eile also, Du könntest sonst zu spät kommen!

Hildegard ist in Verzweiflung.

Dein

Waldemar."

Traurig und schweigend reichte Lord Arthur das Schreiben hin. Er wußte in diesem Augenblick aufs Neue klar, was er für diese Frau empfunden, die ihn verschmäht hatte, aber er begriff auch den frischaufgewühlten Kampf in Lothars Seele. Nach Fassung ringend stand dieser am Fenster und die bittere Frage glitt leise über seine Lippen: „Warum verlangt sie *jetzt* nach mir?"

Er scheute den Blick Isabels, der ihm traurig gefolgt war. Der Vorwurf, der schon wiederholt sein Herz bedrückt hatte, lastete schwer auf ihm, — es lag etwas zwischen ihm und Isabels reiner, unbedingter Liebe, und das war das fehlende Vertrauen. Sollte er jetzt hingehen, dem Rufe der Frau folgend, die ihn durch alle Grade qualvoller Leidenschaft gejagt, an die er seine ersten, heiligsten Empfindungen verloren, die ihm den Frieden geraubt, den selbst Isabels volle Hingebung ihm noch

Digitized by Google

nicht ersetzt hatte? Sollte er mit einem heimlichen Meineid von ihr scheiden, da er wußte, daß ihn Helene rief, um vielleicht das mühsam unterdrückte Feuer auf's Neue anzufachen. Und doch, — Stolz und edle Scham weigerten sich in ihm, dem ahnungslosen Wesen, das ihn vertrauensvoll liebte, ein Bekenntniß zu machen, das für immer einen gefährlichen Stachel in ihre Brust drücken mußte.

Da legte sich die Hand seiner Braut leise und zart auf seinen Arm, ihr Blick, feucht und doch nicht schmerzlich oder anklagend, begegnete dem seinen, als sie ihm zuflüsterte: „Zögern Sie nicht, theurer Lothar! Sie müssen dieser Aufforderung folgen, und vielleicht erwartet Sie die Entschleierung eines Geheimnisses, das unaufgehellt Ihnen immer Leiden bereiten würde!“

Er sah sie bestürzt, zweifelnd, mit dem dämmernden Bewußtsein der Wahrheit an und wagte kein anderes Wort, als den leisen Ruf: „oh Isabel!“

„Ich weiß alles, Lothar!“ sagte sie zärtlich aber fest, „Ich danke es jetzt meinem Geschick und der rückhaltslosen Aufrichtigkeit meiner Schwester Georgine, die mir schon damals als Sie in ihrem Hause krank lagen, den Grund Ihrer todesmuthigen Kampfbegierde und Ihrer schwerzubesiegenden Schwermuth schrieb. — Sie haben die Fürstin Helene geliebt, sie hat Ihnen schwere Leiden bereitet! Ich wußte es, und doch habe ich Ihnen meine Liebe geboten. Ich bin nicht eifersüchtig auf die Stelle, die jene Frau in Ihren Gedanken einnimmt, und da Sie mir Ihr Vertrauen versagten, so suchte ich es selbst zu gewinnen, denn ich verstehe Ihren Kampf. Gehen Sie, wohin Sie mehrfache Pflichten rufen, und wenn Sie zurückkehren, soll es auf immer klar zwischen uns sein!“

„Ja, — das hoffe ich!“ rief Lothar in dankbarem Entzücken ihre liebliche Gestalt an sich drückend; „Du mein versöhnender Engel, mein edelmüthiges Herz! Du hast einen höheren Muth, als ich bewiesen, und nie kann ich das vergessen. Vergib, wenn ich Dich nicht in der ganzen Schönheit Deiner Seele erkannt habe, aber der Segen dieser Stunde wird seinen Schimmer über unsere Zukunft breiten! Wenn Du mich jetzt noch kämpfen sahst, so war es nur in dem Gedanken an Dich, und weil ich ebensowohl durch mein Vertrauen, wie durch mein Schweigen Deinen blüthenreinen Sinn zu verletzen fürchtete. Nichts ruft mich nach Nizza, als eine kalte Pflicht gegen die Wittwe meines Vaters und die Aufgabe, meine Schwester zu stützen. Alles Frühere ist in mir todt.“

Aus seinem Ton klang es so fremdartig, wie herbe, wegwerfende Gleichgültigkeit, und ein scharfer Blick tadelnden Unmuthes traf Lothar aus Lord Arthurs Auge, der bisher schweigend entfernt gestanden. Verschlossen, aber wie ein Heiligthum bewahrt, lebte in seiner Brust die Erinnerung an Helene, und ein bitterer Schmerz krampfte sie zusammen bei dem grausamen Satz in Waldemars Brief: „Sie ist rettungslos verloren.“ Das starke Herz lebte und wand sich in verborgener Qual, denn es hatte die getäuschte Liebe nur zum Schweigen gebracht, aber nicht verbannen können, und sie brach in dem Augenblick ihre Schranken, als die rauhe Gewalt des Schicksals an die Frau herantrat, die so mächtig seine innere Welt beherrschte. Wie ein scharfer Stich berührte ihn Lothars Wort, aus dem er die Verachtung heraushörte, die seit jener Entdeckung am Bette des kleinen Robert wie starrer Frost über seine noch allzu frischen Reminiszenzen hereingebrochen war. Weit entfernt, den wahren Sachverhalt zu ahnen, begnügte sich Lord Arthur mit der ihm zunächstliegenden Deutung, die ihm in Lothars schwankendem Charakter begründet erschien, wo die neue Liebe verblendend ihre Macht über die Klarheit des Urtheils erstreckte.

Niemand errieth, was in Lord Lisdale vorging, während er Alles that, um Lothars Abreise beschleunigen zu helfen. Lothar selbst, zu sehr mit sich beschäftigt und erregt von widerstreitenden Empfindungen, fand nicht Gelegenheit, die tiefe Blässe und den getrübten Blick seines Freundes zu beobachten, den er ja stets als das Prototyp der Unantastbarkeit kannte. Die edle Selbstbeherrschung hat häufig das Schicksal, mit der Gefühllosigkeit verwechselt zu werden, und wer seinen Kummer nicht zur Schau trägt, erweckt keinen Glauben an dessen Vorhandensein.

So tief, wie Lord Arthur jetzt litt, hatte Lothar vielleicht in seinen bangsten Stunden nicht gelitten, und er blieb ohne Verständniß dafür, bis der harte schmerzliche

Digitized by Google

Händedruck beim Abschied ihn aufblicken ließ, wo er zum erstenmale auf der sonst so klaren Stirne seines Freundes den dunkeln Zug eines inneren Leidens wahrnahm.

Warm und gerührt umarmte Lothar den keines Wortes mächtigen Bruder Isabels. Mit einem überwallenden Gefühl der Sympathie wünschte er heimlich, diese ausdauernde, echte Neigung hätte schon damals Erhörung gefunden, als sie ihm wie ein beleidigendes Unrecht erschienen war.

„Lebt wohl! Lebt wohl!“

Noch einmal drückte er die durch Thränen lächelnde Braut an sich und entschwand in dem trüben Nebel des unfreundlichen Tages den Blicken der Familie von Lisdale-Court.

Isabel warf sich schluchzend in einem bisher muthig unterdrückten Weh an die Brust ihres Bruders, wo ein ebenso banges, aber tausendmal mehr gefoltertes Herz in gewaltsamer Pein schlug.

(Fortsetzung folgt.)

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

⊙ Es war bestimmt worden, diese Wochenberichte nicht eher wieder aufzunehmen, als die Räume des großen Hauses sich öffneten, und nach seinem Umbau und der Hitze der Hundstage der ernsteren Muse wieder gebührende Aufmerksamkeit würde geschenkt werden. Darum entschuldigen mich die Leser dieses Blattes, wenn ich bis zu jenem Zeitpunkte nur hie und da meine Thätigkeit aufnehme. Für heute veranlassen mich dazu zwei Novitäten: ein einaktiges Lustspiel und ein gleichkurzer Schwank, die Samstag (31. Juli) und am darauffolgenden Montag eine beifällige Aufnahme fanden. Das erste, nach dem Französischen der HH. Second und Blerzy, deutsch von A. Winter, nennt sich: „Ein anonymer Kuß“. Ein ächt französisches frivoles Ding und von seinem deutschen Bearbeiter recht oberflächlich zusammengeschrieben, sonst wäre es ihm unmöglich gewesen, manch ganz pikantes Wortspiel geradezu unverständlich zu übersetzen. Zwar weiß ich nicht, wie viel Schuld der Uebersetzer trägt, und wie viel Hr. Goritz, der diese Wortspiele ziemlich ungeschickt hervorbrachte, und wenn Hr. Goritz vom „tarpeiischen“ Felsen sprach, so fällt diese Unkenntniß sicher nicht Winter zur Last. Wahrscheinlich ist auch eine andere geistreiche Phrase: „Ihr Mann ist gestorben — denn ich wüßte nicht, daß die Polygamie bei uns eingeführt wäre“ aus der mangelhaften Vorbildung des genannten Schauspielers zu erklären. Zum Wortspiel gehört die vollständige Beherrschung der Situation, und wenn man vom Darsteller auch keine philologische Durchbildung verlangen darf, so sollte man doch mindestens erwarten dürfen, daß er gang und gäbe Ausdrücke richtig wiedergiebt und über die Bedeutung alltäglicher Fremdwörter im Klaren ist. In beiden Stücken stachen gegen das genannte Mitglied der hiesigen Bühne die übrigen Darsteller ab. Was die Lustspiele selbst betrifft, so erräth sich das erste aus seinem Titel. Ein junger Ehemann wird auf einem Ballfest anonym geküßt; die anonym Küssende ist seine Frau, doch hält er sie für deren Freundin und wird zur Strafe dafür von der letzteren zweimal ganz allerliebst am Narrenseil geführt. Seine Frau ist Zeuge der Erniedrigung und gewährt ihm Verzeihung, da der unter dem Fallen des Vorhangs zu ihren Füßen niederkniet. — Das zweite: „Die orientalische Frage“, von Augustsohn Kotzebue, steht trotz der Schwächen des erstern noch tief unter ihm. Köstlich gezeichnet hat der Verfasser, der ja als Diplomat in Karlsruhe lebt, einen Kollegen am ehemaligen Kasseler Hofe. Dieser, Hr. v. Kleinberg, schickt in aller Eile sein eben aus dem Pensionat gekommenes Töchterlein mit „diplomatischen Phrasen“ als „1789“, „Juli“, „orientalische Frage“, damit der Backfisch Probe bestehe, zu dem künftigen Bräutigam. Die Kleine blamirt sich natürlich mit den Phrasen, löst indessen das Mißverständniß, indem sie sich in ihrer wahren Backfischnatur zeigt, und der Schwiegervater in spe segnet die Ehe und erklärt den seltsamen Bund: „Die beste orientalische Frage das ist die aufgehende Sonne der Liebe.“ — Ich denke weiterer

Digitized by Google

Bemerkungen bedarf es nicht mehr; die hinreichendste Kritik ist die Aufzählung des Inhalts.

b) Oper:

* Donizettis „Liebestrank" (am 28. Juli), „Jessonda" (am 1. August) und Lortzings „Waffenschmied" (am 3.) bildeten das Opernrepertoire der abgelaufenen Woche. Die Ausführung des erstgenannten Werkes erhielt ihre wesentlichsten Lichtseiten durch die schönen Leistungen des Herrn Vogl („Nemorino") und des Frln. Mallinger, deren „Adine" als ein nahezu unübertreffliches Meisterstück zu gelten hat; die Schattenseiten hingegen wurden durch das Ensemble repräsentirt, insofern nicht nur mehrere Differenzen zwischen Sängern und Orchester, sondern überhaupt mannigfach Unsicherheiten einen ziemlich probelosen Eindruck machten, kurz — das Ganze hatte keinen Zug. Die Gründe für diese Thatsache sind allerdings nicht schwer aufzufinden, wenn man erwägt, daß ein großer Theil des Personals erst am 25. Juli wieder in München eintraf. Ob aber hieraus auch eine Entschuldigung abgeleitet werden könne — das scheint mehr als fraglich zu sein, schon deßhalb, weil es eine durch die Erfahrung festgestellte Unmöglichkeit ist, innerhalb weniger Tage jene geistige Sammlung wieder herzustellen, welche bei einer in allen Theilen gelungenen Aufführung einen der wichtigsten Factoren zu bilden hat.

Bis zur zweiten der obengenannten Vorstellungen war dieser Uebergangsproceß glücklicherweise überwunden, und so würde die jeder Mode trotzbietende „Jessonda", das Chef d'oeuvre der Spohr'schen Muse, einen ungetrübten Genuß geboten haben, hätte nicht Frln. Mallinger („Jessonda") mit stimmlicher Indisposition zu kämpfen gehabt, in deren Folge die Intonation häufig zu tief war, und die letzte Arie unter dem Einflusse zunehmender Ermüdung nur im höchst bescheidnen Bruchtheilen zur Geltung kam. Daß die Einzelnleistungen der Uebrigen aufs Beste entsprachen, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erwähnung, da die hervorragenden Partieen sich in den Händen des Frln. Stehle und der HH. Vogl („Nadori"), Kindermann („Tristan") und Baufewein („Dandau") befanden. Eine besondere Hervorhebung aber verdient die „Amazili" des Frln. Stehle: denn wie schön und durchgeistigt die Künstlerin diese Rolle bisher auch auffaßte, so störte doch an manchen Stellen (namentlich im 1. Finale bei den Worten „Kannst Du mir die Schwester retten") die forcirte Behandlung höher gelegener Töne. Dieser Mißstand trat dießmal in den Hintergrund, und so entstand eine Gesammtleistung, deren musikalische Eigenschaften sich mit der rein dramatischen Gediegenheit in äußerst glücklicher Weise verbanden. — Schließlich möchte ich noch Herrn Vogl — auf daß sein „Nadori" künftighin auch bis in die kleinsten Theile, als vollendet bezeichnet werden könne — darauf aufmerksam machen, daß es der dramatischen Situation widerspricht, wenn er im Duett mit „Dandau" die Worte:

„Soll ewig wie des Donners Hallen
Sein (des Oberpriesters) Herrscherwort ins Ohr mir schallen?"

fortissimo singt: denn Dandau kann alsdann nicht umhin, diese subordinationswidrige Aeußerung zu vernehmen, und würde den Pater Nadori — statt zur jungen Wittwe — recta via in den Carcer schicken.

„Der Waffenschmied" endlich hatte sich in jeder Beziehung einer so abgerundeten Durchführung zu erfreuen, daß das Ganze wie ein flott gespieltes Lustspiel wirkte und hierdurch alle Bedenken in den Hintergrund drängte, die man mit mehr oder minder großem Rechte gegen den rein musikalischen Theil besagter Oper erheben könnte. Der Löwenantheil dieses Collectivlobes gebührt den Darstellern der beiden Hauptrollen, „Marie" und „Hans Stadinger;" erstere wurde von Frln. Stehle mit dem vollem Glanze graziösen Humors ausgestattet und vortrefflich gesungen, Stadinger aber findet in Herrn Kindermann einen so ausgezeichneten Vertreter, daß man sämmtlichen gegenwärtigen und allenfalls zukünftigen Stadingern nur rathen kann, sie möchten sich das von Kindermann geschaffene Genrebild zum Muster nehmen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Baden-Baden. Am 31. Juli kam unter des Komponisten eigener Leitung Offenbachs „La princesse de Trebizonde" zum ersten Male zur Aufführung. Ueber den Erfolg wird der „Frkf. Ztg." telegraphirt: „Prinzeß Trebizonde" errang bei ihrer ersten Aufführung einen großen und berechtigten Erfolg. Offenbach wurde durch das Publikum zweimal enthusiastisch gerufen."

Beilngries. Die Sammlung für das Gluck-Denkmal in Weidenwang nimmt einen wünschenswerthen Fortgang, und schon jetzt beträgt der angesammelte Fond 1750 fl. Von den deutschen Fürsten spendeten hiezu Se. Maj. der König von Bayern 400 fl., der König von Würtemberg 100 fl., der König von Sachsen 52 fl. 30 kr., der Großherzog von Hessen 100 fl., der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 87 fl. 30 kr., der Herzog von Coburg-Gotha stellte eine Benefice-Vorstellung in seinem Hoftheater in Aussicht. Ebenso sind Concerte in Aussicht genommen vom Liederkranz in Amberg, dem Musikverein in Regensburg, dem Singverein in Nürnberg, dem Gesangverein in Neumarkt, den Sängergesellschaften in Hersbruck und den deutschen Gesangvereinen in San Franzisco. Gesammelt wird, wie uns versprochen, unter Musikfreunden in Regensburg, Innsbruck und unter den Deutschen in Philadelphia und Paris. Wir hoffen zuversichtlich, daß auch an anderen Orten für unser Unternehmen werkthätige Sympathien erstehen und wir so in die Lage gesetzt werden, unsere Aufgabe in würdigster Weise zu lösen.

Berlin. Der Kammergerichts-Assessor a. D. v. Rohr in Berlin hat, nach Angabe der „Köln. Z." der hiesigen Akademie der Künste ein Legat von 15,000 Thlr. zur Gründung eines Reisestipendiums für talentvolle deutsche Künstler und der National-Galerie hierselbst ein anderes Legat von 15,000 Thlr. hinterlassen, dessen Zinsen zum Ankauf von Bildern für die Galerie verwendet werden sollen.

Berlin. Während den Theaterferien ist auf Veranlassung des Königl. Kapellmeisters Eckert das Podium des Orchesters im Königl. Opernhause, welches erst vor etwa zwei Jahren um neun Zoll tiefer gelegt wurde, wieder um einige Zoll erhöht worden.

Berlin. Das kgl. Schloßtheater in Charlottenburg brachte jüngst eine Novität „Der Landprediger von Wakefield" (Volksstück in 5 Akten und 10 Bildern nach dem bekannten Oliver Goldsmithschen Roman), das einen so brillanten Erfolg errang, daß die Hauptacteure nach jedem Bild, sowie am Schlusse stürmisch hervorgerufen wurden.

Berlin. Unsere Theater brachten in jüngster Zeit wieder mancherlei Novitäten. Auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ging das dreiaktige Lustspiel „Ein vorsichtiger Mann" von Dr. Tornow neu in Scene. Verräth auch die Wahl des Stoffs Sinn und Verständniß für das theatralisch Komische, so erscheinen doch der dramatische Aufbau und die Ausführung ohne Geschick. Ein schlechtes Machwerk ist die im Woltersdorff-Theater zur Darstellung gelangte Posse „Berliner Sonntagsleben" von O. Pätel, Musik von W. Mannstädt. Das Wallner-Theater endlich brachte am 17. Juli unter dem Titel „Von Stufe zu Stufe" ein neues Lebensbild des schnell beliebt gewordenen Dichters Hugo Müller, mit Musik von Bial. Der Verfasser macht mit diesem Stück einen neuen Versuch, die im Absterben begriffene Possenbühne zeitgemäß zu regeneriren.

Boston. „Viel Geschrei und wenig Wolle", ist man unwillkürlich versucht, auszurufen, wenn man die Resultate sieht, welche das große Friedens-Jubiläum in musikalischer Hinsicht erzielt hat. Mit großem Pompe war ein Chor von 20,000 Sängern und ein Orchester von 1000 Mann angekündigt worden; ein Coliseum wurde dafür gebaut, diese immense Masse Musiker, denen sich noch 50,000 Zuhörer zugesellen sollten, aufzunehmen. Je näher das Fest heranrückte, desto kleiner wurde die Zahl der ausführenden Kräfte, desto kleiner die Zahl des Publikums, desto kleiner das Coliseum, wenn auch die Verhältnisse noch immer großartig genug blieben. Was indeß an Massen großartig war, wurde durch die Unmöglichkeit, solche Massen zu einem einigen Ganzen zu vereinigen und so eine Aufführung wie aus einem Gusse zu erzielen, paralysirt. Die Dirigenten waren immer genöthigt, um Chor und Orchester nur in etwas zusammenzuhalten, zu schleppen, so daß selbst die guten Sachen nicht mit dem Schwung zu Gehör gebracht wurden, der unumgänglich nöthig ist, sie genießbar und verständlich zu machen. Resumiren Sie nun das Ganze, so finden Sie, daß das Experiment, durch große Massen zu wirken, einmal wieder verunglückt ist. Sie finden, daß es eine Grenze für die Besetzung der verschiedenen Stimmen gibt, deren Ueberschreitung sich immer rächen wird. Aber nicht allein die Besetzung war an dem Mißlingen der ganzen Affaire Schuld, nicht allein der Mangel an Proben, auch die improvisirte Halle, in der es ziemlich schwer fiel, zu hören oder gehört zu werden, hatte ihr

Digitized by Google

Theil. Daß Frau Parepa-Rosa so gut verständlich und hörbar war, zeugt nicht für die Kraft ihrer Lungen und die Gewandtheit, mit der sie dieselbe zu benutzen weiß.

Boston. Hier gedenkt man das auf den 14. September fallende hundertjährige Geburtsfest Alexander v. Humboldts in würdiger Weise zu begehen. Eine gelehrte Stiftung wird zu Ehren des großen Forschers gegründet werden, und Professor Agassiz, einer der intimsten Freunde Humboldts, wird in der naturhistorischen Gesellschaft einen Vortrag über dessen Leben und Wirken halten.

Leipzig. Die Pianoforte-Fabrik der Herren Breitkopf und Härtel feierte am 22. Juli in festlicher Weise die Vollendung ihres 5000sten Instrumentes.

Lemberg. Ein sonderbares, aber sehr klares Placat haben die Chormitglieder vor Kurzem in Lemberg erlassen: Das gefertigte Chorpersonale des Lemberger deutschen Theaters gibt hiemit öffentlich bekannt, daß die Aufführung der für heute angekündigten Oper „Die Afrikanerin" aus dem Grunde unterblieben ist, weil die Direktion die Zahlung der Gagen verweigert hat, und die Gefertigten sich daher genöthigt gesehen haben, ihre Mitwirkung zu versagen. Ueber unsere Forderung, daß uns die Gagen bezahlt werden, erhielten wir die Entlassung, weil die Direktion der Ansicht ist, daß sie uns, die wir von unserer Gage leben, auf die Art dahin bringen wird, uns wie bisher statt der ordentlichen Gagenzahlung mit hingeworfenen geringen Abschlags- und Theilzahlungen zufrieden zu stellen. Wir finden es daher für nöthig, dies zu veröffentlichen, um dem P. T. Publikum zu zeigen, wie die Direktion mit ihren Verpflichtungen sowohl gegen das Publikum als gegen ihre Mitglieder umspringt. Lemberg, den 20. Juli 1869. Chorpersonal.

London. Das Monopol, welches die Impresarii der beiden italienischen Opern sich durch ihre Vereinigung gesichert haben, dürfte nicht über diese Saison hinausgehen, indem die nächste schon eine sehr gefährliche Concurrenz bringen wird. Die Pall Mall Gazette will nämlich wissen, daß die Mehrzahl der Kräfte, die im Coventgarden-Theater mitwirken, sich entschlossen haben, „abzufallen", so der Liebling des Publikums, Christine Nilsson, so ferner die Herren Mongini, Santley, Gardoni, Foli und Arditi, der Dirigent. Welches der „heilige Berg" ist, auf dem diese Secession stattfindet, ob Drury Lane oder Her Majesty, scheint noch nicht festzustehen.

* München, 5. August. Gestern fand im großen Saale des Odeons das fünfte (und letzte) Prüfungsconcert der k. Musikschule statt. Die hieraus sich ergebenden Resultate bildeten ein vollgültiges Zeugniß für die ächt künstlerischen Bestrebungen des jungen Instituts und gestatten schon jetzt die Voraussage, daß auf dem hier eingeschlagenen Wege allmählig das höchste Ziel eines Musik-Conservatoriums werde erreicht werden — die Creirung einer musikalischen Hochschule. Die nächste Nummer der Propyläen wird einen eingehenderen Bericht über diese Concerte bringen.

Paris. Die Wiederaufführung der Meyerbeer'schen Oper „Der Prophet" in der großen Oper mit Herrn Villaret in der Titelrolle, welcher aber an der Erinnerung Rogers, der diese Rolle in Paris geschaffen hatte, scheiterte, hat den Erwartungen des Publikums wenig entsprochen. Es ist genug, wenn die Pariser behaupten, daß die Schlittschuhläufer vom Alcazar, Frl. Friederike und Herr Ellias den Preis der Aufführung verdienen.

Paris. Die Sommerhitze hat auch auf die Jury-Mitglieder des Concurses der Opéra comique eingewirkt, da sich dieselben, anstatt die eingegangenen 60 Opernpartituren zu erledigen, nunmehr nach 44 Sitzungen in die Bäder zerstreuten. Laut einer Anzeige des Sekretär Franz Bazin kann das Urtheil demnach erst im Laufe des Monats Oktober verkündet werden. — Schillers „Lied von der Glocke" wurde die zweifelhafte Ehre zu Theil, von den Herren Saint Léon und Delibes zu einem Ballet verarbeitet zu werden. Dasselbe wird demnächst zum Debut einer jungen Tänzerin, Frln. Bozachi, in der Opéra aufgeführt.

Philadelphia. Man beabsichtigt, den 4. Juli 1870, als den hundertjährigen Gedenktag, an welchem die Unabhängigkeits-Erklärung unterzeichnet wurde, in unserer Stadt durch ein gigantisches Musikfest zu begehen, das in einem eigens zu diesem Zwecke zu errichtenden Gebäude im Fairmount Park abgehalten werden und das Bostoner Friedensconcert tief in den Hintergrund stellen soll. Man rechnet auf 12,000 Mitwirkende und über 100,000 Zuhörer.

Wien. Der berühmte Orgelbaumeister Herr Friedrich Ladegast aus Weißenfels a. d. Saale ist in Wien angekommen, um die letzten Vereinbarungen wegen Uebernahme des Baues der großen Orgel für den Saal im neuen Gebäude der „Gesellschaft der Musikfreunde" zum Abschluß zu bringen.

Wien. Herr Richard Lewy, der eminente Hornist des Opernorchesters, wird zum chef du chant des neuen Opernhauses ernannt. Die Ernennung bedarf nur mehr der kaiserlichen

Digitized by Google

Sanktion. Der chef du chant hat die Aufgabe, sämmtliche neue Partieen mit den Sängern und Sängerinnen einzustudiren.

Wien. Der Kaiser hat seine Genehmigung ertheilt, daß der Hofkapellmeister Herbeck zur Theilnahme an der Leitung der musikalischen Angelegenheit des Hofoperntheaters berufen werde.

Vermischtes.

A. **Der Gesangverein „Deutscher Liederkranz" in New York.** Gewiß ist es ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß deutscher Gesang und deutsche Musik in Amerika Eingang gefunden haben. Seit 22 Jahren besteht in New York — so ersehen wir aus dem vorliegenden Jahresberichte (Januar 1869) — ein Gesangverein unter dem Namen „Deutscher Liederkranz." Im Jahre 1847 gegründet, hat dieser Verein im Kampfe mit so manchen Hindernissen nach und nach eine allgemein anerkannte Stellung erworben. Und in der That waren die Schwierigkeiten, welche sich den Gründern des Vereins entgegenstellten, nicht gering; sie mußten als Bahnbrecher, als Pioniere des deutschen Gesanges erst ein Verständniß für seine Schönheiten jenseits des Meeres heranbilden. Die Theilnahmslosigkeit des Publikums und die damals herrschenden Vorurtheile gegen das Deuschthum machten ihr Streben nicht nur zu einem undankbaren, sondern auch opfervollen. Aber mit treuer deutscher Ausdauer ist endlich der Erfolg errungen worden. Allmälig ist im großen Publikum nicht nur das Verständniß, sondern sogar eine wahre Vorliebe für deutschen Gesang und deutsche Musik erwacht. Aber nicht allein Theilnahmslosigkeit und Mangel an Verständniß im großen Publikum waren es, welche dem jungen Vereine hindernd im Wege standen; wir dürfen nicht vergessen, daß noch vor 20 Jahren die Stelle der deutschen Ausgewanderten in Amerika keineswegs eine angesehene war, denn sie hatten ja nicht, wie Engländer oder Franzosen, ein großes und mächtiges Vaterland hinter sich, welches sie auch noch in der Fremde schützte, sondern im Gegentheile: das ihrige war eher ein Gegenstand des Spottes für ihre Umgebung. Dieß ist jetzt anders geworden; namentlich seit den großen Ereignissen des Jahres 1866, welche zur politischen Wiedergeburt des theuren deutschen Vaterlandes führten. So ist denn auch der „Liederkranz" ein kleines Abbild der allgemeinen Achtung, in welcher die Deutschen in Amerika jetzt stehen, — so ist sein Kämpfen und Ringen auch ein Capitel in der noch ungeschriebenen Geschichte der neuen deutschen Einwanderung. Wie wenig man auch in Deutschland von den Ausgewanderten wußte oder wissen wollte bis vor einigen Jahren — so bewahrte doch die Mehrzahl der Eingewanderten dem alten Vaterlande ein dankbares Andenken, ein inniges Gefühl der Anhänglichkeit, welches sich häufig durch die That kundgab. In ungewöhnlichem Grade war das bei den deutschen Sängern in Amerika der Fall. Und ganz natürlich; denn das von ihnen gepflegte deutsche Lied war ein kostbares Geschenk der Heimath, es hielt auch ihre geistigen Beziehungen zum Lande ihrer Geburt rege und wach. Wollen wir uns in Kürze noch den äußeren Verhältnissen des Vereines zuwenden, so ist hervorzuheben, daß die musikalischen Leistungen auf verschiedenen Sängerfesten die größte Anerkennung gefunden haben. Durchdrungen von der unbestreitbaren Wahrheit, daß Besitz ein Haupthebel ist, um Corporationen Ansehen und Stabilität zu verschaffen, — in Amerika mehr, als irgendwo — war der Verein bemüht, ein passendes Gebäude für seine Zusammenkünfte und Produktionen zu erwerben. Der Verein ist jetzt schon — und wird es in Zukunft noch mehr sein — ein lebendiger Born ein reichlich fließender Quell, aus welchem der unaufhörlich schöpfen kann, welcher es versteht, in dem hier Gebotenen, in den Kunstleistungen und in dem Umgange mit Freunden Genuß und Erholung zu finden. Und ist der Ausgewanderte den ganzen Tag über von Amerikanern umgeben, — der Abend im „deutschen Liederkranze" läßt ihn die ferne Heimat nicht vergessen, führt sie ihm nahe. Wir sind der festen Ueberzeugung, der Verein werde mit jedem Jahre ein Stück vorwärts kommen und so fort und fort die Stätte sein, wo deutsches Wesen in Amerika gewahrt und gestärkt wird. —

„The Chops of the Chanel" ist der Titel einer neuen Posse von Hay, in der die Seekrankheit zum ersten Male als komisches Element verwerthet wird. Die Handlung spielt natürlich in den Zwischenräumen zwischen den Krankheitsanfällen und die Wirkung des Stücks beruht auf dem Humor, mit dem die Passagiere ihre klägliche Lage betrachten.

Eine Versteigerung Hogarthscher Werke fand letzter Tage in London statt. Es waren meistens Porträts, die unter den Hammer kamen. Am theuersten wurden die Porträts von Hogarth selbst und von seiner Gattin (mit 378 und 350 Pfd.) bezahlt. Unter den übrigen Werken befanden sich die sechs Bilder der „Heirath nach der Mode" (Wiederholungen der Bilder in der Nationalgalerie), „Die Bettler-Oper", „Hudibras wird von Trulla besiegt", „Ansicht aus dem St. James-Park", „Florizel und Perdita" u. a. m.

Digitized by Google

Von Kuno Fiſchers „Geſchichte der neueren Philoſophie“ (Mannheim, Baſſermann) wurde die 2. Abtheilung des 5. Bandes, den Schluß von „Fichte und ſeine Vorgänger“ enthaltend, ausgegeben. Gleichzeitig erſchienen der 3. und 4. Band desſelben Werkes in 2. Auflage.

Von der jetzt 68jährigen britiſchen Schriftſtellerin Miß Harriet Martineau ſind geſammelte „Biographiſche Skizzen“ bei Macmillan in London erſchienen, welche die Kritik ſehr günſtig beurtheilt. Zu den beſten derſelben gehören die der Lady Byron und des Kaiſers Nikolaus.

(Ungedruckte Briefe von Goethe.) In Goethes Werken, und zwar in dem Theile, welcher „Weſtöſtlicher Divan“ benannt iſt, finden ſich unter der Ueberſchrift „Suleika“ eine Anzahl Lieder, welche zu den ſchönſten gerechnet werden, die von Goethe überhaupt gedichtet worden ſind. In einem Aufſatze, der ſich in dem eben erſchienenen Hefte der „Preußiſchen Jahrbücher“ befindet, erhalten wir über die Entſtehung und Veranlaſſung dieſer Lieder neue und ganz überraſchende Aufſchlüſſe. Im Jahre 1814 lernte Goethe in ſeiner Vaterſtadt Marianne v. Willmer kennen, eine reizende junge Frau in der Mitte eines Kreiſes, den ſie belebte und entzückte. Auf der Gärbermühle, in der Nähe von Frankfurt, oder in der Stadt ſelbſt bildete ihr Haus die Mitte, zu der ſich Alles hingezogen fühlte, was an gebildeten Elementen nach Frankfurt kam. Als der Verfaſſer des Aufſatzes als junger Student im Jahre 1849 Frankfurt beſuchte, war Marianne eine alte Frau und von den Freunden jener Zeit nur noch wenig erhalten. Mit dieſer Frau hat Goethe bald nach der erſten Bekanntſchaft einen bis zu ſeinem Tode fortgeſetzten Briefwechſel unterhalten, von dem bis jetzt nur Weniges bekannt geworden iſt. Denn Marianne v. Willmer, die anfangs die Abſicht äußerte, die an ſie gerichteten Briefe Goethes dem Verfaſſer des Aufſatzes, unter dem wir wohl nicht mit Unrecht Hermann Grimm vermuthen, zu ſchenken, hat darüber ſchließlich anders verfügt. Sie ſollen bis zum zwanzigſten Jahre nach ihrem Tode auf der Frankfurter Stadtbibliothek deponirt bleiben. Dort werden ſie leider noch geraume Zeit ruhen müſſen, da dieſe Freundin Goethes vor noch nicht 10 Jahren erſt geſtorben iſt. Wie vertraut Goethe mit Marianne geweſen ſein muß, geht aus der Anrede eines von den wenigen Briefen an ſie hervor, die jetzt ſchon bekannt ſind, in der er ſie — es iſt dies ein Brief vom 12. Juli 1814 — „allerliebſte Marianne“ nennt. Das Intereſſanteſte aber ſind die Aufſchlüſſe, die wir über die Lieder „Suleika“ erhalten. Wem wären nicht die beiden Gedichte bekannt; „Was bedeutet die Bewegung, bringt der Oſt mir frohe Kunde“ und „Ach, um deine feuchten Schwingen, Weſt, wie ſehr ich dich beneide“ — die in der Mendelsſohn'ſchen Compoſition in allen Concerten und Salons geſungen werden. Wir erfahren aus dem Aufſatze, daß nicht Göethe, ſondern Marianne von Willmer die Dichterin dieſer beiden Lieder iſt. Hören wir ſelbſt. „An das Landhaus, in dem wir wohnten,“ ſchreibt der Verfaſſer (Grimm) „ſtieß ein abgezäunter Garten, deſſen ganze Länge nach der einen Seite ein ungeheures Reſedabeet bildete. Wir gingen da eines Abends und hatten über Goethe geſprochen. Ich weiß nicht, wie mir Goethes Verſe in den Sinn kamen: „Ach, um deine feuchten Schwingen, Weſt, wie ſehr ich dich beneide.“ Ich ſprach ſie halblaut vor mich hin im Weiterſchreiten. Marianne machte Halt, ſah mich eine Weile mit ihren graublauen, durchdringenden und beweglichen Augen an und ſagte: „Höre, wie kommſt Du dazu, dies Gedicht zu ſagen?“

„O, es fiel mir gerade ſo lebhaft ein,“ antwortete ich, „es iſt eines von Goethes ſchönſten.“ Marianne ſah mich immer an, als wollte ſie etwas ſagen und beſänne ſich, ob ſie es thun ſollte.

„Ich will Dir etwas ſagen,“ rief ich plötzlich aus und weiß ſelbſt nicht, wie ich darauf kam: „Das Gedicht iſt von Dir, Du haſt es gemacht!“

Dieſe Vermuthung lag doch nicht ſo fern. Der Divan iſt da, wo es ſich findet, faſt wie im Dunkel gehalten. Ich wußte außerdem, welchen Antheil Marianne im Allgemeinen an der Entſtehung dieſer Dichtung hatte.

„Du darfſt es Niemand wiederſagen,“ begann ſie nach einer Weile und ſtreckte mir die Hand entgegen: „ja ich habe die Verſe gemacht.“ Dies kam mir aber doch unerwartet, wie gewiß jedem von unſeren Leſern. Sie brach dann aber das Geſpräch ab.“ — Später, am 21 Jänner 1857, ſchrieb ſie noch einen Brief an den Verfaſſer, worin ſie den Gegenſtand dieſes Geſprächs wieder aufnahm. „Ich ſende Dir,“ ſo ſchrieb ſie, „zugleich mit dieſem Briefchen jene Strophen, die Du von mir verlangt haſt; es iſt doch nur eine einzige, die Goethe verändert hat, und ich weiß wirklich nicht warum, ich finde die meine wirklich ſchöner, und um Deine Erwartung nicht allzuſehr getäuſcht zu haben, ſchicke ich Dir noch einige Blättchen mit, die damals den Hauptreiz unſeres Briefwechſels bildeten, wo das Geheimniß, ein weſentlicher Beſtandtheil, nicht fehlen durfte.“ Dieſe beiden Blättchen enthielten die beiden Gedichte, von denen wir oben ſprachen.

Digitized by Google

„Aus dem Leben und für das Leben.“ Weisheitssprüche von Fr. H. Jacobi. Herausgegeben von Dr. Julius Hamberger. Gotha. Fr. Andr. Perthes. 1869.

-s- Zu keiner Zeit ist für das Bedürfniß der Lesewelt, je nach den verschiedenen Bildungsgraden derselben, so reichlich gesorgt worden, als in unsern Tagen. Kein Alter, kein Stand, keine Berufsclasse entbehrt einer eigens für sie berechneten Literatur, und nicht weniger wird von den Autoren und Verlegern der Gegenwart dafür gesorgt, die Bekanntschaft mit den Werken der größten Geister unsrer Nation, wie auch des Auslandes, in den weitesten Kreisen zu fördern, und die Geistesnahrung, die aus ihnen zu gewinnen ist, dem Publikum in den mannigfaltigsten Zubereitungen darzureichen. Wir reden hier nicht von den vielen Classikerausgaben, die jetzt zu Spottpreisen in Jedermanns Hände gelangen; wir meinen zunächst, im Hinblicke auf das obengenannte Büchlein, die zahlreichen Blumenlesen, Albums, Lichtstrahlen, und wie sie etwa sonst noch betitelt werden, durch welche der Leser, den die Hast und Unruhe der Zeit nicht zum Studium vollständiger Werke gelangen läßt, doch wenigstens aus einzelnen bedeutenden Stellen die Geistesrichtung und Vortragsweise eines berühmten Autors einigermassen kennen zu lernen vermag. Nachdem zu solchem Zwecke die Dichter zur Genüge ausgebeutet waren, fing man an, auch Prosaschriftsteller in dieser Richtung zu excerpiren, und man durfte sich namentlich von Auszügen aus philosophischen Schriften eine vortheilhafte Wirkung in so weit versprechen, als sie dazu dienen können, den gesunkenen Sinn für höhere Wahrheit neu zu wecken und zu beleben. Bereits sind Sammlungen der geistreichsten und schönsten Stellen aus den Werken des ältern Fichte, Schleiermachers, Franz Baaders und anderer großer Denker veranstaltet worden. Ihnen glaubte der Herausgeber — und gewiß mit vollem Rechte — auch eine Gedankenährenlese aus Fr. H Jacobi anreihen zu sollen. Jacobis Philosophie ist ja, wie Dr. Hamberger im Vorworte treffend bemerkt, ganz aus dem Leben erwachsen und wieder auch ganz und gar der Wirklichkeit und dem Leben zugewendet, und so eigneten sich denn auch die Schriften dieses Philosophen, der sich nicht in einer abstrusen Terminologie bewegt, dessen Sprache im Gegentheil von einem wahrhaft poetischem Hauche durchweht wird, in ganz besonderem Maße zu Auszügen einzelner, Geist und Gemüth gleichmäßig ansprechender Stellen. Diese Sätze nun sind, wiewohl jeder für sich ein abgeschlossenes Ganze bildet, doch nicht etwa bloß äußerlich an einander gereiht; es ergaben sich vielmehr dem Herausgeber bei der Sichtung des Materials drei Hauptabtheilungen, von denen die erste und umfangreichste Aussprüche Jacobis enthält, die sich auf Tugend und Sittlichkeit, Staatsleben und Civilisation beziehen, die zweite, kürzeste, aber die Philosophie als solche zum Gegenstande hat. Die dritte Abtheilung endlich ist hauptsächlich gegen die materialistische und naturalistische Weltanschauung gerichtet, hebt das in uns liegende, lebendige Zeugniß von dem Dasein eines persönlichen Gottes hervor und läßt deutlich genug wahrnehmen, wie nahe Jacobi der Anerkennnung des positiven Christenthums gestanden. Jeder dieser Hauptabschnitte zerfällt wieder in mehrere besondere, mit eigenen Ueberschriften versehene Gruppen, welche den Ueberblick des Inhaltes wesentlich erleichtern. Der im Vorworte ausgesprochenen Versicherung des Herausgebers, daß seine Arbeit aus der innigsten Liebe für Jacobi, aus wahrer Begeisterung für ihn, hervorgegangenen sei, hätte es in der That kaum bedurft, jede Zeile des Werkchens spricht ohnehin dafür, sowohl durch das feine Verständniß, das ihn bei der Auswahl geleitet, als durch die Sorgfalt, welche die Anordnung bekundet. Gerne schließen wir uns seinem Wunsche an, daß das Büchlein dazu dienen möge, dem edlen Mann und derjenigen Denk- und Sinnesweise, die in ihm einen so mächtigen Vertreter gefunden, und deren unsere Zeit so sehr bedarf, recht viele neue Freunde zu gewinnen.

Hinsichtlich der akustischen Verhältnisse des neuen Opernhauses in Wien schreibt man der „Süddeutschen Musikzeitung“: „Ueber die Akustik des neuen Opernhauses ist leidlich viel geschrieben worden. Daß dieselbe „vortrefflich“ ist, wie Hr. Salvatore de Marchesi in Ihrem geschätzten Blatt (Nr. 27) behauptet, ist jedenfalls neu. Von den Vielen, die über die Wirkung der Musik in diesen neuen Räumen geschrieben haben, werden Wenige sein, die nicht auch Gelegenheit gehabt haben, die großen Opernbühnen von Mailand, Paris, London zu studieren. Ihnen also konnte die Größe des Hauses nichts Neues sein. Das Gehör mußte ihnen sagen, daß die Saiten- und Holzblasinstrumente stumpf, die Blechinstrumente zu vorlaut klingen; daß von den Singstimmen sich die hohen und hellen am wirksamsten ausnehmen und die tieferen von weichem Klang viel verlieren; auch das „absolute Nichtvorhandensein eines Echos“ scheint nur für besondere Fälle geschaffen. Mit dem geringeren Wärmegrad des Tones geht Hand in Hand die mindere Empfänglichkeit des Zuhörers, der nur durch besondere Reizmittel, Aufzüge, Massenbewegungen, scenischen Aufwand von prachtvollen Decorationen und Costümen mit effectvollen Beleuchtungsapparaten zu gewinnen ist. Große Opern und Ballete werden die neue Bühne beherrschen, und wie von selbst wird und muß daneben über kurz oder lang eine zweite Oper entstehen, die sich der komischen und Conversations-Oper erbarmt.“

Digitized by Google

μ München, 29. Juli. Die Münchener Propyläen haben vor einiger Zeit der Zeitschrift für bildende Kunst von Dr. v. Lützow einen von dem bekannten Kunstschriftsteller Allmers eingesendeten Artikel entnommen, worin derselbe auffordert, für die bessere Verwahrung und Erhaltung der berühmten Fresken Carl Rottmanns in den Arkaden unseres Hofgartens zu wirken. Wie man sich täglich überzeugen kann, ist die wohlberechtigte Mahnung ohne allen und jeden Erfolg geblieben. Das kann jedoch den Einsender dieses nicht abhalten, darauf hinzuweisen, daß ohne energische Hilfe außer jenen Meisterwerken auch die treffliche Arbeit Neyers, „der Einzug Kaiser Ludwigs in München nach der Schlacht bei Ampfing" am Isarthor rettungslos dem Verderben entgegen geht. Unsern Gemeinden ist die Erhaltung von Gegenständen artistischen, alterthümlichen oder historischen Werthes, besonders von Gemälden, Skulpturen u. dgl. durch Verordnungen aus der Zeit des kunstsinnigen Königs Ludwig I zur Pflicht gemacht, und die einschlägigen Behörden der Haupt- und Residenzstadt dürften um so weniger Bedenken tragen, die für eine gründliche Restauration dieses schönen Freskobildes, das an Kunstwerth von keinem andern dahier erreicht wird, nöthige Summe zu bewilligen, als dasselbe gerade an einen Sieg anknüpft, zu dem die Bürger Münchens ihren redlichen Theil beitrugen. Das Bild befindet sich jetzt, nachdem es, wenn ich nicht irre, schon zu Ende der dreißiger Jahre einer Restauration unterworfen werden mußte, in einem überaus traurigen Zustande. Seit die Gemeinde den Platz vor dem Isarthore durch schattige Baumanlagen den schönsten freien Plätzen Münchens angereiht, fällt das Werk der Zerstörung durch die Zeit und schädliche klimatische Einflüsse an jenem Gemälde noch schärfer in die Augen, und man kann nicht selten Fremde ihr Erstaunen ausdrücken hören, daß ein so werthvolles Kunstwerk unaufhaltsamem Verderben Preis gegeben wird. Nebenbei bemerkt, ist gerade das Isarthor mit seinen drei Thürmen und Verbindungsmauern das besterhaltene in München und hat seinen alterthümlichen Charakter weitaus am besten bewahrt. Der fortgeschrittene Ruin des Bildes läßt die Notiz nicht ganz überflüssig erscheinen, daß eine von Neher selbst gemalte Farbenskizze, welche für die Restauration desselben gute Dienste leisten kann, sich im Besitze des Herrn Professors M. Echter dahier befindet, der sicher kein Bedenken tragen wird, sie der Gemeinde zum Behufe der Restauration zur Verfügung zu stellen.

W. Von Mayers Bayernbuch sind neuerdings weitere 3 Lieferungen (5, 6 u. 7) ausgegeben worden, welche in einer Reihe von Kapiteln viel des interessantesten Stoffes bieten. Die Abhandlungen über die berühmten Dichter und Sänger, dann über das Ritterwesen, den Handel, fürstliches Leben und bäuerische Verhältnisse in Bayern geben in kräftigen Strichen ein treues Bild von den Sitten und Zuständen des Mittelalters im 13. Jahrhundert; die Zeit Ludwig des Bayern und Berichte über das mächtige Geschlecht der Fugger zu Augsburg, und die Umwälzungen in dem Stadtregimente zu Regensburg und Nürnberg füllen diese neuen Lieferungen aus. Dieser Inhalt, in angenehmer Manier vorgetragen, gibt Zeugniß von der Reichhaltigkeit des Werkes, das sich sicherlich denselben großen Leserkreis erringen wird, den Mayers Chronik von München mit vollem Rechte fand.

Z. Nal und Damajanti, die durch rührende Gattenliebe jedes Menschenherz entzückenden Gestalten des altindischen Epos Nalodaya von Kalidasa, hat der junge, geistreiche Gelehrte und Dichter Angelo de Gubernatis, derzeitiger Professor des Sanskrit und vergleichenden Sprachforschung an dem Instituto di Studi Superiori zu Florenz, mit seltenem Glücke auf die Bühne gebracht. Das Stück ging am 10. April l. Js. zum erstenmale über die Bretter der Academia dei Filodrammatici in Florenz, und war von dem herrlichsten Erfolge gekrönt. Vornehmlich ist es die scharf umgränzte Charakterzeichnung der auftretenden Personen, welche allein schon den dramatischen Dichter bekundet. Die Fabel selbst, sowie das indische Colorit der epischen Dichtung ist beibehalten; alles Weitere ist freie und selbständige Schöpfung des Dichters. Die Form entspricht in jeder Beziehung dem Inhalte; Verse und Rhythmus sind von einer Anmuth und einem Wohlklange, wie sie nur einen Meister der Sprache kennzeichnen. Bei dem in neuester Zeit auffallend regen geistigen Verkehr zwischen Italien und Deutschland war es ein verdienstvolles Unternehmen von Friedrich Marx, dem gründlichen Kenner italienischer Literatur, die edle Dichtung dem deutschen Volke durch eine Uebertragung zu vermitteln. Mit liebevollster Treue sucht Marx dem Originale an Form und Inhalt gerecht zu werden, und bestätigt so aufs Neue seine glänzende Uebersetzungskunst nicht minder, wie seine poetische Begabung. Das Werkchen ist dem durch seine begeisterte Liebe für die italienische Poesie bekannten Dichter Julius Schanz in Benedig gewidmet. —

(Die Bildnisse Lessings.) Adolf Stahr hat in Rom ein Porträt gekauft, das er für ein Porträt Lessings hält. Ein Berichterstatter der Vossischen Zeitung, der die drei ächten Porträts Lessings genau kennt, hat dieses angeblich vierte gesehen und erklärt sich mit großer Bestimmtheit gegen dasselbe. „Das in Rom gekaufte Bild", sagt er, „hat mit jenen gar keine Aehnlichkeit. Nicht allein der Ausdruck ist ein anderer, ein fremder und geistloser, auch die Züge, die Grundformen des Gesichts, Lessings herrliche griechisch geformte Stirn, breit und oben nicht

Digitized by Google

hoch, die lebensvollen blauen Augen, die kräftige Nase, der schön geschwungene Mund, das energische Kinn, die freie Haltung des harmonisch ausgebildeten Mannes — alles das fehlt." Die drei ächten Porträts Lessings, zu denen noch ein Knabenbild und eine Todtenmaske kommen, stammen aus verschiedenen Lebensaltern. Das früheste Gemälde, von Tischbein, gegenwärtig in der Berliner Nationalgalerie, stellt ihn etwa dreißigjährig dar. Das zweite, von May für Gleims Freundschaftstempel gemalt und jetzt Eigenthum des Halberstädter Gymnasiums, ist am wenigsten geistvoll. Mit Meisterhand ist das dritte von Graff gemalt. Es existiren davon mehrere, unter den Augen des Künstlers gemalte und so wohlgelungene Copien, daß sich schwer entscheiden läßt, welches Bild das Original sei. Gewöhnlich gilt das in Hamburg befindliche Exemplar dafür.

Bei der kürzlichen Abtragung der baufällig gewordenen St. Dominik-Kirche in Cremona stieß man auf die Gruft des berühmten Geigenmachers Stradivari. Auf Anordnung der Behörde wurden die Gebeine gesammelt und einstweilen in einer Gruft des städtischen Friedhofes beigesetzt, bis man zum Bau eines Pantheon von Cremona gelangt sein wird, wo diesem berühmten Namen ohne Zweifel ein Platz eingeräumt werden dürfte.

Bei der Versteigerung eines reichhaltigen Münz- und Medaillen-Cabinets — Eigenthum des verstorbenen Mr. Brown — erzielte ein Schilling aus der Regierungszeit Königs Henry VII. (1485—1509) 31 Lstrl.; ein unter Eduard VI. (1547—1553) geprägter goldener Sovereign, ein sehr seltenes Exemplar, 42 Lstrl.; eine Silberkrone aus Charles I. Zeit 43 Lstrl. und ein Fivebroadstück von großem historischen Interesse (König Charles I. hatte es auf dem Schaffot seinem Beichtvater, dem Bischof Juxon, zum Andenken verehrt) den ungewöhnlichen Preis von 345 Lstrl.

Zur Konservirung und Vervollständigung des Gypsmuseums der Wiener Kunstakademie ist eine Kommission aus den Professoren Lützow, Conze, Bauer und Radnitzky eingesetzt worden. Zunächst ist für dieses Museum das Löwenthor von Mykene aus Berlin verschrieben worden. Bis zum nächsten Wintersemester wird auch der von Professor Lützow verfaßte Katalog des Museums ausgegeben werden.

Das Theater von Richmond, vielleicht das älteste aller englischen Theater, die gegenwärtig existiren, hat durch seine diesjährige kurze Sommersaison die Aufmerksamkeit wieder auf sich gelenkt. Es ist das dritte Theater, welches die kleine Stadt erhalten hat, und befindet sich fast noch ganz in dem Zustand zur Zeit seiner Erbauung. Die alte Theaterthüre ist noch vorhanden und die für das Publikum höchst bequeme Einrichtung die alte geblieben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts pflegten der König, die Königin und die Prinzessinnen den Vorstellungen beizuwohnen. Die besten Schauspieler der Tottenham-Straße, des jetzigen Prinz von Wales-Theaters, traten hier auf; indessen scheinen die Geschäfte nicht die besten gewesen zu sein, da im Laufe von 39 Jahren 37 Direktoren einander ablösten.

Notizen.

Ferdinand Freiligrath hat, und zwar unter sehr günstigen Bedingungen, den Antrag erhalten, in die Redaction der „Neuen Freien Presse" einzutreten. Ob der vor wenig Tagen erst in seiner westphälischen Heimath noch so herzlich gefeierte Dichter sich wird entschließen können, nach Wien überzusiedeln, dürfte zur Zeit noch in Zweifel zu ziehen sein.

F. J. Fétis, der gelehrte Director des Brüsseler Conservatoire, der seine Unermüdlichkeit in kunsthistorischen Dingen so eben wieder durch seine neue Histoire générale de la musique an den Tag legte, protestirt in einem Schreiben an die Revue et Gazette musicale gegen die Zeitungsnachricht, daß er im Verein mit Liszt und Saint d'Arod für das im December d. J. erfolgende Concil von Rom ein Memoire abgefaßt hätte, um die sieben verschiedenen Notirungsarten des Chorals in eine einzige zu verschmelzen.

Gräfin Ida Hahn-Hahn, die bekanntlich auch als Nonne das Romanschreiben fortsetzt, wird im Herbst die „Geschichte eines armen Fräuleins" veröffentlichen.

Der Componist Petrella wandte sich vor einigen Wochen brieflich an Alexander Manzoni mit der Bitte um die Einwilligung zur Benutzung des Sujets des Romans: „I Promessi Sposi" für einen Opernterxt. Der greise Dichter hat in einem Schreiben an Petrella nicht nur die gewünschte Zustimmung gegeben, sondern demselben noch gedankt für die Ehre, welche er in einer solchen Verwendung seines Romansujets erblicke, da er seiner Aeußerung nach, nicht geglaubt hätte, daß derselbe den Keim des Dramatischen in sich berge.

Digitized by Google

Hans Schläger ist während des Sommers in Salzburg nicht müßig und arbeitet fleißig an einer neuen romantischen Oper, der auch heiteres Element beigemischt ist. Das Libretto ist wie bei der „Ilse“ Otto Roquettes Dichtungen entnommen und behandelt eine Katastrophe der Stadtgeschichte Nürnbergs.

Verdi begiebt sich nach Cauterets zur Cur. Er wird dort, dem Vernehmen nach, eine komische Oper fertig machen, mit welcher die neue Direction der Opéra comique in Paris ihre Thätigkeit zu beginnen beabsichtigt.

Am 25. Juli starb nach längerem Leiden August Diezmann in Schloß-Chemnitz. Derselbe war mit der literarischen Production Leipzigs seit langen Jahren verwachsen und nicht blos als Schriftsteller, sondern auch als literarischer Rathgeber von Buchhändlern geachtet. In früherer Zeit, wo Uebersetzungen den Büchermarkt beherrschten, war er besonders auf diesem Felde thätig und übersetzte in seinen letzten Jahren Werke von Victor Hugo und andern Größen des Auslandes. Von 1859 bis zu seiner schweren Erkrankung war er der Redacteur des Leipziger Tageblattes. Immerfort mit Arbeiten und Unternehmungen beschäftigt, widmete er seine Hauptthätigkeit den goldenen Tagen Weimars. Er hat über jene große literarische Epoche Manches veröffentlicht und Vieles gesammelt. Schon im höhern Lebensalter stehend, legte er die Hand an größere Romane, doch war dieses Feld nicht dasjenige, auf dem ihm große Erfolge zu Theil wurden. Was er über Weimar geschrieben hat, das wird seinem Namen in der Literaturgeschichte eine Stätte sichern.

Am 17. Juli starb zu Florenz Laura Beatrice Oliva-Mancini. Italien hat in dieser edlen Frau eine bedeutende Dichterin verloren. Geboren 1823 in Neapel, pflegte sie in ihrer Jugend einen kranken Vater, durch den sie ungewöhnliche Kenntnisse mitgetheilt erhielt und trieb in ihren Mußestunden Malerei, Musik und Poesie. 1840 mit dem Professor Pasquale Mancini verheirathet, ging sie mit ihrem Manne in die Verbannung und lebte nachdem der Umschwung der Verhältnisse eingetreten war, an der Seite ihres Gatten in Florenz. Sie schrieb ein Trauerspiel „Ines de Castro“ und verschiedene Dichtungen: Eine neapolitanische Verbannte an Gladstone; Italien am Grabe Vincento Gioberti's; Columbus im Kloster der Rabida u. a. m. Einen Band vermischter Gedichte veröffentlichte sie 1846 in Genua.

Literarischer Anzeiger.

A. Geschichtsliteratur.

Bléchy, A., histoire des Maures en Espagne. (Limoges, Barbou.) — **Claretí**, J., les derniers Montagnards Histoire de l'insurrection de Prairial an III [1795], d'après les documents inédits. 3. édit (Paris, Libr. internat.) — **Guilloche**, la prophétie du roy Charles VIII. Publiée d'après le manuscrit unique de la Bibliothèque imperiale. (Paris, Académie des Bibliophiles.)

B. Kunstgeschichtliche Werke.

Selligmann, L., Die Antigone des Sophokles. Ein Beitrag zur Antigone-Literatur. (Halle, Heynemann.) — **Springer**, A., Die mittelalterliche Kunst in Palermo. 4. (Bonn, Marcus.) — **Jauffret**, E., le théâtre révolutionaire (1788—1799.) (Paris, Furne, J. & Co.)

C. Schönwissenschaftliche Literatur.

Ebersberg, J., Haus-, Hof- und Staatsgeschichten. 3 Bde. (Prag, Bellmann.) — **Brook**, A., Das Schloß in den Ardennen Roman. 3 Bde. (Berlin, Janke.) — **v. Hillern**, W., Ein Arzt der Seele. Roman. 4 Bde. (Ebend.) — **Schmidt-Weißenfeld**, Der achtzehnte Brumaire. Histor. Roman. (Ebend.) — **v. Wickede**, J., Joachim Slüter oder die Einführung der Reformation in Mecklenburg. Hist. Roman. 4 Bde. (Ebend.) — **Wachenhusen**, H., Die Gräfin von der Nadel. Roman. 4. Aufl. (Ebend.) — **Erckmann-Chatrian**, le juif polonais, drame en 3 actes (Paris, Hetzel.)

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869. Nr. 33.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

MÜNCHENER PROPYLÄEN

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 13. August.

Inhalt: Ein Dichter des Pommerlandes, von Dr. Hermann Ethé. — Die internationale Kunstausstellung in München III. — Erlebnisse von August Lewald. II. (Schluß) — Zwischen Lippe und Becher, Novelle von Theodor Reinwald. (Forts.) — Die Hochzeitladung nach dem Tode, erzählt von H. Weininger. (Schluß.) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. — Die Prüfungs-Concerte der kgl. Musikschule. — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen. — Literarischer Anzeiger.

Ein Dichter des Pommerlandes.

Von Dr. Hermann Ethé.

Es ist leider eine Bemerkung, die wir nicht selten zu machen Gelegenheit haben, daß selbst in den Werken bedeutender und sachkundiger Literarhistoriker manche Namen von Dichtern entweder ganz fehlen oder doch nur oberflächlich berührt sind, die nicht nur auf ein vorübergehendes Interesse, sondern auf unbedingten und dauernden Werth Anspruch erheben können, während eine große Menge unbedeutender und mehr oder minder talentloser Poeten, besonders aus früherer Zeit, deren Geistesproducte einmal durch irgend welche äußeren Umstände ein ephemeres Aufsehen erregt und dann nie wieder gelesen sind, noch überhaupt gelesen zu werden verdienen, immer wieder genannt, weitläufig besprochen und charakterisirt werden. Ich erinnere in dieser Hinsicht nur an einen von der Kritik besonders stiefmütterlich behandelten Dichter, der unstreitbar der größten einer in der deutschen Nationalliteratur ist, und dem glänzenden Dioscurenpaar unserer dramatischen Poesie fast ebenbürtig zur Seite steht, den greisen Franz Grillparzer, dessen Namen man in so manchen literarhistorischen Werken theils überhaupt vergeblich sucht, theils immer wieder und wieder mit souveräner Geringschätzung der Sippe der Müllners und Houwalds beigesellt findet, gerade als ob sein dichterischer Genius nichts weiter als die „Ahnfrau" geschaffen, und Meisterwerke wie „Sappho," „Medea" und vor Allem „Ottokars Glück und Ende" gar nicht auf der Welt existirten.

Ein ähnliches Schicksal hat nun auch einen hochbegabten Poeten an den fernen, ostseeumbrandeten Gestaden des alten, sagenreichen Pommerlandes betroffen, den im Anfang der vierziger Jahre verstorbenen Dichter Karl Lappe, der zwar in seiner

Digitized by Google

engeren Heimath sich einen dauernden und allgemein geehrten Namen errungen, bei Lebzeiten auch durch so manche Stimmen aus weiter Ferne freudig begrüßt und durch Ehrenbezeugungen aller Art ausgezeichnet ist, aber doch im Großen und Ganzen in den weiteren Kreisen Deutschlands noch nicht die Beachtung gefunden, die er verdient, und vor Allem in Süddeutschland kaum gekannt, viel weniger anerkannt ist. Bildet doch nicht erst seit wenigen Jahren und ebensowenig in politischer Hinsicht allein der Main den unüberbrückbaren Grenzstrom zwischen dem Norden und Süden unseres Vaterlandes; — eigentlich seit jeher ist er, vorzugsweise in literarischer Beziehung, das Hinderniß für den gemeinsamen Geistesverkehr, die Gedankeneinheit der germanischen Stämme gewesen. Was der Norden producirt, bringt schwer in den Süden, oder wird wenigstens immer mit einer gewissen mißtrauischen Voreingenommenheit acceptirt, und umgekehrt. So ist es auch Karl Lappe ergangen, und während sein langjähriger Lehrer und Freund, Kosegarten, immerhin einen gewissen, wenn auch nicht gerade besonders glänzenden Ruf in der deutschen Literatur genießt, ja hin und wieder in Anthologien immer noch mit einigen seiner besseren Gedichte vertreten ist, ist Ersterer, besonders in der neueren Zeit, fast immer leer ausgegangen, trotzdem seine vorzugsweise dem Gebiete der Lyrik und Didaktik angehörigen poetischen Erzeugnisse weit über diesen stehen, nicht das Geringste von dem fast sprichwörtlich gewordenen Schwulst und der Geschraubtheit der Kosegarten'schen Muse besitzen, und sich durch eine reine, natürliche, wenn wir so sagen sollen, Goethe'sche Einfachheit und Ungekünsteltheit auszeichnen. Ohne ihn daher irgendwie mit dem oben berührten gefeierten Grillparzer in eine Parallele hinsichtlich seiner poetischen Bedeutung setzen zu wollen, glauben wir doch einige Aufmerksamkeit wohl in Anspruch nehmen zu dürfen, wenn wir den Manen dieses dahingeschiedenen Dichters ein bescheidenes Todtenopfer darbringen, zumal in einer Zeit, wo so Manche wunder welches Verdienst um die Menschheit sich errungen zu haben glauben, wenn sie die erstaunten Zeitgenossen mit einigen neu aufgefundenen, meistens von den Verfassern selbst aus guten Gründen ad acta gelegten und absichtlich der Oeffentlichkeit für immer entzogenen Gedichten Schillers, Goethes oder anderer großer Meister unserer Literatur überraschen!

Hier soll in kurzen Zügen ein Bild von dem Leben und dichterischen Schaffen eines Mannes entrollt werden, dessen Lieder zwar nicht durch blendende Farbentöne, nicht durch schillernden Prunk und Pomp der Sprache, der oft nur der Deckmantel für Geistesarmuth ist, glänzen, aber einem warmen, für alles Wahre, Gute und Schöne erglühten Herzen entströmt sind, und eine reiche Fülle von Gemüth und Gedankentiefe, von liebevoller Beobachtung der Natur und des menschlichen Geistes, von Begeisterung für den engeren Kreis der heimathlichen Erde und ihrer eigenthümlichen poesievollen Reize, wie für das ganze große Gesammtvaterland offenbaren. „Von Herzen seid ihr kommen, und sollt zum Herzen gehn," ruft er ihnen selbst in dem Eingangsgedicht zu der Gesammtausgabe seiner Werke zu, und ebenso in einer andern Strophe:

„Nicht hoch seid ihr geschrieben, doch tief seid ihr gelebt; —
Ich hab' an euch gewendet, so viel ich hab' und kann,
Nicht große Kunst verschwendet, doch Lieb' und Lust gespendet,"

und schließt mit den Worten:

„Schwimmt mit im bunten Schwalle — ihr sinkt vielleicht nicht alle —
was oben bleibt ist gut."

Ein ächt deutscher Kernmensch, gesund und kräftig und dabei schlicht, einfach und anspruchslos, tritt aus allen Erzeugnissen seiner Muse klar und deutlich entgegen und erfüllt uns mit unbedingter Liebe und Hochachtung für den trefflichen Autor!

Die äußeren Lebensumstände unseres Dichters sind sehr einfacher und einförmiger Natur, wie er selbst in einer früheren Sammlung seiner Gedichte: „Lied und Leben" auf die vielen freundschaftlichen Aufforderungen, sogar vom Rhein und der Donau her, Nachrichten von sich mitzutheilen, mit liebenswürdiger Bescheidenheit entgegnet: „Mein äußeres Leben hat sich in so engen Kreisen bewegt, daß ich mir für eine Erzählung desselben wenig Aufmerksamkeit versprechen darf, man möchte denn eben die Enge und Beschränktheit anziehend finden. Ein kleiner Theil einer entle-

Digitized by Google

genen Provinz ist der Schauplatz meiner fünfzig Jahre u. s. w." Neuvorpommern, Rügen und ein Theil Mecklenburgs bilden den engen Raum, auf dem er gelebt, gewirkt und geschaffen, aber der helle Blick des Dichters und Denkers drang weit hinaus über die kleine Scholle Erde, die Wiege und Grab ihm zu umschließen bestimmt war, und die schöpferische Phantasie, die reiche Gestaltungskraft seines Innern bot ihm Ersatz für den Mangel längerer Reisen und eigener Anschauung von fremden Gegenden, Verhältnissen, Sitten und Menschen. Geboren am 24. April 1773 in dem Kirchdorf Wusterhusen zwischen Greifswald und Wolgast als jüngster Sohn einer schlichten Pfarrerfamilie, verlor er schon im siebenten Jahre seinen trefflichen Vater durch den Tod, und so entwickelte sich naturgemäß schon früh in dem talentvollen Knaben eine größere Selbständigkeit und der immer sich steigernde Drang, sich durch eigene Thatkraft und Tüchtigkeit den Weg durch das Leben zu bahnen. Nachdem er in Wolgast unter Kosegartens Leitung, der wohl zunächst die in ihm schlummernde Liebe und Begeisterung für die Poesie geweckt und sein dichterisches Talent genährt, für das akademische Studium herangebildet war, bezog er nach vollendetem sechszehnten Lebensjahre die Universität Greifswald, wo ihn eine innige Jugendfreundschaft mit seinem später so gefeierten Landsmann Ernst Moritz Arndt verband, und wirkte nach Vollendung seiner theologischen und philosophischen Studien acht Jahre meistens als Hauslehrer, zuletzt bei seinem alten Lehrer und Freund Kosegarten, der als Probst nach Altenkirchen auf Rügen versetzt war, bis er endlich 1801 als Gymnasiallehrer in Stralsund angestellt wurde, und wenige Monate später durch die Vereinigung mit dem Mädchen seiner Wahl ein mehr denn vierzig Jahre dauerndes, an Freuden und Leiden reiches Familienleben begründete. Mit ganzer Seele seinem Berufe ergeben und ein pflichtgetreuer Führer und Leiter seiner Zöglinge, mußte er leider schon nach sechszehnjähriger Wirksamkeit seinem aus innerster Neigung gewählten Berufe Valet sagen, da seine durch eine tödtliche Krankheit und manches Familienunglück schon lange untergrabene Gesundheit unbedingte Geistesruhe und Muße von aufreibenden Amtsgeschäften erheischte. In der frischen, freien Landluft suchte und fand er neue Kräftigung und Stärkung, und seine und seiner zahlreichen Familie Existenz zu erleichtern, erwarb er bald darauf durch Kauf eine eigene ländliche Besitzung in dem nahe gelegenen Kirchdorf Pütte, die er selbst bebaute, worauf er auch in einem scherzhaften Gedicht mit den Worten anspielt:

„Ihr sollt mit stillem Wunder schaun,
Wie der Poet will Rüben baun." —

Wie froh und zufrieden er sich hier im reinen Genuß der ewig jungen Natur, in heiterer Familiengeselligkeit, seine Zeit zwischen dem Feldbau und den Musen theilend, fühlte, zeigen außer einem eigenen kleinen Aufsatz: „mira miserum! porta emit domum" noch die verschiedenen anmuthigen Lieder, in denen er gleich dem alten Vater Gleim sein ländliches Wohnhaus, seine „Hütte," wie er sie getauft, besungen. Vierundzwanzig Jahre verbrachte er hier in stiller, beschaulicher Einsamkeit, in die nur einmal das Unglück erschütternd hereinbrach, als am Abend des 10. März 1824 seine geliebte Hütte und mit ihr seine Bücher, sowie der ganze Rohvorrath seiner im Selbstverlage erschienenen Schriften ein Raub der Flammen wurden. Aber bald erstand das Haus neu aus seiner Asche, und mit einem innigen, seelenvollen Liede, das mit den Worten beginnt:

„Kommt nun wieder, kommt zurück
Aus dem Leide der Zerstreuung,
Ganz zu Asche brennt kein Glück,
Aus Zerstörung blüht Erneuung;
Unter Schutt und Trümmern lebt
Noch ein Keim, der aufwärts strebt,"

rief der zärtliche Vater die verscheuchten Seinen, die hier und dort bei liebevollen Bekannten ein Obdach gefunden, in die neue trauliche Wohnstatt heim. Erst als der Tod die meisten seiner Freunde und Vertrauten um ihn her abberufen, und er sich allzu verlassen in seiner ländlichen Abgeschiedenheit fühlte, kehrte er im Spätsommer 1842 nach Verkauf seiner Besitzung in Stralsunds Mauern zurück, um dort einen heitern Lebensabend zu verbringen. Aber kurz gemessen war ihm vom Schicksal diese

Digitized by Google

Zeit des ruhigen Greisenalters; — schon ein Jahr darauf, am 28. October 1843, entschlief er in Folge eines Nervenfiebers sanft und schmerzlos zu einem besseren Sein, tief betrauert von den Seinen, wie von all den Tausenden, deren Freundschaft und Hochachtung er sich durch seine Herzensgüte und Redlichkeit, wie durch seine sinnigen Lieder und Gesänge weit und breit erworben. — Auf dem Grunde dieses friedlichen, idyllischen Stillebens sind nun die duftigen Blüthen seiner Muse entsprossen, und wie des Dichters Dasein selbst ohne große Schicksalsschläge und erschütternde Herzenskämpfe verflossen, rinnt auch der Strom seiner Poesie rein und ungetrübt dahin, überall aus dem klaren Spiegel seiner Wogen das Bild eines beschaulichen Geistes mit tiefer Weisheit und Lebenserfahrung und einer liebenswürdigen, schönen Seele wiederstrahlend, die, allem Trug und Schein abhold, nur dem Ewigen und Wahren nachringt. Von seinen zahlreichen Schriften können wir alle diejenigen übergehen, die, wie „die Insel Felsenburg", „der Froschmäuseler", „Klims und Gullivers wunderbare Reisen", „Kellgrens prosaische Schriften aus dem Schwedischen", „Kampfgedichte aus dem Feldzuge von 1813", Friedhofskränze" (eine Zusammenstellung der schönsten deutschen Dichtungen über Tod, Grab und Ewigkeit) und andere theils Bearbeitungen für Jung und Alt, theils Uebersetzungen oder Sammelwerke sind. Wir haben es hier nur mit seinen eigenen dichterischen Producten zu thun, deren Hauptkern in den 1836 in erster und 1840 in neuer Auflage bei Oeberg in Rostock erschienenen „sämmtlichen poetischen Werken" (denen auch eine ganze Reihe kleinerer Prosa-Aufsätze beigefügt ist) in fünf Bänden, Ausgabe letzter Hand, und in der ein Jahr später veranstalteten Sammlung: „Blüthen des Alters", die im Mai 1843 in den „Blättern für literarische Unterhaltung" eine höchst ehrenvolle Besprechung fanden, enthalten ist. Halb der classischen, halb der romantischen Periode angehörend, hat unser Dichter folgerichtig auch die Vorzüge der einen und die Mängel der anderen in seinen Gedichten vereinigt: erstere liegen in der schon oben rühmlich hervorgehobenen schlichten, einfachen und ungekünstelten Naturwahrheit seiner Lieder — letztere in den hin und wieder merkbar werdenden Anklängen und Reminiscenzen theils an Ossians einst so überschätzte und jetzt übertwundene Nebel- und Mondscheinpoesie, theils an die besonders von Fouqué so vielfach verherrlichte altnordische Sagen- und Götterwelt. Doch sind der Gedichte dieser Richtung nicht eben viele, und auch diese zeichnen sich in ihrer Art durch poetische Kraft und Fülle, wie durch Wohlklang der Sprache aus, Eigenschaften, die auch den mannichfachen, meist derselben Richtung huldigenden freien Nachbildungen englischer, schwedischer und dänischer Lieder und Balladen nachzurühmen sind. Dauernderen Werth aber haben entschieden die rein lyrischen sowohl wie die didaktischen und episch gefärbten Gedichte der ersteren Gattung, aus denen allen, selbst die kleineren Gelegenheitsgedichte nicht ausgenommen, man herausfühlt, daß des Dichters innerster Drang sie geschaffen, daß sie nicht künstlich erfunden, sondern durchgelebt und durchgefühlt, und der getreue Ausdruck wahrer und wirklicher Seelenstimmungen sind; und das verleiht ihnen eben einen unvergänglichen Reiz. Besonders zeigt sich dies in den Liedern, die — vielfach an die Gedichte von Voß erinnernd, mit dem Lappe eine überraschende Aehnlichkeit hatte, den er aber an poetischer Kraft weit überragt — theils den hohen Werth eines von aller Welt abgetrennten Daseins besingen, in welchem man froh und heiter, und vor Allem mit gutem ruhigen Gewissen lebt, und dem Wahlspruch huldigt:

„Nicht wie die Welt begehrt und liebt —
Ich handle, wie das Herz es giebt;
Spitzbüberei ist eitler Wahn,
Gradaus bleibt dennoch wohlgethan!"

und:

„Nun bei den Göttern allen,
Was soll mir Heuchelschein?
Ich will auch nicht gefallen,
Nur stolz und ehrlich sein!"

theils das trauliche Glück der Selbstbescheidung und der Ergebung in das einmal vom Himmel dem Menschen zugefallene Loos, wie es sich trefflich in den Versen ausspricht:

Digitized by Google

„Nicht an das Wo ward Seligkeit gebunden,
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land — die Außenwelt ist Tand. —
Arm oder Reich — die Glücklichen sind gleich;“

und an einer anderen Stelle:

„Wenig darf die Freude sein;
Auch die kleine, wie die große,
Füllt das Herz des Menschen an.
Bruder, in des Glückes Schooße
Lebt, wer sich bescheiden kann!“

auch in den beiden Liedern: „Ergebung“:

„Doch im Herzen trägt der Mensch das Glück,
Und die Erde blüht, wohin wir wallen;“

und „Beschränkung“:

„Den Sohn des Staubes fesseln seine Schranken;
Er lern' es, sich bescheiden und entbehren,
Den Wunsch bemeistern, seinem Herzen wehren,
O baue du, dem eitlen Wahn entronnen,
Den stillen Anger unbelauschter Wonnen.“ —

(Schluß folgt.)

Die internationale Kunstausstellung in München.

III.

-l. Wir haben von vielen Besuchern der internationalen Ausstellung die Bemerkung machen hören, man vermisse dort den idealen Schwung, die Größe der Auffassung, die Energie der Anschauung, die Zartheit der Empfindung, die uns in der historischen Ausstellung des Jahres 1858 so bedeutsam entgegengetreten. Leider können wir nicht umhin, dieser Ansicht beizupflichten, und wollen versuchen, den Grund jenes Eindrucks zu erforschen.

Zunächst dürfen wir Eines nicht übersehen: mit Ausnahme einiger französischer und belgischer Bilder sind alle ausgestellten Kunstwerke entschieden neuen, wenn nicht neuesten Datums, sohin unter dem vollen Einflusse der gegenwärtigen Zeitströmung entstanden. Eben dieser Zeitströmung ist es zuzuschreiben, daß die religiöse Kunst auf der internationalen Ausstellung weder durch zahlreiche, noch durch hervorragende Werke vertreten ist. Alle großen Meister früherer Jahrhunderte, von Memling bis Michel-Angelo, von Fiesole bis Rubens und Rembrandt, haben sich an religiösen Motiven zu jener Mächtigkeit und Höhe herangebildet, welche wir als eine unerreichbare anzustaunen pflegen; und gleichfalls religiöse Motive waren es, welche den kühlen, plastischen Schönheitstypus des griechischen Ideals erwärmten und durchgeistigten. Sie waren es, welche die Künstler jener Zeiten zu einem dichterischen Schwunge, zu einer Kraft und Innigkeit begeisterten, die ohne Beispiel in der Kunstgeschichte dastehen. In unseren Tagen aber läßt sich ein Fortschritt für religiöse Malerei nicht denken ihres Inhaltes wegen. Denn uns ist jene lebendige Anschauung, jene Unmittelbarkeit der Empfindung für sie verloren gegangen, kurz — seit unser Glaube abstracter, mehr zur Philosophie geworden ist, können wir in der religiösen Malerei besten Falls nur nachahmen. Mit einem Worte, die religiöse Malerei hat sich überlebt. Allerdings erschöpft sie den ganzen poetischen Stoff für die Kunst noch keineswegs, und diese bewies es selber am besten, indem sie durch die Behandlung mythologischer und weltlich-historischer Stoffe hindurch bis zum Genre und zur Landschaft gelangte.

Aber indem man sich mit Entschiedenheit zur Darstellung der realen Welt gedrungen fühlte, suchte man vergeblich nach einem Inhalt, der gleicher Begeisterung würdig wäre. Ohne Begeisterung gibt es nun einmal weder einen Dichter noch einen

Digitized by Google

Künstler, und so kam man endlich dahin, sich für die selbsterworbene Meisterschaft, für die Fertigkeit des Machens, für die technische Bildung in Form und Farbe zu begeistern, welche man — unläugbar eine unschätzbare Errungenschaft — nun als künstlerisches Können und technisches Wissen auf jedes beliebige Motiv anzuwenden vermochte.

Wir sehen deßhalb schon jetzt dort und da dieses Können in einen bloßen Schönheitsformalismus, ja in Uebertreibung und äußerliche Manier ausarten, und dürfen den Grund hievon nur in dem Fehlen eines Ideen-Inhalts suchen, der allein im Stande gewesen wäre, die technische Meisterschaft in ihrer Reinheit zu erhalten und zu noch höherem Glanze zu führen. Gedanken können nur da vorwiegenden Einfluß auf die Wahl von Motiven gewinnen, wo die Bildung unter den Künstlern eine allgemeine geworden. Ist der unläugbare Mangel an dieser einmal verschwunden, so wird sich auch die Phantasie des Künstlers mit tieferen Gedanken, und seine Empfindung mit lebhafterer Begeisterung dafür erfüllen. Er wird dann nicht mehr das große Wort gelassen aussprechen, es sei ganz gleichgiltig, was man male, und es wird ihm klar werden, daß nur ein innerlich bedeutender Gedanke gut gemalt werden kann.

Selbst das mythologische Motiv, einst das Schooßkind der Künstler, ist in Mißcredit gekommen, und wenn es noch ausnahmsweise cultivirt wird, geschieht es aus Gründen, die, wie wir oben gesehen haben, nicht eben die lautersten, der Kunst würdigsten sind. Und doch erfreuen wir uns heute einer eingehenderen Kenntniß des Alterthums, als unsere Vorfahren, die in der Regel nicht mehr Material zur Hand hatten, als ihnen Ovids Verwandlungen darboten, ein Buch, das freilich ganz für Maler und Bildhauer geschrieben scheint. Nun hätten wir allerdings noch die profane Historie, worin etwas Tüchtiges zu leisten übrig bliebe. Und gerade darin scheint uns der Schwerpunct künftiger Geschichtsmalerei zu liegen.

Das religiöse Ideal mußte unter dem Einflusse der Philosophie an der Allgemeinheit seiner wirksamen Kraft nothwendig verlieren. Da gälte es nun an die Stelle jenes individuellen, persönlichen Ideals ein allgemeineres zu setzen, das im Gegensatz zu jenem als das rein menschliche zu bezeichnen ist. Die ganze Geschichte der Menschheit ist nichts anderes, als die Geschichte der Freiheit des Menschengeistes. Die Geschichtsmalerei in unserem Sinn hat nun eben so viele Motive zur Verfügung, als die Geschichte selbst dramatisch darstellbare Entwicklungspuncte aufzuweisen hat. Dieser Gedanke liegt, wenn auch in ängstlich beschränkter Weise, der französischen historischen Nationalgalerie in Versailles, und, in unendlich freierer Auffassung, der Sammlung von Gemälden zu Grunde, welche König Maximilian II. für das Maximilianeum in München bestellte. Der Gegenstand dieser Geschichtsmalerei sind die Siege und wohl auch die Niederlagen des menschlichen Geistes in dem unendlichen Kampfe, welchen die Menschennatur in ihren verschiedenen Entwickelungsphasen zu bestehen hat. Ihre Helden sind ebensowohl ein Attila und Don Pedro d'Arguez, als ein Sokrates und Galilei; und wer im Buche der Weltgeschichte auch nur zu blättern versteht, dem, meinen wir, muß eine Fülle der brauchbarsten Motive daraus entgegentreten.

Wer eine der Kunstausstellungen, wie sie unser Jahrhundert ins Leben gerufen, so recht begreifen will, der betrete sie, nachdem er eben eine Sammlung alter Kunstwerke verlassen. Nie wird er lebhafter die schmerzliche Wahrheit empfinden, daß, was die Jetztzeit von dem Künstler fordert, nicht Opferspenden auf dem Altar der reinen Kunst sind, sondern ein Tribut für den Götzen des Tages, den begeisterungslosen, von Luxus und Eitelkeit aufgeblähten Materialismus. Er ist es, der sich mit bleierner Schwere an die Flügel des Genius hängt, ihn herabzieht von seinem Fluge zum Hohen und Schönen, und der den Pegasus an den Karren spannt. Wer ist daran Schuld, wenn die Ausnahmen, in denen sich ein selbständiges, d.h. von der Speculation auf äußeren Effect und materiellen Nutzen unabhängiges Streben nach ächt künstlerischer Wahrheit kundgibt, unter der gleißenden Menge der „Salonwerke" fast verschwinden? Wer ist daran Schuld? Das Publikum oder die Künstler? Vielleicht Beide.

Und so kann der Gesammteindruck einer solchen Ausstellung ein überaus glänzender und gleichzeitig ein betrübender sein.

Bei dem Einflusse der französischen Kunst auf die der Nachbarländer, insbesondere auf Belgien und Deutschland, scheint es zum mindesten räthlich, unserer französischen Gäste

Digitized by Google

an erster Stelle zu gedenken. Wir begegnen Mehreren von ihnen bereits im Transept, und haben ihre Landsleute ferner im zweiten und dritten Saale und an noch einigen anderen Orten aufzusuchen, während eben jetzt ein vierter und fünfter hergestellt wird, in welchen gleichfalls französische Bilder Platz finden werden. Eine rein geographische Abgrenzung der Ausstellungsobjecte ist schon im Allgemeinen schwer durchzuführen, wurde aber bei der gegenwärtigen internationalen Ausstellung fast zur Unmöglichkeit, nachdem Verhältnisse, welche außer der Macht des Ausstellungscomités lagen, den fremden Ausstellern gegenüber ein wiederholtes Abgehen von früher getroffenen Bestimmungen unabweislich machten. Für das Publikum aber bleibt die Sache gleich mißlich, weil es das Zusammengehörige nur mit großer Mühe und nach langem Hin- und Herlaufen aufzufinden im Stande ist und dann doch keinen einheitlichen Eindruck erhält. Greifen wir beispielshalber die Loge VI. heraus! In ihr sind Karlsruhe und Venedig, Genf und Christiania, Rom und Berlin, Mannheim und Gothenburg, Düsseldorf und Königsberg und noch eilf oder zwölf andere Städte, in Nord und Süd, Ost und West friedlich beisammen, was aber nicht ausschließt, daß die meisten derselben auch an anderen Stellen mehrfach repräsentirt werden.)

Ob nicht doch etwas mehr System in die Sache zu bringen gewesen wäre, wollen wir indeß dahin gestellt sein lassen, da eine Debatte darüber nun doch ohne allen praktischen Werth ist, und sich im Wesentlichen nichts mehr ändern läßt.

Wenn wir oben im Allgemeinen gesagt, der heutigen religiösen Kunst fehle die Naivetät und innere Wärme, so gilt dies namentlich auch von Monchablons „Leichnam des Moses" (1389); das Bild läßt kalt, obwohl es in Bezug auf Zeichnung und Farbe viel Verdienstliches hat. Aug. Couder brachte einen religiösen Stoff: „Jesus bei dem Pharisäer Simon" (241). Allerdings ist Couder vorzugsweise als weltlicher Geschichtsmaler bekannt und im historischen Museum zu Versailles rühmlich vertreten; aber wenn es ihm auch nicht an dramatischer Auffassung des Momentes fehlt, wenn auch sein Colorit ein kräftiges und sein Vortrag ein sehr energischer ist, so vermißt man doch immer die tiefere religiöse Auffassung. Von Cabanel (er ist, wenn wir nicht irren, der einzige außerdeutsche Künstler, von dem ein Gemälde in das Maximilianeum aufgenommen ward), sehen wir das in größten Maßverhältnissen ausgeführte „Verlorene Paradies" (1192). Er gilt als einer talentvolleren neueren Historienmaler in Paris, dessen große Eleganz in Formen und Behandlung namentlich hervorgehoben zu werden pflegt. Wir vermögen uns diesem Urtheile nicht so ganz anzuschließen, insofern uns gerade seine Formen eher schwer als elegant erscheinen, wie wir denn auch die Bewegungen Adams und Evas etwas weniger gewaltsam wünschten, abgesehen davon, daß in unsern Augen das Majestätische in der Erscheinung Gottes durch die sichtliche Behaglichkeit des Sitzes leidet, den ihm die Engel auf ihren Schultern bereitet haben. Dagegen anerkennen wir um so lieber seinen kräftigen Farbenton nnd seine energische Pinselführung. Nach dem provisorischen Katalog nennt Brion sein zur Ausstellung gegebenes Bild „Der sechste Tag der Schöpfung." Nach Moses schuf der Herr am sechsten Tage die Thiere und ein Männlein und ein Fräulein, und hieß sie sich vermehren und die Erde füllen, und über alle Thiere auf Erden, in der Luft und im Wasser herrschen, und sah dann Alles an, was er gemacht, und fand es gut. Angesichts des Bildes nun kommen wir zu der Annahme, daß entweder der Katalog an der betreffenden Stelle mit des Künstlers Bezeichnung nicht übereinstimmt, oder der Künstler sich das erste Capitel vom ersten Buche Mose nicht recht angesehen. Denn der Herr fährt auf sehr feuchten Wolken einher: es schwebt sein Geist über den Wassern. Unter solchen Umständen ist nun nichts weniger abzusehen, als wie das erste Menschenpaar, das doch nicht zu den Amphibien gehörte, den verschiedenen Weisungen Gottes nachkommen könnte. Ein gewisser poetischer Schwung kann übrigens dem ziemlich umfangreichen Bilde nicht abgesprochen werden, aber der Schöpfer des Himmels und der Erde erinnert unwillkührlich einigermassen an einen Ossianischen Schemen, dessen langhinwallende Gewänder in den Wolken und Nebeln phantastisch verschwimmen. Nun, wissen wir es doch längst, daß es unsere Nachbarn überm Rhein ohne einiges Geflunker nicht abgehen lassen. Das Bild fällt durch seinen gänzlichen Mangel an Farbe nothwendig schon weithin auf, und damit ist der Zweck in der Hauptsache erreicht. Zum Mindesten

Digitized by Google

kann die Kritik es nicht wohl mit Stillschweigen umgehen, und Künstler nehmen lieber noch eine etwas scharfe Kritik hin, als sie sich todtschweigen lassen, worin sie sicher ganz Recht haben.

Die religiöse Kunst der Franzosen ist also, wie wir eben Gelegenheit gehabt zu sehen, nicht zum glänzendsten vertreten. Im nächsten Berichte wollen wir untersuchen, wie es mit den übrigen Richtungen ihres künstlerischen Schaffens steht.

Erlebnisse und Erfahrungen

von **August Lewald.**

II.

(Schluß.)

Von hier angefangen war Meyerbeers Berühmtheit fertig. Selbst seine unscheinbare Persönlichkeit erregte Aufmerksamkeit. Wenn seine kleine Gestalt in dem fashionablen Gewühl des boulevart-italien vorüberstrich, in welchem Weltberühmtheiten alter Währung sich bewegten, konnte man hören: „C'est l'auteur de Robert-le-diable! — Voyez, c'est lui, c'est Meyerbeer, le celèbre maëstro!"

Was der fixfingerige Charivari, was der kecke Philippon in der Carricatur brachten, oder Danton als kleine plastische Chargen, das waren die Spottlieder, die auch den römischen Triumphator auf seinem Zuge begleiteten. Nichts weiter.

Als mich Geschäfte, in Bezug auf die bildlichen Beigaben, zu meinem Journal „Europa" zu Anfang März (1836) wieder einmal nach Paris führten, wollte es der Zufall, daß etwa eine Woche vorher die erste Vorstellung der „Hugenotten" stattgefunden hatte. Auch hier ward es mir zu Theil, mich an den bei den Gourmands so sehr beliebten prémices zu delectiren. Denn, mag man sagen, was man wolle, ein in vielen Vorstellungen abgespieltes Werk leidet keinen Vergleich mehr mit den ersten, und das bekannte Dicton: „le premier coup d'archet" ist bezeichnend für den rechten Eindruck, den ein musikalisches Kunstwerk machen soll. Erst wenn es nach längerer Ruhe vollständig neu in Scene geht, wird dieser wieder erreicht.

Bei den Proben der „Hugenotten" hatte Meyerbeer genug Verdrießlichkeiten zu bestehen. Als es zur ersten Theaterprobe kam, war es nicht möglich, ein Ballet am Anfang des zweiten Actes, zu welchem er reizende Musik geschrieben hatte, auszuführen, weil ihm Duponchel, der Director, die große Treppe in die Scene hineingebaut hatte, die einen übermäßigen Platz wegnahm und jede bedeutende choregraphische Evolution unmöglich machte. Freunde sagten mir, er habe Alles in Allem, ein kleines Drittel der Partitur mit nach Haus nehmen müssen. „Das thut aber nichts," setzte einer hinzu, „er verwendet es wieder in spätern Opern, bei ihm geht nichts verloren."

Ein Eklektiker, wie er, hatte er einen großen Vorrath solcher verwendbarer Sachen; er sammelte, wo er sich aufhielt, schrieb ab und ließ abschreiben. Die Hugenottenlieder bis zu dem „Couvre-feu" des Nachtwächters im dritten Act, der begeisterte Triumphgesang mit Harfenbegleitung der dem Tode entgegenschreitenden drei Hauptpersonen sind alt und ächt. Nicht so glücklich gelang es ihm, als er in den Part des Marcel eines von den cantiques-spirituels der Calvinisten verweben wollte; dies wurde nicht gestattet, und er mußte zu dem „Eine feste Burg" greifen, das zwar der Pariser Behörde keine Unruhe verursachte, aber dem Publikum unbekannt, die Wirkung schmälerte, welche von dem Componisten beabsichtigt worden war.

Zu Anfang der Vierziger Jahre hielten wir durch drei Sommer gute Nachbarschaft in Baden-Baden; ich wohnte in der Mitte der Lichtenthaler Allee, er am untern Ende derselben, dem Kloster gegenüber. Er besuchte die Promenade selten, im Kurhaus wurde er nie gesehen; er arbeitete fleißig an dem „Prophet en." Ob auch hier Spindlers „König von Zion" den Anstoß gegeben, vermag ich nicht zu sagen. Spindler lebte damals wieder in Baden und redigirte die Kurliste, deren Feuilleton er mit kleinen Geschichten versah.

Digitized by Google

Einmal treffen wir uns zur früher Morgenstunde. Meyerbeer ist merklich verstimmt.

„Ich muß mich von Ihnen verabschieden und meine Arbeiten unterbrechen. Mir ist aus einer Erbschaft ein Holzgarten in Berlin zugefallen, der fünfundsiebenzigtausend Thaler werth sein soll, und da will ich denn doch dabei sein, wenn ich ihn versteigern lasse. Sie wissen, ich mag keine Immobilien besitzen."

Wir sahen uns erst nach einem Jahrzehent wieder; 1854 erhielt ich den Auftrag von der k. Hoftheater-Intendanz in Stuttgart, nach Paris zu reisen, um mit Meyerbeer zu unterhandeln, daß er seine neue Oper „der Nordstern" bei uns einstudiere und die ersten Vorstellungen dirigire. Es waren einige Intendanten oder Directoren großer Bühnen in gleicher Absicht nach Paris gereist, allein Meyerbeer entschied sich für seinen alten Freund. Für mich erwuchs daraus eine höchst mühselige Aufgabe. Da Rellstab, der die Oper übersetzte, nicht fertig wurde, mußte ich nach Berlin reisen, um das Werk also zu fördern, daß die Aufführung bis zum Geburtstag Königs Wilhelm als Festoper ermöglicht werden könne. Rellstab wohnte auf seinem Landsitze in Tegel, drapirte sich, als wäre er Goethe, und that überhaupt sehr vornehm. Ich trieb, so viel ich vermochte. Der Verleger, Herr Schlesinger, that das Seinige, der Corrector, Herr Grünbaum, ebenfalls, und so gelang es mir, die noch nassen Preßabzüge in einzelnen Bogen nach Stuttgart zu senden, damit mit dem Copiren alsbald begonnen werde. Meyerbeer war wohl anwesend, allein der stets so rührige Mann, von dem vor einigen Wochen erfolgten Tode seiner Mutter noch dergestalt ergriffen, daß er alles Geschäftliche von sich fern hielt. In seiner Wohnung nahm er mich freundschaftlich auf. Er wohnte auf dem Pariser Platze zunächst dem Brandenburger Thor in einer gemietheten Wohnung, die nicht eben luxuriös eingerichtet war, mit Ausnahme des großen Musiksalons, der das corps de logis durchschnitt, und dessen vordere Fronte den Anblick der Linden gewährte, die gegenüber liegenden Fenster das Kroll'sche Etablissement im Thiergarten erblicken ließen.

Bei dem Diner, zu dem er mich einlud, hatte er — liebenswürdig, wie er stets war — sich angelegen sein lassen, eine ziemliche Anzahl ihm bekannter Königsberger zu invitiren, damit ich von denselben das Neueste aus meiner geliebten Vaterstadt erführe, von der ich lange schon getrennt war.

Endlich war mein penibles Geschäft zu Ende, und ich reiste ab. Meyerbeer ging auf einige Wochen nach Spaa, wie alljährlich. Er traf zur rechten Zeit in Stuttgart ein, und die Vorstellung fand am Vorabende des Geburtstages Sr. Majestät des Königs unter des Componisten Leitung auf das Brillanteste statt. Da Emil Perrin, der Director der komischen Oper, wie er mir selbst sagte, jeden Abend zur Verstärkung seines Chors und Orchesters eine Mehrausgabe von tausend Franken hatte, so durfte er für das rein Scenische, Comparsen u.dgl. die Tageskosten nicht noch höher schrauben, und es konnte an unserem Theater bedeutend mehr in dieser Hinsicht geschehen.

Meyerbeer selbst wurde von dem König, den höchsten Herrschaften und den hervorragendsten Künstlern bedeutend ausgezeichnet, und ihm das Commenthurkreuz des Civilverdienstordens verliehen.

Es hatte ihm in Stuttgart so gut gefallen, daß er fünf Jahre darauf, als er seinen „Pardon de Ploërmel" in Scene gehen ließ, mich einlud, den ersten Vorstellungen beizuwohnen, und die unter dem Titel „Dinorah" von ihm veranstaltete Uebersetzung nach Deutschland zu verpflanzen. Zugleich trug er sich an, die letzten Proben bei uns abzuhalten und die ersten Vorstellungen zu dirigiren.

Ich erhielt die Erlaubniß, nach Paris zu reisen, wo ich vierzehn Tage lang nur Dinoren lebte. Alles ging nach Wunsch. Mit der Ziege wurden wir fertig, ich hatte es in Paris gelernt, wie diese Künstlerin zu behandeln war, um ihren Eigenwillen dienstbar zu machen. Die Arme bekam vierundzwanzig Stunden nichts zu fressen und wurde noch dazu in einen durch Decken verfinsterten Käfig gesperrt, um sie ungestört ihren traurigen Medidationen zu überlassen. So wurde sie Abends auf das Podium gebracht. Bei der betreffenden Stelle in der Musik fielen die Decken, und die gepeinigte Ziege sah plötzlich drüben in der Coulisse den Ziegenhirt, einen mächtigen Kohl-

Digitized by Google

kopf in der Hand. Dies sehen und darauf hinstürzen, war Eins. Das Manöver konnte nicht mißlingen.

Auch der Wassersturz war von dem geschickten Mühldorfer sehr gelungen arrangirt. Hiedurch aber wurde Meyerbeer in eine sehr gereizte Stimmung versetzt. Beim Actschluß erscholl nämlich der donnernde Hervorruf „Mühldorfer" allein; Meyerbeers wurde nicht gedacht. Als er sich darüber gegen mich aussprach, konnte ich mich nicht zurückhalten, ihm zu sagen, daß ihm recht so geschehe. Ein Künstler, wie er, dürfe sich nicht in solcher engsten Weise mit einem Maschinisten verbinden, um einen Knalleffect dieser Art zu erzielen.

Aber noch ein anderes Crêve-coeur stand ihm bevor. Meyerbeer hatte sich Hoffnung gemacht, einen höheren Orden zu erhalten. Er schwelgte in dieser Erwartung, sah sich aber bitter enttäuscht, als ihm diesmal nur eine kostbare Boite, mit der Chiffre in Brillanten, zu Theil wurde.

Das war zum letzten Mal. Wir sahen uns nicht wieder.

Von Meyerbeers unermüdender, niemals ausgesetzter Thätigkeit habe ich noch Einiges zu berichten.

Wie mir Herr Brandus in Paris, der rühmlich bekannte Verleger seiner Opern, sagte, ist die „Afrikanerin" nicht das letzte seiner Werke; eine beinahe fertige, dreiactige Oper „Judith," die alle anderen an Großartigkeit überragen soll, befindet sich noch in Meyerbeers Nachlaß, die vielleicht einmal bei gelegener Zeit zum Vorschein kommen wird.

Bei seiner letzten Anwesenheit in Stuttgart fand ich ihn eines Abends allein am Clavier. Er zeigte auf einen neben ihm stehenden Sessel, und ich setzte mich stillschweigend. Er sang mit leiser, aber ausdrucksvoller Stimme und begleitete sich wahrhaft weihevoll durchdrungen. Nachdem dies eine geraume Zeit gedauert, endete er schnell und kehrte sich lächelnd zu mir: „Sie werden sich wahrscheinlich über das wundern, was Sie so eben gehört haben, und was ich ihnen noch dazu offenbaren werde. Ich bin daran, „die Nachahmung Christi" in Musik zu setzen, und es ist damit schon ziemlich weit gediehen. Es soll meine letzte Arbeit sein. Hier, nehmen Sie das Buch mit, um meinen Text kennen zu lernen. Sie dürfen es ein Paar Tage behalten."

Es war: „l'Imitation de Jésus-Christ, traduite et paraphrasée en vers français, par Pierre Corneille, conseiller du Roy. Edition nouvelle; retouchée par l'auteur avant sa mort. A Brusselle, chez François Foppens au St. Esprit. 1723.

Wie er darauf gerathen war? In Boulogne-sur-mer, wo er das Seebad gebrauchte, und, wie es gewöhnlich der Fall war, Niemand von den Seinigen um sich hatte, war er plötzlich schwer erkrankt. Die frommen Schwestern des hl. Vincenz von Paul hatten seine Pflege übernommen. Er konnte sie nicht genug loben und ihre Aufopferung und Liebe schildern, die sie ihm, dem Fremden, dem Nichtchristen, hatten angedeihen lassen. Hier hatte er das Buch „Von der Nachahmung Christi" kennen gelernt, von dessen Inhalt er aufs Tiefste ergriffen ward.

Eine seiner Töchter war zur katholischen Kirche übergetreten. Ich sah sie während ihres Aufenthaltes in dem Bade Kissingen täglich die hl. Messe besuchen.

Bei Gelegenheit des Buches „Giacomo Meyerbeer" und des größeren Werkes von Schucht bleibt mir noch zu erwähnen, daß ein hiesiger rühmlichst bekannter Gelehrter, dessen Studien mit großer Vorliebe sich auch über das musikalische Gebiet erstrecken, seit lange schon das Material zu einem Werke über Giacomo Meyerbeer gesammelt hat. Ich wurde von demselben aufgefordert, eine Verbindung zwischen ihm und den Componisten einzuleiten, und vermittelte den Anfang der Correspondenz, weiß jedoch über den ferneren Verlauf nichts zu berichten. Wenn ich hier den Namen verschweige, so verlangt dies eine ganz gewöhnliche Rücksicht; um so mehr aber fühle ich mich genöthigt, beizufügen, daß der allgemein so hochgeschätzte Verfasser der „musikalischen Charakterköpfe" nicht dabei vorausgesetzt werden darf.

Als Rossini auf dem Puncte stand, nach einem sechsjährigen Aufenthalt Neapel zu verlassen, widmete ihm das Giornale del regno delle due Sicilie folgenden Nachruf; ich habe das Blatt vor mir:

„Siamo sicuri, che il cangiar clima, lungi dal nuocere al magico genio di

Digitized by Google

questo insigne maestro, sarà in vece una ocasione felice, per farle creare nuovi capi d'opera; ed estendere i confini delle teatrali bellezze.“

Die Prophezeiung, wenn man es so nennen will, traf ein. Was er in Deutschland gehört, die Verbindungen, zu denen ihn seine Direction des Theaters von Barbaja (1822 in Wien) führte, sein langes Verweilen in Paris zu verschiedenen Zeiten und Gelegenheiten, reiften in ihm den Plan zu einer Oper, die sein Meisterwerk wurde. Indem er sich dabei vollständig den hergebrachten Anforderungen der Académie de musique fügte, gelang es ihm dennoch, die Klippe der Emphase zu vermeiden, die bloß sinnlichen Ueberraschungen den Zuhörern zu ersparen, und seine schöne Begabung, selbst bei den großen und erhabenen Anlässen, die ihm der Stoff bot, nie zu verläugnen; sich nicht selbst überbieten zu wollen. Rossinis Tell ist ein Werk der Inspiration und zugleich der Ueberlegung. Es war die Frucht der Ruhe nach langer Thätigkeit, deren er sich zwar sehr wohlbewußt rühmen durfte, welcher aber noch die Krönung gebrach.

Meyerbeer war in einem andern Falle; nicht das Ende, sondern den Anfang einer neuen Laufbahn, bezeichnet sein Eintritt in die große Pariser Oper.

Nur einem Einzigen ist es gelungen, ohne Concession von seiner Seite, geharnischt und bespornt von dieser Scene Besitz zu ergreifen, einer gewaltigen Energie, einem großen Talente. Dieser Mann ist Richard Wagner*).

Zwischen Lippe und Becher.

Novelle von Theodor Reinwald.

(Fortsetzung).

XII.

Als der Herr das Weib erschaffen,
Sprach er: Sei geliebt und liebe!
Aber — als er Dich erschaffen
Hat er wohl dieß Wort vergessen!
Anastasius Grün.

In einem nur spärlich vom Tageslicht erhellten Cabinet, dessen zwei Fenster die frische Luft und das köstliche Arom der Blumen hineinströmen ließen, obwohl sie durch herabgelassene leichte Vorhänge maskirt wurden, lag auf einer Ottomane eine Frauengestalt bewegungslos hingestreckt. Der Luxus, der sie umgab, erstreckte sich bis auf ihre Person, denn das Negligée, in dem ihre Glieder sich bargen, war aus den reichsten Spitzen, duftig, wie eine leichte Wolke; aber es hob sich in seiner Weiße fast nicht von der Haut ab, und der blasse, von der hereinlugenden Sonne hingehauchte Schimmer auf den Wangen der Ruhenden, war nur eine mitleidige Täuschung. Eben so könnte sich der Carrara-Marmor röthen, wenn ihn der Morgenstrahl trifft.

Selbst in der momentanen Hinfälligkeit behielt diese Gestalt von wahrhaft königlichen Formen noch ihre Schönheit, obwohl von anderer Art. Statt der verlorenen Fülle trat die darunter verborgene Feinheit des Baues hervor, das Auge, seines intensiven Feuers beraubt, besaß unendlich mehr Unwiderstehliches durch den gedämpften Ausdruck, und das prachtvolle, glänzende Haar bot in seiner ungeordneten Masse einen plastischen Rahmen zu den durchsichtigen Zügen.

Die Fürstin Helene von Waldhausen war sehr verändert. Wer sie hier sah in dieser Stille, dieser Einsamkeit, dieser lautlosen Ruhe hingegeben, würde nicht sogleich die blendende Frau von ehedem wiedererkannt haben. Bei näherer Betrachtung fanden sich wohl unter den verheerenden Spuren die ursprünglichen Züge wieder; aber ein Zug war aus ihrem Wesen gelöscht, — der Stolz, der ihr ganzes Sein getragen

*) In dem in der vorigen Nummer enthaltenen Theil obigen Artikels hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen, den wir hiemit berichtigen: S. 748 Zeile 17 v. o. ist nämlich nach „noch“ nicht einzuschalten (D. R.)

Digitized by Google

hatte. Wie bittere, schwere Resignation lag es zwischen den feinen Brauen und das sichere Merkmal des Leidens zeichnete seine Linien in die bleiche Stirne.

Eine kleine goldene Uhr pickte leise auf dem Tischchen neben dem Ruhebett, und an ihren fortschreitenden Zeigern haftete das Auge der Fürstin mit dem Ausdruck schmerzlicher Erwartung.

Die seidene Portiere hob sich endlich, und Miß Martha Rasleigh trat geräuschlos ein. Auch sie ist verändert. Die schweigsame, demüthige Engländerin sah noch kummervoller aus, als sonst, und ihr ängstlich forschender Blick schien beinahe die Furcht auszudrücken, daß die reglose Gestalt der Fürstin während ihrer kurzen Abwesenheit zur Leiche geworden sein könnte.

Sie kam mit leisem Schritt näher und beugte sich über die Ruhende, deren Athem ungleich und brennend ihre Wange streifte.

„Darf ich nun etwas Licht einlassen, Fürstin?" fragte sie mit ihrem gutherzigen Lächeln; „es wird bereits Abend, und es ist so schön da draußen!"

Sie schob auf ein zustimmendes Nicken der Fürstin die leichten Gardinen zurück, und in der That — es war schön dort! Der beinahe immer junge Frühling des herrlichen Nizza hauchte seine Düfte aus tausend sichtbaren und unsichtbaren Blumenkelchen, und das blaue Meer, vom sinkenden Sonnenball beglänzt, breitete sich weit vor dem Auge aus, ein köstlich — erhabener Anblick, während unterhalb der Fenster der Villa die große Promenade des Anglais von Leben und Bewegnng wimmelte, ein bunter Schauplatz für die verschiedenartigsten Erscheinungen und die gemischtesten Laute der Sprachen. Flüchtig überschaut, gewährte das Bild nur die heitere Seite, nur das frohe Streben nach Zeitvertreib und Genuß, während die andere Seite, — manche vom Wurm benagte Lebensblüthe, manch von der letzten Hoffnung hiehergetriebenes Dasein, — sich in der Menge mit ihrer täuschenden Außenfarbe verbarg.

Die Fürstin schaute trübe hinaus, weit hinaus über die leichtbeweglichen Menschen auf das glatte Meer, und tiefe Hoffnungslosigkeit spiegelte sich in diesem Blick.

„Haben Sie mir keine Botschaft zu bringen, liebe Martha?" fragte sie nach längerem Schweigen. „Soll ich denn immer vergeblich warten?"

Miß Rasleigh zögerte mit der Antwort, schien aber zu hoffen, derselben enthoben zu werden. In der That rauschte die Portière im selben Augenblick, und die junge Fürstin Hildegard trat in sichtlicher Aufregung ein. Sie ging auf Helene zu, schlang sanft den Arm um ihren Nacken und flüsterte in ihr Ohr: „Dein Wunsch ist erfüllt!"

Eine jähe Röthe flammte auf dem bleichen Gesichte Helenens auf, um ebenso schnell wieder zu verschwinden; ihre durchsichtigen Hände auf die Brust pressend, schien sie mühsam und schmerzlich zu athmen, und nur wie im Hauch vernahm Hildegard die Worte: „Laß ihn bald kommen!"

Miß Martha, wohl wissend, daß sie jetzt überflüssig sein würde, verschwand lautlos wie ein Schatten.

Es war wieder todtenstille in dem kleinen Cabinet. Die sanfte Abenddämmerung zog schon herein, und tiefer Schatten herrschte am Eingange, wo jetzt eine Hand vorsichtig den Vorhang hob, und die eintretende Gestalt wie gebannt stehen blieb.

Es war Lothar.

Er hatte sich gestählt für diesen Augenblick, indem er jene Entdeckung zu Hülfe nahm, die ihm Wahrheit und doch auch Räthsel war; er wollte kalt sein, gewappnet gegen den gefürchteten Zauber, mit verschlossenem Ohr für jeden alten, wohlbekannten Syrenenton. Auf seiner finstern Stirne prägte sich dieser Vorsatz aus, während doch sein Herz schneller schlug bei dem Anblick der traurigen Verwandlung, die sein Auge traf.

Leise glitt sein Fuß über den Teppich und er stand ganz nahe bei dem bleichen Schatten, der einst so strahlend schönen Helene. Er mußte den Bann des Schweigens brechen; — ihm war bang, als stünde er an ihrer Leiche.

„Fürstin Helene!"

Dieser Ton drang durch den schweren Schlummer ihrer Seele. Die schattenden Wimpern hoben sich, der matte Augenstern flackerte auf, und ein Lächeln, so sanft und

Digitized by Google

freudig, theilte die Lippen, die allein noch Lebenswärme in dieſes geiſterhafte Geſicht brachten.

„Lothar, theurer Lothar! Sie ſind alſo doch gekommen, meinen letzten Wunſch zu erfüllen! Wie danke ich Ihnen!"

Dieſe zitternden Laute trafen ihn wie elektriſche Schläge. Die eiſige Kälte ihrer Hand, die in der ſeinen lag, jagte einen Schauer durch ſeinen Körper, während es heiß in ſeine Schläfen aufſtieg. Er preßte dieſe erſtarrten Finger an den Mund und ſagte haſtig: „Jeder Ihrer Wünſche ſoll mir heilig ſein, nur ſagen Sie nichts von einem letzten Wunſch! Es kann nicht ſein, der Gedanke iſt zu ſchrecklich!"

„Und doch wird er ſich erfüllen," verſetzte ſie ohne Schmerz. „Darum laſſen Sie uns eilen. Was ich Ihnen zu ſagen habe, dürfen Sie nur von mir allein hören, — es iſt meine Buße und zugleich mein letztes, karges Glück."

Sie ſchwieg erſchöpft, und Lothar, betäubt, verwirrt durch dieſe Einleitung, fand kein Wort. Er ſetzte ſich auf das Tabouret neben ihr Ruhebett und ſah düſter zu Boden.

„Lothar," begann die Fürſtin ohne ihn anzuſehen, „ich kann die Welt nicht verlaſſen ohne Ihre Verzeihung! Ich habe ſchwer an Ihnen gefehlt, ich habe Ihre Hoffnungen zerſtört, Sie hinausgetrieben in Gram und Enttäuſchung. Es gibt nur ein Motiv, meine Schuld zu verringern, — ich wurde angeſtachelt, gereizt, beredet!"

„Traurig, traurig!" ſagte Lothar im Angeſichte der neuheraufbeſchwornen Erinnerung von Bitterkeit erfüllt; „Das war es ja, was ich von jeder andern, gewöhnlichen Frau hätte gewärtigen können, aber nicht von Ihnen! Mein Glaube ſtand ſo feſt, als ich Sie verließ, er war in meine Seele eingewachſen, wie der Ring ſich in meinen Finger eingeſchnitten hatte, — nur Gewalt konnte ihn losreißen! — Aber Sie liebten nicht, und daß ich das nicht begriff, war mein eitler Wahn; ich büßte ihn ſchwer!"

Helene erhob ihren ſchlanken Körper und lehnte ſich zurück in die Kiſſen, heftig athmend, eine peinliche Röthe auf der Stirn.

„Sie können alſo nicht vergeben?" fragte ſie tonlos.

„Ich vergab längſt," erwiderte Lothar ohne Wärme, eingedenk des Geheimniſſes, das ſie vor ihm verbarg, und das ihm ſchmachvoll, unverzeihlich erſcheinen mußte.

„Aber, o Gott! Wie grauſam iſt eine ſolche Vergebung!" klagte die Fürſtin. „Es iſt wahr: ich bin noch nicht gerechtfertigt. Sie verließen mich um Ihrer Mutter willen, Lothar, verließen mich in einem Augenblick, wo ich in Ihrer Liebe erſt zu leben anfing. Mein Herz war bis dahin einſam geweſen, es war liebebedürftig, aber auch eitel, anſpruchsvoll, nicht zum Dulden geſchaffen. Ihr langes Fortbleiben verletzte mich tief, ich fing an zu zweifeln!"

Zweifeln, an meiner Liebe! O Helene! Sie wiſſen nicht, wie Sie geliebt wurden!"

„Ich weiß es ſeit lange, aber die Erkenntniß kam zu ſpät!" ſagte ſie dumpf.

„Ihr anhaltendes Schweigen", fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „erbitterte, demüthigte mich, — ich begann auf Vergeltung zu ſinnen und wollte Ihnen die Freiheit zurückgeben."

„Und meine Briefe?" fiel Lothar mit ſchneidendem Tone ein, „dieſe Briefe, die ich in der Nacht für Sie ſchrieb unter dem grauſamen Kampf der Gefühle als Sohn und Liebender, wo ich Sie beſchwor, geduldig auszudauern und das Opfer mit mir zu tragen?"

„Ich erhielt ſie nie," ſagte Helene feierlich verſichernd.

„Dann hat man ſie unterſchlagen! Wer kann ſo entſetzlich niedrig gehandelt haben?"

Ein herber Zug von Schmerz, ein Senken des Auges war Helenens Erwiderung. Aber Lothar verſtand Beides. Es tagte plötzlich in ſeinem Geiſte.

„Ihr Vater hat es gethan!" ſagte er hart und finſter. Sie bedeckte ſchweigend ihr Geſicht mit den Händen, — Lothar wußte genug.

„Und welchen Grund hatte Graf Rhona zu dieſem ſchmählichen Verrath?" fragte Lothar leidenſchaftlich.

„Ich fragte damals nicht darnach und fühlte ſpäter eine tiefe Scheu es zu

Digitized by Google

thun," versetzte Helene traurig; „Er war mir stets ein zärtlicher Vater gewesen, und mutterlos, wie ich aufwuchs, ehrte ich sogar seine Schwächen. Die Ueberredung, mit der er mich von Ihrer Kälte, Ihrer Untreue überzeugte, traf nur zu sehr mit meinem verletzten Stolze zusammen, der nach einem Mittel dürstete, die Demüthigung zu rächen. In diesem Lichte zeigte mir mein Vater den Plan zu einer anderen Verbindung!"

„Und *mein* Vater?" fragte Lothar gepreßt.

„Er — sprach in demselben Sinne, tadelte, verurtheilte Sie, huldigte mir mit dem Feuer eines Liebenden und stellte mir diese Heirath als das Einzige dar, womit mein gekränktes Gefühl versöhnt werden könne. So — wurde ich denn seine Gattin!"

Lothar erhob sich. Es tobte in seinem Blut, wie schäumende Brandung.

„Lothar, Lothar, nur jetzt keinen Haß, ich will nicht *so* vom Leben scheiden!" Diese flehende Stimme brachte ihn zu sich.

„Sie haben also wirklich nie gewußt, was lieben heißt, sagte er dicht vor ihr stehen bleibend, mit einem tödtlichen Vorwurf für das arme, ringende Weib.

„Nun denn, — da Sie nicht verzeihen können, ohne mir dieß Geständniß aus der Brust zu reißen, so sollen Sie es hören! Ich habe Sie geliebt, heiß und unbezähmt, immer, selbst als ich Sie zu hassen glaubte und Rache übte; auch dann noch als ich unter den Folgen meiner eigenen grausamen Vergeltung litt, ja, auch da, wo ich kalt wie Eis erschien! Ich war meineidig um dieser Liebe willen, denn ich trug den Trauring des Fürsten am Finger und *Ihren* Verlobungsring auf der Brust! — Sieh ihn hier und glaube, daß ich Dich, nur Dich geliebt habe, und nun laß mich sterben, — sei barmherzig!"

Ein fahler Schein ging über ihr Gesicht, ein gewaltsames Zittern durch ihren Körper; sie sank zurück mit geschlossenen Augen.

Lothar aber warf sich mit einem dumpfen Stöhnen zu ihren Füßen, den Kopf über ihre starre Hand gebeugt.

„O warum jetzt, jetzt diese Gewißheit!"

(Schluß folgt.)

Die Hochzeitladung nach dem Tode.

Erzählt von **H. Weininger.**

(Schluß.)

Tuschls Wappen bestand aus einem schwarzen Querbalken in Silber. Das nahmen die Chorherrn zu jenem des neuen Stiftes an, indem sie mit rother Farbe das Wort „allain" auf das schwarze Band schrieben *).

„Freund Trautner, Ihr habt uns da eine erbauliche Märe zum Besten gegeben," sprach Albrecht Nothaft der Burgherr. „Aber Euer Becher ist leer, laßt ihn füllen und stoßt mit den Gästen und mir an!"

Friederich der Bertholdshofer wendete sich nun gegen den Plattner mit der Frage, ob ihm die Sage von dem Pelikane bekannt sei, welchen die Edlen von Closen zu ihrem Wappen angenommen. „Wenn nicht, so will ich sie zum Besten geben, so gut ich eben vorzutragen verstehe."

Nicht weit von der Mündung der Isar in die Donau erhob sich in alter Zeit ein Thurm, welcher den Herrn von Mühlberg gehörte. Warum diese neun schwarze Ballen in Gold als Wappen führten, weiß ich nicht zu sagen. Ich vermag nur die Mittheilung zu machen, daß die Closen aus den Mühlberg hervor gingen.

Als im Jahr 1134 ein Turnier zu Regensburg abgehalten wurde, fand sich auch Jörg von Mühlberg ein, und gewann einen Dank aus der Hand Sigauns, einer Tochter

*) Tuschl starb 1388, wurde in der Stiftskirche begraben, und die Chorherrn zierten seine Ruhestätte durch ein Marmordenkmal, worauf er in ganzer Figur zu sehen war. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde besagter Grabstein in das eine Widerlager der Donaubrücke zu Vilshofen eingemauert, und die Wellen des Stromes bespülen ihn nun.

Digitized by Google

des Grafen von Landau. Die war schön wie eine Rose und fand Gefallen an dem ritterlichen Mühlberger. Eines Tags waren Beide verschwunden. Der Vater wurde ungeberdig, zog allenthalben herum das Paar aufzufinden, zerstörte Mühlberg und nahm Herrn Jörgen all sein Besitzthum weg. Als Frau Sigaun den Zorn ihres Vaters vernahm, verließ sie den Ritter und floh in den Wald, da eine Clausnerin zu werden. Alles Suchen nach ihr erwies sich eitel. Hier gebar sie zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, die mit der Zeit herrlich heran wuchsen. Agnes, der Mutter Ebenbild, erkor sich ein Graf von Orttenburg zu seiner Gattin. Der alte Graf von Landau verzieh seinem Schwiegersohne und gab seinen Enkeln all das eingezogene Gut als Heimsteuer wieder zurück. Der frohen Botschaft wegen zog man nun nochmals aus, Frau Sigaun zu suchen und fand sie letztlich in einem Walde, wo jetzt Isargemünd steht. Da war ein hohler Baum ihre Wohnung und neben dem Gebete die Thiere des Waldes und der Auen ihr Zeitvertreib. War da sonderlich ein Pelikan, der verließ sie nie. Als ihr nun des Vaters Verzeihung kund geworden, kehrte sie heim und war Alles wieder froh. Ihren Sohn Jörg nannte alle Welt den Closner oder der Clausnerin Sohn. Der verkehrte sein abgestammtes Wappen — die neun schwarzen Ballen in Gold — zum Gedächtnisse seiner Mutter in den zutraulichen Wasservogel. Man findet dieses Thier noch zuweilen um die Donau herum und malt ihn in eines Schwanengestalt mit einem häutigen Sack unter dem Schnabel. Weiter flußabwärts im fernen Ungarn soll es dieser Vögel in Menge geben. Wie mir mein Burgkaplan erzählte, dem ich diese Sage zu danken habe, kommt nach dem Erscheinen der Closen oder Closner (Clausner) urkundlich kein Mühlberg mehr vor. Ein Schelm, der mehr gibt als er hat!" schloß der Bertholdshofer lächelnd seinen Vortrag, und that aus dem Becher einen ergiebigen Zug.

„Der Zenger ist so stillvergnügt," meinte der Burgherr, „und hat so aufgemerkt. Der weiß gewiß auch eine nette Wappensage. Zudem ist er ein studierter Mann, lernte im Kloster lesen und schreiben, was nicht eines jeden Sache ist. Hans, weißt Du was, so rücke heraus damit."

„Edler Herr", entgegnete der Gefragte, „Ihr habt das Ziel ziemlich nahe getroffen. Als ich im Kloster erzogen wurde, befand sich unter meinen Studiengenossen auch ein Leubelfing, der mir sein Wappen deutete. Ob wahr oder nicht wahr, ich werde den Vorgang so wiedergeben, wie mir die Sache erzählt wurde.

Es ist kein Irrthum, wenn angenommen wird, daß die Edlen von Leubelfing sich von dem Orte gleichen Namens an der Aitrach bei Straubing schreiben, weil Lehensleute und Dienstmänner sich nach dem Orte des ihnen ertheilten Lehens nannten.

Wilhelm von Leubelfing, ein junger stolzer Ritter, soll sich auf dem Turniere zu Costniz (Constanz) 948 einen Dank errungen, und Seifried auf jenem zu Cöln Turnier-Vogt gewesen sein. Begräbnisse dieser Edlen finden sich zu Windberg bei Straubing wie zu Albersbach unweit Vilshofen in Niederbayern. Kaiser Ludwig verlieh 1341 dem Ulrich von Leubelfing den Ort Eggmühl bei Regensburg und gestattete, da jeden Montag einen Wochenmarkt zu halten, auch diesen Markt mit Zäunen und Gräben zu umschließen.

Als im Jahr 933 der neunjährige Waffenstillstand zu Ende ging, schickten die Ungarn Gesandte an König Otto I., um neuerdings Tribut zu fordern. Statt desselben ließ ihnen dieser einen verstümmelten räudigen Hund als Zeichen äussersten Schimpfes vor die Füße werfen. Rache schnaubend kamen die Ungarn in zwei gewaltigen Heerhaufen angezogen bis in die Gegenden der Saale. Der Hause wurde zu Sondershausen im Plündern überfallen und aufgerieben. Gegen das Hauptheer bei Merseburg rückte Otto persönlich an. Kaum daß der Tag anbrach, stand das christliche Heer bereits in Schlachtordnung. Der König flog von einem Haufen seiner Krieger zum anderen, diese zum Widerstande anfeuernd. Die Ungarn waren um ihr Leben besorgt, als sie die Schlachtordnung der Deutschen gewahrten und fingen an auszureißen. Nun ging das Nachsetzen an, wobei die meisten von ihren Rossen herab gehauen wurden. Unermeßlich war die Beute der Sieger. König Otto fiel mit seinem ganzen Heere auf die Knie, Gott für diesen herrlichen Sieg zu danken.

Als damals König Otto den deutschen Heerbaum aufbot, war auch ein Leubelfing

Digitized by Google

darunter. Der besaß einen weißen Bracken (Leithund) mit schwarzen Ohren, den er aufgezogen hatte, und der seinem Herrn sehr zugethan war. Leubelfings Hausfrau trug dem Knappen auf, ja Sorge auf den Hund zu haben, denn, wie er wisse, halte sein Herr alles auf ihn.

Als man durch Kundschafter erfahren, wo die Ungarn lagerten, war Alles voll Streitlust. Nachdem der Leubelfing einen Zweikampf mit dem riesenhaften Crozko bestanden und diesen erlegt hatte, jagte er, Alles vor sich nieder werfend, den Seinen voran. Der Leubelfing trug ein mit weißem Zeug überzogenes Ringwamms auf dem Leibe, ein Helm aus Bronce schützte das Haupt, und die Rechte schwang das kurze Schwert mit fast handbreiter Klinge. Doch als nach dem Siege die einzelnen Landsmannschaften sich wieder sammelten, war der Leubelfing nicht darunter. Er mußte unter den Hufen der nachstürmenden Rosse verschwunden sein.

Knappen und Troßknechte zerstreuten sich über die mit Blut getränkte Wahlstatt. Des Leubelfings weiße Bracke machte, daß ihr Herr gefunden wurde. Er lag ohnmächtig unter seinem erschlagenen Gaule. Aus zwei Wunden war das Blut derart geströmt, daß sich über dem Ringwamms zwei rothe Streifen gebildet hatten. Man brachte ihn zurück und später glücklich heim. Der Hund wich nicht von seiner Seite.

Die Tapferkeit des Ahnherrn zu ehren, nahm der Sage nach ein Enkel jene zwei wagrechten Balken in Silber zu seinem Wappen an, während er sich als Kleinod (Helmzier) den silbernen Bracken mit schwarzen Ohren erwählte. Der Hund trägt ein rothes Halsband und sitzt auf einem Kissen von der gleichen Farbe."

Unter ähnlichen Gesprächen verfloß der Abend. Albrecht Nothaft wies dann seinen Gästen das Nachtlager an und wünschte unter herzlichem Handschlage jedem eine ruhsame, glückliche Nacht.

In der Frühe blieben die Ritter noch beim Weine sitzen, bis der Frost des Morgens etwas nachgelassen hatte. Dann wurden die Rosse gesattelt und gezäumt. Hans Trautner empfahl sich den scheidenden Rittern auf das Beste. Der Burgherr begleitete mit einigen berittenen Knechten seine Gäste noch über Rittenau hinaus, wonach sie den Weg auf Neunburg nicht mehr fehlen konnten. Dann verabschiedete Albrecht von Nothaft sich von den lieben Gästen, welche ihm für freundliche Aufnahme und Bewirthung dankten. Der Burgherr sah den bergan reitenden Ritter noch nach, bis diese durch eine Biegung des Weges seinen Augen entschwanden.

Auf dem Weiterritte erzählte der Bertholdshofer seinem Begleiter, wie er gedenke im kommenden Frühjar, vielleicht im März schon, Hochzeit zu halten mit Edigna von Schwarzeneck. Da dürfe sein Freund Zenger nicht fehlen. Er werde ihm durch einen Edelknecht die Botschaft zukommen lassen und ein Pferd zum Herüberreiten schicken. Er kenne ja den zierlichen Schimmel, der ihm schon auf der Jagd gedient habe.

„Die Hand darauf, lieber Bertholdshofer, ich fehle sicherlich nicht auf Deiner Hochzeit. Und nun Gott befohlen. Laß Dir den kommenden Winter nicht zu lange werden."

Also schieden beide Freunde.

Pfalzgraf Johann starb den 14. März 1443 in dem Kloster Kastel oberhalb Amberg, wo Seifried Schweppermann, der Feldherr Kaiser Ludwig Bayern, ruht. Nach dem letzten Willen wurde die Leiche des Pfalzgrafen nach Neunburg gebracht und in der Stadtkirche vor dem Hochaltare, wo er um den Sieg bei Hiltersried inbrünstig gefleht, zur Ruhe bestattet. Der Grabstein besteht aus rothem Marmor, trägt aber keinerlei Inschrift. Der Pfalzgraf befahl, seine schöneren Gewänder zu verwenden und nach Nothdurft in seinem Lande zu vertheilen, dann an seinem Begräbnißtage in den Städten Sulzbach, Altdorf und Neunburg je dreizehn Hausarmen ein Mahl zu reichen und nach diesem noch Jedem einen Rock.

Nach zweihundert Jahren war jene Gegend der Oberpfalz abermals der Schauplatz unsäglicher Gräuel und Verwüstung. Die Rolle der Hussiten hatten die Schweden übernommen.

Am 7. Januar 1641 erschien unvermuthet der schwedische Feldherr Banner mit seinem Heere vor Regensburg, wo der deutsche Kaiser mit vielen Fürsten und deren Abgesandten zur Berathung versammelt war. Banner ließ die Stadt beschießen. Eine Schaar ging über die gefrorene Donau, um Regensburg von der anderen Seite

Digitized by Google

anzugreifen. Aber der Kaiser hielt aus, es trat Thauwetter ein, die Schweden mußten die Belagerung aufgeben, und Banner verlegte seine Schaaren in die Oberpfalz und den bayerischen Wald, um bei dem Eintritt des Frühjahres den Krieg in Böhmen eröffnen zu können.

Aber die verbündeten katholischen Fürsten waren diesmal rascher ins Feld gerückt als sonst. General Marcy vereinigte seine Bayern mit den Kaiserlichen (Oesterreichern) und Banner war in Gefahr von Norddeutschland abgeschnitten und mit seinen zerstreuten Schaaren aufgerieben zu werden. Oberst Erich Slange wurde jedoch sein Retter.

Bei dem unvermutheten Anrücken der Bayern und Kaiserlichen zog sich Slange von Burglengenfeld nach Schwandorf zurück und erreichte in der Nacht vom 17. März Neunburg vor dem Walde.

Hier gedachte er, die anderen Obersten aus der Umgegend mit ihrer Mannschaft zu erwarten, und den Anmarsch der Bayern aufzuhalten. Diese erschienen bereits den 19. März vor Neunburg. Da sich die Schweden nicht ergeben wollten, begann die Beschießung der Stadt. Bald kam zu den Schrecken von aussen ein furchtbarer Brand im Innern. Die Schweden hielten tapfer aus und schlugen alle Stürme ab. Banner sammelte indessen seine zerstreuten Schaaren und entkam mit diesen nach Böhmen und Sachsen.

Nachdem der größte Theil der Stadtmauern eingestürzt und alle Munition verfeuert war, ergab sich Slange am 31. März. Vier Oberste, eben so viele Oberstlieutenants, drei Oberstwachtmeister (Majore), über hundert andere Offiziere, zweihundert Musketiere wie achtzehnhundert Reiter fielen in Gefangenschaft und wurden nach Regensburg eskortirt. Dem Banner glückte es, vor den Kaiserlichen die Engpässe von Presnitz zu erreichen, obgleich diese ihm elf ganze Tage, ohne einmal abzusitzen, nachgerückt waren.

Wie zur selben Zeit ein Reitertrupp der Bayern auf dem Marsche war, hielten die an der Spitze Befindlichen an und zeigten auf einen fremdländisch, ja höchst abenteuerlich gekleideten Mann. Dieser ritt einen Schimmel, ihm zur Seite erblickte man zwei weiße Hunde. Die Soldaten meinten, jetzt sei doch keine Zeit zu Fastnachtsstücken; Allen fiel das altmodische Zaumzeug mit kleinen Rollen, die eigenthümliche Form des Baretes wie des Leibrockes auf. Auf dem Rücken hing eine leichte Armbrust, an der rechten Seite schwankte ein Hüfthorn, und an der linken glänzte ein sogenannter Panzerstecher mit langer schmaler Klinge.

„Halt! Werda? Woher des Weges?" rief der vorderste Reiter, indem er sich schußbereit machte.

„Ich bin der Ritter Hans Zenger von Bettendorf und war auf der Hochzeit meines Freundes Friederich von Bertholdshofen, und kehre jetzt zurück auf meinen Edelsitz bei Neunburg."

Nun begab sich der Rittmeister aus dem Haufen zu dem fremden Reiter, der erstaunt war, eine Reihe ziemlich gleichförmig gekleideter Männer zu Pferd zu sehen. Die Pistolen in den Holstern und die in hölzernen Kapseln am Bandelier mitgeführten Patronen erregten sein meistes Staunen.

„Ich weiß nicht," sprach Hans Zenger, „wie mir ist. Gestern ritt ich da vorüber. Hier stund ein Tannenwald und am Saume desselben eine Klausnerei. Den Einsiedel fragte ich noch um den Weg nach Bertholdshofen. Nun ist der Wald verschwunden, überall Felder. Wo die Clausur sich befand, erhebt sich gegenwärtig ein Kloster. Auch ist Eure Sprache nicht jene, welche zu hören ich gewohnt bin."

„Ja," fuhr der Rittmeister fort, während die Mannschaft die Hälse reckte und sich in den Steigbügeln hob, könnt Ihr mir keinerlei Merkmale aus Eurem Leben geben?"

„Warum denn nicht. Ich war am 21. September 1434 dabei, wie die Schaaren des Pfalzgrafen Johann die Hussiten bei Hiltersried besiegten. Mich hatte Friedrich von Bertholdshofen zu seiner Hochzeit geladen. Eines Tages fand ich vor meiner Burg einen Edelknaben, der mir dieses Pferd wie jene beiden Hunde übergab. Er bemerkte noch, Roß und Hunde würden mich sicherlich nach Bertholdshofen und zurück bringen. Voll Freude empfing man mich da, glückliche Stunden verlebte ich mit dem Brautpaare und den anwesenden Gästen. Dieser Tag bleibt mir unvergeßlich. Den

Digitized by Google

heutigen Morgen bestieg ich das edle Thier, und da ich nach Hause reiten will, begegne ich Euch."

„Edler Herr," entgegnete der Rittmeister, „ich will Euch gegenüber nichts behaupten, aber mich bedünkt, daß Ihr über zweihundert Jahre in der Burg Eures Freundes verbracht habt, denn wir befinden uns gegenwärtig im März des Jahres 1641. — Statt wie früher die Hussiten diese Landschaft verwüsteten, treiben das nun die Schweden. Christoph, der Sohn des Pfalzgrafen Johann bestieg im Jahr 1439 den Thron von Dänemark und einige Jahre später auch den von Schweden und Norwegen. Ein Nachfolger jenes Königes landete vor elf Jahren in Deutschland, den anders gläubenden Lutherischen beizustehen. Das war aber nur ein Vorwand. Gustav Adolf, so hieß jener König, war der vollendetste Schauspieler seiner Zeit. Dieser ging mit nichts Geringerem um, wie sich zu Wien als Beherrscher Deutschlands krönen zu lassen. Aber Gott sorgt jederzeit dafür, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen. Bei Lützen fand er vor neun Jahren den Tod."

„Weil Euch das Alles fremd, müßt Ihr, edler Herr, über zweihundert Jahre verzückt gewesen sein, ähnlich wie Kaiser Friedrich der Rothbart im Kyffhäuser der goldenen Aue oder im Untersberge bei Salzburg weilt."

„Mich deucht, Euer Freund ging ein zu den himmlischen Heerschaaren und dahin folgte ihm bald die Braut. Der Freund wollte aber sein gegebenes Wort dennoch lösen und ließ Euch zur Hochzeit holen. Ihr wart bei jenem Feste wohl der einzige Lebende, alle Anderen gehörten bereits dem Schattenreiche an. Gott gebe diesen den ewigen Frieden und Euch eine glückliche Heimfahrt. Gehabt Euch wohl."

Die Reihen der Reiter öffneten sich, das weiße Pferd schritt durch selbe, gefolgt von den beiden Hunden. Durch eine Biegung des Weges ging der Anblick des fremden Cavaliers verloren. Dann setzte sich die ganze Truppe wieder in Marsch.

Als Hans Zenger vor Bettendorf erschien, kannte ihn Niemand. Die ältesten Leute wußten sich seiner nicht zu erinnern. Die Burg war in fremde Hände gelangt und hatte sich nur eine dunkle Sage erhalten, daß ein früherer Besitzer, auf eine Hochzeit geladen, dahin ritt, aber nicht mehr heim kam. Ein Lindenzweig, den er als Jüngling unferne der Burg gepflanzt, war zu einem stattlichen breitästigen Baum gediehen.

Wie im Traum lenkte Hans Zenger sein Roß nach Neunburg, nahm da Herberge und bat um einen Priester. Dem erzählte unser Ritter den ganzen Hergang, beichtete und verlangte die heiligen Sterbesakramente. Er äusserte sich, er wisse, daß seine Zeit nun abgelaufen sei, und er bald vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen habe.

Am kommenden Morgen verbreitete sich die Kunde, daß der Zenger in ein besseres Jenseits abberufen worden sei. Von dem Pferde und den Hunden fand sich keine Spur mehr.

Die Sage von der geisterhaften Hochzeitladung erhielt sich aber in jener Gegend bis zur Stunde.

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

* Die während der abgelaufenen acht Tage gegebenen Opern waren „Stradella" (am 5.), „Doctor und Apotheker" (am 6.), „Der erste Tag des Glücks" (am 8.), und Donizettis „Liebestrank" (am 10.) Die Oper Flotows ging bei bekannter Besetzung im Ganzen recht gut von statten; in erster Linie aber zeichneten sich die HH. Bachmann und Kindermann als Banditen aus. Auch die scenische Einrichtung würde nichts zu wünschen übrig lassen, käme nicht im ersten Acte die Maskenscene so unpassend wie möglich zur Darstellung: denn statt — dem Libretto entsprechend — nur von einer Seite einen bunten Maskenhaufen in lebhafter Bewegung auftreten zu lassen, marschirt das Chorpersonal aus rechter und linker hinterster Coulisse in lederner Gemüthsruhe auf, und der während des Chors von dem ganz gleich uniformirten Corps de Ballet ausgeführte Tanz gleicht allem Andern eher als dem, was er wirklich sein soll — einem rein improvisirten Maskenscherz, bei dem

Digitized by Google

vor allen Dingen die Masken des italienischen Volkstheaters, der Dottore, Pantalon, Columbina, Arlecchino u. s. w. nicht fehlen dürften.

Die Dittersdorf'sche Oper war ich verhindert zu besuchen. Aus Allem jedoch, was mir hierüber berichtet wurde, geht hervor, daß der Entgang dieses Kunstgenusses nicht übermäßig hoch anzuschlagen ist, denn mit Ausnahme der gesanglichen Leistungen des Frln. Leonoff und des Hrn. Kindermann soll sich nur wenig Erfreuliches gezeigt, und zunächst das Ensemble an Unsicherheit gelitten haben. Als eine der wesentlichsten Ursachen hiefür hat wohl die veränderte Rollenbesetzung zu gelten, insoferne hiedurch Frau Diez und Hr. Vogl außer Action gesetzt wurden.

Aubers „Glückstag", der nach längerer Zeit wieder zum ersten Mal auf dem Repertoire erschien, bewährte auch dießmal seine Lebensfähigkeit und hatte sich im Allgemeinen einer sehr guten Ausführung zu erfreuen; vor Allen aber gebührt der „Helene" des Frln. Stehle unsere volle Anerkennung. Hr. Nachbaur („Gaston") scheint sich — was auch in „Stradella" auffiel — von seiner jüngsten Unpäßlichkeit leider noch nicht vollständig erholt zu haben, und so war namentlich im dritten Acte eine Ermüdung der schönen Stimme nicht zu verkennen.

Der in voriger Woche gegebene „Liebestrank" verhielt sich zur gestrigen Aufführung dieses anmuthigen Werkes wie eine Probe zu einer Vorstellung. Die Oper gelang demnach in allen Theilen in sehr erfreulicher Weise: Frln. Mallinger, wieder vollkommen bei Stimme, war eine reizende „Adine," und nicht minder trefflich war Hr. Vogl als „Nemorino", da selbst eine — zumal im ersten Acte — sich bemerkbar machende Heiserkeit dessen schöne Gesammtleistung nicht wesentlich zu beeinträchtigen vermochte.

Die beiden in jüngster Zeit mit bekannter Besetzung gegebenen Schauspiele — „Turandot" (am 7.) und „Wie es Euch gefällt (am 9.) — sind gleichfalls hier zu registriren, da beide mit eigens für sie componirter Musik (von Vinzenz Lachner und Robert v. Hornstein) ausgestattet sind. Die zu dem erstgenannten Stücke erregte neuerdings den frommen Wunsch, ob es nicht am Platze wäre, statt ihrer die von Carl Maria von Weber für „Turandot" bestimmten Compositionen einzuführen.

Was die Leistungen der Schauspieler anlangt, so ist hierüber nur Gutes zu berichten, sowohl in der Schiller-Gozzi'schen Komödie, als auch in dem Lustspiele Shakespeares. Dort war es Frln. Ziegler, hier Frau Dahn-Hausmann, welche als Trägerinnen der Hauptrollen (Turandot" und „Rosalinde") sich vor Allen auszeichneten.

Die Prüfungs-Concerte der k. Musikschule.

F-l. Wie im vorigen Jahre, veranstaltete die k. Musikschule auch heuer sogenannte Prüfungsconcerte, und zwar nicht weniger als fünf, die in den Tagen vom 31. Juli bis 4. August stattfanden. Der Eindruck, den die hiebei zu Tage tretenden Leistungen im Allgemeinen wie im Besonderen hervorbrachten, war ein äußerst günstiger und bewies von Neuem, daß wir es hier im wahrsten Sinne des Wortes mit einer Kunstanstalt zu thun haben, mit einem Institut, dessen Organisation und Leitung eine musterhafte ist, und in dessen Schoß sowohl von Seite der Lehrer wie der Schüler künstlerischer Ernst und rastloser Fleiß walten muß. Musikalische Handwerker und einseitiges Virtuosenthum können in der Anstalt schon deßhalb nicht gedeihen, weil einerseits nur solche Schüler aufgenommen werden, bei denen unverkennbares Talent vorhanden ist, und andererseits jeder derselben gezwungen ist, neben seinem Specialfache auch die obligatorischen Lehrgegenstände zu cultiviren. Diese letzteren sind: Harmonielehre (Lehrer: die HH. Cornelius und v. Sahr); elementares Clavierspiel (Hr. Scholtz und Frau Heintz-Hallwachs); Chorgesang (Hr. Hofkapellmeister Wüllner); Rhetorik (Hr. Cornelius); Gymnastik (Hr. Hoftänzer Flerx.) Zu den Specialfächern zählen: Contrapunct und Orgel (Hr. Professor Rheinberger); Liturgie (Hr. Dr. Baraga); höheres Clavierspiel (die HH. v. Bülow und Bärmann jun.); Sologesang (die HH. Dr. Härtinger, Julius Hey, und Frau v. Jnffeld-Richter); Violinspiel (die HH. Concertmeister Abel und Hofmusiker Brückner); Violoncell (Hr. Hofmusiker Werner); Clari-

Digitized by Google

nette, Fagott, Flöte und Oboe (die HH. Hofmusiker Bärmann sen., Christ. Mayer, Freytag und Withthum). Neuhinzugekommen sind in diesem Jahre die Lehrer der Liturgie, Flöte und Oboe. Diese Vermehrung der Specialfächer ist nur gut zu heißen, die beiden letztgenannten Sparten schon deßhalb, weil die bisherige Quelle, woraus die Theaterorchester so vielfach die nöthigen Kräfte an Bläsern bezogen, die Militärmusik, in Folge unserer neuen Militärorganisation bald selbst Mangel leiden wird. Die Lehrer für Sologesang erhielten für dieses Jahr einen Zuwachs durch Frau v. Inffeld-Richter aus Wien. Die Leistungen der Contrapunktsclasse, soweit sie sich in den Concerten zeigen konnten, verdienen volle Achtung. Am Compositionen von Schülern kamen zur Aufführung: Fuge für Streichinstrumente von Joseph Stich, mit gerade nicht neuen, jedoch sehr geschickt und theilweise geistvoll verarbeiteten Gedanken; Chor, Arioso und Schlußfuge aus dem 30. Psalm für Chor, Solo und Orgel, componirt von Otto Hieber (verräth einen sehr talentvollen Musiker); „Das Thal des Espingo," Ballade von Paul Heyse, für Chor und Orchester, componirt von Ernst Sachs, eine Arbeit von reichen und tiefen Gedanken und farbenreicher Instrumentation, die den schon etwas gereifteren Musiker mit geläutertem Geschmack erkennen läßt; von Ottmar Rüber endlich wurde der erste Satz aus einer Symphonie in C moll für Orchester zu Gehör gebracht, die sich durch originelle Motive, großen Zug und geschmackvolle Orchestrirung vortheilhaft auszeichnet.

Auf der Orgel producirten sich zwei Schüler (die HH. Otto Hieber und Heinrich Leipold) und zeigten durch den Vortrag zweier Fugen von Bach, daß sie es zu großer Fertigkeit gebracht. Wenn ich gleichwohl der Meinung bin, daß Fertigkeit allein auf der Orgel nicht genügt, so hat dieß seinen Grund in der Ansicht, die Technik eines Clavierspielers müsse von der eines Organisten sich ebenso unterscheiden, wie die Construction beider Instrumente. Ohne den ganz specifischen Orgelanschlag ist es unmöglich, die nöthige Klarheit im Vortrag zu erzielen, und hiefür entsteht alsdann nicht selten eine verschwommene Spielart. Hier dürfte ganz besonders das Wort Goethes zu gelten haben „Eines schickt sich nicht für Alle", und demnach der Rath zu beherzigen sein, alle jene Schüler, welche sich als Organisten auszubilden gedenken, so viel wie möglich vom höheren Clavierspiele ferne zu halten.

In der Instrumental-Abtheilung hat die Classe für Clavierspiel die meisten Eleven aufzuweisen, und es ist darum folgerichtig, daß eine ansehnliche Reihe von Claviercompositionen in die Programme aufgenommen worden war. Auf Einzelnheiten hier näher einzugehen, würde diesen Bericht allzusehr ausdehnen, auch größtentheils Wiederholungen ein und desselben Lobes zur Folge haben; — es mag deßhalb genügen, wenn wir im Allgemeinen bemerken, daß die große Präcision in der technischen Ausführung, von der schwierigsten Passage bis zur kleinsten Verzierung herab, und bei vielen Schülern auch die geistige Beherrschung des Stoffes den wohlthuendsten Eindruck hinterließ. Nur einige ganz besonders hervorragende Talente, die durch eminente Technik wie durch poetischen Vortrag sich auszeichneten, seien hier namentlich aufgeführt: aus der Schule des Hrn. Bärmann jun. Hr. Bußmeyer aus Braunschweig, und aus der Schule des Hrn. v. Bülow Frl. Rabausch aus Regensburg, Frl. Möhrlin aus Mühlhausen im Elsaß, und Hr. Buonamici aus Florenz. Das Spiel des Letztgenannten erinnert lebhaft an das seines Meisters, und es dürften kaum noch einige Jahre vergehen, so wird er — fortgesetztes fleißiges Studium vorausgesetzt — auch dessen Rivale sein. Die Schüler der übrigen Instrumentalfächer, zum Theil noch sehr jugendliche Erscheinungen, haben es schon zu recht großer Fertigkeit gebracht und berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Darunter sind die Violinspieler Mayerhofer aus Vilshofen, Max Hieber und Fernbacher aus München; die Clarinettisten Kellner und Hartmann aus München; die Cellisten Schübel aus Nürnberg und Herbeck aus Lyon; der Oboist Stadler; die Fagottisten Kästl und Satzenhofer, und der Flötenspieler Freitag aus München.

Seit Jahren gibt kein Theil der musikalischen Kunst zu so allgemeinen und gerechten Klagen Anlaß als die edle Gesangskunst, und — was damit innig zusammenhängt — die Gesangslehrer. Nach den vielerlei verfehlten Experimenten, die man allenthalben zu beklagen hatte, erweckte die neugegründete, hiesige Musikschule abermals die Hoffnungen, sie werde auch in diesem Puncte bessere Zustände herbeiführen.

Digitized by Google

Natürlich konnten die Resultate nach dem ersten Jahre keine so bedeutenden sein, um vor der Oeffentlichkeit sich zeigen zu können; dagegen boten die letzteren Concerte Gelegenheit, mehrere Schüler und Schülerinnen aus der Classe für Sologesang zu hören. Dieselben gingen ausschließlich aus der Schule des Gesanglehrers Hrn. Julius Hey hervor, und obwohl deren Ausbildung noch nicht vollendet ist (hiezu sind mindestens drei Jahre festgesetzt), so sind doch die bis jetzt gewonnenen Resultate so erfreulicher Art, daß an der Richtigkeit und Gediegenheit der Methode kaum gezweifelt werden kann. Der Tonansatz ist natürlich, die Register sind bei den meisten Schülern normal ausgebildet und ausgeglichen, die Vocalisation ist regelrecht und deutlich. Dabei erscheint die ganze Ton- und Stimmbildung so charakteristisch, daß man sie an den verschiedenen Sängern sofort wiedererkennt, jedoch ohne daß das Individuelle der einzelnen Stimmen hiedurch verwischt würde, und das ist der beste Beweis für das systematische Verfahren des Hrn. Hey. Wir dürfen demnach mit Zuversicht hoffen, aus dieser Schule wahrhaft gediegene Sänger hervorgehen zu sehen. Hr. Hesselbach, ein Tenorist, der schon drei Jahre die Schule des Hrn. Hey genießt, hat seine Studien in der Hauptsache vollendet und ist bereits an der Hofbühne in Weimar engagirt; dort wird er Gelegenheit haben, das noch Fehlende — die Routine — sich anzueignen. Von den übrigen Schülern dieser Classe dürfte den Damen Mahler und Gaßner und Hrn. Engelhard eine bedeutende Zukunft zu prophezeien sein.

Schließlich haben wir noch der Chorgesangs-Schule zu gedenken. Dieselbe wird sowohl von den Schülern der Anstalt, als auch von Dilettanten, sogenannten Hospitanten, besucht, und hat die Aufgabe, im Treffen und Allem, was zum gutem Vortrag gehört, zu üben, und die Schüler mit der allgemeinen Musiklehre vertraut zu machen. Die Leistungen dieser Abtheilung sind nun geradezu überraschend, und die Ausführung der verschiedenen zu Gehör gebrachten Chöre kann nicht vollkommener gedacht werden.

Alle guten Eigenschaften, wie reine Intonation, exacte Einsätze, deutliche Aussprache und vor Allem richtige und fein nuancirte Auffassung finden sich vereinigt und sprechen sowohl für die große Befähigung des Directors, Hrn. Kapellmeisters Wüllner, wie für den Fleiß der Schüler. Allen, die Sinn und Liebe zum Gesang haben, allen Dilettanten, denen es um ihre musikalische Bildung Ernst ist, sei der Besuch der Chorgesangsschule deßhalb aufs Wärmste empfohlen.

Sämmtlichen Vorträgen wurde von dem trotz der afrikanischen Hitze äußerst zahlreichen Publikum reicher Beifall und mehrmaliger Hervorruf zu Theil. So sehr nun auch derartige Auszeichnungen den Kunstjüngern mit Rücksicht auf ihre Leistungen zu gönnen sind, so scheint es doch, unter Hinblick auf den rein pädagogischen Charakter dieser Concerte, mehr als fraglich, ob Beifallsbezeugungen, wie sie sonst nur dem fertigen Künstler gespendet zu werden pflegen, in diesem Falle nicht mehr schaden als nützen. Jedenfalls aber wäre es den Schülern der Anstalt unbedingt zu verbieten, sich bei der Claque als einer der wesentlichsten Factoren zu geriren.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Bremen. Auch unsere Stadt wird ein zweites Theater erhalten. Dem Besitzer des Tivoli ist auf Grund der norddeutschen Gewerbeordnung gestattet worden, auch im Winter Vorstellungen zu geben. Die Vorstellungen dieses neuen Theaters werden sich vorläufig auf Lustspiel, Posse und Operette beschränken und am 10. Oktober d. J. eröffnet werden.

Brüssel. In einer von Mme. Pleyel veranstalteten musikalischen Matinée kam u. A. auch das 3. Quintet für Streichinstrumente von Fétis zur Aufführung. Die „Independance“ schreibt darüber: „Wer da glaubt, daß großes Wissen die Erfindungsgabe beeinträchtige, und daß die Frische der Eingebung das ausschließliche Privilegium der Jugend sei, wird von seinem

Digitized by Google

Vorurtheile zurückkommen, wenn er dieses neue Werk des Hauptes der belgischen Schule hört, welches ebenso beachtenswerth ist in Bezug auf Conception als auf die Durchführung und interessanten Combinationen."

Dresden. Im k. Hoftheater ist aus Rücksichten auf die zu viel beschäftigte Capelle die Zwischenaktsmusik bis auf Weiteres fallen gelassen worden.

Innsbruck. Am 2. Juli wurde zum ersten Male das großartige Oratorium „Der Fall Babylons" von L. Spohr vom hiesigen „Musikverein" unter Mitwirkung vieler Dilettanten und von Sängern der „Liedertafel" sowie des „akademischen Gesangvereins" unter Leitung des Herrn Capellmeisters Nagiller im k. k. Nationaltheater sehr gelungen zur Aufführung gebracht. Am darauffolgenden Tage wurde dem verdienstvollen Dirigenten in Anerkennung seiner großen und erfolgreichen Bemühungen für die Hebung des „Musikvereins" ein solenner Fackelzug mit Serenade dargebracht, an welchem sich die Studierenden der verschiedenen Lehranstalten, viele Sänger und die Bürgermusik betheiligten.

Karlsruhe. Der Direktor des hiesigen Sommertheaters, Hr. Bittler, hat die Anzeige gemacht, daß er wegen ungenügender Theilnahme des Publikums das Theater schließen werde.

Königsberg Der Oberpräsident in Ostpreußen, v. Horn, hat der Theaterleitung in Königsberg seine Entrüstung wegen der tiefen Entsittlichung der dortigen Theaterzustände ausgedrückt und ihr mit Entziehung des königlichen Zuschusses gedroht, wenn die Direktion nicht den guten Willen oder die Kraft habe, das Theater zu dem zu gestalten, was es sein solle und sein müsse, nämlich zu einer Anstalt für Volksbildung und Veredelung, während es jetzt zu einer Pflanstätte gemeiner, sittenverderbender Possen, Farcen und obscöner Darstellungen herabgesunken sei. (Europa.)

Leipzig. In einer am 10. Juli stattgefundenen Versammlung wurde zum Zweck der Gründung des „allgemeinen deutschen Musikverbandes" ein Comité gewählt, welches sich mit den vorbereitenden Schritten zur Gründung einer allgemeinen Kranken- und Invalidencasse beschäftigen soll. Die Gewählten sind: Hofrath Dr. Kleinschmidt, Dr. Jabasohn, Musikdir. Büchner, und die Musiker Peysch, Heinze, Hartmann, Schreiner, sämmtlich aus Leipzig.

New-York. Am 20. Juni feierte die Pianoforte-Fabrik der Herren Steinway & Sohn die Feier der Vollendung des 20,000sten Pianoforte. — Herr Carl Rosa hat seine Operngesellschaft vollständig organisirt und wird Anfangs September einen längeren Cyclus von Vorstellungen im französischen Theater beginnen. An der Spitze der sehr zahlreichen und zum Theil hier vortheilhaft bekannten Mitglieder steht Frau Parepa-Rosa als Primadonna.

Paris. Am neuen Opernhause wird in Folge großer Finanz-Ebbe nur wenig gearbeitet; indessen sind kürzlich die vier Marmorgruppen an der Façade desselben enthüllt worden. Sie stellen die Musik, die lyrische Poesie, das lyrische Drama und den Tanz vor. Diese Sculpturen sind ziemlich unbedeutend und bringen keine sonderliche Wirkung hervor. Der „Tanz," von dem sehr begabten Carpeaux, verräth zwar ein entschiedenes Talent, doch fehlt dem Werke die höhere Auffassung. Am 15. August soll der colossale Apollo auf dem Fronton des genannten Kunsttempels enthüllt werden. Man wird diese Statue von allen Theilen der Riesenstadt aus wahrnehmen können. (Südd. M. Z.)

Paris. Ein populäres Opernunternehmen unter der Leitung des Herrn Langlaise mit 50 Centimes bis 1 Francs Entrée, mit allen nur erdenklichen großen Opern, mit großen und kleinen Künstlern, ist die Losung des Tages. Nur bleibt noch die Frage zu lösen, wie den Saal construiren, um das Unternehmen möglich und lucrativ zu machen. Noch ein größeres Operntheater zu bauen, als das neue, geht aus materiellen und akustischen Rücksichten nicht; ein Circus thut es ebenfalls nicht. Wir rathen dem spekulativen Unternehmer das freie Trocadero an — wo bis jetzt an den Napoleonsfesten militärische Schauspiele aufgeführt wurden — da ist er wenigstens sicher, am nächsten 15. August, dem großen hundertjährigen Geburtsfeste Napoleons, ein großes und populäres Auditorium zu finden. Vielleicht gelangt er auch dann zur Ueberzeugung, daß sich so kostspielige Luxusgegenstände, wie eine große Oper, nicht popularisiren lassen. (N. Berl. M.-Z.)

Paris. Die Jury des vom Théâtre lyrique ausgeschriebenen Opern-Concurses hat der Oper „Le Magnifique" von Philippot den Preis zuerkannt.

Prag. Die öffentlichen Haupt- und Schlußprüfungen des Prager Conservatoriums der Musik fanden am 28. bis 30. Juli statt und umfaßten sämmtliche Fächer des letzten Schuljahres. Die Zahl dieser Fächer ist sehr groß, da neben dem Waldhorn auch Rechnen und Geographie, neben der Ventilposaune auch Religion gelehrt wird. Das Gesangfach dieses großen Institutes scheint bedeutend weniger gut vertreten zu sein, als das Instrumentalfach.

Digitized by Google

Venedig. Man geht hier damit um, ein Conservatorium der Musik zu gründen, welchem Institute von der Behörde eine jährliche Unterstützung von 30,000 Frs. zu Theil werden soll.

Wien. Der k. k. Kammer- und Hofclavierfabrikant Hr. Ludwig **Böhendorfer** hat sich erboten, für das neue im October zu eröffnende Conservatorium den gesammten Bedarf an Clavieren unentgeltlich und ohne irgend einen Entschädigungsanspruch zur Verfügung zu stellen, dieselben beständig in gutem Stand zu erhalten, und die Claviere für die Ausbildungsclassen von Zeit zu Zeit gegen neue umzutauschen. Wenn man bedenkt, daß für die verschiedenen Lehrcourse wenigstens ein Dutzend Instrumente nöthig sein wird, so wird man den Umfang der kunstfreundlichen Großmuth bemessen können, durch welche der berühmte Fabrikant sich in die Reihe der wirksamsten Förderer des von ihm so glänzend bedachten Instituts gestellt hat.

Wien. Die **philharmonische Concert-Gesellschaft** hat, wie die „N. Fr. Pr." schreibt, mit Berufung auf die größere Zahl ihrer Mitglieder die Ueberlassung des neuen Opernhauses zu acht oder neun Produktionen im nächsten Theaterjahr nachgesucht. Das Gesuch ist aber ablehnend beschieden worden, weil das neue Opernhaus „grundsätzlich" zu keiner Wohlthätigkeits-Vorstellung (außer zu Gunsten des eigenen Pensionsfonds), also auch nicht zu Vorstellungen vergeben werden dürfe, die „nur Privatinteressen" fördern. Herrliche Bureaukratie!

Wien. „Noblesse oblige" ist der Titel des neuen im Burgtheater eingereichten Lustspiels von Carl **Gründorf**, dem Verfasser des an dieser Bühne beifällig aufgenommenen Schwankes „Ein Opfer der Consuln". — Ludwig **Steubs** Lustspiel „Das Seefräulein", das bereits im Münchener Hoftheater mit großem Beifalle gegeben wurde, wird im Carltheater zur Aufführung gelangen.

Vermischtes.

In dem jüngst vom Vorstande des deutschen Schriftstellervereins ausgegebenen Bericht über den **vierten deutschen Schriftstellertag** werden die „Münchener Propyläen" als geeignetes Organ für die Interessen des Vereins empfohlen. Ueber den sonstigen Verlauf der Versammlung haben wir schon in Nr. 22 der Propyläen eine Original-Correspondenz gebracht.

Der Kapellmeister der künftigen italienischen Oper in Cairo, Sign. **Muzio**, ist aus Italien nach **Paris** zurückgekehrt. Er hat die besten Solisten der Scala in Mailand, sowie der Theater in Bologna, Padua, Turin und Venedig und außerdem die tüchtigsten Choristen Italiens engagirt.

In Constantinopel erscheint jetzt in türkischer Sprache auch eine **Frauenzeitung u. d. T. „Ferak"** (der Fortschritt), in welcher die Frauen aufgefordert werden lesen zu lernen, als Grundlage zur weiteren Bildung.

(**Eine internationale Ausstellung in London.**) Einem Circular der kgl. Commissäre der Weltausstellung von 1851 zufolge wird in South-Kensington, London, am 1. Mai 1871 die erste einer Reihe von internationalen Ausstellungen auserlesener Werke der schönen Künste und Gewerbe, wie auch wissenschaftlicher Erfindungen eröffnet und am 30. September 1871 geschlossen werden. Zulaß zur Ausstellung finden die Erzeugnisse aller Nationen, falls sie von einem Certifikat competenter Preisrichter begleitet sind, das sie von genügender Qualität und der Ausstellung würdig erachtet. Die Gegenstände in der ersten Ausstellung bestehen in vier Haupt-Classen, für deren jede ein Berichterstatter und ein besonderer Ausschuß ernannt werden. Die der **schönen Künste** zerfällt in folgende Unterabtheilungen: 1) Gemälde aller Arten, in Oel, Wasserfarben, Emaille, Porzellan u. s. w.; 2) Sculpturwerke in Marmor, Holz, Stein, Terra-Cotta, Metall, Elfenbein und anderen Materialien; 3) Kupferstiche, Lithographien, Photographien u. s. w.; 4) architektonische Zeichnungen und Modelle; 5) Tapisserien, Stickereien, Spitzen u. s. w., die ihrer Kunstarbeit wegen und nicht als Fabrikate ausgestellt werden; 6) Musterzeichnungen aller Arten Decorationsfabrikate; 7) Copien altertümlicher Gemälde, Emaillen, Reproduktionen in Gips, Electrotypen seiner antiker Kunstwerke u. s. w. Jedem auswärtigen Staate bleibt es freigestellt, für jede Classe seiner ausgestellten Erzeugnisse einen amtlichen Berichterstatter zu accreditiren, um an der Ausarbeitung der Ausstellungsberichte Theil zu nehmen. Preise und Medaillen gelangen diesmal nicht zur Vertheilung, dagegen empfängt jeder Aussteller ein Certificat, daß seinen Gegenständen die Auszeichnung widerfahren, zur Ausstellung überhaupt zugelassen zu werden. Die Ausstellung soll ferner nach Classen, nicht mehr nach Nationalitäten, wie bei früheren internationalen Ausstellungen, regulirt werden. Ein Katalog wird in englischer Sprache veröffentlicht werden, aber jedem fremden Lande bleibt es unbenommen, einen Katalog in seiner eigenen Sprache herauszugeben.

Der Generalintendant v. **Hülsen** soll in Karlsbad in einem jungen Telegraphisten Namens **Pavlicek** einen vielversprechenden Tenor entdeckt und denselben zur weiteren Ausbildung nach Berlin mit 2000 Thlr. Jahresgehalt engagirt haben.

Digitized by Google

In Madrid wird ein neues Operntheater, welches mit großem Luxus und vielem Geschmack gebaut wurde, demnächst eröffnet werden.

Die Memoiren des kürzlich verstorbenen Ober-Organisten Freudenberg in Breslau werden, von dem Sanitätsrathe Hrn. Dr. Biol revidirt und bearbeitet, demnächst im Verlag von F. E. C. Leuckart in Breslau unter dem Titel „C. C. Freudenbergs Erinnerungen aus dem Leben eines alten Organisten“ erscheinen.

Notizen.

Herr Dr. Hanslick ist in Folge oder auf Veranlassung seiner „Geschichte des Wiener Concertwesens“ von einem außerordentlichen zu einem ordentlichen Professor der Geschichte der Aesthetik der Tonkunst an der Wiener Universität aufgerückt. Der gute Wille zu einer derartigen Beförderung war längst vorhanden, und bedurfte es nur der Veröffentlichung eines größeren Buches, um dieselbe sofort ins Werk zu setzen. Herr Hanslick ist der einzige Ordinarius unter den Musikprofessoren in Deutschland, d. h. im deutschen Sprach- und Tongebiete. (Allgem. musik. Zeitung.)

Der Hofkapellmeister Herbeck tritt seine neue Stellung am Hofoperntheater in Wien am 1. September an. Er soll sich vorzugsweise mit der Spieloper und dem Concertwesen beschäftigen.

Der Tenorist Lederer und die Coloratursängerin Asminda Ubrich vom Hoftheater in Darmstadt haben sich nach London begeben, wo sie sich vermählen werden.

In Florenz fand am 22. v. M. die Vermählung des Direktors am Mannheimer Hoftheater Dr. Werther mit Frl. Erna Borchard, früheren Hofopernsängerin in Weimar, statt.

Herr Niemann hat einen neuen Contract mit der k. Generalintendantur in Berlin abgeschlossen, der ihm ein sehr glänzendes Einkommen und Pension zusichert.

Die Direction des Hofoperntheaters hat mit Hrn. Rokitansky einen neuen dreijährigen Contract abgeschlossen, nach welchem der Sänger 11,000 fl. Jahresgage nebst drei Monaten Urlaub erhält.

Lecarpentier, bekannt durch seine Claviercompositionen, ist im 61. Lebensjahre zu Paris gestorben.

In Paris starb ein Sohn Cherubinis, Louis Salvator Cherubini, in seinem 68. Jahre. Er war Inspektor der schönen Künste, ein liebenswürdiger und sehr unterrichteter Mann und, wie sein Vater, ein Mann von Charakter. Denn obgleich er wiederholt artistische und literarische Missionen durchgeführt hatte, verstarb er nach dreißig Dienstjahren dennoch ohne einen Orden. „Das spricht wesentlich für den Charakter dieses Mannes“, sagt die Wiener „N. Fr. Pr.“

Literarischer Anzeiger.

A. Literatur- und Kunstwissenschaft.

Köyle, R., Die älteste deutsche Dichterin. Kulturgeschichtliches Bild aus dem 10. Jahrh. (Berlin, Mittler & S.) — Amba. Eine Episode aus dem Mahabharata übers. v. G. H. F. Nesselmann. (Königsberg, Gräfe & U.) — **Taranatha,** Geschichte des Buddhismus in Indien, aus dem Tibet. übers. von A. Schiefner. (St. Petersburg — Leipzig, Voß.) — **v. Hagen,** Th., kritische Beiträge zu Gottfrieds von Straßburg Tristan. (Mühlhausen, Heinrichshofen.)

B. Belletristische Werke.

Bacher, J., Auf dem Wiener Congreß. Histor. Roman. 4. Bde. (Leipzig, Matthes) — **Payn,** J., „Todt gefunden“. Roman. Aus dem Engl. von E. Mirus. Autoris. Ausg. 2 Bde. (Leipzig, Schlicke.) — **Wehl,** F., Dramen. 5 Bd. (Leipzig, Matthes.) — **Wilden,** F. Gedichte. 16. (Ebend.) geb. m. G.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 34.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Beigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 20. August.

Inhalt: Literaturbilder der Gegenwart VII. (Friedrich Spielhagen). — Die internationale Kunstausstellung in München IV. — Ein Volksliederbuch — Zwischen Lippe und Becher, Novelle von Theodor Reinwald. (Schluß) — Ein Dichter des Pommerlandes, von Dr. Hermann Ethé. (Schluß.) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen. — Literarischer Anzeiger.

Literaturbilder der Gegenwart.

VII.

Friedrich Spielhagen.

-ll- Wer sich mit der politischen und literarischen Geschichte Englands etwas eingehender beschäftigt hat, dem wird die merkwürdige Analogie schwerlich entgehen können, welche zwischen dem England des vorigen Jahrhunderts und dem heutigen Deutschland besteht. Hier wie dort ein leidenschaftlich bewegtes, politisches Leben, staatliche Kämpfe um Sein oder Nichtsein, und damit zugleich die Lockerung der allgemeinen und individuellen Sitte, welche von leidenschaftlich verworrenen Zuständen unzertrennlich ist, und andererseits, hier wie dort, mit und nach dem Abblühen einer am treffendsten als lyrisch-satyrisch-kritisch zu bezeichnenden Literaturepoche, welche in England am besten durch die Namen Pope, Swift und Addison, bei uns durch Heine und das „junge Deutschland" bezeichnet wird, das Heranwachsen eines in dieser Weise bisher noch nicht gekannten epischen Prosastils, einer zugleich den volksthümlichen und den ästhetischen Geschmack befriedigenden Romanliteratur. Und auch zwischen dieser Romanproduction herrscht hüben und drüben eine starke Aehnlichkeit, die freilich bei der Analogie der betreffenden beiderseitigen Culturzustände im Grunde selbstverständlich ist. Gemeinsam ist beiden, durch ein Jahrhundert getrennten, Epochen der Romanschriftstellerei eine zugleich pessimistische und humoristische Weltanschauung, und neben einer im Großen und Ganzen strengen und sogar rigoristischen Moral im Einzelnen eine gewisse Toleranz und Vorliebe für sinnliche Situationen und ihre Darstellung, welche eben nur durch den Sittenzustand der künstlerisch zur Anschauung gebrachten Culturepochen entschuldbar und erklärlich ist. In dieser eigenthümlich gearteten Ro-

Digitized by Google

manliteratur des vorhundertjährigen Englands nehmen vor Allen die vielgenannten, aber wenigstens in Deutschland viel zu wenig gekannten Dichter — und Dichter in des Wortes vollstem, wenn auch nicht höchstem Sinne — Fielding und Smollett den ersten Rang ein; in der zeitgenössischen deutschen Romanproduction, nach dem mit seltener Einstimmigkeit gefällten Urtheile des Publikums und der Kritik neben einigen Anderen namentlich Spielhagen, der Schöpfer der norddeutschen politisch-socialen Romane.

Friedrich Spielhagen wurde am 24. Februar 1829 zu Magdeburg geboren, wo sein Vater damals als Bauinspector fungirte, diese Stellung indeß wenige Jahre darauf mit derjenigen eines Baurathes zu Stralsund vertauschte. In dieser letzteren Stadt verflossen Spielhagens eigentliche Jugendjahre, und es ist wohl kaum zu viel behauptet, wenn man annimmt, daß der Aufenthalt in der alten Hansestadt am pommersch-rügenschen Sunde, der von seinem Vater mit dem benachbarten pommerschen und rügenschen Adel schon in Folge seiner amtlichen Stellung gepflogene intime sociale Verkehr und die häufigen mit demselben gemachten Besuche auf den Edelsitzen in Festland und Insel für mehrere Seiten des Spielhagen'schen Talentes wesentlich mitbestimmend gewesen sind. So dürfte namentlich außer der zuweilen bis zur offenbarsten Ungerechtigkeit gesteigerten adelsfeindlichen Tendenz des Dichters seine großartige und in deutscher Sprache bisher noch nicht erreichte Virtuosität im Zeichnen der norddeutschen Küstenlandschaft und der auf diesem eigenthümlichen Boden gedeihenden Charaktere nur durch diese Einflüsse zu erklären sein. Kurz vor seinem zwanzigsten Jahre verlor Spielhagen seinen Vater, dessen geistvoll liebenswürdiges und durch einen leichten Zug gutmüthig-ironischer Schwäche noch verschönertes Bild allem Anscheine nach in der Gestalt des Medicinalrathes in den „Problematischen Naturen" wiederkehrt, ein Todesfall, der auf die Verhältnisse und Aussichten der hinterlassenen Familie wesentlich verändernd einwirkte. Spielhagen bezog jetzt die Universität Bonn, um dort Philologie zu studieren, anscheinend indeß mit solch wenigem Erfolge, daß er trotz unablässiger beobachtender und sammelnder Thätigkeit und gelegentlichen rapiden, häuslichen Studiums dennoch bei Professoren wie Bekannten, und leider auch bei seiner eigenen Familie in Kurzem das Renommée eines „fainéant par sang" genoß. Aeußerlich erkennbaren Antheil nahm er im Wesentlichen nur an den politischen Erscheinungen seiner Universitätszeit, welche gerade in die Epoche der gescheiterten deutschen Revolution hineinfiel und diese auch in Bonn in den Kinkel und Schurz ihre eigenthümlichen Blüthen treiben sah. Für politisches Verständniß wenig begabt, und die staatlichen Kämpfe überhaupt von jeher nur mit dem phantasievollen Auge des Künstlers beurtheilend, erfuhr Spielhagen hier in seinen democratischen Tendenzen eine Befestigung, die seitdem ständig vorgehalten, und sein großartiges Erzählertalent häufig zu unschönen Uebertreibungen verleitet hat. Die an sich überaus glänzende Schilderung jener Zeit in dem viel späteren Romane: „Die von Hohenstein" legt hievon ein unbestreitbares Zeugniß ab. Von Bonn heimgekehrt, ging Spielhagen nach längerem Aufenthalte in der pommerschen Heimath nach Leipzig, wo er an der dortigen Handelsschule als Lehrer der neueren Sprachen eine vorläufige Anstellung fand. Dort begann er auch später, wie es in Deutschland gewöhnlich geschieht, aber schon zu großem Vortheile für seine künstlerische und literarische Entwicklung, seine Anschauungen und Erfahrungen productiv zu verarbeiten, und zugleich die wenig ermuthigende und anmuthige Stellung der berufsmäßigen Literaten praktisch kennen zu lernen. Seine erste Beschäftigung auf diesem Gebiete war die bescheidene des Uebersetzers, in welcher Eigenschaft er außer mehreren Schriften von Emerson und anderen englischen und amerikanischen Autoren namentlich Michelets originelle Werke: „das Meer", „das Weib" u. s. w. übertrug, eine Thätigkeit, der er nicht mit Unrecht selbst die ihn vor den meisten seiner Collegen im Romanfache so rühmlich auszeichnende geschulte Eleganz seiner Sprache zuschreibt, und die ihm außerdem zu zahlreichen Einblicken in die intimeren Seiten, namentlich der nordamerikanischen Literatur, die Veranlassung bot. Aus dieser Zeit mögen auch die zierlichen Essay's über die nordamerikanischen Lyriker Th. C. Bryant und E. A. Poe stammen, die er erst weit später in seinen „Vermischten Schriften" abdrucken ließ, und welche durch eigenen Werth, wie als Studie eines nach gewandter Eleganz der Erzählung und des Referates sichtlich ringenden novellistischen Talentes einen eigenthümlichen Reiz besitzen.

Digitized by Google

Das Gebiet der eigentlichen künstlerischen Production betrat Spielhagen, gelegentliche Gedichte und poetische Uebertragungen abgerechnet, ziemlich spät. Keine frühere Jahreszahl als die von 1856 stand auf einem dünnen „Clare Vere" betitelten Bändchen, das den euphonisch so glücklich ausgestatteten und deshalb dem Ohre wie dem Gedächtnisse des Lesers sich leicht einprägenden Namen „Spielhagen" zum ersten Male in der deutschen Erzählungsliteratur auftauchen ließ. Dasselbe machte in jener ruhigen, naiven und in in ihren Unterhaltungsansprüchen noch leidlich bescheidenen Zeit ein erträgliches Glück, so sehr sich auch in Erfindung, Composition und Charakteristik noch die unsichere Hand des Anfängers bemerkbar machte; Mängel, für die ein entschiedenes Erzählertalent und ein Styl von seltener, zugleich gedankengetränkter und eleganter Schönheit nicht überall entschädigen konnten. Glücklicherweise war der Dichter nicht der Letzte, diese Schwächen seines Erstlingswerkes zu würdigen; wenigstens verliefen zwei Jahre, bis er mit einer ungleich gereifteren Production wieder an das Licht trat. Es ist dies der zweibändige Roman: „Auf der Düne", neben dem berühmten socialen Romane: „In Reih' und Glied" vielleicht sein bestes Werk, und in vieler Hinsicht selbst von diesem nicht übertroffen. Die in der „Clare Vere" noch vielfach mühselig aus einzelnen Beobachtungssplittern mosaikartig zusammengeschobene Charakteristik ist hier plötzlich wie aus einem Guß und von der lebendigsten Wahrheit, die früher zugleich gesuchte und alltägliche Erfindung natürlich und originell geworden, und über dem Ganzen schwebt der Zauberglanz einer die einzelnen epischen Scenen gleichsam lyrisch accompagnirenden Naturschilderung, einer Darstellung von Meer, Wald und Düne, wie sie der leider im Wesentlichen viel zu binnenländische Roman vielleicht weder vorher, noch nachher gekannt hat. Nur in einem Puncte macht sich auch hier noch die vergleichsweise Unsicherheit des Dichters geltend: die an sich lobenswerth einfache und klare Composition wird durch eine ungeschickte Exposition in Briefform gleich zu Anfang entstellt, ein Mangel, der, bei deutschen Romanen nur allzu häufig, unseres Erachtens jedesmal bis zur Evidenz nachweist, daß dem betreffenden Autor die Gesetze und Mittel der erzählenden Kunst noch nicht ganz zum klaren Bewußtsein und Besitzthum geworden sind. (Möchte wohl sehr fraglich sein. D. R.)

Denselben Fehler neben einigen andern Mängeln hat auch ein Werk, das den bisher wenig beachteten Dichter plötzlich in den ersten Rang der zeitgenössischen Novellisten erhob. Wir meinen damit die 1860 erschienenen „Problematischen Naturen". Jedem berufsmäßigen Kritiker sowohl wie Romanleser wird das Aufsehen wohl noch erinnerlich sein, das die „Problematischen Naturen" hervorriefen, und das, in begeisterter Zustimmung wie in gründlicher Kritik hervortretend, dieses erste größere Werk Spielhagens zu einem wirklichen „literarischen Ereignisse", ihn selbst zu einem berühmten Schriftsteller machte. Und was war das Thema jenes berühmten Buches: „Die Problematischen Naturen?" Kein größeres und originelleres, als der von dem dem Dichter selbst an einer Stelle ironisirte alte Stoff von der Liebe eines Hauslehrers zu seiner halberwachsenen Schülerin, der Tochter eines aristokratischen Hauses! Aber dieses abgenützte Thema mit einer Virtuosität behandelt und durch neue Lichter und Gesichtspuncte vertieft, namentlich aber durch den realistischen Reiz höchst origineller socialer und Culturschilderungen und durch den hier von dem Dichter zum ersten Male verwendeten Hautgout sinnlicher Scenen dem blasirten Gaumen der Leserwelt so mundgerecht gemacht, daß diese vergaß, an wie vielen Tischen sie das eigentliche Hauptstück der Spielhagen'schen Bewirthung schon bis zum Ueberdruß genossen hatte, und sich über dasselbe wie über ein neuerfundenes Gericht hermachte. Mochten die früheren Werke unseres Dichters einfach gewesen sein, und sich vielleicht allzu sehr auf die Wirkung ihrer natürlichen Schönheit verlassen haben, die „Problematischen Naturen" zeigten deutlich, daß ihr Verfasser seitdem alle kleinen Künste des literarischen Acteurs, den romantisch thuenden Mantel- und Faltenwurf so gut wie die verjüngende Watte und die verschönernde Schminke vortrefflich handhaben gelernt hatte!

Es würde indeß Unrecht sein, den immensen Erfolg des in Rede stehenden Werkes ausschließlich oder auch nur hauptsächlich aus diesen kleinen Toilettenkünsten ihres Autors erklären zu wollen. Dasselbe ist in gewisser Hinsicht Spielhagens geistreichstes Werk, wahrhaft funkelnd von jener weniger tiefen und originellen, als reichen und anmuthigen Art des Conversationsesprits und der Conversationsphilosophie, welche in

Digitized by Google

Deutschland an Büchern und Menschen gewöhnlich überschätzt wird, an den ersteren aber immer noch hochschätzbar und in ihren Wirkungen auf das Lesepublikum durchaus nützlich bleibt, so lange eben dieses Lesepublikum den Werth und die Feinheit einer wirklich ästhetisch aufgebauten Erzählungscomposition noch nicht zu würdigen weiß. Kein Lebensinteresse der modernen Gesellschaft, das nicht nur in geistvollem Gespräche erörtert und in freilich häufig sehr einseitiger Weise zu einem theoretischen Abschlusse geführt, sondern auch in fein erfundenen und richtig abgegrenzten Episoden künstlerisch dargestellt wurde! Was aber dem Werke den größten Reiz verlieh, war außer der schon oben erwähnten Einführung eines starken erotischen Elementes der krankhaft elegische Zug desselben, die Modernisirung der alten, dem Deutschen einer gewissen physischen und moralischen Complexion im Blute liegenden weltschmerzlichen Neigung, das Zurückgreifen auf jene Menschenkategorie, die von Goethe zuerst mit unübertrefflicher Klarheit unter dem Namen „Problematische Naturen" dahin festgestellt worden ist, daß problematische Naturen Menschen sind, denen keine Thätigkeit genügt, und die keine auszufüllen vermögen. Daher denn der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt. Mit der poetischen Wiederbelebung dieser Kategorie hatte Spielhagen offenbar einen empfänglichen Punct in dem Herzen der modernen deutschen Menschheit getroffen, und wußte diesen seinen glücklichen Treffer zu Schilderungen der poetischsten Art meisterhaft auszunutzen. Mag die Moral des Werkes durchweg krankhaft sein und in den Darstellungen aus den pommer'schen und rügen'schen Adelskreisen eine Tendenz vorwalten, welche selbst die Carricatur übercarricirt und die von dem Dichter gewollte politische Wirkung eher in das Gegentheil verkehrt, mag ferner in der Charakteristik mehrerer der handelnden Hauptpersonen, wie des ebenfalls problematisch angekränkelten, aber andererseits als thatkräftiger, der innerlichen Genesung fähiger Charakter dargestellten Baron Oldenburg und des fünfzehnjährigen Schwärmers Bruno sehr Vieles versehen sein, der Gesammteindruck der poetischen Technik des Werkes ist nichts desto weniger ein außerordentlicher. Eine Fülle ebenso origineller wie richtig concipirter Figuren, unter denen namentlich diejenige des humoristisch umhergaunernden Geometers Timm den Vergleich mit den besten Originalköpfen der Dickens und Thackeray vollkommen aushält, eine freilich keineswegs musterhafte, aber vortreffliche eingetheilte Erfindung, und zu dem schon in den früheren Werken Spielhagens hervorgetretenen Glanze des Stils und der Naturschilderung eine ganz außerordentliche Virtuosität in der Darstellung des Gesellschaftslebens und seiner einzelnen Scenen, das Alles waren Vorzüge, die seit Freytags „Soll und Haben" in der deutschen Romanliteratur nicht wieder beisammen aufgetreten waren, hier aber, wie schon bemerkt, überdies durch den krankhaft sympathischen Stoff des Werkes einen neuen Reiz erhielten. Mochte das Werk seinen in den Annalen der deutschen Romanliteratur beinahe einzigen sofortigen Erfolg auch seinen Mängeln ebenso sehr und vielleicht noch mehr als seinen Vorzügen zu verdanken haben, diese Vorzüge und Mängel verschmolzen sich zu einem Gesammteindruck, der auf Leser von sehr verschiedenem sittlichem Naturell und Temperament dieselbe starke Wirkung ausübte.

(Fortsetzung folgt.)

Die internationale Kunstausstellung in München.

IV.

-t. Es ist eine höchst bedeutsame Thatsache, daß die Reaction gegen die vom David in der französischen Kunst eingeführte Weise in Courbet, dem Genremaler, ihren Gipfelpunkt erreichte. Die classische Richtung hatte es nicht verstanden, die Hauptsache, auf der jener Styl wesentlich beruhen muß, nämlich die Reinheit und Richtigkeit der Form und der Verhältnisse, in's Auge zu fassen; sie konnte dieß um so weniger, als es ihr an der edlen Einfachheit und jener plastischen Ruhe gebrach, welche die Antike im Allgemeinen charakterisirt. Ohne diese Eigenschaften, die gerade im französischen Nationalcharakter am wenigsten vertreten sind, ist das Classische nichts, als ein eitler Name, und das Streben nach dem Idealen verliert sich ins

Digitized by Google

Gehaltlose. Adel und Wahrheit der Form machen das Ideale in der Körpergestalt aus, weshalb die Alten, die dieß wußten, selbst an solchen Gestalten eine edle Schönheit darzustellen verstanden, bei denen der Ausdruck des Geistes und der Stimmung geringfügig war.

Courbets System findet seinen Abschluß in dem vollständigen Bruche mit der Antike und der sich daran knüpfenden klassischen Kunstanschauung. Er ist der ausgesprochenste Gegner des Antik-Schönen. Für ihn gibt es kein anderes Gesetz, als das der höchsten Naturwahrheit der äußeren Erscheinung. Das Schöne als solches hat für ihnen keinen Werth, und darum auch keinen Reiz. Er geht ihm eher aus dem Wege, als er es aufsucht. Ohne idealen Schwung legt er neben der Nachahmung der Naturwirklichen in seiner ganzen und einzelnen Bestimmtheit das Hauptgewicht auf den harmonischen Ton der Gesammtfärbung; dabei bemüht er sich der Farbe ihre künstlerische Bedeutung als Gefühl- und Stimmungsausdruck zu geben, und wird hiedurch wieder in einem gewissen Sinne zum Idealisten — zum Idealisten der Farbe. Gleichwohl liebt er brillante Farbeneffecte nicht; im Gegentheil, seine Farbe hat etwas Gedämpftes, bisweilen Unscheinbares, aber dennoch tief Durchgeistigtes.

Seine Abneigung gegen das Idealschöne, die man fast einen Widerwillen nennen könnte, drängte ihn gewissermaßen in die Reihe der Genremaler, und läßt ihn auch hier wieder vorwiegend das gesellschaftliche und Thiergenre pflegen, während sein Verlangen nach schlagendster Nachahmung des Naturwirklichen ihn auf das Gebiet der Landschaftsmalerei wies. Man hat Courbet in der Wahl seiner Stoffe bizarr genannt. Wir unserer Seits halten diese Bezeichnung nicht für richtig. Wir können ihn weder seltsam, noch wunderlich, noch sonderbar finden, sondern nur consequent. Je tiefer er in die unteren Classen der Gesellschaft herabsteigt, je rückhaltloser er seiner Neigung zum Niedrigen in Form, Charakter und Ausdruck nachgiebt, je stärker er das Unedle nicht nur betont, sondern sogar noch übertreibt, je lebhafter er das Häßlichste und Lächerliche hervorhebt, desto näher rückt er seinem Ziele: Verneinung des Idealen. Man ist versucht, sein Kunst eine Apotheose des Häßlichen und Gemeinen zu nennen. Nach seiner Anschauung gibt es nichts, was so niedrig und gemein wäre, daß es nicht durch das, was er Kunst nennt, verklärt werden könnte. Ebenso wenig kennt er das Unbedeutende; er betrachtet es nur von der Seite der Erscheinung, und hält es eben deshalb berechtigt, sich unter allen Umständen geltend zu machen. Darum wählt er auch für Stoffe von ganz unbedeutenden Gewichte das größte Format. Nebenbei geschieht dieß wohl auch, weil er recht wohl weiß, daß er damit doppelt frappirt. Es ist wahr, seine Bilder machen den Eindruck einer gewissen Naivetät, aber es ist nur Täuschung: die malerische Anordnung seiner Massen, die kräftige Zusammenstellung seiner Farben, der überraschende Gebrauch der technischen Mittel, die ihm wie kaum einem Zweiten zu Gebote stehen, dieß alles ist das Ergebniß der feinsten Berechnung. Er gleicht jenem Schüler des Diogenes, von dem sein Meister sagte, die Eitelkeit guke ihm aus jedem Loche seines Mantels. In dieser unsrer Anschauung werden wir durch jedes der fünf Bilder Courbets bestärkt, die er zur Ausstellung gab, und welche einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren umfassen.

Trotz seiner eminenten Begabung und Meisterschaft hätten wir nicht so lange bei ihm verweilen dürfen, müßten wir im Maler des Leichenbegängnisses von Ornus und der „Steinklopfer" nicht den Reformator sehen, der in Belgien und Deutschland, nicht blos in seinem Vaterlande Frankreich, eine neue Lehre predigte, und der heute noch täglich neue Schüler anzieht. Den meisten derselben aber gebricht in noch höherem Grade als ihrem Meister der Blick für das Plastische der Schönheit: auch sie ergriffen die Form nicht in ihrer reinen Wahrheit. Soferne man der Natur nachging, war man allerdings auf der besten Spur. Aber man ließ und läßt vielfach außer Acht, daß es die Natur sein soll, die dem Kunstwerk zukommt, die wahre, die schöne, die ursprüngliche, ganze und bedeutsame, nicht die nächste beste alltägliche und gemeine Erscheinung. Die Liebe zur Natur allein reicht in der Kunst nicht aus, es bedarf der Wissenschaft der Kunst, um die Gegenstände nach Gesetz und Maß des Schönen erfassen zu lernen. Das hat Winkelmann schon vor hundert Jahren gesagt, und es ist heute noch ebenso wahr, als damals. Ohne die Wissenschaft der Kunst ist in

Digitized by Google

unsern Tagen eine bedeutende Kunstbildung nicht denkbar, und darum können wir trotz hundert und hundert Lobhudlern in Courbets Richtung nur eine beklagenswerthe Verirrung sehen.

Doré, der fruchtbarste unter den französischen Malern der Gegenwart, ist von einer noch erstaunlicheren Vielseitigkeit als Courbet: malt er auch nicht Blumen, wie dieser (1348), so malt und zeichnet er dafür religiöse und profane Geschichte. Unter dem halben Dutzend seiner Bilder in der Ausstellung sind indeß nur das Genre und die Landschaft vertreten. Am meisten Aufsehen machen seine „Gaukler" (1306), und sein „Neophyt" (1316.) Doré ist ein wahrhaft genialer Zeichner und ideenreicher Illustrator der verschiedenartigsten Werke vom Don Quichote bis zur Bibel, aber ihm fehlt das Talent der Farbengebung, vielleicht widerstrebt auch das langsame Schaffen mit dem Pinsel dem reichen Spiele seiner Phantasie, und beeinträchtigt die vollendete Durchführung seiner Aufgabe: seine Farben sind hart und ohne Leben. In den beiden bezeichneten Bildern entwickelte Doré eine erstaunliche Gabe der Charakteristik, aber in beiden hat er sie auch überstimmend dazu benützt, den Beschauer abzustoßen. Die brutale Gemeinheit der Gauklerfamilie — das Wort „Familie" in seinem allerweitesten Sinne genommen — die ganze moralische Gesunkenheit des weiblichen Theils derselben, der abgerissene Flitter, der sich noch immer mit unverkennbarer Prätension gibt, die augenfälligen Spuren der fortgesetzten Trunkenheit des Alten, die allseitige, bis auf den Jungen sich erstreckende Verkommenheit schlägt uns so in die Augen, daß wir gar nicht mehr dazu kommen, dem edleren Gefühle des Mitleids Raum zu geben. Wir müssen zugeben, das Bild ist unendlich wahr; aber es ist nur jene Gattung von Wahrheit, die kein künstlerischer Vorwurf sein kann, weil ihr der innere Adel fehlt. Auch in seinem „Neophyten" verletzt Doré unser Gefühl, und zwar nicht allein unser ästhetisches, sondern auch unser moralisches. Der erste Eindruck, den das Bild macht, ist der, als habe es dem genialen Künstler beliebt, eine Reihe von Studienköpfen aneinander zu fügen. Erst bei genauerer Betrachtung sehen wir einen Unglücklichen, den ein schlimmer Irrthum in eine Umgebung brachte, die ganz dazu angethan ist, ihn geistig zu vernichten. Die unendliche Wahrheit des Ausdruckes im Antlitz des Neophyten kann unser Unbehagen nur steigern, und dieß wird auch dadurch nicht gemildert, daß die übrigen Köpfe weniger unsere Theilnahme, als unsere Spottsucht anregen.

Couture ist nur durch ein einziges Bild, seinen „Falkonier" (1194) vertreten. Man könnte sich fragen, ob das Sujet bedeutend genug sei für die große Ausführung; aber man fasse das Bild nur fest in's Auge. Der an sich unscheinbare Gegenstand gewinnt wie mit einem Schlage durch die noble Art der Auffassung in Haltung, Bewegung und Ausdruck der Figur, durch die Eleganz und feine Charakteristik der Zeichnung, durch die tiefe Naturwahrheit und durch die völlige Abwesenheit jeden Scheines von conventionellem Pathos, vor Allem aber durch die geniale Virtuosität der Behandlung, eine Bedeutung, welche ihm das Gepräge eines Meisterwerks ersten Ranges in der Malerei anweist.

Gérôme ist als der Gründer der sogenannten neugriechischen Schule bekannt, welche es liebt antike Motive in moderner Form zu behandeln. Im Princip läßt sich nun allerdings gegen diese Richtung nichts einwenden, da sie der Malerei eine Fülle der brauchbarsten Motive zuführt und den Künstler zum Studium antiker Zustände nöthigt. Wer wäre nicht der Großmütter und Enkel mit Strumpf und Abcbuch, der Vogelkäfig schnitzenden Bauern und Sennerinnen, der Gebirgsschützen und Stubenmädchen herzlich satt? Da ist nun das antike Leben mit seinen neuen Gedanken und neuen Formen gar Manchem willkommen, der sonst mit dem classischen Alterthum nicht so ganz vertraut ist und von dieser Kunstrichtung mannichfache Belehrung empfangen kann. In der Praxis aber stoßen wir auf manches Unzulängliche. Zunächst vermissen wir dort und da die tiefere Kenntniß des antiken Lebens bei den Künstlern, die sich zumeist damit begnügen, die äußere Erscheinung zu geben, obwohl es heute Dutzende der tüchtigsten Bücher Jedermann leicht machen, sich über dasselbe gründlich zu unterrichten. Aber die Hauptsache liegt anderswo: die Antike kann nur im antiken Geiste gefaßt werden, sonst wird sie trotz aller Meisterschaft in der technischen Behandlung zur Parodie. Gérôme, der Verherrlicher

Digitized by Google

der Phrynen und Aspasien, und viele seiner Nachahmer, darunter selbst der reichbegabte Boulanger sind von dem Adel der Antike nicht in Wahrheit durchdrungen, und so kommt es, daß sie das Leben des Alterthums in der Malerei so schildern, wie etwa Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt" das Alterthum musicalisch interpretirt, abgesehen natürlich von der absichtlichen Persifflage im Offenbachischen Orpheus, an deren Stelle bei ihnen, nämlich bei Boutibonne, Saintepierre, Felon u.A., ein stark ausgesprochenes sinnliches Element tritt. Wer die Skizze Gérômes „Phryne vor ihren Richtern" (1116) in der Ausstellung betrachtet, kann sich nur mit Mühe überreden, daß derselbe Künstler sich früher in Reminiscenzen aus den Werken Raphaels und Ingres' erging. Uebrigens hat Gérôme diese antikisirende Richtung bereits wieder verlassen.

Welcher tiefe Ernst spricht aus Ingres' „Lictoren" (1347), „St. Symphorius" (1274) und „Studienkopf" (1317). Obwohl wir es meist nur mit bloßen Studien zu thun haben, in denen sich der Geist des Künstlers weniger als ein schaffender, denn als ein bloß aus der Natur aufnehmender und nach derselben gestaltender darzustellen Gelegenheit hat, fühlen wir doch, daß wir vor den Emanationen eines gewaltigen Genius stehen, an dessen Schultern kaum Einer von Jenen hinanreicht, welche jetzt die Gunst des Publikums so hoch stellt. Ingres mit seiner hie und da an das Herbe streifenden Strenge, mit seiner soliden, aber nicht bestechenden Durchbildung ist freilich kein Maler, der Allen zugänglich sein kann. Es liegt etwas in seinem Wesen, das an das Deutsche erinnert; eine Tiefe, ein sich Versenken in seinen Gegenstand, eine Keuschheit und eine Ehrfurcht vor der Kunst, wie sie nur wenigen Künstlern unserer Zeit eigen erscheint. Sein „Dante" (1159) beweist übrigens, daß ein so gewaltiger Geist, wie der eines Ingres, auch seine schwachen Stunden hat. Der Eindruck des großen, scharfgeschnittenen Kopfes, mit welchem das die Divina comedia enthaltende Buch in gleicher Höhe steht, in dem viel zu engen Rahmen, ist kein wohlthuender; ja man ist auf den ersten Blick versucht, zu glauben, irgend ein Laie in Kunstsachen habe den Kopf aus einer größeren Leinwand herausgeschnitten und einem eben zur Hand liegenden Rahmen angepaßt.

Robert Fleury, eines der Häupter des historischen Genres in Frankreich, ist durch ein einziges Bild, „den Judenmord in London" (1156) auf der Ausstellung vertreten, und zudem, wie uns scheint, eben nicht am glücklichsten, wobei der fatale Stoff einen nicht kleinen Theil der Schuld tragen mag. Das Abschlachten Wehrloser, mögen diese wie beim sogenannten bethlehemitischen Kindermord, den die neuere Wissenschaft in das Gebiet der Fabel verwiesen hat, Kinder, oder, wie bei unserem Bilde, ganze Familien sein, ist schon deshalb ein gefährlicher künstlerischer Vorwurf, weil die Rollen der Activität und Passivität in zu scharfer Trennung ausgetheilt sind. Unser Gemüth wird auf das Unangenehmste berührt durch die Gegenwart, während unser Verstand sich vergeblich in die Zukunft wendet, um dort ein Element zu finden, das als ein versöhnendes seine Strahlen vorauswürfe. Wir anerkennen gerne und ohne Rückhalt den hohen Ernst, der durch Robert Fleurys Composition hindurchweht, die Wahrheit seiner Charaktere, seine treffliche Zeichnung wie seine gesättigte Farbe, aber wir beklagen die Wahl dieses Stoffes.

Decamps gehört zu jenen Künstlern, welche selbständig und einschneidend zwischen die Akademiker und Romantiker traten. Nicht von erhabenen, schwungreichen Ideen getragen, nicht durch große Traditionen genährt, weder für gewaltige Epoche machende Ereignisse begeistert, noch in einer strengen Kunstschule gebildet, war er durch Natur und Verhältnisse genöthigt, in die niedere Sphäre des Alltagslebens herabzusteigen. So ward er auf das Colorit, die Technik hingewiesen. Seine geistige Richtung und künstlerische Eigenart drängte ihn zum Studium der Farbe und zur Aufsuchung von Mitteln, sie zu vergeistigen. Er kennt die niederen Volksclassen von Paris, wie kein Anderer. Was ihn besonders anzieht, ist das Pikante, Bizarre, Abenteuerliche des Proletariats. So hoch aber Decamps als Colorist und Techniker dasteht, so vermissen wir andererseits an seinen Gemälden vielfach die Einfachheit und Wahrheit der Natur, und zwar aus dem Grunde, weil er sich von seiner Subjectivität allzusehr leiten läßt. Seine Originalität wird hie und da zur Caprice, die nur von ihrem Gesichtspuncte aus die Dinge betrachtet, erfaßt und behandelt, nur auf

Digitized by Google

ihren speziellen Zweck hinübergreift. Nicht minder Treffliches aber leistet er im Thierstück und in der Landschaft, welchen auch seine hier ausgestellten Bilder (1281 und 1288) angehören.

Von den auf den Trümmern der David'schen Schule erstandenen jungen Romantikern Scheffer, P. Delaroche und E. Delacroix ist in der internationalen Ausstellung nur der Letzte vertreten. Das überall sichtliche Streben, alle Schulen zu vereinigen, und deshalb schwankende Technik, dasselbe Hinüberragen aus der Poesie in die Malerei, derselbe unter beständigem Ringen fortschreitende Entwickelungsgang charakterisirt wie die Ersteren so auch ihn. Seine Verwandtschaft mit den Flammändern ist eine so nahe, daß sie nicht wohl übersehen werden kann. Die bedeutendste Seite seines Talentes zeigt sich übrigens in der großen Historie, der auch seine drei hier ausgestellten Gemälde „Sibylle" (1339), „Chiron und Achilleus" (1328) und „Numa Pompilius und Egeria" (4204) angehören. E. Delacroix geht ohne Zweifel darin oft zu weit, und so erscheint bei ihm die Farbe, statt als Mittel, als Zweck und Hauptaufgabe; überdieß beherrscht er die künstlerisch reine Form nicht in dem Maße, wie Ingres; die reichste schöpferische Kraft, Ideenfülle und glückliche Composition können ihm hingegen nicht abgesprochen werden.

„Der Mann im Lehnstuhl," wie der Catalog ihn nennt, oder „der Lesende," unter welchem Namen er sonst bekannt ist, von Meissonier (1112) ist nur ein kleines, etwa sieben Zoll hohes Bildchen und der Vorwurf der einfachste von der Welt. Und doch betrachte man sich ihn nur genauer! Die Gedanken des Buches spiegeln sich auf der Stirne, in den Augen, in der ganzen Haltung des nachlässig auf den Stuhl hingeworfenen Kavaliers, und man staunt über diese mikroskopische Wahrheit der Auffassung, über diese psychologische Tiefe der Charakteristik gerade bei einem so unscheinbaren Motiv, über diese Zartheit der Empfindung in der Ausführung der Details und die wunderbare Harmonie, welche sie zur einfachsten und tiefsten Gesammtwirkung verbindet.

Theod. Rousseau ist ein Künstler, der die Natur in ihren unendlichen Kundgebungen fleißig studirt, der das, was jenes unmittelbare Forschen ihn gelehrt, sicher und vollendet darzustellen weiß. Leider ist er hier nur durch ein sehr schwaches Bild „Landschaft nach dem Regen" (207) vertreten; durch vier Bilder hingegen Corot, ein zweiter Veteran der französischen Landschaftsmalerei. Für uns ist sein Wesen um so interessanter, als er bislang zu den Stylisten zählte, die in unsern Tagen kaum mehr zu finden sind; allein er versäumt das frisch Lebendige, das unsere heutige Schule charakterisirt, ohne doch den großen historischen Styl früherer Meister zu besitzen. Ziemlich verlassen und einsam mitten in dem Drängen einer ihm fremden Richtung blickt Corot auf seine Vorbilder Claude Lorrain und Poussin zurück, wie seine Bilder (1165, 1327, 1329, 1175) darthun, welch Letzteres „die Zerstörung von Sodoma und Gomorrha" zum Gegenstande hat. Das unbestimmte Schwärmen des Gefühles, welches den Künstler charakterisirt, spricht sich auch in der äußeren Mache aus: die Luft ist leicht verschleiert, das Grün nähert sich dem Grau, und die ganze Factur hat den Anschein der Unfertigkeit: man sieht, auch er kann sich dem Einflusse des Realismus nicht entziehen. J. P. Flandrins „Andenken an die römische Campagna" (1841) läßt nicht verkennen, daß der Künstler einst zu Ingres Füßen saß, wenn er auch später seine eigenen Wege ging: es herrscht in dem Bilde trotz der idyllischen Stimmung eine Würde der Auffassung und eine Größe des Styls, die ein bedeutendes Talent charakterisiren.

Nachdem Rosa Bonheur auf unsrer Ausstellung nicht vertreten ist, müssen wir von den Thiermalern wohl zuerst Troyon nennen, von dem ein halbes Dutzend Arbeiten hieher gelangte. Stimmung ist das, was ihn hervorragend charakterisirt; ja es wird der coloristischen Wirkung so viel geopfert, daß man dort und da den Eindruck einer allerdings brillanten Farbenskizze erhält, und wenn man das eine oder andre seiner Bilder einer näheren Prüfung unterwirft, so sind an der Zeichnung der Thiere, wie glücklich oft deren Anordnung auch ist, mancherlei Unzulässigkeiten zu entdecken, welche aus dem Mangel an Gewissenhaftigkeit entspringen. Seine Technik ist übrigens nicht frei von einer affectirten Nonchalance und sichtlichem Streben nach glänzendem Effect.

Digitized by Google

Unter den Plastikern Frankreichs, welche aus ihrer Heimat oder Italien Arbeiten eingesendet haben, möchten wir Carpeau für seinen „Knaben und sein „Mädchen mit einer Muschel spielend" (69 und 73) den Preis zuerkennen, welche einen schlagenden Beweis für das Studium der classischen Werke des Alterthums einerseits und ganz originelle Begabung andrerseits liefern. Auch Gumerys „Spielender Faun" (101) (jene beiden Terracotten, dieses eine Broncefigur) erinnert an die besten Werke der späteren griechischen Kunst mit den genrehaften Anklängen, noch mehr gilt dieß von Lequesnes „Tanzendem Faun" (108) in broncirtem Gyps. Le Harivel Durocher aber hätte ohne Zweifel besser gethan, für seine „Blinde Kuh (324) ein kleineres Maßverhältniß zu wählen: die volle Lebensgröße des Mädchens harmonirt nicht mit dem zwar sehr anmuthigen, aber an sich doch unbedeutenden Gedanken, der übrigens trefflich durchgeführt ist. Millets „Ariadne" (352) und „Damenporträt" (353) bilden einen schreienden Contrast zu einander, jene einfach und edel gedacht, voll Empfindung und von schönsten Formen; diese kalt und bis zum weitbauschigen Gewande, ein durchaus unplastischer Vorwurf.

Was die architektonischen Entwürfe und die Handzeichnungen französischer Meister betrifft, so werden wir auf sie am geeigneten Orte zurückkommen.

Ein Volksliederbuch.

F-l. In der Zeit der gelehrten Poesie des 17. und der Reimerei des 18. Jahrhunderts war das Volkslied fast völlig vergessen und verachtet, und erst Herder wies in seinem Buche von deutscher Art und Kunst und in seinen Völkerstimmen wieder auf diese edlen Perlen deutscher Poesie hin. Dreißig Jahre später veranstaltete Clemens Brentano mit Achim von Arnim eine Sammlung von Volksliedern voll des tiefsten poetischen Sinnes, „Das Wunderhorn;" seitdem waren viele der hochgeachtsten Männer unserer Nation, wie Eichenburg, Nicolai, von Seckendorf, Vulpius, Görres, Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Erk u. a. m. fort und fort thätig, neue Schätze der Vergessenheit zu entreißen, und das deutsche Volkslied dem deutschen Volke wiederzugeben. Wir besitzen jetzt die umfangreichsten Sammlungen, die an Gediegenheit, — namentlich was die Aechtheit der Texte und Melodien betrifft — kaum etwas zu wünschen übrig lassen und lautes Zeugniß ablegen von der Gründlichkeit, die vorzugsweise dem deutschen Forscher eigen ist. Diesen glänzenden Resultaten gegenüber ist jedoch die Thatsache befremdend, daß das Volkslied seit einiger Zeit im Volke nicht mehr in dem Grade lebendig sich zeigt wie früher, und daß die Gefahr nahe liegt, es könnten Zeiten wiederkehren, wie diejenigen waren, die Eingangs erwähnt wurden. Denn schon gehören jene Gegenden zu den Seltenheiten, wo noch die Jugend des Dorfes unter der Gemeindelinde sich versammelt und nach des Tages Mühen zu traulichem Gesange eines Liedes, „vom Ahn vermacht," sich vereint! — Wohl wird noch gesungen, vielleicht mehr als sonst, allein so anspruchslos wird heutzutage die Sache nicht mehr betrieben, und ohne eine Bedingung geht es schon gar nicht mehr: es muß um jeden Preis vierstimmig gesungen werden. Dazu gehört nothwendig ein wohlorganisirter Männergesangs-Verein mit Statuten, in denen die Verhältnisse und Obliegenheiten der „einzutretenden" und „auszutretenden" Mitglieder geregelt sind, mit Fahne, Direktor und sonstigem Zubehör und den jährlich wiederkehrenden Gesangsfesten, die Gelegenheit zum Ablegen von Proben im Gesang und anderen edlen Künsten bieten müssen. Es ist jetzt kein Bauernnestlein zu unbedeutend, es hat seinen Männergesangs-Verein, und so ein ächter, ländlicher Liedertafler singt nur noch an dem durch die Statuten festgesetzten Tage, und natürlich — nur vierstimmig. Es ist unschwer zu errathen, was diese wenigen Andeutungen über Männergesangs-Vereine bezwecken; ich halte sie nämlich allen Ernstes für eine der Hauptursachen, welche zur Verdrängung des Volksliedes beitragen; wenigstens wird man nicht läugnen können, daß das Emporblühen der ersteren und die Abnahme des letzteren gleichzeitige Erscheinungen sind. Bedenkt man noch, daß die wenigsten Volkslieder eine vierstimmige Behandlung vertragen, und daß in der That nur wenige in

Digitized by Google

den Sammlungen für Männergesang zu treffen sind, so wird man gegen die eben ausgesprochene Ansicht nicht sonderlich viel einzuwenden vermögen.

Während nun so einerseits das Volkslied immer mehr verdrängt wurde, — suchte man es anderseits durch die Jugend wieder in das Volk zu bringen, und so entstand, um diesem Streben den gehörigen Nachdruck zu geben, in den letzten Jahren eine wahre Fluth von sogenannten Volksschulliederbüchern. Allein der gehoffte Nutzen zeigte sich nicht, und die bisher gewonnenen Resultate sind keineswegs befriedigend ausgefallen. Daran sind größtentheils die Liederbücher selbst schuld, da fast sämmtliche an Schwächen leiden, die zur Erreichung des Zweckes nicht wenig hinderlich sind. Schon ihre übergroße Menge hatte unverkennbare Nachtheile zur Folge, denn da jede Sammlung nach anderen Grundsätzen bearbeitet war, eine andere Auswahl von Liedern enthielt, und überdieß fast an jedem Ort ein anderes Werk zum Gebrauche eingeführt wurde, so ergab es sich nicht selten, daß Einer — sobald er sich außerhalb seiner vier Pfähle befand, nicht mehr mitthun konnte. Fürs Zweite übertrug sich die wahrhaft krankhafte Neigung zum mehrstimmigen Gesang auch auf die Schulliederbücher, und wir treffen daher in den meisten eine erkleckliche Anzahl drei- und vierstimmiger Lieder. Da man nicht selten gerade an diese letzteren sich mit Vorliebe hängte, so verging, bis den Kindern nur einige wenige eingeübt waren, geraume Zeit, und an den weitaus größeren Rest der Lieder konnte nicht mehr gedacht werden. Daß auf diese Weise der musikalische Geschmack der Kleinen schon frühe in unrichtige Bahnen gelenkt wurde, sei nur nebenbei erwähnt.

Der größte Fehler aber, den man sich bei Abfassung der Schulliederbücher zu Schulden kommen ließ, war der, daß man aus zu weit getriebener, oft auch unverstandener Pruderie sich an den Originaltexten hart versündigte und sie durch eigenes Machwerk verwässerte. Vilmar sagt wohl mit Recht: „Der größte Theil der Volkslieder besteht aus Liebesliedern, die zugleich Natur und Wanderlieder sind, aus Abschiedsliedern, Liedern von der Treue und von der Untreue, vom Scheiden und Meiden, vom Wiedersehen nach dem Wandern und vom Nimmerwiedersehen; es sind Grüße an die Geliebte, zur Bestellung aufgetragen der lieben Frau Nachtigall, es ist die Trauerklage um die gestorbene Braut“ u. s. w., und viele derselben passen nicht für die liebe Jugend, allein man kann mit solcher Aengstlichkeit gar leicht ins Extrem gerathen, und das ist — wirklich geschehen. Während man es ganz natürlich findet, wenn das Kind in der biblischen Geschichte liest: der zeugete den, oder: sie ward schwanger, oder: das Kind hüpfte in ihrem Leibe ꝛc. wurde ängstlich vermieden, einmal „Schätzerl“ oder „Liebste“ singen zu lassen — Ausdrücke, die das Kind tagtäglich zu hören bekommt, und hinter denen es in der That viel weniger sucht, als befürchtet wird. Man ging aber noch weiter und änderte ganz ungefährliche und unverfängliche Verse, z. B.: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein“ in „Wohlauf noch gesungen im trauten Verein,“ und in dem bekannten Reiterliede „Morgenröthe,“ die Worte: „Stirbt ein braver Reitersmann“ in „Nimmt mich Gott in Gnaden an.“ Ein anderer konnte wahrscheinlich die unrichtige Conjugation des Zeitworts „laufen“ nicht vertragen und nicht begreifen, daß Hasen erst niedergeschossen werden und dann doch davonlaufen können und schrieb die dritte Strophe von dem allbekannten: „Zwischen Berg und tiefen Thal“ ꝛc. welche lautet: „Als sie sich besannen, daß sie noch Leben hatten, lusen sie von dannen,“ folgendermaßen: „Arme Häslein hättet ihr gekannt doch des Jägers Schlingen, könntet noch im warmen Sonnenschein durch die Wälder springen.“ — Um dem „unanständigen“ Schätzchen auszuweichen, aber doch die Melodien zu erhalten, legte man diesen andre Texte unter; ein Verfahren, das nur dann zu entschuldigen ist, wenn das unterschobene Lied, seinem Charakter nach, dem Originaltexte ähnelt. Der Geschmacklosigkeiten aber, die hiebei zu Tage gefördert worden, sind unzählige, und wir könnten mancherlei Pröbchen liefern; doch statt vieler nur eines:

In einem Liederbuche wird die Melodie zu „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus“ mit folgendem Texte maltraitirt, von dem wir jedoch aus Raumersparniß nur die erste Strophe hier wörtlich geben wollen; sie lautet: „Es treibet der Hirte zum Thore hinaus die Küh; da grasen sie fröhlich die Längs und die Breit, die Schellen sie tönen in's Ferne so weit, die Küh, die Küh, die Küh, die Küh, die Küh, die Küh.“

Digitized by Google

Aehnliche geistreiche Schilderungen erfahren wir auch über den Lebenswandel der übrigen Hausthiere, und dem entsprechend lautet der Refrain in den folgenden Strophen: „Die Gäns, die Gäns, die Gäns" — „die Schwein, die Schwein, die Schwein" — „die Gais, die Gais, die Gais." Man kann sich die Andacht der lieben Kleinen beim Singen dieser Worte lebhaft denken, noch lebhafter aber mit welcher Begeisterung, Jünglinge und Jungfrauen sich solcher Stoffe bemächtigen; man begreift aber auch, daß das Volkslied, auf diese Weise verdorben, vom Volke zurückgewiesen wurde und nicht mehr gesungen wird. Bei diesem Verfahren war die an und für sich ganz richtige, hier im speziellen Fall aber nicht zutreffende Ansicht maßgebend, später würde der richtige Text durch mündliche Ueberlieferung sich von selber bei seiner Melodie wieder einstellen. Allein wenn die reifere Jugend, wie oben gezeigt wurde, die Volkslieder gegenwärtig nicht mehr kennt und singt, so hört die Tradition von selbst auf.

Soll nun das Volkslied wirklich wieder in's Volk gebracht werden, so wird, wie die Sachen nun einmal stehen, wohl kaum etwas anderes übrig bleiben, als die in den Schulen einzuführenden Liederbücher so viel wie möglich mit unverfälschten Volksweisen und den hiezu gehörigen Texten auszustatten. Von dieser Idee schien auch ein Mitglied des bayrischen Lehrervereins beseelt gewesen zu sein, als es auf der Versammlung zu Augsburg (1867) beantragte, ein Liederbuch zu schaffen, das wenige aber anerkannt gute und ächte Volkslieder enthalte, und zu dessen Einführung in den Schulen sich jeder dem Vereine angehörende Lehrer für moralisch verpflichtet halten möge.

Dieser Antrag wurde angenommen, der Ausschuß des bayerischen Lehrervereins ernannte eine Commission, und beauftragte diese mit der Sammlung des nöthigen Materials und Herstellung eines Liederbuches im Sinne des Antrages. Dieselbe tagte im Mai dieses Jahres in Nürnberg und stellte aus dem, in überaus großer Quantität eingelaufenen Material die gewünschte Arbeit her. Bei der Wichtigkeit dieses Werkchens mag es wohl am Platze sein, wenn wir demselben etwas näher zu Leibe gehen.

Das Liederbuch zerfällt in zwei Heftchen, von denen das erste 50 und das zweite 60 Nummern enthält. Es ist gewiß sehr zu loben, daß man diese Eintheilung mit Rücksicht auf das Alter der Kinder adoptirte und in das erste Heftchen Lieder mit kindlichen Texten setzte (deren Zweck erfüllt ist, wenn sie in den Schulen fleißig gebraucht werden), während das zweite Heftchen, wie es im Vorbericht heißt, „vorzugsweise solche Lieder enthält, welche von der Schule in das spätere Leben hinüberklingen und von Jung und Alt gerne gesungen werden." Aus den weiteren Grundsätzen, der Commission heben wir noch jene hervor, die als besonders wichtig und folgenreich und zugleich als charaktristischer Vorzug gerade dieses Liederbuches zu gelten haben; der mehr als zweistimmige Satz ist vollständig ausgeschlossen, und — die Lieder „sind in der Regel mit Originaltexten versehen, bei deren Auswahl Volksweisen besonders zu berücksichtigen waren." Diesem letzteren Princip gerecht zu werden, hatte allerdings seine Schwierigkeiten, denn einerseits liegt es auf der Hand, daß man nicht jedes Originallied auch in der Schule gebrauchen kann, und anderseits haben sich gewisse Volksmelodien mit unterschobenen Texten allmählig so eingebürgert, daß der ursprüngliche Text kaum mehr bekannt ist. In der ersten Abtheilung des Buches haben wir es — wie es schon die ganze Anlage mit sich bringt, — nur vereinzelt mit eigentlichen Volksweisen zu thun; sie enthält eine ganz vortreffliche Auswahl von Kinder- und Schulliedern, und nur einige wenige der zuletzt besprochenen Sorte Volkslieder haben sich mit eingeschlichen. Daß man die alten Lieder „Schätzchen ade" oder „Zum Sterben bin ich verliebet" oder gar „Als ich noch Junggeselle war, nahm ich ein steinalt Weib" in dieser Leseart nicht verwerthen kann, ist natürlich, und es ist zu entschuldigen, wenn man, um die Melodien zu retten, unterlegte „Winter ade" — „Du lieblicher Stern" — „Wer hat die schönsten Schäfchen? Die hat der goldne Mond." Dagegen wäre es bei einigen andern nicht unbedingt nöthig gewesen, den Urtext fallen zu lassen. So hat das ganz unschuldige „Fahret hin, Grillen geht mir aus dem Sinn" weichen müssen dem „Alles neu, macht der liebe, holde Mai", und das schöne alte Lied „Nun so reis' ich weg von hier und muß Abschied nehmen" dem „Alle Vögel sind schon da" u. s. w.

Wenn die Commission sich entschließen könnte diesen beiden Weisen ihre Original-

Digitized by Google

texte wieder zu geben, würde sie sich einiges Verdienst erwerben; will sie jedoch diese Aenderungen nicht in der ersten Abtheilung aufnehmen, so ginge unser Vorschlag dahin, dieselben Melodieen in der zweiten Abtheilung wieder zu bringen und zwar mit den ächten Texten. Daß in dem bekannten Lied „Wenn ich ein Vöglein wär" die Strophe „Bin ich gleich weit von Dir" fehlt, ist wohl nur einem Versehen zuzuschreiben, und es wird nur dieser Erwähnung bedürfen, um diesen Fehler gut gemacht zu sehen.

Wichtiger als die erste ist die zweite Abtheilung; denn in diese waren die Lieder aufzunehmen, „welche von der Schule in das spätere Leben hinüberklingen und von Jung und Alt gerne gesungen werden." Hier war namentlich der Commission Gelegenheit geboten, den Grundsatz zu bethätigen, „in der Regel Lieder mit Originaltexten und besonders Volksweisen zu berücksichtigen"; von dem Grade, in dem ihr das gelungen, hängt auch Werth und Unwerth des ganzen Unternehmens ab. Es läßt sich nun ohne Bedenken die Auswahl im Allgemeinen als eine sehr gelungene bezeichnen; eine genügende Anzahl der bekanntesten und besten sogenannten Schullieder, und eine Reihe unserer gangbarsten Volksweisen mit ächten Texten und Melodien haben Aufnahme gefunden. Im Interesse der guten Sache jedoch erlauben wir uns auf Einiges aufmerksam zu machen, das verdiente, daß man es noch vor dem Drucke berücksichtige.

In dem Liede „O Straßburg" fehlen die zwei letzten Strophen; sie sprechen zwar vom „schwarzbraunen Mädchen, das bitter um ihn weint" allein der Moral wird hiedurch schwerlich ein Bein gestellt werden. Ganz ohne sichtlichen Grund sind in „Zu Straßburg auf der Schanz" die fünfte und sechste Strophe („Ihr Brüder alle drei" und „O Himmelskönigin" ꝛc.) und in dem Liede „Die Fenster auf, die Herzen auf," ebenfalls zwei Strophen weggelassen. Drei Nummern sind uns aufgefallen, die unterschobene Texte haben; es steht nämlich statt „Es war ein König in Thule" — Es ging wohl über die Haide; statt „Wenn ich an denselbigen Abend gedenke" — „Thränen hab ich viele, viele vergossen," und statt „In einem kühlen Grunde" — „Dort unten an der Mühle." Die ersten zwei sind im Original unbedingt nicht zu gebrauchen, die dritte Unterlegung hingegen darf man unbedenklich als eine übertriebene Pruderie bezeichnen. Bei einigen anderen Liedern würde man am Besten thun, dieselben ganz zu streichen, und zwar aus folgenden Gründen. Es finden sich acht bis neun Vaterlandslieder; da jedoch das „theure Vaterland" bisher fast allzuviel angesungen worden ist, würden vier bis fünf genügen. Für den Rothstift könnten sich zunächst eignen „Die Wacht am Rhein," „Zum Himmel erhebe dich," „Stimmt an mit hellem, hohem Klang," „Erhebt euch von der Erde."

Ferner wäre leicht zu verschmerzen: „Da kommt der liebe Mai", da in der Sammlung der Mailieder noch genug sich finden, „Das Wandern ist des Müllers Lust," „Brüder reicht die Hand zum Bunde" von Mozart, weil zu sehr Männerchor, „Wenn Alle untreu werden" (zu männlich für Kinder) und endlich, schon im Interesse des guten Geschmackes, der bekannte „sanfte Heinrich" von Zöllner: „In der Heimat ist es schön." Unnöthig endlich ist es, zu dem Gedichte „Der Herbst ist ein Geselle" zwei Melodieen aufzustellen, denn die Melodie ist doch kaum die Hauptsache. Als Ersatz für die eben angeführten Nummern möchte ich folgende ächte Volkslieder zur Aufnahme empfehlen: „Es wohnt ein Markgraf an dem Rhein" — „Es waren zwei Königskinder" — „Bald gras ich am Neckar" — „Ja ich bin zufrieden" — „Schier dreißig Jahre bist du alt" — „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod" — „Droben auf grüner Waldhaid" und die schon oben bei Besprechung des ersten Theils hiezu empfohlenen zwei: „Fahret hin" — „Nun so reis ich fort von hier und muß Abschied nehmen."

Abgesehen von den einzelnen Bedenken, die in vorstehenden Zeilen geäußert wurden, erkennen wir mit Freuden an, daß der bayerische Lehrerverein mit der Schaffung der neuen Liedersammlung ein unbestrittnes Verdienst sich erworben habe, insoferne kaum zu zweifeln ist, daß hiedurch ein wesentlicher Schritt zur Wiederbelebung unseres deutschen Volksliedes geschehe.

Digitized by Google

Zwiſchen Lippe und Becher.

Novelle von Theodor Reinwald.

(Schluß.)

Ein wilder Schmerz arbeitete in ihm. Einige Minuten empfand er nichts, als nur den ſcharfen Riß, der wie eine zuckende Wunde brannte, den Riß in ſeiner Seele, der tief wie ein Abgrund ſich vor ihm aufthat, und alle neugewonnene Kraft zu verſchlingen ſchien.

Wieder ſollte es Helene ſein, die ſeinen Arm zurückſchleuderte, im Begriff den Becher an die Lippe zu ſetzen! Was war ſchrecklicher, was gefährlicher, — die Verzweiflung über ihren Treubruch damals, oder das wilde vergebliche Entzücken über ihr Geſtändniß heute? Warum mußte ſie ihn aufrütteln aus dem erträumten Frieden, ſie, die doch auf immer Verlorene, ihn, den durch neue Bande Gefeſſelten?

Warum? — Er blickte auf zu ihr, und las die Antwort auf ihren todtblaſſen Zügen. Sie wollte nicht ſterben mit ihrer uneingeſtandenen Schuld, ihrem unenthüllten Herzensgeheimniß. Sie hatte gelitten, gekämpft, wie er, aber auch gebüßt. Ein unendliches Mitleid erfaßte ihn, und zugleich ein namenloſes Bangen.

„Helene! Helene! O vergib Du mir meine Härte! Blicke auf, damit ich Dich verſöhne!“

Ihr Geiſt gehorchte dieſem Rufe früher, als der matte Körper. Sie ſah ihn an, und es lag eine heilige Zuſicherung in dieſem Blick. Dann glitt ihre Hand leiſe über ſein Haar, und eine Sekunde berührte der Hauch ihrer Lippen ſeine Stirne.

Er ſprang auf, er ertrug es nicht länger. Jede Fiber ſeiner reizbaren Natur ſpannte ſich, jeder Athemzug führte auf ſeiner Schwinge die heiße Welle, die ſein Blut durchbrauste. Er lehnte ſich an das Fenſter und ſog den ſanft ſpielenden Luftzug ein, der vom dunſtüberhauchten Meeresſpiegel herüberwehte. Der Vorſatz, mit dem er gekommen? — Kalt, prüfend, richtend wollte er auftreten, ein unwürdiges Geheimniß aufdecken, und nun war er geſchlagen durch ein ihm entdecktes Geheimniß, das ſo lange und tief die Bruſt dieſer Frau gemartert hatte.

Dennoch folterte ihn der Gedanke an dieſe lieblichen, traurigen Kinderaugen, an dieſes kleine goldne Herz mit dem Wappen ſeines Hauſes. Aber Helene war ſicher vor jeder Frage. Dieſem bleichen Munde konnte er nichts entreißen, aber er hätte Welten darum gegeben, ſie jetzt rein von jedem Verdacht ſprechen zu können.

Eine leichte Berührung ſeines Armes ſchreckte ihn auf.

Helene ſtand vor ihm, wie eine Geiſtererſcheinung, wie eine den Nebelſchleiern des Meeres entſtiegene Viſion. Er fand nicht die Kraft, ihr anders, als mit einem angſtvollen, troſtlos fragenden Blick zu begegnen, während ihre bleiche, eiſige Hand ihn zu durchkälten ſchien, und ihr wogender Athem kurz und heftig ging.

„Lothar, — ich habe Ihnen noch nicht Alles geſagt!“

Dieſe bebende, leidensvolle Stimme hätte ſein tiefſtes Mitleid angerufen, wenn ihn nicht die dunkle Vorſtellung des Kommenden hart gemacht hätte. In ſeinem Auge lag der düſtere Unmuth, die kaum verborgene Verachtung, zu der er ein Recht zu haben glaubte. Die Enthüllung, die er zugleich fürchtete und brennend erwartete, mußte nun doppelt ſo grauſam für ihn ſein, weil er die Ueberzeugung feſthielt, es werde dem Geſtändniß der Liebe das des Verrathes folgen.

„Sprechen Sie, Fürſtin Helene!“ ſagte er mit unterdrückter Aufregung, indem er ſie langſam wieder an ihren Platz zurückgeleitete, wo ſie auch ermattet hinſank.

Die kurze Pauſe, in der ſie ſich zu erholen ſuchte, war peinlich, ſchwül; man hörte das leiſe Ticken der Taſchenuhr.

„Ich weiß,“ ſagte Helene mit ſchwermüthiger Reſignation, „daß Sie nicht zweifeln werden, wenn Sie auch ſchwer an meine Worte glauben können, — aber da, wo ich ſtehe, ſpricht man nur wahr! Ich ließ mich von meinen unglückſeligen Gefühlen verleiten, eine That der Heimlichkeit zu begehen, wie ſie nicht oft begangen wird. Seit ich die furchtbare Entdeckung machte, daß ich Sie trotz der Schranke, die ich ſelbſt zwiſchen uns aufgebaut, noch liebte, haßte ich dieſe Schranke ſo bitter, wie eine Sünde, ich haßte den Mann, dem ich angehörte doppelt, weil er, unedel genug, meinen momentan verletzten Stolz benützt hatte, meine Hand zu erringen. Nur mit ver-

Digitized by Google

bissenem Grimme duldete ich seine Rechte, und stündlich empfing ich in den Beweisen seiner Zärtlichkeit meine herbste Strafe."

Sie hielt inne, denn ihr beengter Athem wurde kürzer, sie legte die Hand auf die Brust.

Lothar schwieg in quälender Spannung.

„Lassen Sie mich kurz sein!" fuhr die Fürstin fort. „Das, was andere Frauen ihr höchstes Glück nennen, brachte mich zur Verzweiflung, — die Aussicht Mutter zu werden!"

Lothar machte eine plötzliche Bewegung, wie von einem Stoß getroffen, und wie ein Blitz durchzuckte und durchleuchtete die richtige Erkenntniß seine Seele, um dann seinen häßlichen Verdacht um so finsterer erscheinen zu lassen. Sein Schweigen war tiefe, schmerzliche Beschämung.

Helene sprach weiter.

„Meine Hoffnungen zu verläugnen, zu verbergen, wurde mein besorgtes Streben. Noch baute ich an dem Plane, das Wesen, das ich im Voraus nicht lieben konnte, heimlich in die Welt treten und dann entfernt von mir erziehen zu lassen, als der Fürst so plötzlich starb. Das verstärkte meinen Entschluß. Niemand außer Miß Rasleigh wußte um mein Geheimniß; mit ihrer Hilfe wurde es auch bewahrt. In Nizza kam das arme Kind zur Welt, dessen Mutter zu sein ich verschmähen wollte. Aber der Himmel hat mir die Vergeltung nicht erspart. Ich werde sterben, — und dann wird mein Kind wirklich zur Waise; die Mutter, die es verläugnet, soll es nie wieder sehen!"

Ihre Stimme brach. Schwere Thränen, die ersten, die Lothar je in diesen zaubermächtigen Augen gesehen, rollten langsam über die schneebleichen Wangen.

„Mein armer Knabe, — er ist mein Vermächtniß an Sie, theurer Lothar! Sie sind edelmüthig und gerecht, Ihr Bruder wird an Ihnen Ersatz für eine Mutter finden, die ihn unverzeihlich grausam von sich stieß. — Wenn ich nicht mehr bin, — dann —"

Sie brach ab mit einem gebrochenen, unartikulirten Laut, beide Hände über der Brust zusammenpressend, die Blässe des Todes auf Stirn und Lippen, aus Lothars rasch ausgebreiteten Armen starr hinübergleitend, bewußtlos, ein Bild des Verscheidens!

Lothar stieß einen Schrei aus und griff nach der Glocke neben ihrem Lager, die durch ihr gewaltsames Sturmläuten die Umgebung herbeirief. Fruchtlose Versuche wurden von Miß Martha und Hildegard angewandt, bis die Aerzte erschienen, und obgleich sie noch Leben in dem starren Körper vorfanden, erklärten sie es doch als sehr zweifelhaft, ob es ein wieder zur Flamme anzufachender oder schon verlöschender Funke sei.

Während dieser martervollen Zeit folgte Lothar mechanisch dem Grafen Waldemar, der ihn in seine Wohnung im nahen Hotel führte. Dort warf er sich in dumpfer Betäubung auf ein Sofa und hörte weder Waldemars Worte, noch fühlte er seine Gedanken klar. Seine Seele hatte nur einen Jammerruf: „Verloren!"

XIV.

Ich sah Dich wieder, — und sah Dich nicht, ...
Meine Augen erhellt sich haben!
Ich fand das Leben, ich fand die Pflicht,
Und habe die Träume begraben!

Hugo Oelbermann.

„Gerettet!" Das war einige Tage später das Losungswort, womit sich alle diejenigen begrüßten, die um die Fürstin von Waldhausen versammelt waren und für sie gezittert hatten. Es widerhallte in jedem Herzen, denn Helene gehörte zu jenen überlegenen Naturen, die immer einen bedeutenden Theil von Interesse für sich gewinnen, ohne darnach zu streben. Die liebevolle, zärtliche Hildegard, die treu ausharrende Miß Martha, sie wiederholten dankbar und freudenerfüllt dieses segensreiche Wort, das ihnen die Verlorengegebene erhielt; der feste, jederzeit gesammelte und in diesen

Digitized by Google

Tagen als Freund und Rathgeber unschätzbare Waldemar jubelte und hielt kräftig den Gefühlssturm aus, der in Lothars angstgequälter Brust sich Luft machte.

„Gerettet!“ Bei diesem Ausspruch erst empfand er wieder das Leben in seinen Adern, die dumpfe Entmuthigung seines Geistes wich mit der neuen Hoffnung, mit dem martervollen Vorwurf, den er Tag und Nacht sich aufgebürdet: daß seine Härte die furchtbarste Katastrophe heraufbeschworen. Er wagte wieder vorwärts zu blicken, befreit von der Last jahrelanger Pein. Mit der Gewißheit, daß Helene ihn doch geliebt, daß sie für die Schuld, die nur zur Hälfte ihre eigene gewesen, ebenso tief gelitten, wie er, daß sie schmerzlich bereuet, kam die Ruhe über ihn, das Unabänderliche hinzunehmen. Jetzt erst konnte er mit der Vergangenheit brechen, und an die friedvolle Bürgschaft der Zukunft glauben. Von jetzt an wußte er, daß er ohne Gefahr in Helenens Nähe weilen könne, daß aus dem glühenden gewaltsamen Aufruhr der Leidenschaft nunmehr die mannesstarke, herzenstiefe Liebe geworden, die er seiner reinen, edeln Isabel widmen würde.

„Gerettet!“ Als dieß Wort zuerst gesprochen wurde, ging es über die Lippen eines Mannes, der in seinem anspruchslose Wirken schon oft einen ähnlichen Triumph mit dem Feinde des Lebens gefeiert hatte. Der kleine, bescheidene Landarzt, Dr. Wilson war es, der von Lord Lisdale nach Nizza gesendet, in athemloser Eile beinahe unmittelbar nach dem Fürsten Lothar dort ankam und zum Entsetzen der zwei französischen Aerzte, trotz ihrer geringschätzigen Geberden und hochtrabenden Mienen bei der Fürstin seinen Beruf übte. Der ruhmlose Mann hatte sein Dasein bisher gemeinnützig und menschenfreundlich im Dienste der Menschheit angewandt und die specielle Wissenschaft zum Studium erkoren, das Herz in seinen zahllosen Leidensphasen zu beobachten. Zum erstenmale in seinem Leben wuchs die kleine Gestalt des immer anspruchslosen Doktor Wilson in dem Bewußtsein empor, höher zu stehen, als diese vornehmen Herren mit echt französischer Arroganz, die ihr Todesurtheil schon gefällt hatten, während er nach den Mitteln griff, die sie anzuwenden unterlassen hatten; zum erstenmale empfand er das Lohnende seines Strebens und den gerechtfertigten Stolz, den der Bescheidene in gewissen Augenblicken doppelt freudig fühlt.

Lord Lisdale, grausam getroffen von der über dem Haupte der Fürstin schwebenden Gefahr, faßte unmittelbar nach Lothars Abreise von Lisdale-Court den glücklichen Gedanken, Doktor Wilson nach Nizza abzusenden, und wirklich befand sich der rührige Mann einige Stunden später schon unterwegs.

Nicht nur sein glänzender Sieg durch die Wissenschaft, sondern auch sein origineller Humor, sein gemüthswarmer Ton, verschaffte ihm schnell das Privilegium eines alten Freundes. Ohne daß er es selbst wußte, sah man in ihm von allen Seiten den Mittelpunkt, und nie war Doktor Wilson noch zu gleicher Zeit so vielfacher Vertrauensmann gewesen, wie jetzt.

Er wohnte mit Lothar und dem Grafen Waldemar im selben Hotel und ließ sich enthusiastische Lobreden über seine gelungene Cur gefallen.

Eines Morgens trat er nach dem gewöhnlichen Besuche bei der Fürstin wieder bei den Freunden ein und bemerkte sogleich, daß Lothar sehr ernst aussah.

„Nun, wo ist irgend etwas entzwei?“ sagte er lächelnd, „haben Sie Briefe, Fürst Waldhausen?“

„Allerdings, lieber Doktor,“ entgegnete Lothar,“ und zum Glück sehr beruhigende in Bezug auf Lady Isabel und Arthur; aber — ich wollte Sie um eine Unterredung bitten!“

„Sie sehen mich bereit. Vorerst jedoch habe ich Ihnen auch eine Nachricht mitzutheilen. Meine Frau hat mir ebenfalls geschrieben: der kleine Robert ist todt!“

„Oh mein Gott!“ rief Lothar in schmerzlichem Erschrecken.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Dr. Wilson ernst, „Ich halte dieß für eine gute Fügung, seit ich die wahren Umstände kenne. Es war ja doch das, was Sie mir sagen wollten? — Nun wohl, der mitleidige Tod hat die verwirrten Fäden selbst geklärt. Für eine kurze Zeit wird diese Lösung ein Schmerz für die Fürstin sein, aber sie wird ihn tragen lernen und einsehen, daß der begangene Fehler nicht so leicht der Welt gegenüber gut zu machen gewesen wäre.“

Digitized by Google

„Ich sehe, Sie sind vollkommen unterrichtet, Doktor, und ich muß ihnen auch in der That beipflichten. Aber, wie soll die Fürstin diesen Verlust erfahren?"

„Sie kennt ihn bereits," versetzte Dr. Wilson ruhig. „Es war meine Sache, sie davon zu unterrichten, — keines anderen Menschen Vertrauen würde ihr so wenig demüthigend gewesen sein, wie das meine. Ihre Lippen haben nur unbewußt im Fieber verrathen, was meine Schwägerin Martha Rasleigh mir ergänzte. Lassen wir Gras über dem kleinen Grabe wachsen. Die Fürstin soll ihr Geheimniß mit hineinsenken; nur so kann sie noch der Zukunft leben."

Lothar fühlte, wie sehr richtig diese Anschauung sei, und eine Last fiel abermals von seinem Gemüth. — — —

Als sich die Fürstin von ihrem Krankenlager erhob, hatte das Dasein neuen Werth für sie gewonnen, und ein milder, versöhnender Geist durchwehte ihre Seele, Ihre neuaufblühende Schönheit erhielt einen Verklärungszauber, jetzt erst athmete ihre Natur echte Weiblichkeit.

Der liebliche Lufthauch des blumenreichen Nizza mit seinem kosenden Meereswehen kräftigte ihren Körper immer mehr, während ihr Inneres sich still und groß umwandelte. Zurückgezogen von dem lebendigen Treiben um sie her, widmete sie sich ausschließlich ihrer Stieftochter, die ihrer Liebe näher stand, als je. Hildegard trug den Liebreiz unverfälschten Glückes an der Stirn, — sie war seit dem Tage, wo Graf Waldemar Nizza verlassen hatte, — seine Braut!

Diese tiefe, langgereifte Neigung gehörte zu jenen seltenen, die in ihrer zweifellosen gegenseitigen Wahl die Bürgschaft ihrer Dauer und Echtheit bieten, denn Waldemar und Hildegard besaßen jene Sicherheit der Empfindung, die niemals auf labyrinthische Wege oder zu glühenden Eruptionen der Leidenschaft führt.

Es war im Spätfrühling des nächsten Jahres, wo das so lang verwaiste Palais in der Residenzstadt St..... seine Thore wieder öffnete und Lady Isabel an Lothars Seite dort einzog. Nicht die blumengeschmückten Hallen und festlich decorirten Treppen, nicht der Jubelruf der freudig bewegten Untergebenen wog den Empfang auf, den Helene der jungen Frau bereitete. Sie zog sie an ihr Herz und nannte sie Schwester, und Isabel fühlte sich für immer an diese hoheitsvolle und doch so sinnigweibliche, von leiser Schwermuth angehauchte Erscheinung gefesselt. Sie bildeten fortan drei getrennte und doch engverbundene Familien, denn auch Hildegard begrüßte mit ihrem Gatten die neue Schwester, um sie nie wieder die Bedeutung dieses Wortes vermissen zu lassen. Lord Arthur Lisdale wird zum Besuch in der Residenz erwartet, nachdem er einen Zeitraum von anderthalb Jahren vergehen ließ, während er angelegentlich mit Lothar correspondirte. Aber auch an die Fürstin Helene wurden zuletzt einige Briefe gerichtet, die sie nicht unbeantwortet ließ. Einer derselben enthielt wohl den Lohn für Lord Lisdales edelbewahrte Neigung; er trug die Beantwortung seiner oft wiederholten, sehnsüchtigen Frage nach Lisdale-Court und lautete: „Kommen Sie! Das Leben, das durch Sie gerettet wurde, soll Ihnen geweiht sein!" — —

Graf Rhona, der Vater, hat die neue Lage der Dinge nicht nach seinem Sinne gefunden und die Residenz verlassen, um ein kleines Gut zu bewohnen. Er mochte nur zu deutlich in Lothars Auge gelesen haben, daß die Intrigue, die so folgenschwer in sein Leben gegriffen, ihm bis auf den kleinsten Theil seiner Schuld enthüllt sei. Er tröstet sich indeß mit der endlichen Erfüllung seines Wunsches, Helene als Lady Lisdale zu sehen, und wagt es bloß der Gicht wegen nicht, sich dem englischen Klima auszusetzen.

Miß Martha Rasleigh, nun so nahe mit ihrer Schwester vereint, bleibt Helenens erprobte Freundin im bescheidenen Gewande der Dienerin. Dr. Wilson ist stolz auf den glänzendsten Sieg seines Lebens, dabei aber in immer gleicher Weise der Menschheit durch sein Wohlwollen nützlich.

Digitized by Google

Ein Dichter des Pommerlandes.

Von Dr. Hermann Ethé.

(Schluß.)

In enger Beziehung zu dieser Gattung der Lappe'schen Poesieen steht nun eine Reihe von Liedern, die der Feier des Landlebens, der seligen Freie und Frische der Natur gewidmet sind. „Frei leben in der Sonne hinab die friedlichen Tage, den Mond auf Bett und Grabe — unübertroffenes Loos!" (?) singt unser Dichter, und preist in immer neuen Wendungen die Flucht aus der dumpfen Stadt hinaus ins Freie, wo das Abendroth um die heiteren Hügel webt, wo lachend Hain und Flur prangen, und die Natur selbst der einzige Arzt für alle Krankheit ist; — hinaus in die stille Ländlichkeit, wo Nachts am warmen Heerd die Grillen schwirren, wo man vertraulich mit vergnügtem Sinn in die Flamme schaut, und noch einmal des Tages Lauf überdenkend, sich allgemach für den Schlaf vorbereitet, um endlich dann hinab zu tauchen in des Bettes Flaum und ausruhend von der Last und Mühe dem Engel des Schlummers in die weichen Arme zu sinken; — hinaus auch in die grüne Dämmerung des Waldes, wo stolze Wipfel rauschen, von Himmelsluft erregt, und wo man träumend den Liedern lauschen kann, die rings die schwirrenden Blätterzungen säuseln. Mit Glück ist hie und da auch, so in der ziemlich bekannten „Frostnacht":

„Friede dir, freudiger Frost der Nacht,
Blinkende, blanke Blume des Schnees",

der alte Stabreim angewandt, was auch Vilmar in seiner Literaturgeschichte zu einer rühmlichen Erwähnung unseres Dichters veranlaßt hat. — Alle die genannten Gedichte sind dabei durchweht von dem Hauche ächter, innerer Frömmigkeit, und nicht selten durchzogen von einem äußerst wohlthuenden feinen und schalkhaften Humor, der nicht minder auch in den verschiedenen Hochzeitsliedern, in den Gedichten: „Das Wachskind an Julchen", „Als die Blonde den Kuß versagte", „Guter Rath", und „An einen klagenden Freund", und ebenso in vielen der kleinen den vierten und fünften Band seiner Gesammtwerke füllenden Prosaschriften, die aus anziehenden Novellen, Novelletten, Scizzen, Märchen und kurzen Aphorismen und Gedankenspänen bestehen, zur Geltung kommt. Vielleicht möchte man aus dem bisher Gesagten den Schluß ziehen, das Talent unseres Dichters sei eben nur dieser beschränkten Sphäre gewachsen und entbehre der eigentlichen Kraft und Größe — dem ist jedoch keineswegs so. Gar oft nimmt seine Muse aus diesem gemüthlichen Stillleben heraus einen höheren, freieren Flug und weiß auch die größten und erhabensten Ideen des menschlichen Geistes in vollklingenden Rhythmen zu feiern. Besonders schwungvoll sind in dieser Hinsicht die Oden: „Deutschlands Schlachtfelder 1806", „Dem Frühling 1813", „Im Sommer 1813", „An den Kronprinzen von Schweden", und andere, mit denen er der glänzenden Reihe unserer Vaterlandssänger von 1813 sich würdig anschließt, ferner: „Das Gewitter", „der Unerschütterte", „Forster und Wales auf der Südsee", „der Yarrowstrom", und vor Allem sein berühmtestes, von vielen Tonkünstlern, besonders von Beethoven trefflich componirtes Lied: „So und So", von dem schon oben Einiges citirt ist, und das mit den Worten beginnt:

„Nord oder Süd, wenn nur im warmen Busen
Ein Heiligthum der Schönheit und der Musen,
Ein götterreicher Himmel blüht;
Nur Geistesarmuth kann der Winter morden,
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden;
Nord oder Süd — wenn nur die Wange glüht",

und mit der Strophe schließt, deren letzte Worte seinen schmucklosen Grabstein zieren:

„Schlaf oder Tod — willkommen, Zwillingsbrüder,
Der Tag ist hin, ihr zieht die Wimper nieder,
Traum ist der Erde Glück und Noth.
Zu kurzer Tag — zu schnell verrauschtes Leben,
Warum so schön, und doch so rasch verschweben?
Schlaf oder Tod — hell strahlt das Morgenroth!"

Digitized by Google

und endlich sein Hymnus: „Sonnenfeier“:

„Von Dir durchglüht, entbrenn' ich dir zu singen,
O Maiensonne, dreimal gold'nes Licht;
Ein Flammenpfeil soll von dem Bogen klingen,
Aus deinen Gluthen web' ich mein Gedicht“,

mit den Schlußzeilen:

„O milde Sonne, nie verarmte Quelle
Von Segen, der verborgen dir entfließt,
Wie sich des Niles siebensache Welle
Geheimnißvoll aus dunkler Urne gießt;
O schmilz hinweg den Rest der Barbareien,
Und laß von Pol zu Pol, auf jeder Flur
Der Dichter schöne Sage sich erneuen —
Das gold'ne Unschuldsalter der Natur!“

Ebendahin ist auch seine größte epische Erzählung in drei Gesängen: „Miranda“ zu rechnen, die einen höchst wirksamen Stoff aus dem Zeitalter der Entdeckungen und speciell aus dem Zuge Kabots nach Paraguay behandelt, und in der Schilderung von der erwachenden Gluth der Liebe und Eifersucht im Herzen des wilden Mangora, die schließlich zur alles verzehrenden Flamme wird, gipfelt.

Endlich ist noch eine Seite der Lappe'schen Gedichte hervorzuheben, die das bedeutsamste Licht auf ihren Verfasser wirft und ihn am treuesten charakterisirt, das ist die glühende Liebe und Begeisterung für seine engere Heimath, zunächst für die verschiedenen Gegenden und Oertlichkeiten Pommerns, die er theils in kleinen Prosa-Scizzen, theils in größeren Gesängen, besonders in den „Blüthen des Alters“ feiert, und dabei mit scharfer und zugleich poesievoller Beobachtungsgabe auch bei den kleinsten Fleckchen, die für den gewöhnlichen Beschauer so ziemlich auf ein Haar einander gleichen, eine specifische Eigenthümlichkeit herauszufinden und dichterisch zu gestalten weiß; — dann für die Naturschönheiten der Insel Rügen, dieser schönsten Perle des deutschen Nordens, zu der ihn gleich dem alten Arndt (vgl. dessen „Heimweh nach Rügen“) immer wieder und wieder die unbezwingliche Sehnsucht treibt, so oft er am Strande der Pommerküste weilt, daß er auf Vogelschwingen hinüberdringen möchte nach den dunklen Buchenwäldern, den Kreidefelsen, den romantischen Hügeln und Seen, den stillen, dünenumthürmten Uferauen, die nichts dem Beschauer bieten als „den weiten blauen Himmel und das weite blaue Meer“; — und endlich für den ewig neuen und doch ewig gleichen Reiz dieses Meeres selbst. Wie den Schweizer nie das Heimweh nach seinen Alpen, so verläßt auch den Sohn der Meeresküste nie der unwiderstehliche Drang nach dem schönen, furchtbaren Element der Wogen.

„Wessen Wiege Wogensingen
Melodienvoll umklang,
Ach! zu dessen Träumen dringen,
Wenn bei Nacht die zarten Schwingen
Geister regen,
Wird es wie Sirenensang.“

Und gerade in der Schilderung der wechselnden Erscheinungen des Meeres, speciell also der Ostsee, in der sich neuerdings auch zwei unserer beliebtesten Romanschriftsteller, Philipp Galen und Friedrich Spielhagen (besonders in seinem neuesten Werke: Hammer und Ambos) glänzend hervorgethan haben, ist unser Lappe ein vollendeter Meister, mag er nun der Brandung lautes Toben malen, wie sie grollend an's Gestade schlägt, „daß der Kreide Pfeiler dröhnen, und die Dünen Schonung flehn,“ den überirdischen Sang der Wellenstimmen, die bald schauertragend, bald sehnsuchtweckend, wie Kriegestöne und Liebesgeflüster, wie Prophezeihung von seligen Welten oder wie Todtenruf erschallen; — oder den Genuß des Bades in der lauen Fluth, die erquickend die versengte Brust umbrandet, und festen Sinn und leichten Muth den Menschen leiht, denn:

„Im großen unumschränkten Meere
Fühlt er sich unbeschränkt und groß.
Er ist von aller Erdenschwere,
Von seines Staubes Fessel los;“

Digitized by Google

und das freudige Ergötzen auf dem spiegelglatten Winterstrande, „wo des Eises Glocken klingen, wo die blanke Scholle dröhnt und die bange Tiefe stöhnt"; — oder die Wonne der Schiffer, die mit wallendem Wimpel und hüpfendem Kiel auf der rollenden Woge fröhlichen Muthes dahinschweben, nicht achtend der lockenden Küste, mögen die Stürme wehn, die Blitze niederzucken und die empörten Fluthen brausen in wildem Gewühl, oder endlich das majestätische Hinabsinken des Sonnenballes in den feuchten Meeresschooß. Weit übertrifft er hierin seinen Freund Kosegarten, von dessen Rügen'schen Liedern nur wenige frei von Schwulst sind, und daher selten einen ungetrübten Genuß gewähren, während bei Lappe stets Natürlichkeit und Schlichtheit in der Sprache, wie in den angewandten Bildern vorwalten, wofür Gedichte wie: „Inselheimweh", „Rückkehr des Insulaners," „Heimath," „Erinnerung an Rügen", „Wittow", „Hiddensee", „Schifferlied" und andere mehr den überzeugenden Beweis liefern. Und wie er in einem der schönsten Lieder aus den „Blüthen des Alters" mit Begeisterung die Reize eines vom Meere umrauschten Friedhofes schildert, wo das Kirchlein mit den Hügeln dem Gemurmel der Wellen lauscht, die seit Jahrtausenden ihm das Wiegenlied singen, und unter leisem Flüstern von der Ewigkeit treu sein Leichenfeld bewachen, so blickt auch der schlichte Grabhügel, unter welchem unser Sänger auf Stralsunds Kirchhof gebettet ist, fort und fort auf die wogende See hinaus, und zu dem stillen Schläfer in der Gruft dringen bei Tag und Nacht die ewigen Melodien der rauschenden Meeresfluth.

Sollte das einfache Erinnerungszeichen, das ich in dieser kurzen Scizze einem der trefflichsten Poeten meines speciellen Heimathlandes gewidmet, in weitern Kreisen die Aufmerksamkeit auf die Gedichte des Entschlafenen hinlenken, und auch nur Einige zur gelegentlichen Lectüre derselben ermuntern, so würde meine Arbeit reichlich belohnt sein, wenn ich auch gerechte Zweifel hege, ob sich jemals die Worte erfüllen, mit denen seltsamer Weise die „nouvelle Biographie universelle" den Artikel über unseren Dichter schließt: „les poésies de Lappe sont populaires en Allemagne."

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

⊙ Die vergangene Woche erschien dadurch interessant, daß in ihrem Verlaufe Frl. Glenk vom Hoftheater in Stuttgart als Gast auftrat; das Fräulein hatte dazu die Titelrolle im „Pariser Taugenichts" ausgewählt. Bekanntlich gehörte die junge Schauspielerin ein Jahr lang dem Verband der hiesigen Hofbühne an, und hat auch ihre Schuljahre in München verlebt. Natürlich, daß bei ihrem ersten Debut ein großer Kreis von Bekannten vorhanden war, die ihr enthusiastisch zugejubelt, was die damalige Intendanz veranlaßte, Frln. Glenk auf — irren wir nicht — ein Jahr zu engagiren. Ihre unläugbare Begabung entbehrte allerdings damals noch der Reife, und so konnte es der Intendanz gewissermaßen nicht ganz unlieb sein, daß Frl. Glenk, entgegen den hiesigen Anerbietungen, ein fremdes Engagement vorzog, um sich in der Ferne zu vervollkommnen. Leider und glücklicherweise — (es gilt Beides) — kennen wir die Classe der Habitué's nicht, jene prächtige Sorte geistreicher Dilettanten, die z. B. in der Hofburg, mit strenger Kritik, allerdings aber auch mit liebenswürdigem Eifer alles Gute anerkennen, und den Erfolg einer Dichtung oder eines Schauspielers machen und behaupten. Daher hielt denn auch die kleinere Zahl der Freunde des Frl. Glenk nicht Stich, und der ernsteren Kritik genügte sie nicht ganz. Andererseits wurde dadurch verhindert, daß Frl. Glenk durch überschwängliche Anerkennung zu einem frühreifen Selbstbewußtsein erzogen wurde, welches immer der Feind natürlicher und fruchtbringender Entwicklung ist. Die Schule in der Fremde hat sich in jeder Beziehung als vortheilhaft für sie bewiesen. Nachdem sich das Fräulein einige Zeit mit Glück in Hamburg versucht, ist sie gegenwärtig Mitglied des Stuttgarter Hoftheaters geworden, und ihr neuliches Gastspiel bestätigt, daß sie in erster Linie eine wackere Bühnengewandtheit errungen hat. Aber was ihr dazumal noch fehlte, ist zuweilen noch fühlbar geblieben. Das Fräulein gebietet über keine ganz freie Stimme, und jene Seite des menschlichen Herzens, die zur Wiedergabe der Mehrzahl von Rollen

Digitized by Google

unerläßlich ist, nämlich das Gemüth, bleibt häufig im Hintergrunde. Daher imponirte ihr Pariser „Straßenjunge", wo er schnippisch, wild und ausgelassen war, aber was uns mit allen diesen äußerlichen Eigenschaften versöhnen sollte, der grundehrliche, treuherzige Ton, kam nicht ganz heraus. Das Publikum übersah zwar gerne diesen Fehler über so manchen andren Vorzügen, und die alten Verehrer von ehedem hatten sich vollzählig eingefunden und spendeten Applaus und Blumensträuße. — Mein letzter Bericht (in Nr. 32 dieser Blätter) litt unter einer Unrichtigkeit. Die gerügte Phrase: „Nun, — wenn sie nicht Wittwe wäre, könnte sie mich doch nicht heirathen. Die Polygamie ist bis jetzt noch immer verboten" — steht wörtlich im Buche, und ist also dem schlauderhaften deutschen Bearbeiter zuzuschreiben, nicht der unrichtigen Wiedergabe des Schauspielers. Zudem hatte hier im Text Hr. Rohde zu sprechen, nicht Hr. Goritz, was ich gleichfalls zu korrigiren bitte*).

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

♂ Ingolstadt. Wenn eine Stadt der Munificenz und dem Kunstsinne seiner Monarchen ihre Größe verdankt, so ist es München. Was Ludwig I. für unsere Hauptstadt geleistet, liegt in so vielen monumentalen Bauten klar vor unsern Augen, desgleichen die Schöpfungen seines Sohnes Max II. Aber bei Besichtigung, schon beim Vorübergehen, muß Jedem klar werden, daß es Pflicht für die Stadt ist, sich diese Schöpfungen in ihrer ersten Schönheit zu erhalten, da die nachtheiligen Einwirkungen unseres kalten, feuchten Klimas nur zu bekannt sind. Doch die Väter der Stadt scheinen nicht daran zu denken; die Mahnungen in den „Münchener Propyläen" zur Erhaltung der berühmten Fresken Carl Rottmanns in den Hofgarten-Arkaden und des Einzugs Kaiser Ludwigs in München nach der Schlacht bei Ampfing am Isarthor sind deßhalb vollkommen an ihrem Platze. Der große Fremdenbesuch, dessen sich München erfreut, wurde nur durch seine großartigen Kunstschöpfungen hervorgerufen, aber demungeachtet geschieht wenig oder gar nichts zu deren Erhaltung. Man sehe zum Beispiel das bemooste Siegesthor an! Kann man nicht so viel Geld aufwenden, um Staub und Schmutz abzukehren, Gras und Moos zu entfernen und die geöffneten Fugen der Steine mit Cement zu verstreichen, damit dem weiteren Eindringen von Regen, Schnee und Frost begegnet werde? Sollte die Conservirung öffentlicher Bauten von so anerkanntem Kunstwerth für die Bewohner Münchens nicht eine Ehrensache sein? — — Am Ersprießlichsten würde es wohl sein, wenn sich ein Verein für Erhaltung der Münchener Kunstschöpfungen constituiren würde, dessen Ausschuß aus Künstlern und Architekten von Ruf bestehen müßte, um die Ueberwachung aller jener öffentlichen Kunstwerke, welche nicht schon unter besondere Obhut gestellt sind, zu übernehmen. Ein solcher Verein würde sicherlich nicht nur in München, sondern auch auswärts Anklang finden, und so bei geringen Jahresbeiträgen die nöthigen Mittel beschaffen können. — Der gute Erfolg würde unzweifelhaft bald sichtbar sein und dankenswerthe Anerkennung finden.

Lemberg. Der gegenwärtig hier gastirende Sänger Sontheim ist nach der Postillon-Vorstellung von einer Menge Pferden mit zwei Beinen unter Vivatwiehern durch die Straßen gefahren worden. Man sagt: die Kunst erhebe und veredle die Menschen — zuweilen bewirkt sie auch das Gegentheil.

London. Montag den 2. August that sich das „Princeß Theatre" als Opernbühne neu auf. Man gab Glucks „Acis und Galathea"(?) mit Formes in der Polyphemrolle. Das Theater, sonst nur für das Schau- und Trauerspiel (Shakespeare-Tragödien) eingerichtet, ist zum Behufe der Benutzung als Opernbühne ganz neu dekorirt worden.

*) Die Oper brachte ausschließlich Wiederholungen von ständig auf dem Repertoir befindlichen Werken: „Waffenschmied" (am 11.), „Figaros Hochzeit" (am 12.), „Liebestrank" (am 14.), und „Die weiße Dame" (am 15.) Ein ausführlicher Bericht ist deßhalb um so weniger nothwendig, als auch die Besetzung der Hauptrollen die hergebrachte war. Eine Ausnahme hievon machte nur die Partie des „Dickson" in der „weißen Dame", welche dießmal von Hrn. Weixlstorfer gegeben und in recht glücklicher Weise durchgeführt wurde. D. Red.

Digitized by Google

London. Das Norfolk und Norwich musical Festival beginnt am 30. August und dauert bis zum 2. September. Die Direktion desselben übernimmt Benedict. Die Solisten sind dieselben, welche beim erstenwähnten Festival mitwirkten, nur tritt noch Frln. Murska hinzu. Das Programm enthält von erwähnenswerthen Werken: den Lobgesang von Mendelssohn, „Acis und Galathea“ von Händel, den „Fall Babylons“ von Spohr, „Messe solennelle“ von Rossini, „Dettinger Te Deum“ und „Messias“ von Händel.

-s. München. Im Bruckmannschen Verlage dahier wird in Bälde ein Bildniß Beethovens erscheinen, das den Verehrern des großen Meisters und allen Kunstfreunden gleich willkommen sein wird. Das Blatt, von Schwoerer gezeichnet und von Barfus gestochen, stellt Beethoven in ganzer Figur bekleidet dar. Dunkle Gewitterwolken bedecken einen Theil des Himmels, der eben sich wieder aufzuhellen beginnt. Im Hintergrunde ragt der Stephansdom aus der Donauebene empor. Der Meister steht einsam, in seinen Mantel gehüllt, in der weiten Flur, beide Hände auf den linken Schenkel gestützt, indeß der linke Fuß Disteln und anderes Unkraut zertritt. Von ausgezeichneter Wirkung ist das gewaltige Antlitz des Tonschöpfers, dessen größte Aehnlichkeit um so weniger bezweifelt werden kann, als die Künstler sich an einer Gypsmaske halten konnten, welche von Beethoven genommen wurde, und zwar nicht erst nach seinem Tode. Es gelang nämlich, ihn einmal dazu zu bringen, daß er sich zu dem keineswegs angenehmen Experiment, sein Gesicht abformen zu lassen, entschloß. Wir hatten Gelegenheit, diese Maske im Atelier des Stechers zu sehen, und waren überrascht von der Mächtigkeit und inneren Größe dieser Züge. Nebenbei mag bemerkt werden, daß der Stich, in breiter kräftiger Linienmanier gehalten, bereits soweit vorgeschritten ist, daß dessen Vollendung bis Ende nächsten Monats sicher in Aussicht steht.

Paris. Die letzten Conservatoire-Concurse gaben neuerdings Anlaß zu den seit einer Reihe von Jahren wiederkehrenden Klagen, es stehe das Pariser Conservatoire nicht mehr auf der Höhe seiner früheren unter Cherubini eingenommenen Rangstufe und sei in der Decadenz begriffen. Man beschuldigt das jetzige Direktorium allzu großer Nachsicht und des Mangels an Energie; man beklagt die Ueberhäufung der einzelnen Klassen durch Schüler, so zwar, daß der Einzelne nur etwa zwei Minuten Unterricht genießen könne; gerügt wird ferner auch die Liberalität bei der Zulassung zu den Concursen, während früher nur die Auserlesensten hiezu berufen wurden, und die Anzahl der Concurrenten in je einer Klasse auf höchstens acht bestimmt war, während man jetzt das Vergnügen habe, deren dreißig ein und dasselbe Stück vortragen zu hören. Früher wurden größere Concertstücke vollständig geprüft, bereichert mit den von den Concurrenten selbst componirten Cadenzen — jetzt hört man nur unvollkommene erste Sätze. Die schwachen Erfolge in der Opéra comique und der Opéra bezeugen ferner, daß es den Eleven an öffentlichen Uebungen fehle, und empfehlen sich allsonntägliche Productionen im dazu construirten Conservatoire-Saal, mit mäßigem Eintrittspreis. Trotz alledem sind wieder einige junge Kräfte frisch von den Concursen weg für verschiedene Bühnen engagirt worden. So wurde der Bariton Rouby (welcher zwei erste Preise im Gesang und im Opéra-Concurs erhielt), ein geborner Belgier und nebenbei Doktor der Rechte — vermöge seiner hervorragenden Qualitäten für die Opéra engagirt. Der Director des Athenée-Theaters, Herr Martinet, vindicirte sich den Tenor Idrac und Fräulein Caillot. Ersterer wird in Riccis „Crispino e la Comare“ debutiren. Fräulein Mineur, die eine Scene aus dem Thoma'schen „Songe d'une nuit d'été“ mit weit mehr Geschick und Temperament, als alle ihre Concurrentinnen der Opéra comique vortrug und doch seltsamer Weise keinen Preis erhielt, wurde dafür vom Publikum enthusiastisch ausgezeichnet und nach — New-Orleans engagirt. Die Jury mußte sich wegen Nichtbeachtung dieser zu einer amerikanischen Größe berufenen jungen Dame vom Publikum eine arge Demonstration gefallen lassen — die Unzufriedenen im Saale reclamirten laut den derselben verweigerten Preis und benahmen sich in so excessiv tumultuirender Weise, daß die Jury ihre Würde wahrte und, gleich dem Kaiser der Franzosen, vorläufig der „Emeute nicht wich“. Den ausgesprochensten dramatischen Gesangsberuf unter den zahlreichen Concurrentinnen zeigte indeß nur Fräulein Lieder, gebürtig aus Wien, welche im Duo des vierten Akts der Hugenotten (mit obenerwähntem Tenor Herrn Idrac) eine Leidenschaft und künstlerische Passion an den Tag legte, die für die Zukunft viel verheißt. Das talentvolle Fräulein wird jetzt, nach beendeten Conservatoire-Studien sich der deutschen Opernbühne widmen — Aus für Intendanzen, die dramatische Sängerinnen mit der Diogenes-Laterne suchen. (N. Berl M.-Z.)

Paris. Im Ambigu-Theater soll nächstens der „Fechter von Ravenna“ zur Aufführung kommen. Es ist dies durchaus kein Originalstück, sondern einfach eine Uebersetzung des gleichnamigen Stückes von Friedrich Halm. Der Uebersetzer Taillade hat sich streng an das Original gehalten. Gleichzeitig wird der Fechter von Prosper Mignard übersetzt.

Paris. Die Sängerin Lagrua ist hier eingetroffen, um Engagements für die Wintersaison der Madrider Oper zu kontrahiren, indem sie — wie man bestimmt wissen will — Gesellschafterin der Direktion ist.

Digitized by Google

Philadelphia. Das allgemeine Tagesgespräch unter den hiesigen Deutschen war seit langer Zeit das baltimorer Sängerfest und die Ankunft des Herrn Kapellmeisters Tschirch aus Gera, dem bekanntlich der erste Preis für seine Composition zum Sängerfest zufiel. Tschirch, von Europa in Baltimore angelangt, wurde auf das Freundlichste empfangen. Bald nach seiner Ankunft kam eine Abordnung von Philadelphia nach Baltimore und entführte den Herrn Kapellmeister für einige Tage. Hier wurde Herr Tschirch ebenfalls auf's Herzlichste bewillkommt, und ihm zu Ehren folgte Banket auf Banket. In allen Freischulen Philadelphias wird jetzt Gesang eingeführt, und diesem Beispiel werden bald die meisten Großstädte folgen. Am 11. Juli gingen die philadelphier Sänger, über 500 an der Zahl, nach Baltimore ab, welchen dann die newyorker Sänger, über 1000, folgten. Newyork sandte 29 und Philadelphia 23 Singvereine nach Baltimore. Im Ganzen wollten sich, ohne die baltimorer, 62 Gesangvereine betheiligen. Im ersten Concert kam Händels großes Oratorium „Messias" zur Aufführung, in welchem die Soli von folgenden Künstlern gesungen wurden: Sopran, Frau Johanna Rotter, Alt, Fräulein Friederici, Tenor, Herr Franz Himmer und Baß, Herr Joseph Hermanns. Diesem Concert folgte der große Festzug der Sänger. Neun Regimenter Infanterie und ein Regiment Cavallerie eröffneten den Zug, welcher in vier Divisionen eingetheilt war. Die Stadt war mit Fahnen, Guirlanden ꝛc. aufs Festlichste geschmückt. Hierauf fand das Preissingen statt, wozu achtzehn Vereine in die Schranken traten, und zu welchem vier ganz vorzügliche Pianos als Preise aufgestellt waren. — Nach einem Telegramm aus Baltimore hat bei dem dortigen Gesangfeste der deutsche Liederkranz von New-York den ersten Preis erster Classe, der Quartett-Clubb von Hoboken den ersten Preis zweiter Classe erhalten.

Wien. Das Burgtheater eröffnete die Saison mit dem alten Rührstück „Mutter und Sohn". Ein wunderbar prächtiger Sommerabend, glühende Hitze und dazu die selige Birch-Pfeiffer — das ist bitter! Bald darauf hatte das Publikum wieder „Rose und Röschen" auszustehen. — Der Bau des neuen Burgtheaters soll nun ernstlich in Angriff genommen werden. Die Vollendung wird in fünf Jahren erfolgen. — Im Theater an der Wien ist am 10. ds. Mts. Arthur Müllers Volksschauspiel „Die Türken vor Wien" zur Aufführung gelangt. Vorbereitet werden: die Operetten-Novität „Der Däumling", ein einaktiger Schwank „Er soll tanzen" von Paul Kroue, und O. F. Bergs Posse „Ein Wiener Dienstbote". Roderich Benedix' „Relegirte Studenten" haben bei ihrer ersten Aufführung im Burgtheater einen sehr anständigen Erfolg gehabt.

Wien. Im Carltheater hat die erste Aufführung — Flotows „Martha" — des komischen Opercyclus mit Sontheim stattgefunden. Der berühmte Tenorist hat sich denn auch wieder weidlich hervorgethan und wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Ueber alles Andere aber, als Capellmeister, Sänger, Chor und Orchester, thut man gut, zu schweigen.

Zürich. Zu Ehren des Schweizer Dichters Gottfried Keller wurde aus Anlaß seines 50sten Geburtstages eine Jubiläumsfeier in Zürich veranstaltet. Das Fest wurde vor Allen durch Reden des Professors J. Scherr und des Dichters Gottfried Kinkel verherrlicht. Namentlich zeichnete sich die Rede des Letzteren, welcher Kellers Verdienste nicht blos um die localschweizerische, sondern gesammt-deutsche Literatur hervorhob, durch glänzende Eloquenz und edle Wärme der Empfindung aus.

Vermischtes.

Das Rossini-Fest in seiner Geburtsstadt Pesaro beginnt am 21. d. und wird vier Tage währen. Am ersten Tage wird in der Franziskuskirche Cherubinis Requiem, am 22. und 23. im Teatro civico Rossinis „Stabat mater" und am letzten Tage ein aus sonstigen Werken des Gefeierten zusammengesetztes Concert zur Aufführung gelangen. Das gewisse Kaleidoskop-Requiem der celebren (!) Komponisten des heutigen Italiens, das bei dieser Gelegenheit hätte gemacht werden sollen, scheint nicht fertig geworden zu sein.

Die Kunstausstellung in Brüssel, die alle drei Jahre auf Kosten des Staates stattfindet, wurde am 29. Juli feierlich eröffnet. Die Zahl der in 14 Sälen und Zimmern ausgestellten Stücke beträgt nahe an 2000 und übersteigt alle bisherigen. Unter den Ausstellern bemerkt man ein Mitglied des diplomatischen Corps, den englischen Gesandten Lumley. Die Ausstellung findet, da Belgiens Hauptstadt noch immer kein besonderes Lokal für Kunstausstellungen besitzt, im Gebäude des botanischen Gartens statt. (Europa)

Der „Pungelo" von Neapel vom 3. d. M. spricht von einer äußerst wichtigen Entdeckung, die man in Pompeji gemacht hat. Man hat nämlich ein Gemälde aufgefunden, welches den Circus von Pompeji darstellt, wie er kurz vor der Verschüttung der Stadt war. Man ersieht aus diesem Gemälde, daß das Amphitheater mit Bäumen bepflanzt war. Das Bild hat wenig

Digitized by Google

künstlerischen aber desto mehr historischen Werth. Es stellt einen Kampf zwischen den Bewohnern von Nocera und von Pompeji dar, in welchem, wie Schriftsteller der damaligen Zeit melden, mehrere hunderte von Menschen umkamen. Man bemerkt auch in der Nachbarschaft des Circus auf dem Gemälde ein großes Gebäude, von dem man bis jetzt nicht die geringste Kunde hatte. Der Commandeur Fiorelli beabsichtigt ungesäumt nach diesem Gebäude die eifrigsten Nachforschungen anstellen zu lassen. Das besagte Gemälde ist ins Museum gebracht worden, wo es ehestens öffentlich ausgestellt wird.

In Köln soll sich eine Actiengesellschaft zur Erbauung eines neuen Theaters gebildet haben.

„L'ornement polychrome" betitelt sich ein von A. Racinet in Paris (Firmin Didot Frères, Fils & Co.) in 10 Lieferungen erscheinendes Prachtwerk, welches auf 100 Foliotafeln ungefähr 2000 in Gold- und Silberfarben ausgeführte Motive aus allen Kunststylen, dem antiken und asiatischen, der Renaissance, des 17. und 18. Jahrhunderts, in historischer und praktischer Zusammenstellung nebst erklärenden Bemerkungen und allgemeiner Einleitung enthält.

Roderich Benedix hat ein neues fünfaktiges Lustspiel beendigt. Es hat den Titel „Abenteuer in Rom" und wird zuerst in Leipzig unter Leitung Laubes zur Aufführung kommen.

Adolf Böttger arbeitet eben an der Vollendung einer größeren Dichtung, „Das Galgenmännchen" betitelt, welche den Fluch und Segen des Geldes behandelt

Das in Cassel von einem Verehrer Spohrs gegründete „Conservatorium der Musik" erfreut sich einer wachsenden Theilnahme und zieht selbst aus weiter Ferne Schüler und Schülerinnen heran, welche sich als Sänger und Sängerinnen für Bühne und Concert, als Lehrer und Lehrerinnen des Claviersiels, Gesangs und der Harmonie, oder als Musiker irgend eines Faches oder Instrumentes ausbilden wollen.

Herr Bagier hat Halevys „Guido und Ginevra" ins Italienische übersetzen lassen und will diese Oper im nächsten Winter mit Fraschini und Adelina Patti zur Aufführung bringen. Desgleichen ist derselbe mit der Direktion der komischen Oper wegen deren Erlaubniß zur Uebersetzung und Aufführung der Oper „Mignon" von A. Thomas in Unterhandlung getreten.

Das Theater in Wiesbaden ist nunmehr durch die Kronsidecommiß-Verwaltung übernommen, und es soll in dem Uebernehmungsvertrage festgesetzt sein, daß die Stadtgemeinde einen weiteren als den seitherigen Zuschuß von 7000 fl. zur Unterhaltung des Theaters nicht zu leisten hat, und daß der seitherige Beitrag der Spielgesellschaft von 57,000 fl. unter allen Umständen nicht mehr aus den Erträgnissen des Kursonds bestritten werde.

Die Rossinische Messe wurde im St. James Hall zu London bereits dreimal unter Arditis Leitung mit gleich großem Beifall und unter gleich starkem Besuche aufgeführt. In Lucca wird dieselbe am Feste des hl. Kreuzes (14. September) mit aller Sorgfalt und mit dem höchsten Aufwand aller künstlerischen Mittel executirt werden. Für Petersburg, Moskau und Warschau haben die Herren Bianesi, Capellmeister der kaiserlichen Oper in Petersburg, und Merelli, Impresario, das Recht der Aufführung erworben.

(Die Philologen auf dem Parnaß.) Ernst v. Wildenbruch hat eine kleine Humoreske auf den Büchertisch gelegt, in welcher er die Streitigkeiten der Philologen in scherzhaft satyrischer Weise zu geißeln sucht. Daß er dafür die dramatische Form gewählt, ist jedenfalls ein glücklicher Griff, denn diese bot ihm Gelegenheit, die nothwendigen Figuren nicht nur redend, sondern auch handelnd auftreten zu lassen. Die ganze Sache dreht sich um die alte Streitfrage der Philologen, ob die homerischen Gesänge von Einem oder Mehreren gedichtet, ob sie in einer bestimmten Zeitperiode oder in verschiedenen Jahrhunderten entstanden; deshalb sind die gelehrten Herren zum Parnaß hinaufgestiegen, um dort an Ort und Stelle ihre Untersuchungen anzustellen. Der Streit wird hier durch Phöbus und die Musen geendet. So klein das Büchlein auch ist, birgt es doch viele Schönheiten, deren vorzüglichste in der stellenweise meisterhaften Diction zu finden ist. (M. s. L. d. A.)

Ueber den Aufschub, welchen das von Sachsen im norddeutschen Bundesrath beantragte Gesetz zum Schutz des Eigenthums von literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst, trotz der darüber schon vor langer Zeit geschehenen Vernehmung von Sachverständigen, erfahren hat, melden jetzt verschiedene Blätter, daß derselbe im Wesentlichen auf die Schwierigkeit zurückzuführen sei, den Begriff des geistigen Eigenthums in Bezug auf die Erzeugnisse der politischen Tagespresse festzustellen.

Von Höltys Gedichten besorgte eine neue Ausgabe mit dem ursprünglichen Texte K. Halm bei Brockhaus in Leipzig.

Zu Riehls „Naturgeschichte des Volkes" erschien als Fortsetzung (Stuttgart, Cotta) ein 4. Band unter dem Titel „Wanderbuch" und als 2. Theil zu „Land und Leute".

Digitized by Google

Das Cultusministerium in Pest hat eine Concurrenz für ungarische Künstler ausgeschrieben, welche historische Gemälde von größerem Umfange betrifft, die mit der Zeit einen ganzen Cyclus aus der ungarischen Geschichte bilden sollen. Es sind drei Preise ausgesetzt, einer zu 100 und je zwei zu 50 Dukaten.

Notizen.

Am 16. August fand in München die Trauung der Hofopernsängerin Frln. Mallinger mit Hrn. v. Schimmelpfennig-Düringsfeld statt.

Gustav Doré und Blanchard Jerrold haben eben eine Studienreise durch London, von den reichsten zu den ärmsten Quartieren vollendet, um demnächst ein großes Werk über die englische Hauptstadt zu beginnen. Gustav Doré hat von seiner Excursion eine reiche und interessante Skizzensammlung zurückgebracht.

Karl Gutzkow, der z. Z. mit seiner Familie eine Sommerwohnung in Bregenz am Bodensee inne hat, wird künftigen Herbst nach Berlin übersiedeln. Es steht binnen Kurzem die Publication eines dreibändigen Romans des Dichters bevor.

Alexander Dumas weilt zur Zeit in Roscoff an den Küsten der Bretagne. Er arbeitet an einem — „großen Küchenlexikon."

Ferdinand Hiller in Cöln hat von der unter Protection Ihrer Kais. Hoheit der Großfürstin Helena stehenden Concertgesellschaft in Petersburg die Einladung erhalten und angenommen, zu Anfang des nächsten Jahres während des Zeitraumes von sechs bis sieben Wochen vier Concerte zu dirigiren.

Ueber den Gesundheitszustand Dawisons kursiren recht betrübende Details. Die krankhafte Irritation des Künstlers hat den höchsten Grad erreicht. Die Geistesstörungen treten nicht mehr sporadisch auf, und es steht das Schlimmste zu befürchten. Die Aerzte scheinen die Hoffnung aufgegeben zu haben, Dawison jemals dem deutschen Theater wiedergeben zu können, dessen schönste Zierde er gewesen.

Zu Mailand starb unlängst, 77 Jahre alt, Luigi Poletti, der Architekt der Basilika von St Paul und einer der berühmtesten Künstler Roms. Der Tod ereilte ihn auf einer Reise nach den Steinbrüchen von Baveno, woselbst er mehrere Säulen rothen Granits für das Portal von St. Paul aufsuchen wollte. Sein großes Vermögen und seine werthvolle Bibliothek hat er seiner Vaterstadt Modena letztwillig vermacht.

In Leyden starb der Conservator des königl. Museums für Alterthümer, K. J. L. Janssen, Verfasser verschiedener Schriften über germanische Alterthümer.

Literarischer Anzeiger.

A. Philosophie, Literatur- und Kunst-Wissenschaft.

v. d. Horst, K., Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit mit Beispielen. 1. Thl. (Detmold, Meyer.) — **Schwald**, F., Deutsche Dichter und Denker, der vaterländischen Jugend und ihren Freunden ausgewählt und durch literarhistorische Charakteristiken eingeleitet. In 10 Liefg. (Altenburg, Bonde.) — **Perty**, M., Die Natur im Lichte philosophischer Anschauung. (Leipzig, C. F. Winter.) — **Zimmermann**, P., Die Unsterblichkeit der Seele in Platos Phaedon. (Leipzig, Haessel.) — **Gröber**, G., Die handschriftlichen Gestaltungen der Chanson de Geste „Fierabras" und ihre Vorstufen. (Leipzig, Vogel.) — **Fuchs**, C., Virtuos und Dilettant. Ideen über Clavierunterricht und reproductive Kunst.

B. Belletristische Werke.

Temme, J. D. H., Die Erbgrafen. Historischer Roman. 4 Bde. (Leipzig, Günther.) — **Kulemann**, R., Cornelie von Lentulus. Roman. 3 Bde. (Leipzig, Rötschke.) — **Galen**, Ph., Der Löwe von Luzern. Roman. 5. Bde. (Berlin, Janke.) — **Ring**, M., Lieben und Leben. Neue Erzählungen. 3 Bde. (Ebend.) — **Marbach**, H., Timoleon. Trauerspiel. (Berlin, Allgem. Deutsche Verlagsanstalt.)

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 35.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. V. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 28. August.

Inhalt: Darf der Schauspieler an der darzustellenden Dichtung Aenderungen vornehmen? von A. Fresenius. — Literaturbilder der Gegenwart VII. (Friedrich Spielhagen). (Forts.) — Ein Alibi, Criminal-Novelle von M. H. — Die internationale Kunstausstellung in München V. — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Oper und Prolog zur Eröffnung des großen Hauses.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes.

Darf der Schauspieler an der darzustellenden Dichtung Aenderungen vornehmen?

Von A. Fresenius.

Motto: „Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth."
Lessing, Emilie Galotti.

Es ist dies eine Frage, die ebenso viel für sich, als gegen sich hat. Will man es auch als feststehend annehmen, daß es allerdings einzelne Fälle gibt, wo dem Schauspieler, der bei einer theatralischen Aufführung mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Verkörperung der von dem Autor im Geiste empfangenen und auf dem Papier geborenen Dichtung eintritt, das Recht zustehe, an einem Werke, dessen Darstellung er alle seine Kräfte widmet, Abänderungen vorzunehmen, so stehen solche Fälle doch jedenfalls sehr vereinzelt da, und es entsteht also vor Allem die weitere Frage, wo und wann haben wir es mit einem solchen Ausnahmsfalle zu thun, wo und wann dürfen wir dem Schauspieler die Berechtigung einräumen, selbstthätig Hand anzulegen an einen poetischen Erguß, den er nur als treuer Dollmetscher in Fleisch und Blut übersetzen, aus der Ideenwelt in die Wirklichkeit verpflanzen, nicht aber als gelehrter Commentator interpretiren und bekritteln soll.

Am einfachsten und kürzesten könnte man allenfalls die Frage damit beantworten, daß jede Veränderung erlaubt sei, sobald sie zugleich auch eine Verbesserung ist. Aber mit diesem Ausspruch stoßen wir auf einen sehr kitzlichen Punkt: denn welcher Schauspieler wird die von ihm angenommenen Veränderungen nicht für Verbesserungen halten; allein wer gibt uns die Garantie, daß sie in der That solche sind und Stich halten

Digitized by Google

vor dem prüfenden Auge des sachkundigen gründlichen Kritikers und Kenners?! Bei keinem Zweige der Kunst aber finden wir so viele einer soliden wissenschaftlichen und ästhetischen Basis und nur zu oft auch sogar des guten Willens entbehrende Vertreter, als gerade unter den Schauspielern*): wie kann es uns also erstaunen, wenn es unter diesen Umständen alsdann nur allzu häufig vorkommt, daß ein solcher Ikarus sich die Flügel versengt, daß er in thörichter Selbstüberschätzung (und wo ist diese mehr zu Hause als gerade beim Theater?!) glaubt, den Dichter meistern zu können, wo er vielleicht nur die Tiefe seiner Gedanken nicht verstehen konnte; daß er, ein selbst betrogener Betrüger, die Welt wieder betrügt und ihr statt des echten Goldes der Dichtung das Knittergold seiner Verballhornung zum Besten gibt. Zudem tritt dann der Schauspieler zu den Abänderungen in das Verhältniß der geistigen Vaterschaft, und wenn es schon eine bekannte Thatsache ist, daß die leiblichen Eltern in der Regel für die Sprößlinge ihrer Liebe blind eingenommen sind und oft den häßlichsten Wechselbalg für einen Adonis ansehen, so gilt dies von geistigen Kindern noch viel mehr, und es gehört schon ein hoher, selten anzutreffender Grad von Selbsterkenntniß dazu, wenn ein Dichter oder vielmehr Einer, der ein solcher zu sein glaubt, und der vielleicht auch von einer Tafelrunde von guten Freunden oder einer Ruhmesassecuranz seiner Familie dazu gestempelt wird, sich über seine Fehler und Mängel klar ist.

Es ist also ein gefährlicher Abgrund, an den uns der oben angedeutete Weg führt: wir kommen dabei an eine schwierige Klippe, die wir zu umschiffen haben — und wer bürgt uns dafür, daß wir nicht von der Scylla in die Charybdis gerathen? Und dennoch glauben wir die obige Frage mit „Ja" beantworten zu müssen, nur muß dieses Ja natürlicher Weise ein sehr beschränktes sein, und es kann in solchen Fällen nicht Vorsicht genug anempfohlen werden.

Schon Lessing kommt im fünften Stücke seiner Dramaturgie kurz auf diesen Punct zu reden. Bei Gelegenheit der Aufführung von Cronegks „Olint und Sophronia" und der Darstellung der Clorinde durch die berühmte Schauspielerin Madame Hensel sagt er unter Anderem Folgendes:

„Es ist unstreitig, daß die Schauspielerin durch diese meisterhafte Absetzung der Worte: „„Ich liebe Dich, Olint"", — der Stelle eine Schönheit gab, von der sich der Dichter, bei dem Alles in dem nämlichen Flusse von Worten daher rauscht, nicht das geringste Verdienst beimessen kann. Aber wenn es ihr doch gefallen hätte, in diesen Verfeinerungen ihrer Rolle fortzufahren! Vielleicht besorgte sie, den Geist des Dichters ganz zu verfehlen; oder vielleicht scheute sie den Vorwurf, *nicht das, was der Dichter sagt, sondern was er hätte sagen sollen, gespielt zu haben. Aber welches Lob könnte größer sein, als so ein Vorwurf? Freilich muß sich nicht jeder Schauspieler einbilden, dieses Lob verdienen zu können; denn sonst möchte es mit dem armen Dichter übel aussehen.*"

Und dann den Charakter der Clorinde eingehender zergliedernd, fährt Lessing fort:

„Alles ist Widerspruch in ihr, und immer springt sie von einem Aeußersten auf das andere: Kaum hat sie ihre Liebe erklärt, so fügt sie hinzu:

„Wirst Du mein Herz verschmähn? Du schweigst? Entschließe Dich;
Und wenn Du zweifeln kannst — so zittre!"

„So zittre? Olint soll zittern? er, den sie so oft in dem Tumulte der Schlacht, unerschrocken unter den Streichen des Todes gesehen? und soll vor ihr zittern? Was will sie denn, will sie ihm die Augen auskratzen? — O, wenn es der Schauspielerin eingefallen wäre, für diese ungezogene weibliche Gasconade „so zittre!" zu sagen: ich zittre! Sie konnte zittern, so viel sie wollte, ihre Liebe verschmäht, ihren Stolz beleidigt zu finden. Das wäre sehr natürlich gewesen. Aber es von dem Olint verlangen, Gegenliebe von ihm mit dem Messer an der Gurgel fordern, das ist so unartig als lächerlich.

„Doch was hätte es geholfen, den Dichter einen Augenblick länger in den Schran-

*) Goethe sagt einmal in seinem „Wilhelm Meister", es verhalte sich mit dem Studiren der Schauspieler ungefähr ebenso, wie mit dem Arbeiten der Freimaurer.

Digitized by Google

ken des Wohlstandes und der Mäßigung zu erhalten? Er fährt fort, Clorinde in dem wahren Tone einer besoffenen Markedenterin rasen zu lassen, und da findet keine Linderung, keine Bemäntelung mehr statt.

„Das Einzige, was die Schauspielerin zu seinem Besten noch thun könnte, wäre dieses, wenn sie sich von seinem wilden Feuer nicht so ganz hinreißen ließe, wenn sie ein wenig an sich hielte, wenn sie die äußerste Wuth nicht mit der äußersten Anstrengung der Stimme, nicht mit den gewaltsamsten Geberden ausdrückte."

Also schon Lessing, dieser Grund- und Eckstein in dem Fundamente unserer deutschen Dramaturgie, spricht sich unbedingt dahin aus, daß dem Schauspieler das Recht zustehe, Aenderungen an einem Dichtwerke vorzunehmen.

Goethe, welcher, abgesehen von der Bühnenkenntniß, die er als dramatischer Dichter besitzen mußte, als mehrjähriger Intendant des Weimarer Hoftheaters auch nach der rein practischen technischen Seite hin tiefe Einblicke in das Wesen der Schauspielkunst zu thun Gelegenheit hatte, schreibt gleichfalls in seinen „Regeln für Schauspieler" (§. 28) vor: „Der Declamirende hat die Freiheit, sich eigen erwählte Unterscheidungszeichen, Pausen ꝛc. festzusetzen; nur hüte er sich, den wahren Sinn dadurch zu verletzen, welches hier eben so leicht geschehen kann, als bei einem ausgelassenen oder schlecht ausgesprochenen Worte."

Ebenso sagt Rötscher in seinem „Cyclus dramatischer Charaktere" bei Gelegenheit der Besprechung der Rolle des „Burleigh" in Schillers „Maria Stuart": „Der Darsteller hat hier die Pflicht, den Dichter gewissermaßen zu ergänzen und dadurch die Einheit des Bildes zu erhalten." Ist hier auch von keinen eigentlichen Aenderungen die Rede, so geht doch schon aus diesem Ausspruch deutlich genug hervor, daß auch Professor Rötscher, der gewiß auch als eine Autorität auf diesem Gebiet angesehen werden kann, sich ebenfalls zu Lessings Ansicht bekennt.

Und endlich fanden wir im Briefwechsel zwischen Houwald und Böttiger einen auf diesen Punct bezüglichen Passus. Dieser schrieb nämlich an Jenen nach der ersten Aufführung von „Fluch und Segen" in Dresden: „... Thaten die Schauspieler recht, den Segen der Mutter am Schluß des ersten Actes wegzulassen? Ich denke: ja." Houwald antwortete: „Man hat bei der Aufführung den Segen weggelassen. Sie billigen es, und ich bin auch nicht dagegen". ꝛc. ꝛc.

Aber dieses dem Schauspieler vindicirte Recht wird sogar häufig zur unerläßlichen Pflicht für denselben, und aufmerksame Beobachtungen lassen uns leider tagtäglich Wahrnehmungen in dieser Beziehung machen. Vor Allem sind es hier die oft mit unverantwortlichem Leichtsinn, mit größtmöglichster Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit gemachten, wahrhaft von Unsinn strotzenden und dadurch als ebenbürtige Zwillingsbrüder unserer meisten Operntexte sich kennzeichnenden Uebersetzungen aus fremden Sprachen, exotische, zu uns verpflanzte Erzeugnisse des Auslands, namentlich Frankreichs. Wir wollen als Beleg der Wahrheit des Gesagten nur einige wenige Beispiele citiren, welche wir den Bearbeitungen von Uebersetzungen entlehnen, deren Ruf in der Bühnenwelt ein allgemein begründeter ist. „Nennt man die besten Namen, so wird auch ihrer genannt." So verwechselt z. B. Herr v. Küstner in seiner Bearbeitung von Uchards „Fiammina" in der Schlußscene den Dativ und Accusativ, und setzt „Deine Mutter und mich" statt „Deiner Mutter und mir", ebenso wie er ferner in demselben Werke in der Erzählung Lamberts im ersten Acte drei Mal ganz kurz hinter einander das Wort „Geheimniß" wiederholt. A. v. Winterfeld hat folgende vortreffliche Stellen in seinem dem Monsieur Secret (der vor einigen Jahren im Odeon-Theater in Paris als Preisstück gekrönt wurde), „das Urtheil der Welt", aufzuweisen:

Act II, Scene 8:

Felicien: Es ist nicht meine Schuld, daß Indiana (Name eines Pferdes) sich erschrocken hat. (Hier ist also die französische Redensart, der Gallicismus „s'est effrayée" ganz wörtlich übersetzt, wie man es einem Quartaner nicht ohne Strafe würde hingehen lassen).

Louise. Sie hat sich erschrocken, weil Du sie gereizt hast.

Digitized by Google

Im weiteren Verlaufe des Stücks kommt folgende Stelle vor:

Act IV, Scene 11:

Amelie. Ich war so verwirrt, daß ich meine Kaltblütigkeit erst zu Ende wieder erlangte.

Herrmann. Wenn er nicht aufgehört hätte, hörten Sie ihn noch. („Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen".)

Selbst Männer, von denen man es kaum glauben sollte, blieben nicht frei von diesem Fehler, wie figura zeigt.

Eduard Duller, der sonst einen sehr guten Styl schrieb, machte sich als Uebersetzer auch kein Gewissen daraus, seinen Geisteskindern das Kainszeichen der Flüchtigkeit auf die Stirne zu drücken. Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten, und nur selten bleibt ein Gesunder verschont von der grassirenden Epidemie. So findet man in Dullers Uebertragung von Victor Hugos Angelo folgende beide Stellen:

Act I, Scene 4:

Was für ein Mensch ist dieser? *)

Act II, Scene 5:

Eure Worte vereisen mich vor Erstaunen.

Mit das Komischste aber, was wohl überhaupt geleistet worden ist, hat Karl Simrock geliefert, wenn er eine Stelle des Hamlet folgendermaßen übersetzt:

Act III, Scene 4:

Verließt ihr dieses schönen Berges Weide
Und mästet Euch im Sumpf? Ha! Habt ihr Augen?
Nicht Liebe nennt es; denn in euerm Alter
Ist das Juchhei im Blute zahm, demüthig
Bequemt es sich dem Urtheil.

(Fortsetzung folgt.)

Literaturbilder der Gegenwart.

VII.

Friedrich Spielhagen.

(Fortsetzung).

-ll- Spielhagens Beruf und Ruf als deutscher Romanschriftsteller war mit dem Erscheinen dieses eigenthümlichen Werkes entschieden. Es kam nur noch darauf an, ob er sich auf dieser Höhe zu behaupten im Stande sein, oder in Folge des in Deutschland bei den Romanciers üblichen und leider durch materielle Bedrängniß vielfach motivirten überschnellen Producirens von derselben wieder hinabsinken werde. Zunächst schien das Letztere eintreten zu wollen. Die unter dem Titel „Durch Nacht zum Licht" gegebene Fortsetzung der „Problematischen Naturen" blieb trotz vortrefflicher Einzelnheiten hinter diesem Werke so weit zurück, daß ein solches Absinken der dichterischen Tüchtigkeit selbst durch die mißliche Entstehungsweise des Buches nicht völlig erklärt werden kann. Dasselbe wurde nämlich in seiner größeren Hälfte für das Feuilleton der hannoverischen „Zeitung für Norddeutschland", dessen Redaction Spielhagen im Jahre 1861 übernommen hatte, je dem augenblicklichen Manuscript-Bedürfniß gemäß, capitelweise geschrieben. Selbstverständlich machte diese Art der

*) E. Duller konnte sich als Präcedenzfall auf einen Goethe'schen Vers berufen, denn auch unser großer Dichter hat einmal eine ganz ähnlich verschrobene Vorstellung im Torquato Tasso: .... Mir .... Welch ein Moment war dieser!

Digitized by Google

Entstehung in der größeren Hälfte jede feinere Composition unmöglich, und schnitt auch die zu diesem Behufe früher gesponnenen Fäden resultatlos ab. Die nächste Folge dieser Compositionslosigkeit ist, daß der Dichter mit der Mehrzahl seiner Helden, den aus dem vorigen Werke als Erbschaft mitübernommenen „Problematischen Naturen", schließlich Nichts mehr anzufangen vermag. Er läßt sich deshalb von den Meisten derselben am 18. März 1848, dem Tage der Berliner Märzrevolution, durch die Kugeln und Bajonette der preußischen Garden befreien, ein Liebesdienst, der trotz seiner Wichtigkeit ihn diesen Truppentheilen und ihren Offizieren nicht geneigter zu machen im Stande gewesen ist. Freilich hängt diese etwas summarische Art des Erzählungsabschlusses mit der von Spielhagen in einem seiner geistreichsten kleineren Aufsätzen entwickelten Theorie zusammen, daß der Roman als Miniaturbild und Mikrokosmus des Lebens im Grunde keinen wirklichen Abschluß erfahren und vertragen könne, und deshalb, da er aus ganz äußerlichen Gründen doch irgend einmal zu Ende gehen müsse, dieses Ende auch recht gerne in etwas äußerlicher und willkürlicher Weise nehmen dürfe. Der Satz ist, wie gesagt, mit großem Aufwande von Geist vorgetragen, nichtsdestoweniger aber unrichtig, und wird auch durch alle größeren, wirklich mustergiltigen Romandichtungen, unter ihnen eine von Spielhagen selbst, auf das Bündigste widerlegt. Denn das eben unterscheidet ja den wirklichen epischen Dichter von dem bloßen Culturhistoriker, daß jener die ganze Gedanken- und Anschauungsfülle der von ihm zum künstlerischen Gegenstande gewählten Culturepoche trotz ihres übergroßen Reichthumes in die Form einer ebenmäßigen und architektonisch aufgebauten Composition zu gießen vermag. Freilich ist Spielhagen von diesem Gesetze nirgends so weit abgewichen, wie in dieser „Durch Nacht zum Licht" betitelten Fortsetzung seiner „Problematischen Naturen." Nichtsdestoweniger bezeichnet das Buch unter so vielen momentanen Rückschritten auch einen Fortschritt des Dichters. Derselbe hat hier zuerst eine später oft und reichlich von ihm angeschlagene Saite zu treffen verstanden, die gegen Sentimentalität, Pathos, Weltschmerz und politische Diatribe bisher von ihm vernachlässigte Seite des Humors, der nichtsdestoweniger stets eines der entscheidendsten Attribute des epischen Dichters gewesen ist, und in Homer und Cervantes die beiden größten epischen Genien aller Zeiten und Völker in ganz hervorragendem Grade ausgezeichnet hat.

Mit der Vollendung dieses aus Gut und Böse eigenthümlich gemischten Werkes waren Spielhagens poetische Wanderjahre ebenfalls beendigt. Schon in Leipzig mit einer jungen Wittwe, der Tochter eines thüringischen Gutsbesitzers, verheirathet, siedelte er im Jahre 1862 von Hannover nach Berlin über, welchen Aufenthalt er bisher, einzelne kürzere Erholungsreisen abgerechnet, nicht wieder verlassen hat. Die nächsten Folgen dieser Uebersiedelung waren für Spielhagens poetische Entwicklung nicht eben günstig. Er gerieth mitten in die Neubildung der preußischen Demokratie hinein, die sich damals unter dem Namen der „Fortschrittspartei" vollzog, und glaubte leider seinen Pegasus mit den herkömmlicheren Zugthieren dieser Partei an demselben politischen Pfluge ziehen lassen zu dürfen, oder vielmehr zu sollen. Zu diesem Behufe übernahm er zunächst im Herbste 1862 die Redaction einer neuen Janke'schen Zeitschrift, die unter dem etwas veränderten Namen „Deutsche Romanzeitung" noch jetzt existirt, und von ihm gleich in dem einleitenden Programme als ein „Unterhaltungsblatt der Fortschrittspartei" bezeichnet wurde, später aber, von 1865—1867 die Redaction des „Berliner Sonntagsblattes, der Beilage zur Berliner „Volkszeitung". Spielhagen, um hier gleich auch auf dieser Seite seiner literarischen Thätigkeit gerecht zu werden, war ein vortrefflicher Redacteur, Meister namentlich auch in längeren kritischen Reproductionen einzelner Dichter- oder Künstlergestalten, wie in Allem, was an die Form des Essays oder ästhetischen Vortrages heranstreifte; dennoch glauben wir, daß er schon jetzt, trotz ungeänderter politischer Anschauungen, die an diese halb poetische, halb kritische Tendenzschriftstellerei verschwendete Zeit und Kraft bedauert. Leider blieb die Redaction dieser beiden Zeitschriften auch auf seine in rein künstlerischen Formen gehaltene Production nicht ohne nachtheilige Einwirkung; schon die erste Nummer der Janke'schen Zeitschrift brachte den Anfang eines neuen großen Romanes „Die von Hohenstein", mit welchem Spielhagen noch tiefer als bisher in die unkünstlerische Tendenz hineingerieth. Wie schon früher berichtet, behandelt derselbe

Digitized by Google

das Jahr 1849 am Rhein, wie es dem kritiklosen Auge eines politisch fanatisirten Studenten erscheinen mußte, und beginnt deshalb ganz folgerichtig in Koblenz, um mit dem blutigen Possenspiele der rheinpfälzischen und badischen Revolution abzuschließen.

Das Buch hat unseres Wissens von allen größeren Werken Spielhagens, obgleich es, wie alle Bücher dieses ungewöhnlich begabten Erzählers, viel gelesen und gekauft wurde, den relativ geringsten Erfolg gehabt und wohl auch verdient. Nichtsdestoweniger bezeichnet es einen bedeutenden Abschnitt in der Entwicklung des Dichters, nämlich zugleich den Höhepunkt der politischen Tendenz und den Uebergangspunct zur Darstellung reinerer künstlerischer Motive, vor Allem reinerer weiblicher Charaktere. Aus der zum Theil mit großartiger Kraft, hie und da aber auch bis zum Widerlichen übertrieben geschilderten Auflösung aller sittlichen Verhältnisse hebt sich — zum ersten Male bei Spielhagen — ein reines Idyll hervor, eine Liebesepisode der rührendsten und unschuldigsten Art, die gegen die mit virtuosem Humor dargestellte Verwilderung des Hauses Hohenstein und namentlich seines Chefs, des alten Generals, wirksam absticht. Ueberhaupt ist die dichterische Kraft des Autors auch in diesem Werke entschieden im Zuwachs begriffen, und kein schwächliches und verbrauchtes Motiv, wie die Hauslehrerliebe und Zigeunerromantik der „Problematischen Naturen" entstellt die mit sicherem Realismus aufgebaute Composition der Erzählung. Wenn dennoch die Gesammtwirkung des Buches eine keineswegs vortheilhafte ist, so liegt dies außer an der moralischen und ästhetischen Häßlichkeit der meisten Vorgänge und Charaktere namentlich an dem nackten Hervortreten einer politischen Tendenz, die in dieser Stärke und Unverhülltheit geradezu beispiellos genannt werden muß. Spielhagen hat sonst einen überaus feinen Sinn für Humor, dessen geistige Genesis er in einem seiner kleineren Essays ganz vortrefflich gegeben hat, aber in diesem Werke hat ihn die politische Leidenschaft dermaßen verblendet, daß er für die bei weitem überwiegenden lächerlichen Seiten der südwestdeutschen democratischen Erhebung vom Jahre 1849 gar keinen Sinn übrig behalten hat, und die — abgesehen von ihren blutigen und traurigen Folgen — abgeschmacktesten Vorgänge mit unwandelbarem Pathos vorträgt. Leider hat neben dem ästhetischen auch das sittliche Urtheil des Verfassers unter den Einflüssen dieses Fanatismus gelitten. Während mit den aristokratischen Sündern des Buches zum Schluß in sehr rigoristischer Weise verfahren wird, erscheint für einen „volksthümlich" gesinnten Offizier der Bruch des Fahneneides zu Gunsten einer im Voraus verlorenen und durch Auswüchse der übelsten Art entstellten Sache als ein nicht nur lobens- und nachahmenswerther, sondern auch ganz selbstverständlicher Vorgang. Nicht einmal ein „sittlicher Conflict", ein Kampf zwischen zwei verschiedenen Seiten des allgemeinen Pflichtbewußtseins ist dem Dichter hier erforderlich erschienen.

„Nach so vielen Kriegsgeschichten kommt auch einmal eine friedliche Geschichte", schreiben die Calwer „biblischen Geschichten" bei Gelegenheit des Buches Ruth, das zwischen die militär-politischen Actionen des „Buches der Richter" und des „Buches Samuelis" wie ein kleines alttestamentarisches Idyll eingeschoben ist. Wir bezweifeln sehr, daß Spielhagen bei der Reihenfolge seiner erzählenden Werke an die Beispiele der Calwer „biblischen Geschichten", oder vielmehr des alten Testamentes gedacht hat, aber in der Praxis sieht es beinahe so aus. Mitten zwischen „Die von Hohenstein" mit ihren politischen und das großartige „In Reih' und Glied" mit seinen socialen Kämpfen eingeklemmt, erscheint das freilich durchaus nicht alttestamentarische, vielmehr ganz und gar moderne Idyll „Röschen vom Hofe." Dasselbe gibt sich auch dem Raume nach nur wie eine Episode, ein dünnes Bändchen gegen die vier bis fünf stattlichen Bände, in denen Spielhagen seine größeren erzählenden Werke aufmarschiren zu lassen liebt, aber es gehört trotz seines geringen Umfanges zu seinen künstlerisch bedeutendsten Productionen. Namentlich in der Charakteristik zeigt sich ein beträchtlicher, zugleich ethischer und ästhetischer Fortschritt gegen früher. Nicht nur der Charakter der Heldin, der ersten sittlich ganz reinen unter Spielhagens weiblichen Hauptfiguren, sondern auch alle übrigen Charaktere der einfachen Erzählung zeigen sich, zum ersten Male bei diesem Dichter, in völlig großen und runden Umrissen, ohne ängstliche und mühselige Detailmalerei, wie in einem großen Zuge gezeichnet. Der alte, verarmte, aristokratische, aber nichtsweniger als kreuzritterliche Edelmann, der durch

Digitized by Google

einen liberalen Bildungsgang freisinnig gewordene junge Graf, der plump ehrgeizige Landpastor, der verkommene Demokratenwirth, die alte Amme und Haushälterin, das Alles sind nicht etwa blos individuell lebenswarme und wahre Figuren, wie sie Spielhagen auch schon früher darzustellen verstand, sondern zugleich, und zwar zum ersten Male bei diesem Dichter, typische Gestalten von allgemeiner Wahrheit und Bedeutung. Auch sonst zeigt die kleine liebliche Erzählung bedeutende Fortschritte. Ueber die politische Tendenz kann der Dichter zwar nirgends hinaus, sie liegt ihm im Blute, und bildet, obwohl sie ihn zu zahlreichen einzelnen ästhetischen Fehlern veranlaßt hat, im Ganzen dennoch einen der bedeutendsten Züge in seiner literarischen Physiognomie. Aber hier zum ersten Male läßt er auch den andern Theil zu Worte kommen, und zeigt auch, wenngleich nicht deutlich und scharf genug, die Kehrseite der demokratischen Medaille, die sich an dem Culturhabit unserer Tage so breit macht. Das Werkchen bezeichnet in der That in unübertrefflicher Weise zugleich die Pause des Ausruhens nach und vor bedeutenderen Arbeiten und ein Vorstudium zu einem Werke, das wenigstens die bisherigen Productionen des Dichters bei Weitem in Schatten zu stellen bestimmt war.

Das große Jahr 1866 war dem Erscheinen eines neuen bedeutenden Dichterwerkes an sich nicht günstig. Vor dem Glanze einer politischen That verblaßt wenigstens für die nächste Gegenwart jede poetische, und die politische That jenes Jahres wird wohl auch noch in sehr ferner Zukunft Alles, was unsere Generation auf friedlicheren Bahnen geleistet hat, zu überstrahlen im Stande sein. Unter diesen Umständen würde es noch keineswegs gegen das neue damals erschienene Werk Spielhagens, den großen socialpolitischen Roman „In Reih' und Glied" gesprochen haben, wäre er spurlos oder wenigstens ziemlich unbeachtet vorübergegangen. Ein um so stärkerer Beweis von der hohen Bedeutung des Buches ist es deshalb, das dasselbe selbst in der Gewitterschwüle des 1866er Sommers und unter dem Kanonendonner von Königgrätz und Aschaffenburg ein allgemeines Aufsehen hervorrief. Dasselbe ist in der That nicht blos das beste Werk Spielhagens, sondern überhaupt einer der besten deutschen Romane seit Freytags „Soll und Haben", dessen literarisches Gegenbild es bietet, wahrscheinlich die bedeutendste Production auf diesem Gebiete, und gleich diesem — ein Wink für unsere Romanautoren, — im Wesentlichen von socialpolitischem Inhalte. Freilich enthält jenes eine Verherrlichung der Bourgeoisie, dieses eine Darstellung der Kämpfe und Tendenzen des vierten Standes, aber gleich ist in beiden die Moral, daß nur die eigene Kraft, die „Selbsthilfe", den Einzelnen wie den ganzen Stand moralisch und materiell zu heben vermag. Spielhagen hat in diesem seinem bedeutendsten Werke den immerhin etwas zweideutigen Reiz, geschichtliche Figuren der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit unter anderen Namen in den Gang der Ereignisse eingreifen zu lassen, nicht verschmäht. Freilich ist dieses Mittel auf eine so meisterhafte Weise zur Anwendung gebracht worden, daß man seine Bedenken über die Statthaftigkeit desselben wenigstens momentan zu vergessen gezwungen ist. So ist der eigentliche Held des Buches trotz wesentlich anderen Lebensganges in Charakter und Schlußkatastrophe nicht undeutlich auf ein historisches Porträt Lassalles und seiner auf Eintritt der Staatshilfe in die sociale Frage hinzielende Thätigkeit angelegt, und auch die Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen erscheinen in jenem Werke in jener eigenthümlichen Carricaturengestalt, der man trotz der größten Entstellung und Verzerrung einzelne Züge von erschreckender Aehnlichkeit nicht absprechen kann. Noch bedeutender aber als diese für den momentanen Erfolg vortrefflich berechnete und ausgebeutete Speculation auf den Geschmack des Publikums an zeitgenössischen Pikanterieen wirkt die in dem Romane gegebene Darstellung der verschiedenen socialen und politischen Parteien des modernen Deutschlands und namentlich Norddeutschlands. Alle Gestalten, in welchen sich der dort vor dem Jahre 1866 geführte innere politische Kampf charakteristisch ausgeprägt, der grundbesitzende altliberale Edelmann und der absolutistisch gesinnte bureaukratische oder militärische Parvenu, der als Fortschritts-Abgeordneter fungirende achtbare Durchschnittspolitiker und der geniale menschenverachtende Agitator mit dem halb bewundernden, halb beneidenden plumpen Gesindel unter und hinter sich, der frömmelnde Hofmilitär und der politisirende Hofprediger, vor Allem aber der getaufte und geadelte Banquier mit der geistreichelnden Tochter

Digitized by Google

und dem halb aus väterlichen Stolze, halb zur Geschäftsreclame zum vornehmen Roué systematisch herangebildeten Sohne — sind in einer Weise zugleich individuell und typisch hingestellt, die den Roman lange nach dem Veralten seines eigentlich belletristischen Elementes noch für künftige Generationen zur Geschichtsquelle geeignet erhalten wird. Das Wort, daß der Dichter zugleich auch Geschichtschreiber sein soll, ist wohl selten so glänzend zur Ausführung gebracht worden, wie in diesem besten deutschen Romane des letzten Jahrzehntes.

(Schluß folgt.)

Ein Alibi.

Criminal-Novelle von M. H.

I.

„Ich begreife mich selbst nicht, daß ich mich nur entschließen konnte, einem solchen Brummbär meine Hand, diese allerliebste, kleine Hand zu reichen. Einem Manne, der mein Großvater sein könnte, und der unbedingt an jener Stelle weit besser placirt wäre!" So sagte Madame Tricot, eine hübsche, etwas kokett gekleidete, junge Frau in sehr aufgeregter Stimmung zu ihrem Gatten, Herrn Tricot, dem weder nachzurühmen, daß er jung, noch daß er kokett gekleidet sei. Seine vierundfünfzig Jahre, so wie seine nachlässige Toilette schützten ihn gegen beides. — Nur in der Aufregung schien er mit seiner Gattin Hand in Hand zu gehen; darin, aber auch nur darin stimmten Beide vollkommen überein.

„Großvater?" sagte er entrüstet, und steigerte den Ton seiner an und für sich nicht sehr melodischen Stimme bis in's höchste Falset, „Großvater? Na, nicht übel! Und wer würde alsdann meine Stelle zur Genüge ausfüllen? Etwa der Herr Oberkellner, der Herr Jean Baptiste, der Gelbschnabel?"

„Wahrscheinlich, mein Lieber! Und jedenfalls würde er sie besser ausfüllen, als ein gewisser Herr Tricot, der, wie es den Anschein hat, sich zur Lebensaufgabe gemacht, mir jede unschuldige Freude zu versagen; statt sich zu bemühen, durch ein zuvorkommendes Benehmen mir wohlgefällig zu sein und durch Freundlichkeit einige höchst unmalerische Runzeln seines ohnehin nicht schönen Antlitzes einigermaßen zu glätten."

Herr Tricot schnellte wie eine Sprungfeder in die Höhe, stürzte vor den Spiegel, nahm dort eine möglichst vortheilhafte Stellung ein, schnitt eine grinsende Grimasse und sagte dann mit Selbstgefühl, — welches ihn jedoch nicht hinderte, seine falsche Haartour möglichst tief in die Stirne zu ziehen. — „So lächerlich, wie empörend! Runzeln, Runzeln? Eine Million für jede Runzel!" Dann legte er die Hände über den Rücken, ging im Zimmer auf und ab, seine Frau von der Seite anschielend, welche, dann und wann einen Blick durch's Fenster werfend, eine Melodie trillerte, und ihren Gatten völlig vergessen zu haben schien. Ein Weilchen hielt Herr Tricot das Schweigen seiner Ehehälfte standhaft aus. Nachdem er aber einige Minuten brummend im Zimmer umhergegangen, war er vom passiven Widerstande seiner Frau, welche ihn gänzlich ignorirte, besiegt und glaubte nun seinerseits die Friedenspräliminarien einleiten zu müssen. Eine unrichtige Taktik aber war es, daß er den Frieden auf dem Schlachtfelde abschließen wollte, und zu diesem Behufe das Gespräch von vorhin nochmals erneuerte; indem er plötzlich vor seiner Gattin stehen blieb, und in möglichst sanftem Tone begann: „Adele! sieh mich an! Kannst Du mit Ueberzeugung sagen, daß ich Runzeln habe; so, was man unter Runzeln versteht, alte Runzeln?" „Lieber Tricot" antwortete seine Frau in wegwerfendem Tone „Mach Dich doch nicht lächerlich. Allerdings hast Du Runzeln, viel Runzeln, sehr viel Runzeln; aber das würde mich nicht abschrecken, wenn Du sonst nur liebenswürdig wärest. Du bist ein hoher Fünfziger, und da darfst Du von Gott und Rechtswegen schon Runzeln haben, allein" — hier war die Geduld des Herrn Tricot neuerdings zu Ende. Das war ihm zu sehr in's Herz gegriffen und zudem fühlte er sich vollkommen in seinem Rechte: denn in

Digitized by Google

der That, er war erst vierundfünfzig Jahre und folglich noch kein hoher Fünfziger. „Ja" schnaubte er von Neuem los „ein Milchbart bin ich freilich nicht mehr, wie der Herr Jean Baptiste! Wir haben uns den Wind um die Nase wehen lassen, wir haben den Feldzug mitgemacht, wir waren bei der großen Armee, wir —" „Ja, wir wissen es bereits" fiel ihm seine Gattin ins Wort, „wir waren beim Fuhrwesen angestellt oder bei der Lieferungscommission, und wir sollen uns da auch recht gut — genommen haben" und dabei machte sie eine entsprechende Pantomime. Wiederum schnellte der beleidigte Gatte in die Höhe, blickte groß auf seine Frau herab und fragte indignirt und mit gerösthetem Gesicht: „Was wollen Sie damit sagen? Madame! Wer hat sich genommen? Was hat man sich genommen!" „Ruhig, ruhig mein Lieber," unterbrach ihn Madame Tricot „ereifere Dich nicht! Ueber diesen Punkt das weißt Du, sind wir im Reinen. Uebrigens ist man in meinen Augen nur bei der großen Armee gewesen, wenn man Pulver gerochen und Blut vergossen hat. Nur dann hätte ich einigermaßen Respect von Dir und Deinen Runzeln." Das Gesicht des armen Herrn Tricot färbte sich immer dunkler, die Augen traten aus ihren Höhlen hervor, und mit erboßter Stimme rief er: „Läßt nicht nach das Weib! Runzelt schon wieder! Haben der Oberkellner etwa schon so viel Blut gerochen — ah, wollt ich sagen, so viel Pulver vergossen? — Element nochmal, das Weib bringt Einen noch um allen Verstand!"

Die zärtliche Ehehälfte lachte herzlich über den Zorn ihres Gatten, und sagte dann begütigend: „Laß gut sein, mein guter Freund! wir wollen Frieden schließen ohne Pulverdampf und ohne Blutvergießen. Du weißt recht wohl, wo der Fehler steckt, weder in Deinen Runzeln, noch in Deinen Jahren, sondern einzig nur allein in Deiner thörichten Eifersucht. Entlaß doch meinetwegen Herrn Jean Baptiste, wenn er Dir so vielen Kummer macht; mir wäre das sehr gleichgültig. —"

Tricot seufzte: „O könnte ich das nur, nicht eine Minute sollte er darauf zu warten haben! Du weißt aber recht gut, daß dies nicht geht, da er ein Capital von 30,000 Francs auf meinem Gasthofe in Hypotheken stehen hat und ich somit leider dulden muß."

Diese häusliche Scene ereignete sich im Gasthof: „Au dragon rouge" in einer Vorstadt Straßburgs, an einem heißen Juli Vormittage, im Jahre 1833. An der Gleichgültigkeit der Dame vom Hause sah man deutlich, daß solche Scenen etwas Alltägliches waren, indem sie ganz gemüthlich, nicht eine Spur von Aufregung mehr zeigend, einen Handspiegel zurecht legte, und ihren Haarputz wo möglich noch in kokettern Wellen arrangirte, während ihr Gatte, an den Nägeln kauend, von Neuem einen Schnellauf durch's Zimmer begann.

Geräuschvoll öffnete sich die Thüre, und ein junger Mann, der gefürchtete Oberkellner Herr Jean Baptiste, stürmte herein. „Madame Tricot," begann derselbe, ohne von seinem Prinzipal nur die geringste Notiz zu nehmen: „Madame Tricot, ich suche Sie bereits eine Viertelstunde: im Garten, im Hühnerstall, in Ihrem Zimmer, — überall" Herr Tricot fiel dem blonden Jünglinge in die Rede: „Ja überall — nur nicht dort, wo sie für Sie einzig nur zu finden sein sollte!" „Wie so?" entgegnete der Oberkellner impertinent, so daß die Wuth des Herrn Tricot ziemlich gerechtfertigt erschien, — „warum soll ich Madame nicht in Ihrem Zimmer oder im Garten aufsuchen? Dort ist's weit schöner und kühler; es spricht sich dort weit angenehmer, und ungenirter als hier — also?"

„Nun also?" fragte Tricot gespannt. „Nun ja — also, Punktum!" erwiederte Jean Baptiste noch impertinenter als vorher; Tricot spielte vor Aerger alle Farben und fuhr wüthend im Zimmer umher. Von einer Ecke in die andere schießend, fluchte er halblaut vor sich hin und murmelte zwischen den Zähnen: „Du sollst mir aus dem Hause, und müßte ich ein Capital gegen dreißig Procent aufnehmen. Dieser hochmüthige Bursche hat es darauf abgesehen, mich unter die Erde zu bringen, aber es soll ihm nicht gelingen!"

Die Dame vom Hause hatte mittlerweile ihre Toilette vor dem Handspiegel beendet, besah sich wohlgefällig nach verschiedenen Richtungen in demselben und fragte dann leichthin: „Was wollten Sie denn eigentlich von mir, Herr Jean Baptiste?"

„Ja sehen sie, Madame, da hörte ich heut frühe, von unserm Nachbarn, Herrn

Digitized by Google

Sarthé, daß heute drinnen in der Stadt die große Verhandlung vor den Aſſiſen iſt; Sie wiſſen ja: der Raubanfall und Diebſtahl von 120,000 Francs. Herr Sarthé iſt Geſchworner; und er meint, es wäre der intereſſanteſte Fall, der noch dageweſen, da faſt eben ſo viel Beweiſe gegen, wie für die Schuld des Angeklagten vorhanden wären. Da wollte ich nun fragen, ob ſie nicht Luſt hätten, dieſer Sitzung beizuwohnen? Gewiß ſehr anregend für gefühlvolle Herzen! Und da Herr Tricot dergleichen nicht liebt, ſo könnte ich vielleicht Madame begleiten? Wir nehmen alsdann den kleinen Stuhlwagen und —"

„Nein, den nehmen wir nicht," fiel ihm Tricot in die Rede; und ihn im Ton und Haltung perſiflirend, fuhr er fort „Im Gegentheil wir nehmen den Kellerſchlüſſel und ziehen das geſtern erhaltene Faß Beaujolais ab und —" indem er wieder in ſeinen natürlichen beſſernden Ton überging „und nehmen uns ſehr in Acht, nicht wieder zwei Flaſchen zu zerſchlagen, wie letzthin, ſonſt werden wir einmal ein Donnerwetterchen loslaſſen, bei dem es leicht zum Einſchlagen kommen könnte!" Der Oberkellner ſchien Luſt zu haben, ſich ſogleich dem angedrohten Unwetter auszuſetzen, und wollte ſoeben ſelbſt einige elektriſche Funken ſprühen, als Madame Tricot ihn mit einem koketten Augenblinzeln beſänftigte und in mildem Tone zu ihrem Gatten ſagte: „Aber lieber Tricot, das Vergnügen könnteſt Du mir doch wirklich gönnen. Noch nie wohnte ich einer ſolchen Sitzung bei. Wenn Herr Jean Baptiſte beſchäftigt iſt, ſo könnteſt ja Du mit mir in die Stadt fahren, um ſo beſſer! Ich habe ohnehin noch einen Gang zu meiner Putzmacherin zu machen, und das könnte bei dieſer Gelegenheit ebenfalls abgethan werden."

Herr Tricot kämpfte ein gutes Weilchen mit ſich ſelbſt, ob er der milden Stimmung ſeiner Frau und deren Wünſchen Folge geben, oder noch Weiteres bei der Oppoſition verharren und ſeinem Aerger Luft machen ſollte? Letztere Stimmung behielt die Oberhand; beſonders in Erwägung des angedeuteten Geſchäftes bei der Putzmacherin, von welchem er ſich nicht viel Erfreuliches verſprach.

„Fällt mir nicht ein!" ſchnob er los — „bei dieſer Hitze mich in ſolches Gedränge zu begeben, das ſollte mir fehlen! Ein einziges Mal wohnte ich vor zwanzig Jahren einer Aſſiſenverhandlung bei, und während auf der Tribüne der Dieb freigeſprochen wurde, ſtahl mir ein anderer Spitzbube im Saale meine Brieftaſche mit zweihundert Francs aus der Taſche, und als ich Lärm ſchlug, lachte man mich oben drein noch aus." Der Oberkellner ſchien das Auslachen ganz am Orte zu finden und rieb ſich vergnügt die Hände. Adele erwiederte: „Aber darin ſehe ich noch keinen Grund, daß Du mir es nicht geſtatten willſt? Mich ſollte man ſicher nicht beſtehlen."

„Kann man nicht wiſſen!" ſagte Tricot giftig „Alles läßt ſich ſo genau nicht controliren; zumal, wenn man den Dieb gleich mitbringt" ſetzte er halblaut, mit einem hämiſchen Blicke auf den Oberkellner hinzu. „Nun gut, Du Brummbär, ſo bleibe ich zu Hauſe" war die Antwort, „aber das ſage ich Dir im Voraus: binnen vierzehn Tagen bekömmſt Du keinen freundlichen Blick, und Alles, was ich nur erſinnen kann, um Dich zu ärgern, geſchieht, damit Du nach vierzehn Tagen nochmal ſo viel Runzeln haſt, als jetzt!"

Tricot knickte zuſammen und verdrehte die Augen; denn das war ſeine empfindlichſte Stelle. „Das Weib iſt ganz verſeſſen auf die Runzeln!" hauchte er, „Nimm Dich in Acht! Es ſteht geſchrieben: „„Womit Du Dich verſündigeſt, daran ſollſt Du geſtraft werden."" Na, wenn das in Erfüllung geht von Dir, Herr Gott! Dann mußt Du binnen eines Jahres ausſehen wie eine Mumie; und dann will ich aber auch meine innige Freude daran haben, das ſei verſichert!"

Die zärtliche Adele ſchien wenig berührt von dieſer Drohung und erwiderte lachend: „Das glaube ich Dir aufs Wort, mein Freund, dann könnteſt Du Dich auch freuen: denn dann erſt würden wir für einander paſſen, was doch jetzt keineswegs der Fall." Darauf wendete ſie ſich zum Oberkellner und ſagte: „Kommen Sie in den Keller Herr Jean, ich will ihnen helfen den Wein abziehen."

Ehe noch Herr Tricot gegen dieſen Entſchluß ſein Veto einlegen konnte, trat ein Fremder in's Zimmer und ſtellte einen momentanen Waffenſtillſtand her. — Es war ein Herr in den fünfziger Jahren, mit vollem Barte und ſtarkem dunklen Haupthaar. Sein Körperbau war beinahe athletiſch, aber vom ſchönſten Ebenmaße: Ein neues

Digitized by Google

Ziel für die Pfeile der koketten Madame Tricot, die in demselben Augenblicke auch Herrn Jean Baptiste und ihren zuvorgefaßten Entschluß (in den Keller zu gehen) vergessen zu haben schien.

Der Fremde beklagte sich über den elenden Weg, auf welchem er soeben die Achse an seinem Wagen gebrochen, und verlangte vom Wirth, daß sogleich Anstalt getroffen würde, diese zu repariren.

„Ich habe dringende Eile," sagte er, „und muß meine Reise nach Lyon so schnell wie möglich fortsetzen. Verdammt! daß mir dieser Unfall auf der schlechten Straße begegnen muß!"

Herr Tricot bedauerte nach Kräften und tröstete, daß dies fast alle Tage vorkomme. Mit dem Versprechen, den Knecht sogleich zum Wagner zu senden, und einem stillen Gebete für Erhaltung der schlechten Landstraßen, die ihm Jahr aus Jahr ein manchen Vortheil brachte, verließ er das Zimmer.

„Wäre ich doch wenigstens bis in die Stadt gekommen" sagte der Fremde, aber hier sich vielleicht einen halben Tag aufhalten zu müssen, ist —" in diesem Augenblicke schien er erst Madame Tricot zu bemerken und änderte, als galanter Franzose, sogleich den Sinn seiner Rede, indem er den angefangenen Satz mit — „ist nicht so übel" schloß. Er verbeugte sich etwas ungenirt vor der Wirthin und fügte hinzu: „Entschuldigen Sie, Mademoiselle, daß ich Sie früher nicht bemerkt. Wahrscheinlich die Tochter vom Hause?" Dabei wollte er ihre Hand erfassen, was aber Jean Baptiste durch eiliges Dazwischentreten verhinderte, indem er sehr pikirt sagte: „Mademoiselle sind bereits Madame, und nicht die Tochter sondern die Frau vom Hause, mein Herr!" Der Fremde fixirte den Zudringlichen einen Moment und sagte vornehm: „Garçon, eine halbe Flasche Bordeaux."

Jean stürzte fort, bei sich denkend „Na wart, Du sollst von unserm Mittelhauser Nro. 0 bekommen und nicht nach der zweiten Flasche verlangen." —

„Der junge Mann scheint es nicht zu wünschen, daß man sich mit der schönen Wirthin unterhält?" sagte der Fremde, indem er nun wirklich die Hand der koketten Dame ergriff, welche mit einer Miene, die gerade das Gegentheil bedeutete, von dem was sie sagte, antwortete: „Sie irren, mein Herr; es gab nur einen kleinen Verdruß mit meinem Mann, und darüber war er noch erbittert."

Gleich einer Bombe platzte der Eifersüchtige wieder in's Zimmer und setzte ganz athemlos den Wein auf den Tisch, mit dem stillen Bewußtsein, noch nie einen Fremden so schnell bedient zu haben. „Gut! mein Freund", sagte jener, indem er langsam das Glas an die Lippen führte, „oder vielmehr nicht gut," fügte er hinzu, indem er es blitzschnell wieder auf den Tisch stellte. — Jean hatte Genugthuung. — „Womit, Madame, kann man sich hier einige Stunden die Zeit verkürzen; denn so lange werde ich doch hier verweilen müssen?" Damit eröffnete der Fremde von Neuem das Gespräch. Adele erwiederte: „Hier bei uns ist außer einigen Zeitungen nicht viel Unterhaltung zu finden. Aber was verhindert Sie denn, sich unseres Einspänners zu bedienen und in die Stadt zu fahren, wo gerade heute die interessanteste Assisensitzung ist?" Hierüber schien der Fremde äußerst erfreut, und zeigte sich sogleich bereit, auf diesen Vorschlag einzugehen. Madame Tricot klagte ihm, daß eben deshalb sich vorher der kleine Zwist entsponnen, indem sie selber gerne der Verhandlung beigewohnt, ihr Mann aber durchaus keine Lust gezeigt, sie begleiten zu wollen, und eben so wenig es gestattet habe, daß der Oberkellner sie hinführe. „Hierin kann ich ihm nur vollkommen beipflichten, schöne Frau" sagte der Fremde, mit einem maliziösen Seitenblicke auf den in stiller Wuth kochenden Jean Baptiste.

Niemals noch kam Herr Tricot dem Letzteren gelegener, als in diesem Momente, um ein Gespräch abzubrechen, das eine gefährliche Wendung zu nehmen schien. — Der Wirth brachte die Meldung, daß er den Knecht bereits zum Wagner geschickt, und daß er hoffe, der fremde Herr werde nicht allzulange aufgehalten werden. Im Stillen aber dachte er anders und war der Meinung, daß der Gast vor morgen nicht den dragon rouge verlassen würde; denn er hatte den Hausknecht und durch diesen den Wagner bereits instruirt.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Die internationale Kunstausstellung in München.

V.

–t. Seit wir unsern letzten Bericht einsendeten, hat sich das Ausstellungscomité genöthigt gesehen, zwei neue Säle herzustellen, in welchen die französische Kunst durch so hervorragende Namen vertreten ist, daß wir selbe unmöglich mit Stillschweigen übergehen können. Uebrigens bestärkt uns diese verspätete Sendung gar sehr in unserer Ansicht, daß nur ein Bruchtheil der neueren französischen Künstler dem Naturalismus huldigt, die Mehrzahl derselben aber keineswegs, wie man uns so gerne glauben möchte, mit jenen Traditionen gebrochen hat, denen die Kunst so viel Großes und Erhebendes verdankt. Mit dem Streben nach Naturwirklichkeit geht auch hier wieder das Verlangen Hand in Hand, durch die Absonderlichkeit des Stoffes zu überraschen, und wär' es auch auf Kosten der Schönheit. Uebrigens begegnen wir diesem Streben nicht in der bildenden Kunst allein, sondern nicht minder in der Musik und Literatur, welche ihm unter anderem den Sensationsroman verdankt, der es weniger auf poetische Schönheit als auf unsere Nerven abgesehen hat. Weit entfernt, zu verkennen, daß dieses Streben im Allgemeinen und bis auf einen gewissen Grad ein berechtigtes ist, halten wir uns indeß verpflichtet, es grundsätzlich da zu bekämpfen, wo es die Grenzen des Schönen und somit die der Kunst überschreitet. Der Zufall gibt uns in Bertrands „Tod der Virginie" (1473) und in d'Auffrays „Tod des Schmugglers" (1564) ein Paar recht hübsche Belege für unsere Ansichten. In beiden Fällen haben wir es mit dem tragischen, vorzeitigen Ende des menschlichen Daseins zu thun, und dennoch, welcher Unterschied in den Intentionen der Künstler! Bertrand wollte uns rühren durch den Anblick eines jugendlichen, anmuthigen Wesens, das der Tod hinwegraffte, als eben das Leben ihm seine Freuden zu erschließen begann. Und wüßten wir auch nichts weiter von dem Mädchen, über dessen Leichnam die Wellen hinrauschen, als was wir eben sehen können, es wäre das Reinmenschliche, das zu unserm Gemüth spräche. Wohl hätte uns d'Auffray auch rühren, oder erschüttern können. Aber das war ihm nicht genug, denn Andre haben uns vor ihm gerührt und erschüttert. Da zeigt er uns denn in schwindelnder Höhe, auf einsamer Felsplatte ein fleischloses Gerippe, dessen Füße in halbverfaulten Stiefeln stecken und dessen Kleider Sonnenschein und Regen und wieder Regen und Sonnenschein in eine formlose Masse verwandelt haben. Knochen und Kleiderreste sind von einer peinlichen Naturwahrheit, vom kahlen Schädel herab, in den die Adler ihren scharfen Schnabel geschlagen, bis zu den Ueberresten der Stiefel, und wenn der Künstler mit ansehen könnte, wie sich die Meisten mit an Ekel grenzendem Grauen von dem Anblick abwenden, er dürfte sich mit Recht sagen: Ich habe mein Ziel erreicht! Die Wissenschaft des Schönen aber verurtheilt sein Werk und muß es verurtheilen trotz aller Naturwirklichkeit, denn es widerspricht den ewigen Gesetzen der Schönheit, die niemand ungestraft verletzt. Uebrigens zeigt uns d'Auffrays Bild so recht schlagend, daß es die Herren Naturalisten mit der Naturwahrheit nicht immer so genau nehmen, als sie uns glauben machen möchten, am wenigsten da, wo sie nicht in ihren Kram paßt. Oder sollte es d'Auffray wirklich entgangen sein, daß die Büchse des Schmugglers beim Sturz aus der Höhe auf die abschüssige Felsplatte, der mit solcher Wuth geschah, daß der Schaft abbrach, nothwendig wieder emporgeschnellt und in den Abgrund geschleudert werden mußte, während wir sie nun neben dem Gerippe liegen sehen? Wer kein höheres Verlangen in sich trägt, als unbedingtes Nachahmen der Natur, der sollte doch nicht versäumen, sich mit ihren einfachsten Gesetzen bekannt und vertraut zu machen.

Wir wissen recht wohl, daß Millets „Tod und der Holzhauer" (1342) in Paris gewaltiges Aufsehen erregte, und daß nicht blos Künstler, sondern auch Kritiker das Bild in den Himmel erhoben, ja daß es sogar einer der Letzteren geradezu als das bedeutendste Bild der damaligen Pariser-Ausstellung pries, aber wir vermögen diesem Urtheile nicht beizutreten. Nicht deshalb, weil der Gedanke nichts weniger als neu erscheint, vielmehr so alt ist, wie der älteste Todtentanz, sondern aus einem anderen Grunde: wir finden die Auffassung Millets zu genrehaft. Sobald der Tod personifizirt auftritt, sei es nun als Genius, oder sei es als Gerippe, so trägt er immer den Charakter einer Idealgestalt, welche auch eine idealere Auffassung der neben ihm dar-

Digitized by Google

gestellten anderen Personen und der landschaftlichen oder architektonischen Umgebung erheischt; mit einem Worte der gegebene Stoff bedarf der stylisirten, nicht der realistischen Behandlungsweise, welch letztere mit ihm in unlösbarem Widerspruche steht. Für uns aber hat das Bild Millets noch eine andere Bedeutung: es ist uns ein Beweis, daß die von diesem Künstler verfolgte Richtung sich selbst, wenn auch unbewußt, von der Möglichkeit ausschließt, ideale Motive mit Erfolg zu behandeln, sie werden ihr unter der Hand zu genremäßigen. Sie hat eben der Kunst die Schwungfedern so kurz verschnitten, daß sie keinen Aufflug mehr machen kann, und kläglich an der Erde kleben muß.

So ist es auch Beaumont mit seinem „Warum nicht?" (1433) ergangen. Die moderne französische Gesellschaft kann nun einmal ohne ihr verzerrtes Spiegelbild, die Halbwelt, nicht leben, und so hatte der Künstler eine unleugbare Berechtigung, dem Publikum den Traum einer Lorette vorzuführen, die sich zum Höchsten berufen glauben mag, weil sie den höchsten Kreisen zum Vorbilde geworden. Ein deutscher Maler hätte das Mädchen schlafend dargestellt, wie Meister Schwind seinen gefangenen von der Freiheit träumenden Ritter, dessen Fenstersäbe Gnomen durchsägen. Der Franzose zeigt es in üppiger Nacktheit, mit seinen Reizen kokettirend, und umgeben von gnomenhaften Gestalten, welche Gold und Schmuck, ja selbst eine Grafenkrone herbeibringen, an denen aber nicht das Mindeste Traumhafte ist. Sie sind alle vom ächtesten Fleisch und Blut, so gut wie das Mädchen, nur von ausgesuchter Mißgestalt. Und das Mädchen verkehrt mit dem Pack gerade so, wie es mit seinen Verehrern verkehren würde. Auch hier hat also der Realismus dem Gedanken die Spitze abgebrochen und fesselt den Beschauer lediglich durch die Schönheit und Frische der weiblichen Formen, denen die häßlichen Knirpse nur als Folie dienen.

Scholderer (1295 und 1340), Harpignies (1498), Rapin (1536) und Chintreuil (1575) glauben in ihrem Feuereifer für das neue Evangelium nicht weit genug genug gehen zu können, namentlich ist dem Ersten keine Leinwand groß genug, nicht einmal für Kraut und Rüben. Was sie und Ihresgleichen als Bilder zu einer internationalen Ausstellung gaben, in der voraussichtlich die Besten ihr Bestes bringen, hätte man vor einigen Jahren als bloße Studien bezeichnet und dessen Zulassung beanstandet. Die neue Mode zeigt übrigens wieder mancherlei Schattirungen. So lieben Einige die gänzliche Abwesenheit von Licht in ihren Bildern, so daß man einigermaßen Mühe hat, sich darin zu orientiren. Hätten sie nicht grundsätzlich mit der Tradition gebrochen, so wäre man wohl versucht, anzunehmen, sie erinnerten sich gewisser Werke Ruisdaels, und es sei ihnen dabei ergangen, wie jenen Nachahmern Wallensteins, von denen Schillers Wachtmeister so ergötzlich zu plaudern weiß, und denen seine scharfe Zunge nachsagt, sie hätten ihm nur nachgeguckt, „wie er sich räuspert und wie er spuckt."

Auch Daubigny (1530 und 1550) und César de Cock (1181, 1369 und 1432) haben sich den Neueren angeschlossen, sind aber, wie ihre trefflichen Bilder lehren, keineswegs entschlossen, mit denselben durch Dick und Dünn zu gehen, nehmen vielmehr das Gute dort und da, wo sie es finden. Wir haben die Gewohnheit, uns Angesichts von Landschaften die Frage vorzulegen: Wie würde sich das Bild ohne Farbe, etwa durch die Radirnadel oder die Kreide wiedergegeben, machen? Und obwohl nun die beiden letztgenannten Künstler unbedingt zu den ersten Coloristen zu rechnen sind, und das Hauptgewicht ihrer Bilder auf die Farbe und Stimmung legen, so fällt doch die Antwort auf obige Frage bezüglich ihrer Werke ganz entschieden zu ihren Gunsten aus. Nun denke man sich aber etwa, um Eines unter Dutzenden herauszugreifen, Scholderers „Mühle" (1340) in gleicher Weise behandelt. Was bleibt dann noch?

Zu welchen Dingen sich die Neueren verirren können, davon sprechen zur Genüge die „Apfelbäume im Frühling" (1436) und die „Apfelbäume in der Dämmerung" (1437) eines Herrn Daliphard. Auch Rapin (1536) muß genannt werden, weil seine Behandlung eines an sich ganz brauchbaren Stoffes so recht schlagend lehrt, wie eine plumpe Hand, zudem wenn sie noch systematisch zu Werke geht, der Natur auch den letzten Hauch von Schönheit abstreifen kann.

Digitized by Google

Auch dem unerschöpflichen Courbet begegnen wir wieder, und zwar das eine Mal mit einem sehr umfangreichen Bilde „Hallali" (1579), das ihm Gelegenheit gab, sich in der Winterlandschaft zu versuchen, ein Versuch, der freilich nicht zum Glücklichsten ausfiel, und dem Bilde eine zweimalige Verbannung, zuerst in einen sehr abgelegenen Winkel neben den architektonischen Entwürfen, und dann in das Restaurationslokal eintrug.

Es scheint, die Franzosen haben ihre besten Trümpfe bis zuletzt aufgespart: es mag genügen, wenn wir Girauds „Kegelspiel" (1442), Meissoniers „Innere einer Wachtstube (1448), Flandrins „Idylle" (1453), Landelles „Fellah-Mädchen" (1468), Cabanels „Druidin" (1474) und „Lautenspielerin" (1497), Curzons „Auf dem Felsen von Capri" (1511), Levys „Gefangene Juden auf den Trümmern Jerusalems" (1525) und Delanays „Pest in Rom" (1528) nennen. Noch besonders müssen wir des von Damenhand, Jacquemart heißt die treffliche Künstlerin, gemalten Porträts des Ministers Duruy gedenken (1524). Es macht allen in der Ausstellung vorhandenen Porträts — und es fehlt darunter nicht an sehr wackeren Arbeiten — eine höchst gefährliche Concurrenz. Diejenigen namentlich, welche glauben, ohne weitestgehende Anwendung des gefährlichen Asphaltes ließe sich ein wirksames Bildniß nicht herstellen, könnten sich hier eines Besseren belehren lassen, wenn sie überhaupt Lust dazu hätten, was freilich gar sehr zu bezweifeln ist. Abgesehen von der angedeuteten Gefahr des raschesten Nachdunkelns der künstlich erzeugten Patina, welche neuen Bildern das Ansehen alter zu geben bestimmt ist, sind wir auch der Ansicht, daß es für den Künstler nicht räthlich ist, einer Laune willen das individuelle Colorit mit einem imaginären, auf Alle gleich angewendeten, zu vertauschen, und wäre dasselbe noch so fein. Und was die Nebensachen betrifft, wie Hände und Kleider, so sind wir trotz den Neueren immer noch der Ansicht, es bestehe zwischen Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der Behandlung ein nicht ganz aus den Augen zu verlierender Unterschied. —

Doch es ist nun Zeit, daß wir uns bei den Belgiern und ihren Nachbarn, den Niederländern, umsehen.

Wir glauben unsere Betrachtungen über sie nicht besser beginnen zu können, als mit den Cartons von Guffens in Antwerpen (78—85). Guffens und Swerts sind zwei Namen, von denen eigentlich keiner ohne den andern genannt werden kann und auch in der That nicht genannt wird. Ihre Werke beweisen eine so merkwürdige Uebereinstimmung Beider in Auffassung, Behandlung und Technik, daß Jeder von Beiden wohl selber kaum mehr im Stande ist, jetzt noch zu sagen, was er und was sein anderes Ich geschaffen hat; es ist völlig eine Seele in zwei Körpern. Einer ergänzt den Andern, und bleibt bei dem täglichen Verkehr Beider nicht ohne den Einfluß des Andern. Ihr Beisammensein ist bekanntlich ein tägliches: als sie vor mehr als vierzig Jahren zusammen in die Antwerpener Akademie eintraten, war die vorschriftsmäßige Zahl der Plätze besetzt, und so wies man Beiden zusammen einen Platz an. So theilen Sie noch jetzt Alles mit einander. Sie bildeten sich gemeinsam unter de Keyser, gingen gemeinsam nach Italien, und faßten dort im Angesichte der Werke Raphaels und Michel Angelos den Entschluß, ihrem Vaterlande das zu verleihen, was der deutschen Kunst zu ihrer Wiedergeburt verholfen hat: die monumentale Malerei. Obwohl die Cartons für die Antwerpener Börse uns davon überzeugen, daß die Meister in den Geist der vergangenen Jahrhunderte ihres Volkes tief eingedrungen sind, so sind sie gewiß noch tiefer eingedrungen in das wahre Wesen der religiösen Malerei. Weit entfernt von dem Spiritualismus des Mittelalters und dessen Carricatur, dem Nazarenerthum einerseits, und dem modernen, alles Heiligen entkleideten Realismus andererseits, erscheint dieses Wesen bei ihnen als der reine Erguß eines unmittelbaren Glaubens an die Göttlichkeit der heiligen Schrift und die Ehrwürdigkeit der Tradition.

Man spricht so viel von einer belgischen Schule. Da darf man denn neben Gallait J. Leys nicht vergessen. Aber denkt man dabei, wie dies nicht selten geschieht, auch nur an jenen allein, so ist es genug, um vor dieser Schule tüchtigen Respect zu bekommen. Gallait ist durch vier Bilder vertreten, zureichend, um ihn

Digitized by Google

ganz schätzen zu lernen, aber auch zureichend, um darüber zu staunen, daß man in Belgien, das so viele Künstlerkräfte entsprechend und manches Mal sogar über ihre Kräfte hinaus zu beschäftigen verstand, seit mehr als zwanzig Jahren es nur dahin gebracht hat, dem bedeutendsten monumentalen Künstler eine monumentale Aufgabe zu — versprechen. Man sieht, die „große" Kunst ist auch der belgischen Regierung Schooßkind nicht. Unter den zur Ausstellung gekommenen Bildern ragen seine „Böhmischen Musikanten" (1145) und die „Verkündigung des Todesurtheils an die Grafen Egmont und Horn" (1421) besonders hervor. Gallait ist kein eigentliches Genie, aber ein höchst bedeutendes Talent und der größte Eklektiker unserer Zeit. Seine imponirende Haupteigenschaft ist, daß er nicht blos realistisch die Natur studirte und daher auf geringe Einzelheiten einen schweren Nachdruck legt, wodurch sein Ganzes so reich und gesättigt erscheint, wie kaum bei einem Anderen, sondern daß er dann über diese primitive Grenze hinausging, an den Alten vielseitigst und gewissenhaft die künstlerischen Gesetze, namentlich des Helldunkels und des Colorits, studirte, und so in die Lage gesetzt ward, das stark Realistische zugleich auch künstlerisch gestimmt, geordnet und somit berechtigt zu geben. Und dabei ist Alles so natürlich, daß Manche meinen, es sei so gar nichts „Interessantes" an Gallaits Art und Weise, vielmehr Alles schon so fertig, so abgeschlossen, so übersertig, kurzum, daß für sie Gallait ein überwundener Standpunct ist. Freilich von übertriebenen Stimmungen, wie bei Corot, von geistreich sein sollenden Albernheiten, wie bei Courbet, von den brutalen Widerwärtigkeiten eines Doré, von jenen Experimenten, wie sie jetzt überall auftauchen, daß man im ersten Augenblick nicht weiß, hat man eine stümperhafte, carricirte Schmiererei, oder die höchste Vollendung souveräner Caprice vor sich, von Allem dem ist bei Gallait keine Rede. Bei ihm ist Alles positiv correct, wohl durchcomponirt, ohne in dem Ganzen über Gebühr sich geltend zu machen. Er ist stärker in der psychologischen Composition, als in der philosophischen, und das mit Recht, denn er ist eben Maler. In seinem Helldunkel ist er solid und maßvoll, und in seiner Plastik liegt mehr Wahrheit als Naturwirklichkeit, wie sie das Stereoskop gibt, und das Alles, weil er die Alten nie aus den Augen verliert.

H. Leys ist in der Ausstellung in einer Weise vertreten (1102), daß man unmöglich dadurch eine richtige Vorstellung von seiner Bedeutung für die belgische Kunst erhalten kann. Er hat sich bekanntlich so in die Persönlichkeiten und die Kunstweise des späteren Mittelalters hineingelebt, daß seine Bilder denen eines wiedererstandenen Memling oder Holbein gleichen. Was aber selbst seine Gegner, die ihm mit Fug und Recht Einseitigkeit vorwerfen, ihm nicht abstreiten können, das ist der wunderbar kräftige Vortrag seiner stets harmonisch gestimmten Farben. Natürlich hat es an Nachahmern unter Belgiern und Franzosen nicht gefehlt; einige derselben haben sich auch auf unserer Ausstellung eingefunden, können aber unsere Aufmerksamkeit in nicht höherem Grade erregen, als eben die Nachahmung überhaupt es vermag.

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

* In Kreuzers „Nachtlager von Granada," das am 18. die Reihe der dießmal zu besprechenden Opern eröffnete, lernten wir in der Rolle der „Gabriele" einen Gast kennen, Frln. Henriette Müller vom großherzoglichen Theater in Braunschweig. Die junge Sängerin verfügt über eine sehr angenehm, in der Höhe sogar brillant klingende Stimme und hat unverkennbar eine gründliche musikalische Bildung genossen. Mit besonderer Rücksicht auf den Gesang zeigt sich dieß vor Allem in der deutlichen und correcten Behandlung des Textes, sowie in der leichten und eleganten Art, womit Frln. Müller alles in das Gebiet des Ziergesangs Einschlägige vorträgt. Was diese Vorzüge etwas verdunkelte, war die Intonation, welche — zumal in der Mittellage — nicht immer ganz rein, d.h. etwas zu tief war. Da jedoch der Grund für diese Thatsache — wofern man die Gesammtleistung ins Auge faßt — weder in einem wenig entwickeltem Gehör, noch in einer Schwäche der Stimmorgane zu suchen

Digitized by Google

ist, so bleibt nur die eine (und zugleich wahrscheinlichste) Annahme, daß lediglich eine übergroße Befangenheit die intellectuelle Urheberin des ebenberührten Mißstandes gewesen sei. Der weitere Verlauf des Gastspiels wird hierüber die beste Aufklärung geben. Hinsichtlich der rein dramatischen Leistung, der eine höchst anmuthige äußere Erscheinung zur Folie dient, ist gleichfalls im Ganzen nur Gutes zu sagen, denn Grazie und Lebendigkeit erscheinen in der Darstellung des Frln. Müller als so überwiegende Vorzüge, daß einige untergeordnete, wie es scheint, nur aus Mangel an Bühnenroutine entstehende Unfertigkeiten (wie z.B. die gegen das Publicum statt gegen die Mitspielenden gerichtete Action) den günstigen Totaleindruck nirgends wesentlich zu alteriren vermochten. Nach alledem ist kaum zu zweifeln, daß Frln. Müller bei fortgesetztem Fleiße und gewissenhafter Selbstkritik einer schönen Laufbahn entgegenschreiten, und es sollte uns freuen, wenn schon die nächsten Leistungen der Sängerin für die Richtigkeit dieser Prognose zeugen würden.

Daß der „Prinz-Regent" des Hrn. Kindermann und der „Gomez" des Hrn. Vogl zu den besten Rollen dieser beiden Künstler gehören, ist bekannt genug, und da auch die Träger der Nebenrollen, Chor und Orchester, recht Tüchtiges leisteten, so würde die Ausführung der Braun-Kreuzerschen Biedermanns-Oper nichts zu wünschen übrig gelassen haben, hätte es während der zweiten Scene des zweiten Actes der Mond nicht für zweckmäßig erachtet, gegen alles Herkommen sich als Fixstern zu geriren und demzufolge bis zum Schluß auf ein und derselben Stelle zu verharren; auch hätte er sich die Mühe nicht verdrießen lassen dürfen, das Gemach, welches er mit so übernatürlicher Consequenz beguckte, auch zu beleuchten.

„Die Hochzeit des Figaro" und Rossinis neueinstudierter „Barbier von Sevilla" sollten die zwei nächstfolgenden der Oper gewidmeten Abende (den 19. u. 22.) ausfüllen, allein eine plötzliche Unpäßlichkeit der Frau Diez machte die Aufführung des erstgenannten Werkes (wofür „Stradella" eingeworfen wurde) leider unmöglich. Immerhin wäre es interessant gewesen, gerade diese Werke in kurzer Aufeinanderfolge hören zu können, da beide mit Rücksicht auf ihren dramatischen Inhalt als eine Dylogie aufzufassen sind, beide in der Geschichte der komischen Oper als Grenz- und Höhepuncte zu gelten haben und gleichwohl und ebendeßhalb hinsichtlich ihres Styles weit von einander abstehen. Für den Fall jedoch, daß dieselben im Verlauf der Saison abermals auf dem Repertoire nebeneinander erscheinen sollten, möchte der Rath, die Reihenfolge umzukehren und mit dem „Barbier" zu beginnen, kein ganz unzweckmäßiger sein: erstens um keinen Anachronismus gegen die Dichtung zu begehen, und zweitens eine künstlerische Steigerung herbeizuführen, eine Steigerung, die nicht nur dem dramatischen Interesse, sondern auch dem musikalischen Genusse zu gut kommen würde. Man kann nämlich in Kunstfragen ein noch so entschiedener Feind aller Vergleiche sein, und dennoch wird auch der gewiegteste Habitué unter Umständen zu diesem dilettantischen Verfahren verlockt, um alsdann bei zehn Fällen neunmal zu einem schiefen Urtheil gelangen. Wie viele Opernconsumenten mögen auch darüber im Klaren sein, daß der für den internationalen und deßhalb universalen Styl Mozarts passende Maßstab für die rein nationale Opera bulla Rossinis sich keineswegs eigne, und wer — wenn er die Mozart'sche Oper entgegenhält — wird gegenwärtig den Enthusiasmus begreifen, mit dem Hegel im Jahre 1824 von Wien an seine Frau schrieb:

„Barbier von Rossini zum zweiten Male; ich habe nun bereits meinen Geschmack so verdorben, daß dieser Rossinische Figaro mich unendlich mehr vergnügt hat, als Mozarts Nozze — — was ist das herrlich, unwiderstehlich, so daß man nicht von Wien wegkommen kann." — —

Wer vermöchte dieser Geschmacksrichtung des großen Philosophen heutzutage noch unbedingt beipflichten? — Und dennoch ist „Der Barbier von Sevilla" die schönste Blüthe der durch Rossini zum Abschluß gebrachten Virtuosen-Oper, und überdieß darf nicht übersehen werden, daß gerade dieses Werk gegenüber der in Formalismus ausgearteten Opera bulla als eine künstlerische That von großer und nutzbringender Tragweite zu gelten hat. Wo wäre auch auf dem Gebiete der italienischen Oper eine Tondichtung zu entdecken, die sich an ächter Komik, sprühendem Humor und graziöser Tournure mit dem „Barbier" messen könnte? — Ja selbst die Schattenseiten, welche

Digitized by Google

für den Styl Rossinis charakteristisch sind — wie der übergroße Werth, der auf den rein sinnlichen Reiz gelegt wird, das oft Chablonenmäßige und noch öfter Nachlässige der Conception — machen sich durchwegs mit einem so naturwüchsigen Behagen geltend, daß dem Tondichter darob nur Philister oder mit Doctrinarismus gepanzerte Parteigänger zu zürnen vermögen. A. W. Ambros hat deßhalb mit dem Dictum, Rossinis Muse sei zwar eine Art Philine, aber doch eine Göttin, den Nagel auf den Kopf getroffen, und so konnte es nicht fehlen, daß das reizende Werk auch bei seiner jüngsten Wiederaufnahme sich eines durchschlagenden Erfolges zu erfreuen hatte; hoffentlich wird es von nun an eine ständige Zierde im Opernrepertoire des Residenztheaters bleiben.

Was schließlich die Ausführung anlangt, so muß sie im großen Ganzen als eine recht fleißige bezeichnet werden, ja sogar als eine gelungene, wenn man erwägt, wie weit die Vortragsart der colorirten Musik Rossinis von dem auf unseren deutschen Theatern fast ausschließlich gepflegten declamatorischen Styl abliegt — kurz: sämmtliche Mitwirkende zogen sich sehr anständig aus der Affaire; um jedoch näher auf die Leistungen der Einzelnen eingehen zu können, gebricht es für dießmal an Raum.

Auf einen Bericht über das Schauspiel müssen wir diesmal verzichten, da unser Referent wahrscheinlich in Ermangelung neuen Stoffes unterlassen hat, uns eine Besprechung zuzuschicken. Wir constatiren also nur, daß am Freitag (20.) „Am Clavier" von Grandjean, und „Die Einfalt vom Lande" von Töpfer — am Samstag (21.) „Das Glas Wasser" von Scribe — am Montag (23.) „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten" von Deinhardstein und „Die Orientalische Frage" von Augustsohn — am Dienstag (24.) abermals „Das Glas Wasser" gegeben wurde.

Das k. Hof- und Nationaltheater wurde am 25. August mit Spohrs „Jessonda" eröffnet, und ging derselben ein Prolog von H. Lingg voraus. Wir glauben namentlich im Interesse unserer auswärtigen Leser zu handeln, wenn wir den Wortlaut des Gedichts, welches Frln. Ziegler als Muse sprach, hier mittheilen:

So sind' ich in meinen frohen Hallen,
In meinem schöngeschmückten Hause wieder!
Es sind die alten wohlbekannten Räume?
Hier hat indeß der Hammer und die Axt
Geheimnißvoll ein großes Werk vollbracht,
Gewölbe aufgeführt, und zugemessen
Der Bühne neuen Grund. — Die Gegenwart,
Die draußen fort und fort mit neuen Bahnen
Den Erdball furcht und überbrückt, sie sollte
Auch für die Künste, für des Schauspiels Räume
Ihr Wunder thun durch Schiene, Rad und Speiche,
Der Elemente Kraft und alle Reiche
Der Schöpfung, jede Landschaft, Tageszeit,
Und jedes Bild des Lebens darzustellen,
Fand sich die bauende Geschicklichkeit
Zum raschen Dienst der Phantasie bereit.
Sie wagte mehr, sie wagte zu gesellen
Zum Wunsch den Flug, mit gleicher Schnelligkeit
Den Raum zu ändern, wie das Wort die Zeit.
So ruft sie aus ätherischen Gefilden
Gestalten vor, und gibt mit Leichtigkeit
Der Dichtung kühnsten Luft- und Traumgebilden
Den Anschein einer ganzen Wirklichkeit.
Dem König Preis und Dank! denn hochbefeuert
Von seiner Huld, die nur beglücken kann,
Die immer auf Erhabenstes nur sann,
Auf seinen schöpferischen Wink erneuert
Ward dieser Bau vollbracht; der reifsten Kunst,
Der höchsten Poesie hat sich die Gunst

Digitized by Google

Des Herrschers, welcher ihren Werth erkannt,
Mit Großmuth und Begeistrung zugewandt.
Nun ist's errungen, und in dankesfrohen
Gefühlen schwelgt die Brust: Erblüh' denn Stern
Der Kunst und alles Edlen — Heil dem hohen
Erlauchten unserm königlichen Herrn!

Wenn einer neuen Richtung so, den Bahnen
Des Geistes ward ein würdger Grund gefügt,
So mög' es uns als erste Fordrung mahnen,
Daß wahrhaft nur des Geistes Werk genügt,
Die Kunst läßt allen ihren Tiefsinn ahnen,
Da sie dem Spiel, indem sie scheinbar trügt,
Den vollen Ernst des Lebens unterbreitet,
Und höher steht, je höher auch die Kraft
An ihrer Seite ragt, die für sie schafft,
Und über der als Herrschende sie schreitet.

Ist's nicht so? Wenn aus ihren Zauberkreisen
Ein Faust die Geister rufen kann,
Wenn ihm gehorchen soll der Hölle Bann,
So muß er kraft des Geistes auch beweisen,
Daß ihn kein andrer Sterblicher erreicht,
Und er an Glut der Seele Göttern gleicht.
Ja mehr! Je wilder sich um Wallenstein
Das Bild des Lagers und des Kriegs entrollt,
Um so gewalt'ger muß er selber sein,
Der Held, dem unser Herz Bewundrung zollt.
Es wäre Manfred auf der Gletscherspitze,
Lear in der Sturmnacht — unermeßlich klein,
Wär' nicht des Menschen räthselhaftes Sein
Erhabner als Gebirg, Orkan und Blitze.

So grüß' ich wieder Euch, ihr Ideale!
Der Menschheit Erste, Lichtgestalten ihr
Des Dramas in dem hellen Sonnenstrahle
Des alldurchdringenden Gedankens; hier
Im Worte dem Bewußtsein aufgeschlossen,
Dort von der Tonwelt sanftrem Licht umflossen,
Des Drama's und der Oper Genien, Chor
Unsterblicher! Ihr schwebt um uns empor,
Fortwirkend seh' ich euch aus großen Tagen
Der alten Bühne licht herrüberragen.
Denn Großes haben sie gesehn und großgezogen
Die alten Bretter, höchste Kunst des Spiels,
Und jenen Eifer, der noch nie getrogen,
Den Eifer nach dem Ruhm des höchsten Ziels.
Wie oft und oft in andachtsvollem Lauschen
Und tief ergriffen saß gedrängt das Haus
Bewundernd da, und brach in Beifallsrauschen —
Und hallte jubelnd in Entzücken aus!
Ich ruf euch, kehret wieder, neuverbunden,
Ihr weihevollen, unvergessnen Stunden!

Und horch! ich hör' auch, wie umwogt von Tönen
Im Reigentanz der Horen sich uns nahn

Digitized by Google

Zukünftige, dem Urquell alles Schönen
Entstammte Größen, Werdende, die Bahn
Verfolgend, die vor nun einhundert Jahren
Erschlossen ward der deutschen Bühne. Schwer
War jener Anfang, und die Mühen waren
Gewaltig, und sie sind es noch, noch mehr!
Das Loosungswort, das Lessing ausgebracht,
Dem Schiller seine flammenden Ideen
Und seiner kühnsten Träume Flug erdacht,
Daß aus der Bühne sollt' dem Volk erstehen
Ein Hort der Bildung, jenes große Wort
Fand sein Jahrhundert dafür vorbereitet;
Ein tief empfängliches Geschlecht hat dort
Voll Mitgefühls der Dichter Werk begleitet.
Ja, was erhaben anklingt heut'gen Tags,
Was groß noch über diese Bretter schreitet,
Es stammt von jener Zeit, ist jenes Schlags,
Stammt aus der Zeit von Lessing, Schiller, Goethe,
Ist noch ein Strahl von jener Morgenröthe.
Fragt eure Herzen, ob nicht in der Stille
Die Wahrheit ihre Stimme hier erhebt.
Doch hat der Fortschritt nicht gefehlt; der Wille
Ist da, und auch die Kraft des Schaffens lebt.
Die deutsche Bühne ringt und wächst, sie strebt,
Sie blüht empor. Hat nicht den Zeitgenossen
Der Jüngern Dichtung auch mit tiefem Drang
Nach neuen Seiten wirksam aufgeschlossen
Gemüth und Welt, Geschick und Lebensgang?
So laßt uns hoffen! Kraftvoll wie die Fichte
Im Bergwald, kühn und stolz ertönt das Erz
Der deutschen Sprache; Sage und Geschichte
Des Vaterlandes, Tiefsinn, Ernst und Scherz,
Tragödie, Tonwerk, schöpfe nur vom Borne
Des deutschen Geistes, und in jedem Zug
Der Seele, in der Liebe wie im Zorne
Erkenne sich das deutsche Herz. Genug —
Erinnert euch nun, daß dem edleren Flug
Hier die Stätte geweiht und die Säule geschmückt,
Daß ihr von euch legt, was zerstreut und bedrückt;
Erwartet hier nicht nur den äußeren Schein,
Der den Sinnen gefällt, und Vergnügen allein,
Wir verlangen von euch, daß ihr höher erglüht,
Daß ihr eifrig uns folgt mit dem ganzen Gemüth,
Und die Seele hingebt einer strengeren Lust,
Einem Schmerz, der durchbebt und erleichtert die Brust,
Einer Täuschung, die ernstlich und wahr ist gemeint,
Einem Spiel, das mit Anmuth die Würde vereint,
Einer lautern und großen Erhebung!

Digitized by Google

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Baden-Baden. Offenbachs neueste Oper: „La Princesse de Trébizonde" ist am 31. Juli hier unter Leitung des Componisten zum ersten Male in Scene gegangen und hat glänzenden Erfolg gehabt. Richard Pohl schreibt im Badeblatt darüber: „Schon die sehr hübsche und breit angelegte Ouverture erhielt stürmischen Applaus, und es dürfte wenige Nummern der reichen und starken Partitur (wir zählten 20 Nummern) gebeu, welche nicht durch Beifall ausgezeichnet wurden, der im Verlauf der Vorstellung nicht etwa abnahm, sondern sich mehr und mehr steigerte. Der erste Akt gipfelte sich im großen Finale, einem Musikstück von solcher Breite und Mannigfaltigkeit der Formen, wie wir nur wenige von Offenbach kennen. Sie ist im besten Styl der komischen Oper geschrieben und voll reizender Melodien. Sämmtliche Solisten und ein großer Chor vereinigen sich hier zu einem musterhaften Ensemble, dessen Effekt ein völlig durchschlagender war. Das Lied von der „Princesse de Trébizonde" mußte wiederholt werden. Es wird ein Favoritstück des Publikums bleiben. Die Darsteller und der Componist wurden nach dem ersten Akt wiederholt gerufen. Im zweiten Akt erhielten mehrere Nummern noch stärkeren Beifall. Der reizende Marsch der nächtlichen Ronde mußte wiederholt werden, und das famose Concert (mit Ball) der „Künstler" vom Circus und Wachsfiguren-Cabinet — ein Stück von unwiderstehlich komischer Wirkung — erhielt gleichfalls eine solche Beifallssalve, daß die Wiederholung mehr als gerechtfertigt gewesen wäre. Sie unterblieb nur, weil sie die Darsteller zu sehr anstrengt. Am Schluß des zweiten Aktes abermals stürmischer mehrmaliger Hervorruf sämmtlicher Mitwirkenden und des Maestro Das Libretto ist sehr geschickt gemacht, sehr komisch und bis zum Schlusse spannend; die Haupteffekte kommen sogar erst im zweiten Akt. Dabei ist es in keiner Weise „anzüglich" für zartbesaitete Seelen; es ist eine „komische Oper, in welche die „Bouffes" wohl ihre stets zündenden Blitze werfen, aber ohne jemals zu „verletzen". Die Partitur zählen wir unter die besten des Maestro. Sie enthält eine Fülle reizender Melodien und mehrere Musikstücke, welche weit über die gewöhnlichen Bouffes hinausragen. Auch die Formen sind theilweise breiter als sonst; der Styl ist sorgfältig durchgearbeitet, die Instrumentation ist fein und wirkungsvoll — kurz, das Werk wird seinen Weg über alle Bühnen machen, wo man Offenbachsche Opern gibt. Und man wird dabei nicht vergessen, daß es unser Baden-Baden war, wo es entstanden und mit allem Glanze creirt worden ist.

Belgrad. Das neuerbaute fürstlich serbische Hof- und Nationaltheater wird definitiv am 15. Oktober d. J. eröffnet werden.

Berlin. Während der Theaterferien ist auf Veranlassung des Hofcapellmeisters Eckert das vor zwei Jahren tiefer gelegte Podium des Opernorchesters wieder erhöht worden.

Berlin. Von den kgl. Theatern hat das Ballet seine Thätigkeit bereits mit „Flick und Flock" begonnen. Oper und Schauspiel enden erst am 10. d. M. ihre Ferien. Am 2. August beginnen im Hoftheater die Proben zu den „Meistersingern" von Wagner. Herr Direktor G. Langer, früher am Hoftheater zu Hannover, beginnt damit seine Amtsthätigkeit. Derselbe ist anstatt des in den Ruhestand getretenen Chordirektors Elsler, eines Bruders der berühmten Fanny Elsler, engagirt.

H. D. Bonn. Hr. v. Wasielewsky, der Biograph Robert Schumanns und Verfasser der geschätzten Monographie: „Die Violine und ihre Meister" ist am 20. d. M. zum städtischen Musikdirector dahier erwählt worden.

Breslau. Das neue Theater des Direktor Lobe ist am 1. August eröffnet worden. Neben dem Direktor wurden auch der Zimmermeister und der Maurermeister des Theaters gerufen.

Brünn. Ueber den Zustand des Brünner Theaters schreibt man: Es ist wohl allgemein bekannt, daß unser Musentempel nach allen Richtungen schadhaft ist, im Winter fällt der Schnee auf die Bühne, im Sommer dringt der Regen durch die Dachluken. Kürzlich zog Abends, während der Theaterstunden, ein schweres Gewitter heran, der Regen floß in Strömen nieder. Im Theater wurde „Das Nachtlager von Granada" gegeben. Der Prinz-Regent sang eben die Romanze: „Ein Schütz bin ich in des Regenten Sold", als er sich plötzlich von allen Seiten mit Wasser bespritzt fühlte. Anfangs glaubte er, es mache sich jemand in den Coulissen einen unziemlichen Spaß; doch bald merkte er, daß es gemüthlich auf die Bühne regnete. Als die Hirten das Wasser in den Gewehrlauf gießen wollten, um das Losgehen zu verhindern, sagte Jemand im Zuschauerraum ganz laut: „Das ist Verschwendung, es ist ja schon Alles naß."

Brüssel. Die Hauptmitglieder der neuen italienischen Oper sind die Herren Augusti, Bolis, la Rocca, Mondioroz, Orsi, Marinozzi, Scolaro, die Damen Pozzi,

Digitized by Google

Branzanti, Mosconi, Cari, Dirigent ist Luigi Orsini. Das Repertoir besteht aus dreißig Nummern.

Brüssel. Das erste große belgische Musikfest findet am 27., 28. und 29. September, bei Gelegenheit der Einweihung des Hauptsaales der Eisenbahnstation du Midi, statt. Die Regierung hat die ganze Leitung desselben in die Hände des Musikdirektors Herrn Adolf Samuel, des Gründers der Volksconcerte, gelegt. Die Zahl der mitwirkenden Sänger, Sängerinnen und Musiker wird sich ungefähr auf 1000 belaufen; Köln, Aachen, Düsseldorf, Antwerpen, Gent ꝛc. haben ihre Mitwirkung zugesagt. Am ersten Tage werden die siebente Symphonie von Beethoven und der Messias von Händel aufgeführt; am zweiten die Ruinen von Athen von Beethoven und das Oratorium Lucifer von Benoit (einem belgischen Componisten), und am dritten Tage ist das sogenannte Künstler-Concert. Solisten sind: Frau Saß, Frau Würtemberger, Frau Hasselmann und Frau Lebebour; Dr. Gunz aus Frankfurt, Hr. Warnot aus Brüssel, Agnesi, Vieuxtemps und Dupont. Das Einstudiren der Chöre ist dem Gesanglehrer des Conservatoriums, Hrn. Warnot, übertragen.

Brüssel. Die Entscheidung über die Compositions-Concurse hat am 22. Juli stattgefunden. Der erste Preis fiel Herrn J. van den Eeden zu. Die Preisaufgabe war bekanntlich eine Cantate für Soli, Chor und Orchester, betitelt: „Fausts letzte Nacht“.

Dresden. Die Dresdener Hofbühne wird das von ihrem Mitgliede Karl Koberstein gedichtete Drama „König Erich XII.“ zur Aufführung bringen. Karl Koberstein ist ein Sohn des auch als Literatur-Historiker bekannten Philologen und Direktors von Schulpforta.

Köln. Die Zeichnungen von Aktien für das projektirte neue Stadttheater in Köln sind schon erheblich über die ersten 100,000 Thaler hinausgegangen und scheinen überhaupt jetzt besser in Fluß zu kommen.

London. Dem alle Länder durchreisenden Vicekönig von Egypten wurde in einem Hof-Concert in Buckingham-Palast ein Concert angethan, dessen Programm in seiner Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig ließ, unter Andern wurde aufgeführt: Graduale von Hummel, Terzett aus „Lucrezia“, Duett und Chor aus dem „Lobgesang“, Arie aus den „Hugenotten“, Crucifixus aus der Messe von Rossini, Quartett aus einer Cantate von Bennett, Trio und Chor aus „Athalia“ von Mendelssohn, Chor aus Mozarts „Entführung“. Daß God save the queen das Ganze beschloß, versteht sich von selbst.

Mailand. Im alten Theater Ré ist eine neue Oper „Eine Novembernacht“ von einem noch jungen Componisten, Namens Iremonger, gegeben worden. Ueber das Werk selbst ist nichts zu sagen und nur der Umstand bemerkenswerth, daß dies die 26. neue italienische Oper ist, welche in diesem Jahre das Licht der Welt erblickte. — Eine neue Oper „I Romani nelle Gallie“ von Bernardi kam, klang, siegte aber nicht und wird infolge dessen nicht wieder gesehen werden. — Der verstorbene Maestro Benotti hat ein jährliches Legat von fünfhundert Thaler für die beste Oper ausgesetzt.

Mainz. Am 30. Juli feierte Herr Franz Schott, Chef der Musikverlagshandlung B. Schotts Söhne, großh. hess. Commerzienrath und Bürgermeister der Stadt Mainz, seine silberne Hochzeit, bei welcher Gelegenheit das gesammte Comptoir- und Arbeiterpersonal des Etablissements ihrem Chef und seiner Gattin in festlicher Weise die herzlichsten Glückwünsche darbrachte und als Beweis der Dankbarkeit und Verehrung einen kostbaren, geschmackvoll gearbeiteten Tafelaufsatz überreichte. Der Hofraum des Etablissements, in welchem die Festlichkeit stattfand, war von den Arbeitern in sinniger Weise ausgeschmückt, und besonders fielen zwischen den bunten Flaggen und grünen Guirlanden mehrere Schilder auf, welche die Ziffern der laufenden Verlags-Nummern der Firma Schott vom Jahre 1844 bis zur Mitte des Jahres 1869 enthielten. Diesen Ziffern gemäß stand die laufende Verlagsnummer im Jahre 1844 auf 7000, 1849 auf 10,000, 1854 auf 13,000, 1859 auf 15,000, 1864 auf 18,000 und erreichte vor Kurzem, Mitte 1869, mit der Symphonie Op. 79 von Esser die Ziffer 20,000. Unter den Verlags-Werken befinden sich namentlich in den letzteren Jahren eine bedeutende Anzahl größerer Partituren, Orchester- und Kammermusik-Werke, sowie R. Wagners „Rheingold“, „Walküre“ und „Meistersinger von Nürnberg“, eine neue, sehr schöne Ausgabe von Beethovens sämmtlichen Symphonien in Partitur und Clavierauszug, sowie die Streichquartette desselben Meisters u. v. A. — Herr Schott, der schon im Jahre 1869, bei Gelegenheit seiner 50 Geburtstagsfeier, seinen Arbeitern zur Gründung eines Pensionsfonds die Summe von 1000 fl. zum Geschenke gemacht hatte, bewies bei der in Rede stehenden Veranlassung seine väterliche Fürsorge für das Wohl seiner Untergebenen neuerdings und in noch glänzenderer Weise, indem er die erwähnte Pensionskasse durch ein abermaliges Geschenk von 4000 fl. bereicherte. — Noch ist zu erwähnen, daß sich die allgemeine Theilnahme durch eine von der „Mainzer Liedertafel“ dargebrachte feierliche Serenade und Ueberreichung eines prachtvoll ausgestatteten Beglückwünschungs-Schreibens,

Digitized by Google

sowie durch verschiedene weitere, von dem „philharmonischen Vereine", vom Theaterorchester, von den Gesangvereinen „Frauenlob" und „Liederkranz" und von der städtischen Feuerwehr veranstaltete Abend- und Morgenständchen in ehrendster Weise kundgab. (Südd. M.-Z.)

München. Mit Wiedereröffnung des k. Hof- und Nationaltheaters erließ die Intendanz folgende Bekanntmachung: „In Rücksicht darauf, daß die Aufstellung eines planmäßig entworfenen Repertoirs, welches sowohl theoretisch den Interessen der Kunst entspricht, als auch der praktischen Verwendung des disponiblen Personals gerecht wird, unzweifelhaft zu den Hauptaufgaben jeder Theaterleitung zählt, muß der unterzeichneten Intendanz daran gelegen sein, daß ihre Tendenz in dieser Richtung, und daher namentlich der ursprüngliche Entwurf des Repertoirs, welcher bisher sehr häufig durch Unfälle aller Art zur völligen Unkenntlichkeit entstellt wurde, zur Kenntniß des Publikums gelangt. Es ist deßhalb der Entschluß der unterzeichneten Intendanz, von jetzt an regelmäßig den Entwurf des Repertoirs für längere Zeitabschnitte zu publiziren, und zwar nachdem derselbe dem Solopersonal bekannt gegeben wurde, und etwaige Bedenken dagegen die geeignete Berücksichtigung gefunden haben." — In der hierauf folgenden Uebersicht des Repertoirs vom 25. August bis 10. October finden sich folgende Novitäten verzeichnet. Im Gebiet des Trauerspiels und Schauspiels: „Die Harfenschule" von Brachvogel (6. September), „Drahomira" von Weilen (24. September), „Die Gönnerschaften" von Scribe (18. September), „d'Fischerliesl von Schliers" von Gumppenberg (2. October); ferner im Gebiet der Oper „Das Rheingold" von Richard Wagner (am 29. August.)

Paris. Das Théâtre lyrique wird am 1. September wieder eröffnet und zwar mit Wagners „Rienzi".

Paris. Der fünfzehnte August ist vorüber; das Feuerwerk ist verpufft, die Cantaten sind verhallt. Letztere wurden pflichtschuldigst abgesungen, vom Publikum ruhig gehört, aber wie gewöhnlich ohne Begeisterung aufgenommen. Es ist auch wirklich zu wenig für Geist und Herz in diesen bestellten Arbeiten. Sie wissen, daß am Napoleonstage Gratisvorstellungen stattfinden und können sich leicht denken, daß es dann keine leeren Häuser gibt. Obgleich die Vorstellungen erst Nachmittags beginnen, wird schon am frühen Morgen Queue gemacht; ja schon vor Sonnenaufgang lagern Viele vor den Theatereingängen, um sich einen guten Platz zu sichern. Das Publikum ist bei solchen Darstellungen natürlich sehr gemischt, und man sieht im ersten Logenrang viele Blousen. Indessen würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß es unanständig zuginge. Alles lauscht im Gegentheil still und ruhig; nur daß der Applaus viel stürmischer als sonst ist. Die Künstler machen daher an solchen Tagen ganz besondere Anstrengungen. In der großen Oper wurden gestern die „Hugenotten" gegeben und zwar auf eine ganz vortreffliche Weise. Faure und Madame Carvalho wurden namentlich stark applaudirt. Die Opéra comique brachte „Vert-Vert" und „Les Noces de Jeannette," und das Théâtre lyrique „Don Quixotte" zur Aufführung. Nicht weniger als achtzehn Bühnen gaben Gratisvorstellungen. (Südd. M. Z.)

Paris. Aus dem Nachlasse des jüngst verstorbenen dramatischen Dichters Louis Bouilhet wird im Laufe des Winters ein vieraktiges Stück unter dem Titel „Fräulein Aisse" aufgeführt. — Für das Théâtre royal wird ein dreiaktiges Lustspiel von Labiche und Gondinet vorbereitet.

Prag. Dr. Schmid vom kaiserl. Operntheater in Wien hat sein glänzendes Gastspiel als Mephisto in Gounods „Faust" unter Ovationen beschlossen und dem Berliner Gast, Hrn. Betz, Platz gemacht, der sich gleichfalls eines außerordentlichen Erfolges zu erfreuen hatte.

H. W. Regensburg. In nächster Zeit werden die Helme der Domthürme von Gerüsten befreit sich zeigen und gewähren jetzt einen herrlichen Anblick. Von Seite der Stadt wurde Bedacht genommen, den Fischbrunnen restauriren zu lassen, dessen Säule ein sogenannter Roland ziert. Die Zusammenkunft der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine soll in der Zeit vom 20. bis einschlüssig 25 September vor sich gehen. Die Vormittage wurden zu Sitzungen und Besprechungen angeordnet, die Nachmittage zur Besichtigung von Sehenswürdigkeiten, dann zu zwei Ausflügen mittelst Dampfschiff nach Donaustauf (wegen der Walhalla) und nach Kelheim (wegen der Befreiungshalle). Als Lokale zu den Sitzungen wird der alte Reichssaal im Rathhause und der Dollingersaal im Madler'schen Hause dienen. Auch soll ein archäologischer Fremdenführer für die Stadt nebst Umgebung — nach Thunlichkeit illustrirt — erscheinen. Wie bekannt, hat der hiesige Magistrat 400 Gulden zu dem Empfang, wie den übrigen Festlichkeiten bestimmt, und entsaltet der Vorstand des hiesigen historischen Vereines, Graf Hugo v. Walderdorff, seine volle Thätigkeit, so daß sich das Beste hoffen läßt.

Digitized by Google

Vermischtes.

x Im Münchener Kunstverein findet gegenwärtig die Ausstellung der auf Concurrenzausschreiben von Seiten des Vereins für historische Kunst eingeschickten Gemälde statt. Es kann uns nicht beifallen, dem Urtheile des Comités, welches, aus sechszehn Kunstverständigen bestehend, gleichzeitig hier tagt, durch unser Urtheil irgendwie vorgreifen zu wollen, indeß glauben wir unserem Erstaunen, daß unter einer so großen Anzahl von Arbeiten kaum einige erträgliche genannt werden können, dennoch Ausdruck geben zu dürfen. Die Mehrzahl derselben zeichnet sich durch das gerade Gegentheil von Geschmack und Klarheit der Disposition aus. Als allgemeine Tendenz macht sich das Streben geltend, auf Kosten der Zeichnung coloristisch wirken zu wollen; wir behalten uns vor, später eingehend auf diese, wenn auch größtentheils negativ interessante Sammlung zurückzukommen. Für heute heben wir nur einige der ausgezeichneteren Werke hervor. Mit in erster Linie steht Noacks „Religionsgespräch zu Marburg", darüber jedoch die Bilder von W. Lindenschmitt „Ulrich von Hutten im Kampf gegen französische Ebelleute" und „Der junge Luther bei Andreas Proles"; ferner zu nennen sind Spangenbergs „Plündernde Vandalen" und Geiserichs „Abzug von Rom", endlich Schweizers „Schlacht bei Wimpfen". Sind die Aufgaben freigestellt, oder vom Comité gegeben, in beiden Fällen ist die Wahrnehmung erfreulich, daß Linggs Völkerwanderung sich als höchst fruchtbare Anregung für die maleriſche Darstellung zu erweisen beginnt. Nicht weniger als eilf Werke, die meisten von Naue, scheinen dieser Anregung ihre Entstehung zu verdanken.

Der deutsche Cäcilienverein hat am 1. August in Regensburg eine Generalversammlung gehalten, die sich eines sehr zahlreichen Besuches erfreute, namentlich aus Preußen, Württemberg, Baden und der Schweiz. Auch Weihbischof Dr. Baudri aus Köln, Canonicus Prisac aus Aachen und die Domkapellmeister von Köln, Münster und St. Gallen waren zugegen. Man hofft von den Verhandlungen ersprießliche Folgen für die Förderung der klassischen Kirchenmusik.

Pasdeloup in Paris hat seinen Prozeß gegen seinen Vorgänger Carvalho verloren und ist verurtheilt, diesem das Material des Théâtre lyrique um den Preis von 300,000 Frs. abzulösen. Dagegen ist die früher erwähnte Differenz zwischen dem Dichter Pacini und der Wittwe Rossinis auf friedlichem Wege ausgeglichen worden.

Rubinstein hat eine große Concertcantate (im Genre von „Paradies und Peri") „der Thurmbau von Babel", wozu ihm Julius Rodenberg den Text lieferte, componirt. Ein Theil dieses Werkes ist bereits fertig instrumentirt, der andere der Vollendung nahe. Königsberg wird die Gunst der ersten Aufführung haben. Auch in Wien wird für den kommenden Winter die Aufführung eines oratorischen Werkes Rubinsteins vorbereitet; ob das neue Opus oder das „verlorene Paradies", ist noch nicht entschieden.

Der Tenorist Capoul von der komischen Oper in Paris soll von Hrn. Strakosch zu einer Concert-Kunstreise durch Amerika gewonnen sein, gegen eine Monatsgage von 15,000 Frs. und 500 Frs. Spielhonorar für jeden Abend. Außerdem zahlt Hr. Strakosch die Kosten der Reise und des Aufenthaltes.

Der Direktor des amerikanischen Theaters, der Fräulein Nillson engagirt hat, scheint die eingegangenen Bedingungen schließlich zu drückend gefunden und Mittel entdeckt zu haben, um sich von der Verpflichtung, die Summe, die ein Jahr vorher deponirt werden sollte, nach London oder Paris zu schicken, zu entbinden. Es handelte sich um die Kleinigkeit von 400,000 Frs.

Frau Lucca ist ihren Verpflichtungen, im bevorstehenden Winter in St. Petersburg zu gastiren, enthoben worden und wird lediglich in Berlin singen.

Eine seltsame Feier bereitet die französische Stadt Orange vor, nämlich eine dramatische Aufführung von „Joseph und seine Brüder" in dem berühmten römischen Theater, welches sich mitten in der Stadt befindet. Die HH. Villaret, Bataille und der Violoncelliſt Reuchsel, sowie Frl. Wertheimer haben ihre Mitwirkung zugesagt. Das Theater ist ganz wunderbar erhalten, und der Eindruck des großartigen antiken Bauwerkes ist ein so mächtiger, daß die Pariser Dekorationen, die man anzubringen versuchte, lächerlich erschienen. Die Bühne hält 25 Meter in der Breite, und die Tiefe des Saales beträgt 80 Meter Trotz der großen Dimensionen ist die Akustik so vortrefflich, daß man das leiseste Wort im ganzen Raume vernehmen kann. Das ganze Theater faßt über 40,000 Zuschauer. Von Paris aus werden schon Vergnügungszüge dahin vorbereitet.

Das bisher in Graz erschienene belletristische Journal „Die österreichische Gartenlaube" hat zu bestehen aufgehört; dafür wird unter dem Titel „Edelweiß" schon dieser Tage ein neues Blatt dieses Genres erscheinen, dessen Redaktion der bekannte Verfasser des „König von Sion," Robert Hamerling, übernimmt.

Digitized by Google

Carl Löwes Biographie wird nicht, wie die Blätter meldeten, von der Tochter des Verewigten abgefaßt werden, sondern dieselbe hat nur das gesammte Material dazu, bestehend aus einer zur Hälfte von Löwe selbst geschriebenen Autobiographie und einer großen Anzahl von Briefen, in die Hände des Verlagsbuchhändlers Wilh. Müller in Berlin niedergelegt. Behufs der Herstellung des Werkes selbst ist die Dame bemüht, eine geeignete Persönlichkeit dafür zu gewinnen; Unterhandlungen werden dieserhalb mit dem bekannten Kunsthistoriker Fr Eggers gepflogen, die aber bis jetzt noch nicht zu einem Abschlusse gekommen sind. Die sämmtlichen Compositionen Löwes hat die königl. Bibliothek in Berlin in einstweilige Verwahrung genommen.

(Zeitungsvertrieb durch die Postanstalten.) Im Jahre 1868 sind durch Vermittlung der norddeutschen Postanstalten an Abonnenten geliefert worden 863,554 Exemplare im norddeutschen Postbezirke erschienene Zeitungen, Zeitschriften ꝛc., 16,738 in Süddeutschland, Oesterreich, Schweiz, Italien erschienene, 16,414 in fremdem Postgebiete erschienene, in Summa 896,706 Exemplare, darunter 253,215 politische Blätter; die Zahl der expedirten einzelnen Nummern war 145,964,961 Stück.

(Cervantes-Denkmal.) Der Verfasser des Don Quixote hat keinen Platz für seine irdischen Reste im National-Pantheon zu Madrid finden können, weil das Dorf, in welchem er geboren, und wo sein Leichnam auch beigesetzt ward, eifersüchtig genug ist, im Besitz seines Schatzes auch fernerhin verbleiben zu wollen. Don Miguel de Cervantes wird also unter seinem beschiedenen Grabhügel bleiben; doch hat sich gegenwärtig in Madrid ein Comité gebildet zu dem Zwecke, ihm ein würdiges Denkmal zu setzen. (Europa.)

Die Hamburger Kunsthalle wird am 15. d. M. dem Publikum eröffnet. Dieselbe wurde nach den Plänen der Architekten Schirrmacher und v. d. Hude in Berlin, von denen ersterer während des Baues gestorben ist, seit 1863 ausgeführt. Das Gebäude, im Baustyl italienischer Früh-Renaissance, besteht aus einem von Säulen getragenen Mittelbau und zwei Seitenflügeln, mit einer Front von 200 und einer Tiefe von 160 Fuß. In den ringsum angebrachten Nischen stehen Statuen von Michel Angelo, Rafael u. s. w. Im Ganzen sollen 67 Statuen und Köpfe von Künstlern die äußere Ausschmückung bilden. Den ganzen Mittelbau füllt ein Treppenhaus aus, welches durch Dachkuppeln sein Oberlicht erhält. Unten sind zwei große Säle für Kupferstichsammlungen und plastische Kunst, sowie für die permanente Kunstausstellung, oben fünf Hauptsäle mit Ober- und fünf Zimmer mit Seitenlicht. Zunächst ist die Kunsthalle aus der Privatsammlung (85,000 Thaler) eines Comités entstanden, sodann schoß der Staat, an den sie jetzt übergeben ist, bedeutende Mittel zu. Im Ganzen erforderte der Bau ungefähr eine halbe Million Mark. (Europa.)

(Beethovens Portrait.) Das im Haslingerschen Nachlasse in Wien aufgefundene Beethoven-Portrait, welches durch Photographie bereits zu Jedermanns Kenntniß gelangt ist, ist unecht. Dasselbe stellt eine mit dem Musiker in gar keiner Verbindung stehende Persönlichkeit dar. Das Original befindet sich im Besitze des in Berlin lebenden bekannten Historien-Malers Wittich und ist nichts anderes als ein Bild von dem seligen Vater dieses geschätzten Künstlers. Der Kopf und das die Stirn wirr umgebende Haar geben allerdings eine entfernte Aehnlichkeit mit Beethoven; zu unserem Musikfürsten stimmen aber weder die Größe, noch das Embonpoint, noch die ganze Tracht der Figur Nach dem Originale, im Jahre 1815 von dem Kupferstecher Buchhorn gezeichnet, wurde ein Stich angefertigt, welcher ohne Namen nur die Unterschrift trägt: „Ihm und seinen Freunden!“ Ein Abdruck dieses Stiches kam auch in die Hände des alten Herrn Haslinger, mit welchem der alte Herr Wittich persönlich nahe befreundet war, und dieses Exemplar hat wohl die mit dem näheren Zusammenhange unbekannten Erben zu dem Glauben veranlaßt, ein Bild von Beethoven vor sich zu haben. Wenn auch bei dem Anblicke der Photographie schon in Manchem bescheidene Zweifel aufgestiegen sein mögen, so schlägt ein Blick auf das farbige Originalportrait des alten Herrn Wittich jeden Zweifel nieder.

Dürers kleine Passion ist, von dem Kupferstecher und Xylographen C. Deis nachgeschnitten, Ende v. J. in der Krüllschen Buchhandlung in Eichstätt vollständig erschienen. Diese Nachbildungen können als vortrefflich gelungen allen Freunden deutscher Kunst empfohlen werden; auch der Druck auf bräunlich getontem Papier läßt nichts zu wünschen übrig.

Der sogenannte König der Juden: Bar Kochba ist wieder als Held eines fünfaktigen Trauerspiels von Oskar Elsner (Breslau bei Bruno Heidenfeld) eingeführt worden. (Eine frühere Bearbeitung dieses Stoffes erschien in Leipzig von Prof. Möbius.)

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. E. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 36.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 6 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. B. Reff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 3. September.

Inhalt: Der Alte Fritz als Dichter von Fritz Ohneſorge. — Darf der Schauſpieler an der darzuſtellenden Dichtung Aenderungen vornehmen? von A. Freſenius. (Forts.) — Literaturbilder der Gegenwart VII. (Friedrich Spielhagen). (Schluß.) — Ein Alibi, Criminal-Novelle von M. v. (Forts.) — Die internationale Kunſtausſtellung in München VI. — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Oper und Schauſpiel.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Muſik und bildende Kunſt.) — Vermiſchtes. — Notizen. — Literariſcher Anzeiger.

Der Alte Fritz als Dichter.

Von Fritz Ohneſorge.

Dem Philoſophen von Sansſouci iſt in manchem populären Geſchichtswerk über den großen Preußenkönig ein eigenes Kapitel gewidmet; der „Alte Fritz als Dichter" verdiente eigentlich noch weit mehr Popularität, und ſie würde ihm auch nicht fehlen, wenn er nicht zwei Fehler gehabt hätte, die ſeinem deutſchen Volke das Verſtändniß ſeines Dichterwerthes erſchweren: „Er ſchrieb in fremder Sprache", und „Er brauchte die Feder ſo hurtig wie das Schwert." Staunenswerth iſt ſeine Schlagfertigkeit als Schriftſteller, und die Menge ſeiner Leiſtungen; ſtaunenswerther noch, wenn man bedenkt, daß Meiſterwerke darunter ſind, obwohl er für dieſelben zwiſchen unendlichen Regierungsgeſchäften immer nur kurze Mußeſtunden erübrigen konnte. Daß aber eine ſolche Maſſenproduction nur bei einem ſehr geſchwinden Arbeiter möglich war, und daß dieſe Hurtigkeit der Arbeit gar oft die Sorgfalt der Feile vermiſſen läßt, das iſt von ſelbſt einleuchtend und bedarf keiner Erklärung. Er ſchrieb und ſprach, wie ihm der Schnabel gewachſen war, und ſorgte nicht lange um den Ausdruck. Wie er ſeine Feinde im Felde oft durch blitzartige Geſchwindigkeit überraſchte und ihnen (z. B. bei Roßbach) nicht viel Zeit zur Vorbereitung ließ, um ſich wenigſtens mit Grazie ſchlagen zu laſſen; ſo fiel er auch über die Wörter und Wendungen der fremden Sprache mit großer Eilfertigkeit her und ließ ihnen nicht immer Zeit, zur Einkleidung ſeiner Gedanken die eleganteſte oder zweckmäßigſte Toilette zu machen. Am Meiſten mußten natürlich ſeine Gedichte unter dieſer Eigenthümlichkeit leiden, und ſo iſt ihm ſeine Arbeitsweiſe nicht minder wie die fremde Sprache ein Hinderniß geweſen, als Dichter Eingang zu finden. Beiden Uebelſtänden wäre nun zwar durch

Digitized by Google

eine gute Ueberſetzung abzuhelfen. Was deutſche Ueberſetzungskunſt zu leiſten vermag, davon gibt es ja ſo viele glänzende Zeugniſſe; man denke nur an Freiligraths Hiawatha. Allein Ueberſetzer, gute wie ſchlechte, wenden ſich gewöhnlich nur ſolchen fremden Dichtungen zu, die als vollendete Kunſtwerke unter den Völkern ihrer Zunge bereits in hohem Anſehen ſtehen. Wer aber Friedrichs Dichtungen muſtergiltig überſetzen wollte, der müßte es unternehmen, ihnen ihr gebührendes Anſehen durch die Ueberſetzung erſt zu erobern. Denn irgendwelchen Ruf als Dichter hat er unter den Franzoſen keineswegs, und zwar aus guten Gründen: theils wegen ſeiner ſchon genannten Hurtigkeit, theils wegen ſeines grundbeutſchen Weſens und Geiſtes. Bei aller Vorliebe des Königs für franzöſiſche Sprache und Eſprit war er ſelber doch im Grunde ſeines Gemüths ein ächter Deutſcher. Die ſchönſten Stellen ſeiner Dichtungen ſind ganz deutſch gedacht und empfunden und können den franzöſiſchen Eſprit daher wenig anheimeln.

So kommt es, daß man ſchon ein wenig Kenner ſein muß, um überhaupt von dem Dichter Friedrich recht etwas zu wiſſen; und daher iſt es einem größeren Dichter ſchon als Verdienſt anzurechnen, wenn er in ſeinem unübertrefflichen Lebensbilde des großen Königs auch auf dieſe Seite ſeiner Bedeutung das Publikum hinweiſt. Möge der Aufforderung Guſtav Freytags, eine Auswahl und gründliche Bearbeitung dieſer Dichtungen zu veranſtalten, recht bald ein wahrhaft Berufener nachkommen. Inzwiſchen wollen wir hier verſuchen, durch zwei Beiſpiele den Nachweis zu liefern, daß der „Alte Fritz," wenn auch kein Dichter erſten Ranges, doch einer Würdigung als Dichter immer werth iſt und wohl verdiente, auch als ſolcher ein Eigenthum ſeines Volkes zu werden. Das erſte dieſer Gedichte iſt:

Die Fabel von der Geige.

Ein Geigen-Virtuos, Herr Vacarmini,
Ein Schüler des berühmten Herrn Tartini,
Begab ſich durch die ganze Welt auf Reiſen,
Um ſeine Kunſt zu zeigen weit und breit.
In Flandern trug er einſt die ſchönſten Weiſen
Mit unvergleichlicher Kunſtfertigkeit
Dem ſtaunenden Zuhörerkreiſe vor.
Entzückt, bewundernd lauſchte jedes Ohr
Der Mannigfaltigkeit der Harmonieen,
Die ſeinem kühnen Bogenſtrich verliehen,
Und lauter Beifall folgte jedem Stück.
Als nun der Künſtler das Concert beendet,
Tritt auf ihn zu ein junger Fant und wendet
An ihn das Wort: „Gewähren Sie das Glück
Noch einer Gnade uns." . . . „Mit Freuden, gern!"
Sprach der Artiſt. „Befehlen nur die Herrn!"
„So bitte, ſehn Sie, ob es möglich ſei,
Wenn Sie die vierte Saite abgeſpannt,
Gleich ſchön zu ſpielen auf den andern drei
Nur durch die Meiſterſchaft der Künſtlerhand."
„Die Kunſt iſt mir zwar neu," ſprach der Artiſt,
„Doch will ich leiſten, was mir möglich iſt."
Er ſpreizt die Finger weit, greift tief herab,
Und zaubert den drei Saiten Töne ab,
Die ſich zu ſeiner Hörerſchaft Vergnügen
Zu ſanften Melodien harmoniſch fügen.
Neugieriger gemacht durch dies Gelingen,
Will jener ihm noch eine Sait' entziehn.
Es wird gewährt, und minder ſchön zwar klingen
Doch ſtets noch rühmlich ſeine Melodien.
Drauf will der Narr, daß er ſein Kunſtſtück macht
Auf einer Saite noch. Auch dies geſchieht:

Digitized by Google

Der arme Mann, zum Aeußersten gebracht,
Spielt nur mit höchster Kunst ein simples Lied. —
Die letzte Saite reißt drauf der Patron
Ihm von der Geige: „Freund, ich bitte sehr,
Jetzt fiedle noch ein Lied!“ — Doch keinen Ton
Gab da die stumme Violine mehr.
. . . . . .
Die Fabel möcht ich aller Welt erzählen,
Weil draus hervor die goldne Lehre geht:
Auch bei der größten Virtuosität
Versagt die Kunst, sobald die Mittel fehlen.

Ja, die Mittel, die bösen Mittel! Er wußte es wohl, und mußte es noch öfter erfahren, wie viel von ihnen abhängt. Nie empfand er es schmerzlicher, als bei dem verhängnißvollen Schlage von Collin, der seinen kühnen Plan zu Schanden machte und ihm den Untergang drohte. Mochten auch Fehler in der Schlacht gemacht worden sein: der Hauptfehler war (darin hat der erste Napoleon jedenfalls Recht) der Mangel an noch einigen Bataillonen mehr, mit denen er damals den Sieg und dann einen raschen Frieden zu Wien erzwungen hätte. Wie tief ihn die Colliner Niederlage ins Herz getroffen hatte, das zeigt am Besten die Epître Chagrine, die im Jahrgang 1865 des deutschen Museums unter dem Titel „Resignation“ in deutscher Uebertragung mitgetheilt worden ist und daher hier nicht wiederholt werden soll. Dies Gedicht, in Leipzig am 15. October 1757 verfaßt, ist ein rechter Spiegel seiner Seele in jener bangen Zeit, wo Feinde von allen Seiten gegen ihn anstürmten, am drohendsten die Oesterreicher in Schlesien und die Franzosen in Thüringen. Eine düstere Resignation herrscht in diesen Versen und gipfelt sich in dem finstern Entschluß, der für den schlimmsten Fall bei ihm längst gefaßt war:

„Die Lunte in das Pulverfaß!“
Er ruft's, — sie fliegen in die Luft.

Das war bei ihm keine leere Redensart. Er trug seit Collin stets das Gift bei sich, welches ihn von österreichischer Gefangenschaft befreien und die Feinde hindern sollte, aus solchem Zufall unverhältnißmäßigen Vortheil zu ziehen. In Leipzig, auf dem Zuge nach Thüringen, konnte er noch nicht wissen, daß er die Franzosen gleichsam mit dem Hauch seines Odems wie die Spreu verwehen würde. Als er die Fabel von der Geige dichtete, hatte er Roßbach bereits hinter sich und befand sich wieder in Schlesien, wo ihm nun noch Braun mit furchtbarer Uebermacht gegenüberstand. Da hatte er wohl Ursache, über die Macht der Mittel Betrachtungen anzustellen. Dennoch war er schon wieder fähig, zu scherzen, wie der Ton des obigen Gedichtes zeigt; und als er die drohende Macht der Oesterreicher bei Leuthen mit seinem glänzendsten Siege niedergeworfen hatte, da brach der helle Jubel seines Herzens hervor in dem übermüthigen Gedicht an den Feldmarschall Braun, das aber hier keine Stelle finden soll, weil bekanntlich der Uebermuth des Siegers bald darauf bei Hochkirch in eine ungerechte und gefahrbringende Verachtung des Feindes ausartete. Vielmehr sollen jetzt fünfundzwanzig Jahre übersprungen werden, und dem Gedicht: „Bei meiner Genesung“ die Aufgabe zufallen, zu zeigen, welche lebhaften Farben noch dem siebenzigjährigen Greise zu Gebote standen, um die Folterqualen der Krankheit zu schildern. Doch ist dies Gedicht nur zur Hälfte übersetzt, da die andere Hälfte weit hinter der ersten zurücksteht und in matter Unbedeutendheit verläuft.

Bei meiner Genesung.

Du gottgesandter Hoffnungsstrahl,
Genesung, glänzend mildes Licht!
Du nimmst mir ab der Leiden Qual,
Der Schmerzen lastendes Gewicht.
Tyrannisch folterte der Schmerz
Mit Todesangst die matten Glieder;
Du hast erlöst mein armes Herz,
Schenkst mir das Licht des Himmels wieder.

Digitized by Google

Ich wähnte mich hinabgebettet
Schon in den offnen Höllenſchlund,
An's Siechbett hilflos angekettet,
War längſt mein Leib vom Liegen wund.
Was je verhärtete Tyrannen
An Folterqualen nur erſannen,
Fühlt' ich ohn' Unterlaß an meinen
Zerſchlagnen, zuckenden Gebeinen.

Schon ſank in Nacht mir die Natur,
Die Augen drohten zu erblinden,
Belebt von leiſem Hauche nur
Fühlt' ich die matten Sinne ſchwinden.
In öder Welt war ich allein,
Ohnmächtig waren Troſt, Erquickung;
Nichts linderte die Höllenpein
Der unerträglich ſchweren Schickung.

Schon hatte funfzehnmal vollbracht
Die Sonne ihren Lauf des Lichts,
Und funfzehnmal die dunkle Nacht
Den Tag verſchlungen in ihr Nichts;
Doch meine müden Augenlider
Schloß nie ein ſanfter Schlummer zu;
Die ſchwache Kraft brach haltlos nieder,
Zum Tode matt, doch ohne Ruh.

Verwirrte Hirngeſpinnſte brachten
Den wüſten Kopf um den Verſtand,
Die Seele fühlt' ich ſich umnachten,
Und ſcheiden ſchon zum Schattenland.
Da, von dem Rand des Acheron
Riß rettend mich ein wahrer Sohn
Des Aesculap zurück ins Leben
Zu neuem Schaffen, neuem Streben.

Wer Dich, Geſundheit, nie entbehrt,
Weiß unter Freuden, Luſt und Lachen
Oft kaum zu ſchätzen deinen Werth;
Dein Mangel muß uns dankbar machen.
O holder, ſel'ger Augenblick!
Ich fühle mich wie neugeboren.
Du gabſt die Hoffnung mir zurück
Und Alles, was ich ſchon verloren.

Darf der Schauſpieler an der darzuſtellenden Dichtung Aenderungen vornehmen?

Von A. Freſenius.

(Fortſetzung.)

Selbſt die in ihren Verdienſten um die Ueberſetzung, Einführung und Einbürgerung Shakeſpeares in Deutſchland außerordentlich hochverdienten Schlegel und Tieck haben ſich nicht ganz vor gerechtfertigten Vorwürfen in dieſer Beziehung bewahrt, und ſie haben in ihrer Uebertragung des großen Britten hie und da, indem ſie aus Pietät ſich allzutreu an das Original hielten, manche Stelle aufzuweiſen, die füglich in jenes Bereich von zu verbeſſernden Dichtungen zu zählen iſt. Als eine ſolche wollen wir z. B. nur die Worte der Königin Eliſabeth in der vierten Scene des zweiten Actes von König

Digitized by Google

Richard III. anführen, welche im Original „Pitchers have ears“*) lautet, und mit „Die Krüge haben Ohren“ übersetzt ist. Offenbar ist diese Redensart für Jedermann, der die Dichtung nicht studirt hat, unverständlich, denn das Sprichwort, das hier citirt wird, kennen wir im Deutschen nicht, und es setzt schon einen mehr als gewöhnlichen Grad von literarhistorischen Kenntnissen voraus, wenn der Zuschauer wissen soll, was hier gemeint ist, und wie dies zu verstehen sei. Im Englischen ist dies etwas Anderes. Allerdings wird auch hier das Sprüchlein nur abgekürzt und verketzert angeführt; aber Jedermann kennt es, und weiß augenblicklich, daß dasselbe eine Abbreviatur des bekannten Sprichworts small pitchers have great ears (kleine Krüge haben große Ohren) ist, gerade so wie im Hamlet, wenn der Dänenprinz (Act III, Scene 2) sagt: „aber derweil das Gras wächst — das Sprichwort**) ist ein wenig rostig“ man den Schluß des in der Mitte abgebrochenen Satzes, der „verhungert das arme Pferd“ im Englischen lautet, kennt, oder ihn sich wenigstens leicht vom selbst combiniren kann, auch wenn man kein Grumbkow ist. Hier also darf, unbeschadet der Achtung vor der wahrhaft klassischen Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung, unserer Meinung nach der Schauspieler ändern, und wir müssen gestehen, daß es uns unbegreiflich ist, daß dies nicht schon von selbst von Seiten der intelligenten Uebersetzer geschehen ist, da dieselben an andern Orten, wo es ihnen am Platze erschien, sich auch nicht durch eine sclavische Furcht die Hände binden ließen, sondern die Dichtungen in Kleinigkeiten änderten, wenn sie sie hier dadurch unserm Verständniß näher zu rücken glaubten. So heißt z.B. im Hamlet (Act II, Scene 2) die Stelle: „Ich bin nur toll bei Nordnordwest; wenn der Wind südlich ist, kann ich einen Kirchthurm von einem Leuchtpfahl unterscheiden“, in wortgetreuer Uebersetzung: „einen Falken von einer Handsäge unterscheiden,“ wofür sie mit richtigem Tacte jene Variante gesetzt haben, die uns weniger fern liegt. Auch dieses Bild war einem alten Sprichwort entlehnt. Aehnlich ist im Hamlet (Act IV, Scene 5) „Vergiß mein nicht“ statt „Je länger je lieber“ in der Wahnsinnsscene der Ophelia gesetzt, und in der zweiten Strophe des Liedes vom St. Valentins Tag (Act IV, Scene 5) sind die Worte „By Gis and by Saint Charity“ durch „Bei unserer Frau und Sanct Kathrin,“ wiedergegeben. Hier will es uns fast bedünken, als ob die Uebersetzer von der ihnen zustehenden Freiheit einen zu ausgedehnten Gebrauch gemacht hätten, und besser daran gethan haben würden, sich strenger an das Original zu halten. Ophelia schwört hier bei der Charitas (Liebe), und es erregt gerade dies in ihrem Wahnsinn, der ja zum größten Theil ***) verschmähter Liebe seine Entstehung zuschreibt, eine hochtragische tieferschütternde Wirkung †). Ferner fehlt in eben dieser

*) Benda, und mit ihm Ortlepp, übersetzt diese Stelle mit: „die Wände haben Ohren“; allein auch dies ist falsch, denn wenn es auch einen ganz guten Sinn gibt, so ist es aber ein ganz anderer Gedanke, als der, welchen der Dichter ausdrücken wollte, und vor Allem ist es doch die erste Pflicht eines Uebersetzers, auf die Intentionen seines Originals einzugehen und diese möglichst getreu in seinem Geiste wiederzugeben, gleichsam wie ein photographisches Lichtbild.

**) Shakespeare scheint ein großer Freund von Sprichwörtern gewesen zu sein, und wenn er auch nicht so weit ging, wie der Knappe des fahrenden Ritters Don Quixotte, Sancho Pansa, der sie beständig im Munde führte, so finden wir doch in seinen Dichtungen verhältnißmäßig viele volksthümliche Sprichwörter. Weniger bekannt und nicht uninteressant dürfte es manchem Leser sein, daß auch die von Hamlet an Polonius gerichteten Worte: „Ihr seid ein Fischhändler“ sich auf ein Sprichwort damaliger Zeit beziehen. Der Dichter wollte in jenen Worten Hamlets nicht nur die ganze Summe der Verachtung, die derselbe einem solchen kriechenden Höflinge gegenüber fühlt, zusammenfassen, indem er thut, als halte er ihn für einen Fischhändler, was damals einer der verachtetsten Stände war, sondern er will ihm auch nebenbei noch einen humoristischen Seitenhieb geben durch die Anspielung auf ein altes Sprichwort, was ungefähr dasselbe sagte, wie das jetzt bei uns übliche: „Das sind faule Fische.“

***) Wir sagen absichtlich nur „zum größten Theil“; denn außer dem abgebrochenen Liebesverhältniß mit Hamlet bildet auch der Tod ihres Vaters ein wesentliches Moment, das ihre Geisteszerrüttung veranlaßte.

†) Schlegel übersetzt es frei mit „Sanct Kathrin“, und daraus hat dann später Goethe bei seiner Benutzung dieses Gedankens im Lied des Mephisto vor Gretchens Fenster im Faust „Kathrinchen“ gemacht.

Digitized by Google

Scene ein kleiner Zwischensatz in der Rede der Ophelia, als diese ihre Blumen vertheilt, und jede derselben mit einem Sinnspruch begleitet. Bei Schlegel lautet die Stelle nur: „Da ist Fenchel für euch und Agley — da ist Raute für euch, und hier ist welche für mich — ihr könnt eure Raute mit einem Abzeichen tragen. — Da ist Maßlieb — ich wollte euch ein paar Veilchen geben, aber sie welkten alle, da mein Vater starb. — Sie sagen, er nahm ein gutes Ende," während im Urtexte nach den Worten „und hier ist welche für mich" noch der Satz „we may call it herb of grace o'Sundays" folgt. Bekanntlich liegt allen Blumen, welche Ophelia hier vertheilt, eine allegorische Bedeutung zu Grunde, und die Raute (englisch rue, deutsch doppelsinnig zugleich Raute und Reue) ist ein Sinnbild der Reue. Die Liebe zu Hamlet ist der Hauptgrund des Wahnsinns der Ophelia; deßhalb hat sie auch Ursache, ihre Liebe zu bereuen. Was den in der Uebersetzung unterdrückten Passus anbelangt, so ist in ihm eine Anspielung darauf zu erblicken, daß das Grundelement des Christenthums die Reue ist. Schließlich noch, als letztes Beispiel, heißt es in der Todtengräberscene (Act V, Scne 1): „Wir müssen nach der Schnur sprechen, oder er sticht uns mit Sylben zu Tode" in der Uebersetzung nach dem strikten Wortlaute „wir müssen nach der Compaßkarte*) sprechen." Wir könnten noch eine Menge von ähnlichen Exempeln hier aufführen; allein wir glauben, daß diese genügen, und wir wollen uns nach dieser kleinen Abschweifung wieder unserm Hauptthema zuwenden.

Wenn es also sonach auch unumstößlich feststeht, daß bei Uebersetzungen eine Abänderung des Textes vorzunehmen erlaubt, ja sogar oft unbedingt nothwendig ist, so dürfte es dagegen schwerer festzustellen sein, wann an Originalwerken, und hier wieder vorzugsweise an Klassikern, eine solch eigenmächtige dictatorische Gewaltherrschaft am geistigen Eigenthum ausgeübt werden darf. Es ist schwer, wenn nicht gar geradezu unmöglich, hierüber eine allgemeine Regel festzustellen: man muß hier die Entscheidung der Einsicht des Darstellers überlassen, dem Verständniß des „denkenden Künstlers," wie sich der Schauspieler so gerne nennen läßt, und mit welchem wohlklingenden Namen er so manche Schwäche bemäntelt, die er der Welt und bisweilen auch nicht einmal sich selbst eingestehen will; und wo der Mime sich auf Abwege verirrte, muß man es einer verständigen Kritik (freilich auch „ein Körnchen Gold im grauen Lebenssand, ein grüner Fleck in dürrem Haideland") anheimgeben, jenen wieder auf den rechten Pfad zurückzuführen.

Auf die Aenderungen selbst näher eingehend, so bedünkt es uns, daß man bei einer genaueren systematischen Classification vor Allem zwei Hauptabtheilungen unterscheiden kann: solche nämlich, die den Sinn des Dichtwerks verändern, und solche, die sich nur auf Aeußerlichkeiten (auf die Diction, deren Ausfeilung und mannigfache Verbesserungen ähnlicher Art) erstrecken. Namentlich in Betreff der Ersteren kann nicht genug Vorsicht anempfohlen werden, während bei den Letzteren ein etwaiger Mißgriff, obgleich auch bedauerlich, doch viel weniger gewichtig in die Wagschale fällt, und viel leichter wieder zu sühnen ist.

Aber so sehr wir, wie schon gesagt, es auch dem Schauspieler zur unerläßlichen Pflicht machen, erst genau zu prüfen, ob der Dichter nicht seine weisen Gründe dafür gehabt habe, daß er Etwas so und nicht anders gemacht, und daß er erst, nachdem er dies gewissenhaft gethan hat, durch sein Spiel und seine Declamation dem Publikum die schwierige Stelle leichter verständlich machen soll**); so sehr wollen wir andrerseits den darstellenden Künstler wieder ermuntern, in Fällen, wo ein gründliches Studium

*) Es ist dies eine Karte, worauf die Himmelsgegenden auf's Genaueste angegeben sind.

**) Der Schauspieler steht in dieser Beziehung gewissermaßen als Vermittler zwischen Dichter und Zuschauer, in ähnlicher Weise, wie eine gute Kritik nach allen Richtungen belehrend und ausgleichend, „auf einer höheren Warte, als auf den Zinnen der Partei", das allgemeine Urtheil läutern, und Dichter und Schauspieler dem Publikum näher bringen soll, daß diese alle Drei sich in einander einleben, sich geistig immer mehr durchdringen, auf daß sie mit der Zeit, wie die Glieder einer großen Familie, ein Band liebender Verehrung gegenseitig umschlinge.

Digitized by Google

ihn eine Schwäche, einen Mißgriff des Dichters hat erkennen lassen, diesen zu verbessern, und nicht aus falsch verstandener Pietät ihn durchschlüpfen zu lassen, wie ein schlechter Arzt sich scheut, eine bitter schmeckende Arznei zu verschreiben, oder ein parteiischer Lehrer den Zöglingen, welche die Kinder reicher Eltern sind, ihre Fehler übersieht. Der Dichter bleibt Mensch, und ist, als solcher, menschlichen Irrthümern und Schwächen ausgesetzt. „Es irrt der Mensch, so lang er strebt." Aber wie ein armer Teufel seinen letzten Pfenning dreimal in der Hand umdreht, ehe er sich entschließen kann, ihn auszugeben, so soll auch der Schauspieler eine solche Stelle dreißig Mal drei Mal nach allen Seiten hin beleuchten, und wenn er seiner Sache nicht vollkommen sicher ist, es lieber beim Alten belassen; denn es ist besser, es werden zehn Schuldige nicht geköpft, als daß ein Unschuldiger den Tod erleide durch Henkershand.

Einige Stellen, wo, unserer Ansicht nach, kleine Aenderungen am Platze sind, sind zum Beispiel die Folgenden:

In Kabale und Liebe (Act II, Scene 6) fragt der Präsident Louisen: „Aber er bezahlte Sie doch jederzeit baar?", worauf diese ihm antwortet: „Diese Frage verstehe ich nicht ganz." Was heißt das? Entweder versteht Louise diese Frage gar nicht, oder sie versteht sie ganz, vollkommen; sie kann also nur sagen: „Diese Frage verstehe ich nicht." Dies ist auch wohl der Sinn, welchen der Dichter ausdrücken wollte; denn man wende uns nicht etwa ein, daß er habe andeuten wollen, ein dunkles Etwas, ein instinktives Ahnen habe Louisen vorgeschwebt, ohne daß sie sich ganz klare Rechenschaft über diesen Punkt habe geben können. Dies wäre psychologisch unwahr und ästhetisch unschön. Wir glauben also, daß hier die Schauspielerin vollkommen berechtigt ist, das Wort „ganz" zu streichen*).

Ein anderes, statt auf ein einzelnes Wort, auf einen Satz sich erstreckendes Exempel bietet uns Schillers Fiesko. Bekanntlich schließt das „republikanische Trauerspiel" mit den Worten Verrinas: „Ich gehe zum Andreas." Wie aber in aller Welt will man diese Aeußerung mit dem schroffen Charakter des starren Republikaners in Einklang bringen? Dieser eine Satz wirft den ganzen, im Uebrigen so fest und consequent gezeichneten Charakter des Verrina um. Welche Inconsequenz! Was ist es dann mehr, als leere Prahlerei, als hochtrabende Phraseologie, wenn Verrina (Act V, Scene 16) sagt: „Ich schwör' es beim lebendigen Gott, eh' die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhof eines Herzogthums gräbt, soll sie auf dem Rade sie zusammenlesen!" Im Munde eines Mannes, der sich schließlich doch unter das Joch eines andern beugt, werden diese Reden zum leeren Wortschwall, wie sie einem Bramarbas à la Spiegelberg geziemen. Ob der Tyrann Fiesko heißt, oder ob er einen andern Namen trägt, ist für den verkörperten Republikanismus ganz einerlei; ja es fehlt sogar nicht an Stellen, wo Fiesko als das Ideal eines Herrschers hingestellt wird, woraus also deutlich erhellt, daß es allein seine Eigenschaft als Regent ist, gegen welche sich Verrinas innerstes Wesen empört, daß nicht das Wie, sondern das Was die Bedenken gegen das Regiment unter dem Scepter Fieskos hervorgerufen hat. Fanatische Verehrer Schillers können freilich sagen, jener Ausspruch erscheine dadurch weniger inconsequent, weil dem Verrina mittlerweile die Augen aufgegangen seien, und er zur Erkentniß gekommen wäre, daß die Ultrarepublik in seiner schroffen Auffassung ein Ding der Unmöglichkeit sei. Dieses Argument ist aber durchaus unstichhaltig, steht im Widerspruch mit der ganzen Dichtung, und erweist sich bei einer selbst nur oberflächlichen Untersuchung als ein Scheingrund, als ein Trugschluß. Wenn Verrina überhaupt eine Creatur des Schöpfers über sich anerkennen wollte, warum dann fünf Acte lang Verschwörungen gegen den alten Dogen Andreas Doria anzetteln, wo doch von allen Seiten dieser als ein ganz milder Herrscher geschildert wird. Warum ferner den Fiesko ins Meer stürzen, der jedenfalls ein vortrefflicher Herzog geworden wäre, und noch in der letzten langen Unterredung

*) Wir können diese Ansicht „nicht ganz" unterschreiben, d. h. ganz und gar nicht. Die Worte Louisens sind nur eine façon de parler der Höflichkeit; weil sie einem vornehmen Herrn gegenübersteht, scheut sie das Directe: „Diese Frage verstehe ich nicht", und mildert ihren Ausdruck in „nicht ganz". Noch heute ist diese Milderung in zahllosen Fällen gebräuchlich geblieben. D. R.

Digitized by Google

zwischen Beiden ihm Concessionen einräumt, wie gewiß kein Zweiter es gethan haben würde, und die Fiesko von einer Seite gezeigt, die auch nicht ein Tittelchen von einem Tyrannen, sondern ganz nur den liebevollen Freund des Bürgers Verrina und den Menschenwohl anstrebenden Volksbeglücker nach der Theorie eines Marquis Posa erkennen läßt. Also auch hier wird man, gewiß nur zum Vortheil des Totaleindrucks der Dichtung, besser daran thun, den letzten Satz der Tragödie wegzulassen, und dieselbe mit Verrinas „Erträkt, wenn das hübscher lautet" zu schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Literaturbilder der Gegenwart.

VII.

Friedrich Spielhagen.

(Schluß.)

-ll- Wir gehen über einige kleinere, kurz nach diesem Werke veröffentlichte Novellen, von denen die kleine Erzählung „Hans und Grete" freilich eine wahre Perle von einer Dorfgeschichte ist, schnell hinweg, und gelangen damit an das letzte Werk des Dichters, den vor einigen Monaten in dem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" zuerst veröffentlichten Roman „Hammer und Amboß." Derselbe ist offenbar auf ein Seitenstück zu dem vorigen Werke angelegt, das er freilich eben so wenig erreicht, wie die „Wanderjahre" die „Lehrjahre", oder Miltons „wiedergefundenes Paradies" sein „verlornes". In dieser Gegenüberstellung liegt zugleich auch der Grund angegeben, weshalb diese ergänzende Fortsetzung des Buches, die freilich keine Fortführung des in dem vorigen Werke gegebenen Romanstoffes, sondern ein äußerlich ganz neues Thema bringt, hinter dem ersten Werke soweit zurückbleibt. Die negative Seite eines Problems ist in gewisser Hinsicht immer ungleich poetischer, als die positive, und es ist ein reichhaltigeres Thema: darzustellen, wie ein Mensch oder eine ganze Zeit irre gehn, als wie sie auf dem richtigen Wege sich in aller Regelmäßigkeit ihrem Ziele langsam nähern. Der Roman „In Reih' und Glied" brachte diese reichhaltigere negative Seite der socialen Bewegung; er stellte dar, wie dieselbe nicht zum rechten Ziele zu bringen ist, nämlich auf dem Wege der Staatshilfe. Das vorliegende Werk versucht zur Anschauung zu bringen, wie diese für die Zukunft unserer Culturepoche entscheidende Frage wirklich gelöst werden kann, nämlich auf dem Wege der Selbsthilfe und der gegenseitigen werkthätigen Liebe und Unterstützung. Diese für den Einzelnen wie für die ganze sociale Bewegung aus dem Werke hervorgehende Lehre ist ohne Frage richtig und segensreich, nichts desto weniger aber wird der Autor sich schwerlich einbilden, durch das in dieser Erzählung dargestellte gute Beispiel und den Hinweis darauf die sociale Frage auch nur theoretisch gelöst zu haben. Alle menschlichen Institutionen wollen auf den moralischen Durchschnittscharakter berechnet sein, wenn sie praktische Giltigkeit und Dauer haben sollen. Der Dichter wird aber wohl selbst nicht behaupten, daß Fabrikarbeiter, die ihrem in pecuniäre Calamität gerathenen Principale einen Theil ihres Wochenlohnes als Vorschuß anbieten, oder ein Principal, der seinen Fabrikarbeitern Schulen gründet, recht eigentlich Durchschnittscharaktere genannt werden können. Freilich wird der Dichter erwidern, daß die Poesie überhaupt gar keine Fragen, auch nur theoretisch, zu lösen braucht, sondern sich damit begnügen kann, die durch dieselben hervorgerufenen Bewegungen und Conflicte künstlerisch darzustellen. Aber wenn dies der Fall ist, wenn der vorliegende Roman kein Compendium über die Kunst, die Lage zunächst der Maschinenbauer zu verbessern, sondern ganz einfach ein nur nach ästhetischen Gesetzen zu beurtheilendes erzählendes Kunstwerk sein soll, dann sündigt er durch ein viel zu tiefes Eingehen auf die rein technischen Fragen der Maschinenbaukunst. So z. B. ist es etwas zu viel verlangt, daß der Leser der ganzen Genesis eines Maschinenschwungrades beiwohnen muß. Freilich wird dabei constatirt, daß der Held der Erzählung, der bei dieser Gelegenheit durch Entdeckung eines technischen Fehlers sein Glück macht,

Digitized by Google

seiner künftigen Stellung als Eigenthümer dieser ganzen Fabrik auch wirklich in allen Stücken gewachsen ist.

Wir haben diese letzten beiden Werke größeren Werke Spielhagens ihrem culturhistorischen Werthe nach im Zusammenhange betrachtet. Es erübrigt noch, dasselbe in ästhetischer Beziehung zu thun, in welcher sich zwischen diesen beiden Abtheilungen einer großen Romanarbeit über die sociale Frage bei Weitem kein so bedeutender Abstand zeigt, wie in logischer und praktischer Hinsicht. Im Gegentheil würde man fast eher noch geneigt sein, künstlerisch den ersten der beiden Romane etwas niedriger zu stellen, gewährte ihm nicht sein unermeßlich bedeutenderer geistiger Horizont auch ästhetisch einen gar zu weiten Vorsprung. Derselbe hat noch einige jener Unarten an sich, deren sich Spielhagens Muse fast nur zufällig entschlagen zu können scheint, so namentlich einen gewissen unangenehmen Zug unreifer Lüsternheit, der eben durch die Beimischung dieses unreifen Elementes einen doppelt unangenehmen Eindruck macht. So läßt der Dichter z. B. den Helden der Erzählung als fünfzehnjährigen Knaben seine dreizehnjährige Cousine baden sehen, und sich dabei derartig exaltiren, daß er, durch Gemüthsbewegungen und Hunger allerdings schon ohnedies angegriffen, ohnmächtig zusammenbricht. Auch sonst finden sich unnöthige Häßlichkeiten eingemischt, namentlich auch in der ganz überflüssigen Figur des Castellans Lippert. Dagegen ist freilich eine ethisch häßliche Hauptgestalt des Romans durch die meisterhafte Handhabung des Dichters zu einer ästhetischen Schönheit des Buches geworden, die thüringische Dorfcokette Eva, in deren Charakter und Entwicklung das Wesen der modernen Courtisane in unübertrefflicher Weise gezeichnet ist. Ueberhaupt bewährt der Dichter seine alte Virtuosität in Darstellung des Unheimlichen und Grausenhaften, namentlich wo demselben ein Zug von Ueppigkeit und Ironie beigemischt ist, gerade in diesem Werke in hervorragender Weise. Partieen, wie die Katastrophe des Helden an dem für seine Verlobung angesetzten Abend, wie seine letzte Nachtwache vor dem gnädig abschließenden Pistolenduell, und endlich, wie Todesreise und Todesgang der schönen Sylv.a beweisen, daß Spielhagen den eigentlichen Meister in Darstellung derartiger zugleich unheimlich heller und nachtwandlerischer Empfindungen und Scenen, seinen alten Lieblingsautor Thackeray, nicht umsonst so eifrig gelesen und so geschickt commentirt hat. Fast noch höher an Reinheit und Schärfe, wenn auch nicht an geistiger Bedeutung der Charakteristik steht der Roman „Hammer und Amboß", dessen Composition aber neben den glücklichsten Einzelnheiten eine gewisse Schlaffheit zeigt, und dem Leser hie und da einen etwas überstarken Glauben zumuthet.

In diesen beiden letzten Romanen Spielhagens sind die verschiedenen eigenthümlichen Keime, welche seine Production schon sehr früh zeigte, zur völligen Reife ausgebildet. Sie sind zugleich Sittengemälde und politische, resp. sociale Romane, und zwar in ersterer Hinsicht von einer Bedeutung, welche für die nächsten Generationen vermuthlich eher steigen, als abnehmen wird. Als politische und sociale Dichtungen besitzen sie größeren Werth durch den Nachweis, wie ein vortrefflicher Kopf über die verschiedenen socialpolitischen Probleme unserer Zeit denkt, als durch ihren positiven Gehalt. Auch sonst zeigen dieselben gegen jede frühere Production des Autors mannigfache Fortschritte, wie sie denn überhaupt trotz aller Mängel dennoch unter der dichterischen Production des letzten Menschenalters in der vordersten Reihe stehen, und wohl auch unter Spielhagens Werken, selbst wenn ihm noch eine ganz neue dichterische Entwicklung vergönnt sein sollte, jederzeit einen hohen Rang behaupten werden.

Es mag noch erübrigen, über die dichterische Methode und die bemerkenswerthesten dichterischen Eigenthümlichkeiten dieses hervorragenden Erzählers Einiges nachzutragen, so sehr das dahin Gehörige auch aus dem bisher Gesagten schon hervorgehen zu müssen scheint. Als erste dieser Eigenthümlichkeiten ist entschieden jener elegante Styl zu nennen, auf den Spielhagen selbst sich unter seinen schriftstellerischen Errungenschaften am meisten zu Gute thut, und der schon seine früheren, in anderer Hinsicht noch vielfach ganz unreifen Productionen auszeichnete. Zunächst in diesem Register Spielhagen'scher Vorzüge dürfte die virtuose Charakteristik stehen, die den Dichter ebenfalls von seinem ersten Auftreten an begleitet hat. Dieselbe zeugt hie und da von einem wenig beneidenswerthen Reichthum übler moralischer Erfahrungen, aber alle Gestalten des Dichters, die ästhetisch häßlichen so gut wie die schönen, stehen in

Digitized by Google

vollster Lebenswahrheit da, wie sie nur von einem Dichter angeschaut, niemals aber von einem gewandten Combinator künstlich hergestellt werden kann. Als dritter Hauptpfeil in Spielhagens poetischem Köcher ist endlich die Vortrefflichkeit seiner Natur- und ethnographischen Schilderungen hervorzuheben, in denen er wenigstens in Deutschland keinen Nebenbuhler haben dürfte. Wenn andere Poeten stets auf Reisen liegen, und Alles und deshalb wiederum Nichts charakteristisch darzustellen vermögen, stellt Spielhagen an „Land und Leuten" nur das dar, was er wirklich und genau kennen gelernt hat, Berlin, Thüringen, den Rhein, vor Allem aber Pommern und Rügen mit ihren alten kleinen Städten, sandigen oder felsigen Meeresküsten, weiten Kornfeldern und tiefen Buchenhainen, aber dies relativ geringe landschaftliche Material schildert er mitsammt seiner menschlichen Staffage, wie es nie Jemand anders zu schildern verstanden hat. Er ist in der That unter den norddeutschen Romanschriftstellern nicht nur der große Sittenmaler und Socialpolitiker, sondern auch der erste Landschafter, zugleich der van Dyck und der Ruysdael norddeutscher Natur. Freilich ist auch die Kehrseite dieser Vorzüge nicht ausgeblieben. Wie fast alle bedeutenden Moralisten und Charaktermaler auf dem Gebiete des Romans ist Spielhagen kein besonderes Compositionstalent. Seine Erfindung, obgleich gewöhnlich reich und geschickt und fast nur allzu sehr mit pikantem Interesse ausgestattet, läßt dennoch fast überall die rechte Stetigkeit, Concentration und innere Wahrscheinlichkeit vermissen, zerreißt den Knoten eher, als sie ihn löst, und geräth bei der Schürzung desselben fast immer in allerlei romantische Vorgeschichten hinein und zurück, die in der That den gewöhnlichen Leihbibliothekautoren besser zur ausschließlichen Benutzung überlassen blieben. Leider hängt dieser Mangel so organisch mit den größten Vorzügen des Dichters zusammen, daß zu seiner Abstellung nur sehr geringe Hoffnung ist. Spielhagen sieht durch einen Act geistiger Zeugung seine Charaktere lebendig vor sich und erfindet dann seine Geschichten dazu, ein Vorgang, der die dichterische Vortrefflichkeit der ersteren und Unzulänglichkeit der letzteren in der That ausreichend zu erklären im Stande ist.

Mit dieser Gegenüberstellung seiner poetischen Eigenschaften dürfte dem Dichter denn auch, so weit dies in der Gegenwart thunlich, seine literar- und culturhistorische Stelle schon jetzt angewiesen sein. Spielhagen gehört überall da, wo seine bessere dichterische Natur die ihm innewohnende Neigung zur frivolen Picanterie überwindet, zu jenen innerlichen Romandichtern, bei denen das charakteristische und psychologische Element demjenigen der bloßen äußerlichen Empfindung den Vorsprung abgewonnen hat, zu den Cervantes, Fielding und Thackeray eher als zu den Lesage, Dumas und Dickens. Freilich hat er mit diesen letzteren ein gewisses, auf den momentanen Erfolg berechnetes unreines und cokettes Element gemein, das auch seine besten Schöpfungen hie und da entstellend überwuchert. Ob er in jener ersten vornehmeren Reihe als ebenbürtiger Name stehen wird, darüber wird nur die Nachwelt endgiltig entscheiden; sein eigener Eifer aber in Beseitigung dieser eben genannten ästhetischen Hauptschwäche diese Entscheidung allerdings wesentlich beeinflußen können.

Ein Alibi.

Criminal-Novelle von **M. H.**

I.

(Fortsetzung).

„Herr Wirth," begann nun der Reisende, „ich höre soeben von ihrer liebenswürdigen Frau, daß in Straßburg die Assisen versammelt sind. Das wäre ja eine erwünschte Gelegenheit, die Zeit bis zum Mittagessen zu vertreiben. Wollen Sie mir nicht einen Wagen zur Verfügung stellen und, da mir Straßburg ziemlich fremd, mir Ihre liebe Hausfrau zur Begleitung anvertrauen? Wenn anders Sie, Madame, mir die Ehre erzeigen wollen? Auch Ihnen würde es vielleicht eine kleine Zerstreuung gewähren, und so wäre uns beiden gedient."

„Mit großer Freude" lautete die Antwort, und wirklich strahlten die Augen der jungen Dame vor Vergnügen. Klugerweise aber fügte sie hinzu „wenn mein Männchen

Digitized by Google

nichts dagegen hat, so bin ich gerne bereit." Hier wendete sich Jean Baptiste zu Tricot und flüsterte ihm in's Ohr: „Sie werden doch das nicht erlauben — mit einem wildfremden Menschen?" Da hatte der Gute aber eine falsche Berechnung gemacht. Schon um Ersteren zu ärgern, hätte der geplagte Herr Tricot alles nur Mögliche erlaubt, und somit erwiderte er, ebenfalls halblaut: „Ja, warum denn nicht? Bei diesem Herrn wird weniger zu befürchten sein, als bei gewissen anderen!"

„Nun haben Sie überlegt?" fragte der Fremde, und Adele fügte schmeichelnd hinzu:

Erlaube es, lieber Jerome" — mit diesem Kernschuß, das wußte die Schlaue, verfehlte Sie nie ihr Ziel — „erlaube es, lieber Jerome, es würde mich unendlich freuen." Der Oberkellner stand wie auf Kohlen, und platzte endlich dazwischen, trotz des bitterbösen Blickes, den ihm Adele zuwarf „Ich erinnere nur, daß es schon beinahe zu spät sein wird. Es ist eilf Uhr vorüber und bis Sie hinkommen," — „Ist noch Zeit genug?" donnerte Tricot determinirt dazwischen, seinem Rivalen mit unendlicher Befriedigung in's Gesicht sehend, welches vor Aerger blaß geworden. Adele streichelte ihrem Gatten die Wangen und sagte schelmisch: „Siehst Du, mein Freund, jetzt bist Du wieder ganz liebenswürdig, und ich finde in diesem Augenblicke auch nicht eine einzige Run — Falte wollte ich sagen, in Deinem Gesichte." — Tricot schnitt eine Grimasse, welche ein freundliches und zärtliches Gesicht vorstellen sollte; nahm sich dabei aber aus, wie etwa Einer, dem man Essig statt Wein vorgesetzt und der sich aus Höflichkeit nichts merken lassen will. Jean Baptiste aber knirschte mit den Zähnen und sann bereits darauf, wie er sich am leichtesten und sichersten an der Cokette rächen könne.

In diesem Augenblicke schob sich eine untersetzte, tölpelhafte Figur in's Zimmer, in welcher man auf den ersten Blick den gebornen Hausknecht erkannte. Ob Dummheit oder Rohheit in dieser platten Physiognomie vorherrschender, war schwer zu entziffern, und im breiten, unangenehmen Jargon der Bauern im Elsaß berichtete er: „Der Wagner läßt sagen, vor Abend wäre er nicht capabel, die Achse am Wagen wieder herzustellen, und bis dahin müßten Sie sich gedulden."

„Der gute Mann ist nicht bei Troste" erwiderte der Fremde, „eine Reparatur, die höchstens eine Stunde Zeit verlangt!"

„Ja, da kommen Sie schön an. Eine Stunde; nicht capabel! Fragen Sie nur meinen Herrn, der hat's dem Wagner auch gleich sagen lassen, daß er vor Abend nicht sollte" — „Esel von einem Hausknecht!" fiel ihm Herr Tricot in's Wort. Der Fremde schien es überhört zu haben, oder nahm wenigstens nicht die mindeste Notiz davon. „Freund, höre mich an," ergriff er das Wort, „sogleich lauf nochmals zum Wagner, und sage ihm — aber verstehe mich gut — bis gegen zwei Uhr muß mein Wagen fertig sein; ich würde doppelt zahlen. Ich werde hier um ein Uhr diniren, und um zwei Uhr meine Reise fortsetzen. Verstanden? Nun lauf und sorge pünktlich dafür, es soll auch Dein Schaden nicht sein, und ein gutes Trinkgeld ist Dir gewiß." Letzteres Argument ist schlagend, selbst bei den dümmsten und rohsten Geschöpfen; der Klang des Geldes lichtet den getrübtesten Verstand. Und so war es denn auch der Fall bei Herrn Simon, dem ehrenwerthen Hausknechte im Gasthofe au dragon rouge.

Eilig wollte er sich auf den Weg machen, als ihm sein Herr befahl, vorher noch schnell den Rappen vor den kleinen Stuhlwagen zu spannen, und dann zum Wagner zu gehen. So geschah es. Adele entfernte sich ebenfalls, um schnell Toilette zu machen und sich dann sogleich beim Wagen einzufinden.

Nochmals empfahl nun der Fremde Herr Tricot die dringendste Eile, und, um jedes Hinderniß zu beseitigen, übergab er ihm zwanzig Francs als Vorauszahlung für den säumigen Arbeiter.

Dies imponirte dem Gastwirth, der wohl im Stillen bereits seine eigene Rechnung nach dieser Großmuth accommodirte, gewaltig. Mit der Versicherung: sogleich selbst zum Meister Blanchard laufen zu wollen, der für so noble Zahlung sicher ein ganz neues Rad bis Mittag herstellen würde, bückte er sich tief und wünschte einstweilen gute Unterhaltung und viel Vergnügen. Durch's Fenster gewahrte man, daß Madame Tricot bereits am Wagen harrte, deshalb nahm der Fremde eilig seinen Hut, und

Digitized by Google

sagte zu Tricot: „Daran zweifle ich nicht; an Unterhaltung und Vergnügen wird es nicht fehlen. Sie selbst haben ja durch ihre schöne junge Frau für beides gesorgt. Wirklich, dieses Weibchen ist ganz allerliebst! Lassen wir es nicht warten.“ Und damit verließ er eilig das Zimmer. Etwas consternirt sah ihm Tricot nach und murmelte vor sich hin: „Was hat er gesagt? Ich hätte durch meine allerliebste Frau für seine Unterhaltung und für sein Vergnügen gesorgt; und ich denke, er will sich im Gerichtssaale unterhalten?“

„Aha! merken Sie was?“ triumphirte Jean Baptiste, den Ersterer gar nicht bemerkt hatte, „Ja! jetzt ist es zu spät. Da, da fahren sie hin! und sehen Sie nur, wie eng sie bei einander sitzen. Natürlich, in dem Wägelchen haben neben einander Zwei ja kaum Platz. O es ist zum! — Na, das muß man sagen; ein galanter Ehemann sind Sie; ich mache Ihnen mein Compliment!“

Wie toll, schnob nun Tricot im Zimmer umher; theils aus erweckter Eifersucht, theils aus Aerger über die Unverschämtheit seines Oberkellners, der höhnisch lachend die Hände an einander rieb, daß die Finger krachten, wodurch der geplagte Gastwirth immer mehr und mehr in Wuth gerieth. Er wußte recht gut, daß jener nur lachte, um ihn noch mehr zu reizen; doch war er nicht stark genug, seinen Aerger zu verbergen; der Funke hatte gezündet, und die Explosion war nicht mehr aufzuhalten. Ganz erschöpft fiel er endlich in einen Stuhl und fragte matt: „Nun wird's? Beliebt's noch nicht in den Keller zu gehen! Der Wein könnte längst abgezogen sein.“ Grob erwiderte der freche Patron: „Ja wenn ich ein Hexenmeister wäre! Uebrigens eilt es auch gar nicht damit; dieses edle Gewächs wird nicht so bald getrunken werden und lange auf dem Lager bleiben.“

Damit ließ er den unglücklichen Ehemann allein und schlug die Thüre donnernd hinter sich zu.

Im dumpfen Brüten über den Fremden und seine Gattin, so wie in stiller Wuth über Jean Baptiste und dessen Unverschämtheit saß Herr Tricot noch ein Weilchen und würgte an seinem Aerger, als sich ein Posthorn hören ließ und seinen Ideengang eine neue Richtung gab. — Er sah durchs Fenster und gewahrte, wie ein leichter Wagen ohne Gepäck, aber dennoch mit vier Postpferden bespannt, in vollem Carriere anfuhr und bei seinem Gasthofe stille hielt. Er sah, wie der einzig im Wagen sitzende Reisende mit dem Hausknechte sich in ein Gespräch einließ, und bemerkte an der Ungeduld des Ersteren, daß Simon wieder in seiner gewohnten Weise Antwort ertheilte; eine Weise, die selbst den Geduldigsten ermüden mußte, um wie viel mehr nicht einen Reisenden, der so übergroße Eile zu haben schien. Tricot wollte sich vor das Thor begeben, doch der Fremde, dessen Geduld sich an Simon bereits erschöpft zu haben schien, trat soeben in das Zimmer.

Es war ein Mann in mittleren Jahren, von seinem Aeußern, ohne Auffallendes an sich zu haben, mit etwaiger Ausnahme einer schwarzseidenen Binde, die er um das linke Auge trug. Hastig redete er Tricot an: „Herr Wirth, wer war der Fremde, der kurz vor mir hier angehalten, und, wie ich vom Hausknecht gehört, das Haus bereits wieder verlassen?“

„Wer der Fremde ist? Damit kann ich nicht dienen. Sein Wagen ist hier gebrochen und deßhalb war er gezwungen, zu verweilen, was sicher sonst nicht geschehen wäre, da er eben solche Eile zu haben scheint, wie Sie, mein Herr.“

„Wie fatal! Immer zu spät und immer zu spät, trotz meiner Eile und meiner Bemühung,“ sprach der Angekommne halblaut vor sich hin.

Tricot, zu dessen Hauptschwächen auch Neugierde gehörte, vergaß über diese seinen Familienschmerz, und seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf diesen neuen Gegenstand.

„Ja, mein Herr,“ begann er wieder „ein viertel Stündchen früher, und Sie hätten ihn hier getroffen. Kurz vor der Vorstadt hatte er Malheur mit dem Wagen, an welchem die Achse gebrochen. Sie, mein Herr sind gewiß schon früher umgeworfen worden auf unserer miserablen Landstraße und haben sich ein Auge lädirt, wie ich bemerke. Bedaure außerordentlich. Hoffentlich doch nicht gefährlich? Wünschen Sie vielleicht einen Arzt?“

Auf alle diese Fragen bekam Herr Tricot keine Antwort von dem Reisenden,

Digitized by Google

welcher unterdessen sich eine Notiz in sein Portefeuille gemacht. Neuerdings aber begann Herr Tricot, der sich nicht so leicht gefangen gab: „Ohne diesen Unfall hätten Sie ganz sicher Ihren Freund hier angetroffen; denn wie ich vermuthe, ist der Herr Ihr Freund, nicht wahr?"

„Wir — stehen im Geschäftsverkehr mit einander. Ich reise ihm schon Tag und Nacht nach, da ich nothwendig ihm eine wichtige Mittheilung zu machen habe," antwortete Jener etwas zögernd; worauf Tricot voller Freude erwiderte: „Nun, hier kann er Ihnen nicht entgehen. Der Herr hat bis ein Uhr sein Diner bestellt, und erst um zwei Uhr denkt er seine Reise fortzusetzen." Durch diese Mittheilung war der Fremde höchst angenehm überrascht, denn durch Simons confuse Antworten irre geleitet, glaubte er, daß dies bereits geschehen, und Jener schon wieder abgereist sei. Gerne ging er deßhalb auf Herrn Tricots Vorschlag ein, auch für ihn ein Couvert für den Mittag zu belegen, „im Fall er nicht früher schon das Geschäft abmachen würde, da er jedenfalls seine Nachforschung sogleich wieder beginnen wolle, um möglichst den Gesuchten noch Vormittag zu treffen." (Fortsetzung folgt.)

Die internationale Kunstausstellung in München.

VI.

-l. Gérômes Skizze zur „Phryne vor ihren Richtern" gab uns oben Veranlassung, der sogenannten neugriechischen Schule zu gedenken. Derselben Richtung folgt auch der Belgier Alma Tadema, jedoch nicht ohne sie wesentlich erweitert zu haben, indem er einen solchen Nachdruck auf das nationale Element legt; daß dieß in den meisten Fällen die historischen Nebenbeziehungen zurückdrängt. So namentlich in seiner „Mumie" (1235), „Siesta" (1237) und in seinem „Egypter" (1217), während hinwiederum das historische in seinem „Tarquinius Superbus und die Gesandten von Gabiä" (1218) mehr in den Vordergrund tritt. Sehen wir den Künstler andererseits in der „Erziehung der Kinder der Clotildis" (1244) in die fränkische Geschichte zurückgreifen, so werden wir wohl seine Richtung besser als ethnographische bezeichnen müssen. Indem wir derselben im Allgemeinen malerische Schilderungen aus dem Leben der Völker (nicht des Volkes) und die Verwerthung ihrer physiognomischen und socialen Eigenarten, mit andern Worten ihrer culturhistorischen Erscheinung zuweisen, wobei natürlich die entsprechende landschaftliche oder architektonische Umgebung mit in Betracht kommt, möchten wir die ethnographische Richtung der Aufmerksamkeit der Künstler um so mehr empfehlen, als sie ein beachtenswerthes Glied in der Kette bildet, welche die Kunst mit der Wissenschaft und dem Leben harmonisch verbindet. Alma Tademas Bilder nun verrathen nicht blos eine tiefgehende Kenntniß der bezüglichen Culturperioden, sondern sind auch gut componirt und tüchtig gemalt, obgleich, namentlich „die Mumie" etwas glatt. Wenn dem letztgenannten Bilde der Vorwurf gemacht werden will, es habe einen gewissen mysteriösen Beigeschmack, so möchten wir dagegen das Anregende betonen, das für jeden Gebildeten gerade in dem liegt, was sich, im Gegensatze zu dem Alltäglichen, nicht auf den ersten Blick breit und bequem darbietet.

In Devriendt (1066) und Hendrix (666) lernen wir Nachahmer von Leys kennen; die „Scene aus der Geschichte Karls V." des Ersteren, und die „heiligen Frauen" des Letzteren könnten eben so gut vor vierhundert Jahren gemalt worden sein. Was beide Bilder auch Verdienstliches haben mögen, das Princip erscheint uns als ein falsches. Ten Kates „Atelier" von Rembrandt" (1231) und „Erzählung eines Verwundeten" (313) zeigen in ihrer feinen und zierlichen Malweise und in ihrer einnehmenden Eleganz, die der niederländischen Schule von jeher eigenthümlich war, wo sie sich im Genre bewegte, daß die neue Richtung in Belgien noch keineswegs die vorherrschende ist.

Die Historie zeigt sich auch in dieser Abtheilung numerisch nur sehr schwach vertreten; strenge genommen nur durch Wettkamps „Hugo Grotius in Rostock", das schon auf früheren Ausstellungen seiner trefflichen Anordnung und gesättigten Färbung halber gerechtes Lob erntete.

Digitized by Google

Dagegen findet die Thiermalerei in Belgien und Holland fortwährend viele Freunde. Verböckhoven ist leider nur durch ein Bild „Schafe im Freien" (1098), das ganz von seiner Hand und durch eine von ihm staffirte Landschaft Koekkoeks (1227) vertreten. Gleichwohl haben wir dabei Gelegenheit, einerseits zu bewundern, wie prächtig er das Vließ der Schafe zu geben weiß, und überhaupt deren Natur und Ausdruck gründlich erfaßt hat, andererseits aber auch die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sein Vortrag nicht frei ist von einer gewissen Härte und Kleinlichkeit, wie seine Farbe nicht von Armuth und Magerkeit, welche namentlich in dem landschaftlichen Theile des erstbezeichneten Bildes sich bemerklich machen.

Vielseitiger als Verböckhoven erweist sich de Haas in Brüssel, dessen Bild „Nach der Ueberschwemmung" (1243) uns eine landschaftliche Trauerscene vorführt, während die meisten seiner andern zur Ausstellung gekommenen Bilder den Charakter einer gewissen Heiterkeit und Freudigkeit zeigen.

Aus dem Gebiete des Genre mag Israels „Unstern" (1234) nur deshalb erwähnt werden, weil dieses Bild eines Künstlers, dessen Name einen guten Klang hat, so recht schlagend zeigt, wohin die Prätension der neuen Richtung führt. Man sieht mit Staunen, daß ein Künstler es wagen darf, eine Arbeit dieser Art, die vor ein Paar Jahren als oberflächliche Scizze gegolten hätte, auf eine Ausstellung von der Bedeutung der gegenwärtigen zu senden. Er durfte es freilich wagen, so lange Nonchalance Vielen als Genialität gilt.

Auch in der Landschaft und Marine, welche durch Lamoriniere, Schampheleer, Fournois, Schelfout, Clays u. A. gut vertreten ist, sehen wir mit Freuden ein Festhalten an bedeutenden Traditionen, welches indeß die Aufnahme neuer Elemente keineswegs ganz ausschließt, sondern dabei nur Vorsicht empfiehlt.

Worin der Grund zu suchen, daß plastische Werke aus Belgien und Holland gar nicht zur Ausstellung kamen, ist uns unbekannt. —

Wenden wir uns nun zur deutschen Kunst.

Wir haben bei keiner Gelegenheit ein Hehl daraus gemacht, daß wir der modernen Kunstrichtung wenig geneigt sind, und zwar aus demselben Grunde, weil wir das Wesen einer Sache höher anschlagen, als deren äußere Erscheinung, und uns der Mensch mehr ist, als der Rock, in dem er steckt. Es ist auch nicht nationale Eitelkeit, sondern vollste Ueberzeugung, wenn wir aussprechen, daß es der Mode glücklicher Weise noch nicht gelungen ist und hoffentlich auch nicht gelingen wird, die Bedeutung des Gedankens in der deutschen Kunst zu unterdrücken, und es gereicht uns zur freudigen Genugthuung, feststellen zu dürfen, daß wir mit dieser Ueberzeugung nicht allein stehen.

Es drängt sich uns vor Allem die Frage auf: sollten wir bei unseren Besprechungen die deutsche Kunst als ein einziges Ganze auffassen, oder aber die hervorragenderen Pflanzstätten derselben in besondere Betrachtung ziehen? Für das Eine wie für das Andere ließen sich triftige Gründe anführen, deren Erörterung natürlich hier zu weit führen würde. Wir entschlossen uns jedoch nach reiflicher Erwägung und in Anbetracht, daß dem nationalen Gedanken hiedurch sein Recht nicht verkümmert wird, gewisse Eigenthümlichkeiten aber, welche sich dort und da finden, ein Zusammenwirken nicht zu erlauben schienen, das zweite System anzunehmen, und werden im Allgemeinen wenigstens der Anordnung der Werke durch das Comité folgen, wobei es natürlich an mancherlei Abschweifungen dahin und dorthin nicht fehlen wird.

Der Eindruck von des Berliners A. v. Heydens „Luther und Frundsberg" (51) ist kein günstiger. Es gelang dem Künstler nicht, seine zahlreichen, um nicht zu sagen überzahlreichen Figuren zu entwickeln, ganz davon abgesehen, daß die Hauptpersonen auf dem Treppenabsatz gar keinen Platz finden. Um der Perspective willen ging er mit den Nebenfiguren des Vorgrundes über die natürliche Größe hinaus, was um so peinlicher wirkt, als wir meist nur deren Köpfe sehen, ein Verfahren, das man sich nur in den schlimmsten Tagen der akademischen Periode erlaubte, und das uns unbedingt verwerflich scheint. W. Camphausen in Düsseldorf ist durch größere Bilder aus der preußischen Geschichte vertreten: „Friedrich II. an der Leiche Schwerins" (75) und „Scene aus der Schlacht von Sadowa" (90). In jenem hat er die Klippe umschifft, welche unzweifelhaft darin lag, daß dem Stoffe das eigent-

Digitized by Google

liche dramatische Element fehlt, indem er die Armee des großen Königs durch ihre Vertreter in Mitleidenschaft zog; aus diesem jauchzt uns der helle Siegesjubel entgegen, der uns um so weniger verletzen kann, als wir uns sagen müssen, daß unserem Verbündeten von damals aus dieser Niederlage gar mancher geistige Sieg erwachsen ist.

Mit Freude wenden wir uns dagegen der „Jagd nach dem Glücke" (89) von Henneberg in Berlin zu. Das treffliche Bild ist bereits durch die Photographie so weit verbreitet, daß wir es als allgemein bekannt voraussetzen dürfen, und der Gedanke ist von so tiefer Poesie, von so hoher ethischer Bedeutung, daß der Künstler Anspruch auf unsere volle Achtung hat. Man brachte zwar dagegen vor, die Allegorie stehe an sich mit unserer modernen Anschauungsweise in Widerspruch, und sei ihr deshalb principiell keine Stelle im Kunstleben mehr einzuräumen. Wir aber möchten diesen Satz in dieser seiner Allgemeinheit am allerwenigsten unterschreiben, sind vielmehr der Ansicht, daß sie in gewissen Richtungen der Kunst gar nicht entbehrt werden kann. Mit welchem Rechte könnten wir z. B. der Plastik den Gebrauch der Allegorie verwehren? Irrte Thorwaldsen, als er seine „Nacht" und seinen „Morgen" schuf? Möchten wir auf Rauchs „Siegesgöttinnen", oder, um nach dem nächsten zu greifen, Galettis prächtige „Geschichte", oder Anfiglionis liebliche „Nacht" verzichten? In der Allegorie sehen wir im Gegentheil ein höchst schätzenswerthes Element für die ideale Seite der Kunst, und halten es für nichts weniger als gerechtfertigt, sie aus derselben verbannen zu wollen, weil dort und da Mißbrauch getrieben wurde. Gerade weil wir die Allegorie als ein durchweg geistiges Moment auffassen, müssen wir an Hennebergs Bild Eines tadeln. Das Glück ist nach seiner eigensten Auffassung nichts Greifbares, Körperliches, sondern etwas Unfaßbares, Schemenhaftes. Damit steht aber die Körperlichkeit seines Glückes in unlösbarem Widerspruch, sein „Glück" ist ganz Fleisch und Blut, ein verlockend schönes Weib dessen Fuß die dünne Glaskugel eine nur höchst bedenkliche Stütze bietet. Nebenbei glauben wir auch, mit der vollkommen begründeten Hast der Bewegung hätte sich gleichwohl eine größere Ruhe der Linien verbinden lassen. Aber diese Bedenken alle sollen keineswegs den hohen ethischen und künstlerischen Werth des durch und durch edel gehaltenen Bildes schmälern, das wir unbedingt zu den bedeutendsten der Ausstellung rechnen zu müssen glauben.

Vor den Augen Derer, welche die Allegorie aus der Kunst verbannen, wird natürlich „das Götterbacchanal" von Wislicenus in Düsseldorf keine Gnade finden; Hat doch schon Goethe, können sie sagen, wenigstens was die Poesie betrifft, den Olymp „abgethan," in dem eigentlich Alles Allegorie ist. Im nemlichen Sinne freilich können wir eine Darstellung des Gottvaters als eine Allegorie der schöpferischen Kraft, eine Darstellung Christi als eine Allegorie der höchsten Weisheit und Milde, eine Darstellung Mariens als eine Allegorie der vollendetsten und reinsten Weiblichkeit bezeichnen, und somit als unstatthaft erklären. Setzen wir aber in allen diesen Fällen statt des Wortes Allegorie das Wort Idee, so werden unsere Gegner ohne Bedenken mit uns gehen können, denn sie werden nicht wohl in Abrede stellen können, daß die Kunst das Recht und den Beruf habe, bestimmte Ideen zum sichtbaren Ausdruck zu bringen.

Vom Frankfurter Steinle sehen wir einen colorirten Carton aus Shakespeares „Was ihr wollt" (98) und einen reizenden Bildercyclus zu „Schneewittchen und Rosenroth" (73). Illustrationen zu dichterischen Erzeugnissen haben immer etwas Bedenkliches und wär' es auch nur deshalb, weil sie den Künstler, der ja selbst Dichter sein soll, zwingen, einem andern Dichter nachzudichten. (?) Nun gibt es aber für jeden Gedanken, strenge genommen, nur eine einzige, demselben ganz entsprechende, und ihr ganz erschöpfende Form. Hat der Dichter diese durch sein Genie richtig gegriffen, so hat der Gedanke seinen vollen Ausdruck gefunden und bedarf keines weiteren. Ist dieß aber nicht der Fall, so ist eine künstlerische Illustration schon deshalb nicht am Platze, weil es nicht Aufgabe der Kunst sein kann, in die Lücken eintreten, die eines Dichters Schwäche offen gelassen hat. Was wir aber, abgesehen von diesem Bedenken, an Steinles Carton nicht genug rühmen können, ist neben dem Fernhalten alles Theatralischen, das sich anderwärts in einer Weise breit macht, daß sich Künstler selbst zum Copiren von Decorationen verstehen: die Unmittelbarkeit und Eigenart der Auffassung

Digitized by Google

der Charaktere und der köstliche, durch und durch gesunde Humor. Seit Schwind, der leider durch seine Abwesenheit in der Ausstellung glänzt, seine Märchen dichtete, ist diese Aufgabe anderen Künstlern so erschwert, daß ihnen fast der Muth dazu fehlen möchte. Gleichwohl freuen wir uns des Schneewittchens und Rosenroths von Steinle ohne allen Rückhalt, weil wir darin einem Schwind verwandten Genius begegnen, der jedem Cosmopolitismus von Herzen abhold, sich mit gerechtem Stolze zu seiner deutschen Natur bekennt.

Ernst Hildebrandts in Berlin „Gretchen im Kerker" (28) spricht dafür, daß Goethes Faust nicht blos für Franzosen, (Serres) (1138) sondern auch für manchen Deutschen ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist. Zwischen einem vollbusigen Mädchen im Kerker, das verzweifelnd die Hände ringt, weil ihm das Schaffot in Aussicht steht, und Fausts Gretchen liegt noch gar Manches, von dem sich E. Hildebrandt offenbar nichts träumen läßt. Da kömmt die Bearbeitung desselben Stoffes von Grund in Carlsruh (342) der Lösung der Aufgabe denn doch entschieden näher, der uns jenes Gretchen zeigt, das in seinem Innern einkehrte, all' sein Hoffen auf die ewige unerschöpfliche Güte des Himmels setzt und nicht blos gerichtet, sondern auch „gerettet" sein wird. Paul Meyerheim, der bekanntlich das sociale und humoristische Genre mit einander verbindet, ist leider nur durch ein paar recht brave Bilder der ersteren Richtung, „Savoyardenkinder auf der Wanderschaft" (44) und „Holländische Waisenmädchen" (45) vertreten. Der Hauptwerth beider liegt, wie immer bei diesem Künstler, in der Objectivität der Charakteristik und der Feinheit der Durchbildung, namentlich des physiognomischen Details, gepaart mit einer, jede Buntheit geschickt vermeidenden Technik. Lasch in Düsseldorf (70 und 145) zeichnet sich durch Feinheit der Individualisirung, Tiefe und Anspruchslosigkeit im Vortrage des Motivs, wie durch Wärme, Kraft und Harmonie der Farbe aus. Zu jener Gattung von Genre, welche wir oben als ethnographisches bezeichnet haben, müssen wir auch insbesondre die beiden unter Nummer 84 und 1544 catalogisirten Bilder Riefstahls rechnen. Ohne die Vorzüge der „Feldandacht der Passeyrer Hirten" zu verkennen, dürfen wir doch Eines, und zwar lediglich des Principes wegen, nicht verhehlen. Wir wollen nicht betonen, daß die Figuren für die landschaftlichen Theile des Bildes zu groß gehalten sind: aber sie heben die Landschaft und die Landschaft hebt hinwieder sie auf. Der Künstler betonte Beides und nun kommt keines zur Wirkung, weil der Beschauer nicht weiß, wohin er zuerst sehen, worauf er seine Hauptaufmerksamkeit richten soll. Es gibt auf dem ganzen Bilde nichts, was sich unterordnete. Wir haben die Figuren als zu groß im natürlichen Verhältniß zur Landschaft bezeichnet, wenn diese die Hauptsache sein soll, und sie nur als Staffage dienen sollen, und müssen sie zu klein nennen, insofern in ihnen ein wesentliches Moment der Composition und Stimmung liegen soll. Im „Allerseelentag im Bregenzerwald" ist dieser Fehler glücklich vermieden, und deshalb die Wirkung eine einheitliche und entschiedene, aber das Motiv mehr beschreibend, als dramatisch.

Wie der Chiemsee einst die Domäne Haushofers war, so ist der Rhein der Chr. Böttchers in Düsseldorf. Während der Künstler uns früher in größere Gesellschaft zu führen liebte und unseren Augen die Reize einer „mondbeglänzten Zaubernacht" erschloß, zeigt er uns nun einen einzelnen „Touristen", (130) oder eine kleine „Familie," welche auf den, im vollen Sonnenschein glänzenden Strom hinabblicken. Böttcher ist kein Freund starker Affecte, aber das einschmeichelnde Behagen des Lebens am Rhein, das, wie der Dichter warnt, zu lieblich eingeht, wo zu freudig der Muth blüht, wo die Mädchen so frank und Männer so frei, das schildert kein Andrer besser, als er. Und das müssen selbst Jene zugeben, denen seine Farbe zu trocken, sein Vortrag nicht markig genug ist.

Wenn wir uns gedrängt fühlen, unsrer Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß die Krone des Genre Düsseldorf gebührt, so brauchen wir nur die Namen Knaus und Vautier zu nennen, um verstanden zu werden. Das Genre ist im Augenblicke die Signatur der Zeit: die großen Weltereignisse der Gegenwart sind noch nicht Fleisch und Blut geworden, für die Kunst wenigstens nicht. Da herrrscht denn überall noch Gemüthlichkeit in einem Maße, das man wohl ein Uebermaß nennen möchte. Nur Schade, daß über der Gemüthlichkeit, wozu in Düsseldorf noch eine Dosis Sentimentalität

Digitized by Google

kam, die aus alten Tagen übrig geblieben war, das Bedürfniß charakteristischer Prägung verloren gegangen war. Das Verdienst eine Um- und Einkehr zur Naturwahrheit angebahnt zu haben, gebührt in München C. v. Enhuber, in Düsseldorf L. Knaus. Als Künstler steht dieser weit höher, als seine Vorgänger, denn er ist gesünder und naturwahrer, seine Charakteristik gediegener, sein Ideenreichthum bedeutender, und seine Farbe kräftiger, als die ihrige. In Beziehung auf letztere zählt er unbestritten zu den Koryphäen unsrer Tage; am Farbenschmelz thut es ihm kein deutscher Maler gleich. Und nicht blos unter seinen, zur Zeit hier ausgestellten Bildern, (157 bis 161) sondern unter allen, die wir kennen, halten wir „die gefangene Maus" (158) in dieser Beziehung für das Feinste. Ueberall Leben und Ungezwungenheit, überall Frische und Absichtslosigkeit in der Darstellung; nirgends auch nur ein Anklingen von Raffinement. Wir könnten dem Leser eine lange Schilderung von „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen" (161) geben, vorausgesetzt, daß die Redaction nichts dagegen hätte. Aber was wäre damit gewonnen? Man muß die ganze Situation, diese völlige Natürlichkeit in Allem, ohne eine Spur von Absichtlichkeit sehen, um zu empfinden, was ein Genius aus dem Einfachsten schaffen kann. In einem Knaus'schen Bilde findet sich nirgends eine Spur überwundener Schwierigkeiten, Alles macht den Eindruck, als ob es gar nicht anders sein könnte. Knaus hat sich bekanntlich vorwiegend unter französischem Einfluß entwickelt, und dennoch tritt bei ihm nirgends die Technik mit dem Scheine der Virtuosität hervor. Sie ist virtuos, aber der Künstler tritt vor dem Kunstwerk vollständig zurück und macht es so auch in realer Richtung zum Meisterwerke.

Als der erste nach ihm muß Vautier genannt werden, der sowohl in seinem „Alterthumssammler," (175) als in seinem „Tanzmeister im Dorfe" (1548) in wohl durchdachter Anordnung und technischer Meisterschaft auftritt. Vautiers Humor ist ein viel feinerer, seelisch tieferer, als der, dem man in der Regel in Bildern begegnet. Wenn er trotzdem nicht in dem Grade zum Liebling des Publikums geworden, in welchem es seine Bilder in Rücksicht auf ihren compositionellen Werth verdienen, so kann nur sein an Farblosigkeit streifendes Colorit daran schuld sein. Was wir jedoch an ihm ganz besonders hervorheben müssen ist, daß keine seiner Figuren an das Modell erinnert, weil er stets das Modell nach der seinem inneren Künstlerblick vorschwebenden Physiognomie des Charakters, den er schaffen will, wählt, nicht aber sich umgekehrt durch das Modell bestimmen läßt.

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Oper:

* Die bei der Wiedereröffnung des k. Hof- und Nationaltheaters am 25. August gegebne Festvorstellung begann mit C. M. von Webers „Jubelouverture," hierauf folgte der schon in Nr. 35 der Propyläen mitgetheilte Prolog und den Schluß bildete „Jessonda." Sowohl die Weber'sche Ouverture wie auch die Spohr'sche Oper hatten sich einer trefflichen Ausführung zu erfreuen, vor Allem aber gebührt der „Amazili" des Frln. Stehle und dem „Nadori" des Hrn. Vogl unsere vollste Anerkennung. Sehr gut waren auch die HH. Bausewein („Dandau") und Kindermann („Tristan",) und selbstverständlich würde das Gleiche von der „Jessonda" des Frln. Mallinger zu gelten haben; allein die Sängerin schien nicht nach Wunsch disponirt gewesen zu sein, und hiedurch mögen sich mancherlei Detonationen und ein verspäteter Einsatz während der letzten Arie erklären lassen. Die scenische Einrichtung war wie immer, mit Ausnahme des Waffentanzes (Act II), der dießmal durch den Balletregisseur, Hrn. Fenzl, ungleich lebendiger und geschmackvoller arrangirt erschien, als bisher. Auch die Art und Weise, wie „Jessonda" in der letzten Scene durch „Tristan" vom Tod errettet wird, kam viel besser und würdiger als sonst zur Darstellung.

Als zweite Opernvorstellung war (für den 29.) die erste Aufführung von Richard Wagners „Rheingold" projectirt; allein die Weigerung des Musikdirectors, Herrn Hans Richter, die Oper zu dirigiren, weil deren Ausstattung eine die k. Hofbühne

Digitized by Google

compromittirende sei, veranlaßte die Zurückstellung des Werks*). Hiefür kam abermals „Jessonda" zur Darstellung, und zwar in noch weit gelungnerer Weise, als vier Tage früher, da auch Frau Mallinger wieder im Vollbesitze ihrer Stimme war. Den Glanzpunct des Abends bildete übrigens auch dießmal das Duett zwischen „Amazili" und „Nadori".

Ehe ich jedoch meinen Bericht schließe, wird es am Platze sein, wenn wir den durch den jüngst vorgenommenen Umbau der Bühne gewonnenen Resultaten etwas näher treten.

Die Nothwendigkeit eines neuen Podiums gab den ersten Anlaß zum gänzlichen Umbau der Bühne, insoferne der Intendant, Baron Perfall, diese Gelegenheit benützen wollte, um die längst veraltete Einrichtung durch eine zeitgemäße zu ersetzen. Hiebei sollten sämmtliche Erfahrungen, welche bis in die neueste Zeit auf diesem complicirten Gebiete der Technik gemacht worden waren, in möglichst umfassender Weise berücksichtigt werden. Nachdem das Project die Genehmigung S. M. des Königs erhalten hatte, wurde der großherzoglich hessische Hoftheatermaschinist, Hr. Carl Brand, mit der erwähnten Aufgabe betraut, und hat nun dieselbe in dem kurzen Zeitraume von nicht ganz zwei Monaten (28. Juni bis 25. August) in so glücklicher Weise gelöst, daß man mit der Behauptung, Hr. Brand habe die vereinzelt vorkommenden Vorzüge dieser und jener Bühne zu einem mustergültigen Ganzen vereinigt, keineswegs zu viel sagt. Eine auf Einzelheiten eingehende Beschreibung würde, da sie vorwiegend in das Gebiet der Technik gehört, der eigentlichen Aufgabe dieser Blätter kaum entsprechen. Ich beschränke mich deßhalb darauf, nur die wesentlichsten Puncte, welche den Umbau characterisiren, in möglichster Kürze aufzuführen.

Was das Podium anlangt, so ist zunächst zu erwähnen, daß es eine durchgehende Versenkung von 45′ Länge und 27′ Tiefe hat, und überdieß sind dessen Balken auszuheben, so daß hiedurch jetzt die Möglichkeit gegeben ist, selbst sehr große Bühnentheile zu versenken, während bei dem früheren Podium nur an einigen bestimmten Stellen Versenkungen benützt werden konnten und höchstens in der Tiefe von 10′. Wie nutzbringend diese Einrichtung für alle complicirteren Anforderungen der Scene sein wird, bedarf wohl keiner näheren Ausführung. — Den über dem Podium befindlichen Räumlichkeiten der Bühne wurde durch Verlegung der Maschinerie eine wesentliche Erweiterung zu Theil, und verlangen demnach die sämmtlichen Gardinen von nun an eine Höhe von 50′ und eine Breite von 80′. Die Soffiten, diese Enfants terribles jeder decorativen Ausstattung, der es um eine wahrhaft künstlerische Wirkung zu thun ist, lassen sich für die Folge größtentheils vermeiden, und statt der Coulissen können sogenannte „Panoramawände" benutzt und gleich den Rückgardinen verwandelt werden.

Eine nicht minder vortheilhafte Umgestaltung wurde der Bühnenbeleuchtung zu Theil: sie besteht jetzt aus 1820 Flammen, verbreitet — bei hauptsächlicher Benützung des Oberlichtes — ein ebenso schönes als gleichmäßiges Licht und ist jederzeit schnell und genau zu reguliren. Die Anzahl der für das Oberlicht benützten Flammen beläuft sich jetzt auf 1268 — gegen früher eine Vermehrung um 968. Sehr zweckmäßig ist es endlich, daß bei festlich beleuchtetem Hause von nun an auch die an den Logenreihen befindlichen Flammen in einer der Bühnenbeleuchtung entsprechenden Weise regulirt werden können.

Auch mit dem Proscenium (einschließlich des Orchesters) wurden wesentliche Veränderungen vorgenommen, und wie für den Umbau der Bühne Hr. Brand unsere volle Anerkennung verdient, so gebührt sie in diesem Falle dem k. Kreisbaubeamten, Hrn. Carl Leimbach. Er beseitigte den bisherigen Prosceniumseinbau gänzlich und ersetzte ihn durch eine geschnitzte, in Weiß und Gold ausgeführte Rahme. Der Zweck hiebei war ein doppelter: erstens sollte der ziemlich geschmacklose Blechmantel beseitigt und dem Logenhaus gegen die Bühne ein bestimmterer und zugleich architektonisch berechtigter Abschluß gegeben werden, und zweitens wurde es hiedurch möglich auch im Proscenium eine verticale Beleuchtung (mit Metallspiegeln) anzubringen und so die durch die Rampen verursachten Schlagschatten zu paralysiren. Die Rahme ist, der

*) In Folge dieser Zerwürfnisse wurde Hr. Richter vom Dienste suspendirt.

Digitized by Google

Architektur des Hauses entsprechend, im römischen Style gehalten und wurde nach einer Zeichnung Leimbachs von dem Bildhauer, Hrn. Sickinger ausgeführt. In der Mitte des Frieses befindet sich die Uhr und ober derselben eine Lyra, die von einem silbernen Schwan gehalten wird; in den beiden Seitentheilen des Frieses erblickt man, als Mittelpunkt der Verzierungen, links (vom Zuschauer) Papageno mit der Pans-Pfeife und rechts Hüon mit dem Hifthorn.

Das Orchester wurde wesentlich erweitert und nähert sich in seiner jetzigen Form einem Ovale, innerhalb dessen sich Raum für etwa 120 Musiker bietet. Gleichzeitig wurde dasselbe tiefer gelegt und mit einem terrassenförmigen Podium versehen. Die untere Terrasse ist für die Blas- und Schlaginstrumente bestimmt (letztere befinden sich in der unter dem Proscenium angebrachten Nische), die obere für das Streichquartett. Der Anblick der Bühne wurde hiedurch — gegen früher — ungleich freier, und der Klang des Orchesters ist ein ganz vorzüglicher.

Gleichzeitig wurde auch das Logenhaus einer Restauration unterworfen. Sie betraf erstens den Plafond, der frisch übermalt und im Hauptgesimse mit andern, zum Ganzen besser stimmenden Farben versehen wurde; zweitens den Hintergrund des Hauses, der jetzt nicht mehr tapezirt, sondern mit Oelfarbe gemalt und lackirt ist und folglich abgewaschen werden kann; drittens endlich wurden die Logenbrüstungen mit vergoldeten Gittern umgeben, um das Hinabfallen von Operngucker u. s. w. zu verhindern.

So erscheint denn Alles in bester Weise gelungen und gewährt zugleich einen behaglichen, würdigen und prachtvollen Eindruck. Eine Ausnahme hievon macht nur der etwas schabhafte Portal-Vorhang. Allerdings wurde auch er einer Restauration unterworfen, allein die Farbenschichten lagen in Folge schon öfteren Uebermalens so dick auf der Leinwand, daß sie schon vor der ersten Vorstellung wieder abgebröckelt waren; es wird deßhalb in nächster Zeit eine radicale Regeneration desselben vorgenommen werden müssen.

b) Schauspiel:

⊙ Mit der Eröffnung des großen Hauses sollen auch diese Wochenberichte wieder in regelmäßiger Folge sich einfinden. Ueber jene ist schon in vorstehendem Operuberichte referirt worden; zugleich mit ihr führte die kgl. Hoftheater-Intendanz die Neuerung ein, das auf größere Zeitabschnitte festgestellte Repertoir dem Publikum zur Kenntniß zu bringen. Das vor uns liegende umfaßt die Zeit bis zum 10. October; aber es wird wohl so manche Veränderung zu erleiden haben, wie gleich der Anfang bewies, Veränderungen übrigens, die ihrer Natur nach so gelagert sind, daß die umsichtigste Bühnenleitung ihnen nicht vorzubeugen im Stande ist. Es mag dies wohl ein Motiv gewesen sein zur Veröffentlichung des erwähnten Repertoirs. Vielleicht während wir diese Zeilen schreiben, hat die Krisis, die sich gegenwärtig zu unser allem Bedauern des Hoftheaters bemächtigt hat, ihre Lösung gefunden. Hoffentlich in jenem Sinne, wie es der Wunsch der gesammten Einwohnerschaft Münchens ist; die Tagespresse hat diesem Wunsche schon Ausdruck gegeben.

Die große Bühne wurde von der Oper zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie einen verfügbaren Abend gehabt hätte für Schillers „Braut von Messina", für Goethes „Torquato Tasso". Der letztere, nebst einer Aufführung der „Iphigenie in Taurien" war bestimmt, die Goethefeier gelegentlich des Geburtsfestes und der Denkmalenthüllung des Dichters zu verherrlichen. Warum wurde nicht ein anderes Stück Goethes vorgezogen, da wir eingestandener Maßen das Personal zum Tasso nicht ganz haben. Dies Geständniß ist keine Unehre: denn welche Bühne Deutschlands ist überhaupt im Stande — Wien ausgenommen — mit dem dazu nöthigen Ernste die große Dichtung würdig vorzuführen? — Was man an ein Theaterstück in des Wortes Bedeutung Ansprüche macht, hat Tasso nicht. Eine dem großen Publikum kaum merkbare Handlung und eine Sprache, an deren Schönheit wir uns gebildet haben, die in jedem Ohre nachklingt, und darum eben, weil sie uns in ihrem innersten Wesen vertraut ist, durch den Mund ungenügender Darsteller verdollmetscht, oft frembartig klingt. Darnach war auch theilweise die hiesige Aufführung. Hr. Rohde kennt sich selbst am besten und weiß, was ihm für den Tasso mangelt. Ein Bonvivant

Digitized by Google

und Conversationsliebhaber, wie er wenige seines Gleichen hat; fehlt ihm das ausdrucksvolle Organ, die psychische Tiefe für das Drama. Es war nicht so unrichtig, als seiner Zeit behauptet wurde, die hervorragende Pflege der Shakespeare'schen historischen Tragödien habe Rohdes Kraft so überbürdet, daß sie heut nur im Schauspiel zum vollen Recht kommt. Auch ist es bekannt, daß Hr. Goriz dazu auserlesen ward, ihn in seiner Eigenschaft als tragischer Liebhaber zu ersetzen; ein übrigens zweifelhaftes Experiment. Wenn Hr. Rohde im Torquato Tasso eine Rolle erhalten müßte — so wäre — es klingt sonderbar das, aber es ist so — sein Mann Antonio. Diesen „älteren Bruder einer verliebten Schwester" würde er vorzüglich repräsentiren. Er ist kein Schwärmer, um Tasso zu verstehen, aber er hat doch Gemüth genug, um ihn ruhig gewähren zu lassen; er mäßigt ihn, ohne zu schulmeistern, er ist liebenswürdig und von feinen Manieren; noch er gefällt den Frauen, und er ist doch der Beirath des Herzogs in allen Angelegenheiten des Staates. Hr. Possart hatte das außer Acht gelassen und den Charakter seiner Rolle nicht richtig gegriffen. Seine ganze Auffassung war zu wuchtig, zu schwer, nie des Bewußtseins vergessen, die Stütze dieses Hofes zu sein, die nichts neben sich duldet. Dabei hatte Possart eine fortwährende fiebernde Beweglichkeit angenommen, die diesen ruhigsten aller Charaktere mit einer innerlichen Unruhe übergoß. — Die beiden Leonoren wurden repräsentirt durch die Damen Dahn und M. Maier; sie haben Alle ihr Möglichstes gethan, dem Dichter gerecht zu werden. Das Publikum folgte den Darstellern mit vieler Dankbarkeit und spendete Hrn. Rohde für die Durchführung der Rolle einen Lorbeerkranz. — „Iphigenie in Taurien" und „die Braut von Messina" sind in diesen Blättern eingehend schon besprochen worden. Bei Frln. Ziegler als Iphigenie sind auch dießmal wieder alle vortrefflichen Eigenschaften ihres Talentes auf das Schönste und Großartigste hervorgetreten. Eine wohlthuende harmonische Modulation ihres schönen Organs kam der idealen Auffassung der Rolle sehr zu statten. Sie hat auch — vielleicht unwillkürlich — das, was Rötscher den symbolischen Accent nennt, d. h. sie charakterisirt, so zu sagen, plastisch das Gesprochene, Erzählte durch die Klangfarbe des Vortrags. Gleichfalls sehr gut und verständig sprach Hr. Possart, nur schade, daß er zuvor beim Vortrag des Prologs, welcher der Iphigenie vorausging, die Caprice hatte, seinem Kopfe die Maske des jungen Goethe anschminken zu wollen. — Wie kann Goethe sein eigenes Lob declamiren!

Wilbrandts nachstehender Prolog wurde zwar schon von der „Bayer. Landesztg." veröffentlicht, wir glauben es jedoch unsern auswärtigen Abonnenten der Propyläen schuldig zu sein, diese Dichtung in unsere Zeitung aufzunehmen. Gesprochen wurde der Prolog von Herrn Possart.

Ein hoher Schatten wandelt durch das Haus,
Den stillen Raum mit stillerm Fuß durchschreitend,
Und wo so oft sein mächtig Wort ertönt,
Winkt heut sein stummer Geist, in edlem Drang,
Als Schatten Euch, die Lebenden zu grüßen.
Erhöht in dieser kunstgeweihten Stadt
Sieht er sein erznes Bild im Sonnenglanz
Als eines Königs Dank ihm aufgerichtet;
Versammelt hier, im Tempel seiner Kunst,
Von nah und ferne, sieht er die Gemeine,
Die seinen Tag mit ihm zu feiern kommt.
Und wie des Berges einsam ferner Quell,
Von Wolkenfluth genährt, zu Thale rauscht
Und still gewaltig wächst, und endlich breit
Und segnend durch der Menschen Städte wandelt:
So sieht sein Geist die Ströme seiner Kraft
Im Thal der Zeit befruchtend ausgebreitet;
Von Herz zu Herzen schwingt sich sein Gesang,
Der Bühne luft'ger Bau erstrahlt für ihn,

Digitized by Google

Und was sich einsam seiner Brust entrungen
Der ganzen Erde scheint es zugesungen. —

Hinweg, Jahrhundert! und allein mit sich,
In unerschloßner, zwanzigjähriger Jugend,
Begrüßet Goethe diesen Feiertag.
Noch kennt die Erde seinen Namen nicht,
Noch hüllt ihn rings ein neid'scher Nebel ein;
Doch mit der Morgensonne Jugendkraft
Erglüht er schon, die Nebel zu zertheilen.
Und wie der Fürst der Musen tritt er vor;
Es strahlt sein lockig Haupt, sein Auge strahlt
Von feuriger Lust, von seelenvollem Leid;
Die Zither tönt, es tönet sein Gesang
Und rauscht die Höhen, wallt das Thal entlang.
Besonnt erglänzt um ihn das deutsche Land,
Der Ritter grüßt ihn mit der Eisenhand;
Der Glocken Sturm, der Burgen Feuerschein,
Des Krieges Jagdlust und des Sterbens Pein,
Des deutschen Herdes Glück und Lieb und Noth,
Und deutsche Treue siegend noch im Tod —
Er fühlt's, er lebt's, er bannt's in Lied und Wort,
Und herrlich tönt's von Land zu Lande fort.

Und mächt'ger tönt's, der Jüngling wächst zum Mann; —
Ihr Geister seiner Muse, wallt heran!
Clavigo, bleich und stumm und todeswund,
Geschwister ihr, im süß erprobten Bund;
Das Griechenkind, das mit beseeltem Schritt
Der wilden Taurier ehrnen Boden tritt!
Auch Tasso wandelt leidenvoll dahin,
Egmont, der Heros mit dem Knabensinn,
Und du erscheinst, gedankenbleicher Faust
Vom Sturm der höchsten Erdenpein umbraust,
Die dunkle Brust von allen Räthseln voll,
Ob sich auch ewig keins ihr lösen soll;
Zum ew'gen Denkmal höchsten Geistestrieben,
Mit deutschem Herzblut uns in Herz geschrieben.

— Vergieb mir, hoher Geist! Wie wenig nur,
Von deines Daseins Werken ruf' ich an;
Wie viel — wie wenig doch! Dem Urquell gleich;
Der Alles, was erschaffen ward, durchfluthet,
Ergoß sich deine Kraft, in jeder Form
Des Lebens, Gott und sich und dich zu fühlen.
Du sahst die Welt mit tausend Augen an,
Mit tausend Händen schienst du sie zu formen;
Sie wuchs, und du mit ihr, und innig hell
Erklang das Weltgedicht in deiner Seele.
Was war dir groß, was klein? Mit Liebesblick
Sahst du den Tropfen, drin das All sich spiegelt,
Sahst du die Frucht dir in den Schooß gerollt,
Vom Baum des Lebens wahllos abgeschüttelt:
Du nahmst sie, und von deines Geistes Hauch
Vergoldet war sie dein, und war vollendet.
Und so den Garten dieser Welt durchwandelnd,
Das Größte suchend und des Kleinsten froh, —

Digitized by Google

Sohn der Natur, Vorbild der Bühne du!
Ein All im All will ja die Bühne sein,
Des Daseins wechselnde Gestalt umfassen,
Das Größte suchen, sich des Kleinsten freun.
Fremd ist ihr nichts, sie pflückt des Tages Blüthen,
Und ihr gehört der ganze Herbst der Zeit;
Doch jede Frucht in ihren Erntekränzen,
Vom Hauch der Schönheit soll sie golden glänzen.

So fühlt sie Seinem Geiste sich verwandt,
So reicht sie Ihm die schwesterliche Hand!
So feiert sie den Tag, der Ihn gebar,
Und feir' ihn gleicher Liebe Jahr um Jahr!
Der Dichter wandle durch die Zeit mit Euch,
Und in der Bühne luft'gem Mährchenreich
Sei ihm ein Denkmal prangend aufgemauert,
Das Erz und Schrift und Völker überdauert!

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Dresden. Albert Lindners historisches Genrebild „Eine Prise gefällig, Sire?“ ist am 13. August im hiesigen Hoftheater zur Darstellung gekommen. Der Held des Stückes ist Karl XII. von Schweden. Die Kritik äußert sich nicht günstig über die Novität.

Berlin. Die künstlerische Leitung des Schauspielhauses wird eine andere. Direktor Düringer, der von seinem Urlaub noch nicht zurückgekehrt ist, wird nicht so bald wieder thätig sein können, und Herr Bendal ist auf seinen Antrag der Regie enthoben worden. Vorläufig übernimmt Herr von Hülsen selbst die künstlerische Leitung und läßt sich dabei von dem Lustspiel-Regisseur v. Strantz unterstützen. Vom 1. Oktober an wird Friedrich Haase als Schauspieler und Regisseur in den Verband eintreten.

Brüssel. Auf der großen Kunstausstellung haben zwei Werke von Deutschen den Sieg davongetragen. Das eine ist Vautiers in Düsseldorf: „Der beschwichtigte Streit“, das andere Karl Beckers in Berlin: „Scene aus Göz von Berlichingen“. Die „Indep. Belge“ gesteht, daß die deutsche Schule auf der Kunstausstellung unstreitig den ersten Rang einnehme, und bezeichnet diesen Umstand als ein bedeutendes Ereigniß, das aus keinem zufälligen Umstande, sondern aus dem natürlichen Gang der Dinge hervorgehe Es will allerdings viel sagen, daß unsere Landsleute die besten unter dreizehnhundert Gemälden, denn so viele enthält die Ausstellung, geschaffen haben.

München, 28. Aug. Die Enthüllung des Goethe-Standbildes hat heute, am 120. Geburtstage des Dichters, stattgefunden. Das Standbild war von einem sehr geschmackvoll arrangirten Blumenparterre umgeben und der Platz um dasselbe mit Blumen, Dekorations-Pflanzen und Orangenbäumen, die unter sich mit Guirlanden verbunden waren, abgegrenzt. Die hier anwesenden königlichen Staatsminister und Staatsräthe, eine Deputation der Universität mit dem Rektor Professor Seitz an ihrer Spitze, der k. Hoftheater-Intendant Frhr. v. Perfall, dann eine Anzahl anderer Staatsbeamten, sowie unsere beiden Bürgermeister mit den Mitgliedern der beiden städtischen Collegien ꝛc. hatten sich zu der Feier eingefunden. Aus Wien war der Dichter Dr. A. Frankl und aus Weimar der großh. Hoftheater-Intendant Baron Loën angekommen. Der k. Oberstkämmerer Graf Fr. v Pocci eröffnete als k. Bevollmächtigter die Feier mit einer passenden Ansprache und auf ein hierauf von ihm gegebenes Zeichen fiel die Umhüllung des Standbildes, das nun, vom Sonnenscheine blendend übergossen, in vollem Glanze der Versammlung sich zeigte. Die mit ihrer Standarte erschienene, auf einer Tribüne aufgestellte Sängergenossenschaft trug nun eine von Dr. F. Beck gedichtete und von Jos. Rheinberger componirte Festhymne vor, und alsdann überwies Graf Pocci das Standbild als Geschenk Sr. Maj. des Königs an die Stadt München, verlas die Schenkungsurkunde und übergab dieselbe dem 1. Bürgermeister v. Steinsdorf, der in kurzer Rede im Namen der Stadt dankte. (Beide

Digitized by Google

Reden finden sich in Nr. 202 der Abendausgabe der „Bayer. Landeszeitung“) In das Hoch, mit welchem die Ansprache des Bürgermeisters geschlossen hatte, stimmte die ganze Versammlung ein. Als Huldigungstribut der Sänger an den Dichter legte der Vorstand der Sängergenossenschaft, Hauptmann Strigl, einen Lorbeerkranz am Fuße des Monumentes nieder, worauf die Feier mit einem Chor schloß.

Paris. Im Théatre Français sind jetzt während der Ferienreisen der alten Mitglieder die jüngeren Kräfte am Werke. Die Bühne ist zu einer Art Theaterschule geworden und gibt blos klassische Sachen. Coquetin der Jüngere ist in „Scapins Schelmenstreichen“ mit großem Erfolg als Scapin aufgetreten, und Frl. Ponsin hat als Celimene im „Menschenfeind“ einen Triumph gefeiert.

Wien. Das Ereigniß des Tages ist gegenwärtig Sontheims Gastspiel auf dem Carltheater. Der Enthusiasmus für diesen Tenoristen kennt fast keine Grenzen, und die Einnahmen gestalten sich für ihn wie für die Direktion höchst beruhigend. Auch die andere Operngastin des Carltheaters, Frl. Hänisch von Dresden, streicht tüchtige Beifalls-Einnahmen ein. — Nachrichten von der Hofoper sind: daß die erste Vorstellung nach den Ferien die „Zauberflöte“ sein soll; daß die Differenzen zwischen der Direktion und dem Tenoristen Adams ausgeglichen sind und letzterer dem Institut erhalten bleibt; daß man dem Dresdener Theater gern den Tenoristen Labatt abspenstig machen möchte und ihm als Ködersumme auch schon 15,000 Gulden geboten hat; endlich daß, trotz der Wiederherstellung Essers und trotz des nie gestört gewesenen Gesundheits-Zustandes der übrigen Herren Kapellmeister, Herr Herbeck nun doch noch Herrn Dingelstedts musikalischer Beirath wird. Cur, quomodo, quibus auxiliis? — das sind die in Bezug auf jenen Beirathsposten vielfach ventilirten Fragen. — Das Conservatorium der Musik siedelt mit dem 1. Oktober in seine neue Lokalität — das von der Gesellschaft der Musikfreunde erbaute Haus — über, soll mit diesem Datum in eine Phase der durchgängigen Umgestaltung treten und fortan „musikalische Hochschule“ heißen (etwa als Paroli Berlin gegenüber?).

Wien. Arthur Müllers neues Volksstück „Die Türken vor Wien“ ist am 10. August im Theater an der Wien zum ersten Male in Scene gegangen, errang jedoch keinen besonderen Erfolg. Nachdem aber vor der Wiederholung des Stückes einige geschickte Kürzungen vorgenommen worden sind, findet das Drama eine recht beifällige Aufnahme.

Vermischtes.

Der Papst hat angeordnet, daß eine allgemeine Ausstellung von Gegenständen christlicher Kunst aller Länder vom 1. Februar 1870 ab in Rom stattfinden dürfe. Die Dauer der Ausstellung ist vorläufig für die Dauer des ökumenischen Concils bestimmt.

Die Veröffentlichung eines neuen dreibändigen Romans von Gutzkow steht binnen Kurzem bevor. Seine letzte Arbeit, die Novelle „Durch Nacht zum Licht“, spielt in England zur jakobitischen Zeit.

W. H. Riehls „Wanderbuch ist bei Cotta in Stuttgart erschienen und bildet gleichsam den zweiten Theil zu seinem „Land und Leute“. Die Einleitung enthüllt die „Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums“, und das Werk gibt die Nutz- und Gebrauchs-Anwendung davon.

Von Adolf Laun in Oldenburg ist soeben eine neue, sehr gelungene Uebertragung der Chansons von Béranger erschienen (Bremen, J. Kühtmann, 1869). Es ist allerdings nicht der ganze Béranger, der hier vor uns liegt; der deutsche Bearbeiter hat Alles ausgeschieden, was nur der politischen Parteibewegung des Augenblickes angehörte und heutzutage selbst den Franzosen kaum mehr verständlich ist, sowie Alles, was ein sittiges weibliches Gemüth verletzen könnte, doch fehlt nichts von dem, was die unvergleichliche Grazie und Liebenswürdigkeit des berühmten Chansonnier bildet. Wir haben bereits bei Gelegenheit der Anzeige von Adolf Launs „Dichtercharakteren“ den vorzüglichen Beruf desselben, fremde moderne Dichter in unser Idiom zu übertragen, anerkannt.

Architekt Semper soll nicht nur beim Bau der neuen Wiener Museen, sondern auch bei dem des Burgtheaters sein Gutachten abgeben. Man hofft, daß sein Urtheil das maßgebende sein werde. Einer der talentvollsten jüngeren österreichischen Architekten, Herr Hasenauer, befindet sich gegenwärtig in Zürich bei ihm.

Von den Briefen Mendelssohn-Bartholdys erscheint nächstens eine billige Ausgabe in einem Bande.

Digitized by Google

Eine interessante theatralische Rechtsfrage wird nächstens in Paris vor den Gerichten zum Austrage kommen. Der Verein der dramatischen Autoren hat Herrn Martinet dem Direktor der Fantaisies parisiennes, als er das größere Athenäumtheater übernahm, zugemuthet, einen neuen Tantièmevertrag mit dem Vereine zu schließen. Herr Martinet, auf seinen bestehenden Vertrag verweisend, lehnte das Begehren ab. Hierauf hat der Verein alle Mitglieder verständigt, daß es ihnen laut Statuten nicht gestattet sei, ihre Werke weiters auf dem Theater des ungefügigen Direktors zur Aufführung zu bringen. Dieses Verbot trifft auch die Ricci'sche Oper: „Une folie à Rome," welche das gangbarste Repertoirestück des Athenäums bildet. Martinet, der beweisen kann, daß er die vertragsmäßigen Tantièmen stets ordentlich bezahlt hat und bezahlt, hat auf Gewerbsstörung geklagt. Aber auch der Uebersetzer des Textes, Herr Wilder, der nicht Mitglied des Vereines ist und durch das Aufführungsverbot, dem sich zwar Ricci als Mitglied, aber nicht er beugen muß, sich in seinem Rechte gekränkt und in seinem Einkommen verkürzt, steht, hat seinerseits den Verein auf Schadenersatz geklagt. Nun wird das Gericht die heikle Frage zu entscheiden haben: hat der Verein ein Recht zu dem Verbote? und wenn ja: kann das Verbot auch den Text treffen, der ein Nichtmitglied zum Verfasser hat? endlich: wer entschädigt den jedenfalls in seinem Einkommen unrechtmäßig verkürzten Librettisten?

Die Krakauer Nonne hat nun schon vier Bearbeitungen erfahren, die letzte heißt: „Das Nonnengrab von Krakau." Zeitgemälde in vier Abtheilungen, nebst einem Vorspiel: „Der Jesuit und sein Bündniß", nach wahrheitsgetreuen Quellen bearbeitet von einem Pseudonymus, Dresto genannt. Im Variété-Theater in Berlin wird gegeben: „Willkommen im Grünen! oder die eingemauerte Nonne", Schwank in einem Akt.

Unter dem Titel „Die deutschen Prosaiker des 19. Jahrhunderts" gibt jetzt die Helfersche Buchhandlung in Dresden eine Hausbibliothek heraus, welche Erzählungen, Novellen und Romane aus den Werken unserer beliebtesten Schriftsteller enthält. Das Bändchen kostet nur 3 Ngr. Den Anfang des Unternehmens macht Weisflogs Historie „Das große Loos", wornach bekanntlich Nestroy seine vielgegebene Posse „Lumpacivagabundus" gearbeitet hat.

Die Ausstellung der Aquarellen Herbert Königs ist am 15. August im Wiener Künstlerhause eröffnet worden.

Der letzte Band von Hettners trefflicher „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" wird noch im Herbst dieses Jahres zur Versendung kommen.

Notizen.

An Stelle des Professor Rudorff, der den Ruf an die musikalische Akademie in Berlin angenommen hat, wird am 1. Oktober Pianist Ed. Mertke von Mannheim als Lehrer des Kölner Conservatoriums treten.

William Shakespeare ist der Name eines vielversprechenden Componisten, der zugleich ein tüchtiger Pianist und ausgezeichneter Sänger ist. Gegenwärtig ist derselbe noch unter Bennetts Leitung im Londoner Conservatorium.

Literarischer Anzeiger.

Gustav vom See, Neue Novellen. (Hannover, Rümpler.) — **Schücking,** L., Filigran (Ebend.) — **Bjurstein,** H., Der Fluch der Armuth. Roman. Aus dem Schwed. von F. Zeißberg. 3. Bde. (Wien, Müller.) — **v. Berlepsch,** Lina, Nebelbilder. Skizzen. (Mannheim, Schneider.) — **Stifter,** A., Briefe, hersg. von J. Aprent 3 Bde. (Pest, Heckenast.) — **Hash Kjöh,** Tieh und Pinsing. Ein chinesischer Familienroman. (Bremen, Kühtmann & Co.) — **Béranger,** Lieder und Chansons, übertr. von A. Laun. 16. (Ebend.) — **Scott,** W., Die Dame vom See. In den Versmaßen des Urtextes übertr. von L. Freytag. 16. (Ebend.) — **v. Stadion,** Graf E., Christa. Drama in 4 Aufzügen. (Pest, Heckenast.)

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 37.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 10. September.

Inhalt: Die internationale Kunstausstellung in München. VII. — Darf der Schauspieler an der darzustellenden Dichtung Aenderungen vornehmen? von A. Freseninus. (Forts.) — Deutsche Lyrik. — Ein Alibi, Criminal-Novelle von M. H. (Fortsetzung.) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen.

Die internationale Kunstausstellung in München.

VII.

–t. Wer gewisse Leute sprechen hört, möchte in der That glauben, es seien erst sie vom Schicksal berufen worden, die sieben Siegel von dem Buche abzunehmen, das die Geheimnisse von der Farbe umschließt, und die Correggios und Titians, die Rubens und van Dycks, die Rembrandts und Murillos hätten schmählich im Dunklen tappen müssen, weil ihnen die Sonne der Erkenntniß der wahren Kunst noch nicht aufgegangen war. Dem gegenüber berührt uns die Pietät doppelt wohlthuend, mit der Schick in Karlsruhe an seinen Vorbildern, den alten Venetianern, festhält, und sich bestrebt, dem nahezukommen, was jene unsterblichen Meister in der Abmessung von Licht und Schatten, in der Abwägung der Verhältnisse der Farben unter einander leisteten, wie sie ihr Licht bis zum Sonnenglanze steigerten, ohne zu blenden, ihren Schatten zu gänzlicher farbiger Finsterniß, zum tiefsten Dunkel führten, ohne doch farblos zu werden, und beide in wechselvollem Spiele unter weiser Benützung der Reflexe zu jener geheimnißvollen tiefpoetischen Dämmerung vermittelten, welche eine wunderbare harmonievolle Ruhe über alle ihre Werke ausgoß; wie sie die Abstufungen ihrer Farben mit so feinem Gefühle erkannten und benützten, daß alle nebeneinander dem Auge ganz, kräftig und innerlich klar und übereinstimmend erscheinen, während jede für sich gebrochen und gemildert ist, und wie sie durch alles dieses ihre Färbung zu jener leuchtenden Kraft hinanstimmten und zugleich ihr die hellste Klarheit bewahrten, die uns beim Anblick ihrer Bilder in eine gewisse Freudigkeit versetzt.

Ebenso fest hält Schick an den alten großen Traditionen der Composition, ohne dort wie hier zum sklavischen Nachahmer zu werden, denn aus seiner „Flucht nach

Digitized by Google

Egypten", dem bedeutendsten seiner ausgestellten Bilder (265), wie aus seiner „Iphigenie" (263) und „Susanna" (289) fühlt sich doch unverkennbar die deutsche Eigenart des Künstlers heraus, die ihrer Ueberzeugung unter allen Umständen treu bleibt.

Dieselben Vorzüge machen uns seine „Mutter und Kind" (297) schätzenswerth, welche den Uebergang zum Genre vermittelt. Neben Schicks leuchtenden Farben erscheint Rustiges, des Stuttgarter Professors, sauber gezeichnete „Klostersuppe" (271) doppelt matt und stumpf, abgesehen davon, daß es dem Bild an fester Abrundung der Gruppen fehlt. Der an sich recht brauchbare Stoff vermag gleichwohl in dieser kühlen Behandlung nicht zu packen.

Als Feodor Dietz in Karlsruhe vor Jahren die nächtliche Heerschau von Zedlitz zum Gegenstande künstlerischer Behandlung wählte, da war es ein überaus wohlfeiler Patriotismus, der daraus politisches Kapital schlug und den ächt deutschen Künstler frischweg zu einem Franzosenfreund stempeln wollte. Es verrieth dieß nicht bloß wenig Tact, sondern auch ein gänzliches Verkennen der Stellung des Künstlers zum Leben. Als Künstler gehört er keiner Partei an, seine Ideale liegen weder innerhalb bestimmter Nationalitäten, noch bestimmter Staatsformen, sondern weit über denselben im ewigen Reich des Schönen. Dabei bleibt er freilich immer der Mensch, auf den Neigungen und Erfahrungen, Anlagen und Grundsätze mehr oder minder lebhaft bestimmend einwirken können und werden. So fühlt man beim ersten Blick auf ein großes Bild „Blüchers Marsch auf Paris" (321), daß der Künstler mit ganzer Seele bei der Sache war, und nicht bloß mit dem Pinsel allein, sondern auch mit dem Herzen malte. Blättern wir Jüngeren in jenen Abschnitten unserer Geschichte, so will uns dünken, als verblaßten alle Farben des modernen Patriotismus vor den Flammenzügen der Begeisterung, welche damals ein „Volk in Waffen" gegen den Fremden emporriß. Und von derselben Begeisterung ist das Dietz'sche Bild durchweht, und es wäre uns schon deshalb werth, wäre auch die Charakteristik nicht eine so lebendige, die ganze Haltung nicht eine so energische, wie sie in der That ist. Wenn uns dagegen desselben Künstlers „Revue in Karlsruhe" (355) mehr als kühl läßt, wenn uns das Gemachte der ganzen Erscheinung geradezu anfröstelt, so trifft nur ein Theil der Schuld den Künstler, der seiner ganzen Natur nach sich unmöglich für einen Stoff erwärmen konnte, welcher an gänzlichem Mangel an geistigem und poetischem Gehalt Alles hinter sich läßt, was man je einem Künstler zugemuthet hat. Die Virtuosität in der Darstellung solcher Vorgänge, welche schon für den Laien wenig Interesse darbieten, ein Gegenstand wahren Schreckens aber für den Künstler sind, der natürliche Bewegung und rückhaltloses Sichgeltendmachen des Individuellen sucht, hat allerdings im Berliner (Pferde-) Krüger ihren Gipfelpunct erreicht, aber auch dort ist es die Porträtähnlichkeit einzelner hervorragender Personen und die Sicherheit in der Darstellung der Bewegungen der Pferde, in welchen wir den Schwerpunct der Bilder zu suchen haben. Die Reihen von Soldaten, welche sich ihrer Individualität ganz und gar entkleiden müssen und nur als Theile einer großen Maschine erscheinen, deren regelrechter Bewegung wir freilich unsere Anerkennung nicht vorenthalten können, insoferne sie uns als Mittel zu einem höheren Zweck erscheint, besitzen als solche keinerlei Anziehungskraft für das künstlerisch gebildete Auge, eher das Gegentheil davon. Das ganze Interesse, das wir an solchen Bildern nehmen können, besteht darin, daß wir bedeutende, uns wohlbekannte oder auch befreundete Personen unter der Menge aufsuchen, seien sie bei dem Vorgange selbst thätig oder auch nur Zuschauer. Wir kennen nur eine einzige Revue, die von Camphausen gemalte Friedrichs II., welche ein künstlerisches Interesse darbietet; aber auch hier liegt das Hauptgewicht der Composition in der historischen Bedeutung des großen Königs und in der uns fremdartig ansprechenden Erscheinung der defilirenden Truppen und des Zuschauerkreises.

„Eine junge Dame" (357) von Rumpf in Frankfurt gehört zu den Stoffen, wie sie kaum einfacher gedacht werden können. Es ist ein anmuthiges Gesichtchen, aber nicht anmuthiger, als wir täglich im Leben begegnen; keinerlei Nebenbezug gibt ihm eine individuelle Bedeutung. Wir sehen sie im kräftig gelben Seidenkleide, worüber sie den schwarzen Spitzenkragen geworfen, leichten Fußes an uns vorüberschreiten, anspruchslos, zierlich, aber doch nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein;

Digitized by Google

kein junges Mädchen, sondern in der That „eine junge Dame." Was ist es nun, das uns immer wieder zu dem Bilde zurückführt, das von dem Pikanten, welches heutzutage so Vielen Alles ist, nichts, aber auch gar nichts besitzt? Ein Verehrer der neueren Richtung würde uns antworten, es sei die virtuose Mache, der Schmelz des Colorits. Wir unsererseits finden die anziehende Kraft in weit tiefer liegenden Momenten. Das Bild zeichnet sich für uns durch die feine, edle Auffassung, durch die außerordentliche Wahrheit und Natur aus. Es gibt das feinere Wesen der vornehmen Stände, die geheimeren Züge des Charakters bei äußerer Abglättung desselben lebendig und geistreich wieder und mit der bequemsten wahrhaft aristokratischen Ungezwungenheit verbunden. Die Bewegung ist der Natur abgelauscht, voll Individualität, der Kopf von einer unläugbaren Eleganz, die keine bloß äußere ist. Aber man müßte blind sein, wollte man die äußeren Vorzüge des trefflichen Bildes verkennen, das mit breitem Pinsel, kühn und doch sorgfältig, geistreich und doch fleißig, klar, ruhig und ungesucht gemalt erscheint; das Fleisch ist voll Blut, vom wärmsten Lebensodem durchhaucht, das Colorit in einem tiefen, durchsichtig klaren Ton gehalten, von großer Kraft und Harmonie. Diese Vereinigung innerer und äußerer Momente, diese Durchgeistigung der Materie ist es, welche wir von der Kunst verlangen, und deren Abwesenheit wir als die Schattenseite der modern-naturalistischen Richtung bezeichnen müssen, für welche das Geistige alle Bedeutung verloren hat.

Stückelberg in Basel ist in der Ausstellung durch drei Bilder, ein größeres und ein kleineres, vertreten, deren Werth sehr bedeutend von einander abweicht. Seine „römische Dilettantin" (457) lehnt sich in Auffassung und Behandlung unverkennbar an des Belgiers Alma Tademas „Agrippina" (1209) und „Lesbia" (1236) an; es war dem Künstler weniger um ein bestimmtes Individuelles, als um die charakteristische Umgrenzung des Typischen zu thun; selbst in der Farbe zeigt sich eine gewisse Aehnlichkeit. Weit eigenartiger tritt Stückelberg dagegen in seinen „Marionetten" (456) auf. Der Künstler benützte seinen längeren Aufenthalt in Italien nicht nur zum Studium der alten Meister und des Landes und der Leute, sondern er erwarb sich auch eine eingehende und gründliche Vertrautheit mit dem gesellschaftlichen Leben der Bewohner Italiens im classischen Alterthum. So entging es ihm auch nicht, daß in diesem schon der Ursprung der in Italien üblichen Marionetten zu suchen sei, welche mit Drähten an einer gemeinschaftlichen Schnur befestigt, auf sehr primitive Weise in Bewegung gesetzt zu werden pflegen. Dieses einfache Material hat nun Stückelberg zu einer recht lieblichen Novelle benützt, die sich vor unseren Augen abspielt, und deren Motiv darin besteht, daß ein junger Mann die Thätigkeit eines Marionettenspielers und seines Flöten blasenden Gehilfen in Anspruch nimmt, um durch die Mythe von Amor und Psyche einem jungen Mädchen, das aufmerksam dem Gange der Handlung, oder richtiger gesagt, des Dialoges folgt, seine Gefühle auszusprechen. Die Gesammtwirkung des trefflich componirten, sehr correct gezeichneten und mit liebenswürdiger Anspruchslosigkeit gemalten Bildes ist eine überaus heitere. Der wackere Künstler hat mit größter Sicherheit den Grundton des antiken Lebens, die helle, klare Heiterkeit, anzuschlagen verstanden, der selbst durch den ernsten Blick der älteren Schwester nicht getrübt wird, welche das Liebesverhältniß nur mit Widerstreben anknüpfen sieht, indeß der Flötenbläser den Erfolg des Spieles mit sichtlicher Theilnahme für das junge Paar ins Auge faßt.

Abgesehen von seinem künstlerischen Werthe hat das Bild für uns noch eine andere Bedeutung: es gilt uns als charakteristischer Ausdruck des Unterschiedes zwischen deutschem und französischem Wesen. Dem Deutschen ist es nicht, wie Gérôme und seinen Nachfolgern in Frankreich, darum zu thun, das antike Element mit seiner ungebundeneren Verkehrsweise und seiner rückhaltloseren Verehrung der schönen Form, die sich zu einem förmlichen Cultus der Schönheit ausbildete, als ein sinnliches Lockmittel zu benützen, seine weiblichen Gestalten haben nichts von jenem lorettenhaften Beigeschmack, der denen der Franzosen mehr oder minder anzukleben pflegt, sie sind keusch und züchtig, ohne prüde zu sein. Sein Ziel ist eben ein andres, als die Verherrlichung der classischen Demimonde.

Leider müssen wir dagegen den Gedanken als einen unglücklichen bezeichnen, der Stückelbergs „Jugendliebe" (455) zu Grunde liegt, Ein Liebespärchen, dessen weib-

Digitized by Google

licher Theil mit der einen Hand den Liebsten umfängt und mit der andern Puppen nachzieht, hat für uns etwas noch Widerlicheres, als ein Kinderball, wir halten es geradezu für unnatürlich. Dazu kommt noch, daß die Scene mit einer gewissen Prätension an uns herantritt, da der Maler die Kinder nahezu in voller Lebensgröße zeichnete. Erträglicher wäre vielleicht der Eindruck gewesen, wenn er statt des einfachen ländlichen Costüms, zu welchem übrigens der Gesichtsausdruck und der Haarputz des Mädchens nicht im mindesten passen wollen, das Rococo gewählt hätte, da wir der Zeit desselben gar manche Unnatur nachzusehen gewohnt sind, und solche Beziehungen auch dem Geiste derselben weniger widersprechen.

Goethe sagt irgendwo von einer gewissen philisterhaften Sorte von Leuten, sie hätten nicht den Muth, eine Dummheit zu machen. In ähnlicher Weise kann man behaupten, nur ein Genie sei großer Verirrungen fähig. Als eine solche Verirrung aber erscheint uns des Schweizers Böcklin „Nymphe und Faunen" (438.) Böcklin ein Mann von reicher Begabung und großem Gesichtskreise, fühlte sich lebhaft von der Richtung der neueren französischen Schule angezogen, die „Effect um jeden Preis" auf ihr Banner schrieb. Sein „Pan im Schilfe" fand in München vor nun etwa zehn oder eilf Jahren noch einen lebhaften Widerspruch, der nicht ahnen ließ, daß sobald ein Umschlag erfolgen würde. Ein ungewöhnliches coloristisches Talent suchte er in an sich unbedeutenden landschaftlichen Motiven die Farbe zur entschiedensten Geltung zu bringen, ja die Herrschaft in ihre Hand zu legen. Danach wählte er mit wechselnden Erfolge romantische und classische Stoffe, und bewies seine Meisterschaft in der Technik in allen Zweigen der Kunst, wobei er nicht selten seiner ausschweifenden Phantasie die Zügel mehr überließ, als zu billigen war. Wir erinnern beispielsweise nur an seinen „sich geißelnden Anachoreten" (in der Galerie Schack zu München), der ohne Zweifel bereits die Grenzen des Schönen weit hinter sich ließ. Bald darauf schien er wieder einzulenken und seine „Landschaft am Meere" ebendort darf mit zu dem Besten gerechnet werden, was die berühmte Sammlung enthält. Da sehen wir nun aus seinem neuesten Bilde, daß der Künstler, der seinen Hang zu experimentiren nicht widerstehen zu können scheint, darüber schließlich allen festen Halt verloren hat. Auch dieses Bild ist ein Experiment, aber leider ein verunglücktes. Es ist in der That ganz unbegreiflich, wie ein Künstler von so ausgesprochenem Schönheitsgefühle zu solchen Verzerrungen kommen konnte, welche die unleugbar tiefe Poesie des Gedankens selbst bei denen nicht zur Geltung kommen lassen, welche in Bezug auf die Form nachsichtiger zu sein pflegen.

Ziemlich in dieselbe Zeit, in welcher Böcklin die Aufmerksamkeit der Kunstkenner auf sich zog, fielen auch die ersten Erfolge seines Landsmanns Koller. Auch er trat für die Herrschaft der Farbe und der Naturwirklichkeit in die Schranken, und schwang sich zu einem der bedeutendsten Thiermaler unsrer Tage auf, ja er blieb nicht ohne Einfluß auf seinen Freund und Kunstgenossen Friedr. Voltz in München, der im Verkehr mit ihm dahin geführt ward, der Farbe nach eine entschieden höhere Bedeutung beizulegen, als er früher gethan. Koller ist in der Ausstellung nur durch ein (452), Fr. Voltz dagegen durch sieben Bilder (726, 727, 734, 1007, 1011, 1012 und 1013) vertreten. Die beiden befreundeten Künstler haben auffallend Vieles miteinander gemein. Sie lieben ruhige, mehr oder minder ideale Zustände, den Einklang des Natur-, Thier- und Menschenlebens in einer durch den kunstreichen Glanz und Duft der Landschaften, insbesondre der Lüfte, dichterisch erhöhten Stimmung zu schildern, Hirten und Hirtinnen ihre Heerden neben Felsen und unter Bäumen, an Bächen und auf Wiesen weiden, durch oder an das Wasser treiben zu lassen. Ihre Darstellungen zeichnen sich meist durch die Einfachheit und Größe der Auffassung, die Sinnigkeit der Erfindung, durch glückliche Vertheilung der Licht- und Schattenmassen, durch feines Gefühl für malerische Anordnung und reichen Wechsel der Formen und Gruppirungen, sowohl im landschaftlichen, als im figürlichen Theile, und durch die Lebenswärme ihrer Menschen und Thiergestalten aus. Gleichwohl dürfte Voltz in Bezug auf Gestaltungskraft und größere Innigkeit der Empfindung, sowie in Bezug auf Feinheit und harmonische Zusammenstimmung der Farbe höher zu stellen sein, als Koller, dessen auf der Ausstellung befindliches Bild die Voltzischen Bilder daselbst namentlich an Leuchtkraft der Farbe keineswegs erreicht.

Digitized by Google

Calames Landschaften sind durch die eigenen geistreichen Steinzeichnungen des Künstlers wohl in allen Welttheilen bekannt, und Jedermann kennt aus Letzteren die lebensvolle dichterische Auffassung, die treue Charakteristik und Wahrheit, welche allen Werken des berühmten Künstlers eigen ist. Wer früher noch keine Gelegenheit hatte, Originalgemälde desselben zu sehen, wird durch die in der Ausstellung befindlichen (433, 446, 447, 458) wenigstens dann enttäuscht werden, wenn er glaubte, der Eindruck derselben werde durch eine kräftige, saftige Färbung noch an Energie gewinnen. Denn nun wird er wohl einer trefflichen technischen Ausführung, aber auch einer stumpfen und trockenen Farbe begegnen, welche die Gesammtwirkung entschieden beeinträchtigt.

Durch den Besitz gerade dessen, was wir an Calame vermissen, ziehen die Bilder Vollweiders in Karlsruhe zunächst die Aufmerksamkeit auf sich (286, 339, 415.) Bei näherer Betrachtung finden wir, daß sich der Kraft der Farbe in gleichem Maße die Kraft der Zeichnung beigesellt, gepaart mit einer höchst schätzenswerthen Gewissenhaftigkeit der technischen Durchbildung. Der ächtdeutsche Charakter ist diesen Eichen- und Tannenwäldern mit solcher Schärfe aufgedrückt, daß es der Staffage mit alten Germanen nicht bedurft hätte, um uns darin zu orientiren. Da durch sie aber die einheitliche Wirkung nur gesteigert werden kann, so sind wir weit entfernt, sie auch nur im Mindesten tadeln zu wollen. Nicht minder deutlich kommt die deutsche Waldnatur in Schroeters in Karlsruhe „Anhaltischer Waldlandschaft" (298) zum Ausdruck.

Peters in Stuttgart führt uns dagegen nach dem farbenprächtigen Süden und das leuchtende Meer, aus dessen Fluth die Felsenufer „Mentones" (276) in gewaltigen Massen emporsteigen, von den Strahlen einer wärmeren Sonne vergoldet. Den schneidendsten Gegensatz zu diesem Bilde, in welchem alles Licht, Luft und Farbe, bilden zwei Bilder von Thoma in Karlsruhe (265 und 373,) deren ersteres mit einer Malerfamilie staffirt ist. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der neueren Richtung, daß sie den alten physikalischen Satz, die Natur dulde keine Leere, zu Schanden zu machen sucht, indem sie die Luft aus ihren Bildern verbannt. Wir finden dasselbe Streben bei Courbet, Doré, Nehrkorn, Scholderer und Anderen. Die Wirkung solcher Bilder, in denen die Lokaltöne durch keine Luftperspective gemildert werden, und in denen zu Folge dessen von einem Vor- und Hintergrunde eigentlich keine Rede mehr sein kann, da alle Objecte auf derselben Fläche liegen, dünkt den Herren ohne Zweifel höchst pikant, uns aber einfach unwahr und deshalb widerwärtig, und dieß um so mehr, als man noch besonderen Werth auf möglichste Stumpfheit und Schwere der Farbe zu legen scheint.

Gude in Karlsruhe, ein geborener Norweger, behandelt mit besonderer Vorliebe Motive aus seiner nordischen Heimat. Auch das zur Ausstellung gegebene Bild führt uns in einen der Fjords, welche bei oft rasch wechselnder Breite viele Meilen weit ins Innere des Landes sich erstrecken, und deren Ufer bald senkrecht abfallende Felswände, bald üppige Matten und Getreidefelder zeigen. Eine Wallfischfänger-Brigg segelt lustig den Fjord hinauf, die Sonne liegt auf dem Meer und dem Ufer zur Linken, während der Hintergrund in tiefes Wolkendunkel gehüllt ist. Luft und Meer und Land erscheint in gleich meisterhafter Behandlung, und gleichwohl verräth nichts die Mühe, die solche Sorgfalt nothwendig kosten mußte; der Pinsel ist überall breit und kräftig.

Am Schluß dieses Berichts haben wir noch zweier colorirter Cartons von Neher in Stuttgart (89 und 90) zu gedenken, deren würdevolle Gestalten uns lebhaft ansprechen. Nehers Compositionen kennzeichnet Klarheit der Darstellung, Gedrängtheit in der Anordnung, Fernhalten jeden Ueberflusses an einzelnen Figuren oder an Beiwerken, treffender Ausdruck des beabsichteten Seelenzustandes und der gewünschten Handlung.

Digitized by Google

Darf der Schauspieler an der darzustellenden Dichtung Aenderungen vornehmen?

Von A. Fresenius.

(Fortsetzung.)

Wir wollen uns nun, nach Anführung dieser beiden Beispiele, wo unserer Meinung nach offenbar in seinem eigenen Interesse der Dichter abgeändert werden muß, zur zweiten Gattung von Veränderungen, die an einem Dichtwerke vorgenommen werden können, wenden: zu jenen nämlich, die sich auf reine Aeußerlichkeiten beschränken, ohne an der Idee, dem Sinne der poetischen Production etwas zu ändern, oder ihr irgendwie Zwang anzuthun. Diese ließen sich etwa in folgende vier Unterabtheilungen rubriziren:

1) Abänderungen im Wortlaute.
2) Abänderungen in der vorgeschriebenen Spielweise.
3) Gestrichenes.
4) Einschiebsel.

Das sub 3 angeführte Streichen, das von vielen Seiten wohl kaum als eine Aenderung der Dichtung angesehen wird, das aber im Grunde durchaus nichts Anderes ist, hat sich in der Regel die Regie als Privilegium reservirt, so daß dem armen Schauspieler in dieser Beziehung selten noch ein gehöriger Spielraum für eine umfassendere Thätigkeit bleibt. Der Regisseur hat ihn dieser Mühe überhoben; er hat „schon so viel für ihn gethan, daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig bleibt."

Was das unter der Rubrik 4 erwähnte Einlegen fremder Stellen in ein Dichtwerk betrifft, so ist dieses wohl die unverantwortlichste von allen ähnlichen Manipulationen, und Viele werden es geradezu für unmöglich halten, daß so Etwas überhaupt vorkomme. Und doch ist es so! Schon zu Shakespeares Zeiten war dieser Mißbrauch namentlich in den komischen Partieen eingerissen, und Hamlet sagt in den Lehren, welche er den Schauspielern gibt, deßhalb u. A. auch:

„Und die bei euch die Narren spielen, laßt sie nicht mehr sagen, als in ihren Rollen steht: denn es gibt ihrer, die selbst lachen, um einen Haufen alberner Zuschauer zum Lachen bringen, wenn auch zu derselben Zeit irgend ein nothwendiger Punct zu erwägen ist. Das ist schändlich und beweist einen jämmerlichen Ehrgeiz an dem Narren, der es thut."

Zunächst ist zwar hier nur vom Extemporiren die Rede; aber auch Einlagen können gleich störend, ja bisweilen noch störender werden, weil sie, bei den Haaren herbeigezogen, oft wie eine Faust auf ein Auge passen.

So haben wir selbst der Darstellung eines historischen Lustspiels (Feldcaplan und Lieutenant, von Albrecht) beigewohnt, in welchem der Repräsentant des Tilly (einer Rolle, in welcher der Autor absichtlich in dem ganzen Stücke diesen Feldherrn als einen wortkargen, in lakonischer Kürze redenden Mann zeichnet), sich einen Monolog aus einem alten Ritterstücke, der längst verschollenen „Grabesbraut", einlegte, weil er hoffte, damit seiner wenig dankbaren Rolle aufzuhelfen und einen Applaus zu erzielen. Der im Hause anwesende Dichter traute seinen Ohren kaum, als er auf einmal eine lange Rede hörte, von der er keine Sylbe geschrieben hatte, und die zu dem Geiste seines Gedichts im schroffsten Widerspruche stand. Eher erlaubt ist es, wenn, wie wir es gleichfalls erlebt haben, ein Schauspieler eine Rede einer und derselben Person aus einem Drama in ein anderes überträgt, und z. B. Worte, welche Gloster in Shakespeares Heinrich VI. zu sagen hat, diesem in Richard III. in den Mund legt, vorausgesetzt, daß diese verpflanzten Worte auch in ihrem neuen Boden dem Charakter und der Situation angemessen sind. Unter Umständen können sogar kleine Einlagen den Bühneneffect wesentlich steigern, und es wird deßhalb gewiß Niemand etwas dagegen einzuwenden haben, wenn das Schiller'sche Wallensteins Lager mit Absingung des Studentenliedchens:

„Heut lieb' ich die Johanne
Und morgen die Susanne" ꝛc. ꝛc.

eröffnet wird, oder wenn Klingemann in seiner Einrichtung des Hamlet bei der Be-

Digitized by Google

erdigung Ophelias im letzten Act einen Doppelchor von Jünglingen und jungen Mädchen auftreten läßt, welche während des Einsenkens des Sarges folgenden einfachen erhebenden Gesang anstimmen:

Chor der Mädchen.
Nimmer kehrst Du zu uns wieder,
Mit Dir sterben unsere Lieder,
Und der Hain ist öd und leer.

Chor der Jünglinge.
Tod streift ab die Lebensblüthe,
Die noch schön am Morgen glühte,
Schaut das Abendroth nicht mehr!

Beide Chöre.
Doch was hier in Staub gesunken,
Strebt zum Lichte freudetrunken,
Prangt im ew'gen Sonnenschein.
Laßt uns still die Hülle decken,
Engel werden sie erwecken
Zum nie endenden Verein.

Die Abänderungen im Wortlaute einer Stelle sind die am häufigsten vorkommenden. Die Gründe, die eine solche Abänderung nothwendig machen, können gar mannigfacher Natur sein. Wir wollen einige der hauptsächlichsten hier anführen:

Jede Sprache erleidet im Laufe der Jahre kleine Veränderungen. Auch unsere Muttersprache macht natürlicher Weise keine Ausnahme von dieser Regel; ja wir sind sogar in dieser Beziehung noch viel schlimmer daran als viele andere Nationen, weil wir nicht, wie unsere überrheinischen Nachbarn, eine Akademie besitzen, welche in sprachlichen Streitfragen zu Gericht sitzt, und deren Urtheilsspruch entscheidend in die Wagschale fällt. Bei uns hat sich zwar seit unserer classischen Weimarer Dichterperiode zu Ende des vom vorigen und zu Anfang vom jetzigen Jahrhundert nur sehr wenig verändert. Wesentliche Umgestaltungen erlitt die deutsche Sprache eigentlich gar nicht, und neue Wortbildungen finden sich höchst selten. Nichtsdestoweniger sind auch bei uns mancherlei Ausdrücke und Redensarten veraltet, und diese der Gegenwart anzupassen, ist Grund genug, die Dichtung abzuändern, z. B.:

Leisewitz, Julius von Tarent, Act II, Scene 2:
„Ich will zu Dir, und wenn der Weg zu Deiner Zelle rauher wäre, als der Weg zum Ruhme, und in Gebüschen hagere Tiger für (besser vor) Hunger und Durst winselten!"

Lessing, Minna von Barnhelm, Act III, Scene 7:
„Gedenke mir nicht daran."

Goethe, Stella, Act I:
„Ein Wirthshauspursche*) muß immer munter, immer allerort sein."

Schiller, die Räuber, Act I, Scene 1:
. . . „nachdem er zuvor die Tochter eines reichen Banquiers allhier entjungfert."

Schiller, Maria Stuart, Act II, Scene 2:
„Wie wird Euch, theure Lady! Ihr verblaßt!"

Aehnlich sagt Goethe in seiner natürlichen Tochter, Act IV, Scene 1:
„Dort soll verwelken diese Himmelsblume,
Die Farbe dieser Wange dort verbleichen!"

und Wieland in seinem Oberon, 11. Gesang, 65. Strophe:
„Fest war sein Ton, und unbestechlich streng
Sein edler Blick. Die Zauberin, wider Willen
Fühlt seine Obermacht. Sie blaßt, und Thränen füllen
Ihr zürnend Aug'." ꝛc. ꝛc.

*) Diese Orthographie finden wir auch in Schillers Lied von der Glocke:
„Ledig aller Pflicht
Hört der Pursch die Vesper schlagen."

Digitized by Google

Goethe, Iphigenie, Act I, Scene 3:

. . . „mein Sohn gerochen ist."

Aehnlich Oberon, III, 38: „Ihr habt mich wohl gerochen."

Goethe, Faust:

„Gesteh ich's doch! Ich wußte nicht, was sich
Zu eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte."

Man glaubte vielfach, Goethe habe diese Art, zu conjugiren, dem Reime zum Opfer gebracht, weil die folgenden Verse

„Allein gewiß, ich war recht bös auf mich,
Daß ich auf euch nicht böser werden konnte"

lauten. Dem ist aber nicht so, sondern diese Abwandlung war die in damaliger Zeit übliche. In Wielands Oberon kommt sie auch zwei Mal vor:

II, 24: „Doch wenn das letzte Glas zu Kopf zu gehn begonnte." ꝛc. ꝛc.
X, 4: . . . . . „Kaum begonnte sie" ꝛc. ꝛc.

Auch berührt es uns heutzutage unangenehm, wenn Louise in Kabale und Liebe ihren Vater, den sie doch zärtlich liebt, und der seinerseits ihr mit ganzer Seele zugethan ist, mit „alter Mann" und „Er" anredet.

Ein anderer Fall, wo der Schauspieler gut daran thut, den Autor zu meistern, tritt dann ein, wenn es grammatikalische Verstöße zu verbessern gilt. Es klingt etwas arrogant und absprechend, ein solch hartes Wort auszusprechen, und man beschuldige uns nicht der Impietät gegen unsere Dichterfürsten ob eines solchen Ausspruchs; aber so räthselhaft es uns selber erscheint, so begegnen wir gar manches Mal bei einer aufmerksamen Lectüre der Koryphäen unserer Literatur Kleinigkeiten, die uns keinen Zweifel darüber lassen, daß sie sprachlich nicht richtig, und durch eine unbedeutende Aenderung zu verbessern sind. Wie es zugegangen ist, daß die Dichter dies nicht selbst gethan haben, ist uns, wir wiederholen es, rein unbegreiflich — jedoch die Thatsachen sprechen. Einige Citate mögen das Gesagte bestätigen:

Schiller, Piccolomini, Act IV, Scene 4:

„Euch mag es gleich viel sein, wie Ihr mich habt,
Und, werdet, hoff ich, selber nicht erwarten,
Daß Euer Spiel mein grades Urtheil krümmt."

Besser:

„Ihr werdet, hoff ich, selber nicht erwarten." ꝛc. ꝛc.

Schiller, Wallensteins Tod, Act 3, Scene 3:

. . . . „So wirds
Nicht werden. Diesmal nicht. Dafür seid ruhig."

Schiller, Piccolomini, Act I, Scene 4:

„Ihr macht ihn zum Empörer, und, Gott weiß!
Zu was noch mehr, weil er die Sachsen schont,
Beim Feind Vertrauen zu erwecken sucht,
Das doch der einz'ge Weg zum Frieden ist."

Besser:

„Was doch der einz'ge Weg zum Frieden ist."

Schiller, Fiesco, Act II, Scene 4:

„Auf allen Kaffeehäusern, Billardtischen, Gasthöfen, Promenaden — auf dem Markte — auf der Börse schreit man laut . . . ." ꝛc. ꝛc.

Körner, Hedwig, Act I, Scene 2:

„Ich dachte Dich, ich dachte unsrer Liebe"

Besser:

„Ich dacht' an Dich" ꝛc. ꝛc.

Schiller, Jungfrau von Orleans, Act III, Scene 4:

„Nur Einem Traurigen hab' ich begegnet"

Besser:

„Nur Einem Traurigen bin ich begegnet"

oder: „Nur Einen Traurigen hab' ich begegnet."

Digitized by Google

Leisewitz, Julius von Tarent, Act I, Scene 4:
„Aber warum verlangst Du, daß Jedermann so chimärisch denken soll, *als* Du."
Besser:
„*Wie* Du."

Lembert, das öffentliche Geheimniß (nach Calderon), Act I, Scene 2:
„Sie dacht' ich nur, sie komt' allein ich denken."
Besser:
„An sie nur dacht' ich, komt' allein ich denken."

Tieck, Kaiser Octavianus, Theil I:
„O mein Monarch, ich darf es Dir nicht sagen,
Wie nicht jedwedes Ding ist, was es scheint."
Besser:
„Ich brauch Dir nicht zu sagen." ꝛc. ꝛc.

Schiller, die Räuber, Act I, Scene 2:
„Nur *kürzlich* muß ich Dir melden, daß Deine Hoffnung vereitelt ist."

Desgleichen, Act II, Scene 1:
„Ich möchte es machen, wie der geschiedte Arzt, nur umgekehrt." (logisch falsch.)

Desgleichen, Act II, Scene 3:
„Endlich *so* kommt der Graf hergefahren."

Desgleichen, Act V, Scene 2:
„Ha, Würger, Du kannst nur die Glücklichen tödten, *die* Lebenssatten gehst Du vorüber!"

Auch eine doppelte Verneinung ist grammatikalisch unrichtig. Als seiner Zeit Fürst Felix von Lichnowsky im deutschen Parlamente den Satz aussprach: „Das historische Recht hat keinen Datum nicht", erhoben sich von allen Seiten die Spötterzungen, die sich über diesen sprachlichen Schnitzer des gewandten trefflichen Redners lustig machten. Und doch finden wir ganz denselben Fehler bei Lessing und Goethe. Ersterer sagt in seinem Schatz:

„Kein Geld hat sie nicht",

und Letzterer legt im Faust dem Gretchen die Worte in den Mund:

„Man sieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt",

und im Werther heißt es:

„Jetzt thut er Niemand nichts."

Eine andere Ursache zu Abänderungen, der wir principiell zwar durchaus nicht das Wort reden, welche aber bei der jetzigen Lage der Dinge leider zu einem „nothwendigen Uebel" geworden ist, bildet die oft übertriebene Milderung bezeichnender derber Kernausdrücke. Es ist selbstredend, daß in unserm Jahrhundert nicht mehr Dinge auf die Bühne gebracht werden können, wie sie Aristophanes in seinen satyrischen Komödien dem griechischen Volke bot. Ebenso wenig verlangen wir, daß heutzutage alle die stark gepfefferten Witze und Zoten, welche zu Shakspeares Zeiten von den feinsten Damen, an deren Spitze Königin Elisabeth in höchst eigener Person als chef de claque stand, belacht und beklascht wurden, dem Publikum in ihrer Gestalt geboten werden, oder daß, wie dies noch jeden Abend im Théâtre Français in Paris, dieser für ein gewisses Genre ersten Bühne der Welt, geschieht, die Lustspiele Molières und Racines sowohl, als die wenn auch feineren, doch deßhalb nicht minder an schlüpfrigen Equivoquen reichen Dichtungen der neuesten französischen Autoren, gänzlich uncastrirt zur Aufführung gelangen sollen. Aber bei uns verfällt man in das entgegengesetzte Extrem und geht im Beschneiden dieser Werke soweit, daß nur allzu oft das Characteristische darunter leidet. Aber —

„Ihr habt das Recht, gesittet pfui zu sagen.
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können."

Dieses mephistophelische Wort ist uns schon oft eingefallen, wenn der Rothstift mit einer wahren Berserkerwuth in den schönsten Stellen eines Dichtwerks gewüthet, wie der rasende Ajax in den Heerden, die er für seine Feinde hielt. Diese übertriebene

Digitized by Google

Prüderie am falschen Platz ist eben ein characteristisches Zeichen unserer Zeit. In klassischen Sachen will man sich nicht den zehntesten Theil von dem gefallen lassen, woran man sich in Conversationsstunden aus Herzensgrund (wenigstens innerlich, wenn man es auch vielleicht hie und da pro Forma nicht Wort haben will) erfreut. Hier kostet man die Lascivität und lockere Moral in allopathischen Dosen, während man dort den weit gesünderen derben Witz in viel kleineren homöopathischen Pillen von sich stößt, als wäre es das tödtlichste Gift. „Es ist unanständig", so heißt das Losungswort, dem schon so manches herrliche Witzwort zum Opfer gefallen ist.

Feodor Wehl sagt sehr richtig in der Vorrede zu seiner gediegenen Bühnenbearbeitung von Calderons „Richter von Zalamea": das Theater ist für verständige gereifte Menschen, nicht für Backfische da, wie eine Menge Menschen zu glauben scheinen, und es wird darum die Behandlung jedes sittlichen Conflikts darauf zu gestatten sein, der nicht gegen die Gesetze der Moral und eine gewisse, durchaus nöthige Wohlanständigkeit der nur allzuoft in den frivolen Demi-Monde- und Camelienbamenstücken der Franzosen, die wir heutzutage so viel auf den deutschen Brettern finden, ein offenbarer Hohn gesprochen wird.

(Schluß folgt.)

Neueste Lyrik.

Wilhelm Jensen: „Gedichte". Stuttgart, Kröner 1869; — Hieronymus Lorm: „Gedichte". Hamburg und Leipzig, Richter 1870; — J. G. Fischer: „Den deutschen Frauen"; Gedichte. Neue Folge. Stuttgart, Cotta 1869. — Hermann Lingg: „Vaterländische Balladen und Gesänge". München, Lentner 1869. — Adolph Stahr: „Ein Stück Leben"; Gedichte. Berlin, Guttentag 1869.

W. Die ständige Klage der modernen Kritik über fortwährende Verschlechterung und Verwässerung unsrer Poesie von heute scheint in den Gemüthern der Herrn Poeten auf ein fruchtbares Erdreich gefallen zu sein.

Die allerneueste Zeit hat uns im Gebiete der Lyrik sowie des Epos manche hervorragende Erscheinung gebracht, und wieder liegen uns im Augenblicke mehrere Gedichtsammlungen vor, die wir sämmtlich als willkommenen Gewinn dieses Zweiges unsrer Literatur bezeichnen müssen, ohne zu diesem Urtheile durch den Glanz der Namen bestochen worden zu sein. —

Wilhelm Jensen ist eine seit einigen Jahren im Gebiet der Novellistik bestbekannte Persönlichkeit. Jensen tritt sowohl in der Erzählung als in vorliegenden Gedichten bezüglich der Zartheit und Innigkeit des Gefühls, der Wärme und Weichheit des Tones, in der Naturmalerei wie im Genre, deutlich in die Fußstapfen seines Landsmannes, Theodor Storm. Hie und da gibt sich sogar eine etwas allzu sichtbare Reflexwirkung der Storm'schen Muse auf Jensen kund. —

Der Inhalt der Gedichte, deren Vorwort, halb in gebundner halb ungebundner Rede, wir als das wenigst poetische Produkt des Buches gerne aus diesem hinweggelassen sähen, theilt sich in vier Abschnitte: Lieder — Balladen und epische Gedichte — Marie — Sonette und Ghaselen.

Die „Lieder" sind voll poetischer Schönheit, duftig, frisch und, einzelne Anklänge an Storm (z.B. die Gedichte „Im Dufte der Wald und das Meer im Duft" oder „Die alte Glocke klingt noch"; „In diesen blauen Herbsttestagen") und wenige Reminiscenzen an den saloppen Ton Heines abgerechnet (z.B. „Wieder Regen grau und fahl;" „Sie wurden am selben Tage," und besonders „In blühenden Sommernächten") — zumeist originell. Ein heiteres Genießen der Gegenwart im Glücke der Natur und der Liebe, ein resignirtes Rückblicken auf verschwundne Sonnentage bilden die bewegenden Ideen dieses ersten Abschnittes, in der sich der spätere kleine Cyklus „Marie" ganz wohlberechtigt hätte einschließen lassen.

In der Abtheilung „Balladen und Gesänge" hat sich Jensen von jedwedem fremden

Digitized by Google

Einflusse frei zu halten gewußt. Reichthum der Erfindung, gewaltige gluthvolle Sprache, Kühnheit der Bilder, wie wir solcher in den spezifisch historischen Gedichten H. Linggs zu begegnen gewohnt sind, da er von versunkenen Völkern und Zeiten singt, läßt uns diese Gedichte als die bedeutendsten der ganzen Sammlung erscheinen, von welchen wir „Lilith," diese anmuthig schöne Sage aus der Urgeschichte der Menschheit, „Völkerloose" „König Konrad" „König Erik" „Nibelungen" „Die Stedinger" „Diotima" und „Hans Hutten" namentlich erwähnen. Außerdem finden wir aber auch weicher klingende Akkorde hier angeschlagen.

„Hildegarde" „Am Ganges" „Mittagszauber" sind von einschmeichelndem Hauche holder Sinnlichkeit durchweht; ein tiefes, wunderbar ergreifendes Gefühl geht durch das Gedicht „Am ersten Sarge," das gewissermaßen ein würdiges Gegenstück zu Storms „Ein Sterbender" bildet, und welches wir in jeder Beziehung als vollendet erachten. Das Motiv bildet eine Rückerinnerung an die heitre Knabenzeit, darein der Tod eines jungen Freundes den ernsten düstern Schatten warf. Das Gefühl des unheimlichen Grauens, das über die Kindesseele beim ersten Anblicke einer Leiche zieht „halb Neugier, halb Bangen;" das erste Ahnen von Scheiden und Vergänglichkeit sind mit Meisterschaft geschildert. Die Mitschüler des verstorbenen Kameraden begeben sich nach der Schule zu dem mitten im Blumengarten liegenden, sonnenbeglänzten Hause, in dem der Todte gebettet ruht.

„. . . Nur mir war's so, als ob der warme Strahl
Des Sonnenlichts mit kalten Flor verhangen,
Und drinnen fühlt' ich's, daß zum erstenmal
Ein Schauer durch die warme Welt gegangen."

So treten die Kinder in das stille Todtenzimmer ein.

„Sie standen lautlos an des Sarges Rand,
Nur weißer war als sonst sein Angesicht,
Nur seine blauen Augen lachten nicht,
Und nach einander seine kalte Hand
Erfaßten sie und legten hastig wieder
Sie auf des Bettes weiße Linnen nieder.
Es war der Tod, der keinen wiedergibt,
Sie sahn's und schauten doch ungläubig drauf;
Nur mir schrie plötzlich es im Herzen auf,
Als hätt' ich nichts sonst auf der Welt geliebt,
An diesen stummen Lippen nur gehangen,
Als müßten sie nach mir zurückverlangen,
Als müßte dieses Aug', eh es gebrochen,
Nur einmal sprechen, was es nie gesprochen,
Nur einmal hören, was es nie vernommen,
Was über meine Lippen nie gekommen . . ."

Und es treibt den Knaben, die kalten starren Lippen zu küssen, um den Freund wieder in's warme Leben zurückzuziehn; es verwirren sich allmählig seine Sinne, schaudernd fühlt er die Erde in ihrem Grunde beben, Nacht umzog die Welt und

„Ein Riß zerspaltete des Himmels Zelt;
Auflodernd schlugen um mein Haupt die Flammen,
Und an dem Todtenbett brach ich zusammen." —

Die „Sonette und Ghaselen" wenige an der Zahl, aber voll dithyrambischen Schwunges, geben uns gleichfalls den vollendeten Dichter kund, der mit weiser Behaglichkeit am Becher des Lebensgenusses schlürft.

Wir scheiden hier von dem wackeren Sänger des Nordens und nehmen ein an Umfange äußerst kleines, an ächtem Gehalte aber reich ausgestattetes Bändchen zur Hand, das uns ein Sohn des tiefen Südens fröhlichen Herzens bietet.

Hieronymus Lorm, ein Oesterreicher, (wenn wir nicht irren, Pseudonym für Heinrich Landsmann) ist uns durch seine feinangelegten Novellen u. s. w. ebenfalls seit Langen keine unbekannte Erscheinung mehr. Die Gedichte, kaum hundert und etliche Seiten betragend, reihen sich in die Abschnitte „Jugend" — „Ein Briefwechsel" — „Betrachtung," und sind fast durchweg lyrisch-didaktischer Richtung.

Digitized by Google

Die Sprache Lorms ist im Gedicht wie in der Erzählung eine edle und reine, die Strophen fließen glatt und elegant, sowie Lorm auch die schwierigen Dichtungsformen mit Leichtigkeit zu behandeln weiß; dabei spricht sich ein wahres, jeder Sentimentalität fremdes Gefühl besonders in jenen Liedern aus, da der Dichter das Geheimniß der Liebe über seine Saiten klingen läßt: „Ein Erinnern" „Gelöbniß" „Die Myrthen" und insbesondere:

„Nach hundert Jahren"

An eine Frau.

Ein Jahrhundert wird vorübergehn,
Unsre Gräber wird man nicht mehr sehn,
Unsere Namen, was wir thun und wollen,
Alles ist vergessen und verschollen.

Menschen, deren Zorn wir feig gebebt,
Daß wir lieber ihrem Wahn gelebt,
Als im Glanz der Wahrheit hinzuwallen,
Sind in Staub gleich unserm Staub zerfallen.

Für den Traum, den nie ein Hoffen fand,
Für das Glück, das ungenossen schwand,
Wird die Welt, der wir's zum Opfer gaben,
Keinen Dank und kein Erinnern haben.

Nichts mehr lebt für uns, selbst nicht der Hohn,
Der da früge, was des Opfers Lohn.
Doch im Reich der Seelen tönt ein Klagen
Um so sündhaft Leiden und Entsagen.

Seelen, die der gleiche Ruf erfaßt
Wie zwei Blüthen auf dem gleichen Ast,
Eine Frucht zu werden der Vollendung,
Trennten sich und logen ihrer Sendung.

Ein Jahrhundert wird vorübergehn,
Was wir opfern, ist umsonst geschehn,
Doch die Geister höhrer Welten richten
Strafend unser frevelhaft Verzichten. —

Die Abtheilung „Ein Briefwechsel" umschließt im Ganzen nur sieben Sonette, welche einen kleinen Liebesroman voll Gluth und Farbenpracht enthalten, und als eine hervorragende spezifisch lyrische Leistung anzuerkennen ist.

Das Buch der „Betrachtung" birgt, seiner Ueberschrift entsprechend, fast ausschließlich Reflexionspoesie, in welcher uns der Verfasser seine naturalistische, eine Fortexistenz der Seele nach dem Tode negirende Weltanschauung predigt. Neben vielen nüchternen, kräftig gesunden Sentenzen finden wir hier auch viel grübelnde Mystik über Menschenschicksal, das Geheimniß des Todes, den Endzweck des Daseins u. s. w. und manche Unklarheit. Es enthält übrigens auch dieser Abschnitt, der ausführlichste der Sammlung, manches ächt poetische Kleinod: „Das Räthsel der Sehnsucht", „Das Chaos" welches Gedicht sich am unverhohlensten gegen die Unsterblichkeits-Theorie ausspricht, „Willenlos" „Trauer" „Einsamkeit" „Der Preis" „Innere Stimme" und einzelne der „Sprüche."

Der Name J. G. Fischer hat im sanglustigen Schwabenlande und weit darüber hinaus seit Langem einen guten Klang, und die Geschichte unsrer heutigen Literatur weist ihm als Lyriker und Dramatiker einen ehrenvollen Platz unter den Zeitgenossen an.

Es freut uns, constatiren zu können, daß sein neuestes Buch „Den deutschen Frauen" nicht nur seinen früheren „Gedichten" (1854) und „Neuen Gedichten" (1865) an jugendlicher Kraft und Frische nicht nachsteht, sondern in mehr als einer Beziehung, insbesondere an ächter dichterischer Reife, unläugbare Fortschritte bekundet.

Digitized by Google

Männlich besonnener Ernst verdrängt hier manch wild auflohende Excentricität der beiden frühern Sammlungen, namentlich der ersten sturm- und dranggeborenen. Zum Schönsten der ersten Gruppe gehören die Lieder „Mit der Braut" — „Der erste Frühlingstag" — „Wie im Traum" — „Du mußt davon" — „Vergeblich" „Ein Todtenkranz" — „Lerchenschlag" und „Noch der ist Frühling in der Welt." — Das eine Gedicht „Nach hunderttausend Jahren" ist uns, wir gestehen es, im Ganzen völlig unklar in seiner Idee geblieben. Wenn die zwei Schlußzeilen der letzten Strophe lauten:

„Und das nenn' ich Ewigkeit
Was wir nicht erfassen."

so können wir mit Bestimmtheit diesem Gedichte selbst die Ewigkeit prophezeien.

Die zweite Gruppe „Frauengestalten" führt ungefähr ein Dutzend weiblicher Koryphäen aus alter und neuer Zeit im Kranze ihres Ruhmes unsrem geistigen Auge vorüber. Fischer weiß zumeist den ächten und rechten Romanzenton anzuschlagen; um den Preis möchten sich wohl seine „Rosamunde" „Charlotte Corday" und „Calpurnia" streiten.

„Lenau in Wien" ist die dritte Abtheilung des Buches betitelt; ein lyrisch biographischer Roman des unglücklichen Dichters, dessen eingreifendste Lebensmomente uns Fischer mit rührender Gefühlswärme schildert, insbesondere die zarten Beziehungen seiner Liebe, die allmählige Umnachtung seines Geistes und seine Ruhestätte „In Döbling,"

— „Da haben in der Bäume Hut
Sein Grab sie eingesegnet,
Und Lenz und Liebe haben's reich
Mit Blumen überregnet." —

Den Schluß des Bandes bilden sieben Gedichte unter der Ueberschrift „Fremdes und eignes Loos" meistentheils Gelegenheits-Gedichte. Von schalkhaftem Humor ist das „Idyll" getragen. Das letzte Gedicht der Sammlung „Schicksal" bestätigt das alte Sprichwort: Ende gut, Alles gut.

Wenige Dichter der Neuzeit haben von Seite der Fachkritik eine so widersprechende geradezu diametral sich entgegenstehende Beurtheilung zu erfahren gehabt als der Dichter der „Völkerwanderung", Herman Lingg. Die Aechtheit seiner poetischen Sendung, die titanische Kraft und Genialität hat kaum eine berechtigte Stimme in Zweifel gezogen; wohl aber trägt Mangel an Selbstkritik hinsichtlich der Auswahl seiner Publikationen die Schuld daran, daß Lingg — während er von einer Seite ob des großartigen Gesammteindruckes seiner Dichtungen, der orientalischen Pracht der Bilder und Meisterschaft in der Form bis zu den Sternen erhoben wurde — andrerseits manch bittern Tadel, manch herbes Urtheil erfahren mußte, so namentlich bei Gelegenheit der Herausgabe des zweiten Bandes seiner Gedichte. Diesem Vorwurf hat Lingg bei Veröffentlichung dieser neuesten Sammlung „Vaterländische Balladen und Gesänge" sich nach besten Kräften ferne zu halten gesucht, und wir gestehen gerne, daß ihm solches mit einigen Ausnahmen geglückt ist.

Das Gedicht „Eingang" trifft wieder so ganz den herrlichen dithyrambischen Ton, dem wir im ersten Bande fast überall begegnen, und den wir auch in diesem Buche an den meisten Stellen angeschlagen finden. Die gegenwärtige Sammlung enthält Cultur- und Geschichtsbilder von der ältesten bis zu unsrer Zeit aus verschiednen deutschen Landen in freilich etwas bunter Reihenfolge; dazwischen sind landschaftliche Bilder und diverse, der Gelegenheit entsprungene Gedichte eingefügt, in welchen Lingg so ganz die alte Meisterschaft bewährt.

Seine Hauptstärke entfaltet unser Dichter von je in der Behandlung antiker und sagenhafter Stoffe, sowie in Schilderung grandioser Naturscenen, in höherem Grade als da, wo er seine Motive der neuern Geschichte entnimmt, denen er nicht jene hohe plastische Ruhe zu geben vermag als ersteren. Doch reihen sich in vorliegendem Bande auch gar manche Geschichtsbilder der neuern Zeit den klassischen Gedichten seiner ersten Sammlung (Mycerin, Spartakus, Capri, Pästum, der schwarze Tod u. s. w.) ebenbürtig zur Seite.

Manche markige Anfangsstrophe der besseren Gedichte wiegt ein Schock mondschein-

Digitized by Google

trunkener, sentimentaler Sänger auf, und stellt Lingg trotz mancher einzelner Mängel unendlich hoch über die Kategorie der Letztgenannten. Die Landschafts- und Stimmungsbilder, die wir hier in ziemlicher Anzahl finden, bezeichnen wir als den gediegensten Inhalt des Buches; wir nennen beispielsweise: „Der Mönch im Gebirge" „Die Gottesackerwände" „Mondelfe" „Die Flüchtigen" „Der Winterkönig" „Morgen im Gebirg" „Heilige Cäcilia", ganz besonders aber „Schneenacht" „Die Windsbraut," welche Lingg zu einer Federzeichnung Julius Naues dichtete, und „Bergode", diePerle ächter Poesie.

Derartige Gaben lassen die Stimme leisen Tadels, der einzelne andre Gedichte der Sammlung ob ihrer hie und da nnerquicklichen Breite („Auf dem Lechfelde" „Arnulf und Ludolf" u. s. w.) oder ihres öfters angeschlagenen prosaisch trockenen Chronikenstyls und einzelner sprachlicher Unschönheiten wegen nicht ganz ungerechtfertigt treffen dürfte, gerne schweigen.

Den Schlußstein unsrer heutigen Besprechungen bildet ein ziemlich umfangreicher Band Gedichte von Adolph Stahr. Seine Gedichte enthalten in Wahrheit „Ein Stück Leben", wie er sie betitelt, ein Stück reichen von den Musen und der Liebe gesegneten, zum großen Theile unter dem klassischen Himmel Italiens und an den herrlichen Ufern des Rheines selig genossenen Lebens. Mit farbig glühenden Tinten, malt uns des Dichters Hand die verlockenden Eindrücke des Geschauten und Erlebten und zieht mit Zartheit den Schleier von der innern Welt seines Herzens und seiner begeisterten Liebe zu seiner nunmehrigen Gattin.

Kleine reizende Liebeslieder, Gelegenheitsverse jeglicher Art, Natur- und Kunstbilder, Elegieen, Gnomen und Epigramme, Lyrisches und Didaktisches reihen sich bunt wie im Kaleidoscope, aber doch zu einem harmonischen Ganzen zusammen. — Auch einige Uebertragungen aus fremden Sprachen sind eingeflochten. Der Band dieser Gedichte ist in zwei große Abtheilungen „Buch der Liebe" und Buch der „Freundschaft" gruppirt, deren jede wieder verschiedene Unterabtheilungen schließt.

Die zahlreichen, zwischen größere Gedichte eingestreuten poetischen Nippsachen erinnern durch die Innigkeit ihres Tones vielfach an Rückerts Liebesfrühling und lassen uns über die sich hie und da bemerkbar machenden Incorrektheiten des Reimes gerne ein Auge zudrücken. In den Bildern aus Rom, Neapel, Venedig u. s. w., den Elegieen, in denen sich häufig ein idyllisches Behagen ausspricht, den scharf zugespitzten Epigrammen, den wenigen Balladen („Das Grab des Fremdenlegionärs" „Der Polnische Geiger") und den Nachbildungen aus Fremden, meist klassischen, Sprachen zeigt Stahr, daß er auch die höhern Formen der Lyrik, nicht bloß das leichte, einschmeichelnd in's Gehör fallende Lied mit Geschick zu behandeln versteht, und daß er namentlich bei den Alten fleißig in die Schule gegangen ist.

Ein Alibi.

Criminal-Novelle von M. H.

I.

(Fortsetzung).

Das stimmte nun durchaus nicht mit den Plänen des Herrn Tricot überein. Dieser war nicht nur ein Ehemann und als solcher über die Gebühr eifersüchtig, — er war auch Gastwirth und als solcher verpflichtet, das Interesse seines Geschäftes im Auge zu haben. Und das hatte der Redliche und ebenfalls über die Gebühr! — Nun aber entstand zwischen beiden Eigenschaften — der Habsucht und der Eifersucht — ein Conflict. Indem er dem Zuletztgekommenen mittheilte, wo er den Gesuchten finden könne, nämlich in der Blauwolken-Gasse im Sitzungssaale der Assisen, so war allerdings das tête à tête mit seiner Adele gestört und von einem Beisammensein zu Dritt nichts Verfängliches mehr zu fürchten. Leicht aber könnte alsdann der Letztangekommene seine Reise wieder fortsetzen, ohne weiter den „dragon rouge" zu berühren; und das wäre im Interesse der Lachsforellen, welche er heut Mittag nothwendig, als letzten Termin, aufstellen mußte, mit einem Verluste verknüpft, welcher

Digitized by Google

ebenfalls in Erwägung zu ziehen. Doch zu Ehren des Herrn Tricot sei es gesagt: er war weniger Kauf- als Ehemann in diesem Kampfe; siegreich ging letzterer aus demselben hervor, indem er dachte: Lieber die Forellen als die Frau! Mit großer Freundlichkeit wandte er sich deßhalb an den Gast, und suchte ihn durch Ankündigung eines delicaten Rehziemers (in dieser Jahreszeit etwas seltenes), sowie durch „soeben erhaltene, ganz frische Lachsforellen" möglichst für den Mittagtisch zu interessiren; sagte ihm aber zugleich, daß er den anderen fremden Herrn ganz sicher im Sitzungssaale der Assisen finden werde. Diese Aeußerung schien dem Herrn mit der Binde auffällig. Er konnte es sich nicht erklären, daß er seinen „Geschäftsfreund" in der Gerichtssitzung suchen solle, und zog deßhalb nochmals bei Herrn Tricot genaue Erkundigung über dessen Persönlichkeit ein. Dieser ertheilte dieselbe bereitwilligst und erwähnte zugleich, daß seine eigne Gattin, Madame Adele Tricot, die Begleiterin des Herrn sei, welche denselben gewissermaßen veranlaßt, die Sitzung zu besuchen.

„Also ihre Frau ist die Begleiterin?"

„Ja, mein Adelchen, ein schmuckes Weibchen, mein Stolz. Wir leben wie die Turteltauben und passen ganz für einander."

„Eine Heirath aus Liebe?"

„Allerdings; sie ist zwar einige Jahre jünger, aber das verschlägt mir nichts, dafür ist sie hübscher!"

„Also kennen Ihre Frau und der Herr, den sie begleitet, sich schon länger?" fragte der Andere gespannt.

„Keineswegs, durchaus nicht", replicirte Tricot, „eine Bekanntschaft von heut! Wir wissen nicht mal den Namen des Herrn. Aber diesen können wir jetzt vielleicht durch Sie erfahren? Auch über den moralischen Character des Herrn würden mir Aufschlüsse aus gewissen Gründen sehr willkommen sein."

„Gewiß, gewiß! Wenn ich wiederkomme, so sollen Sie von Allem unterrichtet werden. Name, — Stand, — Wohnort, — Character, — Alter, — Alles, Alles." Damit verließ er eilig das Zimmer, Herrn Tricot in ärgerlicher Stimmung über die getäuschte Erwartung zurücklassend.

Die längste Zeit blickte derselbe dem Verschwundenen nach, oder blickte vielmehr die Thüre an, durch welche der Fremde sich entfernt, und sagte etwas „verdutzt", indem er eine Grimasse schnitt und den Kopf hin und her schüttelte: „Na, gar so kostbar werden doch dero hohe Namen auch nicht sein — weder der eine, noch der andere — daß man gar so verschwiegen thut. Man sollte glauben, es wären ein Paar Prinzen incognito, und doch möchte ich wetten, daß nicht viel dahinter steckt. Jedenfalls scheint er ein böses Gewissen zu haben, denn als ich vom Gerichtssaal und von den Assisen sprach, sah ich deutlich, daß er erschrak; ja er erschrak, ich habe es genau bemerkt. Ueberhaupt eine unheimliche Figur! Weshalb trägt er eine schwarze Binde um das Auge, wenn er ein gutes Gewissen hätte, he? Ich habe meiner Lebtag keine schwarze Binde um die Augen getragen, und habe Jedermann offen angeschaut. Jedenfalls also verdächtig, höchst verdächtig. Dahinter muß ich kommen; mir wird schon angst und bange! Wenn sich die beiden verstehen und es ein Attentat auf meine Adele wäre? O wäre sie nur erst wieder daheim, bis dahin habe ich keine ruhige Minute. Maulschelliren könnte ich mich von allen Seiten, daß ich so dumm war, sie mit einem fremden Menschen fahren zu lassen. O hätte ich sie lieber mit Jean" — hier unterbrach sich der Würdige in seinem Monolog, kratzte sich am Kopf und war offenbar im Zweifel über das gerathen, was minder gefahrvoll für ihn gewesen wäre. Er trat zum Fenster und rief den im Hofe beschäftigten Simon in's Zimmer, um sich noch einige nähere Auskunft über den „Mann mit der Binde" zu verschaffen. — Simon ließ ein gutes Weilchen auf sich warten und trat dann gemüthlich ein.

Auf die Frage seines Herrn, was denn der Fremde mit der schwarzen Binde bei seiner Ankunft mit ihm gesprochen? antwortete Simon ebenso gemüthlich: „Er sagte, ich sei ein Esel." Darin fand Tricot weder Auffallendes noch etwas Verdächtiges; ja noch mehr, er stimmte sogar dem Fremden bei.

„Wie kam er aber dazu, Dich gleich bei seiner Ankunft so zu nennen?"

„Weil ich die Wagenthür nicht öffnete, und er sie nicht schnell genug aufbekam."

Digitized by Google

„Ist das aber auch eine Manier für den Hausknecht im Gasthofe? Springt man nicht gleich darauf zu, wenn ein Wagen anhält und ist beim Aussteigen behilflich?"

„Nicht capabel! Ich helfe nur beim Abfahren. Beim Ankommen habe ich noch keine fünf Sous Trinkgeld bekommen, nur beim Abfahren."

„Gute Grundsätze das — Fahre selber ab! Gehe nochmals zum Meister Blanchard und sage — doch halt, laß es nur sein, ich will selber hin, Du bist zu dumm! Geh in den Keller und hilf Wein abziehen." — Und damit eilte der Besitzer vom „dragon rouge" hinaus. Simon sah beinahe mitleidig seinem Herrn nach, zuckte die Achseln und sagte: „Ich weiß nicht, was alle Leute mit meiner Dummheit haben! Ich merke nichts davon, ich bin mir selber klug genug, und ich bin mit den Trinkgeldern, die ich in meiner „Dummheit" kriege, noch immer zufrieden gewesen. — Zum Beispiel jetzt: wäre ich nun klüger, müßte ich bei dieser Hitze zu Meister Blanchard laufen — und das ist eine tüchtige Ecke — ich bin aber dumm, und da darf ich in den kühlen Keller gehen und Wein abziehen. — Schau, da hat der Fremde noch seinen Wein stehen lassen. Schade darum, der würde bis Mittag zu warm werden, da will doch lieber ich" unter dieser Rede führte er gemüthlich das Glas zum Munde, — riß es aber mit Hast wieder von demselben weg, und beutelte sich „Sapperment nochmal, nicht capabel! Das ist von unserm Mühlhauser! Das ist eine gefährliche Sorte; wer von dem eine ganze Flasche trinkt, der müßte noch dümmer sein als ich!" Damit schob er sich langsam zur Thüre hinaus!

II.

Der mäßig große Saal, in welchem das Gericht tagte, war überfüllt mit Menschen und die Temperatur in demselben fast unleidlich. Die helle Juliussonne, welche grell hinter den großen, grünen Rouleaux schien, womit sämmtliche Fenster verhüllt waren, warf einen unheimlichen Reflex auf die Gesichter der Anwesenden, und brachte einen eigenthümlichen Eindruck hervor. —

Auf der Tribüne erblicken wir an der länglichen, grün behangenen Tafel, welche uns gegenüber befindlich, in der Mitte der in schwarzen Talaren gekleideten Richter den ehrwürdigen Präsidenten des Schwurgerichts Dufresne, eine geachtete und hochstehende Persönlichkeit. Rechts ab von dieser Tafel, mehr im Vordergrunde, sind die Sitze der Geschwornen, etwas erhöht und vor denselben Schreibpulte. Diesen Sitzen gegenüber ist die Bank der Angeklagten hinter einer leichten Vergitterung. Wir sehen auf derselben einen Mann, neben ihm steht ein Gensdarm. Die Physiognomie des Angeklagten nimmt nicht für ihn ein. Ein blasses, finsteres Gesicht mit tiefliegenden, stechenden Augen und ganz kurz geschorenem Haupthaar erweckt nicht unsere Sympathie, selbst, wenn wir von der Unschuld des Angeklagten überzeugt wären.

Vor ihm, außerhalb des Gitters, sitzt sein Vertheidiger, Herr Lefébure, ein Advocat von bedeutendem Rufe, und diesem endlich schräg gegenüber, also zur Rechten des Präsidenten, Staatsanwalt Bretton, ein ebenso scharfsinniger als anerkannt rechtlicher Jurist — die Geißel aller Verbrecher im ganzen Departement. — Unter den zwölf Geschwornen befand sich keine besonders hervorragende Persönlichkeit, mit etwaiger Ausnahme ihres Vorsitzenden Herrn Sarto[illegible], dessen schon im ersten Theil dieser Erzählung Erwähnung geschehen, und dessen Gesicht ebenso viel Aufmerksamkeit, wie Intelligenz verrieth.

Hinter der Barre gab es großes Gedränge, und wir erblicken unter den Zuhörern, nicht allzuweit nach vorn — wahrscheinlich in Folge des späten Eintreffens — unsere Bekannte, Madame Tricot, mit ihrem Begleiter; beide, wie es den Anschein hat, durch die Procedur ziemlich aufgeregt, mehr aber noch von der übergroßen Hitze gepeinigt.

Bei unserm Eintreten ist die Verhandlung schon ziemlich weit vorgeschritten und es frägt soeben der Präsident: „Angeklagter, haben Sie noch eine Erinnerung zu machen?"

Der Angeklagte erhebt sich und sagt mit heiserer Stimme: „Ja, Herr Präsident ich bleibe fest stehen, bei meiner Aussage und behaupte, daß ich unschuldig bin! Wenn

Digitized by Google

ich verurtheilt werde, mögen es Die dermaleinst verantworten, die einen armen, aber ehrlichen Mann in's Verderben gestürzt haben. Ich beharre bei meiner Aussage und bei der Wahrheit, daß ich an dem Tage, an welchem das Verbrechen, dessen man mich angeklagt, verübt wurde, gar nicht in Straßburg sondern in Cöln war. — Habe ich auch den Beweis dafür, nach Ihrer Meinung, nicht vollständig geführt, und mein Alibi nicht beibringen können, so ist doch ebensowenig ein Zeuge aufgetreten, der den Beweis geführt, daß ich an genanntem Tage hier gesehen wurde. Niemand kann das beweisen und Niemand hat das bewiesen. Also noch einmal: ich bin unschuldig, und kann mir nicht denken, daß so wenig Gerechtigkeit im Lande —"

„Genug"; unterbrach der Präsident diesen Redefluß, welcher soeben seine Dämme übersteigen wollte, „das, was Sie denken, kommt hier nicht in Betracht; für Sie haben nur Thatsachen zu sprechen. Das Uebrige liegt den Herrn Geschwornen ob."

Hiermit erhob er sich von seinem Sitze und wendete sich an die Geschwornen:

„Meine Herrn Geschwornen, Sie haben Alles gehört, was für und gegen den Angeklagten spricht: Es ist nun an mir, ein Resumé zu geben und ich will nun noch einmal in Kürze Alles berühren, unparteiisch, wie es meine Pflicht erheischt, dann mögen Sie ohne Ansehen der Person, nur einzig Gott vor Augen, Ihren Wahrspruch fällen."

Nach einer kurzen Pause begann er:

„Der Angeklagte Bernard Mercinet, in Marseille geboren, erfreute sich schon von früh an keines besonderen Rufes. Mit dem vierzehnten Jahre in eine Buchdruckerei als Lehrling tretend wurde er, noch vor Beendigung seiner Lehrzeit aus derselben entfernt. — Ein Kupferstecher nahm den ganz mittellosen Knaben in sein Haus, unterrichtete ihn in seiner Kunst und gibt ihm in dieser Beziehung das beste Zeugniß. Veruntreuungen wurden während dieser Zeit nicht ruchbar, wohl aber zog ihm auch dort, ebenso wie bei seinem ersten Lehrherrn, ein großer Hang zur Lüge vielen Verdruß und zuletzt die Entlassung aus diesem Hause zu. Die nächsten Jahre sehen wir den Angeklagten im Kriegsgetümmel und zwar als tapfern Soldaten kämpfen; allein wegen bedeutender Subordinations-Vergehen zu wiederholten Malen strenge bestraft ward er endlich mit ungünstigem Zeugniß aus dem Militairstande verabschiedet. Demnächst befindet sich Bernard Mercinet in Paris, wo er als Commissionär seinen Unterhalt zu erwerben sucht. Dort trifft ihn die erste Polizeistrafe wegen Veruntreuung; zwei Jahre später aber bereits eine Arbeitshausstrafe von dritthalb Jahren, wegen Diebstahls. — Seit sechs Jahren nun lebt Mercinet hier in Straßburg. Seiner Kunst entfremdet, findet er zuerst Beschäftigung als Colporteur einiger Zeitungen, später als Krankenwärter und zuletzt als Taglöhner. Hier waren es nun wieder leichter oder schwerer in's Gewicht fallende Vergehen, die denselben überall um seinen Broderwerb brachten; denn überall wurde ihm das Zeugniß eines tüchtigen Arbeiters, eines anstelligen Kopfes — aber eines jeden Vertrauens unwerthen Characters. So stand es um Bernard Mercinet bis zur Katastrophe in der Nacht vom 23. auf den 24. September 1832."

Hier machte der Präsident Dufrêsne eine kleine Pause und trocknete die Stirne; denn die Hitze war fast überwältigend im Saale. Er ließ sich vom Huissier ein Glas Wasser reichen, woran er sich erfrischte, und sah einige Augenblicke in ein vor ihm liegendes Aktenheft.

Während dieser kurzen Pause war ein neuer Zuhörer erschienen und stand dicht eingekeilt in der Menge, die sich dem Platze gegenüber befand, wo wir bereits Madame Tricot und deren Begleiter bemerkten. Es war der fremde Herr mit dem verbundenen Auge, dessen Bekanntschaft wir ebenfalls im dragon rouge gemacht. — Derselbe richtete zuerst sein Augenmerk auf die Tribüne und ließ alsdann die Blicke im Auditorium umherschweifen, bis sie endlich auf Madame Tricot und deren Begleiter haften blieben, und unverkennbar die große Freude über die endliche Befriedigung seines Wunsches in seinen Zügen sich ausdrückte. Sogleich an jene Stelle, wo Beide sich befanden, zu kommen, mußte er bei dem Gedränge sowohl, wie in Erwägung, daß er dahin nur durch den zweiten Eingang gelangen könne, für den Moment aufgeben.

Mittlerweile fuhr der Präsident in seinem Resumé fort und auch die Aufmerksamkeit des Fremden richtete sich auf diesen.

Digitized by Google

„Marie Madelaine Dupont, die Wittwe des verstorbenen Fabrikanten Paul Dupont, eine Frau von 69 Jahren, wurde unter körperlicher Mißhandlung und unter Androhung der Tödtung in der Nacht vom 23. auf den 24. September vorigen Jahres von zwei verkappten Männern überfallen und einer Summe Geldes im Betrage von 120,000 Francs beraubt, die sie am 23. erhoben und unvorsichtiger Weise in ihrer Wohnung behalten. Auf Bernard Mercinet, welcher in demselben Hause, welches die Wittwe Dupont bewohnt, ebenfalls im Besitze eines Zimmers ist, fiel — in Anbetracht seines schlechten Leumundes — der erste Verdacht. Die Wohnung des Mercinet war fest verschlossen, und mit Bestimmtheit konnte Niemand der Hausbewohner angeben, ihn am 23. September gesehen zu haben. Er selbst aber wurde am 25. desselben Monats in Cöln aufgefunden, und behauptet, sich seit dem 22. bereits daselbst zu befinden, und als Taglöhner und Packträger seinem Verdienste nachgegangen zu sein, ohne jedoch den *Beweis* dafür liefern zu können, welcher sein unumstößliches Alibi zweifellos festgestellt hätte. —

„Im Widerspruche aber mit dieser Aussage steht das Factum, daß, als das Zimmer des Mercinet vom Gerichte am 24. Mittags geöffnet wurde, sich in demselben ein Zeitungsblatt, datirt vom 23. September 1832 vorfand! Wie kam eine Zeitung vom 23. September in die fest verschlossene Wohnung des angeblich seit 21. September abwesenden Inhabers derselben? Am 27. desselben Monats wurde Mercinet in Cöln zur Haft gebracht — im Begriffe einen Bankschein von fünfhundert Francs zu wechseln. *Für* seine Abreise nach Cöln am 21. September spricht nur die Aussage eines Arbeiters Eduard Echner, welcher aber seines getrübten Leumundes wegen, nicht beeidigt werden durfte; und ferner, daß Niemand sich mit Gewißheit erinnert, den Angeklagten während des 22. und 23. gesehen zu haben. *Gegen* dessen Abwesenheit aber zeugt verhängnißvoll das vorgefundene Zeitungsblatt!"

„Die Banknote von fünfhundert Francs will Mercinet von einem Engländer erhalten haben, dessen Kind er aus dem Rhein gerettet, was sich aber als unwahr herausstellte, da die Banknote von dem Banquier, welcher die Zahlung an Wittwe Dupont geleistet, recognoscirt, und als eine der Wittwe Dupont am 23. übergebene erkannt wurde, während Niemand, weder von dem Engländer, noch von dessen verunglücktem Kind etwas weiß, und welche, — nach Aussage des Mercinet — Reisende gewesen, die eben nur Cöln passirt hätten und sogleich weiter gereist wären!"

„Dies, meine Herrn Geschwornen, sind die Hauptmomente; alle Details haben Sie aus der Verhandlung vernommen, und ich lege Ihnen hiermit nur die eine Frage vor: Ist der Angeklagte, Bernard Mercinet aus Marseille, schuldig, in der Nacht vom 23. auf den 24. September 1832 die Wittwe Marie Madelaine Dupont zu Straßburg, unter Androhung der Tödtung beraubt zu haben, oder ist er nicht schuldig? Prüfen Sie nochmals, und geben Sie Ihr Verdict auf Ehre und Gewissen, nur Gott vor Augen und ohne Furcht vor Menschen."

Das sonore Organ des Präsidenten, die große Würde in seiner Erscheinung und die bündige Darlegung des Ganzen machte eine große Wirkung im Publicum, und es war nicht schwer, wahrzunehmen, daß die große Mehrzahl desselben mit ihrer Meinung *gegen* den Angeklagten stimmte. Unter diesen Auspicien zogen sich die Geschwornen in das Berathungszimmer zurück. —

(Fortsetzung folgt.)

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

** *Brachvogel*, der berühmte Verfasser des Narciß, beklagte sich in seiner bekannten, auch in diesen Blättern abgedruckten Zuschrift an den Frhrn. v. Perfall, daß er gezwungen sei, seine dramatischen Entwürfe zunächst für Romane zu verwerthen, weil ihm von Seiten der Bühnen Schwierigkeiten aller Art gemacht würden. Auf solche Weise ist wohl auch sein Roman Beaumarchais entstanden, der also als verhaltenes zurückgetretenes Bühnenstück zu betrachten ist. Indeß bin ich doch der Ueberzeugung, daß, wenn er umgekehrt verfahren und *die Harfenschule* zuerst geschrieben hätte,

Digitized by Google

ſicher keine verſtändige Bühnenleitung ſich ſpröde gezeigt haben würde. Dies Stück, welches er nun aus ſeinem Roman reſtituirt hat — es kam am Freitag den 5. ds. zur Aufführung —, iſt im vollen Sinn ein Pendant zum Narciß, mit demſelben lapis infernalis der Satyre, demſelben Genie des Zorns geſchrieben, welches jenem erſten Stück zu raſcher Berühmtheit verhalf. In vieler Beziehung jedoch iſt dieſe Harfenſchule noch dankbarer, als jenes Drama, weil es auf weit geſünderer Baſis aufgebaut iſt. Die Geſtalt Caron de Beaumarchais, des vielſeitigen Uhrmachers, Muſikers, Poeten, Kaufmanns und Finanzgenies iſt ſeit den letzten Jahren wieder bedeutend gewachſen, allerdings etwas über Gebühr und nicht ganz ohne Reclame. Dingelſtedt zuerſt hat dieſen diable boiteux der kommenden Revolution, dieſen Figaro des franzöſiſchen „dritten Standes“ wieder in den Vordergrund des öffentlichen Intereſſes geſchoben. — Im Grunde war er ein geiſtreicher Abenteurer, aber ſein Kampf für die Bürger- und Menſchenrechte gegen die Corruption des Adels, gegen die „Myſterien der Juſtiz“ und gegen die Bornirtheit der feudalen Moral überhaupt erhob ihn zu einer Art von Helden und Märtyrer — zu einem Morgenſtern der Revolution; — und hat heut, da wir in der Spirallinie des hiſtoriſchen Fortſchritts (die, von oben geſehen, ſich als Kreislinie zeigt) ſcheinbar wieder in ähnlichen Curven von damals angelangt ſind — ein erneuertes friſches Intereſſe gewonnen. — Brachvogels Roman war ſchon viel geleſen, aber ſein Stück erſt wird völlig durchſchlagen. Es iſt geiſtreich componirt, die Handlung entwickelt ſich Schlag auf Schlag, und iſt gewürzt von jener feinen, beißenden Satyre, die das attiſche Salz der Memoiren und Luſtſpiele von Beaumarchais ſelbſt iſt. In dieſer Beziehung ſteht die Harfenſchule als drittes, völlig ebenbürtiges, theilweiſe überlegenes Stück neben den „Böſen Zungen“ Laubes und der Läſterſchule Sheridans. Ueberlegen iſt es unzweifelhaft in der Bedeutung und Tiefe des hiſtoriſchen Stoffes, dagegen ſteht es zurück in der ſchillernden Zweideutigkeit des Hauptcharakters. Beaumarchais, der eines Grafen Gemahlin auf dieſelbe Weiſe beleidigt, wie der Graf ſeine Suſanne — Beaumarchais, der ſich auf dem glatten Parquet des Hofes nur dadurch hält, daß er ſich gefürchtet macht, iſt ein hiſtoriſches Porträt. — In aller ſeiner Keckheit des Roturiers, in ſeiner Geiſtesgegenwart den Moment zu benutzen, in ſeiner graziöſen Teufelei, Jedem, ſei er nun Bürger oder Höfling, Buchhändler oder Künſtler, Prinzeſſin oder Marquiſe, die derbe, ſchonungsloſe Wahrheit ins Geſicht zu ſagen —: in alledem ſteckt der Eulenſpiegel und Volkstribun der kommenden Revolution. Aber hier iſt meines Erachtens doch eine feine Grenze zu ziehen, und Brachvogel hat die inneren Vortheile des Dramas vor dem Roman nicht ganz ausgebeutet. Es giebt noch heut in der guten Geſellſchaft gewiſſe ariſtokratiſche Coterien, in denen das Wort „Er ſchreibt in Zeitungen“ oder „er ſchreibt Broſchüren“ als eine Art von Makel gilt und den Schriftſteller als ſolchen als halb anrüchig oder wenigſtens gefährlich aus der Geſellſchaft excludirt. Natürlich: weil die Macht der Preſſe und die Gewalt einer Feder, obwohl ſcheinbar verachtet, doch immer gefürchtet wird, und in der Hand eines nicht ganz noblen Charakters ſtets zu einer vergifteten Waffe werden kann. Je leichter aber der Mißbrauch, deſto größer das Mißtrauen, und deshalb in gewiſſen Kreiſen die Verwerfung des ganzen Standes um Einzelner willen. Beaumarchais, der hiſtoriſche, zählte nun allerdings zu jenen mehrdeutigen problematiſchen Naturen. Er bedrohte und erpreßte, er nutzte die Indiscretion in vollem Maße aus, eine Virtuoſität des Scandalirens und der Enthüllungen, die damals noch als Tugend galt, weil ſie durch die allgemeine Corruption nothwendig wurde. Heute gilt ſie als weniger ſauber, ſelbſt in Paris. Im hiſtoriſchen Roman nun, der ein Zeitgemälde gibt, durfte und mußte Brachvogel dieſen allwiſſenden hinkenden Teufel porträtgetreu zeichnen — für die Bühne jedoch hätte er ſicher mehr erreicht, wenn er ſeine Helden von jenen Flecken rein erhalten hätte. Das Drama iſt eine höhere Kunſtgattung als der Roman, und wo ideale Linien möglich ſind, da werden ſie vor den Lampen zur Pflicht. Soll ich mich noch deutlicher ausdrücken: Der Beaumarchais der Bühne darf — wenn er unſere tiefere Sympathie erringen will, nicht mit literariſchem Scandal drohen, er darf ſeinen Gegnern nicht ſeine Feder wie einen Dolch auf die Bruſt ſetzen, er darf nicht Pasquillant ſein, am allerwenigſten aber darf er Compromiſſe eingehen, die für ſein Schweigen Millionen einbringen. So lange er dies thut, werden wir dieſen Schlaukopf bewun-

Digitized by Google

dern, aber den Zug von genialer Gemeinheit nicht verwinden können. Diese Charge ist um so unnöthiger, weil sie dramatisch und poetisch zu nichts führt und den freien schönen Wuchs des Helden in idealem Sinn verkrüppelt. Ich meine durchaus nicht, daß Brachvogel einen Engel aus seinem Beaumarchais hätte machen sollen. Er konnte sich damit helfen, daß Beaumarchais jene unlauteren Mittel eines Polizeispions der Moral nur simulirt. Er mußte nur die Maske eines literarischen Stegreifritters tragen; er konnte immerhin mit seiner Allwissenheit und mit den Enthüllungen geheimer Sünden drohen; aber sie aufdecken und Vortheil davon ziehen, durfte er als Gentleman auf keinen Fall. Von diesem Punct abgesehen, den ich mir übrigens gern bestreiten lasse, ist das Stück eines der pikantesten und geistvollsten der neueren Bühnenliteratur, und der steigende Beifall des Publikums entschied für den vollen Bühnenerfolg. Hr. Possart spielte die Hauptrolle, und ward nach jedem Act gerufen. Dieser Beifall war in der That ein völlig verdienter — insofern Hr. Possart seine Rolle planmäßig angelegt und die kecken Charakterlinien dieses unerbittlichen Alleswissers und durchtriebenen Sittenrichters mit besonderer Schärfe zeichnete und hervorhob. Gleichwohl meine ich unmaßgeblichst, daß Beaumarchais in der eleganten Glätte und lebenslustigen Bonhommie eines vollendeten Figaro noch mehr Glück gemacht haben würde. Possart machte einen boshaften satyrischen Master Punch aus ihm, wo, ein liebenswürdiger Schalk, hingereicht hätte; aber was er gab, war durchdacht, consequent und von drastischer Wirkung. Am besten neben ihm waren Hr. Lang als Buchhändler Gauchat und Hr. Christen als Basyl. Auch die beiden Frl. M. und J. Meyer als Prinzessinnen Adelaide und Victoire, sowie Hr. Herz als Herzog v. Fronsac und Hr. Richter als Chevalier v. Piron verdienten alles Lob. Frl. Jenke, welche die Susanne spielte, faßte ihre Rolle, so zu sagen, zu deutsch, zu einfach auf, obwohl sie allerdings vom Dichter so gezeichnet ist; etwas mehr französische Koketterie und Lebendigkeit würden indeß nicht geschadet haben. Beiläufig bemerkt glaube ich, daß Frl. Ramlo sich ungleich besser für diese Rolle qualificirt haben würde. Im Ganzen genommen wird diese Harfen- oder Larvenschule, wie sie Brachvogel mit gelungenem Wortspiel selbst am Ende bezeichnet — für die nächste Zeit wohl namhafte Zugkraft bewähren, und wir betrachten es als ein glückliches Zeichen, daß gleich die erste Novität, welche diese Saison brachte, eine zündende war. Außerdem wies das Repertoire der verflossenen Woche Lessings Minna von Barnhelm auf, welches Lustspiel mit vorzüglichem Ensemble gegeben wurde. Besonders excellirte Hr. Dahn durch seinen prächtigen derben Humor in der Rolle des Wachtmeisters, sowie Frln. Jahn als Franciska. Frau Dahn-Hausmann spielte die Titelrolle mit jener Einfachheit und Schmucklosigkeit, welche für diese classische Figur beinahe traditionell geworden sind. Am 7. fand im großen Hause vor sehr zahlreichem Publikum und mit gleichem Erfolge die erste Wiederholung der „Harfenschule" statt.

Die in den abgelaufenen acht Tagen zur Aufführung gebrachten Opern „Tell", „Die lustigen Weiber von Windsor" und „Barbier von Sevilla" boten, da nur in dem erstgenannten Werke die Besetzung zweier Rollen („Mathilde" und „Gemmi") von den bisher üblichen abwich, für eine längere Besprechung kein hinreichendes Material. Es erschien deßhalb angemessen, für dießmal von einem Opernberichte abzusehen, um in der nächsten Nummer die Ergebnisse von vierzehn Tagen zusammenfassen zu können. D. Red.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Berlin. An den Chören zu den „Meistersingern von Nürnberg" von R. Wagner wird bereits fleißig studirt. Gerüchte von einer Contractlösung des Frl. Mallinger hatten schon die Befürchtung rege gemacht, daß wir die Erfahrung machen würden, wie „angenommen"

Digitized by Google

und „aufgeführt“ zwei sehr weit von einander entfernt liegende Begriffe seien. Spricht doch kein Mensch mehr von der im vorigen Jahre hier angenommenen Oper „Frithjof“ des jungen Berliners Bernh. Hopffer, so daß sich Mancher kaum noch auf die Thatsache besinnen kann; es wäre doch recht traurig, wenn ein junger, talentvoller, strebsamer Mensch gleich bei diesem ersten wichtigen Schritte an sich selber das Sprüchwort bewahrheitet sehen müßte, daß kein Prophet etwas in seinem Vaterlande gilt. Für bestimmt aber werden nach den „Meistersingern“ genannt „Romeo und Julie“ von Gounod und „Judith“ von Doppler. Es scheint demnach fast, als wolle die diesmalige Saison das mit Doppelschritten nachholen, was die vorige versäumt hat. Daß Herr Ambroise Thomas weder mit „Hamlet“ noch mit „Mignon“ die Gemüther in erwartungsvolle Gährung setzt, sondern die Chronika diesmal ganz von ihm schweigt, dürfte gerade kein Fehler sein; so Mancher möchte demselben auch noch den Romeo freundlichst beigesellen und dafür lieber noch einen Deutschen in der Arena begrüßen. Aber der Mensch soll nicht unbescheiden und auch für weniges Gute dankbar sein. Glück zu denn! Etwas Leben thut in der königlichen Oper wirklich noth.

Berlin. In den letzten Tagen hat die Bewegung unter den hiesigen Musikern (bezüglich finanzieller Aufbesserung) einen ziemlich allgemeinen und intensiven Charakter angenommen. Musiker sowohl als Theater- und Lokalitäten-Inhaber stehen gewappnet und kampfbereit. Letzten Dienstag trateu 22 der bekannteren hiesigen Musikdirektoren zu einer Conferenz über die ihrerseits zur Musiker-Agitation zu nehmende Stellung zusammen; unter ihnen war trotz seiner Doppelstellung als Theater- und Musik-Direktor auch Hr. Engel erschienen, und nach längerer Discussion wurde einstimmig beschlossen, zu erklären: „Die versammelten Berliner Musikdirektoren finden die Bestrebungen des Central-Comités der Berliner Musiker durchaus gerechtfertigt und schließen sich ihnen in allen Hauptpunkten an.“ — In Betracht jedoch des Umstandes, daß die Forderung von mindestens 30 Thlrn. Monatsgehalt für jeden in einer festen, täglich spielenden Capelle angestellten Musiker schwerlich sofort durchführbar werden möchte, wurde auf Antrag der Herren Engel und Liebig jun. den Musikern empfohlen, den Minimalsatz des besseren Erfolges halber vorläufig nur auf 25 Thlr. festzustellen, vorausgesetzt natürlich, daß die Gehaltssätze für die tüchtigeren Kräfte je nach der Leistung über diese 25 Thlr. hinausgehen. Herr Engel gab außerdem zu erwägen, ob die Musiker-Verbindung nicht wohl thäte, ihren Forderungen zum Ausgleich dieser Herabsetzung die viel leichter durchführbare Bedingung hinzuzufügen, daß jeder festen Kapelle jährlich mindestens ein Benefizabend gewährt und der Ertrag desselben dem allgemeinen Musiker-Unterstützungsfonds zugeführt werde. Uebrigens wurde mitgetheilt, einerseits, daß die Theater-Direktoren sich bereits durch Circular zu gemeinsamen Schritten gegen die Musiker-Agitation zu vereinigen suchten, andererseits daß die zu solidarischem Einstehen verpflichtenden Unterschriften der festangestellten Musiker sehr erfreulich sich vermehrten, daß die Petitionen um Gehaltserhöhung in den nächsten Tagen abgehen sollten, und daß ein Aufruf an die Musiker Deutschlands vorbereitet werde, um entsprechenden Falls den Zuzug wohlfeiler wirkender Musiker nach Berlin zu verhindern.

Breslau. Die Oper „Zieten'sche Husaren“ von Bernard Scholz, welche schon von den Hoftheatern in Berlin und Wiesbaden zur Aufführung angenommen ist, wird voraussichtlich hier zuerst gegeben werden, da das Studium derselben bereits in Angriff genommen ist.

Brüssel. Das k. Theater „de la Monnaie“ wird unter der Direktion des Hrn. Bachot bis zum 10. September seine Vorstellungen eröffnen, welche zwischen dem 5. und 10. Mai ihren Abschluß finden werden. Unter den von der Direktion in Aussicht gestellten neuen und neu einstudirten Opern befinden sich: „Lohengrin“ und „Die Meistersinger“ von R. Wagner, „Moses“ von Rossini, „Fidelio“, „Zauberflöte“, „Freischütz“, ferner „Hamlet“ und „Mignon“ von A. Thomas und eine große Anzahl anderer Werke von verschiedenen Componisten.

Lemberg. Das deutsche Theater ist in Folge der Insolvenz des Direktor König geschlossen worden und dürfte, mindestens in nächster Zeit, geschlossen bleiben, weil sich Angesichts der gegen das deutsche Theater überhaupt dort herrschenden Antipathie ein Unternehmer kaum finden dürfte, der den Muth hat, der nationalen Strömung entgegen zu stehen.

Orange. Am 21. August fand im hiesigen alten römischen Theater unter Assistenz von zehntausend Zuhörern (das Theater faßt an zwanzigtausend) die längere Zeit angekündigte Opern-Vorstellung (worunter ein Akt aus Donizettis „Favoritin“ und mehrere Piecen von Bataille) mit günstigstem Erfolge statt Dem Riesentheater wird eine wunderbare Akustik nachgerühmt und wird dasselbe zum Studium allen modernen Architekten empfohlen, welche bei der Erbauung von Theatern und Concertsälen an alles Andere, nur nicht an das Wesentlichste, die Akustik, zu denken scheinen. Die Beleuchtungsart mit elektrischem Licht war in diesen antiken Räumen ebenfalls von magischer Wirkung. Montag fand eine Wiederholung dieses seltenen Festes, wobei sich bedeutende Künstler und ein zahlreiches Publikum aus Paris betheiligten, mit gleichem Erfolge

Digitized by Google

ſtatt, und iſt hiermit, „fern von Madrid", in einem kleinen Städtchen den Opernfreunden ein Theater entdeckt, wie in der Welt kein zweites beſteht; es müßten denn die Monſtre-Concert-Arrangeure von Boſton die Prätenſion haben, ihre improviſirte Rieſenhalle, welche ebenfalls 200,000 Zuhörer faßte, damit vergleichen zu wollen. (N. Berl. M.-Z.)

Paris. Die Componiſten der Feſtcantaten des 15. Auguſt, welche durch offizielle Auszeichnungen bereits ihren Lohn dahin haben, machen in dieſen Gelegenheitswerken gewiß keinen Anſpruch auf Unſterblichkeit. Am hervorragendſten war die Cantate der Opéra, „Le Centenaire" betitelt, Text von Alberic Second, Muſik von Adolphe Nibelle, und geſungen von Fräulein Saß und Herrn Faure. — Im Theatre Français wurde „Le Chant de Victoire" von Perſuis (aufgeführt im Jahre 1806 in der Opéra) von Eleven des Conſervatoire, beſtehend aus 50 jungen Mädchen und der Choralgeſellſchaft Enfants du Paris, in einer mehr für das Auge als für das Ohr entzückenden Weiſe vorgetragen. — Boulangers „Don Quichotte" im Théâtre lyrique vermochte ebenſo wenig zu feſtlicher Stimmung zu begeiſtern als die Cantate der Herren Desarbres und Mangin: „La Fête de la France". Dafür bereitet uns das Théâtre lyrique eine andere Ueberraſchung bevor, indem es Direktor Pasdeloup gelungen, eine bisher unedirte Oper Halévys zu entdecken, die den Titel „Noé" führt, und zu deren Aufführung die Familie Halévys ihre Einwilligung gegeben. — Auch der Opéra ſteht ein ſpezielles Ereigniß durch eine neue Oper Rubinſteins in Ausſicht, welche der berühmte Pianiſt im Auftrage des Direktor Perrin componirt. Rubinſtein war letzterer Tage hier eingetroffen, um ſich zu dieſem Behufe den von Saubage verfaßten Text einzuholen. Die Oper ſoll nächſten Sommer vollendet und im darauf folgenden Winter hier aufgeführt werden. (Neue Berl. M. Z.)

Parma. Das durch Alter, Styl und Großartigkeit des Baues ausgezeichnete hieſige Stadthaus hatte von jeher die beſondere Beſtimmung, eine Art Pantheon für berühmte Männer, die ſich um Parma verdient gemacht, zu werden. In der Hauptfaçade dieſes Gebäudes wurden nämlich gleich bei der urſprünglichen Anlage Niſchen angebracht, um darin ſolchen Männern Standbilder zu errichten. Vor einer ſolchen Niſche ſteht nun ein vollkommen abgeſchloſſenes Gerüſt, worin der hieſige Profeſſor der Bildhauerkunſt, Herr Ferrarini, an der Vollendung der von der Stadt dem Andenken des berühmten Malers Antonio Allegri — bekannter unter dem Namen Antonio da Correggio — gewidmeten Statue arbeitet. Ferrarini erbot ſich in patriotiſcher Uneigennützigkeit, den Entwurf und die Arbeit unentgeltlich auszuführen, während die Auslagen für den Marmor und das ſonſtige Material durch Subſcription in der Stadt gedeckt wurden. Was die Statue ſelbſt anbelangt, ſo iſt ſie ein wirklich künſtleriſches Werk. Correggio iſt in dem Augenblicke dargeſtellt, in dem er mit einem Stifte in der Rechten und mit einem Täfelchen in der Linken die Compoſition zu einem Kunſtwerke entwirft. Aus den Zügen ſeines Antlitzes erſieht man die Begeiſterung, von der ſein ganzes Weſen durchdrungen iſt, die ſich aber nicht in einem übertriebenen Ernſt, ſondern vielmehr in einem eigenthümlich heitern Ausdruck äußert, wodurch weder die Majeſtät ſeiner Geſtalt, noch die Erhabenheit des Augenblickes leiden. Die Statue, aus carrariſchem Marmor gefertigt, ſteht mit vorgeſchrittenem linken Fuße, auf deſſen Knie ſich die das Täfelchen haltende linke Hand ſtützt, während die Rechte im Begriffe iſt, zu zeichnen. Es iſt dies das erſte Denkmal, das dem großen Meiſter geſetzt wird. In ſeiner Vaterſtadt bildete ſich zwar zu gleichem Zwecke eine eigene Geſellſchaft, doch ſie beſchränkte ſich ſchließlich darauf, das Häuschen, in dem nach der Ueberlieferung der große Künſtler geboren wurde und lebte, anzukaufen und es durch ein Epigraph auf Marmor auszuzeichnen. Auch ein gewiſſer P. Reſta wollte das Andenken an Correggio durch ein Denkmal — ein Mauſoleum — verewigen, an dem Mangel an Theilnahme ſcheiterte aber ſeine edle Abſicht, und er mußte ſich begnügen, auf eigene Koſten deſſen Marmorbüſte ausführen zu laſſen. Das Monument, welches Parma dem Künſtler ſetzt, iſt nur ein Akt der Erkenntlichkeit, für die von ihm in die Zeit von 1518–1531 dort ausgeführten Kunſtwerke. Der Zeitpunkt der Enthüllung des Monumentes iſt noch nicht beſtimmt.

Wien. Fräulein Veſtvali gibt im Burgtheater Gaſtrollen und beginnt mit dem Hamlet. Herr Sabit, ein junger Schauſpieler, iſt für erſte Rollen angeſtellt worden, und zwar ohne ein vorgängiges Probegaſtſpiel, bei dem das Publikum ſein Urtheil hätte abgeben können. Die Wiener Kritik äußert ſich nicht abfällig über ihn; zwar ſpreche er ſchwer und verrathe auch im Spiel auf nicht angenehme Art den Anfänger, doch beſitze er recht hübſche äußere Mittel, und überhaupt ſei ihm Talent nicht abzuſprechen. Dr Förſter wird nun doch nicht nach Leipzig gehen, da ihm von der Intendanz die Entlaſſung aus dem Verbande des Burgtheaters nicht bewilligt worden iſt. Nach dieſer Entſcheidung iſt eine Verſtändigung eingetreten, in deren Folge Dr. Förſter ſein Entlaſſungsgeſuch zurückgenommen hat. Frau Hebbel wünſcht der künſtleriſchen Wirkſamkeit enthoben zu werden und in den Penſionsſtand zu treten. Von dem Luſtſpiel: „Ein gefährlicher Freund", das Freſenius aus dem Franzöſiſchen überſetzt hat, ſind die Rollen vertheilt worden. Das Stück Feldmanns: „Die Kinder der Zeit", das die Preisrichter em-

Digitized by Google

pfohlen haben, ist in Vorbereitung. Für den November ist die Aufführung von Gottschalls „Nabob“ und von Laubes „Demetrius“ angesetzt. Auch von Schaufferts einaktigem Scherz: „Ein Mußestündchen des Ministers“ und von „Postscriptum“, Lustspiel nach Emil Augier von Arnold Hirsch, haben die Leseproben begonnen. (Europa.)

Vermischtes.

Die Brutto-Einnahmen aller Pariser Theater, Concerts und Café-Concerts erreichte im Monat Juli nur die Höhe von 718,018 Francs (300,000 weniger als im Juni).

(Statistik der Vergnügungen in Spanien.) Die „Gaceta“ veröffentlicht eine Statistik der Theater, Stier-Arenas, Concert-Locale, Cafés u. s. w., welche im Jahre 1867 existirten. Die Zahl der Theater belief sich auf 335, darunter 91 in den Provinzialhauptstädten. In erster Linie figurirt auffallender Weise nicht Madrid, sondern Barcelona mit 15 Theatern, die Metropole selbst zählt nur 11. Von den übrigen Hauptstädten haben Palma (Insel Mallorka), Cordova, Sevilla und Valladolid je 3, Alicante, Corunna, Lerida, Malaga, Salamanca und Valencia je 2 und alle übrigen je 1, mit Ausnahme von Castellon, Toledo und Logrono, wo gar keines existirt. Von den gegebenen Vorstellungen kommen ungefähr 60 pCt. auf das Drama, 30 pCt. auf die Posse und 10 pCt. auf die Oper. In den Hauptstädten existiren 35 Musikgesellschaften, in den Provinzen 167. In erster Linie steht hier wiederum die Provinz Barcelona, in zweiter Saragossa, Gerona, Biscaya und Valencia. Tanz- und Ballunternehmungen ꝛc. zählt Spanien 108, wovon ein Drittel auf Barcelona kommt.

Von Gustav Kühne in Dresden erscheinen demnächst „Römische Sonette“ als Ergebniß seines vorjährigen Winteraufenthalts in Rom.

Als neue italienische und der Aufführung harrende Opern werden neuerdings genannt: „Emma Lyona“ von Ernesto Visconti und „Leonora d'Arborea“, Text und Musik von Signora Carlotta Ferrari. Auch die Gräfin Rattazzi soll mit der Composition einer Oper „Byron“ beschäftigt sein, zu der sie sich auch das Libretto selber verfertigt hat.

Das „Conservatorium für Musik“ in Wien hat die bisher öffentlich abgehaltenen Prüfungen seiner Zöglinge als unzweckmäßig erkannt und abgeschafft.

Die Verfügung der Altonaer Polizeibehörde, durch welche Sängerinnen, die noch nicht das canonische Alter von 21 Jahren erreicht haben, die Ausübung ihrer Kunst in öffentlichen Lokalen untersagt wird, hat dem Besitzer eines Gesanglokales in Hamburg veranlaßt, das nachfolgende Schreiben an einen Altonaer Collegen zu richten: „Verehrtester College! Wie ich soeben erfahre, sollen sich in Zukunft bei Ihnen keine Sängerinnen unter 21 Jahren mehr öffentlich produciren. Ich halte diese Gelegenheit für sehr günstig, mit Ihnen in Geschäftsverbindung zu treten, und ersuche Sie, mir alle Ihre jungen Damen im Alter von 18, 19 und 20 Jahren gefälligst zuzusenden; ich werde mir dafür erlauben, Ihnen mit Sängerinnen, die das gesetzliche Alter bereits erreicht und in allen Altersstufen hier vorhanden sind, unter die Arme zu greifen.“

Das Drama Brachvogels „Die Harfenschule“ ist zur Aufführung im königlichen Schauspielhause zu Berlin angenommen und wird eine der ersten Novitäten desselben sein.

Bergs neue Posse „An der blauen Donau“ hat im Theater an der Wien einen glänzenden Erfolg errungen.

Der gesammte literarische Nachlaß von Heinrich Heine ist jetzt in den Besitz des Buchhändlers Campe in Hamburg übergegangen, und noch vor Weihnachten wird der erste Band des interessanten Werkes erscheinen. Ad. Strodtmann, der Biograph Heines, hat die Herausgabe des Nachlasses übernommen, der mit Ausnahme der Memoiren, welche in den Händen von Gustav Heine sich befinden, alles umfaßt, was Heinrich Heinrich an ungedruckten Schriften hinterlassen hat. Die darin enthaltenen Gedichte werden etwa 10 Bogen umfassen; es befindet sich dabei auch ein größeres erzählendes Gedicht in der Manier des „Atta Troll“, welches zu dem Frischesten und Schönsten gehören soll, was Heine jemals geschrieben.

In diesen Tagen ist ein Buch unter dem Titel „Der Papst und das Concil“ von Janus bei Steinacker in Leipzig erschienen, welches ein Ereigniß zu werden verspricht. In diesem Buch, an dessen Zustandekommen mehrere gutkatholische berühmte Gelehrte mitgearbeitet haben, wird der katholische Glaube gegen Rom und den Jesuitismus und die Fälschungen, welche sich die Päpste zu Schulden kommen ließen, vertheidigt. Das Buch wird bereits ins Französische, Englische und Italienische übersetzt.

Digitized by Google

Max Bruchs neuestes Werk: eine Messe für Soli, Chor und Orchester, wird im Verlage von Breitkopf und Härtel erscheinen.

In Riga beabsichtigt man namentlich für den Offenbach-Cultus ein russisches Theater zu etabliren.

Abbé Liszt hat bereits wieder drei neue Werke begonnen: 1) Ein Oratorium „Der heilige Stanislaus" (aus der polnischen Geschichte). 2) Ein Oratorium, betitelt: „Die Feuer- und Wassertaufe" (aus der ungarischen Geschichte; der Held des Textes ist der „heilige Stephan"). 3) Eine große Cantate, welche in Weimar nächstes Jahr zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Beethovens aufgeführt werden wird.

(Autoren-Abende.) Aus Berlin wird gemeldet, daß im Wallner-Theater von Zeit zu Zeit sogenannte Autoren-Abende stattfinden werden, d. h. Abende, an welchen sämmtliche zur Aufführung gelangenden Stücke von einem und demselben Autor verfaßt sind. Man ist der Ansicht, daß sowohl bei der nur zu leicht zersplitternden Wirkung kleiner Bluetten, als auch in Berücksichtigung des durchgreifenden Erfolges für die Autoren diese neuartigen Vorstellungen sich doppelt interessant gestalten dürften. Der erste dieser Autoren-Abende wird zu Ende d. M. stattfinden und Stücke von Poly Henrion (von Kohl-Kohlenegg) vorführen, und zwar „Die Dorfkokette", „Il barbiere de Seviglia", eine mythologische Satyre „Der nordolympische Bund" und das Lustspiel „Für nervöse Frauen".

Notizen.

Verdi hat den Rittertitel des savoyischen Civilverdienstordens, eines der ältesten Orden Europas, welcher erblich und mit einer Pension verbunden ist, erhalten. Verdi ist der erste Künstler, dem diese Auszeichnung zu Theil wird.

Stockhausen soll die ihm angetragene Stellung an der neuen musikalischen Hochschule in Berlin schließlich abgelehnt haben. Man hat sich nun nach Paris an Roger gewandt, aber auch dieser weigerte sich, einzutreteen.

Professor W. Lübke ist mit glücklichem Erfolge von seinem Augenleiden wieder hergestellt, und hat der aus Weimar an ihn ergangenen Aufforderung entsprechen können, am 28. August über die Entwürfe, welche für die Ausmalung des Treppenhauses im dortigen neuerbauten Museum eingegangen sind, als Preisrichter thätig zu sein.

S. v. Marchesi, der berühmte Sänger und Gesanglehrer am Kölner Konservatorium, hat Köln verlassen, um in Wien am Conservatorium seine neue Stellung anzutreten.

Zu Rittern der Ehrenlegion (Section Theater und Musik) wurden am 15 August in Paris ernannt: Sardou, Meilhac, Lemoine, Goudinet, Boulanger, Bagier, Rubé, Bervoitte, Meriel, Magnien.

Am 13. August starb in Weidling bei Wien Dr. H. Friedrich Sailer, ein sehr begabter junger Schriftsteller, Herausgeber der „Oesterreichischen Soldatenlieder des 17. Jahrhunderts" u. m. a, erst 31 Jahre alt.

Salvator Patti, der Vater von Adeline und Carlotta Patti, ist am 21. August in Paris gestorben.

Jean August Henry Leys, der große belgische Maler, ist am 26. August in seiner Vaterstadt Antwerpen gestorben. Geboren am 18. August 1815, stellte er im Salon von Antwerpen sein Bild: „Kampf eines Grenadiers mit einem Kosaken" aus und bereiste darauf Holland und Frankreich. Unter seinen späteren Bildern waren „Küste mit Fischern", „Eine Zigeunerin wahrsagt einem Räuber", „Ein Familienfest in der Bretagne", „Faust und Wagner", „Faust und Margarethe". Von Kupferstichen kennen wir drei von ihm: „Eine Hinrichtung im Mittelalter"; „Inneres eines Bauernhauses" und „Vorhof mit alter Treppe." Sein Vaterland und das Ausland überhäuften ihn mit Ehren.

Der italienische Componist Persiani, Gatte der ehedem berühmten Sängerin Tacchinardi-Persiani, starb vor Kurzem zu Terai im Alter von 65 Jahren.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 38.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 kr., der halben mit 6 kr., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 6 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. V. Reff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 17. September.

Inhalt: Ein türkischer Eulenspiegel, Studie über den Volkshumor der Osmanen, von Dr. Herman Ethé. — Die internationale Kunstausstellung in München. VIII. — Ein Alibi, Criminal-Novelle von M. H. (Forts. u. Schluß.) — Darf der Schauspieler an der darzustellenden Dichtung Aenderungen vornehmen? von A. Fresenius. (Forts.) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik u. bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen.

Ein türkischer Eulenspiegel.

Studie über den Volkshumor der Osmanen.

Von Dr. Herman Ethé.

Völker kommen und gehn — eine Nation nach der anderen betritt die Bühne der Welt und spielt ihre von der Vorsehung bestimmte Rolle ab, und fast immer ist es ein Trauerspiel, an dessen Schluß sie altersmatt und siech dem Tode anheimfällt, um einem neuen, jungen und kräftigen Geschlechte Raum zu machen. Mag sie in äußerem Glanz und politischer Machtfülle, in Cultur und Bildung, in Wissenschaft und Kunst auf eine noch so hohe Zinne sich emporschwingen — einmal hat sie ihren Gipfelpunkt erreicht und sinkt dann, oft in langsamer Abstufung, oft auch in jähem Fall von ihrer stolzen Höhe herab, immer tiefer und tiefer dem Verfalle zu, um vielleicht Jahrhunderte oder Jahrtausende lang dem Auferstehungsmorgen entgegenzuharren, der sie aus dem Todesschlaf zu neuer Thatkraft, zu neuem glanzvollen Wirken und Streben erweckt und zum zweiten Male ihre lang begrabenen Keime ans Licht fördert und zur schönsten Blüthe entfaltet! —

Ein solch trübes, mit tiefer Wehmuth erfüllendes Bild zeigen uns heutzutage fast alle Völker des Morgenlandes, vor allem die islamischen in ihren drei Hauptvertretern, den Arabern, Persern und Türken. Wo ist sie geblieben, jene mächtige, aus Arabiens Wüstensand, aus Nomaden- und Beduinenzelten entsprossene Nation, die schon in den frühsten, von der Fackel der Geschichte bis jetzt noch wenig beleuchteten, Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung durch ihre kraftvollen Reckenlieder, ihre Kampf und Streit, Jagd, Spiel und Becherklang, glühenden Haß und glühende Liebe

Digitized by Google

in gleich erhabener und ergreifender Weise feiernden Gesänge, durch ihre Lobgedichte zur Verherrlichung ihrer Stammesgenossen, wie durch die schärfsten Satyren gegen ihre Feinde und Gegner Proben seltenen schöpferischen Talentes und hoher poetischer Gestaltungskraft gegeben; — die dann durch den Genius eines Mannes, durch die machtvolle Hand ihres Propheten dem finsteren Dunkel des Heidenthums entrückt, auf die lichte Bahn einer edleren, monotheistischen Gottesanschauung emporgehoben und mitten in das drängende und treibende Leben der bewegten Gegenwart um sie her handelnd eingeführt, sich schnell zur Weltherrschaft aufschwang, in unaufhaltsamem Lauf weithin nach Ost und West ihre siegreichen Banner trug und mit Feuer und Schwert bis nach Europa hinein den Islam ausbreitete; — die in kurzer Frist trotz ewiger innerer Kämpfe und Entzweiungen auf den mannigfachsten Gebieten des Wissens sich zur Vollendung emporrang, Jahrhunderte hindurch als Träger der Cultur und Bildung die Errungenschaften des classischen Alterthums bewahrte, fortbildete und so der Neuzeit überlieferte; — die endlich in unzähligen Meisterwerken ihrer Gelehrten und Dichter uns Schätze hinterlassen hat, deren Erbschaft anzutreten erst unserer jüngsten Generation vorbehalten gewesen? —

Auch das mächtige Perserreich ist dahingeschwunden, und verstummt sind schon lange die sangesfrohen Kehlen jener großen Dichter, die weit und breit die Lande mit ihrem Ruhm erfüllten, aus deren unversiegbarem Born Generation auf Generation den belebenden und erfrischenden Trunk schöpfte, deren Geistesschätze fort und fort, von emsiger und unermüdlicher Gelehrtenhand aus dem Staube der Bibliotheken aufgegraben und so der staunenden Nachwelt zugänglich gemacht werden, damit auch sie sich labe und erfreue an den ewig jugendfrischen Gedanken und Bildern dieser von ächt indogermanischem Geiste erfüllten Poesien. —

Und nun endlich das türkische Volk — die Nation jenes „kranken Mannes," der von Tag zu Tag kränker wird und trotz aller gutgemeinten Reformen doch wohl in nicht allzulanger Frist seine Rolle in Europa für immer ausgespielt haben wird! Einst pflanzten diese tartarischen Steppensöhne auf den Trümmern des gesunkenen Chalifats die Fahne einer neuen islamischen Weltherrschaft auf, und erfüllten noch einmal das Abendland mit Schrecken, Zittern und Zagen; und obwohl weit unproductiver als die übrigen Völker des Morgenlandes war es doch auch ihnen vergönnt, in ihrer Blüthezeit reiche Früchte vom Baume der Wissenschaft und Kunst zu pflücken. In ersterer ist es vor Allem die Historiographie, die noch eine ungemein reiche Ausbeute den künftigen Forschern liefern wird, und nicht minder die Sprachwissenschaft, denn gerade den bedeutenderen türkischen Gelehrten und Philologen verdanken wir das tiefere Verständniß besonders der persischen Poesie. Sie waren es, die mit rastlosem Fleiß und mit Aufbietung alles geistigen Scharfsinnes vorzugsweise die großen Dichtwerke der Perser, wie die Lieder der Häfiz, die Gedichte eines Sadi und Dschelâleddin Rümi bis ins Kleinste hinein commentirten und erläuterten, und es uns dadurch überhaupt erst möglich gemacht haben, dieselben durchforschen und erfassen zu können, da ohne sie uns wohl so manche Stellen und Anspielungen derselben für immer dunkel und unentzifferbar geblieben wären.

Was letztere anlangt, die Kunst und speciell die Dichtkunst, so war und ist zwar bis auf den heutigen Tag die eigentliche Kunstpoesie der Türken im Ganzen und Großen nur ein mittelmäßiger, jeder tieferen Originalität entbehrender Abklatsch der arabischen und persischen, und wie sehr sich auch Hammer in seiner vierbändigen Geschichte der osmanischen Dichtkunst bemüht hat, für dieselbe eine Lanze einzulegen und ihr wenigstens eine ähnliche Bedeutung wie die der römischen Literatur im Verhältniß zu der griechischen zu vindiciren, so beweisen gerade die von ihm gebotenen Proben aus mehr denn 2000 türkischen Dichtern und Dichterinnen am schlagendsten das Gegentheil davon. Aber eine ebenso interessante wie literarisch und culturhistorisch bedeutsame Seite bietet sich in derselben doch dem betrachtenden Auge des Forschers dar, und das ist der reiche Schatz der alten türkischen Volksliteratur, sowohl im Fach des Volks- und Ritterromans, der besonders hinsichtlich der Sittenschilderung manche köstliche Perle birgt und in vielen seiner originell und kühn erfundenen Abenteuer und Reckenfahrten wie seiner naturwüchsigen Genrebilder erst den rechten Schlüssel für das Verständniß des Ursprungs und der Entstehung gleicher poetischer Erzeugnisse bei den

Digitized by Google

germanischen und romanischen Völkern liefert — als auch in dem der niedrig komischen Schwänke und Späße. Gerade in letzteren ist das characteristische Wesen des türkischen Volkslebens am schärfsten und bestimmtesten ausgeprägt und eine Fülle von Humor niedergelegt, der freilich vorwiegend in Anstößigkeiten und unserem veredelten Geschmack widerwärtig erscheinenden Plattheiten seine Pointen sucht, aber seiner Natürlichkeit und derben Frische wegen doch immerhin einiges Interesse für sich in Anspruch nehmen darf. —

Unter den mannigfachen Sammlungen dieser Art ist es nun vorzugsweise eine, auf die wir heute die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken möchten, da sie unbestritten die Quintessenz des türkischen Volkshumors in sich schließt und bis auf den heutigen Tag in türkischen Landen bei Alt und Jung, Vornehm und Gering in höchstem Ansehn steht, allerorten und bei allen Gelegenheiten, sogar in den Zwischenpausen der ernsthaftesten Gerichtsverhandlungen die Haupt- und Lieblingslectüre bildet. Es sind das die Schwänke und Späße des Meisters Nasreddin, den man mit vollem Recht den türkischen Till Eulenspiegel genannt hat, da seine witzigen Einfälle und dummen Streiche nicht minder wie seine stets schlagfertige Zunge recht wohl den Vergleich mit den Narrenspossen unseres berühmten und berüchtigten Braunschweiger Bauernsohnes aushalten.

Wann unser Nasreddin, der gewöhnlich durch den Titel: Chodschah, d. h. Meister im Sinne von Volkslehrer mit dem Nebenamt eines Kanzelredners und zeitweiligen Richters, geehrt wird, gelebt habe oder wenigstens angeblich gelebt haben soll, geht aus einzelnen Daten der von ihm erzählten Schalksstreiche selbst hervor; da er nämlich häufig als Gesellschafter theils des Sultans Alaeddin III, des im Jahre 1307, theils des bekannten allgefürchteten Eroberers Timurlenk, der 1404 starb, genannt wird, so müssen wir seine Lebenszeit annähernd in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts setzen, wenngleich schon aus der Zusammenstellung der beiden obengenannten Herrscher, deren Todesjahre fast um ein Jahrhundert auseinanderliegen, ziemlich ersichtlich ist, daß von einer genaueren historischen Fixirung seines Zeitalters überhaupt keine Rede sein kann. Jedenfalls gehört er im Volksbewußtsein der Türken einer sehr frühen, weit in nebelhafter Vergangenheit liegenden Epoche an, und seine Person ist dadurch ein völlig imaginäres Phantasiegebild geworden, dessen magischer Nimbus aber durch die Jahrhunderte hindurch bis zum gegenwärtigen Augenblick statt zu verblassen immer mehr und mehr an Glanz und Helle zugenommen hat, so daß im langen Lauf der Zeiten überhaupt alle derben Witze und Possen ihm in die Schuhe geschoben wurden und er gleichsam der Sündenbock für jeden im Munde des Volks fortlebenden Schalksstreich, der Typus des derbkomischen, von Witz und Humor übersprudelnden Abenteuer- und Vagabundenthums geworden ist. —

Freilich sind nun, wie schon oben betont ist, die von ihm erzählten Histörchen, ähnlich den meisten türkischen Geschichten dieser Art, den bei weitem größeren Theil nach sehr kitzlicher Natur und leiden an gar manchen Unverdaulichkeiten, die Auge und Ohr eines europäischen Lesers und Hörers nicht gerade angenehm berühren dürften; nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl derselben hält sich in den Grenzen des Anstandes, und ist von treffendem und schlagendem Witz auch nach unseren modernen Begriffen. Die der ersteren Gattung sind natürlich nur interessant als Zeugniß türkischer Geschmacksrichtung, als Beleg dafür, was ein gebildeter Osmane — denn gerade in den feineren Kreisen werden diese Späße allgemein unter großem Jubel der Anwesenden, häufig sogar von Kindern, ganz ungenirt erzählt, ohne irgend welchen Anstoß zu erregen oder den Meister Nasreddin verpönt zu machen — für witzig und nebenbei für anständig und unschuldig hält. Und dabei ist es im höchsten Grade characteristisch, daß in die 1849 zu Constantinopel gedruckte Volksausgabe von Meister Nasreddins Schwänken, von der auch mit dem sehr passenden Motto „ländlich — sittlich" 1855 zu Triest eine von Wilhelm von Camerloher veranstaltete, lange in Oestreich verbotene und erst neuerdings freigegebene, aber doch im Ganzen wenig in weitere Kreise, kaum auf die renommirtesten Bibliotheken gedrungene Uebersetzung erschienen ist, mit wenigen Ausnahmen fast nur die unsauberstes und witzlosesten Späße aufgenommen, die besseren dagegen von ächt humoristischem Gehalt ausgeschlossen worden, so daß uns diese nur aus handschriftlichen türkischen Quellen zugänglich sind. Auch gehören,

Digitized by Google

wie eine Vergleichung zwischen Schwänken, die in der Constantinopolitaner Ausgabe und in den bessern Handschriften, besonders in einer der königlichen Bibliothek zu Berlin, zugleich sich finden, deutlich zeigt, die ersteren einer anderen und weit kürzeren Redaction an, und es fehlt mehr oder minder bei ihnen das — oder ist wenigstens in geringerem Grade vorhanden, — was den längeren Erzählungen der Handschriften ihren Hauptreiz verleiht, nämlich der ungemein getreu dem Leben abgelauschte Local- und Volkston. Von beiden Gattungen der betreffenden Schwänke, mögen nun einige der besseren hier ihren Platz finden, um auch dem größeren Leserkreise ein Pröbchen von dem Wesen und der Eigenthümlichkeit des türkischen Volkshumors zu liefern. —

Zunächst einige witzige Einfälle aus der gedruckten Ausgabe. Nach der phantastischen Vorstellung der Muslims treten zu jedem Gestorbenen, sobald er bestattet ist und die Leidtragenden sich entfernt haben, zwei rauhe und grobe Gesellen, die beiden sogenannten Grabesengel Munkar und Nekir, und stellen eine Prüfung mit ihm an hinsichtlich der Wahrheit und Lauterkeit seines Glaubens. Besteht er diese, so harrt seiner das Paradies; besteht er sie nicht, erhält er von Beiden einen Schlag mit einem eisernen Hammer, der ihm einen entsetzlichen Schrei erpreßt, und die ewige Höllenstrafe ist ihm gewiß. Diese für Nasreddin sehr wenig tröstliche Aussicht bewog nun den alten Schalk, als er sein Testament machte, darin folgende sinnreiche Bestimmung mit aufzunehmen: „wenn ich einst gestorben bin, so legt mich in ein altes Grab!“ Als die Versammelten ihn verwundert darüber ausfragten, entgegnete er: „Nun! wenn die Frageengel kommen, so werde ich sagen: was wollt ihr? ich bin ja schon ausgefragt; seht ihr denn nicht, daß mein Grab schon alt ist?“ — Ein ander Mal überraschte er in seinem Hause einen Dieb, der alles, was er nur finden konnte, auflud und mit sich nahm. Nasreddin, mit rascher Geistesgegenwart, packte noch den Rest zusammen, ging dem Diebe nach, und als dieser in seine Wohnung getreten war, verlangte auch er daselbst Einlaß. Auf dessen Frage: „was willst du hier, Meister?“ erwiederte Nasreddin gelassen: „Nun! sind wir denn nicht in dieses Haus umgezogen?“ — Kleider machen Leute! Auch in der Türkei gilt dieser Wahrspruch, wie bei uns, und Nasreddin sollte selbst einmal die Wahrheit desselben an seiner eigenen Person erproben. Als er nämlich bei einem Hochzeitsmahl in schlechtem abgetragenen Gewand erschien, wurde er vollständig ignorirt; ärgerlich darüber eilte er nach Hause, zog sich einen kostbaren Pelz an und erschien nun wieder bei dem Gastgelage. Und siehe da! mit allen möglichen Ehrenbezeugungen wurde er aufgenommen, und ihm ein Sitz oben an der Tafel angewiesen. Als man ihn nun höflich zum Essen nöthigte, faßte der Alte den Aermel seines Pelzes und sprach: „Beliebt zuzulangen, mein Pelz!“ „Was machst du?“ riefen verdutzt die Leute. „Offenbar gehört die Ehre dem Pelz,“ lautete die Antwort, — „so mag denn auch dieser das Mahl verzehren!“ — Eines Tages packte ein Rabe auf dem Waschplatz die Seife, mit der Nasreddins Weib eben die Kleider zu reinigen im Begriff war, und flog davon. Als sie nun laut aufkreischend ihrem Manne zurief, er solle ihm nachlaufen, und die Seife ihm wieder abjagen, entgegnete dieser mit großer Gemüthsruhe: „Ach, laß ihn, und mach nicht soviel Wesens davon; er ist von außen weit schmutziger, als wir, er mag die Seife benutzen und sich selbst damit waschen!“ — Auch der bekannte, durch viele Literaturen sich hindurchziehende Schwank von dem Mondstrahl ist von den Türken auf Nasreddins Rechnung geschrieben, und zwar in folgendem Geschichtchen. Als eines Nachts der Meister einen Dieb auf seinem Hause herumschleichen sah, sagte er zu seiner Frau: „Als ich vorige Nacht gern in's Haus hineinwollte, habe ich das und das Gebet hergesagt und mich dann am Mondstrahl festgehalten und so herabgelassen.“ Kaum vernahm der Dieb diese Worte, so ahmte er dem angeblichen Beispiel des Meisters nach, und stürzte durch den Kamin herab. Sofort packte ihn der Alte beim Kragen und rief seiner Frau zu: „Zünde schnell ein Licht an!“ „Nun“, stöhnte Jener, „ihr braucht euch nicht so zu beeilen, Dank eurem Gebet und eurem guten Witze werde ich hier wohl eine geraume Weile liegen bleiben können!“ —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die internationale Kunstausstellung in München.

VIII.

-t. Die österreichischen Künstler haben sich nächst den Münchenern und Franzosen am lebhaftesten an der gegenwärtigen internationalen Kunstausstellung betheiligt. In Beziehung auf die Vertretung der verschiedenen Fächer folgt Oestreich in der Anzahl der eingesendeten historischen Gemälde an dritter, rücksichtlich des Genre an sechster, hinsichtlich der Landschaft wieder an dritter Stelle. Während Berlin sich für die Ausstellung nicht sonderlich erwärmt zu haben scheint, denn es hätte unleugbar Bedeutenderes einschicken können, hätte es nur seine gewißermaßen reservirte Haltung aufgeben mögen, finden wir Wien und die übrigen östreichischen Kunststädte der Unternehmung mit sichtlicher Rückhaltlosigkeit zugewendet. Gleichwohl dürfen wir für die österreichische Kunst der Gegenwart, nach dem Ergebniß der Ausstellung wenigstens, keine hervorragende Stellung in Anspruch nehmen: es scheint uns derselben an einem frischeren inneren Zug, an einem idealeren Streben zu fehlen; namentlich leiden viele Genrebilder an der nüchternsten Alltäglichkeit der Stoffe, und an der Prosa des Lebens, welche sich wie ein rother Faden freilich auch durch andre Kunstzweige, wenn auch nicht in gleicher Auffälligkeit hindurchzieht.

Es ist eine gewiß nicht uninteressante Thatsache, daß das gelobte Land des Concordates nur zwei Gemälde kirchlicher Richtung zur Ausstellung eingesendet hat, und auch diese von desselben Künstlers Hand herrühren, der weit mehr vergangenen Zeiten angehört, als der Gegenwart. Führich erweist sich durch seine beiden Bilder „Jakob begegnet der Rahel" (604) und „Christus am Oelberg" (629) so recht als einer der Hauptrepräsentanten der religiös-kirchlichen Richtung der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts, welche die straffangezogenen Zügel der Alleinherrschaft erst dann widerwillig aus der Hand sinken ließ, als diese in Folge Altersschwäche außer Stande war, sie länger zu führen. Wir verkennen weder den Adel der Gedanken, das tiefe Eingehen in die Elemente der katholischen Mystik, den sittlichen Ernst der Auffassung und die tüchtige Charakteristik, noch auch die Reinheit der Formen, die freien und ungezwungenen Bewegungen, die einfache Schönheit der Gewandungen und die edlen und klaren Verhältnisse der Maße und Linien; aber wir haben auch Augen für den Mangel an individueller Beseelung und Kraft, für den vorherrschenden Ausdruck von Passivität, von wohlwollender Mattigkeit und für das immer wiederkehrende Conventionelle, welche des Künstlers Werke kennzeichnen.

Einer solchen Kunstrichtung gegenüber konnte die eines Rahl nur nach langer und heftiger Opposition Raum gewinnen. Viele seiner Werke, besonders aber seine historischen Gemälde, haben harte Anfechtungen von Seite der Künstler sowohl, als des Publikums erfahren. Der Grund braucht nicht lange gesucht zu werden, er liegt zur Hand. Es gibt Compositionen — die neueren deutschen und fremden Schulen haben deren zur Genüge geliefert — welche man sich nicht klein genug denken kann, daß sie nicht noch eine Verkleinerung ertrügen. Und wieder andere, deren Formen trotz der Ausführung im größeren Maßstabe doch noch auch über die gegebenen Grenzen hinauswollten. Rahl schuf in dieser Richtung. Die verkümmerte Zeit hatte aber Gefallen am Kleinen, am Schwächlichen, und ließ sich in ihrem Behagen daran nicht gerne stören. Den Frommen und den Frömmelnden war er überdieß ein Heide, ja der wahre künstlerische Antichrist. Und jedes der Bilder Rahls erschien in der That als ein offener Fehdebrief gegen die Schwäche, als eine Rebellion gegen den regierenden Geschmack. Die Wahl, Auffassung und Behandlung des Stoffes, die markige Pinselführung, das den Venetianern nachgebildete Colorit war eine Blasphemie gegen die unumstößlichen Offenbarungen der altverehrten Kunstorakel. Die Mittelmäßigkeit hatte gegen ihn entschieden Front gemacht, die kleinen Leute einer kleinen Kunst wurden nicht müde, den reckenhaften Gegner zu verkleinern, aber obwohl allein stehend blieb er, Dank seinem Genius, schließlich dennoch Sieger.

Auch von Rahl finden wir nur zwei Bilder in der Ausstellung: „einen weiblichen Studienkopf" (510) und „das Urtheil des Paris" (629.) Im letzteren herrscht jene prägnante Einfachheit des Stylgepräges, welche ebenso ferne von akademischer Nüchternheit, wie von moderner Sentimentalität ist, und nach dieser Seite hin, noch

Digitized by Google

mehr aber nach der Seite des Colorits nur mit den besten Werken der älteren Italiener verglichen werden kann. Rahls Farbe besitzt jene tiefklingende Harmonie voll Ernst und Wärme, welche der heutigen Malerei, mit wenigen Ausnahmen, gänzlich abhanden gekommen zu sein scheint, und die dagegen ein kreidiges buntes Aussehen annimmt. In Rahls sinnlicher Farbenschönheit und plastisch idealer Zeichnung finden wir das wieder, was die alten Griechen in ihrer gesammten Lebenserscheinung zu den in sich abgeschlossenen plastischen Gestalten machte, als welche sie überall in unsere Vorstellung treten; die wunderbare Harmonie von geistdurchdrungener Sinnlichkeit. Darin liegt auch der Grund der Verfolgung, welche Rahl von gewisser Seite zu dulden hatte.

Ruben mag sich beim Ausstellungscomité bedanken, daß es sein „Hofleben des Papst Leo X." (475) nicht in dieselbe Loge mit Rahls „Urtheil des Paris" zusammengehängt hat; das Bunte, Kreidige seines Colorites wäre noch mehr sichtbar geworden und hätte der noblen Composition und schönen Zeichnung noch mehr geschadet, als es ohnehin schon der Fall. Wie das Bild jetzt vor uns hängt, glauben wir, es würde in einem kräftigen Stich entschieden gewinnen.

Wenn wir Schwemmingers „Ibykus" (508) hier anführen, so geschieht es nur aus dem Grunde, weil es uns als ein hübscher Beitrag zu jener Gattung von Bildern erscheint, die wir immer wieder verkleinert sehen möchten. Nun hat es aber fast den Anschein, als ob Schwemminger auch noch die gegebenen Maßverhältnisse für zu beschränkt gehalten hätte, so prätentiös tritt uns die Mittelmäßigkeit entgegen.

Ammerling, in der Ausstellung durch eine allegorische Composition „Die Tragödie" (547), welcher es nicht an tiefem Ernste gebricht, die nur einen kleinen Beigeschmack von theatralischen Pathos hat, sowie durch eine Reihe von Studien und Bildnissen, darunter sein eigenes (482, 582, 835, 646) vertreten, mag uns zu den Bildnißmalern hinüberführen. Jedenfalls ist Ammerling mehr als Bildniß- denn als Historienmaler in Betracht zu ziehen, und seine Bildnisse erfreuen auch durch die Leichtigkeit, Freiheit und Sicherheit der Behandlung, durch feines Naturgefühl und durch wahre kräftige Farbengebung. Wenn ihn eine gefällige Kritik früher den östreichischen Van Dyck nannte, so hat diese Ueberschwänglichkeit dem wackern Meister jedenfalls mehr geschadet, als genützt, weil sie zum Widerspruch reizte, der bekanntlich seinerseits ebenso leicht die Grenzen des Angemessenen überschreitet! Entschieden größere Aehnlichkeit mit diesem unsterblichen Meister sowohl in Bezug auf Farbe als Technik finden wir bei Canon, dessen lebensgroßes „Bildniß einer Dame" (558) von bedeutender Auffassung und großer Eleganz ist. Die durchaus aristokratische Erscheinung mit den feingeschnittenen Zügen, der noblen und ungezwungenen Haltung und der blendend schönen schmalen Hand, die leicht den Fächer hält, tritt in dem schwarzen Seidenkleide überraschend lebendig aus dem Rahmen. Der nämlichen Richtung folgt Gaul in seinem „Porträt der Sophie Schröder" (538), und in seinem „weiblichen Studienkopf", nur liebt er einen energischen Vortrag und eine breite Pinselführung.

Blaas hat die strengkirchliche Richtung, in welcher er früher sehr Tüchtiges leistete, verlassen, um die Kriegsgeschichte des Hauses Habsburg-Lothringen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte zu illustriren (472 — 474, 478 — 480, 512 — 516, 612, 639 und 640.) Der Gegensatz der Richtungen und der Uebergang von der einen zur andern ist und beziehungsweise war ein so schroffer, daß man dieß bei der Beurtheilung der Werke des Künstlers, ohne ungerecht zu sein, nicht wohl unberücksichtigt lassen darf. Jedenfalls fand er sich mit staunenswerther Raschheit in dem ihm früher ganz fremden Gebiete zurecht, und wenn diese Schlachten und Staatsactionen uns eben auch nicht zu begeistern vermögen, so begegnen wir doch auch nirgends einer eigentlich schwachen Arbeit. Dagegen muß seine „Dogaressa" (422) entschieden zum Besten gerechnet werden, was die östreichische Abtheilung enthält. Die Erscheinung der schönen Fürstin, welche, von ihren nicht minder schönen Damen geleitet, ihren Gemächern zuschreitet, indeß eine Page ganz in Ehrfurcht versunken, den Thürvorhang bei Seite zieht, ist ebenso edel als anmuthig. Das Bild erweist sich mit spitzem Pinsel gemalt, ohne den Eindruck von Aengstlichkeit zu machen, und von klarem, leuchtendem Colorite, das namentlich im Halbdunkel von trefflichster Harmonie und Kraft.

Digitized by Google

Schönns „Heimkehr von der Weinlese" (486) gehört der ethnographischen Richtung des Genre an, und wäre bei der natürlichen Anmuth des Stoffes und der geschickten Gruppirung, welcher das farben- und faltenreiche orientalische Costüm recht wohl zu statten kommt, noch besser wirken, wenn nicht der Künstler eine unbegreifliche Vorliebe für das giftigste Gelb besäße, das je auf einer Palette saß, und dem wir auch in seinem „türkischen Bazar" (537) begegnen. In seiner „Scene aus der Jugendverfolgung" (562) hat er sich von dem Verlangen, einen ergreifenden Stoff energisch zu behandeln, etwas zu weit fortreißen lassen: wir wenigstens lieben solche Angriffe auf unsere Nerven nicht, am wenigsten da, wo wir absoluter Passivität begegnen, wie hier.

Das Genre kann erfahrungsgemäß nur gewinnen, wenn Historienmaler sich ihm zuwenden. Das hat sich auch an Danhauser bewährt. Er faßte das Genre auf die würdigste Weise als eine Sittenmalerei der Zeit, vom höheren historischen Standpuncte betrachtet, auf. Während die Genremaler sich nur zu häufig mit dem Sinnenscheine und Farbenspiele, mit den flüchtigen äußeren Erscheinungen des Volkslebens als Gegenstand der Darstellung begnügen, suchen Künstler, wie er, die vorübergehenden Momente aus dem Leben in ihrer höheren Bedeutung festzuhalten, deren schönste poetische Seite betonend. Seine „Sonntagsruhe" (593) wird bekanntlich und mit Recht zu den besten Genrebildern gezählt, welche der zu früh verstorbene Künstler hinterließ, es verbindet tiefe Poesie des Gedankens und der Empfindung mit blühendem Colorit und in allen Theilen meisterlicher Technik. Nebenbei ist das Bild Danhausers das älteste in der Ausstellung.

„Aus Tausend und einer Nacht" von Fux (487), Eichlers „Oberon" (528), Czermaks „Raub einer griechischen Sclavin" (569), und vor Allem die „Bacchantin" von Felix (532) gehören jener aus Frankreich eingeführten Kunstrichtung an, welche vor Allem Fleisch zu malen liebt, vorausgesetzt, daß es Weiberfleisch ist. So verrenkt Fux seine Odaliske in der schmerzhaftesten Weise, um nur von ihrer Nacktheit möglichst viel zu zeigen; so müssen, der Himmel weiß, wie das zugeht, unter dem Hofgesinde des Chalifen, das Hüons Zauberhorn wider Willen tanzen macht, auch halb und dreiviertel nackte Mädchen mit herumspringen; so scheinen die plündernden Türken Czermaks die griechische Sclavin bei der Erstürmung der Stadt im Bade überrascht zu haben, und so ist Felix in der Bloßlegung der weiblichen Reize weiter gegangen, als je ein anderer Maler vor ihm. Wenigstens war wohl noch auf keiner öffentlichen Ausstellung ein nackterer weiblicher Körper, und noch dazu in voller Lebensgröße, zu sehen. Man kann nicht einmal von einer Vergötterung des Fleisches sprechen, denn, Dank der modernen Technik, ist es mit so frappanter Naturwirklichkeit behandelt, daß man es greifen zu können glaubt.

Man weiß, daß der Krieg von 1866 Oestreich neben mancherlei Nachtheilen auch manchen nicht zu unterschätzenden Vortheil gebracht hat, und ist versucht, beide auch in der östreichischen Kunst nachzuweisen. Zu jenen wären dann all die langweiligen Bilder und Bildchen zu rechnen, auf denen Invaliden und Veteranen in ihren grauen Mänteln von ihren Thaten renommiren, oder beim Kruge sitzen u. dgl. Zu den Vortheilen aber müßte man es zählen, daß ein Talent, wie Emélé, Gelegenheit fand, auf wirklichen Schlachtfeldern Studien zu machen, statt auf Paradeplätzen und bei harmlosen Manövern mit „markirtem Gegner." Seine „Schlacht bei Würzburg am 3. September 1796" (566) rollt das Bild eines Reiterangriffs mit einer überraschenden Wahrheit vor uns auf, ohne darüber den Anforderungen eines künstlerisch gebildeten Auges weniger gerecht zu werden, und wir benützen mit Freuden die Gelegenheit, die namhaften Fortschritte zu constatiren, welche der begabte Künstler seit seiner Uebersiedelung von München nach Wien gemacht hat.

Das Thiergenre ist vorzugsweise durch Gauermann und Ranzoni vertreten, durch welch Letzteren Jenem ein würdiger Rivale erwachsen. Beide brachten „Schafe" (571 u. 606), Gauermann außerdem noch das „Innere eines Stalles" (586.) Er zeigt sich uns also nicht von seiner stärkeren Seite. Als diese betrachteten wir nämlich die Scenen des Kampfes oder der gewaltsamen Bewegung, des Ringens mit den Elementen, oder des Fliehens vor ihrer Gewalt, worin er sich durch lebendige Auffassung, große Naturwahrheit und treue Charakteristik auszuzeichnen pflegt.

Digitized by Google

Wie schon oben angedeutet ward, ist die Zahl der aus Oestreich eingesendeten Landschaften eine sehr namhafte, indeß kommt die Qualität der Quantität nicht so ganz gleich.

Ein wahrer Künstler strebt, so lang er lebt, und so durften wir denn auch von Albert Zimmermann, den München einst mit gerechtem Stolze den Seinen nannte und nur mit Schmerz scheiden sah, noch immer Fortschritte hoffen und erwarten. Nur mit Widerstreben stellen wir hier fest, daß seine zur gegenwärtigen Ausstellung gelangten Bilder „Schweizerlandschaft" (476), „Lage Lugano" (561), „der Schwarzsee" (600) und „Morgendämmerung" eher auf ein Rückschreiten, als auf einen Stillstand, am wenigsten aber auf einen Fortschritt des reichbegabten Künstlers hinweisen. Es weht unläugbar noch immer etwas von jenem kräftigen Lufthauch durch diese neueren Werke, welcher uns seine früheren Bilder so überaus werthvoll machte, aber man kann sich ihnen gegenüber gleichwohl nicht der Bemerkung enthalten, daß der Styl den Künstler zuweilen etwas tyrannisch beherrscht. Uns dünkt es, Zimmermann habe früher mehr verstanden, sich der Natur enger und liebevoller anzuschließen, als seinem Style. Der Styl kann in der Landschaft als Ausdrucksmittel einer subjectiven Gefühlsweise große Wirkung hervorbringen, falls die Natur des gegebenen Motives diese besondere Auffassung der Formen nicht nur zuläßt, sondern vielmehr zu fordern scheint. Tritt er aber als selbständige Form äußerlich an das Motiv heran, so wird er typisch, d.h. er artet in Manier aus, und verliert mit seiner objectiven Bedeutung auch seine tiefere Wirkung, die sich bei Albert Zimmermann zunächst als heroischer Ernst und hochtragische Gewalt manifestirte. Fassen wir die landschaftliche Stimmung, wie wir zu thun wohl berechtigt sind, als eine in Farbentöne übersetzte Stimmung des künstlerischen Gefühles, verlegen wir also den Schwerpunct der Stimmungslandschaft wesentlich in die Farbe, und den der stylisirten Landschaft vorwiegend in die Form, in die landschaftliche Linie, so dürfen wir Albert Zimmermann als den einzigen Repräsentanten der stylisirten Landschaft unter den östreichischen Landschaftern bezeichnen, und haben Obigem, zur Vermeidung von Mißverständnissen, nur noch beizufügen, daß dieser Unterschied keineswegs die Vereinigung beider Elemente zu einem landschaftlichen Gesammteindruck ausschließt, in welchem wir das eigentliche künstlerische Ideal der Landschaftsmalerei erblicken.

In der Stimmungslandschaft haben nun Haansch (481), Schäffer (483, 491, 500), Halauska (484), Brunner (519), Hofmann (530), Fritsch (572), Mayer (608), Holzer (623) u. A. sehr Schätzbares geleistet; die meiste Anziehungsgewalt für uns besitzt Jettels „Baumlandschaft aus der Ramsau" (549.) Wir stehen mitten im Walde, durch den links ein schmaler Weg führt, während sich rechts dem Blick eine kleine Lichtung öffnet, beide durch eine kräftige Baumgruppe getrennt. Nun hat der Künstler aber nicht diese Letztere hauptsächlich betont, sondern lenkt das Auge zunächst einerseits durch den Weg in den Wald hinein, andererseits auf die sonnigere Lichtung, und stellt die mittlere Baumgruppe vollkommen in Schatten. Darin lag nun keine kleine Gefahr: das Bild, zudem von sehr mäßigem Umfange, konnte so leicht in zwei Theile zerfallen, oder doch durch die beiden Lichtmassen an Ruhe verlieren. Gleichwohl hat Jettel es verstanden, diese beiden in der natürlichen, scheinbar ganz von selbst sich verstehenden Weise durch einen ruhigen Lichtgang zu verbinden, und so die nöthige Einheit herzustellen. Das Bild ist mit großer technischer Gewandtheit, ja Virtuosität gemalt, und es fühlt sich aus ihm auch unverkennbar heraus, daß sich der Künstler derselben vollkommen bewußt ist, und daß er sich desselben mit vollem Bewußtsein bedient, um sein Ziel höchster Naturwahrheit zu erreichen. Gleichwohl können wir Jettel nicht zu den Realisten im gewöhnlichen Sinne des Wortes rechnen. Auch er verhält sich zwar der Natur gegenüber abstract, aber nicht wie diese aus Prätention technischer Virtuosität, sondern aus dichterischer Subjectivität seiner lyrischen Anschauung.

Aus dem Gebiete der Architektur-Malerei kommt der treffliche Alt zu erwähnen, dessen „Pragerthor" (569) durch Sauberkeit der Zeichnung und Durchbildung diesen Künstler an die Seite des Münchener Neher stellen läßt. Das Still-Leben endlich ist durch Neugebauer (575, 587, 594, 602 u. 625) rühmlich vertreten.

Digitized by Google

Ein Alibi.

Criminal-Novelle von M. H.

(Fortsetzung und Schluß).

Die Pause, welche nun eintrat, brachte im Saale eine Veränderung hervor. Viele strebten hinaus in die frische Luft, und der Saal entleerte sich beinahe um ein Drittheil. Dadurch war es nun endlich Madame Tricot nebst ihrem Begleiter gelungen, bis dicht an die Barre vorzudringen, durch welche sie jetzt nur allein von der Tribüne geschieden waren, und woselbst beide gleich in der ersten Reihe, ziemlich in der Nähe der Bank des Angeklagten, Platz nahmen.

Die Bühne war fast leer. Dufrêsne, die Richter und der Staatsanwalt hatten sich gleich den Geschwornen zurückgezogen; der Angeklagte war nach der Beendigung der Resumés abgeführt worden, und nur einige Zeugen behaupteten noch ihre Plätze, sowie einige überzählige Geschwornen, welche, von dem Proceß gefesselt, das Ende desselben abwarten wollten; endlich auch der Vertheidiger Lefebure, welcher, die Arme übereinandergeschlagen, mit ernsten Blicken und großen Schritten auf und abging. —

Um so lebhafter ging es im Auditorium zu. Das Pro und Contra wurde so laut discutirt, die Sympathien und Antipathien so offen dargelegt, daß ein Lärm entstand, welcher kaum mit der Würde und der Bedeutung des Ortes in Einklang zu bringen war. —

„Warum die nun erst abgetreten sind?" meinte ein Bürger in Bezug auf die Geschwornen, „das ist doch gar keine Frage mehr, daß der schuldig ist! So hat noch meiner Lebtag kein Unschuldiger ausgesehen."

„Na, das ist nun wieder zuviel gesagt," wurde ihm darauf erwidert; „ich habe schon Manchen freisprechen hören, der noch ärger aussah." —

„Noch ärger? Na, da muß ich bitten! Das müßte ja die reinste Vogelscheuche sein; der Kerl sieht ja aus wie die theure Zeit." —

„Ja, da drinnen halten sie Einem keinen Friseur, und daß er nicht schöner gekleidet ist, spricht gerade dafür, daß er das Geld nicht gestohlen hat." —

„Ja, den Kniff kennt man schon!" erwiderte der Erstere, „nach einem halben Jahre würde er schon anders ausgesehen haben. Dem Lefebure scheint es auch schon klar zu sein, was das Ende von der Geschichte sein wird. Na, der hat sich Mühe genug gegeben; das war ein glänzendes Plaidoyer. Schade, daß es für eine so schlechte Sache war."

„Ja," meinte der Andere, „er geht eben von dem Grundsatze aus: ist nicht der vollständige Beweis der Schuld da, so ist es Pflicht, ihn freizusprechen, und deshalb sprach er so warm und so voller Ueberzeugung."

„Ja, das ist wahr", meinte der Erstere wieder, „so einen Vertheidiger wünschte ich mir auch, wenn ich mal was eingebrockt hätte. Heute nutzt es aber dennoch nichts: Mohren kann man nicht weiß waschen. Nun, so eine kleine lebenslängliche Anstellung an der Galeere, oder eine freie Reise nach Cayenne ist auch nicht übel. Das Klima soll zwar ein wenig schwül sein, aber eine schöne Gegend, eine sehr schöne Gegend."

Auch Madame Tricot unterhielt sich über diesen Gegenstand mit ihrem Begleiter, der auffallend zerstreut erschien und schon einige Fragen seiner schönen Nachbarin ganz überhört hatte.

„Ach, mich jammert der arme Mensch, man kann doch nicht mit Gewißheit behaupten, daß er schuldig ist" hauchte die Dame, sich mit dem Taschentuche Luft fächelnd. „Das macht Ihrem Zartgefühle alle Ehre," erwiderte ihr Begleiter, „aber darüber beruhigen Sie sich, unschuldig ist dieser Mann nicht, darüber glaube ich im Reinen zu sein."

„Mir ist es nur lieb, jetzt einen bessern Platz zu haben, von dem aus man doch Alles besser übersehen kann" fügte Madame Tricot hinzu, während ihr Nachbar etwas maliciös bemerkte: „Ja, und auf dem man auch besser gesehen werden kann von der Tribüne aus." —

Eine auf den Lippen schwebende Antwort der eitlen Dame wurde durch ein Schellen unterdrückt, mit welchem sich zugleich die verlassenen Sitze im Zuschauerraume wieder füllten und die Geschwornen ihre Plätze einnahmen.

Digitized by Google

Nach einem wiederholten Schellen trat der Gerichtshof ein und wurde von den zum Gerichte Gehörenden stehend empfangen. Nachdem der Präsident und die Richter Platz genommen, befahl Ersterer, den Angeklagten einzuführen; zu welchem Behuf der Diener den Saal verließ und gleich darauf Bernard Mercinet in Begleitung des Gensdarms eintrat. —

An der ernsten Haltung der Geschwornen war ohne Mühe das „Schuldig" zu erkennen, was über den Angeklagten verhängt worden und damit gewiß auch die Befriedigung der großen Mehrzahl der Anwesenden; denn allerdings sprach wenig für den Unglücklichen, auf den sich jetzt plötzlich die Blicke Aller wendeten. —

Bei seinem Eintreten in den Saal mußte derselbe dicht an der Stelle vorüber, wo Madame Tricot und deren Begleiter unmittelbar hinter der Barre saßen. — Den stechenden Blick blitzartig in die Menge schleudernd, streifte derselbe beide und — plötzlich fährt Mercinet zusammen, indem er stieren Auges nach jenem Platze sieht, und ohne nur einen Moment den Blick abzuwenden, rückwärtsschreitend sich vom Gensdarm auf seine Bank führen läßt. Dort angelangt, wendete er sich sogleich an seinen Vertheidiger und sprach lebhaft und eindringlich mit demselben unter stetem Anstarren der genannten Personen und oftmaligem Hindeuten auf dieselben, so daß dadurch allgemeine Aufmerksamkeit erregt wurde, und von den hintern Plätzen im Saale sich Köpfe und Hälse gewaltsam emporreckten, um den Gegenstand der Aufregung des Angeklagten wahrzunehmen.

In diesem Augenblicke ergeht vom Präsidenten die Aufforderung an den Obmann der Geschwornen, den Wahrspruch derselben kund zu geben.

Herr Sarthè erhebt sich, legt die Hand auf das Herz und beginnt: „Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen! Der Wahlspruch der Geschwornen ist" —

„Halt, um Gotteswillen halt!" ruft plötzlich der Angeklagte, todtenbleich, „Herr Präsident um des Himmelswillen, nur einen Augenblick Geduld!" Dieser macht eine fragende, halb abwehrende Bewegung gegen Mercinet, aber der Vertheidiger Lefèbure ergreift das Wort „Herr Präsident, auch ich muß bitten, den Wahrspruch noch zu sistiren. Ein Zwischenfall von der höchsten Wichtigkeit fordert es dringend."

Hierauf deutete der Präsident Dufrèsne dem Geschwornen, seinen Platz wieder einzunehmen und wendet sich fragend an Lefèbure. Das Publicum ist in der höchsten Spannung über diese ungewöhnliche Unterbrechung, und Todtenstille herrscht im Saale. —

Lefèbure beginnt: „Herr Präsident, mein Client will so eben im Publicum Jemand erkennen, den er bis jetzt nicht bemerkte, und der ihm, wie er fest behauptet, sein Alibi ganz sicher nachweisen könne." —

„Nun denn, wer ist's?" frägt der Präsident; „Dort jener Herr im hellen Paletot und schwarzen vollen Bart" schreit der Angeklagte mehr, als er spricht, indem er auf den Begleiter der Madame Tricot deutet und am ganzen Körper zittert.

„Wie ich?" fragt Jener bestürzt.

„Ja, mein Herr" antwortet Lefèbure und sich an Dufrèsne wendend, ersucht er denselben, jenen Herrn als Zeugen zu vernehmen. — Als hierzu nun die Aufforderung an die bezeichnete Person durch den Präsidenten gestellt und der Huissier beauftragt wurde, den Zeugen vor das Tribunal zu geleiten, wollte Madame Tricot ihn ängstlich zurückhalten, da alle Blicke des aufgeregten Publicums auf Beide gerichtet waren.

„Ich bitte Sie um alles in der Welt," sagte sie erschrocken, „lassen Sie mich nicht allein, ich fürchte mich entsetzlich unter all diesen Menschen." — Der so unfreiwillig zum Zeugen Berufene suchte sie zu beruhigen.

„Es ist jedenfalls ein Irrthum, der sich sogleich aufklären muß; in wenigen Augenblicken bin ich wieder bei Ihnen."

Damit verließ er den Saal.

Während dieser kurzen Zeit hatte Bernard Mercinet lebhaft aber leise das Gespräch mit seinem Vertheidiger fortgesetzt, und die Bewegung und Spannung unter den Anwesenden war allgemein, als gleich darauf der Huissier mit dem neuen Zeugen eintrat.

„Sie sind von hier, mein Herr?" redete der Präsident denselben an.

Digitized by Google

„Nein, von Lyon. Mein Name ist Bontemps, ich bin Kaufmann und nur auf der Durchreise begriffen"; darauf wurde der Zeuge in aller Form beeidet, und es begann das eigentliche Verhör. Nachdem Name — Stand — Religion — Wohnort ꝛc. ꝛc. constatirt war, fragte der Präsident:

„Was führt Sie in diesen Saal, und war Ihnen der Fall bekannt, um den es sich heute handelt?"

Herr Bontemps erwiderte:

„Mein Wagen verunglückte heute dicht vor Straßburg, und ich bin genöthigt, trotz dringender Eile, einige Stunden hier zu verweilen. — Auf meine Frage, wie diese Stunden der Geschäftslosigkeit für den Fremden hier am leichtesten zu verbringen, machte mir die Dame des Hotels" — und das sagte er mit erhöhter Stimme — „Madame Tricot, die Proposition, den Assisenhof zu besuchen und schenkte mir die Ehre mich zu begleiten." Diese Worte begleitete er mit einer leichten Verbeugung nach dem Orte hin, wo Madame Tricot saß. — Die Genannte wäre in diesem Augenblicke gerne zu Hause bei ihrem „runzeligen" Gatten oder vielleicht noch lieber bei Ihrem Jean Baptiste gewesen. Jedenfalls machte sie sich so klein als möglich, um weniger gesehen zu werden und dachte mit Schaudern, „daß auch sie jetzt in die Criminalacten käme."

Der Präsident fuhr fort:

„Ihnen war also der Fall, der hier zur Aburtheilung vorliegt, völlig fremd?"

„Völlig!"

„Sind Sie aber seit Ihrer Anwesenheit nun davon unterrichtet?"

„Ja!"

„Nun denn; Sie haben gehört, was der Angeklagte behauptet. Sehen Sie denselben genau an: Kennen Sie ihn?"

Bontemps sah Bernard Mercinet, welcher am ganzen Leibe zitterte, lange an, dann sagte er laut: „Nein, ich kenne ihn nicht!" Diese Antwort brachte eine allgemeine Bewegung hervor, da man nach dem bestimmten Auftreten des Angeklagten anfing, Mitleid für ihn zu empfinden und das Gegentheil erwartet hatte.

Der Vertheidiger erbat sich vom Präsidenten das Wort und sagte:

„Mein Client behauptet, daß Sie, mein Herr, gerade an dem verhängnißvollen Tage, am 22. September vorigen Jahres gegen Abend, mit dem Dampfschiff rheinabwärts in Cöln angekommen, und daß er — mein Client — Ihr Gepäck in den rheinischen Hof getragen. Können Sie sich daran nicht erinnern?"

Bontemps machte ein halb verlegnes, ungläubiges Gesicht und sagte lächelnd: „Insoferne mich meine Geschäfte fast jedes Jahr Cöln berühren lassen, liegt darin eine Möglichkeit für diese Behauptung. Eben darin aber auch fast die Unmöglichkeit für mich, an jede Physiognomie der Gepäckträger mich erinnern zu können."

Die Antwort war nicht ohne einen Beigeschmack von Gereiztheit, welche unverkennbar herauszuhören; vielleicht deshalb, weil auf eine so vage Behauptung hin, seine pressante Abreise bedroht war.

Kaum aber war er mit seiner Antwort zu Ende, als der Angeklagte gegen alle Gerichtsordnung das Wort ergriff und zwar mit einer Energie und einer Aufregung, daß er den Ruf des Präsidenten, der ihm dasselbe als unstatthaft entziehen wollte, ganz unbeachtet ließ. Die Arme gegen Bontemps ausstreckend, rief er in flehendem Tone: „O mein Herr, um Gotteswillen, erinnern Sie sich! Ich trug damals einen vollen Bart und sah allerdings ganz anders aus, wie jetzt, wo meine Züge durch Kerkerluft, Gram und Kummer entstellt sind. Besinnen Sie sich! Für mich steht Alles auf dem Spiele. In ihrer Hand liegt jetzt meine ganze Zukunft; von Ihrem Ausspruche erwarte ich Leben und Freiheit!"

Von der Bedrängniß und Angst des Angeklagten ergriffen, erwiderte Bontemps bewegt: „Mein guter Freund, Sie thun mir leid; ich bedaure Sie von ganzem Herzen. Es wäre mir eine wahre Freude, könnte ich für Ihre Unschuld zeugen, aber es handelt sich hier meinerseits um einen Eid! Alles, was ich nach meinem Gewissen bezeugen kann, ist das: Daß es möglich ist; denn ich komme alle Jahre um jene Zeit nach Cöln und pflege auch bisweilen in dem Rheinischen Hof zu logiren — aber an Ihre Person, an Ihre Physiognomie erinnere ich mich nicht."

Digitized by Google

Hierauf schlug Bernard Mercinet die Hände vor's Gesicht und fing bitterlich an zu weinen. Er, gegen den vor kurzer Zeit noch die Stimmen Aller sprachen, hatte jetzt fast Alles für sich, und ein allgemeines Mitleid, und zum großen Theile die Ueberzeugung von seiner Unschuld, machte sich für ihn im Saale, sowohl unter den Zuhörern, wie unter den Geschwornen, geltend. — Nach einem momentanen Nachsinnen, vielleicht gerade, um diese für seinen Clienten vortheilhafte Stimmung gehörig nachklingen zu lassen, begann der Vertheidiger wieder: „Stellen wir erst fest: ob Sie in vergangenem Jahre gerade an genanntem Tage in Cöln eintrafen. Dadurch würden wir um einen großen Schritt der Wahrheit näher rücken." — Worauf der Präsident an Bontemps die Frage stellte:"

„Können Sie nicht genau den Tag bestimmen, an welchem Sie in Cöln landeten?"

„Schwer, Herr Präsident. Doch dürften die Fremdenlisten darüber Auskunft geben."

„Ja wenn wir sie zur Stelle hätten" entgegnete der Präsident fein lächelnd. — Plötzlich macht Bontemps eine Bewegung, wie Jemand, der von einer neuen Idee ergriffen wird und begann lebhaft: „Mir fällt ein, daß ich vielleicht doch im Stande bin, darüber bestimmte Auskunft zu geben! Ich pflege in meiner Brieftasche die letzteren Rechnungen zu verwahren, die sich auf meinen Reisen in den Gasthäusern für mich ergeben, um gelegentlich Vergleiche anzustellen. Möglich, daß ich auch jene meiner vorjährigen Cölner-Reise noch besitze." Bernard Mercinet wurde bei dieser Aeußerung von Neuem belebt; seine Augen funkelten, wie glühende Kohlen, und beinahe keuchend starrte er nach dem Zeugen hinüber. Auch im Publicum machte sich die große Erwartung durch die tiefe Stille bemerkbar, während Bontemps eifrig den Inhalt einer umfangreichen, braunen Brieftasche durchsuchte. Endlich zieht er ein Blatt hervor und mit dem lauten Rufe: „Hier ist sie" hält er dasselbe einen Moment in die Höhe. Dann einen abermaligen flüchtigen Blick auf das Papier werfend: „Es ist richtig, am 23. September 1832!"

Bernard Mercinet war ganz außer sich; er lachte und weinte durcheinander wie ein Kind, drückte wiederholt seinem Vertheidiger die Hände und warf dem „noch in der zwölften Stunde" gekommenen Zeugen dankbare Blicke zu, fiel dann aber ganz erschöpft auf seine Bank zurück; während das Publicum sich Luft in lautem Durcheinander machte, aus welchem man vorzugsweise aber die Worte: „Also doch unschuldig" heraushörte. —

Madame Tricot wollte nun Ihrerseits auch einen Antheil an den Ehren dieser Unschuldsrettung haben. War sie es nicht gewesen, die den Zeugen veranlaßt, den Gerichtssaal zu besuchen? Hatte sich die Vorsehung nicht ihrer bedient, um den rettenden Engel einzuführen? O dieses Bewußtsein war zu erhaben, um so im Stillen daran zu zehren. Alles, was in ihrer Nähe saß, mußte ihre Freude theilen, und wurde davon durch sie unterrichtet. Und wie sie sich vorher so klein wie möglich gemacht, als ihr Begleiter vor die Schranken citirt wurde, so richtete sie sich jetzt stolz auf und stand auf den Zehen, und suchte mit den Blicken bis in den hintersten Winkel des Saales ihre Bekannten zu erreichen, und nickte und lächelte holdselig Jedwedem zu, dessen Augen auf sie fielen.

Als auf das Schellen des Präsidenten die Ruhe noch nicht hergestellt, die diese so unerwartete Wendung des Prozeßes gänzlich verscheucht hatte, erhob sich derselbe mit der ernsten Mahnung: „Ich bitte um Ruhe, sonst sehe ich mich genöthigt, den Saal leeren zu lassen!" Hierauf legten sich die Wogen, und die Verhandlung nahm ihren weitern Fortgang.

Der Präsident ließ sich von Bontemps die Rechnung einhändigen, besah diese und sagte: „Ja! vom 23. September 1832." Hierauf nun erhob sich der Staatsanwalt Bretton. Auch er nahm die Rechnung, jetzt ein wichtiges Actenstück, und prüfte still daran herum, ein gutes Weilchen lang, dann begann er: „Ja das Datum trifft zu. Die Rechnung aber lautet auf keinen Namen, es ist einfach die Zimmer-Nummer angeführt. Wenn nun der Angeklagte, wie er behauptet, Ihr Gepäck transportirt hat, ist anzunehmen, daß er dasselbe auch auf Ihr Zimmer gebracht." Darauf wendete er sich an Mercinet und fragte mit erhobener Stimme:

„Erinnern Sie sich vielleicht noch, welches Zimmer jener Herr im Rheinischen Hof bezog?"

Digitized by Google

Nach einem kurzen Nachsinnen antwortete Mercinet: „Ja! Gott sei Dank! mir fällt es noch ein: Das Zimmer Nr. 16 im zweiten Stock!"

„So ist's!" bestätigte der Staatsanwalt.

Jetzt war jeder Zweifel gehoben, und der Präsident Dufrêsne mußte neuerdings zur Ordnung rufen, da Alles durcheinander sprach.

Während dieser letzten kleinen Pause nun, ehe sich das Auditorium wieder gänzlich in Ruhe befand, waren fast unbemerkbar zwei Personen auch auf die Tribüne getreten. Eine dieser Personen ist ein Bekannter von uns, den wir über das bewegte Treiben und über die unerwartete Wendung in der Verhandlung aus den Augen verloren: der Reisende mit der schwarzen Binde. Indem beide den Präsidenten begrüßen, erhebt sich der Vertheidiger Lefébure und beantragt:

„Der hohe Gerichtshof wird, so glaube ich, die Ansicht mit mir theilen, daß die Herrn Geschwornen nochmals abtreten, um sich neuerdings über ihren Wahrspruch zu berathen." — Der Staatsanwalt war diesem Antrage nicht entgegen und sagte:

„Ich glaube selbst, daß der Proceß jetzt in eine neue Phase getreten; doch ehe zu einer neuen Berathung geschritten wird, noch einige Fragen zu weiterer Aufklärung.

„Sie heißen Bontemps?"

„Bontemps aus Lyon; hier mein Passe-port." —

Der Reisende mit der schwarzen Binde ist mittlerweile ganz nahe herangetreten, und in demselben Augenblicke, wie Bontemps dem Staatsanwalt das Papier überreicht, erhebt der geheimnißvolle Fremde, indem er die Binde von dem Auge nimmt, seine Stimme und ruft laut:

„Jaques Palmier aus Marseille, der Paß ist falsch, das Signalement stimmt nicht mit der Person überein!"

Mit einem Ruck entreißt er ihm die Perrücke und die falschen Bärte, und mit dem Ausrufe „Hölle und Teufel!" sinkt der vermeintliche Bontemps beinahe in die Knie.

Diesmal war die Wirkung auf das Publicum eine völlig lähmende, und eine lautlose Stille herrschte unter demselben, so daß der ebenfalls überraschte Präsident die Schelle ruhen lassen konnte.

Der Fremde fuhr fort.

„Jaques Palmier aus Marseille, entflohener Galeerensträfling von Toulon und muthmaßlicher Helfershelfer des Angeklagten Bernard Mercinet; ich, Oberkommissär Renard, verhafte dich hiemit im Namen des Gesetzes!"

Und sich an den Gerichtshof wendend, fügte er hinzu:

„Lange schon auf der Fährte dieses gefährlichen Verbrechers, erhielt ich vor einigen Stunden erst einen Fingerzeig, der mich noch rechtzeitig hier erscheinen ließ, um eine fein abgekartete List dieser Verbrecher, welche leicht der Gerechtigkeit ihre Opfer entziehen konnte, zu vereiteln. Herr Präsident, ich beantrage die Verhaftung des hier anwesenden Jaques Palmier!"

Der Präsident winkte den Gensdarmen, und Jaques Palmier wurde mit seinem Verbündeten Bernard Mercinet, der bis dahin seine Rolle so meisterhaft gespielt, über den jetzt aber die Ruhe der Verzweiflung gekommen war, von der Tribune geführt. Mit den Worten:

„Meine Herrn Geschwornen, ein weiteres Verfahren wird nunmehr gegen beide Verbrecher eingeleitet werden. Für heute ist die Sitzung geschlossen;" verließ der Präsident seinen Platz, und das Publicum stürmte aus dem Saale. —

Was wurde aus der eitlen Madame Tricot?

Wie von einem Blitzstrahl wurde sie durch das Einschreiten des Oberkommissärs Renard berührt: aus der Höhe ihrer Glorie als „rettender Engel" war sie plötzlich in die Tiefe der schmachvollen, äußern Gemeinschaft mit einem Raubmörder gestürzt.

Jedermann mußte erfahren, daß sie mit Jenem im Einspänner so stolz daher gekommen; jetzt stand sie bestürzt und beschämt an der Ausgangsthüre, um den Nachbar Sarthé inständig zu bitten, den freien Platz im Wagen einzunehmen und sie nach Hause zu begleiten.

Was Herr Tricot und was Herr Jean Baptiste zu ihrem Abenteuer sagen würden, das lag schwer auf ihrem Herzen. — Jedenfalls war sie auf einige Zeit von ihrer Koketterie geheilt.

Digitized by Google

Darf der Schauspieler an der darzustellenden Dichtung Aenderungen vornehmen?

Von A. Fresenius.

(Fortsetzung.)

Wirkliche ästhetische Rohheiten entfernen oder mildern, ist dagegen Etwas, was jeder wahre Kunstfreund mit Freuden begrüßen und vollkommen billigen wird. Als solche erscheinen uns z. B. folgende Stellen:

Schiller, die Räuber, Act II, Scene 3:

„Sobald ich einmal die Fährte hatte, hängt' ich mich meinem Candidaten an wie eine Klette, soff Brüderschaft mit ihm" ꝛc. ꝛc.

Goethe, Götz von Berlichingen, Act III:

Zwei Reichsknechte (begegnen einander).

Erster Knecht: „Was machst Du hier?"

Zweiter Knecht: „Ich hab' Urlaub gebeten, meine N..... zu verrichten."

Eben dahin gehören Stellen in der ersten Scene des zweiten Actes von Shakespeares Heinrich IV. (1. Theil), die wir hier nicht ausdrücklich wiederholen können.

Auch wollen wir gerne zugeben, daß für das Hyperzartgefühl unserer jetzigen Generation Stellen, wie:

Lessing, Minna von Barnhelm, Act I, Scene 12:

Just: „Oder wenn wir ihm seine Tochter zur H.... machten? Sie ist zwar verdammt häßlich" — —

Werner: O da wird sie's lange schon sein! Und allenfalls brauchst Du auch hierzu keinen Gehilfen."

Schiller, Kabale und Liebe, Act II, Scene 3:

„Wer sich herausnimmt, Beleidigungen dieser Art einer Dame zu sagen, die nicht mehr als eine Nacht braucht" ꝛc. ꝛc. (etwa in „ein Wort braucht" abzuändern)

gestrichen oder gemildert werden müssen.

Wesentlich kommt hierbei aber auch in Betracht, wer die betreffenden Reden zu sagen hat, und ein und dasselbe Wort kann unter verschiedenen Umständen sehr verletzend und ganz harmlos sein. So sind wir der Meinung, das Lied, welches Gretchen im Goethe'schen Faust im Kerker singt, ganz unverändert mit den Worten des Originals „Meine Mutter, die H..." anfangen zu lassen; denn gerade hier scheint uns einer der Fälle vorzuliegen, wo nur eine übertriebene Pruderie Anstoß finden kann. Gretchen phantasirt im Wahnsinn, und bei klarem Verstande würde ihre ächte Mädchenhaftigkeit, die der Dichter selbst am Schluß des zweiten Theils seines Fausts mit den Worten

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan"

apotheosirt hat, nie ein solches Wort über die Lippen gebracht haben. So aber gibt sich in diesem Liede zugleich die Ursache ihrer Geistesstörung kund, und es ist psychologisch vollkommen richtig, daß das sittsamste Mädchen, welches aus Liebe den Verstand verloren, in seiner bedauerlichen Geistesnacht oft die obscönsten Dinge spricht. Derselben Erscheinung begegnen wir ja auch bei der Ophelia in Hamlet. Wer erkennt in der Wahnsinnigen des vierten Actes, welche das Lied:

„Morgen ist Sanct Valentins Tag" ꝛc. ꝛc.

singt, die naive, unschuldige Jungfrau der ersten Auftritte wieder? Denn eine solche ist, unserer Ansicht nach, die Tochter des Polonius, und wir können uns nicht zu der Ansicht bekennen, die einige Commentatoren, wie z. B. Professor v. Reichlin-Meldegg, aufstellen, daß sie von Anfang an ein verdorbenes Weltkind sei, das seine lockeren Grundsätze nur durch den Firniß der gesellschaftlichen Formen etwas übertüncht habe und dem sich alsdann, wann der Verstand nicht mehr ihre Zunge im Zaum hält und sie alle jene Equivoquen spricht, das Wort bewähre: „Wessen das Herz voll ist, geht der Mund über."

Digitized by Google

In diesen und in analogen Fällen heißt es: „dem Reinen ist Alles rein.“ Dagegen glauben wir, daß bei dem Tode Valentins der Darsteller allerdings wohl daran thut, wenn er in dieser Scene, wo er seine Schwester geradezu mit nackten Worten ins Gesicht hinein mit diesem Namen benennt, bei unserer Geschmacksrichtung wohl daran thut, den Ausdruck etwas zu mildern.

Aber selbst Worte, welche an und für sich sogar in einem Nonnenkloster oder einer Kleinkinderschule nicht verpönt sind, können durch die Umgebung, in welcher sie stehen, einen häßlichen und widerwärtigen Eindruck hervorbringen. Dies geschieht z. B. im Fiesco (Act II, Scene 2) in der Unterredung zwischen der Gräfin Julia Imperiali und der Gräfin Leonore von Lavagna, also zwischen zwei den höchsten Schichten der Gesellschaft angehörenden Damen. Wie unpassend, wie gemein und spießbürgerlich klingt es, wenn solche Damen sich mit „Mein Schatz“ ... „gutes Thierchen“ ꝛc. tituliren, wie denn überhaupt dieser ganze Auftritt seiner Frauen unwürdig ist.

Auch schlecht gewählte Bilder fallen im eigenen Interesse der Dichtung dem Rothstifte zum Opfer. Die Bühnensprache ist eine ganz eigenthümliche. Kürze, Bestimmtheit und Prägnanz sind ihre charakteristischen Elemente, und oft klingt der poetischste, geistreichste Styl von den weltbedeutenden Brettern herab unklar und verschwommen, während die den technischen Anforderungen Rechnung tragenden Erzeugnisse von im Theaterleben und Treiben aufgewachsenen Bühnenmitgliedern bei viel geringerem innerem Gehalt oft bei Weitem mehr Glück machen. Daher auch unsere Masse von sogenannten „Lesedramen“, welche nie das Lampenlicht erblickt haben, oder nach einer einmaligen Aufführung ad acta gelegt wurden, um ruhig im Archive zu modern und daselbst den Schlaf des Gerechten zu schlafen. Ist dieser Umstand schon die Veranlassung, daß gar manches wirklich hochpoetische Bild, gar mancher treffende Vergleich wegbleiben muß, um wie viel mehr ist dies nothwendig bei Metaphern, welche noch dazu schlecht gewählt sind! Solche können nur auf die Lachmuskeln wirken, und nichts ist schlimmer für ein Bühnenstück, als wenn einmal ein gewisser ironisirender spöttischer Galgenhumor wach gerufen wird, welchem dann oft auch die besseren Theile desselben Werkes zum Opfer fallen. Auch nach dieser Richtung hin liefern die genialen, aber zu überschwänglichen Jugendwerke Schillers reichlichen Stoff zu Belegen.

Fiesco, Act I, Scene 1:

. . . „Der lang verweilende Kuß auf ihren entblößten Arm, daß noch die Spur seiner Zähne im flammenrothen Fleck zurückblieb.“

Hackländer, der geheime Agent, Act III, Scene 7:

„In dies Herz drang ein Ton, der anfänglich wie im tiefen Traum erscheint, wie der Klang eines Waldhorns unter blühenden Bäumen, ein süßer Klang mit zitterndem, lang anhaltendem Echo. Man vergißt ihn immer, diesen Ton, er füllt das ganze Herz aus, in welchem er einmal leise angeklungen, er wird stärker und stärker; andere Töne, theils schmerzlich und trauernd, theils die höchste Lust athmend, klingen dazwischen, und ehe wir es uns versehen, lauschen wir freudig der so entstandenen Melodie, diesen ewig beglückenden Tönen, einer Melodie, welche man im Leben die Liebe nennt.“

Zacharias Werner, der vierundzwanzigste Februar:

„Wenn das Gewissen uns im Innern brennt,
Kann alles Gold — der ganzen Schöpfung Wonnen
Sie können löschen nicht den Flammenbronnen!“

Mosenthal, Düweke, Act II, Scene 4:

„Ein segelfertiges Schiff zappelt am Anker, wie ein flügger Vogel.“

Mosenthal, Düweke, Act I, Scene 1:

„Euer Käse ist dürr wie Euer Vieh, und mager wie Eure Weiden. Da schaut Euch unsre Wiesen an, ein Graswuchs, dicht wie Mohrenhaar; ein Tritt über unsre Weiden, das ist grad, als ob man in ein Butterbrod beißt.“

Otto Müller, Charlotte Ackermann, Act II, Scene 1:

„Geschehene Dinge lassen sich ebenso wenig ändern, wie geschehene Menschen.“

Digitized by Google

Fremdwörter sind gleichfalls zu beseitigen; es sei denn, daß sie, wie dies auch vorkommt, gar nicht oder doch nur ungenügend zu übersetzen sind, wie z. B. das englische spleen und das französische indiscretion, oder auch, daß sie sich in unserer Muttersprache eingebürgert haben. Im vorigen Jahrhundert, als unsere Literatur fast noch gänzlich in den Banden des Auslandes schmachtete und sich erst allmälig mühsam daraus befreite, begegnete man diesem Fehler noch viel häufiger, als jetzt. Und war dies im Grunde zu erstaunen? Wenn ein im Uebrigen so echt deutsch und patriotisch gesinnter Fürst, wie Friedrich II. von Preußen, auf den unsere Nation mit Recht stolz ist, und welchen sie nur nach Verdienst geehrt hat, wenn sie ihm den Beinamen „der Große" gegeben, wenn selbst ein solcher Mann seinen Lieblingspoeten jenseits des Rheins suchte, um sich schließlich zum Danke von seinem Schützling bespötteln und auslachen zu lassen, so war damit der Weg vorgezeichnet, wie man als deutscher Dichter nach und nach Gnade zu finden und Popularität zu erlangen sich bestreben mußte. Der einzige vaterländische Dichter, den der alte Fritz gelten ließ, war bekanntlich Gellert, ein Dichter, dessen Werke jetzt mit Ausnahme seiner trefflichen Fabeln fast gänzlich verschollen sind, und dessen Name im Uebrigen nur noch in der Literaturgeschichte lebt. Wäre damals Schillers „Jungfrau von Orleans" schon vorhanden gewesen, so hätte Friedrich der Große sein Glaubensbekenntniß über die Deutschen in die Worte der Isabeau zusammenpressen können:

„Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte dreinzuschlagen,
Der Franke nur weiß Zierliches zu sagen."

Daher kam es, daß selbst große Geister, wie der junge Goethe, von dieser allgemeinen Seuche angesteckt wurden, und in seinen Erstlingswerken zeigen sich deutliche Spuren dieser Einwirkungen. Am meisten treten dieselben im Clavigo hervor. Hier finden wir vielfach ganz ohne Noth dem Französischen entlehnte Wörter, wie „Insolenz", „distinguiren", „imitiren", „expreß" u. a. m. Ja sogar noch später fehlt es bei ihm nicht ganz an solchen Fremdwörtern, und selbst ganze Redensarten sind dem Französischen nachgebildet; denn was ist es anders, als eine Nachbildung des unschönen französischen „tirer les vers du nez de quelqu'un", wenn in seinem Faust Frosch in Auerbachs Keller sagt:

. . . . . „Bei einem vollen Glase
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burschen leicht die Würmer aus der Nase."

Ebenso zahlt Schiller richtig seinen Tribut in dieser Richtung hin. Luisens Worte: „Wollen Sie mich accompagniren, Herr von Walter, so mach' ich einen Gang auf dem Fortepiano!" bieten in Einem Satze gleich zwei Belege.

(Schluß folgt.)

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

⊙ Die am meisten im Laufe dieser letzten Woche hervorragende Vorstellung war die des Shakespeare'schen „Was Ihr wollt"; wie der Zettel besagte: zum ersten Male nach dem Original des Dichters in Scene gesetzt vom Regisseur Hrn. Karl Jenke. Dabei wurde nur verschwiegen, daß die Schlegel'sche Uebersetzung der Aufführung zu Grunde gelegt wurde, ein Mangel, der jedenfalls eigene Gedanken veranlaßt und nicht sehr angenehm berührt. Um so erfreulicher ist der Versuch selber, Shakespeare uns einmal zu zeigen, wie er ist, in seiner ganzen Kraft und Urwüchsigkeit, nicht wie ihn die Schröder, die Deinhardstein, die Holteis verstanden haben, die nach ihren eigenen Begriffen allein ihn gelten ließen und das Publikum so sehr unterschätzten, daß sie ihre Bearbeitungen einzig brauchbar hielten. Es ist vielfach gesündigt worden an dem großen Dramatiker. Bis in die Gegenwart herein erstreckt sich seine Verballhornung, und der bedeutendste Kenner der modernen Bühne besitzt so wenig Verständniß für die Muse Shakespeares, daß er sie in die ihm geläufigen Grenzen zu zwängen sich immer

Digitized by Google

noch erkühnt. — Als ob die die Bühnenleitung ihr sogenanntes Experiment in seiner Vorzüglichkeit recht ad oculos demonstriren wollte, ließ sie der mit höchstem Beifall aufgenommenen „Novität" das „Viel Lärm um Nichts" in seiner alten Bearbeitung am zweiten Abende nachfolgen. Da die Kräfte für Beatrice und Benedict aus verschiedenen Gründen jetzt nicht verwendbar sind, mußten Hr. Dahn und Frau Dahn-Hausmann diese Lücke decken. Beide haben in früheren Jahren wiederholt diese Rollen gespielt, welche nicht ihre letzten waren. Und so fiel es ihnen denn auch nicht schwer, sich mit Glück wieder in diese reizende Aufgabe hineinzuspielen. Vor Allen köstlich waren die beiden Gerichtsdiener Ambrosio und Cyprian, wie sie zu erhöhtem Reiz der Lachmuskeln umgetauft wurden; sonst konnte man sich ärgern an der veralteten Einrichtung. So großen Respect ich vor dem technisch gebildeten Regisseur auch hege, einen Dichter zu bearbeiten ist doch immer nur wieder ein Poet im Stande, und eine neue Inscenirung von dichterischer Hand hat sich als unabweisbares Bedürfniß herausgestellt. Doch kehren wir zu Shakespeare im Original zurück; zu: „Was Ihr wollt." Um nun den Vorzug der gegenwärtigen Aufführung vor der früheren nachzuweisen, müßte diese letztere mehr vor Augen sein, als es der Fall ist, und ebenso wenig steht mir das Deinhardstein'sche Buch zur Verfügung. Ein Blick auf das Original belehrt uns übrigens, daß den neuen Bearbeiter nicht allzugroße Willkür bei seiner Arbeit geleitet. Zwar verstehe ich nicht recht, warum die erste Scene aus dem Gemach im Pallast des Herzogs an die Seeküste verlegt worden. Vielleicht weil, oder wahrscheinlich weil die zweite hier spielt, die im Grunde genommen hätte ebenso leicht können weggelassen werden, wie die erste Scene des zweiten Actes (Antonio und Sebastian an der Küste des Meeres) oder wenigstens leicht durch einige Worte ersetzt worden wäre. Und trotz der Aengstlichkeit, die in den möglichst meisten Fällen das störende Fallen des Zwischenactvorhanges vermieden wissen will, hätte in Vielem noch weit mehr geschehen können, ja ich glaube, daß sich die ganze Dichtung fast, unbeschadet ihrer Schönheit auf dem freien, nur durch das niedere Gitter getrennten Raum zwischen den Häusern Olivias und des Herzogs abspielen könnte; selbst die Scene zwischen dem Narren und dem als angeblichen Narren eingekerkerten Malvolio. Bei ihr beliebte die getheilte Bühne. Wahrscheinlich um dem Darsteller des Malvolio Gelegenheit zu geben, durch eine drastische Versinnbildlichung seiner Angst und Verzweiflung das Publikum aufs Höchste zu ergötzen. Aber der getheilten Bühne hätte man ausweichen können, wenn man Malvolio schräg durch ein vergittertes Fenster den halben Anblick der Scene gestattet hätte, durch ein vergittertes Fenster im Gemach, durch ein Kellerloch nach dem Garten zu, so war die Verwandlung erspart, und die unterirdische Verzweiflung mit ihrer Apostrophe an den überirdischen Pseudopfarrer verlor dennoch nichts von ihrer komischen Wirkung. Andere Kürzungen, namentlich in der Rolle des Narren, sind verzeihlich; das Schlußlied hätte ich lieber nicht gestrichen. Die beiden Paare gehen ab, im Hintergrunde gruppiren sich die Schauspieler, der Verstand allein — denn ihn repräsentiren die Narren Shakespeares — bleibt einsam zurück und jammert sein Lied. Darin liegt eine Tragik der Komik, die eben dem brittischen Dichter allein eigen ist, und um die wir nicht verkürzt werden sollen. Dingelstedt urtheilt zu oberflächlich, wenn er behauptet, dies Schlußlied des Narren stehe mit dem Stück in keinerlei Zusammenhang. Richtig ist, daß das Shakespearetheater seine heiteren Stücke mit einem zuweilen wohl improvisirten komischen Liede zu enden pflegte, welches der Clown unter Musikbegleitung und mit einem Grotesktanze zum Besten gab. Aber was die gewöhnliche Bühne als Concession an dem herrschenden Geschmack mitgab, das gewinnt unter den Händen des Dichters seine Bedeutung, ins Unscheinbarste legt er seine besten Gedanken hinein, und die tolle Komödie schließt nichts hier besser ab, als gerade dieses gestrichene Lied des Narren. — Kurz hiebei bemerkt, war die Beleuchtung der ersten Scene höchst mangelhaft. Fünf Soffiten, Laub vorstellend, schlossen die Bühne nach oben ab; zwischen der zweiten und dritten brannten die Lampen, zwischen den übrigen waltete geheimnißvolles Dunkel. — Was die Darsteller an sich betrifft, so ist von vorneherein bekannt, daß die Shakespeare'schen Lustspiele wohl kaum anderswo einer gleichen Vollendung sich erfreuen, als hier. Wie für sie geschrieben, spielen unsere Schauspieler ihre Rollen darin ab; warum also einzelne besonders hervorheben. Was mir leid thut, ist, rügen zu müssen,

Digitized by Google

daß Frln. Jenke nicht in den Rahmen paßte. Wir müssen das Fräulein öfter auf dem Theaterzettel sehen, als ihr in ihrem eigensten Interesse gut ist. Auch hat Frln. Jenke seit ihrem so viel verheißenden Anfang nichts dazu gelernt. Damit ist nichts gethan, in einer kurzen Zeit möglichst viele Rollen auffagen zu lernen; die mancherlei von der Natur ihr mitgegebenen Fehler haben sich nicht verbessert. Um wie im angeführten Lustspiel in einer Hosenrolle auftreten zu können, ist Beherrschung der ganzen Erscheinung nöthig. Frln. Jenke vermochte ihr Organ nicht herabzustimmen, sie fiel in die Kniee bei jedem Schritt und hielt die Achseln in einer dem Mann unmöglichen Weise; sie war Käthchen und nicht Sebastian, der das Schwert führte und dem groben Junker Tobias Achtung einflößt. Durch diese Besetzung der Rolle ging ein starker Theil der Wirkung verloren. Auch den an und für sich köstlichen Malvolio Hrn. Langs muß ich mir anders denken. Die gutmüthige Dummheit des Haushofmeisters, die in solch zwerchfellerschütternder Weise ans Licht trat, kann unmöglich die ganze Einwohnerschaft des Hauses mit Ausnahme seiner Herrin gegen ihn so erbittern, als es geschildert wird. Malvolio ist beschränkt, aber der boshafte Aristokrat der Lakaienstube, der Kleinigkeitskrämer mit aller Heimtücke der Dummheit. Das möchte Hr. Lang nicht außer Acht lassen. — Die übrigen zwei Vorstellungen waren eine schwach besuchte der „Harfenschule" — es war für hiesige Verhältnisse wohl zu rasch die dreimalige Wiederholung der Novität innerhalb acht Tagen — und eine besetztere des „Nathan". Ueber die letztere noch weitläufig zu berichten, müßte ich mich nur wiederholen. Sie war nicht besser und nicht schlechter, als sie schon zweimal in diesem Jahre gesehen wurde. Besonders zu rühmen waren Hr. Herz als Klosterbruder und Hr. Jost als Patriarch, wie bekannt eine seiner Glanzrollen.

b) Oper:

* Die Vorführung des Rossinischen „Tell" (am 2.) interessirte zunächst durch die veränderte Besetzung der Partieen „Mathilde" und „Gemmi." Erstere wurde von Frln. Kaufmann gegeben und erfreute durch correcte Technik und geschmackvollen Vortrag in gleich hohem Grade. Dieß hat vor Allem von der Romanze „Du stiller Wald" (Act II Scene 1) zu gelten, die wir schon seit geraumer Zeit nicht mehr in so schöner Vollendung zu hören bekamen, wie in dieser jüngsten Tell-Aufführung. Unsere Oper darf sich deßhalb zur Acquisition der jungen und strebsamen Sängerin mit vollem Rechte Glück wünschen. Auch der „Gemmi" des Frln. Müller war im Ganzen eine sehr anerkennenswerthe Leistung, und würde es unzweifelhaft in noch höherem Grade gewesen sein, hätte die Sängerin nicht mit den musenfeindlichen Einflüssen eines heftigen Schnupfens und einer hiedurch erhöhten Aengstlichkeit zu kämpfen gehabt. Auf zwei Puncte jedoch möge Frln. Müller ein besonderes Augenmerk richten, um die Einzelleistung mit ihrem vielversprechenden Talent in Einklang bringen zu können: der erste betrifft die gefährliche Neigung zum Tremoliren, der andere die etwas zu stumpfe Aussprache des S und Z. Da übrigens das Tremolando — wie es scheint — noch nicht zur zweiten Natur geworden ist, und die erwähnten sprachlichen Incorrectheiten nicht auf fehlerhafter Bildung der Sprachorgane beruhen, so darf man wohl hoffen, daß Frln. Müller das Eine sich abgewöhnen und das Andere angewöhnen werde. Ganz vorzüglich waren Hr. Kindermann als „Tell" und Hr. Nachbaur als „Arnold", und da auch die übrigen Vertreter der Hauptrollen, sowie Chor und Orchester Treffliches leisteten, so muß das Ensemble — wenn man von untergeordneten und für den Augenblick schwer zu beseitigenden Mängeln absehen will — als ein sehr gutes bezeichnet werden.

Zu den ebenberührten Mängeln gehört vor allen Dingen die decorative Ausstattung. War sie schon früher, als veraltet und allzu hausbacken, nicht gut zu heißen, so hat dieß jetzt, nach dem Umbau der Bühne, in um so höherem Grade zu gelten, als sie weder dem restaurirten Logenhaus und dem eleganten Prosceniums-Einbau, noch der intensiven Bühnenbeleuchtung entspricht. Wie mir aus guter Quelle berichtet wird, ist man mit vollem Eifer daran, nicht nur diesen Mißstand, sondern auch viele andere von ähnlicher Natur gründlich zu beseitigen; bisher jedoch mußte man sich hauptsächlich auf Anfertigung von Skizzen beschränken, da der Glaspalast, welcher den Decorationsmalern als Atelier hätte dienen sollen, von Kunst- und Industrie-

Digitized by Google

Ausstellung in Beschlag genommen wurde, und der im Theater befindliche Malersaal zu einem so weitgreifenden Unternehmen nicht hinreichenden Raum bietet. Doch vielleicht ist dieser momentane Mangel an zweckentsprechenden Räumlichkeiten sogar als ein Glück aufzufassen, wenn man erwägt, daß immerhin eine Reihe von Erfahrungen nothwendig sein wird, ehe es möglich ist, die durch den Umbau der Bühne erlangten Vortheile in ihrem ganzen Umfang zu erkennen und benützen zu lernen. Und wie schön mag es alsdann werden! Der Himmel wird es bleiben lassen, noch fernerhin Dachspitzen und Ausladungen von Baumkronen mit blau angestrichener Leinwand zu bedecken, und umgekehrt wird sich keine Kirche sammt Thürmen mehr erlauben dürfen, den Himmel mit brutalen Schlagschatten zu belästigen.

Die nächste Opernvorstellung (am 5.), Nicolais „Lustige Weiber von Windsor" konnte ich nicht besuchen. Nach Allem jedoch, was mir hierüber mitgetheilt wurde, scheint an diesem Abend die Kunst der Routine das Feld geräumt zu haben. Als einzige Ausnahme wird die Partie der „Frau Fluth" bezeichnet, die sich in den Händen unserer trefflichen Diez befand.

Auch die zweite Aufführung des „Barbiers von Sevilla" (am 6.) im Residenztheater war keine durchwegs glückliche. Durchschlagend war nur die Verläumdungsarie des Hrn. Bausewein („Basilio") und das lebendige, den italienischen Buffo in glücklichster Weise imitirende Spiel des Hrn. Sigl („Bartolo"). Die Leistung der Frau Possart („Rosina") zeichnete sich wohl durch technische Vollendung aus, allein das Deficit an Wärme des Vortrags und dramatischem Leben ließ sich hiedurch nicht ausgleichen. Hrn. Nachbaurs („Almaviva") Coloraturen litten hie und da an Unklarheit, und selbst Hr. Kindermann („Figaro") schien an diesem Abend nicht so gut disponirt gewesen zu sein, wie man es sonst von ihm gewohnt ist.

Am 8. fand die durch Unwohlsein des Frln. Stehle und den Bühnenumbau verzögerte erste Wiederholung von Rheinbergers „Sieben Raben" statt. Indem ich hinsichtlich des musikalischen Werthes und der charakteristischen Eigenschaften dieser Oper auf meinen in Nr. 23 der Propyläen befindlichen Bericht verweise, habe ich für dießmal nur die Thatsache zu bestätigen, daß — von einzelnen, theils durch Innigkeit der Melodie, theils durch schwungvollen Aufbau hervorragenden Nummern in erstem und zweitem Acte abgesehen — auch dießmal wieder der dritte Act sich als der wirkungsvollste erwies. Sehr zweckmäßig war es, daß aus dem zweiten Acte der Solotanz herausgestrichen wurde, und noch zweckmäßiger würde es sein, wenn man für die Folge auch den Chortanz beseitigen wollte, da er, mit Rücksicht auf die Handlung, bei den Haaren herbeigezogen erscheint. Auch die scenische Einrichtung wies einige Verbesserungen auf: so blieb am Schluß der fünften Scene des ersten Actes der bekannte Theaterschimmel weg, und der zweite Act gewann an dramatischer Abrundung durch Beseitigung eines überflüssigen Scenenwechsels. Weniger gut zu heißen war es hingegen, daß man das Holzgestell sah, worauf die in der Kerkerscene (Act III) erscheinende Fee „schweben" mußte. Das lebende Bild mit den entzauberten Brüdern endlich ließe sich gleichfalls geschmackvoller und der Situation entsprechender einführen, als dieß bisher der Fall ist.

Ueber die musikalische Ausführung ist — die Partie des Vehmrichters ausgenommen — nur Erfreuliches zu berichten; es gebührt deßhalb den Damen Stehle, Diez und Ritter, sowie den HH. Vogl, Kindermann und Bausewein unsere Anerkennung in gleichem Maße, wie dem Chor und Orchester.

Am 12. kam „Die Stumme von Portici" zur Aufführung, wobei die Rolle des „Masaniello" zum ersten Male von Hrn. Nachbaur gegeben wurde. Wie mir versichert wird, so waren dem Sänger zur Einstudirung seiner Partie nur wenige Wochen vergönnt, und mit Rücksicht hierauf ist nicht zu läugnen, daß er seiner Aufgabe in höchst anerkennenswerther Weise gerecht wurde. Denn hätte auch die Schlummerarie da und dort noch einer feineren Durchbildung bedurft, und einige recitativische Sätze einer größeren Sicherheit, so gelang hinwieder Anderes (wie die Barcarole und das Duett mit „Pietro" im zweiten und die Wahnsinns-Scene im letzten Acte) schon dießmal in so vollkommener Weise, daß an einer Ausgleichung der erwähnten Unebenheiten bis zur nächsten Aufführung des Auber'schen Werkes kaum zu zweifeln ist.

Digitized by Google

Die Besetzung der übrigen Gesangspartien — worunter vor Allen der „Pietro" des Hrn. Kindermann sich auszeichnete — war die aus früheren Vorstellungen bekannte. Die „Fenella" wurde von Frln. Branizka dargestellt und zwar in sehr lobenswerther Weise, wofern man lediglich den rein plastischen Theil ins Auge faßte: jede Bewegung an sich war schön und fiel mit dem Rhythmus der Musik in höchst exacter Weise zusammen. Dennoch würde die Rolle an dramatischer Wahrheit wesentlich gewinnen, wenn sie statt von einer Tänzerin, der man — streng genommen — die vollkommene Lösung der hier gestellten Aufgabe gar nicht zumuthen sollte, von einer Schauspielerin dargestellt würde. Eben deßhalb war es zu bedauern, daß Frln. Johanna Meyer, die fortan mit der „Fenella" betraut werden soll, mit dem Studium der Rolle nicht zu Ende gekommen war.

Das Ensemble gelang im Ganzen sehr gut, zumal die lebendig und charakteristisch arrangirte Tarantella und das darauf folgende Gebet im dritten Acte. Die scenische Einrichtung war ganz vorzüglich, und auch die decorative Ausstattung würde nichts zu wünschen übrig gelassen haben, hätte es im dritten und fünften Acte die hinterste Coulisse (rechts vom Zuschauer) nicht für zweckmäßig erachtet, ihre Schlagschatten auf den Himmel zu werfen.

Den Schluß der für dießmal zu verzeichnenden Aufführungen machte am 14. im Residenztheater Aubers „Maurer und Schlosser." Die frische und anmuthige Musik bewährte abermals ihre ungeschwächte Zugkraft, und zwar in um so höherem Maße, als auch die Ausführung durch dramatisches Leben und correcten musikalischen Vortrag erfreute. Mit Rücksicht auf dieses schöne Gesammtresultat würde es unbillig und pedantisch sein, wollte man von einigen untergeordneten Mängeln viel Aufhebens machen. Die Besetzung der Rollen war die bekannte.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Brüssel. Der „Cercle symphonique et dramatique" benachrichtigt die belgischen Componisten, daß er gewillt sei, ohne jede Unkosten ihre Werke zu Gehör zu bringen, es seien Opern, Operetten oder Orchesterstücke. Diese That verdiente in Deutschland Nachahmung zu finden, wo so mancher talentvolle Componist Berge von Orchester-Manuscripten in seinem Pulte liegen hat, ohne sie je anders als vor seinem geistigen Ohre vernehmen zu können

Bukarest. Der Hofkapellmeister Professor Sulzer, welcher im vergangenen Jahre vom fürstlichen Cultusministerium den Auftrag erhalten hatte, eine große Oper über einen nationalen Stoff zu componiren, ist diesem Auftrage jetzt nachgekommen und hat die dreiaktige Nationaloper „Held Michael" eingereicht. Das Ministerium hat die Partitur sofort angekauft, und es ist beschlossen worden, dieses erste nationale Musikwerk mit größtem Pompe in der Ausstattung in der kommenden italienischen Opernsaison zur Aufführung zu bringen.

Dublin. Das k. Theater wurde mit „Oliver Twist" eröffnet. Ein reisender Virtuose Toole spielte die Titelrolle. Der Theaterzettel kündigte ihn als „den großen Schauspieler" an und setzte hinzu, daß er diese Rolle in London „tausendmal" gespielt habe. Nach ihm wird J. F. Booth, der Bruder von Lincolns Mörder, in Dublin auftreten. Der Vater des Künstlers Lucius Junius Booth, spielte hauptsächlich melodramatische Rollen und war eine Zeit lang der glückliche Nebenbuhler Edmund Keans.

Hamburg. Der neue Direktor, Hr. Ernst aus Köln, hat das Stadttheater am 1. September eröffnet. Das Orchester zählt 44 Personen, die Oper 23, das Schauspiel 21, das Ballet 7 und 20 Figurantinnen. Gastspielverträge sind abgeschlossen mit Frl. Geistinger, Frl. Clara Ziegler und Hrn. Sontheim, auch hört man, daß Frl. Tietjens wahrscheinlich im Dezember zu einigen Vorstellungen herüberkommen wird. An neuen Opern wird in Aussicht gestellt: „Romeo und Julie" von Gounod, „Hamlet" von A. Thomas, „Der erste Glückstag" von Auber, „Der fliegende Holländer" von R. Wagner und „Astorga" von Abert. Der Anfang am 1. September wurde mit den „Hugenotten" gemacht, und am nächsten Tage folgte Schillers „Demetrius" nach Laubes Ausarbeitung mit einer neuen Ouvertüre

Digitized by Google

von Ferd. Hiller, welche der Componist selbst dirigirte. Nach diesem Anfang zu urtheilen, geht unser Opernpersonal mit bescheidenen Mitteln, aber recht gutem Willen ans Werk.

Köln. Die für das neu zu bauende Theater angesetzte Summe beträgt 270,000 Thaler. Jetzt scheint das Unternehmen gesichert, denn 250 Zeichner, darunter viele aus dem mittleren Bürgerstande, haben bereits 243,000 Thaler aufgebracht, in einigen Tagen dürfte der Rest gedeckt werden. Die höchste Summe zeichneten die Freiherren Abraham und Simon von Oppenheim, das Haus Deichmann und die Gebrüder Elzbacher.

London. Das lärmende Element in der Musik scheint immer mehr um sich greifen zu wollen, den atlantischen Ocean hat es bereits überschritten. Im Krystallpalaste soll demnächst eine Imitation des Bostoner „Friedensjubiläums" stattfinden; zum wenigsten werden sich 8000 Instrumentalisten und Vocalisten an der Aufführung betheiligen, und zu ihrer Begleitung bleibt es nicht einmal bei Amboßen und Glocken, sondern eine Militärabtheilung feuert Kanonenschüsse vermittelst Elektricität ab.(?)

Madrid. Herrn Robles ist die Concession für die Nationaloper gewährt worden mit der Bedingung, jede Saison wenigstens 90 Vorstellungen zu geben. Die ersten zur Aufführung kommenden Opern sind Webers „Freischütz" und „Die lustigen Weiber von Windsor" von Nicolai.

New-York. Diese Saison werden wir so glücklich sein, drei Opern, in denen in drei verschiedenen Sprachen gesungen wird, zu besitzen. Die englische Oper wurde am 1. September, die französische am 11. und die italienische am 15. Sept.eröffnet. — Am 7. Oktober wird in der Brooklyn-Akademie die erste Vorstellung einer nationalen amerikanischen Oper, betitelt „Mootka" von Moore stattfinden.

Pesth. Das deutsche Theater hört vorläufig auf. Die Stadtrepräsentanz hat in einer Generalversammlung Beschluß über das Gesuch des Herrn Ellenberger und seiner Genossen gefaßt. Die Bitte derselben, ihnen die Concession für ein deutsches Theater auf dreißig Jahre unentgeltlich zu ertheilen, ist bewilligt, ihr weiteres Gesuch aber, daß man ihnen den Baugrund überlassen oder eine Unterstützung zum Bau des Theaters gewähren möge, abgeschlagen worden, da das Unternehmen ein rein privates sei. Unmittelbar nach diesem Beschlusse wurde die Bitte des Schauspielers Louis von Ernest, ihm das gegenwärtige Interimstheater auf dem Elisabethplatze bis zum Baue eines neuen deutschen Theaters pachtweise zu überlassen, abschlägig beschieden. Das Interimstheater soll nach Ostern 1870, wo die gegenwärtige Pachtzeit abläuft, niedergerissen werden. (Europa.)

Weimar. Die Intendanz des Hoftheaters macht durch Circular bekannt, daß Hr. Barney, auf seinen Wunsch und in lobendster Anerkennung seiner vorjährigen Thätigkeit der Regie enthoben worden ist; jedoch behielte sich die Intendanz vor, bei vorkommenden Gelegenheiten die Regiethätigkeit des Hrn. Barnay in Anspruch zu nehmen. Man glaubt, dies sei ein maskirtes Avancement in die Thätigkeit eines Oberregisseurs ohne Titel.

Vermischtes.

Das Septemberheft der Hildburghauser Ergänzungsblätter enthält nachstehende beachtenswerthe Arbeiten aus verschiedenen Gebieten der Wissenschaften: Philosophie: Die Philosophie im gegenwärtigen Frankreich, von Dr. Dühring; Geschichte: Rouher und das zweite Kaiserreich. Die französische Occupation Mexicos in finanzieller Hinsicht. Ein Volk von 15 Mill. Seelen, welches von der Geschichte vergessen worden ist, von Dr. Honegger; Kunst: Die modernen Maler und Bildhauer der nordamerikanischen Union, 1, von Dr. Rud. Doehn; Geographie: Die schwedische Nordfahrt 1868, von Dr. R. Andree. Zur Ethnographie der ostasiatischen Inselwelt, von demselben; Meteorologie: Wasserverdunstung auf beisetem und unbesätem Boden. Einfluß des Mondes auf das Wetter, von Dr. Prestel. Zur geographischen Vertheilung der Gewitter, von Dr. Klein; Zoologie: Giftapparat der Schlangen. Einfluß des Klimas und des Lichts auf Farbenvertheilung bei den Insekten, von Dr. Bach; Botanik: Athmung der Pflanzen; Mineralogie und Geologie: Ueber die Verwendung des Mikroskops in der Geologie, von Prof Dr. Vogelsang; Volkswirthschaft und Statistik: Die Pacific-Eisenbahn, von Dr. R. Andree; Landwirthschaft: Abänderung der Weizenpflanze unter verschiedenen Verhältnissen; Kriegswesen: Das Metall der Geschützröhre, von J. Castner. Neue ungepanzerte Kriegsschiffe; Technologie: Kettenschifffahrt, Strickmaschinen ꝛc. ꝛc.

Bei Gelegenheit der Hußfeier in Prag am 4. September kam Dr. Löwes Oratorium „Huß" zur Aufführung.

Digitized by Google

X. „Moritz von Oranien-Nassau“ heißt das neue historische Drama von Carl W. Bath, das im Verlage von Matthes in Leipzig demnächst erscheinen wird. Der Hofnarr Heinrich IV. von Frankreich und der Schalksnarr des Prinzen sollen zwei feine komische Rollen sein. Unsere Leser werden sich erinnern, daß Bauernfeld den Hofnarrn Kunz von der Rosen in seinen „Landfrieden“ einführt; es scheint uns dieses Betonen des humoristischen Elementes im historischen Drama ein charakteristisches Zeichen gerade für unsere, dem Bühnenscherze so geneigte Zeit zu sein; möge es ein Mittel werden, die geistlose Posse zu verdrängen

Bei Murray in London ist eine neue Wochenschrift für Literatur, Wissenschaft und Kunst unter dem Titel „the Academie“ in Vorbereitung, als deren Redakteur Dr. William Smith genannt wird, welcher dabei von zahlreichen und namhaften Mitarbeitern unterstützt wird.

Von Brachvogel sind neue historische Novellen unter dem Titel „Aus drei Jahrhunderten“ zu erwarten.

Hans Semper in Florenz hat als erste Frucht der ihn beschäftigenden Studien über die toskanischen Bildhauer des 15. Jahrhunderts, ein kleines Schriftchen erscheinen lassen „Uebersicht der Geschichte toskanischer Sculptur bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts“, welches als Einleitung zu einer größeren Arbeit dienen soll.

In Liegnitz wurde das dort neu errichtete Standbild Friedrichs des Großen am 15. August festlich enthüllt. In Zink gegossen und mit einem starken galvanischen Bronzeüberzug versehen, ist dasselbe (9 Fuß hoch) eine glückliche Nachbildung der Marmorstatue des großen Königs, welche, von Schadows Meisterhand gefertigt, seit 1792 in Stettin am Paradeplatze steht. Das Piedestal hat nebst den Stufen eine Höhe von 13 Fuß, ist von schlesischem Marmor und trägt die Inschrift: „Dem Sieger bei Liegnitz am 15. August 1760.“

Für das Cornelius-Denkmal hat der Gemeinderath der Stadt Düsseldorf 500 Thlr. bewilligt.

Die „Meistersinger von Nürnberg“ gehen in der Wintersaison auch im k. Hoftheater zu Hannover in Scene.

Als Fortsetzung der Proskeschen Musica divina (vom allgemeinen deutschen Cäcilienverein veranlaßt) sind bei Pustet wieder vier Hefte erschienen. Sie enthalten: 6stimmige Messe „Tu es Petrus“ von Palestrina (bisher noch ungedruckt), sechs Motetten, darunter zwei ersten Ranges von Orlandus, fünf Falsi bordoni von Biabana und ein 8stimmiges Magnificat von Gabrieli, vier Litaneien von Orlandus, Cornazzani und Rinaldo de Mel. (Sämmtliche Nummern kamen auf der jüngsten Versammlung des genannten Vereins in Regensburg zur Aufführung.)

„Chronique belge des arts et la curiosités“ ist ein seit Kurzem in Brüssel wöchentlich erscheinendes Kunstblatt benannt, welches sein Muster nach der Pariser „Chronique des Arts“ und nach der Seemannschen „Kunstchronik“ genommen zu haben scheint. Auch deutsche Kunst und Kunstliteratur werden in dieser Zeitschrift berücksichtigt.

Von der neuen Shakespeare-Uebersetzung von Friedrich Bodenstedt (Brockhaus in Leipzig) erschienen der 20. und 21 Band. Der erste bringt den „König Lear“ in schwunghafter Uebertragung von Georg Herwegh, (der jetzt in München weilt), das 21. Bändchen enthält „König Heinrich VIII.“, das letzte der Königsdramen, übersetzt von Otto Gildemeister.

„Der Cassationsrath“, ein einaktiges Stück der Birch-Pfeiffer, ist in ihrem Nachlasse aufgefunden worden und wird auf dem Berliner Hoftheater in Scene gehen.

(Barbara Ubryk auf der Bühne.) In Oesterreich hat man das gräßliche Schicksal der Krakauer Nonne zuerst zu einem Schauder- und Cassenstück verwerthet, dem bereits eine Parodie entgegengestellt worden ist. Von dieser östreichischen Bearbeitung wollen wir blos mittheilen, daß sie ihre Runde durch die Monarchie macht und selbst am Sitze des Primas von Ungarn, in Gran, wo beinahe ebenso viele Geistliche wie Weltkinder wohnen, stets bei ausverkauftem Hause gespielt wird. Jetzt hat auch Italien sein Sensationsdrama: „Die lebendig begrabene Nonne von Krakau“ erhalten. Die Berenesen haben es in ihrer großen Arena gesehen. Ein Prolog: „Der Fluchtversuch aus dem Kloster“ geht voran. Die drei Akte des Stückes selbst haben die besonderen Titel: „Nach zwanzig Jahren“, „Der Bischof und die Angeklagte“, „Die lebendig Begrabene im Klostergefängniß und die Wiedererkennung des Sohnes“. (Eur.)

Thiers' Kupferstichsammlung wird von Kunstkennern auf 800,000 Frs. im Werth geschätzt. Seine Schwiegermutter, Madame Dosne, half ihm thätig beim Entdecken der nunmehr in seinem Besitz befindlichen werthvollen Curiositäten, die unstreitig eines der schönsten Cabinete in Europa bilden.

Digitized by Google

Die Musikverlagshandlung B. Schotts Söhne hat von Strakosch das Eigenthumsrecht auf die „Messe solennelle“ von Rossini für ganz Deutschland und die Staaten der österreichischen Monarchie erworben.

Unter der Maske des Beherrschers der Gläubigen, Sultan Abdul Assis, hat ein deutscher Humorist neue Lettres Persanes herausgegeben. Der Sultan, der keine andere Sprache, als die türkische, versteht und spricht, und der in Paris, wie in London, in Koblenz, wie in Wien, in der Unterhaltung mit anderen gekrönten Häuptern sich stets eines Dolmetschers bedienen mußte, soll überall Beobachtungen über Personen und Zustände, über Sitten und Aeußerungen der „Giauren“ in sein Tagebuch eingetragen haben! Die Gedanken des kleinen Buches sind nicht ohne Geist, aber sie tragen durchgehends ein westeuropäisches oder vielmehr speziell deutsches Gepräge. In Paris läßt der Verfasser u. A. Folgendes in sein Tagebuch einschreiben: „Wenn mir der Frankenkaiser wieder einmal mit dem Wunsche kommt, die Kretenser freizulassen, nur weil sie mich zum Herrscher nicht mögen, werde ich ihn freundschaftlichst fragen, ob es denn nicht auch ein Grund für ihn wäre, aufzuhören, Kaiser der Franken zu sein, da die Franken ihn nicht mehr wollen?“ (M. s. L. d. A.)

Die sämmtlichen Werke Daniel Defoes, des ersten Erzählers von Selkirks Leben auf einer wüsten Insel, das unter dem Namen Robinson Crusoes bekannt ist, sind mit einer Lebensbeschreibung des Autors von Chalmers, in einem starken Bande bei Nimmo in Edinburg erschienen. Nächst dem Robinson sind Defoes „Memoirs of a Cavalier“ und sein „Journal of the Plague in London“ in England populäre Schriften. In neuerer Zeit ist jedoch dem Rufe Defoes dadurch großer Eintrag gethan, daß über die Zweideutigkeit seines Charakters und namentlich über seine politische Käuflichkeit sehr bedenkliche Ermittelungen gemacht worden sind. Möchten doch die talentvollen Schriftsteller der Gegenwart ein Beispiel an Defoe nehmen, dessen literarischer Ruhm, nachdem er den Mann um ein Jahrhundert überlebt, zu schwinden droht, nachdem die Welt erfahren, was für ein Lump der Verfasser des Robinson in der letzten Zeit seines Lebens war. (M. s. L. d. A.)

(Dante in hebräischer Sprache.) Eine interessante literarische Erscheinung ist Dantes Divina Commedia in hebräischer Sprache, bearbeitet von Dr. S. Formiggini in Triest, von welcher kürzlich der erste Theil: „Hathaphthe“, „die Hölle“ ausgegeben worden. Der Uebersetzer, ein gelehrter jüdischer Arzt in Triest, wo die israelitische Gemeinde einen ausschließlich italienischen Charakter hat und sich mit Vorliebe der Wissenschaft und Literatur Italiens zuwendet, erklärt in der hebräischen Vorrede, daß „unmittelbar nach den göttlichen Propheten, durch welche der Geist Gottes sich geoffenbart, der große Sänger Dante Alighieri zu reihen“, und daß „nach ihm kein Gleicher in irgend einem Volke und in irgend einer Sprache erstanden“. (M. s. L. d. A.)

„Margarethens Traum“ von Berconsin ist neu in der Idee und geistreich in der Behandlung. Es ist eine unterhaltende Satyre auf die poetisch gestimmten jungen Damen, die für Byron, Lamartine und Musset schwärmen. Margarethe hat einen Abscheu vor allem Alltäglichen und weist deshalb die Werbungen eines Börsenagenten zurück. Ihr Vetter, der diesen prosaischen Beruf zu dem seinigen gemacht hat, beweist ihr aber in einer Reihenfolge interessanter Scenen, daß die Frau eines Dichters zu werden nicht die klügste und nicht einmal die für Herz und Gemüth befriedigendste Wahl ist, die ein junges Mädchen treffen kann

Ferdinand Hiller hat zu Laubes „Demetrius“ eine Ouverture geschrieben, welche unter seiner Leitung am 2. September im Hamburger Stadttheater zur Aufführung kam.

Die älteste Londoner Musikalienhandlung Wood, Cramer u Comp, welche die Entreprise der italienischen Oper für 1870 übernommen hat, läßt sich ein Libretto von Cimini und die Musik dazu von Schira schreiben. Letzterer soll ein bedeutendes Talent besitzen.

Herr H. Gaidoz wird nächstens das erste Heft einer von ihm gegründeten Revue Celtique, einer „Vierteljahrsschrift für keltische Philosophie, Literatur und Geschichte“ erscheinen lassen, die, der Ankündigung nach, die Aufmerksamkeit und die Unterstützung der wissenschaftlichen Welt in hohem Maße verdient. Von Deutschland, das Herr Gaidoz in seiner Ankündigung das „Mutterland der Philologie nennt, haben Dr. Adalbert Kuhn in Berlin, Dr. Adolph Bacmeister in Augsburg, Dr. J. Becker in Frankfurt a. M., D. Lorenz Diefenbach daselbst, Dr. J. G. Cuno in Graudenz und Dr. H. Ebel in Schneidemühl ihre Theilnahme ausgesprochen.

(Steinbilder.) Die Kriegsfregatte „Topaze“, welche unlängst von Chile nach Plymouth zurückgekehrt ist, hat eines der Steinbilder mitgebracht, welche Capitän Cook schon im Jahre 1772 auf der Oster-Insel (Waihu) bemerkt haben will. Das Exemplar, welches nächstens einen Platz im Britisch Museum erhalten wird, ist eine 8 Fuß hohe Büste, im Gewicht von etwa 80 Ctr., und eines der am besten ausgehauenen Steinbilder, die sich auf erwähnter Insel vorfanden.

Digitized by Google

Prof. Ettmüller ist mit einer Uebersetzung und Erläuterung des altnordischen Sagenschatzes beschäftigt.

Erfreulich ist die Ankündigung einer neuen Ausgabe von Jeremias Gotthelfs „Uli" zu nennen (Berlin, J. Springer). Gotthelf (Albert Bitzius) gilt als der eigentliche Begründer und Erfinder der Dorfgeschichten; derb, kräftig, gesund, witzig — würde erstaunen, wie man heutzutage die Schilderung des bäuerlichen Lebens salonfähig zu machen gesucht hat. Die neue Ausgabe von „Uli" (zuerst 1846) erscheint in zwei Theilen, deren einer „Uli den Knecht", der andere „Uli den Pächter" enthält, und ist von dem Sohne des Verfassers selbst einer Durchsicht unterworfen worden.

(Humboldt-Literatur) Otto Ules „Alexander Humboldt. Eine Biographie für alle Völker der Erde", (Berlin, bei R. Lesser) hat in einem Zeitraume von einigen Wochen nicht weniger als drei Auflagen erlebt — wohl der beste Beweis für seine Vortrefflichkeit. — Auch Ferdinand Schmidt hat seinen Lebensbildern für Alt und Jung einen „Alexander von Humboldt" (Berlin, bei H. Kastner) eingereiht.

Notizen.

Der am 9. Sept. zu Göttingen erfolgte Tod Otto Jahns ist freilich kein unerwartetes Ereigniß, da er schon seit Jahren hinsiechte, aber doch ein tiefbetrübendes für die zahlreichen Freunde und Verehrer des zu früh Verstorbenen, ein schwerer Verlust sowohl für die Wissenschaft der Antike wie für die moderne Kunst- und Literaturgeschichte. Gehört auch der weitaus bedeutendste Theil seiner Schriften der Philologie und Alterthumskunde als seinem eigentlichen Berufsfache an, so werden doch sein „Mozart" ein ebenso gründliches als geistvoll geschriebenes Werk in vier Bänden, und seine theoretisch-musikalischen Arbeiten zu Beethoven und Mendelssohn, seine Abhandlungen über Goethes Iphigenie, seine Herausgabe und Einleitung der Briefe Goethes an Leipziger Freunde, sein Ludwig Uhland ꝛc. auch auf diesen Gebieten ihm einen ehrenvollen Namen erhalten und es schmerzlich beklagen lassen, daß so mancher Plan zu noch andern Arbeiten ähnlicher Art, der ihn in gesunden Tagen beschäftigt, durch seine Erkrankung vertagt, durch seinen Tod zerstört werden mußte. Außer diesen vielseitigen Verdiensten um Wissenschaft und Kunst, hatt Otto Jahn sein Interesse und seine Thätigkeit auch einmal, wenn schon nur vorübergehend, den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens zugewendet. Ein Sohn des meerumschlungenen Schleswig-Holstein, befreundet und verschwägert mit mehreren der bedeutendsten Vorkämpfer der schleswig-holsteinischen Sache, den beiden Beseler, Droysen u. a., und gleich diesen die Sache der Herzogthümer als ungertrennlich von der Frage einer festeren Konsolidirung Deutschlands erkennend, war Jahn 1848 in Leipzig, wo er damals als Professor wirkte, einer der ersteren, wärmsten und ausdauerndsten Anhänger jener politischen Partei, welche vor allem die Einheit erstrebte, die Freiheit zwar auch, aber nur in den Formen und Grenzen, die sich den Bedürfnissen eines großen und starken Staatswesens einzufügen versprechen. Obgleich Jahn in dieser Parteistellung wesentlich mit Front machte gegen jene extreme Richtung, die über einen abstrakten Freiheitsbegriff alles andere zu vergessen schien, so ward er doch 1849, nach den Maiereignissen, in eine politische Untersuchung verwickelt, die zwar vor dem Gericht, mit einer Freisprechung für ihn endete, jedoch seine Entsetzung auf dem administrativen Wege zur Folge hatte. Im Privatleben war Jahn ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein treuer Freund, ein edler Mensch. Jahn war geboren in Kiel am 16. Juni 1813, also nicht lange erst ins 57. Jahr getreten. (D. A. Z.)

Louis François Theodore Anne, dessen Tod wir durch die Pariser Zeitungen erfahren, war ein wohlbekannte Journalist und Dramatiker. Es war 1797 geboren, trat 1814 in die Armee und stand bis zur Julirevolution bei den Gardeducorps. Seine treue Anhänglichkeit an die ältere Linie des Bourbons gestattete ihm nicht, länger in Dienst zu bleiben. Er nahm also seinen Abschied und begann für die royalistische Presse und Bühne zu schreiben. Unter den Dramen und Operntexten, die er ohne Mitarbeiter schrieb, befinden sich „Der Guerillero," der 1842 mit Musik von Halevy gegeben wurde, „Maria Stuart," von Niedermayer componirt, und die Dramen: „Das Kind des Regiments" und „Die rothe Kammer." Auch in historischen Skizzen und Romanen hat er sich versucht.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 39.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren A. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 24. September.

Inhalt: Der Dichter und die Geschichte von Adolph Pichler. — Ein türkischer Eulenspiegel, Studie über den Volkshumor der Osmanen, von Dr. Herman Ethé. (Schl.) — Darf der Schauspieler an der darzustellenden Dichtung Aenderungen vornehmen? von A. Fresenius. (Schl.) — Die internationale Kunstausstellung in München. IX. — Vom Büchertisch. — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik u. bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen.

Der Dichter und die Geschichte.

Von Adolph Pichler.

Unsere Poeten machen es sich mit ihren Rechten gegenüber der Geschichte sehr bequem, nöthigenfalls berufen sie sich auf Lessing, als hätte dieser einen Freibrief für jede willkürliche Usurpation ausgestellt. Wir beabsichtigen weder die Aeußerungen des Hamburger Dramaturgen zu zergliedern, noch die einschlägigen Worte Schillers abzuhandeln: hätten sie ein Gesetz geben wollen, sie würden ihre Aussprüche schärfer gefaßt und nicht bloß da und dort gelegentlich eingestreut haben. Die Anwendung allgemeiner Sätze auf den concreten Fall fordert große Vorsicht; ob man ihn überhaupt subsumiren kann, und dann, ob für jede Gattung der Poesie das gleiche gelte, oder ob nicht gerade hier Modificationen eintreten.

Wir wollen das Thema nicht systematisch erschöpfen, wohl aber zur Betrachtung anregen.

Wenn der Dichter der Geschichte einen Stoff entlehnt, so ist er gewiß nicht jeder Verpflichtung enthoben; diese wird nach Umständen leichter oder schwerer sein, ihn sogar fördern oder hemmen. Fördern insofern, als ihm historische Namen, je nach dem Publikum, für das er dichtet, das Beibringen weitläufiger Details ersparen, weil er es als bekannt voraussetzen darf; die Zeichnung des Charakters selbst wird durch die Signatur des Namens wesentlich unterstützt. Das bestätigen die Passionsspiele. Auch Italiener, Spanier und Franzosen verstanden ihren Vortheil, als sie gewisse Masken auf der Bühne einführten; die Hand des Dichters kann nun freier bei den Situationen und in Verknüpfung derselben schalten. Zugleich bindet die Geschichte

Digitized by Google

eine ausschweifende Phantasie an die Wirklichkeit, sie liefert ihr ein festes Skelett, das freie Erfindung kaum je so zu schaffen vermag; wie sehr es dem Dichter zu statten kommt, wenn der vorhandene Rohstoff bereits durch den Genius des Volkes auf seinen poetischen Gehalt geläutert ist, zeigen die alten Dramatiker.

Der Dichter wählt geschichtliche Begebenheiten in dem Falle, wo ihm die Phantasie aus sich keinen Stoff zu erzeugen vermag, der besser zur Verleiblichung seiner Idee dienen könnte. Oder bei der Praxis ächter Dichter zu bleiben: er ergreift den Stoff mit instinktiver Ahnung der Idee und wird von ihm ergriffen. Wer lang sucht, geht lang irr, und wer für sich suchen läßt, erhält in den meisten Fällen gar nichts.

Lessing sagt: „Nur die Charaktere sind dem Dichter heilig." Wie nähme er etwa den „König von Sion" auf? — Man wirft uns ein: Lessing meinte den Dramatiker. — Nun gut, wir werden später darthun, daß der Epiker viel strenger an die Geschichte gebunden ist, als jener. In wie fern wir mit Lessing übereinstimmen, daß der Dichter in Allem, was die Charaktere nicht betrifft, von der historischen Wahrheit abgehen kann, so weit er will, — soll sich später zeigen.

Wir meinen, daß sich solche Personen für den Poeten am besten eignen, deren Umrisse zwar deutlich, aber so wenig als möglich von thatsächlichem Detail ausgefüllt sind. Er muß Linien haben, die ihm Raum lassen für seine farbige Stickerei.

Dabei vergesse man den tiefsinnigen Spruch nie: Quilibet fortunae suae faber. Thatsachen entspringen aus den Charakteren; mit dem einen wird das andere gesetzt, wer das eine aufhebt, hebt auch das andere auf. Wir sind überzeugt: je tiefer der Geist der Menschheit die Wurzeln der Geschichte erfaßt, je weiter der Blick dringt, daß sich ihm das Einzelne in großen Massen gruppirt und den Fall dem Gesetz unterordnet, um so mehr werden sich künftige Dichter an das Thatsächliche, welches man nicht mit der Anecdote verwechseln wolle, halten, es mit überlegener Weisheit ausscheiden, und weil sie in demselben die Entwicklung weltgeschichtlicher Gedanken erkennen, um so leichter aus dem unermeßlichen Strome das ideal Zusammengehörige zur Einheit krystallisiren. Historia est soluta poesis! sagt schon der verrufene Quintilianus.

Die tragische ἀνάγκη (Nothwendigkeit) ist jedoch nicht bloß die Wirkung der Charaktere, diese liefern nur den Einschlag in den Zettel, den das dreigestaltige Schicksal zog. Das wußte schon der Prometheus des Aeschylos, der als Tragöde an sittlicher Energie, an erhabener Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge nur einen Bruder besitzt: Shakespeare!

Der Dichter mag immerhin Thatsachen erfinden, die aus gewissen Charakteren möglich sind, jene sollen aber nicht mit allen Thatsachen der Geschichte im schneidenden Widerspruch stehen.

Also nicht mit allen? Mit welchen? mit welchen nicht? Muß er den Antiquar berücksichtigen, der Kleopatras Stecknadeln maß, oder den Forscher, welcher ermittelt, durch wen sie dem Antonius den faulen Fisch an die Angel hängen ließ?

Gewiß nicht! solchen Gelehrten mag er, wenn es ihm der Mühe werth, den Staub aus der Perrücke blasen. Wir haben da ein Gebiet betreten, dessen Grenzen schwer zu bestimmen sind, um so schwerer, da der gedankenlose Alexandrinismus der Deutschen gern Mücken seiht.

Wählen wir ein Beispiel äußerster Art.

Napoleon — wir meinen den großen — sieht zufällig ein Porträt der Königin Victoria, er verliebt sich und wirbt um sie, erhält einen Korb; die Arme verschränkt, die Brauen gefaltet, die Unterlippe eingeklemmt, schreitet er auf und ab, — ein Wink, die Adjutanten fliegen, er setzt das dreieckige Hütchen auf und schifft, nein marschirt, denn der Poet kümmert sich um keinen Kanal, nach England. Geschlagen wird er nach St. Helena verbannt, und nachdem er sich an den Fesseln blutig gestoßen, erdolcht er sich. Der treffliche Dichter zeichnet die Charaktere genau so, wie sie die Geschichte bietet, er verstärkt sie sogar durch einzelne gelungene Züge.

Blühender Unsinn! ruft der Leser. Wie weit haben wir denn aber von diesem Napoleon zu den Wiedertäufern Hamerlings, dessen Verirrungen wir um so mehr bedauern, je höher wir sein Talent stellen. Der Kritiker mag mit jedem Stoffe spielen, er kann gerade dadurch drastisch wirken, daß er den erlauchten Namen mit dem dargestellten Charakter in Widerspruch setzt, er mag Achilles als Hasenfuß und

Digitized by Google

Lykurg als Hanswurst einführen, Alexander in einen Eskimo vermummen und Schneeballen werfen lassen: für seine Kunst gelten andere Schranken; — der ernste Dichter hüte sich mit seinem Tacte vor jeder Behandlung der Geschichte, die an Travestie oder Parodie streift.

Je bedeutender Thatsachen und Personen sind, je stärker wir noch die Wirkungen ihres Daseins spüren, um so weniger darf der Dichter sie willkürlich hin und her schieben, oder gar barbarisch verstümmeln.

Man möchte das Drama vielfältig zur Stärkung des Nationalgefühls verwenden. Wir fragen hier nicht, ob es die Kunst erlaube, die Erfahrung sagt uns, daß es geschah und noch geschieht. Da haben wir Deutsche sogleich einen schweren Stand. Was der Nord preist, verflucht der Süd, was man dort verehrt, spuckt man hier an, und selbst das Urtheil über das Mittelalter, wo wir in der Religion eins waren, ist durch unsere Stellung in der Gegenwart bedingt. Einem großen Theil der Gebildeten liegt es schon an und für sich weit ferner als Rom und Hellas, wir müßten uns daher mit dem allgemein Menschlichen, das oft genug weder Fisch noch Fleisch bedeutet, abspeisen lassen. Erhält dadurch der Poet im gewissen Sinne mehr Freiheit, so wird doch andererseits der Phrase Thür und Thor geöffnet; was Halbdichter, welche die Tendenz mit der Intention verwechseln, darin leisteten, wollen wir zu vergessen suchen. Das ist auch, abgesehen von der geistigen Impotenz, eine der Ursachen der häufig so verblasenen Charakteristik; bequem ist's freilich, der Person einen Zettel in den Mund zu hängen, aber schön gewiß nicht. Der schlichte Zetter trifft den Nagel auf den Kopf: „Mir will nun einmal das confuse Wesen nicht eingehen von Gestalten, die sich zwischen der Idee und Wirklichkeit abtreiben, denen man am Ende Kopf und Fuß ansetzen muß, um sich dabei etwas zu denken. Einem Charakter muß man es ansehen, daß ihn Gott gemacht hat. Kommt er nicht daher, so mag ich auch nichts mit ihm zu thun haben."

Ein Volk von lebendigem Nationalgefühl besitzt auch einen treuen Sinn für seine Geschichte und deren Helden und ist weniger geneigt, hier große Willkür zu dulden. Essex mag in Wien oder Berlin der Elisabeth Liebe schwören; wer kümmert sich hier, oder wie viele wissen, daß sie damals achtundsechzig Jahre zählte; ob es jedoch in England hinginge, ist fraglich, wiewohl es auch dort nicht unbekannt ist, daß die alte Beß noch gern kokettirte und sich im Styl von Euphues huldigen ließ. Eine verliebte Vettel ist ein drolliger Stoff für einen Holberg; dazu brauchte man jedoch keine berühmte Königin, und es wäre immerhin gewagt, sie den Engländern in erniedrigenden Situationen vorzuführen. Daß man sich an der Spree eine abschätzige Behandlung des großen Fritz nicht gefallen ließe, davon sind wir ohne Weiteres überzeugt. Mehr Spielraum bietet sich dort, wo eine geschichtliche Person nicht als Hauptheld in ihrer historischen Stellung, sondern nur episodisch in Privathandlungen, oder als Deus ex machina auftritt. Beispiele bietet uns der Richter von Zalamea, oder Dom Pedro.

Wollte sich aber auch ein Dichter mit peinlicher Aengstlichkeit an die überlieferten Thatsachen binden, was nach keiner Regel unbedingt gefordert werden darf, so kann er doch noch der Geschichte auf die schmerzlichste Weise ins Gesicht schlagen.

Jede Zeit besitzt ihre eigenthümliche Physiognomie sowohl geistig als auch in Bezug auf das Costüm. Keine Periode hat es in der objectiven Erkenntniß dieser Physiognomie weiter gebracht, als die unsrige, kein Volk weiter als das deutsche. Das muß der Dichter der Gegenwart wohl berücksichtigen. Eine geniale Hand kann hier mit wenigen Strichen auf das Lebendigste malen, erinnern wir uns an manche Züge in Göthes Faust, Schillers Lager, Hebbels Agnes. Mit wenigen Zügen, ja! während die Häufung des Details, wie in den sehr schätzbaren Fabiern Freitags, vom Hauptzwecke ablenkt und höchstens dem Archäologen Beifall abnöthigt. Shakespeares divinatorischer Blick erkannte ohne Gelehrsamkeit in Julius Cäsar den Zeiger der Weltuhr.

Nicht Jeder billigt es, wenn Mommsen den Cicero oder Cato in die Sprache der neuesten Journale übersetzt. Man halte seiner Zeit den Spiegel vor, aber dieser Spiegel werfe hinter dem Porträt auch das ungeheure Bild der Menschheit zurück, so daß man jenes nach diesem messen und beurtheilen kann. Wählt man jedoch eine

Digitized by Google

bestimmte Epoche, so darf man die Form nicht vernachlässigen, welche der Geist der Menschheit eben damals zum Ausdruck benützte. Daß unser Geschlecht gelernt hat, den Völkern gerecht zu sein, das schlagen wir hoch an; engt und ängstigt diese tiefe Kenntniß auch den Halbpoeten, so gereicht sie dem ächten Dichter, der Allem Leben abgewinnt, zum unberechenbaren Vortheil, er kann uralte Zustände symbolisch verwerthen, ja sogar als symbolische Abbreviatur gebrauchen. Das erfordert freilich eine Tiefe der Weltanschauung, ein Capital von Schöpferkraft, über das nicht Jeder verfügt. Wer heischt jedoch von dem, der Kupferblättchen für den täglichen Verkehr zur Scheidemünze prägt, daß er das Erz aus den Bergen hämmere, in der reinen Flamme seiner Phantasie schmelze und mit künstlerischem Verstand läutere, um Statuen zu gießen? Dante faßte alle Radien einer in sich geschlossenen reifen Zeit zusammen, das begehrt ja von euch Niemand, ihr Kleinen! nur schnallt euch nicht den Kothurn einer großen Zeit an den Rist, nur ergreift die Maske ihrer Heroen nicht, um sie als Mundstück für eure unvergohrenen — Einfälle zu mißbrauchen, die ihr als weltbewegende Ideen ausposaunen möchtet.

Nur Dichter jener Art, wenn sie auch dem Grade nach das Höchste nicht leisten, dürfen es wagen, Züge aus dem Wesen der ganzen Menschheit, welche ihr Schicksal auf Jahrhunderte bedingt haben und vielleicht noch in ungezählten Jahrtausenden bedingen, darzustellen: ihre Gestalten werden symbolisch und doch individuell sein. So viel wir gegen Hebbels Moloch einzuwenden haben, zählt er dennoch zu dieser Gattung. Er ist der Versuch eines historischen Dramas im eminentesten Sinne des Wortes; er zeichnet in den grellsten Farben scheinbar das Auftreten eines bestimmten Cultus; obwohl uns diese scheußliche asiatische Religion eigentlich nichts angeht, interessirt uns doch die originelle Schilderung, wir fühlen, wie hier jede Faser zuckt und zittert. Der Molochsdienst? Sehen wir näher hin, so enthüllt uns der Dichter das dämonische Monogramm der Religion als dogmatischer Religion, möge nun eine solche sich als Offenbarung ankünden wo, wann und wie sie wolle. Hebbels innerste Natur, die nun einmal dem Gräßlichsten nicht abgeneigt war, erkor die punische Götzenfratze; ein Anderer leiht vielleicht seiner Idee das Fleisch und Blut Gregors VII., ein Dritter, wohl der Größten größter, wählt, weil es sich um eine Stufe handelt, über welche die Menschheit einst hinausschreiten muß, die Form der Komödie jenes Styls, den Plato der Tragödie gegenüberstellt. Vielleicht werden durch ihn die Helden irgend eines Concordates unsterblich, mit denen schon jetzt die Geschichte ironisch Fangball spielt.

Was das Costüm, und zwar nicht bloß im engen Jargon des Schneiders, anlangt, so darf der Dichter nicht vergessen, daß es zur äußeren Erscheinung einer Zeit, zu deren charakteristischen Eigenthümlichkeiten gehört. Die Tage sind vorüber, wo van Eyk die Erzväter als niederländische Große bekleidete, man lächelt über die Einfalt der Bauern, die auf das Gebirg Nazareth einen Jäger mit der Büchse stellen. Auch die örtliche Umgebung darf nicht vernachlässigt werden, Sappho gehört nicht in das Boudoir der Pompadour. Wir haben vom Baum der Erkenntniß gegessen und fordern auch vom Dichter einige Studien, selbst der größte würde uns beleidigen, wenn er uns in Sachen, die jeder Realschüler kennt, für unwissend hielte. Man soll nicht beim Genusse seines Werkes erst von dem und jenem, und wär es auch Nebensächliches, absehen müssen. Das gestattet der Kenner nur dann, wenn es für höhere Zwecke, die auf anderem Wege weniger gut und schnell zu erreichen wären, geschieht. Wir schenken dem Plastiker den schwarzen Schwalbenschwanz, obgleich er zum Costüme der Zeit und Person gehört, wir fordern vom Dichter, welcher in das Jahr 1866 greift, nicht, daß er uns den hyperloyalen Jammer des nächstbesten Welfenhöslers sylbentreu wiederhole. Unter solchen Umständen kann man dem Künstler gegenüber nicht liberal genug sein. Unsere Literaten möchten aber nur zu gerne das eine thun und das andere nicht lassen; während man hier Kameele schlucken muß, fehlt dort auch die kleinste Warze nicht, um einen äußeren Effect zu erzielen. Es gibt hier eine bestimmte Grenze, vor Allem gilt das Gesetz: das Beiwerk soll die Dichtung nicht überwuchern. Der Ausstattungsschwindel hat uns die Poesie ruinirt, man besucht das Theater nicht mehr um das Stück, sondern die Gewänder und die Decorationen zu begaffen. Der Epiker meißelt nicht mehr Helden, sondern pinselt Waldgründe, Mondnächte, Wasserfälle und Tempel; kurz wir haben die Kunst der Coulisse.

Digitized by Google

Armer Horaz, Du stehst wie dein Bauer vor der Sündfluth des Ungeschmackes, sie verläuft nicht trotz der Bannflüche in deinem Briefe an die Pisonen, den man an jeder Schule mit Glossen gespickt vorträgt — gratis et frustra!

Wenn aber ein Dichter im Gefühl absoluter Souveränität ohne solche Rücksichten mit dem Stoff verfährt, wegnimmt und zusetzt, wie es ihm gerade beliebt oder einfällt? — Dann mag er es selbst verantworten, wenn seine Wirkung gelähmt wird. Nur für den Musiker kann der Stoff zugleich Form im eminentesten Sinn werden, die übrigen Künste müssen es sich gefallen lassen, daß er immer etwas von seiner materiellen Natur behalte. Das Werk ist vollkommen, wenn diese nicht gewaltsam bezwungen oder gar vernachlässigt erscheint, sondern harmonisch zum Ganzen stimmt, als gehöre sie von allem Anfang zur Idee. Dem ächten Künstler ist übrigens in der Kunst nichts klein. Er meidet von selbst Alles, was den Eindruck seines Werkes hemmt, sowie er jene läppische Genialität, welche die Nebensachen mit tausend Flittern putzt, weil sie es nicht versteht, der Hauptsache gerecht zu werden, verachtet.

Politik, Nationalgefühl, Moral und dergleichen kann an und für sich im magischen Kreise eines dichterischen Werkes liegen, und verstärkt dann gewiß den Eindruck desselben auf eine bestimmte Gegenwart; wird das aber absichtlich hineingelegt und ihm der künstlerische Bau des Ganzen untergeordnet, so zerstört es ihn leicht. Weh dem Dichter, der auf dieser Seite seinen Erfolg sucht, er hat den Ruhm des Tages als Lohn dahin und die Zukunft gedenkt seiner nicht mehr. Die Athener sahen die Perser des Aeschylos gewiß mit anderen Gefühlen als wir, verherrlicht das Drama doch ihre persönlichsten Kämpfer; hätte jedoch der Dichter nicht zugleich ein vollendetes Kunstwerk geschaffen, sein feingebildetes Volk wäre stumm fortgegangen, und Niemand würde es vor dem Moder bewahrt haben. Wenn ein Dichter historische Stoffe auf jene Ideen ansieht, schelten wir ihn durchaus nicht, nur muß er die Schuld, welche er als Künstler zu zahlen hat, nicht mit ihnen decken wollen.

Der Grad der Freiheit bei Benützung historischer Stoffe hängt jedoch auch von der poetischen Gattung ab; betrachten wir zuerst das Drama. Von der Oper kann man kaum reden, da ist der Text fast nur das Lattenwerk, um das der Compositeur seine Tonguirlanden schlingt, jetzt gewiß noch mehr als in den Tagen Metastasios, dessen artige Reime der Italiener noch immer gern liest. Nach dem Compositeur kommt der Decorateur, nach dem Decorateur der Maschinist, jeder fordert sein Theil vom Poeten, dem dafür die Poesie erlassen wird. Es ist so, wir werden es nicht ändern, die Ideale Schillers und Goethes haben vorläufig keine Aussicht auf Verwirklichung. Richard Wagners Verlangen nach einer Nothcivilehe aller Künste zeugt wenigstens von dem Bewußtsein, in welchem Babel wir uns umtreiben, die Muse stolpert jedoch beim ersten Schritt über die schrecklichen Leberreime des kühnen Meisters. Mögen diese in die Zukunft deuten, wie der unmelodische Hahnenschrei den Morgen kündet, Poesie der Zukunft sind sie gewiß nicht.

Das dramatisirte Märchen empfängt seine Gesetze aus Wolkenkukuksheim; spiegelt es auch oft eine verkehrte Welt, so ist es immerhin eine Welt die, losgebunden von der Schwere irdischen Stoffes, doch ihre Gesetze hat, und daher dem Genius des Künstlers und nicht höherem Blödsinn verfallen sollte.

Das Lustspiel mag Physiognomie und Costüm der Zeit wahren, historische Personen treten hier selten in der Thätigkeit auf, durch die sie historisch wurden.

Anwendung findet das früher Gesagte auf das Schauspiel, noch mehr auf das Trauerspiel.

Was die dramatische Kunst als Gattung anlangt, so glauben wir, daß ihr gegenüber den Thatsachen, ja sogar den Charakteren, eine viel größere Freiheit zugeschnitten sei, als der epischen Poesie.

Warum?

Weil jene, — wir sprechen natürlich nicht vom Lesedrama — durch die unmittelbare Gegenwart wirkt; die Geschichte wächst vor unseren Augen, wir sehen sie unmittelbar, die Personen beweisen uns ihre Existenz leibhaftig, wir können sie nach Gestalt und Ausdruck nicht läugnen. Verloren ist nur der unglückliche Dichter, der hier eine Reflexion aufkommen läßt.

Digitized by Google

Anders das Epos.

Da tritt der Poet vor uns hin, er trägt uns eine Geschichte als geschehen vor; wir wissen, daß die Personen, von denen er spricht, vielleicht Jahrhunderte vor uns haudelten und litten, wir haben von ihnen wahrscheinlich schon früher gehört, so daß er nur ihre verblaßten Contouren mit Farben erfüllen, sie neu beleben muß.

Hier hängt Alles von der poetischen Kraft des Dichters ab, von seiner Fähigkeit innere Wahrheit und äußere Wahrscheinlichkeit zu vereinen, von den sinnlichen Mitteln, über die er in Rücksicht auf beides verfügt. Wir gehen um den Gegenstand herum, die Kritik erwacht, sie erwacht um so eher, wenn jener den steten Fluß der Begebenheit staut, um uns durch prächtige Schilderungen, die er losbrennt, zu verblüffen, und dadurch Zeit zu Nebengedanken läßt. So erzielt dieser oft benützte Kniff das gerade Gegentheil von dem, was der Dichter beabsichtigt. Dieser will seine Schwäche in der Charakteristik, die Ungeschicklichkeit, eine Handlung fortzuführen, maskiren, und zeigt so dem Publikum die lang verhüllte Blöße. Möchten doch die Herren bedenken, daß solche Einschiebsel keine Episoden sind, und daß gerade die letzteren eine sehr feine Berechnung zulassen, indem uns der Dichter von Gegenständen, die, zu lang beschaut, entweder ermüden oder zur Prüfung herausfordern, in einen neuen Wirbel fortrafft, dann wieder auf den vorigen Platz stellt, der jedoch jetzt in anderer Beleuchtung erscheint, und schließlich den Wechsel auf das Anmuthigste durch den inneren Zusammenhang motivirt. Dabei hat er uns nicht auf dem alten Fleck gelassen, sondern weiter geführt. Das ist schwer, sehr schwer, deswegen fordert aber auch kein Gedicht längere Zeit, bis es reif ausgetragen ist, als das Epos, und es beweist eitle Selbstüberschätzung, wenn man wähnt, eines nach dem andern aus dem Aermel schütteln zu können. Die Praxis der großen Epiker, in so weit wir sie kennen, war eine andere.

Das Epos wird von keiner der anderen Künste schwesterlich unterstützt, oder nur schwach, sobald man den eintönigen Vortrag der Rhapsoden und die serbische Gusla hier in Anschlag bringen will, es kann nur durch sich wirken, und muß daher in sich um so vollendeter sein.

Davon wollen wir schweigen, daß das epische Lied in alter Zeit die Geschichtschreibung vertrat, bis Clio das Plektron mit dem Griffel vertauschte.

Freieres Spiel, aber noch geringeren Spielraum hat der Dichter, welcher Gestalten, die bereits Sage und Poesie des Volkes verfestet, welcher Stoffe, deren Umrisse sie längst meisterhaft zog, zu behandeln wagt.

Die Penthesilea Kleists, der wohl den meisten unserer Modepoeten weit überlegen ist, tritt uns warnend entgegen. Bezüglich der Stoffe, deren Künstlerhand bereits ihren Stempel aufgeprägt, wäre überhaupt zu erwägen, ob es gerathen sei, sie einer neuen Bearbeitung zu unterziehen. Die Natur zeigt uns den Dimorphismus mancher chemischen Zusammensetzungen in prächtigen Krystallen, die Theorie stimmt zu, die Praxis der Alten that es unbedenklich. Schwierig ist es gewiß; doch brechen wir hier ab, ohne uns weiter auf dieses Gebiet zu verlieren.

Ebenso interessant wäre es, zu erörtern, wie sich Epos und Roman zu geschichtlichen Stoffen zu stellen haben. Bezüglich der Wahl und Behandlung wohl ebenso verschieden, als diese beiden Arten erzählender Dichtung in und unter sich verschieden sind. Die abschreckendste Mißgeburt scheint uns ein Epos, das der Dichter zuerst romanartig appretirt, und dann in Verse keilt, nachdem er sich zuvor bei der Oper einige Knalleffecte entliehen hat.

Unser Thema ließe sich wohl auch noch von anderen Seiten auffassen; wir brechen hier ab mit der Bemerkung, daß wir unsere Ansichten nicht aus Nebel gesponnen, sondern theils von classischen, theils von nichts weniger als classischen Tagesdichtern abstrahirt haben, wenn wir auch nur selten Namen anführten. Ob unsere Elle diesen Herren paßt, überlassen wir der Entscheidung des geduldigen Lesers, der uns bis zum Schluß dieser flüchtigen Betrachtungen gefolgt*).

*) Prof. Pichler ist R. Hamerlings Freund. Wir haben deshalb obigen Aufsatz ohne Aenderung oder Kürzung aufnehmen zu dürfen geglaubt D. Red.

Digitized by Google

Ein türkischer Eulenspiegel.

Studie über den Volkshumor der Osmanen.

Von Dr. Herman Ethé.

(Schluß.)

Interessanter, sowohl in der Ausführung wie in der Pointe, als die eben angeführten Witze sind nun die, wie oben bemerkt, nicht in der Constantinopolitaner Ausgabe, sondern in Handschriften sich findenden, von denen Dieterici in seiner türkischen Chrestomathie einige im Originaltext veröffentlicht hat. Wie ebenfalls schon erwähnt ist, muß die Lebenszeit unseres Nasreddin — angenommen, daß er eine wirkliche historische Persönlichkeit ist — einigermaßen mit der des Timurlenk zusammengefallen sein, da er häufig bei und mit diesem Fürsten seine Streiche verübt. Auf seinen Eroberungszügen war Timur nämlich eines Tages auch in die Nähe jenes Districtes gelangt, in welchem Nasreddin als Chodscha fungirte, und da die erschreckten Dorfbewohner den Meister anflehten, dem gefürchteten Herrscher doch entgegenzugehen, ihm seine Huldigung darzubringen und etwaige Contributionen von ihnen abzuwenden, so machte sich der Alte mit einem mächtigen, Ka-uk genannten, tartarischen Turban, den vier Männer ringsherum durch Stützen über seinem Haupte aufrecht halten mußten, auf den Weg zum Timurlenk. Als der ihn von fern in so seltsamen Aufzuge herankommen sah, frug er verwundert seine Umgebung, was denn das für eine ungewöhnliche Erscheinung sei. Man erwiderte ihm: „Wahrscheinlich der Imâm des nächsten Dorfes, aber jedenfalls muß er von Sinnen sein." Timur gerieth in heftigen Zorn und beschloß, ihn wegen dieses unehrerbietigen und unpassenden Witzes sofort tödten zu lassen; als aber Nasreddin bei ihm angelangt war, wußte er durch einen schlagenden Witz, den hier wiederzugeben freilich der Anstand verbietet, nicht nur den Grimm des Herrschers zu beschwichtigen, sondern denselben auch in eine so heitere Stimmung zu versetzen, daß dieser ihn von Stund' an in sein Gefolge als Spaßmacher aufnahm. — So saßen sie nun eines Tages bei einander in scherzhaftem Plaudern, als Timur plötzlich seinen Kopf betastend merkte, daß die Zeit zum Rasiren für ihn gekommen sei. Der Bartscherer wurde gerufen, und als er seine Obliegenheit verrichtet, besah sich Timur im Spiegel. Nun war, wie bekannt, der berühmte Mongolenfürst ein keineswegs schöner Mann; schon aus seinem Namen Timurlenk (Timur heißt nämlich Eisen und lenk — lahm) geht hervor, daß er hinkte und einen Fuß aus Eisen hatte; nebenbei war er noch auf seinem einen Auge blind. Als er daher seine häßliche Gestalt im Spiegel erblickte, fing er unwillkührlich zu weinen an, und Nasreddin, nicht faul, weinte mit. Eine ganze Zeit lang schluchzten Beide so um die Wette, bis endlich einige Tafelfreunde und Gesellschafter des Timur, die meistens, wie auch bei den frühern türkischen Sultanen, aus Stummen und Zwergen zu bestehen pflegten, dazukamen und durch tröstende Worte und amüsante Geschichten ihn sein Mißgeschick vergessen machten. Timur stellte sein Weinen ein, Nasreddin dagegen fing nur noch um so heftiger zu heulen und zu schluchzen an. Erzürnt rief ihm endlich der Herrscher zu: „Als ich mich vorhin im Spiegel beschaute, da schmerzte es mich tief, daß ich, der Großherr, bei all meinen reichen Schätzen und bei der Menge meiner Odalisken so abschreckend häßlich sei, und darüber brach ich in Weinen aus. Weshalb aber hattest du zu heulen und heulst auch jetzt noch unaufhörlich weiter?" „Fürwahr!" erwiderte der Alte mit höchst ernsthafter und bekümmerter Miene, „Du hast nur einen einzigen Augenblick Dein Antlitz im Spiegel gesehn, und diesen Anblick doch so wenig ertragen können, daß Du laut zu schluchzen beginnst; wir Armen aber müssen Deine häßliche Erscheinung Tag und Nacht ohne Unterbrechung sehn, und wenn wir also nicht Veranlassung zum Weinen hätten, wer hätte es dann wohl?" — Diese Antwort wirkte so zwerchfellerschütternd, daß Timur und die Uebrigen fast vor Lachen barsten. — Einmal hatte Nasreddin von seinem Nachbar einen Kessel entliehen, und da er den Gesellen wegen seiner Schlechtigkeit und Habsucht nicht leiden konnte, wollte er ihm einen Streich spielen. Als Jener daher nach einigen Tagen zu ihm kam und sein Eigenthum zurückverlangte, steckte der alte Schalk heimlich noch einen kleinen Kessel in den großen hinein und übergab ihm beide. Sobald der Nachbar hineingesehn, wandte er sich zum Nasreddin um und sagte: „Dieser kleine Kessel gehört mir nicht, er muß

Digitized by Google

anderswie da hineingerathen sein." „Ja sieh," versetzte pfiffig der Alte, „als ich den Kessel von Dir empfangen und mitgenommen, da stieß er plötzlich einen lauten Schrei aus, und als ich näher zusah, bemerkte ich, daß Dein Kessel guter Hoffnung gewesen und so eben geboren hatte. Sind sie also nicht beide nothwendig Dein Eigenthum? nimm sie, sie gehören Dir von Rechtswegen zu." Der Besitzer des Kessels gerieth in höchste Freude, rief: „Nun warum nicht? Gott der Allmächtige vermag ja alles!" nahm beide mit sich und ging fort. Ein oder zwei Monate nachher ging der selige Nasreddin wieder zu dem Nachbar hin und bat um einen Kessel mittlerer Größe. Sofort brachte der einen mächtig großen daher, und als der Chodscha bemerkte: „Gieb mir einen kleineren," erwiderte der habsüchtige Geselle: „ich habe keinen kleineren als diesen, und es hindert ja auch nichts; vielleicht mag dieser, wenn er ebenfalls gebiert, einen recht großen zur Welt bringen." Nasreddin nahm ihn, trug ihn nach Hause und legte ihn dort bei Seite. Einen Monat ungefähr hatte der Besitzer desselben Geduld und ließ von einer Rückforderung nichts verlauten; als sich aber die Sache gar zu sehr in die Länge zog, ging er eines Tages zum Chodscha hin und bat sich seinen Kessel wieder aus. Der Meister seufzte einmal laut auf und sprach dann mit kläglicher Miene: „Ach! Du hast meinen Schmerz wieder neu aufgefrischt — es war ein so guter Kessel — nun ist er Todes verblichen; gehab Dich wohl!" „Aber der Kessel kann ja nicht sterben," rief sein Nachbar ärgerlich aus. „Lieber Freund!" versetzte Nasreddin, „unlängst hatte der Kessel geboren, da sagtest Du: nun, Gott der Allmächtige vermag ja alles, und nahmst ihn mit Dir — und jetzt willst Du hieran nicht glauben?" —

Eines schönen Wintertages, als der Chodscha ruhig schlief, fingen zwei Leute unter seinem Fenster einen furchtbaren Lärm an und kamen in heftigen Streit, der zuletzt so arg wurde, daß sie gar mit den Messern aneinander geriethen. Nasreddins Weib stand aus dem Bette auf, sah zum Fenster hinaus und bemerkte zu ihrem Schrecken, daß Beide eben auf dem Punkte waren, sich gegenseitig umzubringen. Sie weckte daher rasch ihren Mann und rief ihm zu: „Steh auf, Alter, wenn Du Gott liebst, und trenne diese Streitenden, sie thun sich sonst ein Leides an; es wird Dir droben einst reich vergolten werden." „Ah, komm, Weib, und lege Dich wieder an Deinen Platz nieder," erwiederte phlegmatisch der Alte, „giebts denn keinen anderen als mich auf der Welt, der sich ihrer annehmen kann? Mein Erbarmen würde mir schließlich nur eine Krankheit zuziehen, weiter nichts. Laß mich hier ruhig liegen, Frau, soll ich alter Mann bei der Kälte eines solchen Wintertages auf die Gasse hinauslaufen? Vielleicht würden sie mich in die Mitte nehmen und mich gehörig durchprügeln." Aber die Frau ließ nicht ab, sie umschlang seine Hände und Füße, wie Weiber bekanntlich thun, und endlich gerieth der Alte in Zorn, schimpfte weiblich auf seine Ehehälfte, wickelte sich aber doch in seine gesteppte Bettdecke und ging hinaus. Neben die beiden Raufer tretend rief er ihnen zu: „Thuts nicht, thuts nicht, Kinder! habt Mitleid mit meinem weißen Bart." In demselben Augenblicke, als er noch so redete, packten die beiden im Streit begriffenen Männer die den Rücken des Chodscha bekleidende Decke und rissen mit derselben aus. „Das hat sich sehr schön gemacht," murmelte ingrimmig der Alte, ging wieder hinein, schloß die Thür und legte sich nieder. Die Frau rief ihm aus ihrem Bette zu: „Hast Du nun gesehn, welch großen Gotteslohn Du Dir erworben? Gerade sowie Du aus dem Bett gestiegen und hinausgegangen, hat der Lärm aufgehört." „Ja, in demselben Augenblicke hat er aufgehört," echote Nasreddin. Als nun aber sein Weib ihn frug: „weswegen haben sie denn so gelärmt, und gestritten?" polterte der Alte vor Ingrimm heraus: „Weswegen? nun, um unsere Bettdecke haben sie sich gestritten; von jetzt an kannst Du Dich gefälligst in eine Schlangenhaut einwickeln!" —

Ein ander Mal war Nasreddin unter tausend Beschwerden auf das Dach seines Hauses hinaufgeklettert, um Ziegel zu decken. Eben hatte er damit begonnen, als an seine Thür gepocht wurde. Sein Weib ging hin und sah einen Menschen davor stehn, „Was giebts?" frug sie, und Jener antwortete: „Geh, und rufe mir schnell den Meister her, er möge kommen, er ist ganz nothwendig!" „Er hat auf dem Dache zu thun," lautete die Antwort. „Das hilft nichts, sag ihm nur, er soll sich eilig herbemühen." Die Frau berichtete es dem Alten aufs Dach hinauf und dieser erwiderte ihr: „Eben

Digitized by Google

bin ich erst mit unsäglichen Mühen hinaufgeklettert, wie soll ich jetzt wieder hinabkommen? geh und bedeute ihm, was er auszurichten hat, soll er Dir ausrichten; Du kannst es mir dann hinterbringen!" Die Frau ging wieder zur Thür und sagte: „Mein Mann kann nicht vom Dache herabsteigen, es ist eine halsbrecherische Passage, vielleicht fällt er noch gar dabei. Trage drum mir Dein Anliegen vor, und ich werde dann gehn und Dir seine Antwort zurückbringen." Aber der Mann vor der Thür ließ sich nicht bereden, er blieb dabei: „Ich muß es durchaus ihm selbst sagen, thu ihm nur kund, er möge kommen, es sei unumgänglich nothwendig und ein höchst wichtiges Geschäft." Die Frau berichtete dies aufs Neue dem Alten, und der, bei sich überlegend: „vielleicht handelt es sich um ein Geldgeschäft," entschloß sich endlich, herabzusteigen. Unter unsäglichen Beschwerden wurde dies in's Werk gesetzt, unglücklicher Weise brach aber eine Sprosse der Leiter, der gute Nasreddin fiel herab und verwundete sich den Arm. In hellem Zorn eilte er nun zur Thür, öffnete sie und sieh! davor stand — ein Bettler, der den Chodscha devoteſt mit den Worten anredete; „um Gottes Barmherzigkeit willen, gieb mir einen Silberling zum Almosen." „Na, das ist wirklich sehr schön!" rief der Alte wüthend aus, nahm den Burschen herein und schleppte ihn über die zerbrochne Leiter mit sich hinauf aufs Dach, dann sagte er zu ihm: „So! jetzt geh, Mensch, Gott mag's Dir geben — ich habe nichts für Dich!" „Hättest Du mir das nicht auch unten sagen können, Meister?" grollte der Bettler, „O Du ehrloser Kerl!" wetterte nun der Alte, „als Du einen Silberling haben wolltest, hättest Du es da nicht auch meinem Weibe sagen können? weshalb mußtest Du mich erst vom Dache herunterholen lassen und so die Ursache zu meinem Fall und meiner Armverletzung werden? marsch, fort mir Dir!" und damit sagte er den Bettler hinaus. —

Der selige Nasreddin war gerade in seinem Hause mit dem Waschen von Leinzeug beschäftigt, als einer von den Dörflern plötzlichen Todes verblich, und gleich darauf Leute zum Chodscha, als dem Imâm des Ortes, eilten und ihm zuriefen: „Komm, wir wollen den Leichnam waschen und dann aufheben und bestatten!" „Ich kann jetzt nicht fortgehn," lautete der mürrische Bescheid des Alten, „ich bin mit meiner eigenen Wäsche beschäftigt; bringt ihr mir also Leiche und Waschtisch her, heißes Wasser ist hier auf dem Heerde parat, ich will sie hier waschen und euch dann übergeben." — „Gegen den Chodscha giebt es keinen Widerspruch!" Mit diesen Worten holten die Leute, wie er befohlen, den Leichnam, der Chodscha nahm ihn mit hinein, streckte ihn der Länge nach auf dem Waschtisch aus und sagte dann zu der versammelten Menge: „Bleibt ihr draußen stehn, denn hier ist mein Frauengemach; wenn ich den Todten gewaschen habe, werde ich euch Nachricht davon geben." Man that nach seinem Gebot. Als nun aber der Meister die Thür geschlossen und sich die Leiche noch einmal angesehen, fing er an, bei sich zu überlegen: „Es ist doch eigentlich schade um dieses heiße Wasser; wenn ich's für diesen Todten verwende, so bleibt mir meine Wäsche liegen." Nun floß zufällig mitten durch Nasreddins Haus ein Wasserstrom, und schnell entschlossen sprach der Chodscha bei sich: „Ei was! ich stecke den todten Gesellen in diesen Fluß hinein, halte ihn am Fuß fest und tauche ihn ein paar Mal gehörig unter; dann hole ich ihn wieder heraus und übergebe ihn den Händen der Leute, damit Gott befohlen!" Gesagt, gethan, der Alte führte dieses Experiment aus, aber unglücklicher Weise war die Strömung des Flusses eine so gewaltige, daß sie ihm flugs den Leichnam aus der Hand riß und weit aus seinem Gesichtskreise mit sich fortführte. „Hier muß nothwendig eine List helfen," brummte der Meister, dem doch nicht ganz wohl bei der Geschichte war, vor sich hin, und schnell zur Thür gehend rief er den Draußenstehenden zu: „Hört einmal, was für eine Art Mensch ist denn eigentlich der Verstorbene gewesen?" Alle einstimmig entgegneten: „Ach, es war ein liederlicher Kerl, ein Ränkeschmied und räuberischer Gesell." „Pst, Pst, sagt so etwas nicht!" ließ sich nun der Alte geheimnißvoll vernehmen, „dieser Mensch — Gott mag's besser wissen — scheint droben Verzeihung für seine Sünden gefunden zu haben, denn denkt euch, ich wusch ihn da auf dem Waschtisch, und als ich damit fertig war, putzte und rieb ich ihn ab, und in demselben Moment öffnete er seine Augen und stand auf. Ich schaute ganz verwundert auf, da bemerkte ich daß vom Himmel silberne Ketten heruntergelassen wurden, und Engel ihn an diesen zu sich heraufzogen. Merkt

Digitized by Google

euch das wohl, Leute, und hütet euch, irgend etwas Schlimmes von diesem Todten auszusagen, ihr würdet euch dadurch einer Sünde schuldig machen; das muß ein ganz absonderlicher Mensch gewesen sein!" Die Dörfler vertrauten fest auf die Aussage des Chodscha, und mit einem: „Gott hat zu gebieten!" entfernten sie sich. Leider aber wurde nach einigen Tagen der Leichnam, der von dem Strom weiter und weiter fortgeführt war und endlich sich in ein Dorngebüsch verwickelt und festgehängt hatte, in ganz aufgedunsener Gestalt von den Dorfbewohnern aufgefunden, und entrüstet strömte nun die Menge zum Chodscha hin und hielt ihm seinen lügenhaften Bericht vor. „Und doch ist es wahr und gewiß, daß sie ihn zum Himmel hinaufgezogen haben," betheuerte Nasreddin, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen; „aber habt ihr nicht selbst gesagt, daß er ein Ränkeschmied und Räuber gewesen? Nun, wer weiß, was er da oben wieder verübt hat, vielleicht hat er gar etwas gestohlen, und da hat man ihn zur Strafe wieder herabgeworfen. Geht jetzt nur und bestattet ihn schnell, sonst steht er abermals auf und macht auch hier noch irgend welchen dummen Streich." —

Endlich sei noch einer scherzhaften Antwort des Nasreddin gedacht, die für seinen künstlerischen Geschmack freilich kein besondres Zeugniß ablegt, und die wir jüngst bei einer besonderen Gelegenheit in etwas erweiterter Form in deutsche Reime gebracht. Da sich nun mit diesen unsere Skizze über den türkischen Volkshumor und die Schwänke des alten Meisters ganz passend schließen läßt, so mögen sie hier aufgeführt werden:

„Als jenen Schalksnarrn aus dem Türkenreich,
Der Eulenspiegel halb, halb Falstaff gleich,
Mit seines Munds allzeit schlagfert'gem Witze
So mancher drohenden Gefahr die Spitze
Geboten und zum Spaße sie verkehrt,
Den heut noch Jung und Alt im Osten ehrt,
An dessen Schwänken, dessen heitren Scherzen
Sich laben und erquicken alle Herzen,
— Ich mein' den Nasreddin — als den man fragte,
Welch Instrument am meisten ihm behagte,
Ob Geige, ob Guitarre, ob Hoboe,
Da sprach mit tiefem Ernst der Alte so,
Indeß sich seine Stirn in Falten legte,
Und schüttelnd er sein würdges Haupt bewegte:
„Was Geige, was Hoboe? der einzge Klang,
Der mir gefallen hat mein Leben lang,
Das Klappern ist's der Schüsseln und der Teller,
Für alles Andre geb ich keinen Heller,
Des Becherklirrens lustge Melodie,
Zuwider ward die meinem Ohr noch nie.
Laßt ihr getrost euch nur ein Liedchen klimpern
Von irgend welchen musikalschen Stümpern,
Horcht auf der Flöte Ton — laßt euch was pfeifen,
Ich muß zu Teller und zu Becher greifen,
Die andren Instrumente taugen nicht!" —
Folgt diesem Spruch — hier endet mein Gedicht.

Darf der Schauspieler an der darzustellenden Dichtung Aenderungen vornehmen?

Von A. Fresenius.

(Schluß.)

Ein weiterer Umstand, welcher der Berücksichtigung werth erscheint, betrifft die Stellen, worin Personalbeschreibungen vorkommen. Selbstverständlich ist es die Schuldigkeit des Schauspielers, in Costüm und Maske dem Bild möglichst nahe zu kom-

Digitized by Google

men, welches der Dichter zu zeichnen angestrebt hat. Bei historischen Rollen muß er nicht nur in der Kleidung der Nationalität, dem Jahrhundert und den Traditionen Rechnung tragen, nein, er muß auch in den Gesichtszügen, in Haltung, in Bewegungen und Eigenthümlichkeiten den betreffenden Helden verkörpern, und hier kann ein fleißiges Studium und ein tiefes Eindringen in den Charakter die Wirkung wesentlich steigern. In Dichtungen dagegen, welche der realen Basis entbehren, in denen die Handelnden nur Phantasiegebilde des Dichters sind, muß der Schauspieler sich für seine äußere Erscheinung das als Richtschnur dienen lassen, was er selber zu sagen hat, oder was Andere von ihm sagen. Es ist deshalb selbstredend, daß ein Falstaff (Heinrich IV. und die lustigen Weiber von Windsor) sehr dick, ein Schmächtig (die lustigen Weiber von Windsor), oder Junker von Bleichwang (Was ihr wollt) höchst schmal und dünn sein muß. Da beim Theater auch das Auge ein gewichtiges Wort mit redet, und nicht Jeder im Publikum so viel Phantasie hat, sich über das Störende im Aeußern hinwegzusetzen, so muß schon bei der Vertheilung der Rollen hierauf Rücksicht genommen werden. Aber es ist oft nicht ganz zu vermeiden, Rollen unpassenden Kräften anzuvertrauen, und selbst mit dem besten Willen können namentlich kleinere Bühnen die Aufführung eines ein zahlreiches Personal erfordernden Stückes ermöglichen, ohne hierin bisweilen fünf gerade sein zu lassen. Nun ist es zwar für einen magern Mann ganz leicht, sich vermittelst Ausstopfung in einen dicken zu verwandeln, oder als bartloses Individuum heute in einem Vollbarte und morgen à la Henri IV. zu erscheinen. Wie aber, wenn die Sachen umgekehrt stehen? So lange wir noch keine Faust'sche Hexenküche besitzen, wird es trotz der angestrengtesten Versuche keinem Künstler gelingen, seinen Schmeerbauch zur Wespentaille umzuformen. Hier also muß, um komische Widersprüche zwischen der Dichtung und dem Repräsentanten derselben zu vermeiden, eine kleine Abänderung oder Wegstreichung vorgenommen werden. Solche Stellen sind z. B.:

Shakespeare, Hamlet, Act V, Scene 2:

Königin: „Er (Hamlet) ist fett und kurz von Athem."

Die wenigsten Hamletspieler gleichen dieser Beschreibung, und zudem entspricht dieses Bild ganz und gar nicht demjenigen, welches sich unsere Einbildungskraft von dem melancholischen, philosophirenden Dänenprinzen entwirft. (Das wäre doch die Frage).

Shakespeare, Julius Cäsar, Act I, Scene 2:

„Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen.
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;
Er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich."

(Diese Stelle, die so oft angeführt wird, die feine, psychologische Beobachtungsgabe des Dichters zu documentiren, ist, beiläufig gesagt, nach Prof. Fr. Bodenstedt eine wörtliche Uebersetzung aus einem griechischen Geschichtsschreiber des Alterthums, wenn wir uns recht entsinnen, aus dem Plutarch.)

Goethe, Faust:

„Könnt' ich Dir nur an den dürren Leib,
Du schändlich kupplerisches Weib!"

Wir erinnern uns noch nie eine dürre Martha gesehen zu haben; alle Darstellerinnen waren von sehr stattlichem Umfange und hatten sich zum Theil noch corpulenter gemacht, als sie es von Natur waren, was im Hinblick auf die hier citirte Stelle, die beinahe nirgends weggestrichen ist, als ein entschiedener Mißgriff zu bezeichnen ist.

Goethe, Clavigo, Act IV:

„Denn wahrlich, weder meine Stumpfnase, noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber kann mir so was zuziehen."

Schiller, die Räuber, Act I, Scene 1:

„Warum mußte sie mir diese Bürde von Häßlichkeit aufladen? gerade mir? Nicht anders, als ob sie bei meiner Geburt einen Rest gesetzt hätte. Warum gerade mir die Lappländersnase? gerade mir dieses Mohrenmaul? diese Hottentottenaugen? Wirklich, ich glaube, sie hat von allen Menschensorten das Scheußliche auf einen Haufen geworfen und mich daraus gebacken."

Digitized by Google

(Wir citiren hier die erste Bearbeitung der Räuber, weil sie schlagende Beispiele liefert, obgleich wir recht gut wissen, daß die bühnengerechte Umarbeitung Schillers beinahe alle jene Stellen beseitigt hat.)

Wolfsohn, Nur eine Seele, Act III, Scene 2:

„Der Spaß erschüttert ihm (dem Fürsten Michel) den geschwollenen Bauch."

In naher Verwandtschaft hiermit stehet aber auch noch manches Andere, das gleichfalls in dieses Capitel gehört. So wird bisweilen Clavigo in der Tracht der Gegenwart gespielt, und alsdann müßte die Stelle des 4. Actes:

„Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht so sehr eilen, daß man sich noch ein Kleid dazu kann sticken lassen?"

welche nur auf das Rococostüm früherer Zeiten paßt, gestrichen werden.

Jedenfalls zu weit gegangen aber wäre es, wollte ein Schauspieler, wie Wilhelm Meister im Goethe'schen Roman, ernstlich daran Anstand nehmen, den Hamlet zu spielen, weil er nicht blond ist, oder wollte er diese Rolle in einer blonden Perrücke geben. Wir könnten uns damit ebenso wenig einverstanden erklären, als mit der früher stereotypen und noch immer nicht gänzlich verbannten feuerrothen Bösewichtsperrücke des Franz Moor, welche beim ersten Anblick das Scheusal deutlich zeigt, etwa für einen Judas Ischarioth paßte und an die Worte des Don Carlos mahnt: „Dein Geruch ist Mord."

Kommen wir nunmehr zu der letzten Gattung von etwa vorzunehmenden Abänderungen, zu der das Spiel betreffenden. Hier kann allerdings der gebildete Schauspieler sehr oft zum Vortheil des aufzuführenden Werkes seine technischen Kenntnisse, die dem Autor oft gänzlich, oder doch theilweise fehlen, verwerthen: hier muß er nach eigenem Ermessen bald etwas dazu thun, bald etwas davon nehmen. Die Intentionen des Dichters in Betreff des angedeuteten Spiels sind stets die besten, aber in der Ausführung würden sie oft geradezu lächerlich werden. Wir wollen hier einige solcher Stellen anführen, in welchen eine gewissenhafte Ausführung des vorgeschriebenen Spiels fast unmöglich ist:

Schiller, Fiesco, Act I, Scene 4:

„Julia steht still mit angestemmten Armen."

Desgleichen, Act I, Scene 11:

„Bertha wälzt sich jammernd im Sopha."

Desgleichen Act II, Scene 18:

„Die Verschwornen schließen mit verschränkten Armen einen Kreis."

So erregte z. B. das Spiel des Mortimer bei der ersten Aufführung der Maria Stuart in Weimar Anstoß, weil der Darsteller zu lebhaft, zu natürlich das zur Anschauung brachte, was der Dichter vorgeschrieben hat. Heinrich Döring berichtet in seinem Leben Schillers, dessen Material sich auf Documente und öffentliche Blätter aus damaliger Zeit stützt, wie folgt: „Herr Vohs gab den Mortimer mit Feuer und Anstand; er declamirte vortrefflich, überschrie sich selten, und war überhaupt untadelig bis auf die Scene mit der Maria im Garten, die er zu leidenschaftlich spielte. Streng genommen hatte der darstellende Künstler recht, sie so aufzufassen, da der Dichter sie so angelegt; aber die Bühnendecenz erheischt hier eher unwahres Zurücktreten, als die, wenn auch richtige, Verletzung des Schicklichen. Da Vohs diese Scene mit seiner Frau spielte, so trug er um so weniger Bedenken, sie fortwährend zu umfassen; diejenigen, welche diese Rolle später spielten, folgten nicht so genau der Vorschrift des Dichters und thaten besser."

Als komisches Curiosum wollen wir hier noch Etwas anführen, was C. F. Weiße in seinem Original-Trauerspiel „Romeo und Julie" vorschreibt. Diese Dichtung ist nur der Grundidee nach Shakespeare entlehnt und reich an Stellen, die Thränen der Rührung hervorbringen sollen, statt dessen aber Thränen vor Lachen in die Augen treiben. In der letzten Scene dieser Tragödie „sucht Julie nach dem Dolche, den sie gestern im Busen getragen hatte." Erinnert dies nicht an die Worte in Platens „romantischem Oedipus" (Act I):

Publikum. „Dort hält man viel auf alles Augenfällige,
Mit Recht. So mußte neulich aus Berlin sogar
Bis Aranjuez ein Maler sich mit Extrapost

Digitized by Google

Begeben, blos um nachzusehn im Garten dort,
Wo die von Schillers buhlerischer Eboli
Gepflückte Hyacinthe steht. Er fand sie nicht,
Und wissen Sie, weßwegen?

Nimmermann. Weil gepflückt sie war.

Publikum. O süßer Witz! Sie bringen jede Sphinx zu Fall:
Kein Räthsel gibts für solche Geister."

Wir brechen hier ab, wohlwissend, daß sich über dieses Thema noch sehr Vieles sagen ließe, und daß wir, wie der große Alexander, den Knoten zerhauen, statt ihn aufzulösen. Sollten die Herausgeber dieser Blätter den Gegenstand für wichtig genug halten, nochmals darauf zurückzukommen, so werden wir später in einem zweiten Aufsatze diesem ersten noch einige ergänzende Worte folgen lassen. So viel aber glauben wir schon jetzt zur Genüge dargethan zu haben, daß, richtig aufgefaßt, das große Lessing'sche Wort gewiß unumstößlich wahr ist, welches dieser in seiner Ankündigung der „Hamburger Dramaturgie" ausspricht: „Der Schauspieler muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken."

Die internationale Kunstausstellung in München.

IX.

–t. Wir sind nicht gesonnen, auf die Verhältnisse zurückzukommen, welche der Thatsache zu Grunde liegen, daß die Münchener Schule sich so lange der Bedeutung des Colorits und der Technik verschloß: Jedermann kennt sie. Der Action mußte nothwendig die Reaction folgen; wenn aber in München nicht jener Farbenterrorismus zur Herrschaft kam, welchen wir dort und da finden; wenn die Technik zur Geltung gelangte, ohne despotische Gewalt auszuüben, so verdanken wir das wohl in der Hauptsache der Gedankentiefe der Cornelianischen Schule, welche das Wesen der Münchener Kunst noch immer kennzeichnet, mag es auch an mancherlei Modificationen nicht gefehlt haben. Doch wäre es ein großer Irrthum, zu glauben, daß es erst dem letzten Jahrzehnt überlassen geblieben wäre, eine neue Bahn zu eröffnen. War doch schon Jos. Ant. Fischers Stellung zwischen den sich bekämpfenden Partien eine nichts weniger als beneidenswerthe. Die Einen verläugneten ihn, weil er es in starker Selbständigkeit wagte, die Fesseln der Convenienz zu brechen, die über eine gewisse Süßlichkeit der Auffassung und eine krankhafte Mattigkeit des Colorits sich nicht hinaufschwingen konnte. Die Anderen wollten keinen Theil an ihm haben, weil sie ihm über der leuchtenden Harmonie seiner Farbe gleichwohl die Strenge seiner Composition, den heiligen Ernst und die süße Inbrunst seiner Empfindung nicht vergessen konnten. Fischer ist leider nur durch Cartons in der Ausstellung vertreten, namentlich durch seine „Grablegung" für die Fenster der Auerkirche (97); aber wir erkennen auch hieraus, wie er es verstand, seine Gestalten zu idealisiren, und ihnen den tiefen Frieden seines Gemüthes, das unwandelbare Vertrauen seiner Seele abzuspiegeln; wir freuen uns der strengen Objectivität, der Reinheit und Schönheit der Form und des reichsten Wechsels des aufs Mannigfachste abgestuften Ausdruckes ihres inneren Wesens. Was von Schraudolph (723 und 704) und von Clem. Zimmermann (696) sich in der Ausstellung findet, reicht nicht an Fischers Werke hinan, und macht mehr oder minder den Eindruck des Aeußerlichen, des Gemachten, während A. Müllers „Susanna" (766) sich über die Grenze des Genrehaften nicht erhebt.

Die weltliche Geschichtsmalerei vertritt am gewaltigsten Kaulbachs Carton „Die Schlacht von Salamis" (77.) In gewissen Coterieen gehört es jetzt bekanntlich zum guten Tone, die Größe Kaulbachs mit einem leichten Achselzucken in Frage zu stellen, und von seinen zahlreichen, ja wir dürfen wohl sagen, zu zahlreichen Werken nur jene zu betonen, auf welche die Worte des Horaz Anwendung finden, daß bisweilen auch Vater Homer ein Schläfchen mache. Den Einen ist seine Farbe zu wenig brillant, die Andern können ihm nicht verzeihen, daß er Gedanken hat, und sie meinen, ein

Digitized by Google

großes Wort gelassen auszusprechen, wenn sie ihn einen „Gedankenmaler" nennen, eine Ehre, auf die sie freilich am wenigsten Anspruch haben. Der Stuhl, den Cornelius leer gelassen, ist noch unbesetzt und wird es voraussichtlich noch einige Zeit bleiben. Da kommen nun gewisse Leute und Leutchen, und halten es für ihre Lebensaufgabe, am zweiten so lange zu rütteln, bis ihn Kaulbach unfreiwillig räumen würde. Wen sie wohl darauf zu setzen gedenken? Vermuthlich Einen ihrer Palettenkünstler und Wasserstiefelmaler, einen jener Meister, deren ganze Bedeutung sich an Sammt und Seide, an Schwerter und Harnische knüpft, und deren Gedanken selbst ihnen nicht beschwerlich fallen. Sie haben es als ein Unglück erklärt, daß dem Galerie-Inspector Alois Cornelius ein Sohn Peter geboren ward, und halten folgerichtig die Geburt Kaulbachs für ein, wenn auch kleineres Mißgeschick, das sie dadurch möglichst gut zu machen bemüht sind, daß sie alle Tage der Welt sagen, er sei nichts weniger, als ein großer Künstler. Schade nur, daß sie vergessen, uns mitzutheilen, wo der größere zu finden. In der Ausstellung wenigstens sehen wir uns vergeblich darnach um, und wir und Hunderte mit uns erblicken in der „Schlacht von Salamis" den bedeutendsten Ausdruck der hohen idealen Kunst der Gegenwart. Nirgends begegnen wir einer so großartigen Auffassung, einem so gewaltigen Aufbau der Gruppen, einer so energischen Beherrschung der Form neben reicher Gestaltungskraft. Andrerseits nehmen wir aber auch keinen Anstand, zu erklären, daß des Künstlers wohlbegründeter Ruhm durch seine Cartons zu Lohengrin, Tannhäuser ꝛc. ꝛc. (102—107) unsers Erachtens eben nicht sonderlich erhöht werde.

Unter dem Einflusse der Richtung Kaulbachs entstanden sichtlich die großen Bilder Echters (909), Rambergs, (1407), Fried. Kaulbachs (1408), und Andr. Müllers (1405) für das Maximilianeum; auch an dem von Foltz (1406) dürfte dieser Einfluß nachzuweisen sein. Unter ihnen nimmt Rambergs Bild in Bezug auf die Farbengebung ohne Zweifel die hervorragendste Stelle ein. Ueber Heckels „Augustus und Cleopatra" (897) haben wir uns schon früher anerkennend ausgesprochen, und können uns einfach auf das dort Gesagte beziehen.

Der entschieden coloristischen Richtung folgen der „egyptische Joseph im Kerker" von Gysis (981), Spangenbergs „Plündernde Vandalen" (974) und Liezenmayers „Scene aus Cymbeline (970). Carl Pilotys „Maria Stuart" wurde, wie uns scheint mit Recht, selbst von seinen entschiedensten Anhängern kühl aufgenommen. Wir von unserem Standpunkte anerkennen mit Freude nicht blos die wahrhaft überraschende Virtuosität, welche der Künstler in der Behandlung des Stofflichen an den Tag legte, sondern auch einen bedeutenden Fortschritt in Beziehung auf Farbe.

Feuerbach lebt zwar seit einer Reihe von Jahren in Rom, hat jedoch sein deutsches Wesen dort selbst so rein zu bewahren verstanden, daß wir ihn immer noch zu den Unsern rechnen dürfen, ja müssen, und so mag es uns denn im Hinblick darauf, daß er seine Heimat in Bayern besitzt und den ersten Theil seiner Ausbildung in München sich aneignete, gestattet sein, hier seines „Gastmahl des Platon" (1028) zu gedenken. Der erste Eindruck dieses Bildes war kein günstiger, und zwar nicht blos durch Schuld der kalten und stumpfen Farbe, welche demselben das Ansehen eines grau untermalten Cartons gibt. Wir hatten Feuerbach in seiner wunderbar ergreifenden „Pietà" in der Galerie Schack als einen trefflichen Coloristen kennen gelernt, und könnten und können zur Stunde noch in der Art und Weise, mit welcher er sein „Gastmahl des Platon" in Farbe setzte, nichts anders finden, als ein nicht zum Besten gelungenes Experiment, wie sie in der letzten Zeit Mode geworden zu sein scheinen. Doch fassen wir vor Allem den Gedanken in's Auge, dem der Künstler sichtbare Gestalt gab. „Den Sieg des preisgekrönten Tragödien-Dichters Agathon zu feiern, sind in seinem Hause die Freunde versammelt, unter ihnen Sokrates, Aristophanes, Eryximachos, Phädon und Glaukon. Während sie sich nach dem Mahle in sinnvollen und heiteren Wechselreden ergehen über die Natur des mächtigsten und herrlichsten der Götter, des Eros, erscheint, von nächtlichem Feste heimkehrend, in bacchischem Geleite der wein- und lustberauschte Alkibiades. Er kommt, den Dichter zu bekränzen, welcher ihm freundlichen Willkommen bietet." So das dem Bilde beigegebene Programm. Man wird zugeben müssen, daß ein so edler Stoff einen Dichter wie einen Maler gleichmäßig zu begeistern vermag, und in der That ist Feuerbachs Bild auch von wirklicher

Digitized by Google

Begeisterung eingegeben. In edler einfacher Größe tritt es uns gegenüber, und es muß als ein Beweis seines hohen inneren Werthes betrachtet werden, daß es um so mehr werth wird, je öfter und je länger wir es ansehen. Gleichwohl können wir nicht umhin, einige Bedenken darüber auszusprechen. Sie gelten weder dem Agathon, noch seinen edlen Freunden, welche die rechte Hälfte des umfangreichen Bildes einnehmen, sondern ausschließlich dem „ungezogenen Liebling der Grazien", der mit „bacchischem Geleite" in die Halle tritt. Alkibiades galt bekanntlich als der schönste Mann seiner Zeit, und war jeder Zoll ein Aristokrat im besten Sinne des Wortes: geistreich, nobel, tapfer, aber vom Glücke verhätschelt und übermüthig. In dem Alkibiades Feuerbachs aber erkennen wir den Alkibiades der Geschichte nicht wieder. Halb betrunken, durch Genüsse aller Art entnervt, wankt er hier zur Halle herein, und sucht im schlanken Leib einer Hetäre eine Stütze. Auch von den Hetären gibt uns der Künstler ein Bild, das mit der Culturgeschichte des hellenischen Alterthums nicht übereinstimmt. Die Mädchen, welche Alkibiades umgeben, sind gewöhnliche Freudenmädchen, nicht jene feingebildeten Helleninnen, welche mit einem Sokrates und Platon sich in die Tiefen des menschlichen Denkens vertieften und mit einem Phidias über das Wesen des Ewigschönen philosophirten. Und doch haben wir allen Grund, anzunehmen, daß der seine Alkibiades seine Begleiterinnen nicht auf der Straße auflas, als er ging, Agathon zu bekränzen. Zum Feuerbachischen Alkibiades, dem Roué, passen freilich auch die Loretten. Gleichwohl bleibt das Bild immer eine bedeutende Leistung, und wir können uns dem Gedanken nicht verschließen, daß es in markigem Stiche manches von dem abstreifen würde, was uns jetzt unangenehm berührt.

Tritt uns im Bilde Feuerbachs Alles in plastischer Ruhe entgegen, könnten wir uns die Gruppen mit geringen Abänderungen als Relief ausgeführt denken, so begegnen wir in Makarts „modernen Amoretten" überall dem Unbestimmten, Unfaßbaren, Dämmerhaften. Der Katalog nennt das Bild eine „Skizze zur Decoration eines Saales" (965). Mit dieser allgemeinsten Bezeichnung haben wir natürlich nichts gewonnen, wenn wir den Gedanken des Künstlers bestimmen sollen. Im dunkelbraunen Renaissance-Getäfel einer Wandfläche sehen wir drei größere und einige kleinere Gemälde auf Goldgrund eingelassen, und auf diesen Gruppen von Kindern und jungen Mädchen, welche einen Reigen bilden, und, sich umarmend und küssend, im Walde dahin ziehen. Auf den vorspringenden Friesen und Consolen des Getäfels liegen Folianten und Blumen, astronomische Instrumente und Toiletten-Gegenstände in buntester Unordnung durcheinander, und überlassen es unserem Scharfsinn, sie mit den schäkernden Mädchen in irgend einen vernünftigen Bezug zu bringen, ein Bemühen, das leider ohne Erfolg bleibt, so oft wir es auch wiederholen. Aber gerade in diesem Räthselhaften liegt ein Zauber, dem man sich nicht ganz zu entziehen vermag. Ein noch größerer aber in der wunderbaren Farbe, mit dem durchsichtigen, geheimnißvollen Helldunkel, das unsere Sinne berückt. Ein geistvoller Freund verglich den Eindruck, den das Bild auf ihn machte, mit dem einer Hand voll Blumen, die man auf einen dunklen, mit Boule-Arbeit geschmückten Tisch geworfen. Von ähnlichen Gedanken schien Kaulbach, der Besitzer des Bildes erfüllt, als er es, ein Paar Schritte von seiner Staffelei entfernt, aufstellte, und zwischendurch von seiner Arbeit auf dasselbe hinüberblickte, um seine Augen an dem reizenden Farbenbouquet ruhen zu lassen. Bei genauerem Besehen aber finden wir ein Etwas an dem Bilde, für das uns der erschöpfende Ausdruck fehlt, wir möchten es als etwas „Ungesundes" bezeichnen. Die jungen Gesichtchen haben einen Ausdruck, wie wir ihn an verlebten Loretten zu sehen gewohnt sind; um ihre Mundwinkel zuckt eine Mischung von Lüsternheit und Uebersättigung, unter ihren Augen liegt die dunkle Spur unmäßiger sinnlicher Genüsse. Die Kinder hier, die Erwachsenen dort in der Pest in Florenz, sie gehören denselben Kreisen an, nur widert uns diese Art von Kindern noch mehr an. Wie sich Mackart zu der Geschmacklosigkeit verleiten lassen konnte, in den breiten Goldrahmen seines Bildes dunkles Geäder hineinzumalen, ist schwer zu begreifen, noch schwerer, zu welchem Zweck es geschah *).

*) Wie ausdrücklich angegeben, ist das ausgestellte Bild nur eine Farbenskizze des decorirten Speisesaals, für welchen Mackart seine modernen Amoretten-Bilder von vier Schuh Höhe malte. Indeß passen die lobenden wie tadelnden Bemerkungen des Referenten auch auf die Originalarbeit. D. Red.

Digitized by Google

Muhrs farbenprächtiger „Hiob unter seinen Freunden" und „Gastmahl der Königin Johanna" (879 u. 945) ließ uns neuerdings den frühen Tod des reichbegabten und feinfühlenden Künstlers bedauern, der uns im schönsten Entwicklungsgange entrissen ward.

Im Gebiete des historischen Genre, welches in der Richtung gegen die eigentliche Geschichtsmalerei leichter theoretisch als practisch abzugrenzen ist, begegnen wir zunächst einer sehr bedeutenden Leistung W. Lindenschmidts „Ulrich von Hutten" (753), dessen Schwert nicht minder scharf war als seine Feder. Das Bild ist ein durch und durch deutsches; deutsch dem Gedanken nach (es zeigt, wie übel der wackere Ritter dreien Welschen mitspielt, die sich beikommen lassen, sein Volk zu schmähen); deutsch durch solide Durchbildung und ernste kräftige Farbe. Es freut uns, feststellen zu können, daß dasselbe zu den ersten Perlen der Ausstellung zählt. Hat auch sein „junger Luther bei Andreas Proles (806) dem Stoffe nach nicht gleiche Anziehungskraft, so steht er doch in keiner andern Beziehung dem ersteren Bilde nach, während „die Gründung der Gesellschaft Jesu" (1424) vielfach an die Carricatur streift. Vict. Müllers „Hamlet" ward schon früher in diesen Blättern eingehend besprochen, und mag hier deshalb nur erwähnt werden. Gerymsky brachte das „Duell zwischen Tarlo und Poniatowsky (990), das uns Deutsche weniger durch seine historischen Erinnerungen, als durch den Ausdruck tiefen unheimlichen Ernstes, wie er solchen Scenen eigen zu sein pflegt und durch eine flotte Mache fesselt. Zum historischen Genre müssen wir schließlich auch noch Defreggers „Scene aus Speckbachers Leben" (1035) rechnen, das nach Schärfe der Charakteristik und Individualisirung, nach lebendiger Auffassung, nach trefflicher Anordnung und warmen tiefen Colorit bei Fernhalten alles theatralischen Effects in die erste Reihe der Genrebilder gestellt werden muß. Es ist uns noch kein Maler begegnet, der die Tyroler Bauern besser kannte, als Defregger.

Auffällig gering ist die Zahl der militärischen Genrebilder. Der „Vorposten" von Peter Heß (713), ein kleines, sauber gemaltes Bildchen des trefflichen Meisters, spricht uns mit seiner kernhaften Weise gegenüber manchem modernen Geflunker um so wohlthuender an. Franz Adam brachte außer seinem auch von uns besprochenen Bilde „Während der Schlacht von Solferino" (944) noch einen „Rückzug aus Moskau" (920), einen nicht minder energischen Protest gegen den Krieg, und „Gefangene Piemontesen von 1848" (1612), welche wir in Bezug auf künstlerische Anordnung und Colorit noch über die beiden ersten Arbeiten stellen möchten, wenn nicht eine solche vergleichende Rangstellung immer etwas Mißliches hätte. Als Gesinnungsgenosse Frz. Adams erweist sich der Franzose Faber du Faure, indem auch er nicht sowohl eine Apotheose des „männerwürgenden" Krieges bezweckt, als vielmehr die Kehrseite der Medaille zeigt, und zwar, indem er uns hier mitten unter kämpfende französische Truppen (729) dort unter die aus Rußland fliehende große Armee (943) versetzt. Seine Farbengebung wie sein Vortrag haben etwas Bestechendes, ohne doch im Geringsten über die Grenzen des Erlaubten hinauszugehen. Horschelt ist bekanntlich so vorwiegend Zeichner, daß wir Angesichts seiner beiden Kreidezeichnungen aus den Kämpfen der Russen gegen die Tscherkessen noch kein Verlangen nach einem Bilde in uns aufkommen lassen. In der That wußte der treffliche Künstler auch in diesen Blättern (63 u. 64) mit der Kreide alle Farbentöne wiederzugeben, als ob er mit Pinsel und Palette arbeitete, und lieferte so den Beweis, daß der ächte Künstler, um lebendigst zu wirken, nur der einfachsten Mittel bedarf, und daß es auch noch einen andern Zauber gibt, als den der Farbe.

Das sociale Genre nimmt auch in München wie anderwärts den größten Raum für sich in Anspruch, und wenn wir auch sonst manches Mal guten Grund hatten, die Alltäglichkeit der Stoffe zu tadeln, so müssen wir doch jetzt der Wahrheit die Ehre geben, und betonen, daß eine solche in der Ausstellung wenigstens nicht zu beklagen ist, und in dieser Beziehung das Münchener Genre eine sehr hervorragende Stellung einnimmt. Wir müßten unsere Berichte weit über das zuläßige Maß ausdehnen, wollten wir auf alles, diesem Gebiete Angehörige auch nur in Kürze eingehen; es erübrigt deshalb nichts, als Einzelnes aus der Menge herauszuheben.

Da sind vor Allem L. v. Hagns reizvolle Farbendichtungen „Münchener Som-

Digitized by Google

mervergnügungen im achtzehnten Jahrhundert" (790) und „Jesuitenbibliothek" (936), welche ihm eine ehrenvolle Stelle unter den ersten Coloristen der Gegenwart sichern. Da finden wir vier Bilder aus „Hermann und Dorothea" von A. v. Ramberg. Nach unserem subjectiven Dafürhalten setzt kaum ein anderer Stoff dem Künstler größere Schwierigkeiten entgegen, als gerade dieses Gedicht Goethes. Innerlich bedeutendste Menschen und bedeutendste Ereignisse und Vorgänge kommen in den engsten socialen Verhältnissen und in Kreisen der Gesellschaft zur Erscheinung, welche keine hervorragende Stellung einnehmen. Einfache Bürgers- und Bauersleute umgibt das Genie des Dichters mit der strahlenden Aureole der poetischen Verklärung, und nun soll der bildende Künstler diesen einfachen Leuten, die ihren Verhältnissen angemessen einfache und ungeschminkte Gestalt geben, und sie doch zugleich auch äußerlich auf eine der poetischen Intention entsprechende Stufe der Erscheinung heben. Theoretisch unterliegt die Sache keiner Schwierigkeit, und es ist leicht gesagt, der Künstler müsse eben idealisiren. Aber unendlich schwer sind die Grenzen zwischen dem erlaubten und unerlaubten Idealisiren zu ziehen und noch schwerer einzuhalten. Ramberg ist es gelungen, das Richtige zu treffen; er hat idealisirt, aber nicht stylisirt, und ist so innerhalb seiner Anschauungs- und Empfindungs-Sphäre geblieben. Schwind hätte an seiner Stelle aller Wahrscheinlichkeit nach stylisirt und nach seiner individuellen Natur nicht minder das Rechte getroffen. In ähnlicher Weise, nur realistischer als Ramberg, ist Enhuber seiner Zeit mit seinen Bildern zu Melchior Meyrs Erzählungen aus dem Ries (46—52) vorgegangen, die für alle Zeiten mustergiltig bleiben werden. Gleichfalls dem bäuerlichen Leben entnahmen H. Rhomberg seine Wirthshausscene" (1027) und Schlesinger seine „ländliche Toilette" (1616), wobei dem Ersteren die Wiedergabe ländlicher Typen mit gewohnter Fertigkeit gelang. In einer ziemlich nahe verwandten Sphäre bewegt sich Grützners „Klosterbrauerei" (716), worin durstige Kehlen und der „Volksbote" eine charakteristische Rolle spielen und der Künstler sich haarscharf an die Linie wagt, jenseits deren die „Charge" gelegen wäre. Hat er sich mit dem Bilde auch manchen Feind gemacht, die Lacher hat er jedenfalls auf seiner Seite. Viel harmloser ist der Humor Watters in seiner „kurzweiligen Fahrt" (892) und im „frommen Beobachter" (957). Der junge hübsche Postillon, der den Postomnibus führt, hat sich so in die Aufgabe, seiner jungen Nachbarin den Hof zu machen, vertieft, daß es ein wahres Glück für die Passagiere ist, daß die Pferde ihren Weg kennen. Die Emsigkeit, mit der ein Paar Nonnen neben dem Pärchen ihr Brevier beten, um von dem sündigen Geplauder wenigst möglich zu hören, hat etwas ungemein Komisches, das nicht verfehlt, auf jeden Beschauer Eindruck zu machen.

Joseph Brandt brachte einen „polnischen Jahrmarkt" (720) und eine „Episode aus dem dreißigjährigen Krieg" (751), welche sich durch feine Farbe und kecke frische Mache vortheilhaft auszeichnen. Nicht minder flott ist der Vortrag in Wagners „Frauenraub" (1033), doch kommt man nicht dazu, sich desselben ungetrübt zu freuen, so sehr erinnert die Scene an eine Kunstreiter-Production im Circus; denn nur mit wohldressirten Pferden wird es möglich sein, daß sich die über den Hälsen beider liegende Dame vor jähem Sturze bewahrt.

In R. S. Zimmermanns „Zweckessen" (1037) anerkennen wir gerne die eingehende Individualisirung der einzelnen beim Mahle versammelten Gäste und die harmonische Färbung; doch scheint uns der Gegenstand nicht glücklich gewählt. Das muß der Künstler, den wir hoch schätzen, selber gefühlt haben, und suchte dem Mangel an Handlung und an einem geistigen Mittelpunct dadurch abzuhelfen, daß er mitten unter die den verschiedensten Ständen angehörigen Herren eine junge Dame setzte, deren Situation keine beneidenswerthe ist, denn offenbar fühlt sie mit uns, daß sie hier nicht am Platze ist.

Vom Büchertisch.

** Im ersten Quartal unserer Propyläen brachten wir einen Aufsatz „Ueber die körperlichen Gebrechen auf der Bühne" von Buchwald. Der Verfasser hat diesen

Digitized by Google

in seiner Art anregenden und mit viel bon sens geschriebenen kleinen Essay nebst vier ähnlichen ästhetischen Abhandlungen unter dem Titel „Kleine Bausteine" herausgegeben (Leipzig, Mathes). Der Standpunct des Verfassers ist ein wesentlich polemischer; er tritt üblichen festgewordenen Ansichten und Geltungen entgegen, und bekämpft von seinen puritanischen Principien aus gewisse Ueberschwänglichkeiten und Vorurtheile der bisherigen Aesthetik. Diese Position neigt allerdings zuweilen zur Neigung der Paradoxie und wird kaum ohne Widerspruch bleiben. So bricht er im ersten Essay „über die mediceische Venus" den Stab über die bisherige Auffassung dieser Perle der Sculptur, indem er den Unterschied macht, daß die Nacktheit künstlerisch nur erlaubt sei, wo sie den Stempel der Bewußtlosigkeit trage, während die ganze Stellung und Bewegung der mediceischen Venus volles Bewußtsein des Nacktseins zeige und deshalb verletzend sei. Den Einwand, daß diese instinctive Bewegung der schützenden Hände gerade die weibliche Verschämtheit symbolisire, findet er unkünstlerisch, zumal der Ausdruck des Gesichts damit in Widerspruch stehe. Im zweiten Artikel über die Figur des Geistes im Macbeth und Hamlet kommt der Verfasser zu der seltsamen Forderung, daß Bankos Geist auf der Bühne nicht dargestellt werden dürfe, weil er nur ein Trugbild des schuldigen Gewissens Macbeths, den anderen aber unsichtbar sei — während der Geist von Hamlets Vater nicht bloß rede, sondern auch von anderen gesehen werde. Er hat bei dieser scheinbar richtigen Unterscheidung nur eines vergessen: der Dichter will im Macbeth, daß wir als Zuschauer mit dem Helden empfinden und gleichsam empfinden müssen, weil wir Mitwisser und Zuschauer seines Verbrechens waren. Davon wissen die Gäste bei der Tafel nichts, und sie würden sicher den Geist ebenso sehen, wenn der Dichter damit einen dramatischen Zweck hätte verbinden wollen, wie beim Hamlet. Aus diesem Motiv erscheint uns das ganze Raisonnement des Verfassers bei all seinem Scharfsinn doch unbegründet. Mit entschiedenem Beifall stimmen wir dem dritten Essay „über Shelley und Hebbel" zu, deren Excentricitäten namentlich im Punct der sexuellen Probleme einer scharfen Kritik unterzogen werden. Buchwald behandelt dabei namentlich die Cenci von Shelley, sowie Hebbels Judith und Maria Magdalena. So bereitwillig ich hier seinen Tadel unterschreibe, finde ich es doch seltsam, daß der Verfasser am Schluß abermals sein Ziel überschießt indem er sein auf Specialitäten begründetes Urtheil sofort generalisirt. Wenn er sagt: „Es bedarf kaum eines weiteren Beweises, daß die Handlung eines Stückes auf sexuelle Verhältnisse zu basiren der ärgste Fehler ist, in welchen ein Dichter verfallen kann", so möchte ich gegen diese Allgemeinheit doch entschieden Einsprache erheben. Die schönsten und großartigsten Stücke der Bühnenliteratur — überhaupt alle Liebestragödien nebst zahllosen Lustspielen müßten fallen, wenn jene Basis der Liebesleidenschaft — und diese ist doch auch sexueller Natur — verpönt sein sollte. Der Hr. Verfasser scheint sich falsch ausgedrückt zu haben, und hat vielleicht nur die sexuelle Combination ohne Leidenschaft gemeint. — Die beiden letzten Essays behandeln Aristophanes und Platen, namentlich mit Rücksicht auf seine satyrischen Komödien, über welche ebenfalls ein ziemlich strenges Gericht gehalten wird — und die körperlichen Gebrechen auf der Bühne. Im Ganzen genommen stellt sich Hr. Buchwald als ein Purist — um nicht zu sagen Rigorist in moralischem wie ästhetischen Sinne dar, indessen kann diese Reaction gegenüber einer gewissen neuromantischen Kunstsecte gar nicht schaden, und empfehlen wir das geistvoll geschriebene, jedenfalls zum Nachdenken anregende Buch, auch wenn wir den Schlußresultaten nicht überall beipflichten können.

Aus der großen Masse der uns vorliegenden Bücher greifen wir für heute noch einige heraus: zuerst Ferdinand Schmidts Lebensbild „Alexander v. Humboldt" (Berlin, Kastner). Humboldts Bedeutung für das ganze geistige Culturleben der Gegenwart ist in voriger Woche von der alten und neuen Welt gefeiert worden; wie Aristoteles im Hellenenthum einen Leuchtthurm bildet, dessen Licht in die fernsten Jahrhunderte strahlte, so wird auch Humboldts Name und Lehre auf unmeßbare Zeiten fortwirkend sein. Das vorliegende kleine Buch ist weniger ein wissenschaftliches Werk, als ein kleines von liebevoller Hand und warmer Begeisterung gezeichnetes Lebensbild, welches mit Geschick die großen bekannten Linien seines Lebens mit mancherlei weniger bekanntem Eingefügten verwebt, und namentlich in der Zusammenstel-

Digitized by Google

lung der ehrenden Anerkennung, die Humboldt vor und nach seinem Leben, in der Presse Englands und Amerikas, Frankreichs und Deutschlands gefunden hat, eine ziemliche Vollständigkeit zeigt.

Ein ähnliches Buch, halb Apotheose, halb Biographie, hat F. Arndt über Eduard Hildebrandt den „Maler des Kosmos" publicirt (Berlin, Lesser). Hildebrandt war ein intimer Freund Humboldts, und hat der Empfehlung des letzteren sein Glück mit zu danken, wie überhaupt sein rastloses Leben, das ihn bald in den höchsten Norden, bald in die Tropenzonen, bald nach Brasilien und China trieb, eine Art künstlerisches Pendant zu dem Leben Humboldts war, der ihn sehr hoch schätzte und ihn dauernd in seine Nähe zog. Hildebrandt, geboren 1817, starb bekanntlich im vorigen Jahre, kaum einundfünfzig Jahre alt. Die vorliegende Darstellung fesselt durch ihre Wärme — nur scheint der Verfasser in der Geschichte der heutigen deutschen Kunst nicht besonders zu Hause zu sein, sonst würde er die hergebrachten, von gewisser Seite in Scene gesetzten Jeremiaden über den tiefen Stand der deutschen Malerei gegen die französische weggelassen haben. Hr. Arndt wird sich vielleicht erinnern, daß im vorigen Jahre die Münchener Kunst mit seltener Einstimmigkeit, selbst der französischen Presse, die Palme errang; hoffentlich gehörte diese Kunst, wie sie nun seit mehr als einem Menschenalter in Bayern emporblühte, auch mit zur deutschen Kunst. Es wäre deshalb wohl gerathen gewesen, jene Excurse, die zum größten Theile dem Buche von Julius Meyer entnommen sind, etwas einzuschränken, oder wenigstens in anderes Licht zu setzen.

Wir schließen dieser Anzeige noch einige weitere Nova an: Hr. A. Müller hat unter dem Titel „Ernst und Scherz" eine Sammlung seiner verschiedenen Schriften publicirt. Das Buch enthält Sagen und Legenden, Gedichte, fliegende Blätter, kleine Dorfgeschichten und Miscellenanen 2c. Der Ton des reichhaltigen Buches ist gleichsam der eines Volkskalenders, gemischt aus humoristischem und didactischem Inhalt in möglichst volksthümlichem Styl. — Einen bemerkenswerthen Aufschwung nimmt unter der Leitung von R. Hamerling die „Oesterreichische Gartenlaube", welche mehr und mehr den specifisch localen Charakter abstreift und mit Erfolg die Concurrenz mit den größeren Unterhaltungsblättern Deutschlands aufnimmt. Die vorliegenden Hefte enthalten Novellen, culturhistorische Studien, Skizzen aus Berlin, Wien und Newyork, sowie Belehrendes aus dem Reich der Naturgeschichte. Von besonderer Sorgfalt zeugt die Redaction der Beilage, welche unter den Rubriken „Tagebuch der Cultur" und „Beiträge zur Literaturkunde eine reiche Fülle von Tagesnotizen aus den genannten Gebieten bringt. — Das neueste „Künstlerlexikon" von Fr. Müller (fortgesetzt und beendet von Dr. Klunzinger und A. Seubert; Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart), hat sich nicht ohne Glück in die Lücke eingeschoben, welche in der Kunstwissenschaft empfindlich blieb, so lange das bekanntlich vergriffene Nagler'sche Künstlerlexikon nicht neu aufgelegt, resp. bearbeitet wurde. Zu diesem Müllerschen Werk, welches in drei Bänden auf 137 Bogen in gedrängter Kürze und mit Beschränkung auf das Nothwendige und allgemein Interessante die nöthigen biographischen Notizen über die berühmtesten Architecten, Bildhauer, Maler, Kupferstecher, Formschneider, Lithographen 2c. von den frühesten Kunstepochen bis zur Gegenwart giebt, ist jetzt ein Ergänzungsband erschienen, der bis Frühjahr 1870 in drei Lieferungen vollendet sein wird. Der Preis des ganzen Werkes wird sich dann auf circa dreißig Gulden stellen.

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

⊙ Die einzige „Novität" im Laufe der verflossenen Woche war Scribes Lustspiel „die Gönnerschaften", welches unseres Wissens hier überhaupt zum ersten Male gegeben wurde. In Scribe drängt sich — wie Julian Schmidt richtig bemerkt — so ziemlich Alles zusammen, was man der französischen Komödie Gutes und Schlimmes nachsagen kann. Daß die Franzosen das größte Talent für das Lust-

Digitized by Google

spiel haben, kann im Ernste nicht mehr bestritten werden, und bei ihnen soll und muß jeder Komödiendichter in die Schule gehen. Es ist deshalb als ein glücklicher Griff zu bezeichnen, daß die Leitung unseres Theaters eines der besten Scribe'schen Stücke in einer neuen deutschen Bühnenbearbeitung unter obigem Titel: „Cameraderie" dem Repertoire einverleibte, auf dem es sich gewiß einen festen Platz behaupten würde, wenn in der Besetzung einiger Rollenänderungen vorgenommen würden. Denn daß es alle Illusion zerstört, wenn ein junger Mann, dessen äußere und innere Liebenswürdigkeit nicht weniger als allen im Stücke auftretenden Damen das Herz geraubt hat, sich so repräsentirt, wie Hr. Goritz als Edmond von Varennes — das müßte doch eigentlich ein kundiger Regisseur schon bei der ersten Probe eingesehen und abgeändert haben. Auch Frln. Joh. Meyer konnte es nicht ganz gelingen, den schelmischen Charakter Zoes, welche die stolze und gescheidte Cesarina auf so feine Weise überlistet, zur wirksamen Geltung zu bringen. Ganz farblos, ohne eine Spur von dramatischem Leben war die Agathe des Frln. Jenke, von der es fast scheint, als habe sie mit dem Käthchen von Heilbronn das ganze Maß ihres theatralischen Könnens erschöpft. Den richtigen Ton für diese Art von Komödie haben vortrefflich Hr. Herz als Pair von Miremont und Hr. Christen als Dr. Bernadet getroffen. Die Hauptfigur im Stücke ist Cesarine, welche eine in jeder Beziehung glänzendere Vertretung wohl kaum irgendwo finden kann, als wie sie Frln. Marie Meyer gespielt hat. Die Rolle ist ungemein schwierig, denn in ihr, die an sich eine ernste ist, liegt die Pointe des Lustspiels. Es ist viel komischer, wenn der menschliche Scharfsinn und die energische Willenskraft im Augenblick, wo sie ihr Ziel zu erreichen glauben, durch eine schwächere Kraft überlistet werden, als wenn sie, wie in einem Schachspiel, mit klarem Verstand den Plan zu Ende führen. Es macht diese Intrigue des Stücks einen um so besseren Eindruck, als die anderen fast etwas zu plump angelegt sind. Das Zusammenhalten einer Clique zu bestimmten Zwecken belustigt zwar, — allein die Uebertreibungen, wie leicht diese Zwecke erreicht werden, stören etwas den Eindruck. Jede weitausgedehnte Betrügerei setzt eine gewisse Illusion voraus, und die brutalen Mittel, welche diese Kameraden anwenden, würden nur in dem Fall etwas wirken, wenn der ganze übrige Theil des Publikums aus unmündigen Kindern bestände. Die Journalistik würde denn doch allen Einfluß verlieren, wenn sie, wie im Scribe'schen Stück, einen gestern als blödsinnig Geschilderten schon heute als einen Genius ersten Ranges darstellte. Ein wenig besser maskirt und der Zeit nach ein wenig weiter auseinander werden solche Gegensätze gewöhnlich doch gehalten, wenn auch deren Vorkommen leider nicht bestritten werden kann. — In Grillparzers „Medea" trat Frln. Ziegler nach einem kurzen Gastspiel in Prag zum ersten Male wieder auf, und wurde mit so viel Beifall überschüttet, daß in dieser Beziehung nun gewiß auch das Münchener Publikum sich die Zufriedenheit der etwas rasch verwöhnten Künstlerin erworben haben dürfte. — Die Vorstellung des „Clavigo", welche am Montag statt der angekündigten „Bösen Zungen" rasch eingeschoben werden mußte, gab Hrn. Possart Gelegenheit, als Carlos zu zeigen, wie trefflich er früher, ehe er in seine jetzige unnatürliche Manier hinein gerieth, eine Rolle zu schaffen und festzuhalten verstand. Wir können nur den lebhaften Wunsch hegen, daß er auf diesen Weg zurückkehren möge, und mit demselben Maß und Geist seine Charakterrollen durchführe, wie diese Meisterfigur seines Carlos.

b) Oper:

* Für dießmal sind nur zwei Opernaufführungen zu verzeichnen: „Norma" (am 16.) und „Die Stumme von Portici" (am 19.). Im erstgenannten Werke verabschiedete sich Frau Mallinger als „Norma" vom hiesigen Publikum, und da sich Fräulein Mallinger im October 1866 durch eben diese Rolle in München einführte, so liegt ein Vergleich des ersten und vielversprechenden Debuts mit der Leistung der mittlerweile an die Rampe gewohnten Sängerin nahe genug. Das Ergebniß ist — ich kann es nur mit Bedauern aussprechen — ein keineswegs günstiges. Die Routine hinsichtlich des rein Dramatischen hat allerdings eine wesentliche Steigerung erfahren, und zwar — in Folge eines äußerst glücklich organisirten Bühnentalentes — in so hochgradiger und blendender Weise, daß Jeder, der den Entwicklungsgang der Sängerin nicht vom Anfang verfolgte, von der ganzen Art, wie sich Frau Mallinger

Digitized by Google

zu geben weiß, unfehlbar gefesselt wird. Wer jedoch in der Lage war, die einzelnen Phasen, welche die Sängerin durchzumachen hatte, genau beobachten zu können, der wird zugeben, daß es sich hiebei nicht so fast um künstlerische Entfaltung handelte, als vielmehr um einen jener nur allzu häufig vorkommenden Umbildungs- — oder richtiger gesagt — Rückbildungsprocesse, wobei die bestechende Aeußerlichkeit die Hauptrolle spielt, während sich Herz und Gemüth als Aschenbrödel zu bescheiden haben. Ist nun diese Thatsache als ein lediglich durch die Künstlerin verschuldetes Gebrechen aufzufassen, als ein Gebrechen, das weder Widerlegung noch ausreichende Entschuldigung zuläßt, so verdient Frau Mallinger andererseits unser aufrichtiges Beileid wegen der unverkennbaren Abnahme ihrer Stimme; die ohnehin nie starke, jedoch sehr wohlklingende Mittellage hat ihren Glanz zum großen Theil verloren, und die früherhin nur zuweilen vorkommenden Detonationen sind jetzt nahezu permanent geworden. Daß unter solchen Umständen der künftige Wirkungskreis der Frau Mallinger, welcher, gegenüber ihrer Thätigkeit in München, mindestens die doppelte Leistungsfähigkeit erfordert, als ein höchst gefährlicher zu gelten hat, bedarf kaum einer Erwähnung, denn daß hier vor allen Dingen Ruhe noth thun würde, liegt auf der Hand. So sehen wir denn die Sängerin mit der gegründeten Besorgniß von uns scheiden, daß abermals ein seltenes Künstlertalent vor der Zeit und mit offenen Augen seinem Untergang entgegen gehe. — Die übrigen Hauptpartieen — „Adalgisa," „Sever" und „Oroviſt" — waren wie immer durch Frau Vogl, Hrn. Vogl und Hrn. Bausewein vertreten

„Die Stumme von Portici" zeigte sich in zwei Rollen neu besetzt: die der „Elvira" wurde von Frln. Leonoff gegeben, die der „Fenella" von Frln. Johanna Meyer. Erstere löste ihre Aufgabe, obwohl ihr nur wenige Tage zur Einstudirung der Rolle vergönnt waren, zu voller Zufriedenheit. Dieß hat namentlich von der ersten Arie zu gelten, deren Vortrag — sowohl was Cantilene als Coloratur anlangt — das Lob der Correctheit und Eleganz gebührt; die Arie im vierten Acte hingegen, obwohl auch hier sich fleißiges Studium bewährte, hatte unter dem unverkennbaren Einfluß einer leichten Ermüdung zu leiden. Nebenbei bemerkt, war der weiße Schleier, womit „Elvira" in dieser Scene auftrat, weder der Situation entsprechend, noch kleidete er gut; und da wir nun einmal bei der Costümfrage angelangt sind, so möchte ich auch darauf aufmerksam machen, daß der rothe Anzug „Masaniellos" (im letzten Acte) gleichfalls von schlimmer Wirkung ist. Eine Kleidung von schwarzem Sammt und darüber der Königsmantel würde jedenfalls besser am Platze sein.

Der „Fenella" des Frln. Meyer gebührt unsere vollste Anerkennung. Ihre Darstellung zeichnete sich in erster Linie durch Wahrheit und Tiefe des Gefühls aus, und erfreute überdieß bei strengem Anschluß an die Musik, durch Ungezwungenheit, Verständlichkeit, plastische Abrundung der Gesten, und — was hiebei besonders hervorzuheben ist — durch ein schönes Maßhalten, das, ferne von jeder Ueberladung, sich streng im Rahmen der dramatischen Anforderung hielt. Frau Lucile Grahn-Young, der unübertroffenen Meisterin in der Kunst der Mimik, gebührt das Verdienst, dem Frln. Meyer die schwierige Rolle in solcher Vollkommenheit einstudirt zu haben.

Unter den übrigen Mitwirkenden zeichneten sich vor Allen die Hrn. Nachbaur („Masaniello") und Kindermann („Pietro") aus. Ersterer brachte seine Rolle in ungleich vollkommnerer Weise zur Geltung, als acht Tage früher, letzterer war vortrefflich wie immer. Das Ensemble hingegen hatte mehrfach unter nicht unbedeutenden Schwankungen zu leiden.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Antwerpen. Unsere Stadt baut ein besonderes Theater für Vorstellungen in vlämischer Sprache. Vor Kurzem ist unter entsprechender Solennität der Grundstein gelegt worden.

Digitized by Google

Brüssel. Die Vorübungen für das Musikfest nehmen ihren ununterbrochenen Fortgang. Am vergangenen Sonntag fand eine Probe mit Orchester in dem zum Festlocale bestimmten großen Saale des neuen Südbahnhofes statt. Die Gesammtwirkung des Chors war eine sehr schwache; kaum daß man am Ende des Saales den Gesang noch deutlich vernehmen konnte. Wie wird es da den Solisten ergehen?

Dresden. Frau Jauner-Krall ist bei der k. Generaldirektion um Enthebung ihres Contrakts und Versetzung in den Pensionsstand vom 1. Dezember d. J. an eingekommen. Die Sängerin gibt als Grund zu diesem Schritte an, ihre Stimme habe in der Höhe so sehr gelitten, daß sie sich nicht mehr befähigt fühle, ihren künstlerischen Pflichten nachzukommen. Ungern sehen wir Frau Jauner-Krall scheiden, die zu den leider immer seltener werdenden Sängerinnen gehört, welche die Bezeichnung „Künstlerin" in der schönsten Bedeutung des Wortes verdienen!

Köln. Die hiesige Concert-Gesellschaft, deren Vorstand eifrig bemüht ist, dem Institute eine den Anforderungen der Zeit angemessenere Umgestaltung zu geben, wird im Laufe des Winters einen Cyclus von zehn Concerten veranstalten, zu deren Leitung der städtische Capellmeister Dr. Ferd. Hiller berufen, während die Einübung der Chöre seinem Stellvertreter, dem k. Musikdirektor Hrn. Fr. Weber übertragen worden ist, eine Einrichtung, mit der das gesammte Chorpersonal und das Publikum sich um so mehr einverstanden erklären dürften, als dadurch Gelegenheit geboten sein wird, den hiesigen trefflichen Chor mehr wie bisher zu beschäftigen. (Südd. M.-Z.)

Rotterdam. Die deutsche Oper hat ihre Vorstellungen mit Webers „Freischütz" eröffnet.

Stockholm. Vor Kurzem hat sich hier eine Aktiengesellschaft gebildet, um einen würdigen Concertsaal herzustellen. Derselbe ist auf ein Auditorium von 2000 Personen projektirt und soll im Herbst 1870 vollendet sein.

Wien. Der erste Hof-Operntheater-Capellmeister Heinrich Esser ist aus Reichenhall, wo er den Sommer über aus Gesundheitsrücksichten verweilte, nach hier zurückgekehrt und hat, wahrscheinlich aus Anlaß der Entwickelung, welche die Dinge im musikalischen Beirathe des k. k. Hof-Operntheaters genommen haben, gutem Vernehmen zufolge um seine Pensionirung nachgesucht.

Vermischtes.

Unter dem Titel „Auf eigenen Füßen" ist eine neue Gesangposse in sechs Bildern von Emil Pohl und H. Wilken über die Bretter des Woltersdorff-Theaters in Berlin ergangen, die eine recht günstige Aufnahme erfuhr und auch verdiente.

Die „Geschichte der religiösen Sekten des Mittelalters" aus der Feder des Professors v. Döllinger in München befindet sich eben unter der Presse. Das Werk wird zwei Bände umfassen.

Brachvogel arbeitet an einem geschichtlichen Romane, der nächstes Jahr erscheinen soll. Er ist ein Pendant zu Brachvogels „Deutschem Michel", betitelt sich „Der fliegende Holländer" und behandelt die Epoche der Befreiung der Niederlande unter den beiden Oranien.

Gustav Freytags „Verlorene Handschrift" ist in englischer Uebersetzung bei D. Appleton u. Co. in New-York erschienen, wie dessen „Soll und Haben" bekanntlich ebenfalls längst im Englischen eingebürgert ist.

„Lessings Verdienste um das Judenthum" (Frankfurt a. M., in Commission von Aug. Osterrieth, 1869) heißt eine kleine Schrift, die ein Israelit, Hr. Samuel Moblinger, herausgegeben, um seinen Glaubensgenossen recht klar zu machen, welche Dankbarkeit sie dem Andenken des großen Lessing schulden.

Um ihre Theilnahme an der Humboldtfeier zu bekunden, bringen Petermanns „Geographische Mittheilungen", Heft VII, eine Uebersichtskarte von Humboldts Reisen, 1798—1829, welche, merkwürdig genug, im Gebiete der Kartographie bisher noch nicht vorhanden war. Das vorliegende große Blatt, welches Alexander v. Humboldts Reisen einerseits in Venezuela und am Orinoko umfaßt, von denen die erstere bis zum 10° südl. Br. und zum 81° westl. L., während die letztere vom 2° bis zum 11° nördl. Br. und vom 60° bis zum 68° westl. L. von Greenwich reichte, und andererseits den Spuren Humboldts in Sibirien bis zum 60° nördl. Br. und bis zum 80° östl. L. von Greenwich folgt, ist jedenfalls eine interessante Erinnerung an den Gefeierten, wodurch sich Herr Dr. Petermann den Dank aller Humboldt-Freunde erworben hat.

Digitized by Google

Die Arnoldische Buchhandlung in Leipzig veranstaltet gegenwärtig von Gellerts „Geistlichen Liedern", wahrscheinlich mit Rücksicht auf den Todestag des Dichters, 13. December 1769, eine illustrirte Ausgabe.

Die Direction des Wiener Hofoperntheaters sucht für die nächste Saison einen Heldentenor zu gewinnen, um Opern, wie „Die Jüdin", „Die Stumme", „Robert" u. s. w. in vollkommen würdiger Weise zur Aufführung bringen zu können; gelingt es der Direction nicht, diesfalls mit einem Künstler ersten Ranges ein Engagement abschließen zu können, so wird sie ein längeres Gastspiel, wie etwa seinerzeit mit Niemann, zu vereinbaren suchen.

In dem Programm der Festlichkeiten, die anläßlich der belgischen Unabhängigkeitserklärung Ende September in Brüssel stattfinden, figurirt eine Friedenshymne, deren Musik von dem Herzog Ernst von Coburg-Gotha componirt ist. Der Herzog übermittelte dem Festcomité, daß er in Person der Aufführung seines Werkes beiwohnen werde

Die Gaz. de France kündigt an, daß sie mit Genehmigung von Paul Heyse die Uebersetzung einiger seiner Novellen in ihrem Feuilleton veröffentlichen werde, und knüpft daran ein Lob des Autors, das für dessen literarischen Patriotismus wenig schmeichelhaft sein mag. Sie sagt nämlich: dessen Schriften zeichneten sich „durch eine so auserlesene Feinheit in der Porträtirung aus, durch eine so vollendete Kunst das Interesse der Leser zu erwecken und zu erhalten, durch eine so zierliche und naive Grazie in den Charakteren und Gefühlen seiner Helden, durch einen so eleganten Styl und eine so natürliche und leichte Entwicklung, daß seine Landsleute ihn den am meisten französischen unter den deutschen Romanschriftstellern genannt haben." Im Mund eines Franzosen erscheint diese Bezeichnung als die allerhöchste Ehre, mit der sich keine andere zu vergleichen vermag, ob Heyse sie wohl auch dafür hält? Uebrigens zeigt die Gaz. de France an, daß sie ihre Veröffentlichung mit den „Meraner Novellen" beginnen werde. (A. Z.)

* Hallbergers Verlagsbuchhandlung hatte bekanntlich vor einiger Zeit angekündigt, für nächstes Jahr den Abonnenten ihrer Zeitschriften („Ueber Land und Meer," „Illustrirte Welt" und „Zu Hause") eine Prämienvertheilung in Werthpapieren zu gewähren. Diese Maßregel ist von Seiten einiger Regierungen als Lotterie aufgefaßt und beanstandet worden — obgleich nach juristischer Definition das Lotteriegeschäft einen planmäßigen Einsatz, dessen Verlust gewagt wird, voraussetzt, wovon natürlich beim Abonnement auf bestehende Zeitschriften, die als Aequivalent gelten, nicht gedacht werden kann. Die Verlagshandlung hat in Folge dieser Einsprache den Plan aufgegeben, und wird statt dessen sowohl „Die Illustrirte Welt" als „Zu Hause" in bedeutend vergrößertem Format und vermehrter Bogenzahl erscheinen lassen, um den Abonnenten eine Entschädigung zu gewähren.

Ein ungenannter, aber jedenfalls kein gewöhnlicher Göttinger hat im „Sonntagsblatte" der Universitätsstadt, zum 15. August 1869, eine retrospective Betrachtung am hundertsten Geburtstage Napoleons I. unter dem Titel „Französische Thronfolger" veröffentlicht. Es ist eine geistvolle Zusammenstellung historischer Data über die Thronfolger in Frankreich, von König Franz I. bis zum Kaiser Napoleon III., aus welcher hervorgeht, daß, wenn es dem kaiserlichen Prinzen, der, nach der Constitution vom 25. Dezember 1852, mit zurückgelegtem 18. Jahre, also am 16. März 1874, mündig wird, wirklich vorbehalten sein sollte, als volljähriger Regent seinem Vater auf den Thron zu folgen, hiermit ein Fall eintreten würde, der in der Geschichte Frankreichs seit länger als 300 Jahren nicht vorgekommen.

Eines der berühmtesten Gemälde Albrecht Dürers, „Der Tod Mariens", das man für verloren hielt, ist soeben in einer kleinen Kirche Oberösterreichs gefunden worden; der Pfarrer derselben hatte keine Ahnung von dem Schatze, den sie enthielt.

** Unter den Festgedichten, welche uns über die Humboldtfeier zugekommen sind, steht ein Gedicht von Ludwig Behrendt mit dem Motto Spinozas Sapientia non est mortis sed vitae meditatio*) in erster Linie. Wir würden diese schwungvollen Strophen, die den poetischen Inhalt des Kosmos zusammenfassen, gern abdrucken, wenn wir damit nicht unserem bisherigen Prinzip, die Lyrik auszuschließen, untreu würden. Vielleicht machen wir darin im nächsten Jahr eine Aenderung. Aus gleichem Grunde möchten wir einstweilen von einem Poem des Hrn. E. v. Destouches absehen, der in wohlgebauten Strophen die Grundsteinlegung der neuen Burg von Schwangau feiert, welche auf Befehl des Königs am Eingange der Pöllatklamm errichtet wird, dort, wo vor Jahrhunderten sich eine, nach Anderen zwei Burgen erhoben, deren Ueberreste noch ziemlich kenntlich waren.

---

*) Aehnlich klingend wie P. Vischers Grabschrift in Nürnberg: non mortem sed vitam recogita. D. R.

Digitized by Google

Alexander Dumas Sohn hat ein neues Drama unter dem Titel „Le Divorce“ geschrieben, welches im Gymnase zu Paris zur Darstellung kommt.

Notizen.

Zur Vervollständigung des in Nr. 88 der Propyläen mitgetheilten Nekrologs des zu früh geschiedenen Otto Jahn geben wir noch folgende dem „Staatsanzeiger für Württemberg“ entnommene Notizen. Otto Jahn erhielt seinen Gymnasialunterricht in Schulpforta und studirte sodann in Kiel unter Nitzsch, in Leipzig unter Gottfried Hermann und in Berlin unter Lachmann und Gerhard Philologie und Archäologie. 1836 promovirte er in seiner Vaterstadt und 1837 trat er eine Reise nach Frankreich und Italien an. Zurückgekehrt in seine Heimath, habilitirte er sich 1839 an der Kieler Universität und ward 1842 als außerordentlicher Professor nach Greifswalde berufen. 1847 nahm er einen Ruf als Professor der Archäologie nach Leipzig an. Die archäologischen Studien nahmen dort durch ihn einen neuen Aufschwung. Im Gebiete seiner speziellen Berufswissenschaft gab er während seines Aufenthalts in Leipzig folgende Schriften heraus: „Telephus und Troilus“ (1841), „die Gemälde von Polygnot an der Lesche zu Delphi“ (1841), „Pentheus und die Mänaden“ (1842), „Paris und die Oione“ (1845), „die hellenische Kunst“ (1846), „Peitho, die Göttin der Ueberredung“ (1847), „Archäologische Aufsätze“ 1845), „Archäologische Beiträge“ (1847), endlich aus späterer Zeit „die Ficoranische Cista“ (1852). In allgemein philologischer Hinsicht sind zu erwähnen seine Ausgaben des Persius (2843), Censorinus (1845), Florus (1852) und Juvenal (ebenfalls 1852). Die Jahnsche Ausgabe des Juvenal ist die erste kritische, welche existirt. Kleinere Schriften unseres Gelehrten, deren es noch viele giebt, wollen wir hier übergehen. Ungemein zu bedauern war es, daß eine Maßregel der sächsischen Regierung dem gedeihlichen Wirken Jahns an der Leipziger Universität ein Ziel setzte. Nach seiner im Jahre 1851 erfolgten Entsetzung von der Professur lebte Jahn noch einige Zeit als Privatmann in Leipzig, ging dann nach München, um im königlichen Auftrage die dortige große Vasensammlung zum erstenmal zu katalogisiren, und nahm in Mitte der fünfziger Jahre wieder eine Professur an, zu der er ihn die preußische Regierung nach Bonn berief. Er bekleidete dieselbe bis zu seinem Tode. Der treffliche Mann gehörte zu den Hervorragendsten aus der gediegenen archäologischen Schule des alten Welcker. Aber seine Thätigkeit war nicht auf dem Felde gelehrter Alterthumsforschungen stehen geblieben, sondern er lieferte auch werthvolle Beiträge zur Goetheliteratur. Wir erinnern hier nur an die 1813 erschienene Abhandlung, „über Goethes Iphigenie“, sowie an die von ihm veranstaltete Herausgabe von „Goethes Briefen an Leipziger Freunde“ (1849). Vorgedruckt ist denselben der meisterhafte Vortrag: „Goethe in Leipzig“, welchen Jahn beim Jubiläum 1849 in der Aula der Leipziger Universität hielt. Und noch ein drittes, von jenen beiden weit abliegendes Feld des Wissens bebaute der vielseitige Mann, das der musikalischen Kritik und der Geschichte der Tonkunst. Außer vielen Aufsätzen in Musikzeitungen schrieb er 1842 eine Abhandlung „über Mendelssohns Paulus“, besorgte 1851 eine kritische Textausgabe des „Fidelio“ und ließ in den folgenden Jahren sein vierbändiges Werk über Mozart erscheinen.

Der Nestor der Pariser Theater-Kritiker, Carles Descombes, ist in Folge einer sehr schmerzvollen Krankheit im 85. Lebensjahre gestorben. Er schrieb unter dem Pseudonym „Maurice.“

Am 29. August starb in Rom, 53 Jahre alt, Achille del Nero, einer unserer ersten Componisten, und ein viel bewunderter Virtuose auf der Violine. Er hatte viele Freunde in Deutschland und war ein eifriger Streiter für deutsche Musik.

Es scheint sich zu bestätigen, daß der königl. Deichhauptmann Herr von Dachroeder zum Generaldirektor der Museen gemacht werden soll. Vielleicht ist die definitive Ernennung bereits erfolgt.

Prof. Martin Gropius ist zum Direktor der mit der Berliner Akademie der bildenden Künste verbundenen Kunstgewerkschule und gleichzeitig zum Senatmitgliede ernannt worden; letzteres, wie wir hören, da der Senat selber es auf Anfrage als Nothwendigkeit für die Aufrechthaltung des organischen Zusammenhanges zwischen beiden Instituten erklärt hat, daß der Leiter der Kunstgewerkschule zugleich Sitz und Stimme im Senat habe.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 40.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 1. October.

Inhalt: Medea und Othello, eine Parallele von Otto Buchwald. — Die Rache einer Frau, ein Blatt aus der französischen Geschichte vor der Revolution von 1792, von Feodor Wehl. — Clara Ziegler, eine Studie von Dr. E. B. — Die internationale Kunstausstellung in München. X. — Julian Schmidt und Lamartine. — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. — Concertbericht. — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik u. bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen.

Medea und Othello.

Eine Parallele von Otto Buchwald.

Derjenige von den drei berühmten griechischen Tragikern, mit welchem Shakespeare die meiste Aehnlichkeit hat, ist ohne Frage Euripides. Zwar mag anfänglich ein Vergleich des großen Britten mit irgend einem der hellenischen Tragiker, namentlich wenn man von äußeren Gesichtspunkten ausgeht, etwas paradox erscheinen, weil wohl kaum ein größerer Unterschied gedacht werden kann, als die straffe Regelmäßigkeit und strenge Beschränkung hinsichtlich des Orts, der Zeit und der Handlung bei den Antiken und die fast regellose Willkür, welche Shakespeare in diesen Punkten an den Tag legt. Aber je schärfer dieser Unterschied mit den griechischen Tragikern insgesammt auffällt, um so augenscheinlicher ist die Aehnlichkeit mit Euripides in einigen Momenten, welche ihn bereits bestimmt von seinen großen Vorgängern sonderten.

Ich will an dieser Stelle nicht all die Punkte, durch welche er eine von Aeschylus und Sophokles wesentlich verschiedene Stellung einnahm, hervorheben; denn sie beruhen zum größten Theil auf dem Umschwung, welcher in der hellenischen Welt auf dem Gebiete der Polik, der socialen Zustände, der Religion und Philosophie sich vollzogen hatte; ich will nur auf diejenigen näher eingehen, welche als Berührungspunkte mit Shakespeare gelten und meine ausgesprochene Behauptung zu erweisen geeignet sein können.

Hieher rechne ich zunächst das Intriguenspiel, als dessen Schöpfer Euripides gelten kann. Der Verlauf der Handlung in den Tragödien des Aeschylus ist einfach und auch in denen des Sophokles, obwohl diese schon erheblich verwickelter und spannender sind, doch noch weit entfernt von jenem aufregenden Wechsel und Schwanken,

Digitized by Google

worin uns die Schürzung und Lösung des Knotens in den besten Tragödien des Euripides versetzt. Die Stellung, welche er der Intrigue einräumt, der Antheil, welchen sie am Aufbau und Verlauf der Handlung nimmt, rückt ihn von den griechischen Tragikern dem großen Britten am nächsten.

Aber es ist noch ein anderer wesentlicher Berührungspunkt vorhanden. Wenn Schiller sagt, daß die Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine Individuen seien, so ist dieses Urtheil in Bezug auf Sophokles und noch mehr auf Aeschylus richtig, von Euripides aber kann es nicht als völlig zutreffend gelten. Den Vorwurf, welchen man dem Letzteren mit Recht gemacht, daß in seinen Stücken die mythische Welt ihren idealen Glanz verloren und die großartigen Figuren der Sagenzeit sich in Personen der Gegenwart verwandelt haben, daß der Dichter schon zu sehr von der Philosophie des Anaxagoras durchdrungen sei, um die großartige Einfachheit der Heroengeschichte zu erfassen und zum Ausdruck zu bringen, schließt ihn von dem in den Schillerschen Worten enthaltenen Lobe aus. Aber auch der leise Tadel, der unserem Gefühl nach in jenem Urtheil liegt, trifft ihn weniger. Schon der Umstand, daß er der menschlichen Willkühr und Leidenschaft einen größeren Spielraum gestattet und diese an die Stelle eines starren und unabänderlichen Schicksals treten läßt, bringt unserem modernen Verständniß seine Figuren näher und giebt ihnen, wenn auch seinen Charakteren, insbesondere den männlichen, Schärfe, Kraft und Consequenz abgeht, doch wenigstens einen individuelleren Anstrich. Die Sicherheit, mit welcher er die geheimsten Regungen des menschlichen Herzens belauscht, die Schärfe, mit welcher er den Wechsel stürmischer Empfindungen wiedergiebt, die Gluth, bis zu welcher er die hochschlagenden Flammen der Leidenschaft steigert, verleihen seinen Personen ein eigenartiges Gepräge, welches die den hellenischen Tragikern anhaftende Unfähigkeit, klar und bestimmt zu individualisiren, mehr verdeckt, als dies bei Aeschylus und Sophokles der Fall ist. Namentlich gilt dies von seinen Frauencharakteren, welche stellenweise von einer bewunderungswürdigen Tiefe des psychologischen Blickes Zeugniß ablegen und eine Kenntniß des menschlichen Herzens bis in die kleinsten Falten hinein verrathen, die nur durch die Abneigung des Dichters gegen die Politik und seine Vorliebe für die Erörterung sittlicher Fragen ihre Erklärung findet. Euripides ist Meister in der Behandlung der Leidenschaften; wie ein großer Anatom verfolgt er sie bis in die feinsten Nerven; mit erstaunlicher Virtuosität variirt er das Thema und bringt seine psychologischen Resultate, abgesehen von der mitunter den Eindruck abschwächenden rhetorischen Färbung seiner Verse, naturwahr zum Ausdruck — und diese Seite seines Talents ist der zweite Berührungspunkt mit Shakespeare, der wie Keiner vor ihm und Keiner nach ihm die Regungen des menschlichen Herzens zu beobachten und künstlerisch wiederzugeben verstand.

Ist es nun schon interessant, in den Werken der beiden Dichter, die, wenn sie auch der Zeit nach einander fern stehen, doch durch ihre Bedeutung für das klassische deutsche Drama einander so nahe gerückt werden, diese allgemeineren Berührungspunkte aufzusuchen: so gewährt es einen um so höheren Genuß zu vergleichen, wie Euripides und Shakespeare, deren Weltanschauung, Kunstgesetze und Publikum so himmelweit verschieden waren, ein und dieselbe Leidenschaft, die Eifersucht, auf der Bühne zur Darstellung gebracht haben. Die Tragödien, um die es sich handelt, sind „Medea“ und „Othello.“

Die „Medea“ hat immer und mit vollem Recht für eine eigenthümliche Schöpfung gegolten, und es ist, abgesehen von dem originellen Stoff und der künstlerischen Vollendung, schon aus dem Grunde, weil die verzehrende Gluth der Eifersucht in antiken Verhältnissen geradezu etwas Befremdendes hat. Wenn wir die griechischen Ehebündnisse ins Auge fassen und uns vergegenwärtigen, daß dieselben meist aus rein äußerlichen Rücksichten, sehr selten aus wahrer und tiefer Herzensneigung abgeschlossen wurden, daß das Familienleben bei den Griechen schon aus diesem Grunde und ganz besonders in Folge der vom Staat angeordneten öffentlichen Erziehung ein sehr kümmerliches und oberflächliches sein mußte; wenn wir lesen, daß in Sparta, wo die Frauen die höchste Achtung genossen, es durchaus nichts ungewöhnliches war, daß mehrere Brüder zusammen seine Gattin hatten und verheirathete Frauen unter Zustimmung ihres Gemahls mit einem andern Manne Kinder erzeugten; wenn wir

Digitized by Google

erwägen, daß in Athen Liebesverhältnisse mit schönen Sklavinnen oder sonstigen, dem Dienst der Aphrodite ergebenen Personen nicht als etwas Auffälliges oder Tadelnswerthes angesehen wurden: so muß die künstlerische Behandlung einer Leidenschaft, die nur durch die Anrechte auf einen ausschließlichen Besitz erklärlich ist, wenn sie noch dazu in so maßloser Weise auftritt, als eine eigenthümliche Erscheinung betrachtet werden. Ihre Erklärung findet sie durch die Neigung des Euripides, seine Blicke auf die realen Lebensverhältnisse zu richten und diese in seinen Tragödien zur Erörterung zu bringen. Dabei konnte ihm unmöglich die unwürdige Stellung und sittliche Verkommenheit des weiblichen Geschlechts, die völlige Zerrüttung der Ehe und die daraus für das staatliche Leben erwachsende Gefahr entgehen, und mit scharfem Blick erkannte er in diesen Zuständen einen Krebsschaden, der an dem Mark des hellenischen Volkes fraß. Aus diesem Umstande erklärt sich auch die hervorragende Berücksichtigung weiblicher Charaktere in seinen Dramen und die mannigfaltige Weise, wie er das Thema von der Liebe behandelt. Und wenn auch die Frauen in seinen Stücken meist schlecht wegkommen, so wird man diese Erscheinung doch wohl mit größeren Recht auf allgemeinere Beobachtungen, als auf die trüben Erfahrungen, die der Dichter in seiner eigenen Ehe gemacht haben soll, zurückführen müssen. Wenigstens zeigt die „Medea" nur geringe Spuren einer persönlichen Malice des Dichters, und es erscheint fast, als habe er in dieser Tragödie nicht blos ein rachsüchtiges Weib schildern und die entsetzlichen Thaten, zu welchen die Eifersucht hinreißt, darstellen, sondern mit Benützung des mythischen Stoffs ganz besonders darthun wollen, wie durch Untreue das Glück der Ehe und Familie vernichtet und der Ruin des Hauses herbeigeführt wird.

Nach diesen Bemerkungen, welche die eigenthümliche Schöpfung des griechischen Dichters in ihrer Bedeutung für die damalige Zeit beleuchten sollen, gehe ich zu dem Vergleich zwischen den beiden Tragödien über.

Zunächst ergiebt sich, wenn wir die Behandlung der Eifersucht ins Auge fassen, ein bedeutender Unterschied, welcher mit den für den griechischen Tragiker gezogenen Schranken in engem Zusammenhange steht. Bei Othello sehen wir die Eifersucht sich allmählig entwickeln, der kleine unscheinbare Funke wächst vor unseren Augen zum vernichtenden Brande an; das Interesse des Zuschauers wird ebenso durch die Vollziehung der Rache in Anspruch genommen. Bei Medea ist die Eifersucht bereits im höchsten Grade vorhanden; gleich im Anfang branden uns die heftigen Wogen derselben entgegen; in der Leidenschaft selbst zeigt sich keine Steigerung, und unsere Aufmerksamkeit wird allein durch den Wechsel der Gefühlsstimmungen, durch die List und Verstellung, mit einem Wort durch die Ausführung der Rache und die Seelenkämpfe der Medea, namentlich als es sich um den Mord der Kinder handelt, rege erhalten. Das, was Shakespeare vor unseren Augen sich entwickeln läßt, erfahren wir bei Euripides sofort aus dem Munde der Amme. Sie berichtet uns den Treubruch Jasons, seine Werbung um die korinthische Königstochter Glauke, sie schildert uns in sehr allgemeinen gehaltenen Zügen die Verzweiflung Medeas, ja, deutet uns sogar schon die später wirklich eintretende Rache an, wenn sie sagt:

Sie haßt die Kinder, selbst ihr Anblick freut sie nicht,*)
Und ich befürchte, daß sie Schreckliches beschloß.
Ist wild ihr Herz doch und erduldet's nie, daß Schmach
Sie trifft; ich kenn' ihr Wesen, und ich bin besorgt,
Daß sie mit scharfgewetztem Stahl ein Herz durchbohrt,
Stumm ins Gemach sich schleichend, wo das Lager steht,
Oder daß den König und den Freier sie erwürgt,
Und dann ein größer Mißgeschick noch auf sich wälzt.

Ganz abgesehen davon, daß dem griechischen Dichter die Ausführung der Rache die Hauptsache war, wurde ihm eine Entwickelung der Leidenschaft, welche von kleinem Anfange aus immer größer und größer wird, dadurch unmöglich, weil er an die Einheit der Zeit gebunden war, und die kurze Spanne, welche die Handlung nach den

*) Die Verse aus der „Medea" sind nach Fritze, die aus dem „Othello" nach Jordan citirt.

Digitized by Google

griechischen Kunstgesetzen ausfüllen durfte, einen solchen psychologischen Prozeß, der selbst bei so raschem Verlaufe wie im „Othello," doch immerhin geraume Zeit in Anspruch nimmt, nicht gestattete.

Zu diesem äußerlichen Grunde kommt ein innerer, der zugleich einen zweiten Unterschied ins rechte Licht setzt. Die Eifersucht Medeas ist begründet: die Untreue Jasons ist eine Thatsache, welche vor ihm nur in höchst sophistischer Weise beschönigt wird; die Eifersucht Othellos dagegen ist grundlos: Desdemona ist treu, und nur der teuflische Jago raunt den höllischen Verdacht in des Mohren Seele. Während demnach „Medea" zeigt, bis zu welch' unnatürlichen Thaten ein in ihrer Liebe tiefgekränktes Weib sich vergißt, wie vor der dämonischen Leidenschaft alle sanfteren Regungen des Herzens verstummen, wie selbst die Mutterliebe zur mordenden Tigerin wird, soll „Othello" darthun, wie ein Argwohn, der einmal in der Seele Wurzel gefaßt hat, sich an lauter kleinen, nichtssagenden Vorfällen nährt; wie aus der Furcht, es möchte der Verdacht gegen die Treue der Gattin nicht unbegründet sein, nach und nach das Bestreben herausbildet, sichere, alle Zweifel widerlegende Thatsachen aufzufinden; wie unverfängliche Begebenheiten, wenn erst das Vertrauen erschüttert ist, Mißdeutungen unterliegen; wie endlich ein edler und hochherziger Charakter, sobald er an dem Gift der Verleumdung erkrankt ist, in unsinniger Verblendung das schuldlose Opfer und zugleich das eigene Herz trifft. Der „Othello" zeigt in meisterhafter Weise, daß „Eifersucht eine Leidenschaft ist, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft." Es war daher nothwendig, vor den Augen des Zuschauers den ersten Tropfen des Argwohns in die Seele des Mohren fallen zu lassen, nothwendig, zu zeigen, an wie schwachen Halmen sich sein Verdacht emporrankt; der Zuschauer mußte das vollendete psychologische Bild entstehen sehen, er mußte die Ausbrüche der Wuth und Seelenpein mit anhören, um zugleich Furcht und Mitleid empfinden zu können. Diese Umstände bedingen — lassen wir auch die größere Feinheit, welche Shakespeare hinsichtlich des Orts und der Zeit hatte, unberücksichtigt — eine Entwickelung der Leidenschaft vom ersten Keim an bis zur Schlußkatastrophe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache einer Frau.

Ein Blatt aus der französischen Geschichte vor der Revolution von 1792.

Von **Fedor Wehl.**

Wie seltsam die Geschicke der Menschen durcheinander spielen und sich verketten! Da geht ein Paar Jahrzehnte vor der französischen Revolution ein jüdischer Millionär aus Holland, Monsieur de Lys mit Namen, der sich in Paris aufhielt, über die Straße, und sieht, umgeben von Gendarmen, ein Frauenzimmer von blendender Schönheit an sich vorüberschreiten. Ihr langes, dunkles Haar hängt ihr aufgelöst über den schönen, weißen Nacken und eine entzückend geformte Büste, die ein in Unordnung gebrachtes Hemd und ein seidenes, aber in Fetzen herabhängendes Mieder kaum noch verhüllen. Ihr Anzug von Seiden- und Gazestoff trägt die Spuren modischer Eleganz, obwohl er fast ganz in Lumpen und Lappen verwandelt ist, und ihr zierlicher Fuß, in durchbrochen gearbeiteten Filetstrümpfen geht in Atlasschuhen, die zerrissen und niedergetreten sind.

Die eigenthümliche Erscheinung frappirt den jungen Mann. Er bleibt betroffen stehen und sieht dem sonderbaren Aufzuge nach, dessen Heldin ihn wunderbar berührt. Hoch aufgerichtet, stolz schreitet sie inmitten der Häscher dahin; ein verächtliches Lächeln schwebt auf ihren Lippen, und aus ihren dunklen, großen Augen flammt ein Blick, ein Blick so herausfordernder und zugleich so bestrickender Art, daß der junge Mann davon wie gebannt, in halber Betäubung dem Zuge eine Weile folgte, und dann endlich, ohne recht zu wissen, was er thut, den Führer anredet und fragt, um was es sich bei der Delinquentin handle.

„Ei, mein Herr", antwortet derselbe, „es handelt sich hier um fünfundzwanzig Peitschenhiebe und ein Quartier im Hotel von Saint-Lazaire. Die vornehme Dame,

Digitized by Google

die Ihr hier seht, ist eine Theaterprinzessin, die sich mit ihrem Liebhaber verunreinigt und geprügelt hat, wodurch ein öffentlicher Scandal entstanden. Und ähnlicher Scandal soll nach den neuesten Edicten unseres vielgeliebten Königs Ludwigs XV. nicht mehr geduldet werden. Dafür erhält sie die fünfundzwanzig. Ihre Wohnung im Hotel St. Lazaire aber besorgen ihr ihre Gläubiger. So, mein Herr, nun wißt Ihr, woran Ihr seid, und nun laßt uns unsere Reise fortsetzen, für die keine Zeit zu verlieren ist."

Der Gendarm und sein Gefolge setzten sich in Bewegung. Die Schöne, die sie führten, hatte bei der Auskunftsertheilung über sich und ihr Schicksal keine Miene verzogen, keine Hand bewegt. Kein bittender Blick, keine flehende Geberde waren sichtbar geworden. Sie hörte der Rede des Sergeanten so gleichgiltig zu, als ob sie ihr im Mindesten nicht gegolten hätte und ihr ganz fremd wäre, und jetzt schritt sie wieder eben so keck und vornehm weiter, wie vorhin. Sie wandte nicht einmal den Kopf, um sich nach Monsieur de Lys umzusehen. Monsieur de Lys war von dieser Unerschütterlichkeit und trotzigen Ergebenheit ganz verdutzt. Er wußte nicht, was er aus dieser Person machen sollte und stierte ihr in sprachlosem Erstaunen nach. Eben war sie im Begriff, mit ihrer Wache um die nächste Straßenecke zu verschwinden, da raffte er sich empor. Sollte er sie ihrem Schicksal überlassen, oder sollte er sie aus ihrer Schande und ihrem Elend erlösen — er schwankte, und wußte nicht, was zu thun oder zu lassen. Ein Moment des Zweifels, der Unentschlossenheit, dann aber, von einer dunklen Macht getrieben, eilt er dem Zuge nach. Er ahnt es nicht, daß es sein Verhängniß, sein Tod ist, dem er nacheilt, athemlos, in Schweiß gebadet nacheilt, bis er die Patrouille am Platz Ludwig XIV. wieder erreicht.

„Herr Sergeant", keucht er dort hervor, „Herr Sergeant, ist dieser Dame nicht zu helfen, kann man sie nicht freikaufen? Sagt mir den Preis, ich zahle jeden, wie hoch er auch sei."

Der Gendarm bleibt in Folge dieser Anrede noch einmal stehen, und indem er sich mit einem verschmitzten Lächeln den Bart streicht, sagt er: „Gefällt Ihnen unsere Prinzessin, mein Herr? Nun, Sie sind ihr erster Anbeter nicht, und werden auch nicht ihr letzter sein. Mademoiselle versteht ihr Metier so gut, wie ich meine Instruction. Verpflichtet Euch, die Gläubiger zu befriedigen und uns fünfundzwanzig Ecu's zu bezahlen, so mögen die fünfundzwanzig und unsere Transportgebühren für erledigt gelten."

„Ich verpflichte mich zu Allem", stößt der junge Israelit hervor, „nur mit dem Unterschiede, daß ich Euch statt der fünfundzwanzig Ecu's fünfundzwanzig Louisdor gebe."

So sprechend, zieht er die Börse und händigt dem schmunzelnden Polizisten die fünfundzwanzig Goldstücke ein, indem er zugleich seinen Namen nennt und ersucht, die Gläubiger an seine Adresse zu schicken.

Der Name de Lys macht den Sergeanten salutiren.

„Es lebe Monsieur de Lys!" ruft er aus, indem er mit seinem Hute schwenkt. „Es lebe Monsieur de Lys!" stimmt die gaffende Menge ein, die sich rasch um die Gruppe versammelt und welcher gleichfalls der Name nicht fremd ist. Monsieur de Lys hat in der großen Hungersnoth von 1752 Tausende von Thalern beigesteuert, um dem Mangel und dem Elend zu steuern. Die Bevölkerung von Paris hat ihm Das nicht vergessen und verehrt seitdem den jüdischen Cröſus. Sie jauchzt und jubelt auch jetzt um ihn her und macht Miene, ihn für die Befreiung der Gefangenen auf ihre Schultern zu heben. Nur mit vieler Anstrengung gelingt es ihm, sich mit seinem Schützling durch die Straße hindurch bis an seinen Wagen zu schlagen, der ihm, mit stolzen Isabellen bespannt, in der Entfernung gefolgt ist. Unter dem Beifallrufen und Klatschen des Volkes steigt er mit der sonderbaren Schönen ein, und fliegt mit ihr auf dem Straßenpflaster dahin, daß die feurigen Funken unter den Hufen der prächtigen Thiere hervorsprühen.

Der Weg nach dem Vendômeplatze, auf dem sich das Hotel des Monsieur de Lys befindet, wird auf diese Weise rasch zurückgelegt, so rasch, daß die ihn Zurücklegenden im Nebeneinandersitzen kaum noch zur Besinnung zu kommen vermögen. Dem reichen jungen Mann ist sein Erlebniß wie ein Traum: seiner Begleiterin muß das ihre vollends so erscheinen. Noch eben zwischen rohen Häschern auf schmutzigem

Digitized by Google

Straßenpflaster dem Hohne der Menge, der Schande und dem Elend preisgegeben, sieht sie sich jetzt plötzlich in einem kostbaren Wagen, in seidene Kissen zurückgelehnt, hinter sich zwei reich gallonirte Bediente. Sie kommt sich wie ausgetauscht, wie verwechselt, wie zum leibhaftigen Märchen geworden vor. Noch ehe sie sich gefaßt, noch ehe sie recht zum vollen Bewußtsein der Veränderung ihrer Lage gekommen, steigert sich das Glück und der Glanz derselben, denn in der Wohnung des Monsieur de Lys angelangt, empfangen sie ein Heer von Lakaien, auserlesener Luxus und ein entzückendes Wohlleben. Ihr erstaunter Blick fällt auf Sammt- und Leder-Tapeten, auf getäfelten Fußboden, auf goldene Tische mit Marmorplatten, auf broncene Kandelaber, auf reich mit Stuckatur verzierte Plafonds und meisterhafte Oelgemälde.

Nachdem sie umhergeschaut und an dieser auserlesenen Pracht sich satt gesehen, bringt ihr Bild, das ihr zufällig aus einem Wandspiegel entgegentritt, sie mit Schaudern auf sich selbst zurück.

„Mein Herr, was beginnen Sie mit mir?" ruft sie, sich an Monsieur de Lys wendend.

„Was ich mit Ihnen beginne?" entgegnete dieser, gewissermaßen über sich selbst verwundert, indem er nach einer kleinen Weile fortfährt: „Ja, meine Schöne, das weiß ich selbst noch nicht. Vor der Hand preise ich mich glücklich, Sie aus ihrer peinlichen Situation gezogen zu haben. Sie sind frei, ganz frei, und können thun und lassen, was Sie wollen."

„Thun und lassen, was ich will", erwiderte bitter lachend die Schauspielerin; „thun und lassen was ich will, in diesem Aufzuge, ohne Mittel, ohne Freund, ohne Obdach, nackt und hungrig, wie ich bin! O mein Herr, wenn das Ihre Meinung war, so hätten Sie besser daran gethan, mich meinem Schicksal zu überlassen. Im Gefängniß von Lazaire konnten sich mein Unglück und meine Schande wenigstens vor der Welt verstecken; wenn ich mir aber mein Brod vor der Thüre erbetteln muß, müssen sie zum Gespötte der Menschen werden."

„Sie mißverstehen mich", sagte hierauf Monsieur de Lys mit leidenschaftlicher Wärme, „wenn Sie glauben, ich hätte Sie dem einen Abgrunde entrissen, um sie in einen andern stürzen zu lassen. Ich werde für Sie sorgen, Mademoiselle, Ihnen Alles zu geben, was Sie wünschen. Wenn ich meinte, daß Sie frei seien und thun könnten, was Sie wollten, so sollte das blos heißen, daß mein Interesse für Sie, mein Vergnügen, Ihnen zu helfen, Ihnen zu dienen, Sie in nichts zu binden oder zu fesseln brauche."

„Sie handeln wie ein ächter Cavalier", ruft hierauf die Schöne in Lumpen, indem sie, ihr flammendes Auge mit leuchtendem Blicke auf ihn richtend, hinzusetzte: „Ich werde Ihnen dankbar sein."

Monsieur de Lys, von diesem Blicke bezaubert und hingerissen, wirft sich vor seinem Schützling nieder, und indem er dessen Füße und Hände küßt, ruft er: „O, Sie sollen meine Gebieterin, meine Königin sein, wenn es Ihnen beliebt. Ueber mich, über mein Haus und über Alles, was ich besitze, sollen Sie herrschen dürfen."

Unsere Schöne macht dieser Ausbruch von Begeisterung lächeln. Nach und nach fängt sie wieder an, sich zu fühlen und an ihren guten Kern zu glauben. Sie kennt die Gewalt ihrer Schönheit, ihrer Anmuth, ihres Geistes. Sie weiß, was diese Dinge werth sind. Ein Weib aus der Hefe des Volkes, eine Dubarry, regiert damit einen großen Monarchen, den ersten Hof der Christenheit, das schönste Reich der Erde. Sollte sie, im Besitz derselben Eigenschaften, nicht einen Millionär und sein Haus regieren können? Gewiß! hat sie doch oft genug ihre Macht über Männerherzen zu erproben Gelegenheit gehabt. Dutzendweise haben sie ihr gehuldigt und ihr zu Füßen gelegen. Nur ist der Rechte noch nicht darunter gewesen. Es waren meist Schauspieler, Glücksritter, Abenteurer, arme Schlucker und Taugenichtse. Sie hat sich weggeworfen, encanaillirt. Statt sie zu bereichern, sie zur großen Dame zu machen, hat man sie ausgeplündert und zur Bettlerin gestempelt; endlich jedoch lacht ihr das Glück, denn es hat ihr einen Mann von großen Reichthümern, einen wahren Nabob zugeführt, und daß derselbe ein Fremder ist, muß ihr das Spiel erleichtern, muß ihn doppelt zu ihrem Sclaven machen.

So überlegt und philosophirt unsere Heldin, als sie von dienstbeflissenen Dienern

Digitized by Google

auf Befehl ihres Herrn in „ihre Zimmer" gebracht wird, wo sogleich weibliche Hilfe herbeieilt, sie in ausgesuchtester Weise anzukleiden und zu schmücken. Als eine Stunde darauf Monsieur de Lys ihr einen Besuch macht, sitzt sie, seidengebauscht und frisirt, mit kostbaren Spitzen behangen, wie eine Königin da, die einen Unterthan empfängt.

Von diesem Augenblicke an war sie die Gebieterin in dem Palaste des Monsieur de Lys. Er überschüttete sie mit Reichthum, Glanz und Pracht; er kaufte ihr Pferde und Wagen, besoldete ihr eine zahlreiche Dienerschaft, miethete ihr Logen in den ersten Theatern, erwarb ihr ein Landhaus in Versailles, hielt ihr Mohren, Affen, Papageien, Hunde, kurz, er befriedigte alle ihre Wünsche, ihre Launen, that, was er ihr an den Augen absah.

Um ihr Rang und Ansehen in der Pariser Gesellschaft zu geben, verschaffte er ihr für schweres Geld den Namen Mademoiselle de l'Empirée. Als solche gab sie in seinem Hause große Gesellschaften, glänzende Mittag- und Abendessen, bei denen der Adel, die Hofleute, die Schöngeister jener Zeit ohne Scheu erschienen. Das Maitressenthum war damals eine Sache der Mode und des guten Tons. Niemand nahm Anstoß daran. Zum Umgange von Mademoiselle de l'Empirée gehörten Grafen, Barone und Herzoginnen, gehörten Holbach, d'Alembert, Lully und Greuze, denn sie gebot über eine Welt im Kleinen, und war dabei schön, graziös, witzig und frivol; besaß also Alles, was in jener Epoche in Paris von Geltung war, und in den vornehmen Kreisen Ansehen und Ruf verlieh. Die Encyclopädisten waren die Leute des Tages, und jeder Mann von Welt wollte darum, wie der große berühmte Diderot, seine Madame de Puysieux haben, die allerdings als ein niedriges und treuloses Geschöpf, aber zugleich als geistreich blendendes Wesen bekannt war.

Monsieur de Lys, der Verstand und glänzenden Witz besaß und überdies als Jude die ersten und vornehmsten Kreise der französischen Hauptstadt sich verschlossen sah, fühlte sich in Folge von beiden Umständen besonders in die Gesellschaft dieser Gelehrten gewiesen, in der er den Adel, das Genie und das sinnliche Vergnügen zu gleichen Theilen vertreten fand. Sein Verhältniß zu Mademoiselle de l'Empirée war in diesem Umgange weder auffallend, noch anstößig, und so kam es, daß er sich in jeder Beziehung glücklich fühlte.

Aber wie kein Glück der Erde, so sollte auch das seinige nicht von Dauer sein. Eines schönen Tages früher als sonst von seiner täglichen Promenade nach Hause eilend, weil er mit seiner Angebeteten eine heitere Partie für den Abend verabreden wollte, hört er, vor deren Thüre angekommen, ein lebhaftes Gespräch und Gläserklingen sich entgegentönen. Neugierig bleibt er stehen und lauscht. Und was vernimmt er da? Höchst seltsame und curiose Dinge für ihn. Man zecht, man jubelt, man kost. Mademoiselle de l'Empirée schenkt fleißig ein und singt, indeß eine rauhe Trinkerstimme dazwischen lacht und sehr ordinäre Reden führt. Deutlich schlagen folgende Worte an sein Ohr: „Es war ein capitaler Einfall von Dir, Titi, Dir diesen Hebräer beizulegen. Der Kerl hat Geld wie Heu und ist dumm wie ein Schaf, dessen Bestimmung ist, geschoren zu werden. Ohne eine Ahnung davon zu haben, bezahlt er meine Schulden, und macht, daß ich in seiner Abwesenheit wie Gott in unserem geliebten Frankreich lebe. Stoßen wir an, lassen wir Monsieur de Lys, unsern Geldsack leben!"

Monsieur de Lys hörte die Gläser klingen, Lachen und Küsse tauschen, Alles auf seine Kosten. Das empörte ihn. Ein Anderer an seiner statt hätte den Degen gezogen, wäre ins Zimmer gestürzt, und würde den Eindringling entweder niedergestochen oder durchgefuchtelt und jedenfalls mit seiner Maitresse zusammen aus dem Hause auf die Straße gejagt haben. Aber Monsieur de Lys war, wie man weiß, kein Franzose, sondern ein Holländer und Sohn des Orients. Das Phlegma vereinigte sich bei ihm mit grausamer List. Ruhig ließ er deshalb seinen Degen in der Scheide und ging seiner Wege. Zunächst begab er sich in die Gesindestube, wo er sich nach dem Besuch bei Mademoiselle de l'Empirée erkundigte und vernahm, daß derselbe ein heruntergekommener Schauspieler, ein Vagabund, ein notorischer Taugenichts sei, der stets auf seine Abwesenheit lauere, um dann ins Haus und ohne Umstände zu dessen Gebieterin zu eilen, dort zu schlemmen und tolles Zeug zu treiben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Clara Ziegler.

Eine Studie von Dr. E. B.

Dresden, im August 1869.

An Talenten fehlt es keiner Zeit, aber nicht jede ist geeignet, dieselben zur vollen Entwicklung gelangen zu lassen! — Ich wage nicht zu entscheiden, ob dieser oft ausgesprochene Satz eine ganze, eine halbe Wahrheit enthalte, oder ob er sich vielleicht gar, wie die meisten volksthümlichen Sprichwörter, eben so gut umkehren lasse. Das aber weiß ich gewiß, gelangt die herrliche Begabung Fräulein Zieglers nicht zu ihrer vollen Entwicklung, daran wahrlich nicht sie, sondern ihre Zeit die größte Schuld trägt. Mehr als der stärkste männliche Geist gehörte dazu, dem Andrängen so vieler widersprechender Urtheile, wie sie die erste Kunstreise der Dame bei der Kritik hervorgerufen, die Festigkeit entgegenzusetzen, die nun einmal nicht zu entbehren, will man unbeirrt auf gerader Bahn fortschreiten.

Das Publikum nimmt jetzt jedenfalls der Künstlerin gegenüber den richtigsten Standpunkt ein, und es zeigte sich hier einmal wieder von seiner besten, liebenswürdigsten Seite. Dankbare, rührende Hingebung an eine Persönlichkeit, der die tragische Muse die kostbarsten Geschenke in verschwenderischer Fülle ertheilt hat. Lange genug hat es nach einem solchen Liebling der Götter gelechzt.

Keineswegs soll sich die Kritik Fräulein Ziegler gegenüber des Tadels begeben. Durchaus nicht! Aber sie soll Beides, Lob und Tadel, besonnen abwägen, nicht ohne sachgemäße Begründung in die Oeffentlichkeit schicken. Bei tausend anderen Schauspielern ist eine leichtfertige Behandlung, wenn auch nie zu billigen, doch von minderer Verantwortung; hier gilt es, der Nation eines der kostbarsten Kleinode zur dauernder Freude, zu gerechtem Stolz zu erziehen; geringer schlagen wir in der That den Besitz eines wahrhaft großen Schauspielers nicht an.

Der Verlust eines festen Maßstabs ist heute für die gedeihliche Entwicklung der Schauspielkunst das Mißlichste; sonst bieten sich ihr jetzt günstigere Umstände, als in den letzten vierzig Jahren zuvor. Seit dem Jahre 1848 glaube ich in der Schauspielkunst, soweit dieselbe nämlich eine selbständige zu sein vermag, eine entschiedene Wendung zum Besseren wahrzunehmen. Ohne hier auf eine nähere Beweisführung dieser, Manchem gewiß paradox scheinenden Behauptung eingehen zu können, erinnere ich nur an den Satz, der für alle echt germanische Schauspielkunst der rocher de bronze ist: „Ich bitte Euch, haltet die Rede leicht von der Zunge weg, denn wenn Ihr den Mund so voll nehmt, wie Viele unsrer Schauspieler, möchte ich meine Verse ebenso gern von dem Ausrufer hören."

Jeder Kritiker, der einen deutschen Schauspieler im Allgemeinen beurtheilt, muß die Vortragsweise desselben zunächst diesem Maßstab unterziehen. Jede eingehendere Beurtheilung Fräulein Zieglers, die nicht an diese Frage anknüpft, wird daher auch immer in der Luft schweben. Wir zögern keinen Augenblick länger es auszusprechen: Der Fuß, auf welchem sich Fräulein Ziegler in Zukunft mit jenen entscheidenden Zeilen halten wird, wird auch entscheiden, ob sie vorwärts oder rückwärts schreitet. Je nachdem die Künstlerin den Geist jener Worte erfüllte, sich von ihm entfernte, oder sich ihm wieder näherte, bereitete sie dem Schreiber dieses Aufsatzes Entzücken, Erkalten und erneutes Erwarmen.

Ich sah Fräulein Ziegler viermal: als Medea, Deborah und Iphigenia, in der ersten Rolle zweimal.

Im ersten Akte der Medea blieb ich ruhig, eine zu gedehnte Declamation einzelner Verse, ein zu schnelles und häufiges Hinabsteigen in die wunderbar klangvolle Tiefe mißfiel mir. Auch in der äußeren Erscheinung war das zu knappe Anschließen des schwarzen Gewandes der hohen Gestalt, noch erhöht durch einen befremdend hohen Lockenbau, nicht günstig. Im dritten und vierten Akt empfing ich dagegen den bedeutendsten Eindruck, der mir überhaupt bis jetzt von der Bühne geworden. Hatte ich wohl schon Gewaltigeres gesehn, doch noch nie so Schönes, so Harmonisches. Die zu männlich ertönende Stimme der Rachel, die zu absichtsvoll hervortretenden Stellungen der Ristori hatten bei mir, trotz aller Bewunderung, doch nicht ein leises Mißbehagen zurückzudrängen vermocht. Im letzten Akte der Medea glaubte ich eine kleine Ab-

Digitized by Google

spannung zu bemerken, doch will ich den Argwohn nicht unterdrücken, dieselbe sei vielleicht in mir selbst entstanden. Die furchtbare Hitze im Theater und die Entwöhnung, einer Darstellung zwei Akte hindurch mit solcher Hingebung der Seele und aller Sinne zu folgen, sind Entschuldigung genug. Mir selbst stockte in jenen zwei Akten mehr als einmal der Athem, das Auge verbot den Wimpern zu zucken.

Die Deborah erschien zur Medea, wie das Werk einer reichbegabten Anfängerin zu dem der Meisterin.

In der Iphigenie war ich nach dem ersten Akte fast versucht, das Theater zu verlassen, so verfehlt erschien mir die Vortragsweise. Mein guter Genius hielt mich aber glücklicher Weise fest, denn schon im zweiten Akte hob sich die Darstellung im dritten wurde sie bedeutend, und endlich im vierten vermochte sie mir noch den Eindruck der beiden Medeen Akte zu überbieten. Im Vortrag des Parzenliedes feierte Fräulein Ziegler in ebenso edler als einfacher Weise den Triumph vollendeter Technik. Mehr wird die Kunst der Rede in den Grenzen der Schönheit wohl kaum zu leisten im Stande sein.

Rufe ich mir jetzt die ungleichen Eindrücke der Zieglerschen Darstellungen zurück, so scheue ich mich nicht, gerade darüber ganz unverhohlen meine Freude auszusprechen. Wäre diese Ungleichheit nicht mehr sichtbar, so würde die plötzlich so glänzend auftauchende Erscheinung der Künstlerin den Schauspielern nach einer Seite hin eine große Gefahr bereiten. Es würde dem mühsam überwundenen Vorurtheil, in der Kunst hänge Alles allein vom angebornen Genie ab, wieder neue Nahrung gegeben werden; es würden die der Bequemlichkeit, dem Sichgehenlassen nur zu geneigten Schauspieler wieder in den blinden Glauben an den Naturalismus zurückgeworfen worden sein; statt der kaum erst erwachten Sehnsucht nach bewußter, geregelter Technik, wurde das genügsame Verlangen nach einen schnell zu erwerbenden Routine wieder wachsen. Nicht oft genug könneu gerade die Schauspieler auf den Unterschied zwischen Genialität und Genie aufmerksam gemacht werden. Jene allein ist eine Mitgift und zu diesem, das stets errungen, erworben sein will, trägt sie nur den Keim in sich. Springende Ungleichheit kennzeichnet die Werke jugendlicher Genialität, höchste Harmonie stempelt die Werke des gereiften Genies zu ewigen Mustern. Ein glänzendes Beispiel von jener — die Räuber, von diesem — die Iphigenie. Die große Menge erhält sich zu allen Zeiten eine gewisse Vorliebe für Werke der ersten Art; traurig, wenn auch der Künstler mit seinem Geschmack auf diesem Standpunkt verharrt. Erreichte Fräulein Ziegler schon in allen Theilen derselben die Höhe, welche sie schon heute im zweiten und dritten Akte der Medea, im vierten Akt der Iphigenia einnimmt, so wäre die schauspielerische Darstellung eben keine Kunst, und jeder Versuch, sich darin zu vervollkommnen, überflüssig. In dem Maße, in welchem sich Fräulein Ziegler der Vollendung harmonischer Darstellung nähert, wird auch der überwältigende Eindruck einzelner Stellen und Scenen einem ruhigeren, aber ununterbrochenerem Entzücken weichen.

Fräulein Ziegler kann man auf Nichts außer ihr, man kann sie nur auf sich selber verweisen. Sie lerne sich selbst in den Momenten, wo ihr Genius frei waltet, belauschen und übertrage, was sie dabei im Fluge erhascht; allmälig auf die Stellen der Rolle, in denen ihr sowohl als dem Publikum noch eine Kluft zwischen dem Wollen und Können fühlbar sein muß. Erst wenn die Künstlerin auch in diesen Stellen ganz mit der Rolle eins geworden ist, wird sie sich gefahrlos zu jenem höchsten Standpunkt schauspielerischen Schaffens, gleichzeitig ganz über wie in der Rolle zu stehen, emporschwingen dürfen.

Einmal vom Genius ergriffen, besitzt Fräulein Ziegler die Kunst in den bedeutendsten, erhabensten Momenten, die Sprache leicht, ohne irgend sichtbare physische Anstrengung von den Lippen fließen zu lassen. Dies ist das größte Geheimniß, zugleich aber die unentbehrliche Grundlage für eine sichere Technik hinauf bis zu den äußersten Gipfeln der tragischen Redekunst. Ich habe noch keinen Schauspieler gekannt, den diese Technik in den äußersten Momenten nicht entweder ganz verlassen, oder der sie doch nur durch Aufopferung anderer ungern entbehrten Schönheiten zu behaupten verstanden. Und doch wollen Einige den höchsten Wohllaut der Sprache, den Fräulein Ziegler in solchen Stellen entfaltet, allein auf den natürlichen Klang

Digitized by Google

ihres Organs zurückführen, haben sogar den Muth, von einem verwerflichen Singsang zu sprechen, der leider unser gutherziges Publikum noch oft genug in einen süßen Halbschlaf einzulullen vermag, aber wahrhaftig nicht mehr in solche Aufregung zu versetzen, wie es hier geschah. Indem Fräulein Ziegler in den schwierigsten, ihren glänzendsten, Momenten die Stimme, trotz ihres großen Umfangs, mitten im hastigsten Sturm der dahinbrausenden Leidenschaft in wenigen Tönen zusammen zu halten vermag, der Betonung allein durch die Abwechslung von Forte und Piano hervorbringt, die starck- und nebentonigen, die tonlosen Silben fast ganz auf derselben Tonhöhe zu erhalten vermag, giebt sie dem unverdorbenen, geübten Ohr den deutlichsten Unterschied zwischen Musik der Sprache und Musik des Gesanges, zeigt uns, daß in jener, mit wenigen Ausnahmen, die Höhe und Tiefe nur in den bescheidensten Steigungen und Senkungen mitwirken. Ob Fräulein Ziegler dieses Gesetz kennt, weiß ich nicht; ich glaube, sie kennt es nicht, aber kommt der Genius der Sprache über sie, so erfüllt sie es musterhaft, und darum lerne sie sich selbst in solchen Momenten belauschen, um z. B. dies Halten des Tones auch auf jene Reden zu übertragen, die ihr noch nicht unmittelbar aus der Seele quillen.

Während des ganzen ersten Aktes der Iphigenia schien dieser technische Vorzug aus der Rede der Schauspielerin verbannt, fast in jedem Satze stieg sie bis auf die tiefsten Töne ihrer Stimme hinab. Und wie rächte sich diese Sünde gegen den Vortrag auch sogleich an Mienen — und Geberdensprache.

Der absolut richtige Ton, der auch alle charakteristischen Forderungen erfüllt, ist von der ihr begleitenden richtigen Gebehrde und Miene untrennbar. Die Unruhe der Rede erzeugte daher auch in Gebehrde und Mimik einen zu schnellen Wechsel, eine zu große Lebendigkeit. Die priesterliche Milde, die verklärte Jungfräulichkeit, die das Dresdner Publikum an der heimischen Darstellerin der Rolle zu bewundern gewohnt ist, gelangte dadurch zu wenig zur Erscheinung, und so fehlte z. B. der Stelle: „Vernimm, ich bin aus Tantalus Geschlecht!“ ganz die Gelassenheit des großen Worts. Mit um so glücklicherer Wirkung ließ die Darstellerin dafür durch den energischen Ausdruck der Freude und des Schauderns herausfühlen, daß auch noch in ihren Adern ein Tropfen des echten Atridenblutes rolle.

Ohne diese Auffassung wäre der so gewaltige Effect des vierten Akts auch gar nicht denkbar. Bis zum Parzenliede fluthen die Wogen des Gefühls immer mächtiger, in diesem ebben sie zurück, aber nur, um die Seele des Hörers noch mächtiger zu erregen. Hier waren wieder, wie in der Medea, Empfinden, Sprache, Mimik und Geberde innigst verschmolzen.

Der Vorwurf, die junge Künstlerin empfände Nichts, könnte also auch eigentlich nur von dem gemacht werden, der behaupten wollte, der schärfste Verstand leite hier bereits von objectivster Kunsthöhe die bewußteste Technik. Einer solchen Behauptung widersprechen aber zu sehr die unvollendeteren Partieen der Rollen, und daß Fräulein Ziegler dieselben absichtlich zurücktreten lasse, um sie als Folie für die anderen zu gebrauchen, läßt sich doch unmöglich annehmen. Jedoch glaube ich, jene Tadler gehören vielmehr zu denjenigen, welche auch die sixtinische Madonna farblos, die Goethesche Dichtung kühl nennen, und die von der eigentlichen Virtuosität sehr falsche Begriffe haben. Nur der Künstler, der vollendete Virtuose, vermag den leisesten Hauch seiner Seele zur Anschauung zu bringen.

Sei es uns gestattet, hier ein wenig näher auf den so sehr verdunkelten Begriff der Virtuosität einzugehen.

(Schluß folgt.)

Die internationale Kunstausstellung in München.

X.

-l. Wir haben bei einer anderen Gelegenheit Veranlassung genommen, das Wesen und die Ziele der Kleinmalerei zu erörtern, und beziehen uns jetzt, da wir der ausgezeichneten Leistungen unseres Ant. Seitz gedenken, der Kürze halber einfach

Digitized by Google

darauf zurück*). Sein „Alchymist" (715) hat vor der „Musikprobe" (1000) und der „Wirthshausscene" (969) vielleicht in Beziehung auf den Stoff etwas voraus, was dagegen die Lebendigkeit der Auffassung anlangt, so müssen alle drei Bilder auf dieselbe Stufe der Vollendung gestellt werden. Trotz der mikroskopischen Behandlung verfällt Seitz doch weder in Trockenheit oder kleinliche Geleckheit, noch verliert er darüber die malerische Haltung. Es fehlt seinen Bildern nirgends jene dichterische Weihe, welche das körperliche Leben als den Ausdruck des geistigen erscheinen läßt, ja unserer subjectiven Ueberzeugung nach, mit welcher wir übrigens nicht allein stehen, findet sich diese poetische Kraft, dieses vorwiegend innerliche Element in den Werken von A. Seitz in einem noch höheren Grade, als in denen Meissoniers, welche bis vor Kurzem in diesem Gebiete ohne Rivalen war. Nun haben die Franzosen keinen Grund mehr, auf ihren Landsmann als den unerreichten Meister hinzuschauen: ein Deutscher, ein Sohn des kunstreichen Nürnberg, steht ihm als Ebenbürtiger zur Seite und hat jedenfalls Eines vor ihm voraus, ein ächt deutsches Gemüth, das sich in allen seinen Arbeiten abspiegelt.

Eben dasselbe deutsche Gemüthsleben ist es, was Karl Spitzweg in seiner Sphäre unerreicht dastehen läßt. Er gehört zu den wenigen Glücklichen, denen über all der tausendfachen Misère des alltäglichen Lebens der Humor nicht abhanden gekommen. Und was für ein Humor! Man betrachte nur das unerschütterliche Vertrauen des Herrn Bürgermeisters auf seine politische und sociale Bedeutung, wie er, die Gattin am Arm, das steile Gäßchen heraufsteigt, um den militärischen Gruß des Postens an der Hauptwache entgegenzunehmen. Weshalb trüge man als Bürgermeister der Stadt Wohl und Weh in seiner Hand, hätte man nicht auch Anspruch auf die höchsten Ehren? (999). Und das liebliche Kind, möcht' es nicht mitsammt seinem Nähtischchen in der Erde versinken, wie das Briefchen, das der Herr Studiosus vom obern Stockwerke am Bindfaden herabexpedirt, nun der gestrengen Tante vor der Nase herumhüpft? (997). Im dritten Bilde „Abend in einer Stadt" (995) tritt der Humor mehr in den Hintergrund vor dem Ausdruck des stillen, genügsamen Behagens ächtester Kleinstädter, in dessen harmlosesten Darstellung Spitzweg von Keinem übertroffen wird.

Lossow wählte H. Heines „Vorrede zum Buch der Lieder" als Gegenstand eines ziemlich umfangreichen Bildes (745), indem er gänzlich übersah, daß ein poetisches Sujet deshalb nicht nothwendig ein für den Maler brauchbares ist. Der Dichter mag vom „alten Märchenwald" und vom „Duft der Lindenblüthe", wie vom „Liede der Nachtigall" singen und nicht minder von der „Sphynx aus weißem Marmor, die zu ächzen begann", und seinen armen Leib „wollust-heischend mit den Löwentatzen zerfleischte." Versucht aber der Maler das Gedicht in Farbe zu setzen, so wird der weltschmerzliche Dichter mit Puder und Haarbeutel zum Narren und die Sphynx zur Fratze. Lossows Bild ist uns ein neuer Beleg dafür, wohin Künstler ohne die Wissenschaft der Kunst sich verirren können. Beischlag brachte eine „Psyche" und ein allerliebstes „Mädchen auf dem Morgenspaziergange (823 u. 998). Seine „Psyche" läßt, was Anmuth jugendlich zarter Formen, was Keuschheit der Empfindung und Feinheit der Farbe betrifft, auch nicht das Mindeste zu wünschen übrig, sie ist trefflich gezeichnet und modellirt; trotzdem aber können wir in ihr keine „Psyche", keine verkörperte, sichtbar gewordene „Seele" sehen, sondern eben nur ein liebreizendes Mädchen voll süßester Unschuld. Das Ideal der Psyche war nach unserer Ueberzeugung nur durch Stylisirung zu erreichen, und müssen wir dasjenige hieher wiederholen, was wir früher aus Anlaß des berühmten Milletischen Bildes „der Tod und der Holzhacker" über den nachtheiligen Einfluß gesagt haben, den die realistische Behandlung idealer Stoffe auf diese nothwendig haben muß. Daß dagegen dem genrehaften Stoffe die realistische Behandlung vollkommen angemessen ist, wird kein Unbefangener bestreiten wollen, am wenigsten sicher da, wo sie so meisterhaft beherrscht wird, wie im vorliegenden „Morgenspaziergang." In derselben Richtung gab uns Grünewalds „Mädchen aus der Fremde" (1603) Vieles zu denken. Dieser Künstler behandelte früher fast ausschließlich und mit sichtbarer Vorliebe die einfachen Lebens-

*) Propyläen Seite 487.

Digitized by Google

momente deutscher Landleute, theils heiterer, theils ernster Natur, und steigerte seinen Gedanken nicht selten bis zu kräftigster dramatischer, ja tragischer Wirkung. Daß er dabei, namentlich in den Fällen der letzteren Art, die Erscheinung seiner Personen einigermaßen verfeinerte, lag nahe genug, doch möchten wir dieses Verfahren nicht geradezu mit dem Worte „idealisiren" bezeichnen, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Nach unserer subjectiven Ansicht liegt das „Idealisiren" nicht darin, daß der Künstler in einem gegebenen Falle seine Gestalten weniger derb darstellt, als sie uns im Alltagsleben begegnen, sondern darin, daß die ihnen verliehene edlere Erscheinung nicht blos etwas rein Aeußerliches ist, sondern als das Spiegelbild des erhöhten inneren Lebens sich darstellt, sei es in Beziehung auf den Geist, sei es in Beziehung auf die Seele. In seinem „Mädchen aus der Fremde" nun hat Grünewald sich auf ein neues, wenn auch verwandtes Gebiet begeben, auf dem er sich offenbar noch nicht ganz heimisch fühlt.

Es ist schon vielfach hervorgehoben worden, mit welch' außerordentlichem Geschick das Ausstellungscomité die Aufgabe der malerischen Anordnung der Bilder löste. Nirgends aber hat es sich besser bewährt, als bezüglich der „Nonne" von G. Max (777), „des Mädchens am Clavier" von Claud. Schraudolph (776) und der „Landschaft" von Schieß (778). Durch alle drei Bilder weht ein tief elegischer Hauch, der im ersten bis zur völligen Trost- und Hoffnungslosigkeit sich steigert, im zweiten wohlthuende Linderung findet, um im dritten wie der Ton der Windharfe leise zu verklingen. Wenn wir auch die Verdienste des „Anatomen" von G. Max (977) keineswegs verkennen, so legen wir doch seiner „Nonne" einen entschieden höheren Werth bei. Der Gegensatz zwischen dem Jubel der neuerwachenden Natur und dem unsäglichen Schmerz eines jungen Herzens, das zum langsamen Tode zwischen öden Klostermauern sich verurtheilt weiß, ward vielleicht noch nie ergreifender und wahrer zum Ausdruck gebracht. Was wir an dem Bilde ganz besonders hochschätzen, ist die gänzliche Abwesenheit alles hohlen Pathos und jeder krankhaften Sentimentalität einerseits und die völlige Anspruchslosigkeit der Behandlung andererseits. Nicht durch Schönheit besticht das arme, am Schutzpfahl eines Fruchtbaumes zusammengekauerte Mädchen, sondern durch ihr Unglück. Der Himmel blaut, Schwalben schießen durch die Luft, die Aepfelbäume blühen, das Gras sprießt saftig empor; aber für eine Nonne gibt es keinen Frühling, keine Zukunft, nur ein trostloses Jetzt. Nackte Mauern trennen sie für immer von der Welt und Allem, was in ihr athmet und sich des neuen Lebens freut. Einen Augenblick nur gaukeln ein Paar Schmetterlinge um ihre Füße, von denen sie, körperlich wie geistig müde, die plumpen Schuhe abgestreift; einige Minuten später flattern auch sie über die Mauer und lassen das arme Kind allein mit seinem Elend. Das Brevier liegt aufgeschlagen neben ihr. Eine Thräne perlt ihre Wange herab; sie ist nicht die erste, ihr Tuch unter der stützenden linken Hand ist feucht. — Auch das liebliche „Mädchen am Clavier" zeigt vom Weinen geröthete Augen, aber sie hat eine Trösterin gefunden in der Macht der Töne, und es wird ein Tag kommen, an dem ihr Auge wieder glänzt im Wiederscheine gewonnenen Seelenfriedens und Glücks. Dann steht sie vielleicht an einem Waldsaume, wie der, an den uns der feinfühlige Schieß führt, und vergißt den Schatten hinter ihr und schaut leuchtenden Blickes hinaus in die Ebene mit ihren stillen Dörfern und dem leisen Hügelzuge dahinter. Tausende von Beschauern fesseln diese drei Bilder, während wieder Andere achtlos an ihnen vorübergehen: ist das Leben doch gar so äußerlich geworden, wie sollten wir uns darüber wundern, daß das Bild nicht Alle ergreift?

Als vor einem Jahrzehnt die Mode die Photographie zu sich auf den Thron hob, da fehlte es nicht an Solchen, die da meinten, die schönen Tage, deren sich die Bildnißmalerei bis dahin erfreuen durfte, seien nun vorüber. Ihre Befürchtungen waren, wie vorauszusehen, unbegründet, und die Photographie hat der Bildnißmalerei entschieden mehr Vortheil als Nachtheil gebracht, wenn auch auf einem Umwege, indem sie die Künstler plastischer sehen lehrte. Dazu kam für München der vollberechtigte Einfluß, den die coloristische Richtung daselbst sich endlich zu erobern wußte, und als Ergebniß alles dessen sehen wir nun die Münchener Bildnißmalerei auf einer Stufe angelangt, auf welcher sie die Wiener und Pariser neben, keine aber über sich stehen hat. Lenbach, Füßli, Leibl, Correns, Thiersch und Gugel sind

Digitized by Google

Namen, welche überall einen guten Klang haben. Was Lenbach betrifft, so beherrscht er die Farbe in wahrhaft geistreicher Weise, und realste Naturwahrheit geht in seinen Bildnissen Hand in Hand mit idealer Auffassung. Er versteht es, die Charaktere mit der größten Klarheit psychologisch herauszuarbeiten, und hat zugleich eine Herrschaft über die Technik errungen, die es ihm möglich macht, mit den scheinbar einfachsten Mitteln sein Ziel zu erreichen. Wenn wir gleichwohl so bedeutenden Leistungen gegenüber Wünsche aussprechen dürften, so wäre es einmal der, es möchte der Künstler der Zeit überlassen, seinen Bildern eine Patina zu verleihen, und dann der, er möchte in der Behandlung des Nebensächlichen weniger Nachlässigkeit affectiren. Das Letztere gilt auch bezüglich der Bildnisse Leibls, der Lenbach in Bezug auf Durchgeistigung der Farbe am nächsten steht, während Correns mit seiner eleganten Weise und Sorgfalt in der Betonung des Aeußerlichen eher ein wenig zu weit geht, selbst dann, wenn man zugeben muß, daß Kleider Leute machen und in der feinen Hand sich die Aristokratie der Geburt ausspricht.

Seit Wagenbauers Tagen hat es dem Thiergenre in München nie an eifriger Pflege gefehlt, und die Arbeiten der Adam, der Eberle und Lotze waren nicht blos in München geehrt und gesucht. Gleichwohl blieb es erst Friedr. Voltz vorbehalten, das Thiergenre auf eine Höhe zu heben, zu der sich die französische und niederländische Kunst nur in wenigen vereinzelten Fällen emporschwingen konnte. Friedr. Voltz ist in der Ausstellung durch sieben Bilder vertreten (726, 727, 734, 1007, 1011—1013), von denen jedes das glänzendste Zeugniß für die ungewöhnliche Begabung und die erstaunlichen Fortschritte des Meisters in seinem Fache ablegt. Voltz liebte bis in die letzte Zeit seinen Bildern größere Maßverhältnisse zu geben, und auch eines der in der Ausstellung befindlichen ist in einem solchen gehalten; neuerlich ist er wiederholt von der früheren Uebung abgegangen, und zwar, wie uns dünken will, nicht zu seinem Nachtheil. Denn wenn auch der breite markige Vortrag den Dimensionen vollkommen entsprach, so dürfte die überaus delicate Weise, welche die kleineren Bilder des trefflichen Künstlers kennzeichnet, diese Vielen noch werthvoller machen; ganz abgesehen von der Principienfrage, ob der große Maßstab im richtigen Verhältniß mit der geistigen Bedeutung steht, welche dem Thierbild innewohnt und seiner Natur nach innewohnen kann. Mag in einem Voltzischen Bilde das landschaftliche Element vorwiegen und die Thiergestalt nur als Staffage benützt sein, oder umgekehrt die Landschaft dem Thiere als Folie dienen, immer stehen Beide im glücklichsten Einklange miteinander. Voltz gilt als trefflicher Zeichner und wird zugleich als einer der ersten Coloristen der Gegenwart genannt. Eine sehr bedeutende Kraft begrüßen wir in A. Braith, dessen beide Bilder (739 und 821) dem noch jungen Künstler alle Ehre machen. Als einen der wesentlichsten Vorzüge derselben bezeichnen wir den, daß er sich bei aller Geschicklichkeit der Mache doch noch seine ganze Naivetät bewahrt hat. Der wackere Rob. Eberle ist durch sein letztes Bild vertreten, das übrigens nicht zugleich sein bestes ist, gleichwohl aber seinen vielen Freunden als Andenken willkommen sein muß. Auch von Gebler, der, wie der zuletzt Genannte die Darstellung des Schafes zum Gegenstande seiner künstlerischen Thätigkeit zu machen liebt, sehen wir nur ein Bild „Die verdorbene Mahlzeit" (827) welches durch seinen Humor nicht weniger anziehend wirkt, als durch die treffliche Charakteristik und die flotte Mache. Von den Pferdemalern haben sich L. Hartmann, H. Lang, Franz und Eug. Adam hervorgethan. Hartmanns „Rast auf dem Felde" (1412) und „Bivouak von Fuhrleuten" erweisen sich nicht blos trefflich gezeichnet und gewissenhaft durchgebildet, sondern auch als wahre coloristische Meisterwerke, welche den schlagendsten Beweis dafür liefern, daß die Feinheit der Stimmung sich recht wohl mit der sorgfältigsten Ausführung vereinigen läßt. Lang überrascht in seiner mit köstlichem Humor gewürzten „ungarischen Marktscene" (259) und in seinem „Pferdetrieb in Ungarn" (1036) nicht allein durch eine seltene Kenntniß des Pferdes, sondern auch durch eine außerordentliche Plastik der Darstellung, gepaart mit innerster Lebenswahrheit seiner Menschen- und Thiergestalten auf das Erfreulichste. Auch des Wildes von Ludw. Voltz (680 876) müßen wir ehrenvolle Erwähnung thun.

Die gemüthliche Anlage der Deutschen spricht sich auch unverkennbar in der Art und Weise aus, in welcher sie die landschaftliche Natur auffassen. „Ins Freie" zu

Digitized by Google

gehen, ist ihnen eine wahre Herzensangelegenheit, und kein andres Volk hat eine Bezeichnung für den Begriff, welcher dem deutschen Worte mit seinem eigenthümlichen Doppelsinne gleichkäme. So ist es denn kein Wunder, wenn auch dem deutschen Künstler Wald und Feld so recht ans Herz gewachsen sind. Unter den Landschaftern Münchens leuchtete einst Carl Rottmann als ein heller Stern ersten Ranges. Der ist nun seit zwanzig Jahren verblichen; aber andre Sterne sind heraufgezogen, und wir wollen uns die Freude an ihrem hellen Licht nicht durch pedantische Untersuchungen über das Verhältniß der Leuchtkraft der einzelnen unter ihnen zu einander vergällen. Ergötzen wir uns vielmehr an der Mannigfaltigkeit ihrer Strahlen, welche die Schönheit der Gesammtwirkung nur erhöhen kann. Hier ist Eduard Schleich, der gewaltige Dichter in Farben und mächtige Beherrscher der Lüfte (719, 770, 969, 978, 1007, 1010 und 1011); hier der tiefernste ächtdeutsche Heinlein, dessen Bilder uns anmuthen, wie in Stein gegrabene Runen (701, 709, 742); hier Christian Morgenstern, der mit gleicher Tiefe des Gemüthes den Wellenschlag der nordischen Meere und die eigenthümlichen Schönheiten der oberdeutschen Ebenen schilderte (838, 852); hier Adolf Lier, der feinfühlende Meister der Stimmung (819, 820, 844—857); hier Aug. Geist, der treffliche Zeichner (853 und 859); hier Ebert, der es wie kein Zweiter versteht, alle Zauber eines deutschen Buchenwaldes zu erschließen (870, 991 und 1008); hier Steffan, der uns mit derselben Meisterschaft die üppigen Matten wie die Felscolosse seiner Heimat vorführt (880); hier der wackere Langko mit dem feinen Auge für den Zug der Lüfte und der sich fernhin dehnenden Berge (975); hier Gust. Cloß, der in Erinnerungen an das ewig schöne Italien schwelgt und unsre Seele widerstandlos nach dem Süden entführt (789, 1601); hier der zu früh heimgegangene Aug. Loeffler, dessen reiches Gemüth voll war von den erhabenen Eindrücken Griechenlands und des Orients (746, 951); hier Knut Baade (791, 883, 908 und 1001) und L. Meixner (785, 800 und 889), die in der Wiedergabe von Mondnächten mit Stademann wetteifern, der zugleich die Winterlandschaft mit einer Meisterschaft behandelt, deren sich keiner seiner Genossen rühmen kann (886, 919, 937); hier der gemüthliche Chr. Mali von dem wir uns so gern in seine schwäbische Heimat führen lassen (1422); hier der elegante Jul. Lange (682, 683, 839, 917) und der Formen und Farben gleich streng abwägende Krause (912.) Auch die alte Weise, in der ein Dillis und Dorner zu malen pflegten, ist noch nicht ganz vergessen, mit spitzem Pinsel und dünner Farbe arbeitet der gewissenhafte v. Hofstetten (782, 783, 784, 959) und weckt die Erinnerung längst verklungenen Tage.

Von den Architekturmalern sind Conr. Hoff durch eine „Partie am großen Canal in Venedig" (676) Gerhard durch den Eingang in den Löwenhof der Alhambra, (708), der würdige Neher durch eine „Brücke in Prag" (1014) und „Schwäbisch-Gmünd", (1015) F. C. Mayer in Nürnberg durch „Das Tucherische Haus dortselbst" (690), Eibner durch eine flott gemalte „Partie aus Verona" (980) und der sorgsame Seeberger durch ein ansprechendes „Thurminneres" (878) ehrenvoll vertreten.

Julian Schmidt und Lamartine.

Σ. Wie es scheint, kann ein Dichter nur von einem Dichter beurtheilt werden, wie ein Pair nur von einem Pairshof gerichtet wird. — Will aber ein heulender Hund, der jeder Musik Feind ist, seine Betrachtungen über Glucks Iphigenia ausbellen, so entsteht eben ein unharmonisches gereimtes Etwas, wie das Julian Schmidts über den großen Sänger Lamartine (siehe Salon 1869, Heft VIII.)

Zuvörderst sammelt und sondert Hr. J. S. auf seinem groben Amboß das allgemeine Material, das in Gedichten vorzukommen pflegt. Er hämmert wacker los auf das Schweigen der Nacht, auf die Sehnsucht nach dem Tode, er bellt den Mond an, er verbrennt gelegentlich in dem Feuer seines Witzes einen Schmetterlingsflügel, vergreift sich an einer Schwalbe, spuckt in die Thränen der Entsagung, setzt die pla-

Digitized by Google

tonische Liebe an, wäscht seinen Ruß in den Ocean und schleudert auf all das poetische Pack den Donner des „Jupiter Ammoniac."

Nachdem er uns diesen seinen Standpunct klar gemacht, übersetzt er das schöne Gedicht Lamartines „Le lac" in *seine* Prosa. Das heißt: er zertrümmert das Kunstwerk, er zerfleischt dessen Leib und begräbt ihn; er läßt das Gedicht Polka tanzen, ohne Musik, und wischt ihm den Todesschweiß ab; er rupft dem Paradiesvogel seine Federn aus und spricht grimmig vergnügt: „Ist *das* ein Vogel!" — Mit demselben Recht kann der Franzose unser „Heil Dir im Siegerkranz" in die Worte verkleiden: „Salut à toi dans la guirlande de Victoire." Hr. J. S., der wirklich arme Mann, ahnt nicht, daß der Mondschein in den Bergen, das Schweigen der Nacht, das Leuchten des Meeres, die Thränen im Auge ꝛc. nur äußere Formen sind für die tiefen unaussingbaren Stimmungen der menschlichen, gottverwandten Seele.

Was das Religiöse betrifft, so wirft Hr. J. S. dem Lamartine vor, durch sein Vertiefen in das göttliche Wesen die Bestimmtheit desselben abzuschwächen. Eben so gut könnte man freilich dem Thautropfen, der die Sonne wiederspiegelt, vorwerfen, deren Bestimmtheit abzuschwächen. Und doch sind diese Millionen Spiegelungen unentbehrlich für die Schönheit der Welt, und noch ist kein Thautropfen wegen seiner abschwächenden Sonnenmalerei ein Träumer genannt worden, der dem Maler nichts zu ahnen und zu träumen übrig ließe.

Die Charakteristik des Jocelyn, von Hrn. J. S., ist grundfalsch. Jocelyn ist kein lebhaft sinnlicher Mensch; er ist eine zarte, sinnige, opferselige Natur. Er widmet sich dem Priesterstande, um sein Erbe seiner verlobten Schwester zu schenken. Später lebt er ein Jahr in den Bergen, allein mit einem jungen Mädchen in Knabentracht. Als er ihr Geschlecht entdeckt, wandelt sich seine warme Freundschaft in Liebe, in priesterlich keusche Liebe. Er verläßt sie aber, um seinem Abt, der ihn rufen läßt, die letzten Sacramente im Gefängniß zu ertheilen. Ehe er dies aber darf, muß er geweihter Priester sein. Hier tritt nun der furchtbare Kampf in sein Leben: auf der einen Seite Liebe und Glück; auf der andern das höchste Opfer, ein Sterbender, der nur durch ihn die Absolution, die letzte Oelung empfangen kann. Die von Hrn. J. S. angedeutete Reihe complicirter Motive, die ihn zu seinem Opfer bestimmen sollen, reduciren sich, wie im Hamlet, auf „Sein" oder „Nichtsein." Uebrigens herrscht der Abt ihn an mit den Worten: „Obéissez à Dieu, qui tonne dans ma voix!" Darauf fällt Jocelyn besinnungslos zu seinen Füßen und sagt uns dann voll Trauer, aber später: „Quand il me releva de terre, j'étais prêtre."

Daß Jocelyn im Kloster seine Pulse in jedem Steine schlagen fühlt, der ihn gefangen hält, daß er seine junge Geliebte in jedem Mondstrahle leuchten sieht, das nennt Hr. J. S. Faustische Betrachtungen:

„Mais sous chaque lambris, mais sous chaque colonne,
Je la vois qui descend, qui monte et qui rayonne,
Et, si pour échapper au fantôme adoré,
Je veux fermer les yeux, dans l'âme il est entré."

Hr. J. S. meint, daß Lamartine eine übertriebene Vorstellung habe von dem, was der Dichter sein soll. Bei den Alten hielt der Dichter Schritt mit dem Propheten. Bei den Kelten Britanniens durften nur die Könige das siebenfarbige Planetengewand tragen; die Dichter, die Barden, zunächst das sechsfarbige. Daß Lamartine dieser seiner traditionellen, ursprünglichen Größe treu blieb, ist eine Perle mehr in seiner fürstlichen Krone: da gehören die Perlen hin, aber nicht wo anders.

Möge das französische Volk seines Dichters Gedächtniß heilig, seine Oriflamme hoch halten, und gern eine deutsche Stimme in *seiner* Mundart auf seinem Grabe vernehmen.

Sur la tombe de Lamartine.

Dans ta plus belle rose,
Fr nce, vas déposer,
De ta lèvre mi-close,
Un long et pieux baiser.

Aujourd'hui sa corolle
Roule dans les gazons,
Ainsi que l'auréole,
Qui tombe de nos fronts.

Digitized by Google

Sur sa tige inclinée
Dort une mouche-à-miel,
Dans sa feuille fanée
Tombent les eaux du ciel.

Mais si rien ne nous reste,
Que tout meurt, que tout fuit,
Dans le dôme céleste
L'âme des roses vit.

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

* Nach Beseitigung der in der Tagespresse mehr als hinreichend discutirten Hindernisse fand endlich am 22. September die erste Aufführung des „Rheingold" statt. Auch Seine Majestät der König nahm Theil und wurde bei seinem Eintritt auf das Lebhafteste empfangen. Die Vorstellung, auf die ich weiter unten zurückkommen werde, verlief ohne Störung, und nur nach dem Fallen der Gardine entspann sich — wie nach allem Vorausgegangenen nicht schwer zu prophezeien war — ein kleiner Kampf zwischen Applaudirenden und Zischenden, der sich schließlich zu Gunsten der ersteren entschied — und wohl mit Recht: denn einmal verdienten die schönen Leistungen der Mitwirkenden diese Auszeichnung, und weiterhin wird Jeder, der nicht auf den Zinnen der Partei steht und Person und Sache zu trennen vermag, zugeben müssen, daß das Werk trotz mancherlei principieller Bedenken, die sich dagegen erheben lassen, immerhin noch viel zu reich an einzelnen musikalischen Schönheiten ist, als daß es ein Fiasco verdiente.

Gleichwie an den schon allgemein bekannten Werken Wagners weicht auch im „Rheingold" die äußere Gestaltung der Musik von dem sonst üblichen Opernstyl wesentlich dadurch ab, daß das Formal-Schöne der charakteristischen Schönheit (d. h. der Wahrheit und Energie des Ausdrucks) untergeordnet wird. Demzufolge erscheint das declamatorische Element als das vorherrschende, und somit konnte auch hier des Componisten rhetorischer Reichthum in mannigfaltigster Weise sich kundgeben und die nebensächlichsten Details dramatisch beleben. Dabei zeichnen sich die das Ganze durchwebenden Hauptmotive durch prägnante Fassung und plastische Einfachheit aus, während das orchestrale Colorit seinen vollen, nur dem Style Wagners eigenthümlichen Farbenzauber entfaltet.

Dennoch ist nicht zu läugnen, daß von allen bisher auf die Bühne gebrachten Werken des Componisten das Vorspiel zum „Ring der Nibelungen" das am wenigsten wirksame ist. Die Gründe hiefür sind übrigens nicht so fast im musikalischen Theil zu suchen, als vielmehr in der Art des poetischen Stoffes und dessen Behandlung. Was den ersteren anlangt, so leidet er unter dem höchst bedenklichen Umstand, einer Culturperiode anzugehören, der wir nun und nimmer jenes allgemein menschliche Interesse werden abringen können, das für die Lebensfähigkeit eines jeden dramatischen Werkes als das erste und wichtigste Postulat zu gelten hat.

Die Dichtung Wagners verdankt ihre Entstehung einigen in der Edda mitgetheilten Vorgängen. Der eine derselben besteht darin, daß die Asen einem Bergriesen Freyja als Lohn versprechen, wenn er ihnen eine Burg erbauen würde (Jüngere Edda „Gylfis Verblendung"); das andere wird im zweiten Sigurdsliede der älteren und der „Skalda" der jüngeren Edda erzählt:

Odhin, Loki und Hönir erschlagen Hreidmars Sohn, Otur, der sich in eine Fischotter verwandelt hatte. Hreidmar verlangt als Lösegeld, die Götter sollten den Otterbalg mit Gold füllen und ebenso von außen hüllen. Da ging Loki und fing den Zwerg Andwari, der in Gestalt eines Fisches im Wasser lebte, und heischte von ihm alles Gold, das er in seinem Felsen hatte. Der Zwerg trug sein Gold hervor und übergab es Loki, nur einen kleinen Ring verbarg er in seiner Hand. Loki sah es und gebot ihm den Ring herzugeben. Andwari bat, ihm den Ring zu lassen, doch Loki hörte nicht auf seine Bitten und nahm das Kleinod mit sich. Da fluchte der Zwerg, der Ring solle Jedem, der ihn besäße, das Leben kosten. Loki aber kehrte zu Hreidmars Hause zurück und zeigte dem Odhin das Gold. Als dieser den Ring sah, schien er ihm schön; er nahm ihn deßhalb für sich und gab das übrige Gold dem Hreidmar. Nun wurde der Balg mit Gold gefüllt und umhüllt, und als dieß

Digitized by Google

geschehen, ging Hreidmar hin, um zu sehen, ob der Balg vollkommen umhüllt sei. Da gewahrte er ein einziges Barthaar und gebot auch das zu hüllen, denn sonst wäre der Vertrag gebrochen. Odhin zog deßhalb den Ring hervor und bedeckte mit ihm das Barthaar Oturs. Als nun Hreidmar das Gold zu Sohnesbuße empfangen hatte, verlangten seine Söhne Fafnir und Regin ihren Theil davon zur Bruderbuße, allein Hreidmar gönnte ihnen nicht einen Pfennig, und deßhalb erschlugen die Brüder den Vater. Fafnir erhält nun den Ring und wird später auf Anstiften Regins von Sigurd erschlagen. Der weitere Verlauf gehört nicht hieher.

Ein drittes Motiv endlich entlehnte Wagner dem „Gespräche Bragis" (Jüngere Edda), wo erzählt wird, Loki habe, als er in die Gewalt des Riesen Thiassi gerathen war, diesem, als Preis für die Freiheit, die Göttin Idunn sammt ihren Aepfeln versprochen. Er lockte Idunn deßhalb in den Wald. Da kam Thiassi in Adlergestalt, ergriff die Göttin und flog mit ihr in seine Heimath. Die Asen aber, weil sie nicht mehr von Idunns Aepfeln essen konnten, wurden schnell granhaarig und alt. Daß schließlich der dumme Riese durch die Schlauheit Lokis wieder um seine Beute gebracht wird, versteht sich von selbst.

Wir haben es sonach allerdings mit einem specifisch-germanischen Stoffe zu thun, allein wie anregend er auch für den Forscher ist, und wie sehr er vorübergehend die Phantasie zu beschäftigen vermag, eine nachhaltige Wirkung wird sich durch ihn nimmermehr erzielen lassen, da er dem Volksbewußtsein unwiederbringlich verloren gegangen ist. Die Stürme der Völkerwanderung brausten zerstörend über unsere heidnische Vorzeit dahin, und die wenigen Ueberreste, welche diesen Kampf überdauerten und im Munde des Volkes noch fortlebten, wurden durch die systematischen Bestrebungen der Klosterschulen, der römischen Hierarchie die Alleinherrschaft zu sichern, beseitigt, indem man an die Stelle der alten Götter- und Heldenlieder die christliche Legende setzte. Die liebevolle und emsige Pflege, welche am Ausgang des Mittelalters der griechischen und römischen Literatur zugewendet wurde, vernichtete endlich die letzten Erinnerungen an das germanische Heidenthum und ersetzte die melancholisch-nebelhaften Gestalten der Asen und Wanen, Riesen und Zwerge durch die in unvergänglicher Schönheit strahlende Götterwelt Homers. Allein selbst diese, sollte ein Dichter der Gegenwart es wagen, sie in einem dramatischen Werke als handelnde Personen auftreten zu lassen, würden bei uns modernen Menschen auf mindestens passiven Widerstand stoßen, und höchst wahrscheinlich würde das ganze Unternehmen als ein wenig wünschenswerther Alexandrinismus bezeichnet werden. In um wie viel höheren Grade hat dieß erst von den Göttern der germanischen Mythologie zu gelten! Ihre Macht ist — wenigstens vom ästhetischen Standpunct betrachtet — nichts weniger als imponirend, und ihr Thun und Treiben vielfach abstoßend, wo nicht pitoyable, da sie mit dem Menschen außer dessen Gestalt zunächst nur die niederen Leidenschaften und die derbe Schlauheit des Ungebildeten gemein haben. Die allerdings colossale Naturwüchsigkeit, die sich nebenbei zeigt, vermag diese für das Drama schwer ins Gewicht fallenden Mängel nicht aufzuwiegen. — Als ein kleiner, aber schlagender Beweis, daß uns die im „Rheingold" behandelten Mythen ungefähr ebenso fern liegen, als irgend ein hinterindischer oder mongolischer Mythos, sei nur noch angeführt, daß Wagner die Göttinnen Freyja und Idunn in eine Figur verschmolz. Man denke sich nun einen Dichter und dessen Geschick, wofern er es wagen würde, allenfalls mit Venus und Hebe eine ähnliche Amalgamirung vorzunehmen! Auch die Umwandlung des Otterbalges in Freyja gehört hieher.

Das Alles würde anders geworden sein, hätte Wagner den Stoff weniger realistisch und vor allen Dingen kürzer behandelt, damit das Vorspiel unmittelbar vor dem ersten Drama „Die Walküre" hätte aufgeführt, und demselben somit der Charakter des dramatischen Präludiums gewahrt werden können. Hiedurch würde ein großer Theil jener Stellen weggefallen sein, welche der musikalischen Behandlung widerstreben und trotz der treffenden Detailmalerei selbst von einem gewiegten Tonsetzer, wie Wagner, nicht so vollkommen bewältigt werden konnten, als es nöthig gewesen wäre, um auf die ungeschwächte Theilnahme des Zuhörers rechnen zu können. Was soll auch die Musik bei den breitspurigen Verhandlungen der Götter mit den Riesen in zweiter Scene, sowie in der vierten mit Alberich und abermals mit den Riesen?

Digitized by Google

— Hier tritt eben einer jener Fälle ein, wo das „Handelt nicht nach meinen Werken, sondern nach meinen Worten" am Platze ist, denn Wagner begeht hier denselben Mißgriff, den er in der Einleitung zu Oper und Drama*), eine in der Brockhaus'schen „Gegenwart" ausgesprochene Ansicht adoptirend, deutschen und französischen Componisten vorwirft: er besteht darin, „daß sie auf dem Wege der musikalischen Charakteristik Effecte anstreben, die man allein durch das verstandesscharfe Wort der dramatischen Dichtung erreichen kann."

Ueber die unter der Leitung des Hrn. Hofkapellmeisters Franz Wüllner stehende Ausführung ist nur Lobendes zu sagen, denn mit Ausnahme des Hrn. Petzer („Fasolt") lösten sämmtliche Solisten — die Damen Kaufmann, Vogl, Ritter („Rheintöchter"), Stehle („Fricka"), Müller („Freia"), Seehofer („Erda") und die HH. Kindermann („Wotan"), Fischer („Alberich"), Vogl („Loge"), Schlosser („Mime"), Bausewein („Fafner"), Nachbaur („Froh") und Heinrich („Donner") — ihre Aufgabe nicht minder zu voller Zufriedenheit, als das Orchester, dessen Contingent, die achtzehn abgestimmten Ambosse abgerechnet, sich zusammensetzte aus 16 ersten Geigen, 16 zweiten, 12 Violen, 12 Violoncellen, 8 Contrabässen, 2 Harfen, 3 Flöten, 1 Piccolo, 3 Oboen, 1 englischen Horn, 3 Clarinetten, 1 Baßclarinette, 3 Fagotten, 8 Hörnern (deren zweites, nur anfangs beschäftigtes Quartett im weiteren Verlauf die Tuben spielte), ferner aus 3 Trompeten, 1 Baßtrompete, 3 Posaunen, 1 Contrabaß-Posaune, 1 Contrabaß-Tuba, einem Paar Pauken, Triangel, Becken und Tamtam.

Der von dem Regisseur Hrn., Dr. Hallwachs, getroffenen scenischen Einrichtung, sowie dem decorativen Theil (woran sich die HH. Döll, Jank und Quaglio betheiligten) und der Maschinerie gebührt gleichfalls unsere Anerkennung. In letzterer Beziehung wäre nur dem Drachen und dem Regenbogen ein höherer Grad von Vollkommenheit zu wünschen. Im ersten Falle könnte vielleicht schon dadurch viel erreicht werden, wenn man die Bühne dunkler halten wollte, weil alsdann die Contouren und die eigentliche Beschaffenheit des allzu spindelbeinigen Ungethüms weniger deutlich und augenfällig erscheinen würden. Der Regenbogen hingegen wird wohl ein ungelöstes Problem bleiben, da das Leichte und Duftige, welches wir jetzt an ihm vermissen, schwerlich herzustellen sein wird, so lange er nicht nur als Regenbogen, sondern auch als praktikable Brücke zu fungiren hat.

Was endlich die Costüme anlangt, so zeichnen sie sich wohl im Allgemeinen durch gute Zusammenstellung der Farben aus, allein es gebricht ihnen an Charakteristik, insoferne sie allzusehr an die antike Gewandung erinnern. Bei den spärlichen Nachrichten über die Art der altgermanischen Bekleidung ist es allerdings schwer, ein geschmackvolles und zugleich charakteristisches Costüm zu schaffen, immerhin jedoch ist die Möglichkeit gegeben: denn wenn man das von Tacitus über das fragliche Thema Mitgetheilte und die einzelnen in der Edda gegebenen Anhaltspuncte zusammenfaßt, so läßt sich mindestens ein Grundtypus feststellen, auf dem alsdann die Phantasie des Künstlers mit Erfolg weiterbauen könnte.

Die am 24. und 26. stattgehabten Wiederholungen des „Rheingold" erfreuten gleich der ersten Aufführung durch ein schönes Ensemble und fanden beifällige Aufnahme. Von den Trägern der Hauptrollen verdienen besonders hervorgehoben zu werden die Damen Stehle, Kaufmann, Vogl und Ritter, und die HH. Fischer, Vogl, Kindermann, Schlosser und Bausewein.

Was Frau Bandi betrifft, welche sich im Residenztheater als Concert-Sängerin hören ließ, verweisen wir auf unseren Concertbericht.

Concertbericht.

* Wenn es früherhin in Italien an der Tagesordnung war, zwischen seriöse Bühnendarstellungen komische Intermezzos einzuschieben, so konnten die Besucher

*) Erste Auflage, Seite 16.

Digitized by Google

des Residenztheaters am 27. September eine umgekehrte Erfahrung machen, insoferne zwischen den beiden Lustspielen „Für nervöse Frauen" und „Damenkrieg" eine Frau Bandi, k. italienische Opernsängerin aus Mailand, durch den Vortrag der Arien „Che faró senza Euridice" von Gluck und „Una voce poco fa" von Rossini ein ziemlich trauriges Intermezzo in Scene setzte. Die Frage: „Wie so?" läßt sich sehr kurz beantworten: erstens ist die Stimme der Frau Bandi äußerst unbedeutend; zweitens hat sie einen unschönen, etwas sägenartigen Klangcharakter; drittens singt die Signora nicht rein; viertens leiden die Coloraturen an Unfertigkeit, und endlich fünftens wäre dem Vortrag ein namhafteres Grundvermögen an Geist und Geschmack zu wünschen. Damit übrigens auch die guten Eigenschaften der Dame unserer verderbten Welt nicht verborgen bleiben, constatire ich mit Vergnügen, daß Frau Bandis Mundstellung so manchen Primadonnen und Gesangspädagogen Deutschlands nicht minder zur Nachahmung empfohlen werden kann, als die Deutlichkeit und Correctheit ihrer Aussprache. — Nach vollbrachter That wurde die Sängerin von einigen Freunden gerufen. Wie sehr ich ihr nun auch diese Anerkennnng gönne, so kann ich doch den Wunsch nicht unterdrücken, man möge bei ähnlichen Fällen künftighin etwas vorsichtiger verfahren — mit anderen Worten — erst prüfen, ob die Leistungen der abspirirenden „Künstler" mit den Aufgaben einer Bühne ersten Ranges auch in Einklang zu bringen seien.

Haydns „Schöpfung", welche Tags darauf unter der Direction des Hofkapellmeisters, Hrn. Franz Wüllner, von den Mitgliedern der musikalischen Akademie, der k. Vocal-Kapelle und der dritten Chorgesangs-Classe der k. Musikschule im großen Saale des Odeons zur Aufführung gebracht wurde, gelang nach jeder Richtung hin zu vollster Zufriedenheit, da nicht nur die Gesammtauffassung, sondern auch die Einzel-Leistungen den Intentionen des berühmten Werkes vollkommen entsprachen. Die Solos wurden von Frau Diez und den HH. Vogl und Kindermann in meisterhafter Weise durchgeführt, und ebenso gebührt auch den Chören das Lob eines höchst exacten und schwungvollen Vortrags. Speziell für München hatte diese jüngste Aufführung der „Schöpfung" einen besonderen Reiz noch dadurch, daß sich dem Orchester zum ersten Male die ersprießliche Unterstützung der Orgel beigesellte. Die Wirkung der ohnehin über hundert Stimmen zählenden Chöre wurde hiedurch eine überaus glänzende und intensive, und so konnte es nicht fehlen, daß die bewunderte Tondichtung sowohl harmlos genießende Dilettanten, wie auch Zukunftsmusiker und Classiker zu rückhaltlosem Beifall hinriß. Wie würde sich nun erst diese Anerkennung zum enthusiastischen Orkane gesteigert haben, hätten die sämmtlichen „Classiker" Münchens — ihre Anzahl soll eine höchst imponirende sein — zu dem schönen Feste sich eingefunden! — Allein die Hexe „Verhinderung" scheint an diesem Abend ihren besondern Spuk getrieben zu haben, und so kam es, daß leider nur ein Bruchtheil der erwähnten Classiker sich in der Lage befand, die Schöpfung genießen und ihren Enthusiasmus für das Werk kundgeben zu können. Möglicherweise meinen auch Viele, ein piepsendes Spinettlein und der Holle'sche Clavier-Auszug reichten vollkommen aus, um das Meisterstück der Haydn'schen Muse bis in seine einzelnen Theile kennen zu lernen. Diesen Glücklichen ist nur zu wünschen, daß ihr bescheidener Optimismus sich auch praktisch bewähren möge.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Baden-Baden. Ende des August fand dahier eine in ihrer Art gewiß einzige Opern-Vorstellung statt. Turgenieffs Schwank „Le dernier des sorciers", zu dem Frau Viardot eine anziehende Musik componirt hat, wurde in dem Theatersaale der Villa Viardot aufgeführt von der Componistin, ihren Schülerinnen und ihrem 14jährigen Sohne. Die einzige Männer-Rolle, die des alten Zauberers, gab Turgenieff selbst. Da er aber nicht singen kann, trug Herr v. Milde aus Weimar hinter den Coulissen die Arien vor, während Turgenieff auf der

Digitized by Google

Bühne jede Silbe einzeln leise sprach und jede einzelne Miene und Bewegung vollkommen dramatisch darstellte, ja bei Rouladen den Mund offen hielt und Athem holte, als wäre er der Sänger. Ein komischerer Effekt, der noch dazu ganz neu war, läßt sich nicht denken.

Berlin. Frau Lucca ist nach fast fünfmonatlichen Ferien am 18. September an der k. Oper als Zerline in „Don Juan" zum ersten Male wieder aufgetreten, und zwar im Vollbesitz ihrer prächtigen Stimme und unter dem fortdauernden Jubel des überfüllten Hauses.

Bologna. Das italienische Journal „La fama" läßt eine Neuigkeit los, die doch noch ein wenig unsicher zu sein scheint. Nach derselben würde der Impressario Scalaberni, Direktor des hiesigen Stadttheaters, in der kommenden Wintersaison eine noch unbekannte Oper Rossinis „Giovanna d'Arco" zur Aufführung bringen, welche schon vor 30 Jahren von dem Maestro componirt und zu dem Libretto von Léon Pillet, des früheren Direktors der großen Oper, geschrieben sein soll. — Allerdings hat schon vor einiger Zeit die Nachricht von dem Vorhandensein einer solchen Oper umhergespukt, aber man glaubte, sie sei nicht vollendet worden.

Darmstadt. Spontinis „Vestalin" ist hier am 12. v. M. mit großem Pomp neu einstudirt zur Aufführung gelangt.

Frankfurt a. M. Das von dem hiesigen Liederkranz bezüglich eines Textes für eine komische Oper erlassene Preisausschreiben hat kein günstiges Resultat geliefert. Alle 37 eingeschickten Arbeiten sind von dem niedergesetzten Preisgerichte des ausgesetzten Preises von 200 Thlr. nicht für würdig befunden und an die aufgegebenen Adressen zurückgesendet worden.

Frankfurt a. M. Das neue geistreiche und effektvolle Schauspiel des Octave Feuillet, „Eine vornehme Ehe", hat bereits die dritte Wiederholung auf unserem Stadttheater erlebt und jedesmal eine günstigere Aufnahme gefunden. In der That dürfte dieses Stück, selbst auf den Bühnen ersten Ranges, kaum eine bessere Repräsentation finden als hier, wo es durch die treffliche Besetzung jeder einzelnen Rolle und gutes Zusammenspiel zu einem Bilde voll Wahrheit und Leben erhoben wird.

Karlsruhe. Aubers „Erster Glückstag" ist hier am Geburtstage des Herzogs als Festoper mit großem Erfolge zur ersten Aufführung gekommen.

München. Am 28. v. Mts. wurde dem Baron v. Perfall aus Anlaß seiner definitiven Ernennung zum Intendanten des Hoftheaters vom gesammten Personal desselben eine Serenade vor seiner Wohnung an der Maximiliansstraße gebracht. Inmitten von Fackelträgern trug zuerst das Chorpersonal Beethovens schönen Chor: „Die Ehre Gottes" vor, dann die Hofoperusänger das Soloquartett: „Wie bist Du schön!" (Baron v. Perfalls eigene Composition), welches auf alle Zuhörer einen tiefen Eindruck machte. Sodann brachte Regisseur Richter mit kräftiger Stimme unter Voranschickung einiger Worte ein Hoch auf den Intendanten aus, in welches die sämmtlichen Anwesenden freudig einstimmten. Hierauf sang der Hoftheater-Chor eine Composition Perfalls aus „Waldmeisters Brautfahrt", während die Straße mit griechischem Feuer beleuchtet wurde. Nach Beendigung der Lieder kam Baron Perfall von seiner Wohnung herab, um im Kreise der Künstler diesen seinen Dank für die Serenade auszudrücken. Eine Deputation überreichte zum Schlusse noch der Gemahlin des Hrn. Intendanten ein sehr schönes Blumenbouquet.

Louisville. Die Zeichnungen für ein deutsches Opern- und Schauspielhaus machen gute Fortschritte. Es werden für 100,000 Dollars Aktien untergebracht. Das Unternehmen soll in der großartigsten Weise ausgeführt werden.

New-York. Direktor Grau in New-York hat seine Opera Buffa für immer geschlossen, und seine Mitglieder sind bereits nach Paris zurückgekehrt. Man schlägt seinen Verlust auf 35,000 Dollars an, doch ist er seinen Mitgliedern gegenüber allen contractlichen Verbindlichkeiten nachgekommen.

Paris. Ein sehr verdienstliches Unternehmen des Kapellmeisters Litolff macht in Paris viel von sich reden. Derselbe will, ähnlich wie Pasdeloup, in einem größeren Saale (vielleicht in einem Theater) allsonntäglich ein großes Concert veranstalten, dessen Programm alle älteren und neueren Schulen vertreten soll. Das moderne Element würde jedoch überwiegen, und namentlich will Litolff junge Componisten, denen ja gewöhnlich der Weg zur Oeffentlichkeit ziemlich schwierig gemacht wird, berücksichtigen, sie wohl gar selbst zur Direktion zulassen. — In den Pariser Bouffes wird im Winter eine neue Oper von Offenbach, „Le grand Pama", zur Aufführung kommen.

Paris. Die neue komische Oper „La petite Fadette", im Laufe der letzten Woche in der Opéra comique aufgeführt, verdankt ihren Erfolg der Beliebtheit des gleichnamigen Romans der George Sand, woraus Herr Michel Carré den Operntext bildete. An die Stelle der seinen

Digitized by Google

Detail- und Charakterzeichnung, die das Wesen des Romanes bilden, mußten für den Opernzuschnitt theilweise untergeordnetere Situationen ausgewählt werden, die stellenweise komischen Zwecken entsprechen, deshalb ein minder bedeutsames künstlerisches Gesammtbild gewähren. Die Musik des Herrn Semet ist geschickt und gewandt in der Form, entbehrt auch nicht der belebenden Triebkraft der Originalität, doch bekundet sie im Ganzen ein mehr nachahmendes als schaffendes Talent. Einen entschiedeneren Erfolg erwartet die Opéra comique von Aubers neuestem Werke „Rêve d'amour", zu welcher in Vorbereitung befindlichen Aufführung die Rollen an die Herren Capoul, Gaithard und Saint-Foy und die Damen Priolat, Girard und Reine definitiv vertheilt wurden. (N. Berl. M.-Z.)

♂ St. Petersburg. Zur Eröffnung deutscher Theater-Vorstellungen im Michailowschen Theater wurde Scribes Lustspiel „Ein Glas Wasser" gewählt — eine ziemlich ungeschickte Wahl, da das Werk durch die deutsche Uebersetzung nichts gewonnen hat und von unsern deutschen Schauspielern nicht mit jener Eleganz durchgeführt werden kann, wie von Franzosen. Das Interesse dieser Vorstellung wurde jedoch ein wenig gehoben durch das Auftreten dreier Gäste. Aus diesen ragte durch Spiel und Vortrag nur Hr. Lesser hervor, welcher uns als „Bolingbroke" durch Wahrheit und Ungezwungenheit an Dawison erinnerte. Wenn sich Herr Lesser auch im Drama so bewährt, wie im Lustspiel, so dürfen wir unserer Direktion zu dieser Acquisition gratuliren. Auch über den zweiten Gast, Hrn. Ludwig, welcher den Masham gab, ist im Ganzen nur Gutes zu berichten. Der dritte Gast hingegen, Frau Zinzer, die in der Rolle der Königin Anna auftrat, ist geradezu als talentlos zu bezeichnen. Frau Zinzer ist zwar eine sehr schöne Dame und kann sich auf der Scene hinlänglich frei bewegen; aber das ist leider auch Alles, was man zu ihren Gunsten sagen kann. — In Moskau wurde neulich ein drittes Theater (im Saale des Kunstvereines) eröffnet, worin Operetten zur Aufführung kommen sollen. Das Logenhaus faßt gegen achthundert Menschen.

St. Petersburg. Am 1. September wurde die russische Oper mit Glinkas „Das Leben für den Czar" eröffnet. Fräulein Lawrowsky bildete aufs Neue die Hauptzierde der Vorstellung. Frau Menschikoff und der Tenorist Orloff, vom kaiserl. Theater in Moskau, gastiren hier. Die Hauptstützen des Repertoires sind fortwährend unpäßlich, wodurch demselben große Hindernisse bereitet werden. „Faust" von Gounod wird in russischer Sprache am Marien-Theater vorbereitet mit einer neu engagirten Sängerin, Fräulein Dawidow (Jensen), als Margarethe und Kommissarjewsky als Faust. — Die italienische Oper wird am 1. November eröffnet werden; statt Frau Lucca sollen die Schwestern Marchisio engagirt sein.

Rom. Das Theater „Argentina" hat am 18. v. M. mit „Roberto di Picardia" („Robert der Teufel" von Meyerbeer) eröffnet. Den Originaltitel der Oper fanden die Herren Censoren anstößig und tauften denselben deshalb in den obigen um.

Wiesbaden. Das neue Trauerspiel „Die Gräfin" ist von der hiesigen Intendanz zur Aufführung angenommen. Die Bühnenbearbeitung dieses vortrefflichen Dichterwerkes hat Heinrich Laube in Leipzig besorgt, wahrscheinlich wird dieselbe auch für hier adoptirt werden. Die erste Aufführung erfolgt wahrscheinlich in Leipzig. Der Verfasser des neuen Stückes nennt sich bis jetzt noch nicht.

Vermischtes.

Das Oktoberheft der Hildburghauser Ergänzungsblätter (Verlag des Bibliographischen Instituts) enthält abermals eine Fülle des lesenswerthesten Materials aus allen Gebieten der Wissenschaften. Nachstehende Uebersicht mag eine Bürgschaft vom Streben der Redaktion geben, stets auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Geschichte: Die jüngste Krisis des persönlichen Regiments in Frankreich, von Dr. Th. Bernhardt. Der Briefwechsel Josephs II. mit Katharina von Rußland, von demselben. — Literatur: Der Mysticismus in der gegenwärtigen Literatur. — Kunst: Die modernen Maler und Bildhauer in der nordamerikanischen Union, II., von Dr. R. Doehn. — Geographie: Indisches Kastenwesen, von Dr. E. Schlagintweit. — Naturwissenschaft: Der Darwinismus, I., von Prof. J. Huber. — Astronomie: Wahrscheinliche Zahl der Fixsterne. Die Wärmestrahlung der Fixsterne, von Dr. Klein. — Zoologie: Zur Fauna von Madagascar. Krokodile in Palästina. Würmkrankheit des Roggens. — Physiologie und Medizin: Zusammenhang zwischen den plötzlichen Todesfällen und den Witterungsverhältnissen. Neueste Erfahrungen bezüglich der Uebertragbarkeit der Tuberkulose. — Botanik: Bedeutung einiger Pflanzennährstoffe, speziell des Eisens. — Volkswirthschaft und Statistik: Die wirthschaftliche Seite der Frauenarbeit, von Dr. Dühring, ꝛc. ꝛc. — Kriegswesen: Entwickelungsstadien der Seetaktik, von Chr. v. Sarauw. — Technologie: Ziegelmaschinen. Chinagras und Ramiehanf, Frischprozeß mit Natronsalpeter. Benützung des Glycerins ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

(Wie man in Berlin National-Denkmäler errichtet.) Nach dem Kriege von 1864 wurde die Errichtung eines Denkmales auf dem Königsplatze — zwischen dem Raczynskischen Palais und dem Krollschen Etablissement, dem Thiergarten und den großartigen neuen Hafen- und Brücken-Anlagen (Alsenbrücke) — befretirt und sofort auf der Mitte des Platzes der Grundstein gelegt. Die Besprechungen mit verschiedenen Künstlern und andere Vorbereitungen aber zogen die Sache so lange hinaus, bis der Krieg von 1866 ausbrach, ohne daß über das beschlossene Denkmal irgend eine Entscheidung getroffen war. Berlin erfreute sich doch inzwischen wenigstens des dritten Gitters um ein später zu errichtendes Monument. Nach dem glorreich beendigten neuen größeren Feldzuge mußte nun das projektirte Düppel-Alsen-Denkmal seine Stelle auf dem größten und schönsten Platze von Berlin einem Monumente von stolzerem Namen einräumen, das zugleich und in erster Linie zur Verherrlichung der letztvergangenen Großthaten der Armee dienen sollte. Da es damals gerade an der Tagesordnung war, rasch zu arbeiten, „Heydtmäßig“ viel Geld vorhanden war, und die neugewählte Kammer vom Gewährungs-Fieber geschüttelt wurde, so ließ man sich sofort in aller Eile ein recht anständiges Sümmchen — irren wir nicht, 500,000 Thaler — für die Errichtung dieser monumentalen Siegestrophäe bewilligen. Dann ward es wieder stille; lange Zeit hörte man nichts oder wenigstens nichts Bestimmtes davon, bis vor einigen Wochen ein Bauzaun langsam in weitem Umkreise das kleine Gitter auf dem Königsplatze zu umziehen begann. Bald brachte die „Deutsche Bauzeitung“, die in der Regel als Organ zu solchen offiziösen Kundgebungen benutzt wird, die erfreuliche Mittheilung, daß der Bau des Denkmales auf dem Königsplatze, dessen Ausführung Herrn Ober-Hofbaurath Strack übertragen sei, in Angriff genommen und nicht vor dem Jahre 1871 seine Vollendung erreichen werde. Staunend fragt sich alle Welt: Was soll denn werden? Ein Denkmal, das aus öffentlichen Mitteln auf Kosten der Steuerzahler entstehen soll, ein Denkmal, das kein Familienereigniß des Königshauses etwa, sondern ein Erlebniß, eine That, eine Errungenschaft der Nation verewigen soll, ein Denkmal, dessen tiefere Bedeutung ohne Zweifel die ist, daß es einen Markstein am Wendepunkte der preußischen und deutschen Geschichte bezeichnet, am Ende unserer Verfassungswirren, am Beginn eines lange genug vergeblich ersehnten nationalen Lebens, — ein solches Denkmal wird hinter verschlossenen Läden am grünen Tisch irgend Einem zur Ausführung übergeben, ohne daß auch nur eine ausführliche offizielle Schilderung des definitiv zur Ausführung angenommenen Planes dem Publikum vorgelegt, oder gar einem öffentlich berufenen, zu öffentlicher Berichterstattung verpflichteten unabhängigen Beirath eine Begutachtung abverlangt, geschweige denn der Entwurf öffentlich vor die Augen der Nation gestellt worden wäre, die sich, ihren Kriegern und ihrem Könige dies Denkmal errichten will. Mit Verwunderung erfahren wir, nach so vielen für nothwendig erachteten Concurrenzen, daß wir einen Künstler haben, dem ein solch großartiges Werk, an dem nach den offiziös durchgeschwitzten sibyllinischen Andeutungen alle drei bildenden Künste sich in reichster Thätigkeit entfalten sollten, unbesehen übertragen werden kann; und fast mit noch größerem Befremden sehen wir, daß dieser Erwählte sich seinen Mitbürgern so vortheilhaft empfohlen hält, daß er nicht selbst darauf besteht, das Urtheil der öffentlichen Meinung in der Zeit zu hören und sich von der allgemeinen Zustimmung tragen zu lassen. — Was hätte aus der Dombau-Concurrenz für Unheil hervorgehen können, — wer ein Bischen hinter die Gardine gesehen hat, der weiß es —, wenn die Komödie nicht auf energische Reklamation hätte vor dem Publikum abgespielt, und ein internationales, unparteiisches und vorurtheilsloses, gegen bureaukratische Kabalen rücksichtsloses Schiedsgericht hätte gewählt werden müssen? Und wie hat diese nothwendige Concession die Herren aus dem Concepte gebracht! Das preußische Volk, dem dies jetzt zu erbauende Denkmal gehört, das seine Veranlassung gemacht hat und es bezahlt, hat ein Recht zu fordern, daß es sehe und höre, was mit dem Denkmal passirt, und es kann kein Zutrauen zu der in jüngster Zeit in ihrer Haltlosigkeit und Zerfahrenheit wieder recht bloßgestellten und doch für die höheren und selbst die rein materiellen Interessen des Landes so wichtigen Kunstverwaltung bekommen, wenn es sich solcher — gelinde gesagt — Takt- und Rücksichtslosigkeiten von derselben regelmäßig zu versehen hat. Zur Nationalgalerie, diesem traurigen Stück Berliner Baugeschichte im Krebsgang, wurde der Grundstein „in aller Stille“ gelegt, jetzt wird das Nationaldenkmal ohne Sang und Klang errichtet, — wir wollen sehr wünschen, nicht aus demselben Grunde, weil es sich eigentlich nicht sehen lassen dürfte, möchten aber doch darüber mit dem ganzen Volke vor der Enthüllungsfeier des Jahres 1871 beruhigt sein. (Zeitschr. f. B. K.)

Ottilie Genée hat, wie wir der „San Francisco Abendpost“ vom 12. August entnehmen, in San Francisco, wo sie in 2 Jahren unermüdlichen Strebens für den Aufbau einer deutschen Bühne mancherlei Widerwärtigkeiten zu erdulden hatte, ihre Abschiedsvorstellung gegeben. Bei dieser Gelegenheit wurde der liebenswürdigen Künstlerin unter einem Regen von Blumen von ihren Freunden eine mit Diamanten besetzte goldene Uhr nebst Kette mit der Inschrift: „Die deutschen Kunstfreunde San Franciscos an Ottilie Genée zur Erinnerung. August 6. 1869.“ überreicht — eine kleine, aber verdiente Huldigung, welche die Scheidende tief ergriff.

Digitized by Google

Ueber den Brand des Dresdener Theaters schreibt die „Europa“: Indem wir im Begriffe sind, unser Blatt zu schließen, kommt uns die Trauerkunde zu, daß das Dresdener Theater ein Raub der Flammen geworden ist. Unsere Nachbarstadt ist um einen prächtigen Schmuck ärmer geworden, und Jahre werden vergehen, bevor ein neuer Prachtbau, des alten würdig, vollendet ist. Von Semper erbaut, schloß sich das jetzt vernichtete Theater in seinem Styl den großen Gebäuden, die den Platz bereits zierten, harmonisch an. Als dann später das neue Museum dem nahen Zwinger angefügt worden war, besaß Dresden in unmittelbarer Nähe der Elbe und ihrer beiden Brücken einen architektonisch hervorragenden Platz, den wenige Hauptstädte Europas aufweisen können. Auch zu dem neuen Museum hatte Semper alle Pläne entworfen, wenn die Ausführung auch durch eine andere Hand erfolgte. Im Innern prachtvoll geschmückt und namentlich mit herrlichen Corridors versehen, entsprach der Theaterbau den Gesetzen der Akustik nicht in allen Stücken; wenigstens haben wir von Sängern und Sängerinnen die Klage vernommen, daß „man sich nicht singen höre, daß der Ton, kaum daß er die Lippen verlassen, wie abgeschnitten sei.“ 1841 vollendet, hat das Dresdener Theater nicht einmal ein Menschenalter lang bestanden. Diese kurze Existenz war übrigens eine glänzende. Ihrer Bühne hatte die Stadt vielleicht noch mehr als ihrer Gemäldesammlung zu verdanken, daß eine große Anzahl vornehmer Fremden den Winter über blieb. In älterer Zeit verfügte die Oper über Kräfte wie Wilhelmine Schröder-Devrient und Johanna Wagner, Tichatschek und Mitterwurzer, welcher letztere noch dem Theater angehört. Später trat Jenny Ney ein und im Schauspiel glänzten Dawison, Emil Devrient, die Damen Bayer-Bürck, Berg u. a. m. Beim Beginn der Saison eingetreten, raubt der Brand den gegenwärtigen Darstellenden, unter denen wir sehr geachteten Namen begegnen, ihre nächste Zukunft. Die berühmten werden sich leicht durch Gastspiele helfen können, aber schlimm steht es um die Träger zweiter und dritter Rollen, besonders aber um die Choristen. (Mittlerweile hat König Johann erklärt, daß er sämmtliche Engagements aufrecht erhalten werde. D. Red.)

Oefter als anderswo kommt es in Italien vor, daß ein und dasselbe Opern-Sujet von verschiedenen Componisten musikalisch behandelt wird. So steht eine „Francesca di Rimini“ von Lauro Rossi und von Ferdinando Petillo in Aussicht und neben Petrella arbeitet auch der Maestro Ponchielli an einer „I Promessi sposi“ betitelten Oper.

Nicht aus Schadenfreude, einem hochgefeierten Dichter etwas am Zeuge geflickt zu sehen, sondern aus regstem Interesse an allem, was dem immer besseren Verständniß der „göttlichen Komödie“ Dantes zu Gute kommt, begrüßt die Kölnische Zeitung eine kleine, jüngst in Bonn als akademische Disseration veröffentlichte Schrift, deren Verfasser, Dr. C. F. Schneider, durch lexicalische Studien und durch gründliche Beschäftigung mit den trefflichen Forschungen Blancs und Diez' die wissenschaftliche Ueberzeugung gewonnen hat, daß alle abnormen Wortbildungen, wie sie nicht gerade selten in den Versausgängen der Divina Commedia anzutreffen sind, nur durch die „Reimnoth“ veranlaßt worden sein können. Aus derselben erklärt sich sattsam manche Satzwendung, die so seltsam erschien, daß man in ihr einen tiefen mystischen Sinn zu finden meinte. Dr. Schneider hat eine reiche Auswahl von Fällen übersichtlich gruppirt, wo Dante lediglich des Reimes halber in den Wortbeugungen absichtlich von der Grammatik abweicht, ganz neue Worte bildet, rein lateinische Vocabeln verwendet, die Accente verschiebt, alterthümliche Formen bevorzugt, die Eigennamen verändert und sogar Klangspielereien nicht verschmäht, lauter Abnormitäten, die sich niemals im Texte selbst, sondern immer nur in den Endreimen vorfinden.

Die Commune Wien hat dem dortigen Conservatorium für das bevorstehende Schuljahr eine Subvention von 2000 fl. bewilligt, wofür die Anstalt verpflichtet ist, 10 Zöglingen unentgeltlichen Unterricht zu ertheilen. Die Zahl der dem Conservatorium gegenwärtig angehörenden Lehrer beträgt 32.

Wie man aus Hamburg mittheilt, wird die „Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft“ einen Preis von 500 Thalern in Gold für ein deutsches Lustspiel ausschreiben. Als Preisrichter sind von ihr die Herren Dr. Eduard Devrient, Dr. Gustav Freytag, Dr. Friedrich Bodenstedt, Dr. Aug. Förster und Heinr. Marr eingeladen. Von der Preisbewerbung sind nur jene Stücke ausgeschlossen, die bereits bei einer Concurrenz betheiligt waren. Die Ausführbarkeit dieser Bedingung ist nicht leicht abzusehen. Wie soll festgestellt werden, ob ein eingereichtes Stück z. B. auch schon in Wien den Preisrichtern vorlag? Eine Veränderung des Titels beseitigt das einzige äußerliche Kennzeichen der Identität.

Guizot schreibt gegenwärtig an einer Geschichte Frankreichs. Dieselbe führt den Titel: „Histoire de la France, racontée à mes petits enfants“. Das Werk soll vier Bände stark werden.

Der neue Kriegsminister Leboeuf soll, wie man hört, eine Reorganisation der Militärmusik beabsichtigen.

Digitized by Google

Eine „Missa choralis“ von Franz Liszt ist soeben bei C. F. Kahnt in Leipzig erschienen.

Schon wieder signalisirt man aus Italien zwei neue, demnächst aufzuführende Opern: „Elfa“ von Soraci und „Irena“ von Giovannini. Erstere beschreitet in Neapel die Bretter, die andere in Modena.

Das Orchester, welches beim großen Friedensmusikfest in Boston betheiligt war, bestand aus 215 Violinen, 65 Bratschen, 40 Violoncellen und Contrabässen, 8 Flöten, 8 Oboen, 8 Clarinetten, 8 Fagotten, 12 Hörnern, 8 Trompeten, 6 Posaunen, 3 Tubas und 14 Trommeln. Für einige Nummern, z. B. Prophetenmarsch, Amboschor aus „Trovatore“ ꝛc., hatte man noch 25 Flöten, 76 Clarinetten, 100 Hörner, 75 Trompeten, 75 Tubas, 50 Trommeln, 25 Pauken, 10 große Trommeln, 10 Triangel ꝛc. hinzugefügt.

Der Palast des Königs von Burmah in Mandaley, der Hauptstadt seines Reichs, ist ein kolossales Gebäude. Im Mittelpunkt der Stadt, auf einem von hohen Palisaden umgebenen Platze gelegen, erstreckt er sich über einen Flächenraum von circa 200 engl. Morgen. Die östliche Façade enthält die Empfangssäle und Audienzhallen, und über diesen erhebt sich das stufenförmige Dach, welches in einen hohen Spitzenthurm endigt, wie solcher ausschließlich nur Paläste und Göttertempel ziert. Nach Westen zu erstrecken sich, so weit das Auge reicht, die Privatgemächer der Königsfamilie. Sämmtliche Räumlichkeiten und Hallen des Palastes machen auf den Beschauer den Eindruck einer gewissen Größe und Pracht. Im Baustyl sind sie sich ziemlich gleich, alle haben das Ansehen einer Kirche mit Schiff und Seitenflügeln. Prächtige, reichvergoldete runde Säulen aus Teakholz stützen das schön geschnitzte und bemalte Tafelwerk. Innerhalb der Palasteinzäunung befinden sich alle die wichtigeren Regierungs-Departements und Institute, wie die Münze, die Magazine, das Arsenal, die Elephantenställe und der hohe Glockenthurm, der gleichzeitig die Kirchglocke für Mandaley enthält. Die Stunden werden von einem Soldaten der Garde angeschlagen, der sein Geschäft mit zahllosen Kniebeugungen nach der Richtung des Palastes zu beginnt und beendet.

(Zur Byron-Controverse.) Die „Times“ war es zuerst, welche der Erzählung von Frau Becher-Stowe von einer fürchterlichen Versündigung Lord Byrons unbedingten Glauben schenkte und die Werke des Dichters auf immer zuklappte. Aber der Aufschrei des Unwillens in Stadt und Land, die zahlreichen Proteste aus Kreisen, die dem Verlästerten nahe gestanden, haben ihre Wirkung nicht ganz auf den Jupiter der Presse verfehlt und machen ihn etwas schüchtern in der Vindicirung seiner Unfehlbarkeit. Die „Times“ erkennt an, daß namentlich Lord Lindsays Mittheilungen es gelungen, die Unverträglichkeit der Behauptungen der Frau Stowe mit den zur selben Zeit bekannt gewesenen Aeußerungen und Handlungen der Lady Byron darzuthun. Namentlich falle sehr ins Gewicht, daß Lady Byron gerade die jetzt angeschuldigte Schwester Byrons (Mrs. Leigh) auch nach ihrer Heirath zum vertrauten Umgang wählte, und deren Sittenreinheit gleichsam als Abwehr gegen die Leichtfertigkeit ihres Gatten verwendete. Die „Times“ will nicht behaupten, daß Frau Stowes Facta, die eben Lady Byrons Facta seien, geradezu widerlegt wären, und hält Frau Stowe auch über jeden Verdacht der Verleumdung erhaben, aber sie wirft ihr jetzt vor, nicht zur Veröffentlichung von Mittheilungen berechtigt gewesen zu sein, die ihr nur zu dem Zweck geworden, um darnach Lady Byron eine Veröffentlichung anzurathen oder zu widerrathen. Nach der eigenen Aussage der Frau Stowe habe sie letzteres gethan. „Wenn,“ schließt das Blatt, „das Gerücht sich bestätigt, daß Lady Byron eine Erzählung hinterlassen hat, die nicht die Anklage enthält, welche der „wahren Geschichte des Lebens der Lady Byron“ zu Grunde liege, dann würde die Verantwortlichkeit der Frau Stowe für die Enthüllung von vertrauten Mittheilungen, wären diese auch noch so wahr, um so schwerer sein, da ihre Freundin selbst sich für Schweigen entschieden hatte.“

Notizen.

⊙ Am 28. September starb in Stuttgart der kgl Hofschauspieler und Regisseur Dr. Karl Grunert, nachdem er in den vorhergehenden Monaten mehrmals von Schlaganfällen betroffen worden war.

Julius Stockhausen wurde vom König von Württemberg zum Kammervirtuosen ernannt und damit für Württemberg gewonnen. Derselbe hat u. A. die Aufgabe, den Gesangunterricht an den Lehranstalten des Landes zu überwachen.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869. Nr. 41.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelzeile mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren A. Weigel in Leipzig u. W. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 8. October.

Inhalt: Die Rache einer Frau, ein Blatt aus der französischen Geschichte vor der Revolution von 1792, von Feodor Wehl. (Schluß.) Medea und Othello, eine Parallele von Otto Buchwald. (Fortsetzung.) — Die internationale Kunstausstellung in München. XI. — Clara Ziegler, eine Studie von Dr. E. B. (Schluß.) — Vom Büchertisch. — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen. — Literarischer Anzeiger.

Die Rache einer Frau.

Ein Blatt aus der französischen Geschichte vor der Revolution von 1792.

Von Feodor Wehl.

(Schluß.)

Diese Angaben genügten Monsieur de Lys, um auf sie hin einen teuflischen Plan auszuhecken. Er begab sich zu jenem Sergeanten, von dem er einst Mademoiselle de l'Empirée aus der Schande und dem Elend auf offener Straße losgekauft. Der Mann hatte für ein weiteres Stück Geld damals in aller Stille die Angelegenheit mit den Gläubigern geordnet und war dadurch dem holländischen Krösus näher bekannt geworden. Derselbe wußte, daß er für ein Paar Goldfüchse Alles zu thun im Stande war. Darauf fußend, sagte er zu ihm: „Sergeant, ich bin der Sache nun überdrüssig. Ihr sollt noch einmal fünfundzwanzig Louisdor haben, wenn Ihr es durchsetzt, daß Ihr Euere Gefangene von ehedem jetzt aufs Neue arretiren und ihr die fünfundzwanzig Peitschenhiebe nachträglich geben dürft. Ich stelle nur die Bedingung, daß ich dabei sein muß."

„Nichts leichter, als das", entgegnete der Gendarm. „Das Damoklesschwert ist über dem Haupte der Dame hängen geblieben; es kostet mich ein Wort und es fällt."

„So macht es fallen", rief hämisch Monsieur de Lys. „Eures Geldes seid Ihr gewiß."

Unserem Polizeibüttel brauchte man so etwas nicht zweimal zu sagen. Es dauerte keine drei Tage, so kam er mit seiner Patrouille und pochte an die Hausthürpforte des Palastes auf dem Vendômeplatze. „Wir haben Kunde erhalten", sagte er dem

Digitized by Google

öffnenden Portier, „daß sich in diesem Hause eine Frauensperson befindet, die sich einer Strafe von fünfundzwanzig Peitschenhieben für öffentlichen Scandal entzogen hat. Die Gerechtigkeit will ihren Lauf, und die Fünfundzwanzig müssen applicirt werden. Einlaß also im Namen des Königs!"

Der Portier wich bestürzt zur Seite, und der Sergeant marschirte mit seinem Gefolge die breite mit Decken belegte Treppe empor in den ersten Stock. Gut orientirt, wie er war, zog er gleich vor die rechte Schmiede, d. h. vor die Thüre des Zimmers, in welchem Mademoiselle de l'Empirée und Monsieur de Lys beim Frühstück saßen. Hier pochte er ebenfalls mit seinem Stocke drei Mal mit starken Schlägen an.

„Was giebt's da?" fragte arglos die Schöne.

„Ich weiß es nicht", entgegnete denselben Ton nachahmend Monsieur de Lys. „Aber wir wollen zusehen, da kein Schlingel von Diener zur Hand zu sein scheint."

So sprechend ging er und öffnete.

Die Wache ließ dabei die Kolben geräuschvoll auf die Erde fallen, während der Führer salutirend auf die Schwelle trat und auf martialische Weise sagte:

„Um Verzeihung, mein Herr, wenn wir die angenehme Unterhaltung unterbrechen. Aber das Gesetz ist rücksichtslos. Es legt uns die Pflicht auf, jenes Frauenzimmer einzuziehen, um ihr fünfundzwanzig Peitschenhiebe aufzuzählen. Die Sache ist störend, wie ich gerne bekennen will, aber sie will vollzogen sein. Marsch, Dirne, auf und folge uns!"

Mit diesen Worten riß er Mademoiselle de l'Empirée in roher Weise an ihrem Kleidärmel vom Sitze empor.

Die Arme war natürlich wie vom Donner gerührt. Sie stierte den Sergeanten, seine Wache, Monsieur de Lys und ihre ganze Umgebung wie aus einem Traum erwacht an. Endlich sammelte sie sich und sagte mit erzwungenen Lachen: „Das ist ein alberner Spaß!"

„Der Spaß soll Dir bald vergehen, mein Schätzchen", brüllt sie der Gerichtsprofos an, indem er sie bei der Hand ergreift und seinem Gefolge befiehlt, die Delinquentin in die Mitte zu nehmen.

Nun wird es Mademoiselle de l'Empirée doch ein wenig ängstlich zu Muth, und sich an ihren Freund und Beschützer wendend, sagt sie mit dem letzten Aufgebot ihrer Fassung zu diesem: „Machen Sie diesem kläglichen Schauspiel ein Ende, mein Herr. Ich meinte: diese Sache sei längst aus der Welt, und der plumpe Patron durch Sie befriedigt und abgefunden."

„Zum Teufel mit diesem erbärmlichen Schnickschnack, verdammtes Weibsbild", schreit nun der erzürnte Büttel; „das Gesetz wird nur durch seine Erfüllung befriedigt und abgefunden, das soll Dir in Kürze Dein zerbläuter Rücken beweisen." Und nun sich zu seinen Begleitern wendend, befiehlt er: „Nehmt sie in Eure Mitte, Kameraden, und wenn sie noch einmal das Maul aufthut, so stopft es ihr mit Euren Flintenkolben. Achtung, Gewehr auf, Marsch!" —

Kaum sind diese Worte gesprochen, so sieht sich die Unglückliche von den Bütteln umringt und durch harte Fäuste der Thüre entgegengeschleppt. Den Zusammenhang der Dinge ahnend und die Schrecklichkeit ihres Schicksals erkennend, sinkt sie mit einem furchtbaren Schrei in die Kniee, und die rauh gepackten Hände mit einer fast unmenschlichen Gewalt bittend zusammenschlagend, richtet sie ihre Augen zu dem ruhig und gelassen dastehenden Monsieur de Lys empor, indem sie unter Thränenströmen und Schluchzen ihm flehend entgegenwinselt:

„Erbarmen, Monsieur de Lys, um Gottes Barmherzigkeit Willen, nur noch dies eine Mal Erbarmen!"

Aber: „Kann ein Geldsack sich erbarmen!" höhnt ihr dieser entgegen. „Wird ein Geldsack von Thränen und Bitten gerührt? O nein, ein Geldsack bleibt bei Allem stumm, was auch geschieht; und das Höchste ist, was er kann, daß er mit seinem Gelde klimpert. Mit meinem Gelde klimpere auch ich, höre zu, Du schändliches, ungetreues Geschöpf!" Und bei diesen grausamen Worten zieht er geräuschvoll seine Börse, und wirft sie dem Sergeanten zu, indem er dabei mit furchtbarem Hohne ruft: „Fort mit der Dirne unter die Peitsche des Scharfrichters!"

Sein Wunsch ward erfüllt. Man schleifte die ohnmächtige Mademoiselle de

Digitized by Google

l'Empirée auf die Straße hinab, und führte sie dann, als sie zu sich gekommen, unter noch größerem Zulauf wie ehedem, nach dem Gefängniß von St. Lazaire. Monsieur de Lys folgte vom Fenster seines Palastes herab dem Zuge mit triumphirenden Blicken. Er hatte seine Rache gekühlt, aber freilich noch nicht ganz. Er wollte seine ungetreue Geliebte ja auch peitschen sehen, und um dieses Vergnügen zu haben, mußte er eine eigenthümliche Formalität erfüllen, eine Formalität, die für ihn verhängnißvoller werden sollte, als für Mademoiselle de l'Empirée die Entdeckung ihrer Treulosigkeit.

Den Gefängnißexecutionen beizuwohnen, war in jener Zeit jedem Unbefugten strenge untersagt. Nur die Richter und diejenigen Bürger, die als eine Art von Geschwornen von der Präfectur als Augenzeugen auf amtlichem Wege hinzugezogen wurden, hatten das Recht oder unter Umständen auch die Verpflichtung, die Strafvollziehungen mit anzusehen. Israeliten waren für alle Mal davon ausgeschlossen. Um seiner Erbitterung Genüge zu verschaffen, blieb Monsieur de Lys in Folge dessen also nichts weiter übrig, als sich auf Täuschung und Bestechung zu verlegen. Sein Geld machte es ihm möglich, in Verkleidung und im Namen eines Bürgers, den man bestochen, die Auspeitschung der unglücklichen Dame seines Herzens mit zu erleben. Veränderte Kleidung, eine fremde Perrücke und verstellte Haltung machten ihn Allen unkenntlich. Leider jedoch ließ er sich von seiner Schadenfreude hinreißen, sich der Gepeitschten selbst zu verrathen. Als sie blutig geschlagen, von ihrer Schande erdrückt, weinend und schluchzend, sich kaum auf den Füßen halten könnend, an ihm vorüber zur Thür hinaus schwankte, raunte er ihr leise zu: „Nun hast Du, Schändliche, was Du verdient!"

O hätte er diese leise zugeraunten Worte nie gesprochen, denn als er sie mit teuflischer Selbstbefriedigung seinem Opfer zuflüsterte, flüsterte er in ihnen sein eigenes Todesurtheil.

Und zwar ging diese Sache in folgender Weise zu.

Monsieur de Lys war durch seinen Reichthum, seinen Wohlthätigkeitssinn während der großen Hungersnoth, durch das gastliche Haus, das er machte, oder vielmehr durch Mademoiselle de l'Empirée machen ließ, zu bekannt, zu sehr Stadtfigur und Gespräch geworden, als daß das Schicksal und die grausame Behandlung, die er seiner ehemaligen Freundin bereitete, nicht eine allgemeine Aufmerksamkeit erregt hätte. Ganz Paris theilte sich in zwei feindliche Lager, in eines, das Monsieur de Lys Recht gab, und in ein anderes, das für die mißhandelte Schauspielerin Partei nahm.

In das letztere Lager begab sich ein junger Advocat, Vitré mit Namen, der beim Gerichtshof angestellt, bei einer Gefängnißinspection Mademoiselle de l'Empirée kennen lernte, und, von ihrer Schönheit und ihrem Schmerz gefesselt, sich zu ihrem Ritter erklärte.

Es ward ihm zunächst leicht, sie aus ihrer Haft zu erlösen. Die Unterstecherei des Sergeanten mit Monsieur de Lys lag klar am Tage. Ein früheres Strafurtheil war ungesetzlich umgangen, ein späteres ungesetzlich ausgeführt worden. Es war kein Grund vorhanden, sie im Kerker zu behalten; wohl aber gegen Monsieur de Lys und den Sergeanten klagbar zu werden. Letzterer kannte seine Leute und die Pariser Gerichte. Er eilte zu seinem Mitschuldigen und rieth diesem, sich mit ihm auf die Flucht zu begeben. Doch der holländische Banquier war verblendet, lachte des guten Raths und blieb. Was konnten eine gepeitschte Dirne und ein kleiner Gerichtsbeamter wohl gegen ihn, den angesehenen, mächtigen, mit den einflußreichsten Männern des Königreichs in Beziehung stehenden Millionär auszurichten im Stande sein? Was? — Er sollte es leider bald erfahren.

Als Mademoiselle de l'Empirée dem kleinen Greffier ihre Schmach und Erniedrigung mittheilte, berichtete sie ihm, daß ihr das Entsetzlichste dabei sei, zu wissen, daß er selbst, ihr schändlicher Peiniger und Verderber, sie mit angesehen. „Wie das?" fragte gespannt Monsieur Vitré, und als nun das beleidigte Weib unter Weinen und Zähneknirschen ihm den Hergang der Procedur und Monsieur de Lys Verkappung erzählte, rief er triumphirend aus: „Ein Jude, der unter falschem Namen und durch Bestechung sich zum gerichtlichen Beisitzer macht, — ist so gut, wie um seinen Hals gebracht!"

„Um seinen Hals!" Als Mademoiselle diesen Ausspruch hörte, sprang sie auf,

Digitized by Google

trocknete ihre Thränen, und Monsieur de Vitré umarmend, schrie sie in freudigster Erregung: „Mensch, wenn Sie das zu Stande brächten, wenn Sie mir eine solche Rache verschafften, wahrlich! ich wüßte nicht, was ich Ihnen thäte!“

Und Monsieur Vitré, der kleine Greffier, brachte es zu Stande. Durch genaue Verhöre und Untersuchungen ward nachgewiesen, daß Monsieur de Lys durch Geldbestechung und in Verkleidung sich anstatt eines Pariser Bürgers als Gerichtszeuge eingeschmuggelt, daß er das aufgenommene Protokoll mit einem fremden Namen unterschrieben. Das waren zu jener Zeit grobe Verbrechen und namentlich für einen Hebräer. Der Strang stand darauf, und von wem und wie viel auch zu Gunsten des Monsieur de Lys vorgebracht wurde, er wurde von den Pariser Gerichten zum Tode am Galgen verurtheilt. Mademoiselle de l'Empirée war es, welche den Prozeß führte und gewann, und in deren Hand solchergestalt das Leben des Millionärs gegeben war. Sie konnte auf die Vollziehung des Urtheils verzichten, sie konnte darauf bestehen.

Man bestimmte, man beschwor sie, Letzteres zu thun. Monsieur Vitré selbst legte Fürbitte für den Unglücklichen ein. „Ich werde sehen, was sich thun läßt“, sagte sie am Ende, indem sie hinzusetzte: „Er mag unter dem Galgen stehen und um sein Leben flehen, wie ich einst flehte, mir die Peitschenhiebe zu erlassen. Meine Bitten, meine gerungenen Hände, meine Thränen haben ihn nicht gerührt. Er versuche, ob es die seinigen bei mir thun. Wir Weiber haben leider ein weicheres Herz.“

Auf diese Rede hin ward ein trauriges Schauspiel in Scene gesetzt.

Mademoiselle de l'Empirée wohnte bei einem Frauenzimmer, einer Mademoiselle Verdier, der ein reicher Galan ein Hotel hielt. In diesem Hotel befand sich ein kleiner dunkler Hof, und in diesem Hof befahl die racheschnaubende Schöne die Execution.

Es war an einem trüben Novembertage 1757, als Mademoiselle de l'Empirée bei ihrer Freundin, Mademoiselle Verdier, eine große Gesellschaft gab. Man sah da Mademoiselle Peche, Mademoiselle Fanchon und Louison Moreau, Mademoiselle Marthe Lerochois, Mademoiselle Souris, Mademoiselle Pelissier, Mademoiselle Rotissait de Romainville und Mademoiselle Fisi — Alles Damen vom Theater, Sängerinnen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen — tolle, übermüthige Geschöpfe, erklärte Freundinnen angesehener, vornehmer oder reicher Wüstlinge, Mademoiselle Fisi und Mademoiselle Rotißait de Romainville z. B. hatten in seltener Eintracht die galanten Zuvorkommenheiten des Marschall Moritz von Sachsen genossen, dessen Tod sie nun schon im siebenten Jahre betrauerten, ein Betrauern, das sie freilich nicht hinderte, hier zwischen Kolleginnen, Schauspielern, Schriftstellern und Wüstlingen aller Art ein wildes Bacchanal zu begehen. Man sang, man medisirte, man küßte, man scherzte und lachte. Der Champagner floß in Strömen. Plötzlich tönte aus dem Hofe, nach dem die Fenster des Speisesaales gingen, ein eigenthümliches und unheimliches Geräusch herauf. Man hörte das Pflaster aufreißen und Pfähle einrammen. „Was giebt es da?“ fragte man allgemein. „O nichts“, entgegnete Mademoiselle de l'Empirée, indem sie sich erhob, ans Fenster trat und hinaussah. „Es ist nur eine kleine Ueberraschung, die ich der Gesellschaft mache, die Aufführung eines Schauspiels, betitelt: Die Rache eines Weibes.“

„Sie Alle kennen meine Geschichte“, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort; „Sie wissen, wie sehr ich beschimpft, wie tief ich in den Koth getreten worden bin. Sie wissen auch, wer es gethan. Es ist unnöthig, Ihnen das Bild der Medaille ins Gedächtniß zu rufen. Sehen Sie heute dafür deren Revers!“

Bei diesen Worten riß sie die Fenster auf und zeigte in den Hof.

In demselben sah man im feuchten Regenwetter den Henker mit seinen Knechten, welche einen frisch errichteten Galgen umgaben, unter dem mit nackten Füßen und im Armensünderhemde Monsieur de Lys stand, mit dem Strick um den Hals. Als er die Fenster klirren hörte, sank er fröstelnd und vor Todesfurcht mit den Zähnen klappernd in die Knie, indem er kläglich schrie: „Erbarmen, Mademoiselle! Erbarmen!“

„Erbarmen! Erbarmen!“ rief die ganze, noch eben in toller Lustbarkeit begriffene, halb berauschte Gesellschaft, die der grausige Anblick aber auf einmal ernüchterte und in Erstarrung versetzte. „Erbarmen!“ rief auch Monsieur Vitré, der unten im

Digitized by Google

Gerichtsornate stand. „Erbarmen, Mademoiselle, Sie haben es selbst gelobt.“ — „Erbarmen“, flehte noch einmal Monsieur de Lys mit gerungenen Händen.

„Erbarmen?“ schrie dagegen Mademoiselle de l'Empirée, die wie eine Tod und Verderben sprühende Megäre mit dem schäumenden Champagnerglase dastand; „Erbarmen? Der Geldsack hat keines gehabt, die Dirne hat es auch nicht. Wir sind wett, Monsieur de Lys! Henker, thu Deine Pflicht. Es lebe die Vergeltung!“

Mit diesen Worten leerte sie ihr Glas, indessen unten der Scharfrichter am Strange zog und das Opfer eines ziemlich auf Willkür gestellten Gesetzes vom Leben zum Tode brachte.

Dergleichen geschah vor der großen Revolution von 1792. War sie eine Nothwendigkeit oder nicht? Der Leser entscheide selbst.

Medea und Othello.

Eine Parallele von Otto Buchwald.

(Fortsetzung.)

Sind nun auch die Voraussetzungen der Leidenschaft in beiden Stücken verschiedener Art, so ist doch der Zielpunkt derselbe, nämlich Rache an den Schuldigen zu nehmen. Medea sinnt darauf, ihren treubrüchigen Gatten, seine neue Gemahlin und deren Vater Kreon zu züchtigen, Othello, seine Gattin Desdemona und Cassio zu strafen, Obgleich erst von diesem Entschluß Othellos an die beiden Tragödien auf gleichem Punkte stehen, so ergiebt doch die ganze Composition und der wesentlich andere Zweck, daß unser Interesse ein verschiedenes sein muß. Während in der „Medea“ für uns lediglich die Frage, wie sie ihre Rache bewerkstelligen werde, Wichtigkeit hat und unsere Aufmerksamkeit vornehmlich durch die ebenso schlaue, als raffinirte Ausführung derselben in Anspruch genommen werd, spannt uns im „Othello“ besonders die Hoffnung, daß sich der Mohr noch von der Grundlosigkeit seines Verdachts überzeugen und Jago den Lohn für den schändlichen Plan einernten werde. Denn wie Othello die Rache — welche bei Desdemonda allerdings durch die empörende Bestialität überrascht — an den Schuldigen vollstrecken werde, ist für uns von weit geringerem Interesse, als in der „Medea“, weil Othello Beide in seiner Gewalt hat, während dort die Macht auf Seiten der Gegner der gekränkten Gattin ist. Der Hauptreiz beruht also in der englischen Tragödie auf der Entwickelung der Eifersucht, in der griechischen auf der Ausführung der Rache.

Nach dieser Seite hin ist die letztere meisterhaft und der Charakter Medeas mit bewunderungswürdiger Feinheit gezeichnet. Mit welcher Schlauheit und Selbstverleugnung vermag sie gleich im Anfang dem ihr mißtrauenden und um das Wohl der Seinigen und sein eigenes besorgten Kreon ihre Eifersucht zu verhehlen! Wie fein weiß sie, als sie die beschlossene Ausweisung durch ihre erheuchelte Demuth nicht hintertreiben kann, einen kurzen, zur Ausführung der Rache nöthigen Aufschub dadurch zu erlangen, daß sie Kreons Vatergefühl zu Gunsten ihrer Kinder erregt. So grell auch der Umschlag ihrer Gesinnung, nachdem sie ihren Zweck erreicht hat, erscheint, so naturwahr ist er doch. Der Monolog nach dem Abgang Kreons ist das erste Triumphgeschrei der beginnenden Rache. Und wie richtig ist der Wechsel ihrer Gemüthsstimmung in der Scene mit Jason, dem sie sein charakterloses und undankbares Verhalten in zornigen Worten vorrückt. Ihm gegenüber hat sie nicht nöthig, eine lügnerische Demuth zur Schau zu tragen. Das eigene Schuldbewußtsein des Gatten bürgt ihr dafür, daß von seiner Seite keine Beschleunigung ihrer Entfernung, also auch keine Durchkreuzung ihrer Racepläne zu befürchten ist. Ein Verhüllen ihrer wahren Gesinnungen, eine ihrem als wild erkannten Charakter so wenig entsprechende, milde Fügsamkeit, würde dem Jason verdächtiger erscheinen und ihn zu größerer Vorsicht veranlassen, als ihre Vorwürfe, deren Berechtigung er durch seine windige und fadenscheinige Vertheidigung gleichsam stillschweigend anerkennt. Die darauffolgende Scene zwischen Medea und dem von delphischen Orakel heimkehrenden Aegeus ist der schwächste Theil des Stücks: hier kommt der rathlosen Medea, welche bis jetzt noch nicht weiß, wohin

Digitized by Google

sie sich nach vollzogener Rache wenden wird, der Zufall in etwas handgreiflicher Form zu Hilfe. Es erscheint wunderlich, daß das durchtriebene Weib nicht bereits für ein Asyl Sorge getragen hat. Allein diese offenbare Schwäche des Dramas ist durch das folgende Zwiegespräch zwischen Jason und Medea aufs Glänzendste ausgeglichen. Um Glauke vernichten zu können, ist es nöthig, daß Jason über die feindlichen Gefühle seiner Gattin getäuscht wird. Deshalb stellt sich Medea von tiefer Reue über ihr vorheriges zorniges Gebahren ergriffen, sie billigt scheinbar die Gründe für die neue Ehe, erkennt willig die aus derselben späterhin auch für ihre Kinder erwachsenden Vortheile an und verlangt nur, daß die Knaben ihre Flucht zu theilen nicht gezwungen werden, sondern in Korinth bleiben dürfen. Diese Vergünstigung will sie durch Glauke bei ihrem Vater Kreon auswirken lassen und die Nebenbuhlerin durch prächtige Geschenke zur Vermittelung bewegen. Dieser Plan ist nur ersonnen, um der Königstochter das vergiftete Gewand und den todbringenden Goldkranz in die Hände zu spielen und sie dadurch zu verderben; denn den Tod der Knaben hat sie schon beschlossen. Jason billigt nach einigen trockenen, finanziellen Einwendungen das Vorhaben und begiebt sich mit den Kindern, welche die Geschenke in einer Truhe tragen, nach der Stadt. Die Scene nach der Rückkehr der Knaben ist in der Wirkung die gewaltigste: Reue, Schmerz, Zärtlichkeit, Furcht um das Geschick der Kinder, wofern sie am Leben bleiben, Haß, Zorn und Eifersucht sind mit erstaunlicher Wahrheit wiedergegeben, und der rasche Wechsel dieser streitenden Empfindungen erzeugt ein volles Bild der leidenschaftlichen Verwirrung, welche die Seele der Medea ergriffen hat. Im Kampf der Gefühle behält endlich die Eifersucht die Oberhand; mit dem Entschluß, den Mord zu vollziehen, eilt sie mit den Kindern in den Palast — ein entsetzlicher Moment der äußersten Spannung — mit angehaltenem Athem lauschen wir auf den Todesschrei — kein Ton, im Palast ist Alles still — da erscheint Medea — die That ist noch nicht vollbracht. Noch bebt ihre Hand vor dem entsetzlichen Wagniß, erst die Gewißheit, daß die Königstochter ein Opfer ihrer Rache geworden, bestimmt unwiderruflich das Geschick der Knaben. Ein Bote naht und meldet den martervollen Tod Glaukes und ihres Vaters, welcher beim Versuch, die verhängnißvollen Geschenke vom Leibe der Tochter zu reißen, vom Verderben mit ergriffen worden ist. Nach diesem Ereigniß ist das Loos der Knaben entschieden, und unmittelbar darauf vernehmen wir ihr letztes Wehgeschrei. —

Den Schluß könnte man als „opernhaft" bezeichnen. Medea erscheint mit den Leichen auf einem Drachenwagen in der Luft und ist auf diese Weise dem Zorn des zurückgeeilten Jason, welcher eben das Verderben seiner Kinder aus dem Munde des Chors erfahren hat und die Pforten des Palastes mit Gewalt öffnen will, entrückt. Das sich jetzt zwischen Jason und Medea entspinnende Zwiegespräch ist zwar nicht frei von Wiederholungen, denn Medea macht ihrem Gemahl im Wesentlichen die nämlichen Vorwürfe der Herzlosigkeit und des Treubruchs, wie vorher, während ihr Jason die Thaten, welche sie früher seinetwegen begangen, sogar zum Verbrechen anrechnet, bekommt aber ein neues Moment dadurch, daß der Vater durch den Tod seiner Söhne tief getroffen, und für seinen Treubruch schwer gezüchtigt erscheint.

Die Handlung ist, wie sich aus diesen wenigen Andeutungen ergiebt, dramatisch belebt, der Wechsel der Stimmungen mannigfaltig, der Charakter der Medea nach den verschiedenen Seiten hin scharf ausgeprägt, die Intrigue fein und die Schlauheit, mit welcher die grollende Gattin ihren Racheplan ausführt, von großer Bühnenwirkung. Abgesehen von dem durch die Sage gegebenen Schluß und dem zufälligen Erscheinen des Aegeus läßt sich gegen die Handlung nichts einwenden. Auf den Kindermord, seine unzureichende und — wie ich glaube — fehlerhafte Motivirung komme ich später zurück.

Verräth die Durchführung des Racheplans in der „Medea" die Hand des Meisters, so ruht der Hauptvorzug des „Othello" in der naturwahren Entwickelung der Eifersucht.

Man könnte schon in den Worten Brabantios:

„Gieb Acht, o Mohr! Beim Vater fing sie an,
Betrügen kann sie auch den Ehemann!"

Digitized by Google

den ersten Anlaß zu der verhängnißvollen Leidenschaft sehen, wenn nicht Othello die späterhin freilich wenig gerechtfertigte Antwort gäbe:

„Mein Leben setz' ich dreist auf ihre Treue!"

Desdemonas Verhalten in der Angelegenheit Cassios kommt ihm durchaus unverfänglich vor; ihre Parteinahme für den in Ungnade gefallenen Offizier und ihr Bestreben, den Sinn ihres Gemahls zu seinen Gunsten umzustimmen, erscheint ihm als natürliches Mitgefühl, als ein wohlbegründetes Interesse für den Mann, welcher während der Liebeswerbung der gemeinsame Freund Beider gewesen ist. Wie schön, wie bezeichnend für den Charakter Othellos ist der Zug, daß der Mohr in dem Betragen seiner Gemahlin so lange nichts Ungehöriges findet, bis Jago dasselbe zu verdächtigen anfängt. Erst als dieser die Entfernung Cassios mit den Worten:

„Ha, das gefällt mir nicht!"

begleitet, als er sich so angelegentlich nach der Stellung Cassios zu Desdemona vor Othellos Heirath erkundigt und scheinbar mit der Sprache nicht recht herauswill, da beginnt sich der Verdacht in dem Herzen des Mohren zu regen, aber er richtet sich zuerst nicht gegen Desdemona, sondern gegen Cassio. Wie meisterhaft sind die Schachzüge Jagos, um Othello immer unruhiger zu machen, wie unübertrefflich die Worte, mit welchen er ihn vor der Eifersucht warnt:

„Hütet euch vor Eifersucht,
Dem Ungeheuer mit den grünen Augen,
Das höhnend spielt mit seiner Lebenskost!"

Teuflischer, als durch diese anscheinend wohlgemeinte Mahnung, konnte Othello nicht auf den dornigen Pfad qualvoller Eifersucht hingedrängt werden. Zwar wehrt er sich noch gegen den Verdacht, daß Desdemona untreu sein könne; aber schon die Versicherung, daß weder das Lob, welches Andere seiner Frau spenden, ihn eifersüchtig mache, noch seine eigenen Mängel für ihn die Quelle der Furcht und des Argwohnes werden könnten, da ihn Desdemona mit sehenden Augen gewählt habe, beweist, daß sein felsenfestes Vertrauen bereits erschüttert ist. Und noch bestimmter tritt dies zu Tage, wenn er sagt:

„Nein, Jago, sehen muß ich, eh' ich zweifle,
Doch zweifl' ich, dann — Beweis! und hab' ich den,
Dann giebt es nur noch Eins, dann heißt es: fort
Auf einen Schlag mit Lieb' und Eifersucht."

Immer wirksamer unterminirt Jago das sichere Glück Othellos. Um ihn in die Seelenstimmung zu versetzen, welche seinen höllischen Plänen günstig ist und mißtrauisch in unverfänglichen Worten und Handlungen Beweise sieht, fordert er das Unmögliche von Othello, den Verkehr seiner Frau mit Cassio unbefangen, weder eifersüchtig, noch vertrauensblind zu beobachten. Er weiß recht gut, daß bei einem leidenschaftlichen, in seinem Vertrauen irre gewordenen, Gatten von dem Zweifel an der Treue bis zur Ueberzeugung von der Untreue nur ein kleiner Schritt ist. Mit abgefeimter Berechnung erwähnt er das Vergehen Desdemonas gegen ihren Vater, wobei der Mohr unwillkührlich an die Drohung des alten Senators erinnert werden muß. Zwar erwidert Othello auch jetzt, wie damals:

„Ich glaube fest an Desdemonas Treue!"

aber schon die nachfolgenden Worte zeigen, daß es nur eine leere Phrase ist, und der Auftrag, daß Jago und dessen Frau auf Desdemona ein wachsames Auge haben möchten, beweist, daß das Gift der Verleumdung zu wirken anfängt. Wie wahr ist das darauf folgende Grübeln Othellos, wie fein, daß er den Grund zu Desdemonas Untreue nun doch in seinen Mängeln vermuthet, wie herzergreifend, daß das Erscheinen seiner Gattin alle quälenden Schatten verscheucht und ihm die Worte entlockt:

„Wenn diese falsch ist, dann verhöhnt der Himmel
Sich selbst! — Ich glaub' es nicht!"

Aber es ist nur ein kurzes Aufflackern des erlöschenden Vertrauens, nur ein augenblickliches Gesundheitsgefühl kurz vor dem eintretenden Fieberparoxismus.

Nachdem von Jago auf diese Weise der Boden vortrefflich bearbeitet worden ist, bedarf es nur geringfügiger Umstände, um die schändliche Saat üppig emporzutreiben.

Digitized by Google

Die gräßlichste Qual hat sich fressend im Busen des Mohren eingenistet, und in mannigfacher Weise treten die Krankheitserscheinungen zu Tage: bald wünscht er, daß er nie etwas erfahren hätte, denn unwissend hätte er sich seines Glückes nach wie vor erfreuen können, während ihm jetzt der Gedanke, daß Anderen gleiche Wonnen zu Theil geworden, den Genuß verkümmern; bald richtet sich seine Wuth gegen Jago, den unmittelbaren Urheber seines verzweiflungsvollen Zustandes; endlich fordert er Beweise. Nun hat Jago sein Spiel fast gewonnen, denn er kann sicher sein, mit seinen kleinlichen Scheinbeweisen Glauben bei Othello zu finden; daß durch die sinnliche Schilderung von Cassios Traum die Eifersucht des Mohren noch mehr geschürt wird, mag lebensgetreu sein, ästhetisch schön ist es auf keinen Fall, und beweist diese Stelle, daß allzugroßer Realismus leicht in Geschmacklosigkeit ausartet. Fein dagegen ist der Zug mit dem Taschentuch. Die kleine Fahrlässigkeit Desdemonas wird für Othello zum Beweise ihrer Schuld, und mit vollem Recht hat Jago, der seinen Mann kennt gesagt:

„Luftig leichte Nichtigkeiten sind
Dem Eifersüchtigen beweisesstark,
Wie Bibelverse."

Bald hat auch die Othellos den höchsten Grad erreicht. Denn nach den Worten:

„Jago, schau her:
So blas' ich meine Liebe in den Wind —
Sie ist dahin!"

tritt keine Steigerung derselben mehr ein, und das Interesse wird jetzt ausschließlich durch die Art, wie sie sich äußert, gefesselt. In der Lösung dieser Aufgabe erweist sich Shakespeares Kunst bei weitem geringer, als in dem allmähligen Anschwellenlassen der Eifersucht. Daß der Mohr in Folge der unaufhörlichen Seelenkämpfe in Ohnmacht fällt, dagegen läßt sich vom ästhetischen Standpunkt aus wenig einwenden, vom psychologischen aber erscheint es immerhin gewagt, eine so kräftige und markige Natur bis zu diesem weibischen Grade physischer Schwäche aufgerieben darzustellen. Geradezu unbegreiflich jedoch ist es, daß Othello seine Frau öffentlich schlägt! Ein Feldherr, welcher lange Zeit hindurch in Folge seiner hervorragenden Stellung mit den vornehmsten und gebildetsten Geschlechtern eines gesitteten Staates verkehrt hat, muß — wenn er auch von Hause aus ein halber Barbar ist — doch immerhin so viel Schliff wegbekommen haben, daß er sich nicht in der Gegenwart Andrer bis zu einer so rohen Aeußerung seines Zorns vergißt. Weder seine Abstammung, noch die durch die fortwährende Seelenfolter hervorgerufene Gereiztheit, welche durch die kränkende Abberufung neue Nahrung erhält, motiviren in den Augen des Zuschauers die empörende Thätlichkeit; ebensowenig entschuldigen sie die in der darauffolgenden Unterredung mit Desdemona enthaltenen groben Ausdrücke. Mit derartigen Bezeichnungen mag wohl ein halbbetrunkener Schifferknecht eine Dirne belegen; in dem Munde eines Mannes aber den eine Desdemona liebt, sind sie selbst in der höchsten Aufwallung des Zorns unmöglich. Nur wirklich gemeine und rohe Naturen werden, wenn sie ihre Selbstbeherrschung verlassen hat, auch in Ausdrücken gemein und roh, und als eine solche Natur hat der Dichter seinen Helden weder schildern wollen, noch ihn sonst geschildert. Das Urtheil Anderer über ihn, seine eigenen Worte und namentlich der Monolog unmittelbar von der brutalen Erdrosselung Desdemonas beweisen dies zur Genüge. Wenn es auch wahr ist, daß eine heftige Leidenschaft das Wesen des Menschen völlig verkehrt, einen Sanftmüthigen jähzornig, einen Gerechten ungerecht, einen Vertrauensvollen mißtrauisch macht, so hat diese Veränderung doch schon im Leben ihre Schranken, noch mehr aber in der Kunst, und es ist zum Mindesten abstoßend, die Naturwahrheit so weit zu treiben, daß der Held an Rohheit der Ausdrücke mit einem Straßenkehrer, an Brutalität der Handlung mit einem Henkersknechte auf gleicher Stufe steht. Der jähe Wechsel zwischen Haß und Liebe im Herzen Othellos, die eigenthümliche Mischung beider Empfindungen sind völlig getreu, auch die Ermordung Desdemonas ist nur eine nothwendige Folge der aufgewühlten Leidenschaft; aber die Art, wie sich der Haß äußert, und die Weise, wie der Mord vollzogen wird, erregen gegründete ästhetische Bedenken und sagen unserem feineren Geschmacke nicht mehr zu.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die internationale Kunstausstellung in München.

XI.

–t. Wie sehr auch die Urtheile über irgend ein bestimmtes Kunstwerk von einiger Bedeutung im Allgemeinen auseinandergehen mögen, nirgends ist dieß in hohem so Grade der Fall, wie auf dem Gebiete der Plastik. Ein und dieselbe Gruppe oder Einzelfigur wird von den Einen in den Himmel erhoben, von den Anderen ganz und gar verworfen. Es fragt sich nun, wie sich eine so auffallende Meinungsverschiedenheit, die bei Werken der Malerei kaum denkbar ist, erklären lasse.

In unsern Tagen sind es hauptsächlich zwei einander entgegenstehende Forderungen, welche an ein Werk der Plastik gestellt zu werden pflegen. Die Einen stellen das antike Ideal als absoluten Maßstab auf; die Andern fordern ebenso entschiedenes Freimachen von der Antike und verlangen, die Bildhauerei habe den modernen Bedürfnissen zu genügen. Auf den grundsätzlichen Widerspruch dieser beiden entgegengesetzten Forderungen nun ist auch die eben erwähnte Differenz im Urtheil über plastische Werke zurückzuführen und erklärt sich aus ihm von selbst.

Jede der beiden Forderungen hat eine gewisse Berechtigung.

Die Anhänger des Idealismus im antiken Sinne des Worts machen mit Recht den Satz geltend, daß das antike Ideal in der That das Höchste sei, was die Plastik überhaupt zu erreichen vermöge. Aber sie vergessen, daß dieses Ideal zur Zeit keine Wahrheit mehr hat und nur in der Antike hatte. Die plastischen Gestalten eines Zeus, eines Appollon, einer Kythere u. s. w. waren für die alten Hellenen mehr, als eine blos künstlerische Wahrheit und Verkörperung einer ästhetischen Idee, sie waren für sie eine religiöse Wahrheit, ganz in derselben Weise wie für die Christen die plastischen Gestalten des Christus, der Maria und andrer Heiligen. Mit der idealen Form verband sich auch ein idealer Inhalt, der seine poetische Berechtigung hatte, und somit eine Wahrheit war. Das letztere Moment hat sich seit der christlichen Zeitrechnung wesentlich geändert. Das Christenthum war es, welche jenes Band löste. So blieb nur mehr die abstrakte Schönheit der Form als etwas Positives übrig. Für uns kommt bei Betrachtung einer Statue des Zeus nur mehr die Schönheit der äußeren Erscheinung in Betracht; der Hellene sah außer dieser noch die Verkörperung eines Gottes, an dessen Existenz und Realität er, im Allgemeinen wenigstens, glaubte. Wird nun diese abstrakte Schönheitsform des antiken Ideals auf moderne Motive übertragen, so muß sie nothwendig mit sich selbst in Widerspruch gerathen, und was unsere Künstler aus antiken Motiven in antikem Geiste schaffen, wird eben darum lediglich eine Reminiscenz sein.

Angesichts dieses Mangels an eigentlich originellen Ideen muß man also die Forderung einer modernen Behandlung der Plastik als eine berechtigte anerkennen, aber eine große Schwierigkeit liegt in der Frage, von welcher Art diese moderne Behandlung denn sein soll.

In den Zeiten der hellenischen Antike tritt uns der Geist der Plastik als der Alles durchdringende entgegen: wir möchten sagen, das ganze damalige Leben habe einen plastischen Charakter an sich getragen, und etwas von ihm findet sich nicht minder in den übrigen Kunstformen. Die christliche, d. h. die moderne Ideenwelt dagegen durchdringt, sie wesentlich von jener antiken scheidend, die malerische Schönheitsform. Daraus folgt, wie uns scheint, die Nothwendigkeit malerischer Behandlung der Plastik. Wir glauben nicht mißverstanden zu werden, wenn wir das Malerische in der fließenden Bewegung, in dem gerade durch seine Unregelmäßigkeit anmuthigen Schwung der Linien finden, während wir in dem Plastischen eine Verbindung der Unbeweglichkeit des Architektonischen mit dem leichten Fluße der malerischen Linie bis auf einen gewissen Punkt sehen. So waltete im egyptischen und assyrischen Alterthum das architektonische, im hellenischen das plastische Element vor, und soll in der Gegenwart das malerische Element vorwalten. Die antike Schönheitsform ist deshalb auch nur Solchen zugänglich, welche sich mehr oder weniger in antike Anschauungsweise hinein zu versetzen im Stande sind, und läßt alle Andern, wie wir stündlich sehen können, kalt. Sie muß also folgerichtig, so zu sagen erweicht und erwärmt, in

Digitized by Google

Fluß gebracht werden, um den aus dem modernen Bewußtsein entspringenden und ihm entsprechenden Ideen congruent zu werden.

Jedermann weiß, daß die eben von uns ausgesprochenen Grundsätze auch wirklich in der modernen Plastik vorwiegend zur Geltung gebracht werden, wobei es im Allgemeinen ziemlich gleichgültig sein mag, ob sich die Künstler derselben klar bewußt sind, oder, von den Ideen der Neuzeit getragen, einem unbewußten Drange nachgeben. Selbst jene Künstler, welche zumeist in der antiken Schönheitsform ihr Ideal erblicken, können sich den modernen Ideen nicht ganz verschließen und geben durch ihre der Antike sich mehr oder minder anschließenden Leistungen Anlaß zu einer Bemerkung über die tiefe Kluft zwischen beiden Zeiten: in der Antike herrscht entschieden das elegische Element vor; doch scheint jene alte Zeit in ihrer sonnigen Heiterkeit selbst das Elegische heiter empfunden zu haben. Unser Genuß aber an den Werken der antiken Zeit und noch vielmehr an den modernen Schöpfungen selbst heiterer Natur ist schließlich ein Ergebniß moderner Sentimentalität, die uns nun einmal im Blute steckt.

Merkwürdiger Weise hat die Plastik seit den Zeiten der Antike keine so großen Abschnitte ihrer Entwicklung und Gestaltung erlebt, wie die Architektur und die Malerei, am wenigsten in der Gegenwart. Während im Cornelius die Malerei in neue Bahnen lenkte, vermag die Plastik keinen Genius von seiner Bedeutung aufzuweisen, und wir sehen uns so zu dem Schlusse berechtigt, daß es für den Ruhm, seinem Zeitalter eine Richtung, der Kunst einen charakteristischen neuen Ausdruck zu geben, neben dem hervorragenden großen Talente doch noch einer gewaltigen Energie der Persönlichkeit und einer eminenten Vielseitigkeit des Geistes bedarf, Bedingungen, welche freilich gerade Cornelius in seltenem Grade besaß.

Man kann nun aber mit einer Richtung in der Theorie der Sache ganz einverstanden sein und doch Denen entgegentreten müssen, welche dasselbe Princip praktisch zur Verwendung bringen. In dieser Lage befinden auch wir uns, wenn wir gewisse Leistungen der modernen Plastik, welche in der internationalen Kunstausstellung den Ton angeben, ins Auge fassen. Wir haben ohne Rückhalt die gerechten Ansprüche anerkannt, welche in der Malerei die Farbe geltend macht, und in Vorstehendem selber der Plastik das Recht vindizirt, ein entschieden malerisches Element in sich aufzunehmen. Wenn wir aber dort wie hier mit aller Energie die Grenzen des Schicklichen einzuhalten mahnen, so glauben wir ein gutes Recht darauf zu haben. So lange die Welt steht, hat man sich Ehre und Geld und Auszeichnungen zu erwerben gesucht. Aber nur so gar marktschreierisch und unkünstlerisch sollte man es nicht treiben! So aus innerster Seele heraus ordinär und die schöne Gottesgabe mißbrauchend — !

Was uns da die HH. Calvi, Bottinelli, Barzaghi, Zocchi, Tandardini u. A. geliefert haben, sind keine Kunstwerke, sondern Kunststücke, und paßte besser in eine Industrieausstellung, in denen die Technik mit ihrer mechanischen Fertigkeit einen ehrenvollen Platz einnimmt. Neben diesem maßlosen Vorwiegen der Mache zeigt sich auch noch ein Haschen nach erkünstelter Naivetät, welche unter dem Scheine unschuldigster Einfachheit meist auf die raffinirteste Sinnlichkeit oder die bornirteste Naturwahrheit speculirt. In der Malerei haben es hierin die Franzosen, in der Plastik die Italiener am weitesten gebracht, ein Ruhm, der nicht sonderlich beneidenswerth scheint. Da nun die Italiener es sind, welche in der internationalen Kunstausstellung die Plastik vorwiegend vertreten, so läßt sich daraus entnehmen, welchen Charakter der plastische Theil der Ausstellung hauptsächlich trägt.

Es bleibt uns zur Begründung unseres allgemeinen Urtheils wohl nichts übrig, als einzelne Werke dieser Richtung näher ins Auge zu fassen. So ist „die in der Quelle sich spiegelnde Sylvia" von Barzaghi in Mailand (22) außer allem Zweifel das Affectirteste, was je aus Marmor gebildet wurde, und dabei in den Linien von auffälligster Unschönheit. An sie reihen sich ein Paar Arbeiten Bottinellis in Rom, seine „Pompejanische Toilette" (45) und seine „Jugendliche Bacchantin (61). Was die Erstere betrifft, so imponirt der Künstler den Laien freilich durch eine in der That staunenswerthe Behandlung des Marmors, der unter seinem Meißel seine natürliche Härte mit der Weichheit und Gestaltungsfähigkeit der Butter zu vertauschen scheint. Schmuckkästchen und Perlen, Spiegel und Armband sind so delicat gemacht, daß man darüber das Mädchen mit ihrem vertieften und leise angetonten Augenster-

Digitized by Google

nen ganz und gar vergißt. Seine „Bacchantin" hat der Künstler ganz polychromisch gehalten, und die Fleischpartieen, die Haare, ja selbst das Weinlaub in denselben entsprechend in Farbe gesetzt. Die Wirkung, welche er damit erzielte, ist denn auch eine schlagende: man glaubt einer Wachsbüste gegenüber zu stehen. Vielleicht gelingt es dem Künstler im Laufe der Zeit auch noch seine Marmorfiguren mit natürlichem Haar zu versehen und so den höchsten Triumph zu feiern. Die „Waise" Taglionis in Rom (42) weint steinerne Thränen, und daneben steht ein „Mädchen" von Baratta von dort (41) mit einem Lamm im Arm, das auffallender Weise dem mystischen Lamm der Nazarener wie ein Ei dem andern gleicht. So berühren sich Naturalismus und Conventionalismus in Einem Werke! Tandardini schickte uns ein „lesendes Mädchen (51) und eine Gruppe „Faust und Gretchen" (87). Jenes ist nicht ohne Grazie, aber man fühlt, daß es sich weniger hierum, als um die Wiedergabe jedes Bruches und jedes Fältchens im Stoffe, jeder Naht und jeden Nadelstiches handelt; sogar in welcher Weise der Brief in der Hand der Schönen gefaltet war, zeigt uns der Künstler. Aber mit Alledem hatte sich der Künstler noch lange nicht genug gethan; so schuf er denn seine Faust- und Gretchen-Gruppe, d. h. einen jungen Ritter und eine junge Dame in jenem Costüme, welches man auf der Bühne offiziell als das italienische zu bezeichnen pflegt. Der Ritter balancirt auf einem Schemel, und zieht die Dame an sich, um sie zu küssen. An den Tricots sieht man alle Maschen, der Brocat des Kollers zeigt sein Muster so klar und scharf, daß jeder Seidenweber in Lyon darnach weben könnte, auf die Täschchen des Paares ist fein säuberlich ein M und F gestickt, das Wehrgehänge des Ritters ist so überaus fein herausgeraspelt, die Fransen am Schemel baumeln so frei in der Luft, daß man sich im ersten Augenblick fragt, und im zweiten verwünscht, daß dieß Alles möglich war. Eine Arbeit ganz derselben Art ist Zochis in Florenz „Michel Angelo" (227), der als Knabe im geblümten Camisol über einem Marmorblock sitzt und mit Meißel und Hammer darauf herum arbeitet. Des nämlichen Künstlers „Glückliche Kinderträume" (228) wären, wenn Ammen und Kindsmägde die internationale Kunstausstellung zu besuchen pflegten, sicher das Ideal dieser Art von dienstbaren Geistern. Das Häubchen mit reichen Falbeln, die Spitzen des Bettchens, die Wickelbinden und der Korb, in dem das kleine Geschöpf liegt, das mit seinem Lächeln an die Worte Jean Pauls erinnert, das erste Lächeln unserer Kinder, das die Eltern so glücklich mache, pflege eine Wirkung der Magensäure zu sein, wer könnte die Schönheiten alle besser beurtheilen?

Peluzzis „Najade" (348) mit dem langen Ringelschwanz, die mit einem mäßig großen Fisch, den sie bereits im Netz gefangen hält, zu raufen scheint, wendet dafür entschieden zu viel Kräfte auf. Ihre Erscheinung wird dadurch noch unangenehmer, daß der Künstler das Netz mit einer solchen Virtuosität behandelte, daß man statt Marmor weiß angetünchte Bindfäden zu sehen glaubt. Man möchte sagen, Peluzzi (in Como) habe die Marmorfiligran-Arbeit erfunden, was indeß für die Welt kein sonderlicher Gewinn ist. Spertini stellte eine neue Species von einer „italienischen Braut" auf (229). Eine solche sitzt im Hemd, das natürlich einen Theil des Busens sehen läßt, an einem runden einbeinigen Tischchen und schreibt mit schwarzer Bleifeder ihrem Liebhaber einen ebenso überschwänglichen als langen Brief, den jeder Besucher der Kunstausstellung lesen mag, wenn er sich vom nächsten Aufseher den Stuhl erbitten will, denn die Dame sitzt etwas hoch oben. Daß das Hemd an den Säumen nicht minder gestickt ist, als das Taschentuch an seinen Kanten, das sie neben den Brief gelegt hat, versteht sich von selbst. Letzteres zeigt auch, um Verwechslungen zu vermeiden, die verschlungenen Anfangsbuchstaben des Tauf- und Familiennamens unserer Schönen. Ecco la sposa italiana!

Hinter dem Künstlernamen Marcello verbirgt sich niemand geringerer, als eine Fürstin Colonna. Ihre Büsten der „Bianca Capello" und „Gorgo" (331 u. 331) müßten wir zu den recht hübschen Kunststücken rechnen, welche sich erzielen lassen, wenn man dem Erz je nach der Natur der verschiedenen Gegenstände der Darstellung verschiedene Töne gibt, und so z. B. glänzend vergoldeten Schmuck von olivenfarbigem Teint abhebt.

Marcellin brachte eine „den Amor säugende Cypris" (83). Es gibt Leute, die Alles nur auf Umwegen thun, und das Einfachste umständlich. Zu ihnen scheint

Digitized by Google

auch die Venus des Hrn. Marcellin zu gehören. Statt ihren kleinen Jungen wie andere Mütter an die Brust zu legen, läßt sie den armen Burschen, der sammt den Flügeln nur bis gegen ihre Kniee heraufkömmt, sich kläglich abzappeln, und weiß sich und ihm nicht besser zu helfen, als indem sie aus ihrer ehernen Brust einen ehernen Tropfen Milch preßt, den der Bursche drunten auffangen mag. Nur um jeden Preis neu und pikant!

Eine englische Dame, J. Cholmeley in Rom, konnte es sich nicht versagen, die Heldin von Gaeta in einer Weise zu behandeln, welche in ihr eher eine Tochter des Cheops vermuthen läßt, als eine Wittelsbacherin (132), und hat andererseits den „Abbate Lizst" (275) bis auf die drei Warzen in seinem Gesicht „nach dem Leben gearbeitet." Wie viel Ergebniß freier künstlerischer Thätigkeit, wie viel cachirte Arbeit und wie viel endlich wirkliche Natur an der „Mutter mit dem Kind" von Ramensky in Florenz ist (116), darüber konnten wir uns nicht klar werden, wenn wir auch für die Aechtheit des Bändchens am Hemde seines Kindes, sowie dafür eintreten, daß das Locomotiv ein mit weißer Farbe angestrichenes Nürnberger Kinderspielzeug aus Blech ist, so sind wir beim Rocke der Mutter doch unserer Sache nicht so ganz gewiß. Das Höchste in Technik und Geschmacklosigkeit zugleich leistete Calvi in Mailand mit seinem „Othello" (233). Man mag es ihm verzeihen, daß ihm der Maure als Mohr gilt, aber nicht, daß er ein Gespenst geschaffen. Denn geradezu gespenstig ist der Eindruck des ehernen Antlitzes im weißen Burnus, das mit seinen funkelnden Augen das Battisttuch zu durchbohren scheint. Calvi begnügte sich nicht damit, um das Duftige des feinen Tuches nachzuahmen, einen fast durchsichtigen Marmor zu wählen, während er für den Burnus einen grobkörnigeren wählte; er trieb die Effecthascherei so weit, daß er in der vertieften Pupille des Auges eine blank polirte Stelle vortreten ließ, um so dem Blicke etwas Stechendes zu verleihen. Leider hat ein Landsmann Petrich in Rom in seinem „Mephisto" (269) diese Geschmacklosigkeit noch überboten, ohne Calvis Talent zu besitzen, und so eine Fratze geschaffen.

In Magni, in Mailand, müssen sich zwei ganz innerlichst verschiedene Naturen vereinigen: sein „Bauernmädchen aus Cioccia" (231) das in eine ächte Nähnadel einen Drahtfaden einfädelt, ist so überaus geschmacklos, daß man kaum glauben kann, der „Sokrates" (366) sei ein Werk des nemlichen Künstlers. Wir sehen den Philosophen während der Vorstellung (?) der „Wolken" des Aristophanes, der ihm in dem genannten Stücke so übel mitspielt. Aber obwohl das Stichblatt aller beißenden Witze kann er, wie das leise Lächeln um seine Lippen zeigt, doch nicht umhin, sie trefflich zu finden. In der ganzen Gestalt spricht sich der wahre Adel der Seele aus, und was uns neben dem Ausdruck des Kopfes und der ruhigen und doch selbstbewußten Haltung des Mannes so wohlthuend anmuthet, das ist die Einfachheit und Breite der Draperie und die edle Behandlung des Marmors.

Unter den Deutschen hat keiner „das Malen in der Plastik" so weit getrieben als Wagmüller in München, dessen höchst bedeutendes Talent wir gerne anerkennen, dem wir aber abrathen möchten, es in Arbeiten, wie seine „Krankenpflege" (320) zu mißbrauchen. Gyps verträgt eine derartige übertriebene Technik noch eher als Marmor, wie man sich an mehreren seiner Büsten überzeugen kann. Dagegen ist selbst ein Bernini noch einfach und strenge. Auch vertieften die Alten die Pupillen nie in so starker Weise, wie Wagmüller es überall thut (40, 50, 58) es müßte nur zum Einsetzen von Glas oder Edelsteinen geschehen sein. Viel mehr hat Wagmüller in seiner „Schmetterlingsfängerin" (55) geleistet, wobei ihm das Genrehafte wohl zu statten kam. Wenn wir den Künstler richtig beurtheilen, ist allerdings das Genre dasjenige Gebiet der Plastik, in welchem er das Bedeutendste zu leisten berufen ist.

Clara Ziegler.

Eine Studie von Dr. E. P.

(Schluß.)

„Ha, daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren! — Aber

Digitized by Google

wie ich sage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müssen: darauf bin ich eben so stolz und stolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen lassen. Denn aus jenem erkenn ich mehr als aus diesem, daß ich wirklich ein großer Maler bin, daß es aber meine Hand nur nicht immer ist." — „Aber meinen Sie, daß Raphael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden?"

Ist je über das Verhältniß von dem Handwerk der Kunst zu dieser selbst erschöpfender, klarer gesprochen worden, als von Lessing?

Sagt der nachgeschickte Satz Contis über Raphael, daß das künstlerisch Treibende allein seinen Sitz in der Seele haben, so sagen die vorhergehenden Sätze ebenso ausführlich als unzweideutig, daß dasselbe allein durch die Geschicklichkeit der Hand, durch die Virtuosität des Handwerks zur Anschauung gelange, und daß der Künstler, habe er sich auch noch so viel von der äußeren Mache angeeignet, doch nie den Seufzer unterdrücken könne, noch immer nicht geschickt, virtuos genug zu sein.

Und wie Lessing haben denn auch Goethe und Schiller nie den Begriff Virtuosität mit einem schmähenden Beigeschmack gebraucht. Schiller ist in seinen Briefen darüber glücklich, daß er sich in der Virtuosität, ein Stück zu machen, immer fester setze. Goethe sagt: „Es ist mehr Positives, das heißt Lehrbares in der Kunst, als man gewöhnlich glaubt, und der mechanischen Vortheile, wodurch man die geistigsten Effecte — versteht sich immer mit Geist — hervorbringen kann, sind sehr viele."

Wo heute in der Schauspielkunst mit wegwerfender Miene von Virtuosität gesprochen wird, finde ich im Gegentheil fast immer noch nicht genug Virtuosität, oder wenigstens eine Einseitigkeit derselben. Diese Einseitigkeit der Virtuosität erzeugt eine Ungleichheit der Darstellung, auffallender als da, wo gar keine Virtuosität bemerkbar, wo Alles gleich schlecht gemacht wird.

Soll diese consequente Ungeschicklichkeit aber vor jener Unvollkommenheit den Vorzug haben? Das hieße den Burschen über den tüchtigen Gesellen setzen, weil dieser noch kein Meister. Das Wort Virtuose gilt denn auch keinem Andren so oft in stichelnder höhnender Weise, als jenem Schauspieler, der an allgemeiner Bildung zwar oft überreich, in seiner Kunst aber weder zu gehn, noch zu stehn, noch einen einzigen Satz richtig zu sprechen vermag. Die Collegen, welche allerorts in seinem Vaterland dasselbe Glück machen, sind ihm nichts als eitle Virtuosen. Ich kannte schriftstellernde Schauspieler, gute Griechen und Lateiner, Verächter Devrients, Dawisons, der Seebach und Janauschek, und wahrscheinlich auch unsrer Ziegler, die es fertig brachten, in einer Silbe vier, sage vier falsche Betonungen anzubringen. Durch ihre allgemeine Bildung hatten sie sich aber doch bei Publikum und Kritik eine gewisse Achtung auch als Künstler erworben. Solche Leute verstehen den Sinn des Satzes natürlich vollkommen, aber ihre Hör- und Sprechvirtuosität ist so gering, daß sie die Fehler weder bemerken, noch zu vermeiden im Stande sind. Sie machen historische Studien für Episoden, und doch gleichen sich alle ihre Rollen darin auf ein Haar, daß der Zuschauer glaubt, irgend ein Handlanger der Natur habe diese Menschen gemacht und sie wären ihm nicht gerathen. Was thu ich mit dem gebildetsten Soldaten, wenn er die Griffe seines Gewehres nicht einmal kann?!

Besaß einer unsrer gefeiertsten Schauspieler die Fähigkeit im schnellsten Tempo immer noch einen Wechsel, eine Steigerung desselben eintreten zu lassen, ohne dadurch der Deutlichkeit, der Verständlichkeit Abbruch zu thun, so zeigte er sich dadurch jedenfalls in der Rede als großer Virtuose. Daß er aber mit diesem beneidenswerthen Vorzuge nicht eine dem Wohllaute nur einigermaßen genügende Aussprache der Vocale und einiger Consonanten zu verbinden vermochte, daß es ihm während des glänzenden Flußes seiner Rede nie gelang die Herrschaft über seinen Körper, über Gang und Haltung zu behaupten, daß diese fast nun da zu sein scheinen, um der physischen Kraft der Rede Nachdruck zu geben, verrieth eben so sicher wieder einen großen Mangel an Virtuosität. Bezauberte eine unserer edelsten Darstellerinnen durch Klarheit, Wohllaut, Innigkeit des Vortrags, so lange sich die Rolle in den mittleren Regionen des Empfindens bewegte, verlor die sichere Herrschaft über ihren Ton aber von dem Augenblick, wo die Wogen des Gefühls, der Leidenschaft höher zu steigen begannen,

Digitized by Google

so kann ich eben auch darin wieder zunächst nichts weiter als mangelhafte Virtuosität im Vortrag der leidenschaftlichen Rede erkennen. Gerade in diesem Fall ließ sich alles Mangelhafte auf eine unvollkommene Technik des Athmens zurückführen. Die Schwere und Hast des Athmens rief physische Erhitzung hervor — den Zustand, der alle feineren Uebergänge der Empfindungen verwischt. Wo bei dieser trefflichen Schauspielerin die Herrschaft über die Rede aufhörte, scheint sie bei Fräulein Ziegler erst recht zu beginnen. In der Leidenschaft versteht sie den Ton nicht nur musterhaft zu halten, sondern auch unnachahmlich schön zu tragen, und den dritten Hebel zu einer keiner Steigerung versagenden Beredtsamkeit, eine unvergleichliche Athemführung, zu kaum geahnten Wirkungen zu verwerthen. Tonhalten, Tontragen und Athmung hielten aber Ludwig Schröder, unser größter Schauspieler, und Ludwig Tieck, unser größter Dramaturg und Vorleser, für das Bedeutsamste in der Redekunst.

Die Kunst des Tonhaltens besteht darin, die Betonung der wichtigeren Silben nur durch eine Abwechslung von Forte und Piano, ohne gleichzeitiges Steigen und Sinken der Stimme eintreten zu lassen. Es ist unglaublich, wie oft im Vortrag gegen dieses Fundamentalgesetz verstoßen wird. Manche Redner schwingen sich schon zu einem mäßig betonten Hauptwort von seinem vorhergehenden Artikel um 3—4 Töne hinauf, um dann natürlich bei den nebentonigen oder tonlosen Silben desselben Worts wieder um ebenso viel Töne hinunterzufallen. Das Steigen und Sinken behält sich die Rede für die Satzverhältnisse, für den Wechsel der Affecte vor, nicht aber für die Silben, wie es im Gesange geschieht.

Beim Tontragen der Rede, das sich auf die einzelnen Silben, nicht auf ihr Verhältniß untereinander bezieht, muß ganz das entgegengesetzte Verfahren als im Gesange beobachtet werden. Während es hier darauf ankommt, so schnell als möglich von dem Consonanten zum Vocale zu gelangen, und diesen nun in gerader Linie ohne die geringste Abweichung erklingen zu lassen, gilt es dort, die Tonschwebung auf Consonant und Vocal zu vertheilen, diesen selbst aber ein ganz bemerkliches hinauf oder hinabzuziehen.

Tonhalten und Tontragen können aber erst dann zu ihrer vollen Entfaltung gelangen, wenn sie von einer richtigen Athmung begleitet sind. Nehme ich nicht rechtzeitig Athem, so mag ich mich sträuben, wie ich will, die Stimme muß von ihrer richtigen Tonhöhe herunter, ich vermag sie nicht darauf zu halten. Aber ich kann den richtigen Athem genommen haben, ohne deshalb in der richtigen Weise; in der richtigen Weise — und doch nicht richtig. An der richtigen Stelle zu athmen, lernt sich am leichtesten; in der richtigen Weise, das heißt, nicht nur mit dem oberen Theil der Lungen, sondern, bei gewichtigten Stellen, voll, was ein Heben der unteren Rippen bewirkt, ist auch nicht allzuschwer. Das Wesentlichste aber, — diesen Athem für wuchtig leidenschaftliche Stellen vollkommen ruhig zu nehmen — lernt sich schwer. Ohne diesen ruhigen Athem mit darauf folgendem ruhigem neuen Einsatz ist keine Stimme ihrer höchsten Kraftentwickelung fähig. Den ruhigen Athem gewinne ich aber allein dadurch, daß ich den Athem für den auszusprechenden Satz noch unmittelbar an den eben gesprochnen Satz anschließe. Es soll also nicht gesprochen werden: „Wer mit mir geht, — (Athem) der sei bereit zu sterben!“ sondern: „Wer mit mir geht, (Athem) — der sei bereit zu sterben! Dieses Athmen unmittelbar nach dem gesprochnen Satz bietet auch noch den Vortheil, daß wenn der Athemzug ja etwas zu laut ausfallen sollte, er von dem austönenden Schall des letzten Wortes verschlungen werden würde.

Im Vortrage des Parzenliedes schmiegten sich bei Fräulein Ziegler die äußeren Mittel im weichsten Fluße, jeder Sprödigkeit entsagend, dem leisesten Hauche ihrer Seele an. Feinste Schattirung der Betonung bei durchgehend schwachem Grundton, feinste Steigung und Senkung innerhalb weniger Töne, abwechselnde Bewegung trotz festgehaltenem gedehntem Tempo der Klage, unhörbarer Athem, und endlich reichste Farbenmischung bei Grau in Grau! Dieses höchste Können mit spielender Leichtigkeit ausgeführt, ausgeführt in der schwierigsten Stellung — bei einem zur Bildsäule erstarrten Körper.

Die Deborah war am reichsten an total vergriffenen Stellen. So machte die Schauspielerin z. B. im Monolog der achten Scene des ersten Akts, als plötzlich nach

Digitized by Google

der Frage „und kein bekanntes Antlitz?“ der Mond erscheint, eine auffallend lange Pause und fuhr dann in langsam gemessenem Ton fort: „Sei mir gegrüßt,“ Gewiß darf hier nicht längerer Halt, als zu einem laut aufjauchzenden Athemzug nöthig, stattfinden, und muß die Rede dann schnell fortfahren. In der elften Scene des dritten Aktes erwidert Deborah auf die versuchte Rechtfertigung Josephs tiefempört: „Das wußtest, littest Du?“ Wenn auch beide Worte gedehnt gesprochen werden müssen, so verlangt doch das zweite eine verstärkte Betonung, und die Zungenspitze muß sich bei dem „tt“ kaum von dem Gaumen loszureißen vermögen. Fräulein Ziegler sprach beide Worte ganz in demselben Tone. Noch unbegreiflicher war mir die vollständig gleiche Betonung, welche die Künstlerin den drei „Amen“ am Schlusse des langen Fluchs in derselben Scene gab. Sie brach dadurch den effectvollen Worten, in denen ich überhaupt das sonst so vielfach bewunderte Crescendo und Decrescendo, die durchsichtige Satzgliederung vermißte, vollends die Spitze ab.

Aber wie oft sind viel auffallendere Stöße gegen die Betonung, gegen die Auffassung bei Künstlern, die sich auf der Höhe ihres Wirkens befanden, ungerügt geblieben. Nie werde ich vergessen, daß ein gefeierter Schauspieler bei seiner ersten Darstellung des Tell in den berühmten Worten: „mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich Euch!“ den Hauptaccent auf „durchschoß“ legte und am anderen Tage dieses „tödtlichen“ Accents in keinem Blatte Erwähnung geschah. Ein nicht weniger berühmter Schauspieler las in einer Gesellschaft bei sich den „Gott und die Bajadere“ vor. Die Tiefe seiner Auffassung, die Wahrheit seines Tones wurden immer ganz besonders gerühmt. Die Worte auf den Gruß des Gottes: „Dank der Ehre! Wart ich komme gleich hinaus!“ waren im Ausdruck ganz von den Studien erborgt, die der Künstler einst in gewissen berüchtigten Straßen Hamburgs gemacht haben mochte. Als ein anwesender berühmter Schriftsteller darauf seinen unerschütterlich feststehenden Glauben an den uneingeschränktem Realismus des Künstlers aussprach, rechtfertigte dieser sich noch durch Hinweis auf die Hamburger Vorbilder. Die Replik eines mißduftenden Realismus blieb nun natürlich nicht aus.

Ist die Kritik bei jungen Künstlern im Tadel kleinerer Fehler herber, als anerkennend im Lobe größerer Vorzüge, so ist das zum mindesten unliebenswürdig. Befolgt dieselbe Kritik bei vollständig entwickelten Künstlern das umgekehrte Verfahren, so fügt sie zur Unliebenswürdigkeit eine offenbare Ungerechtigkeit. Am traurigsten ist es aber, wenn sie absolut Richtiges und Schönes, dem davon entzückten Publikum als raffinirte Taschenspielerei zu verdächtigen versucht. So ist es z. B. Fräulein Ziegler mit einer ebenso richtig empfundenen, als schön ausgeführten Stelle der Medea ergangen. In den süßen Worten, mit denen sich Medea im dritten Akte noch einmal den Gatten zurückzuschmeicheln versucht, soll sie sich, wie Einige behaupten, der verwerflichsten Tonspielerei schuldig gemacht haben. Ich sah, wie die Künstlerin mit diesen Worten nicht nur der ganzen lauschenden Menge, sondern sogar dem Darsteller des Jason selbst das Herz aus der Brust zu schmeicheln schien. Unter dieser lauschenden Menge befanden sich Maler, Bildhauer, Dichter, die nicht nur in Dresden, die in ganz Deutschland als feinfühlende, nicht leicht zu bestechende Aesthetiker bekannt sind. Was beweist bei dieser Stelle der Tadel der Tonmalerei? Er beweist, daß derjenige, der ihn macht, keinen Begriff von den Gestaltungen hat, welche die verschiedenen Empfindungen, unabhängig von dem logischen Accente, der menschlichen Stimme verleihen.

Im Ton der Schmeichelei ist eben das Charakteristische, daß hier ausnahmsweise ein singendes Hin und Herwiegen der Töne stattfindet, daß diese in spielender Weise oft in einer Silbe zwischen Brust und Kopfton hin und herschwanken. Im höchsten Hohn, in der Ironie, im freundlichen Zureden von Kindern findet ein ähnliches Spielen mit den Tönen statt; im scherzenden Gespräch mit Thieren steigert es sich bis zur Carricatur.

Von den Tadlern der Zieglerschen Plastik, von denen, die sich geringschätzend über ein zu absichtsvolles Mantelspiel bei dieser oder jener Stelle ausgelassen, setze ich voraus, daß sie, wenn Fräulein Ziegler nicht spielt, im Theater stets mit nach der Bühne zugewendetem Rücken zu sitzen pflegen.

Wer sich von dem heutigen Realismus vollständig befriedigt fühlt, oder wem

Digitized by Google

derselbe noch nicht fest genug gewurzelt erscheint, der darf sich vielleicht mit anscheinendem Recht gegen eine Erscheinung wie die Clara Zieglers ablehnend verhalten, dem kann sie, als verfrüht, als gefährliches Vorbild für unselbstständige Nachahmer erscheinen. Wer dagegen den augenblicklich herrschenden Realismus nur deshalb mit Wohlgefallen betrachtet, weil er sich rücksichtslos von einem süßlichen, inhaltslosen Idealismus losgesagt, und damit den Boden für eine gesundere Schauspielkunst geebnet hat, der darf gewiß mit größerem Recht der Hoffnung Raum geben, daß Fräulein Ziegler, thun Publikum, Kritik, Bühnenleiter und Collegen ihre Pflicht, die Künstlerin sein werde, der es einmal wieder gelingt, die Kluft zwischen Realismus und Idealismus zu überbrücken und in einem versöhnenden Gleichgewicht beider den höchsten Ausdruck der Kunst zu verkörpern.

Eine Bürgschaft für die Erfüllung so hoher Erwartungen gewährt Frln. Ziegler der deutschen Nation durch die Herrlichkeit des Gefäßes, in welchem sie derselben ihre Gaben überreicht. Wir meinen die Sprache, in welcher sie zu uns spricht. Wem hörten wir dieselbe wohl schon so schön und zugleich so absichtslos von den Lippen fließen? Die Sprachschönheit erscheint um so bewunderungswürdiger, da sich die Künstlerin im gewöhnlichen Leben ihres häuslichen bayrischen Dialects bedienen soll. Mit Ausnahme einer zuweilen stattfindenden leisen Unterschiebung des scharfen „f" statt eines weichen, und der vielleicht mitunter noch zu geringen Unterscheidung von „d" und „t" werden gewiß dem schärfsten Ohr keine sich wiederholenden Schwankungen und Unrichtigkeiten der Aussprache aufgefallen sein.

Daß die Kritik im Allgemeinen auf diesen einzigen Vorzug der Künstlerin keinen größeren Nachdruck gelegt, scheint uns ganz natürlich. Die bedeutenden Erscheinungen auf dem Gebiete der tragischen Schauspielkunst während der letzten zwanzig Jahre sprachen fast ohne Ausnahme ein sehr schlechtes, verstümmeltes Deutsch. Ein jüdisch slavischer Jargon wurde von uns ohne Widerrede acceptirt. Auffassung, geniale Blitze, lebendiger, sprühender Vortrag, charakteristische Schärfe ließen uns gegen mangelnden Wohllaut und richtige Aussprache unendlich nachsichtig sein. Und diese Toleranz hatte ihre volle Berechtigung. Die theatralische Schauspielerei hatte eine so schlüpfrige Weichlichkeit, eine solche Monotonie der Darstellung, ganz den das Repertoir beherrschenden, wäßrigen Versstücken analog, erzeugt, daß man wohl begreift, wie Publikum und Kritik freudig aufathmeten, als derselben durch jene fremden Elemente wieder Temperament und frisches Blut zugeführt wurden. Jetzt aber, wo es den tragischen Schauspielern nicht mehr an Temperament fehlt, wo dasselbe durch die im Volke wieder nachgerufene politische Regsamkeit mächtig geschürt wird, wo im leichten Genre ein ganz natürlicher Ton bereits Wurzel gefaßt, jetzt ist es auch wiederum Zeit, unsere Ansprüche an Richtigkeit und Schönheit der Sprachelemente zu steigern, und wo uns dieselbe in so hohem Grade, wie bei Fräulein Ziegler, entgegentritt, mit freudigem Zuruf zu begrüßen.

Vom Büchertisch.

* Es ist nicht uninteressant, zu beobachten, wie dieselben Strömungen durch unsere Kunst und Literatur gehen — scheinbar ohne nachweisbaren Zusammenhang — in Wahrheit aber gerade den Zusammenhang beweisend. Das Gepräge und die Tendenz aller heutigen Kunst und Literatur, soweit sie vorwärts strebt, ist die Passion des Colorits, die fesselloseste Darstellung der Leidenschaft und der brennendsten sinnebestrickendsten Magie der Farbe — beides bis zum Uebermaß. Vom Farbenzauber der Tonmalerei eines Wagner mag unser Musikreferent reden, von Lenbachs, Makarts ꝛc. Farbenphantasieen ist wiederholt die Rede gewesen. Und wie der jüngere Nachwuchs der Maler fast sämmtlich zu dieser Fahne schwört, so tritt uns auch im Gebiet der Belletristik dieselbe „Verschwörung" entgegen, vor Allem der Farbe zu ihrem Recht zu verhelfen. Wir könnten eine ganze Reihe von Namen nennen und nicht der schlechtesten, welche, wie auf eine gegebene Parole, einmüthig diesem Ziel zustreben und deshalb eine gewisse Verwandtschaft unter einander zeigen. — So erscheinen die Ha-

Digitized by Google

merling, Sacher Masoch, Nemmersdorf, Vacano, Hopfen ꝛc. als eine große zusammengehörige Gruppe, die man die österreichische Schule nennen könnte, wenn solche Bezeichnungen nicht immer etwas doctrinäres hätten. Auch ist die Gruppe keineswegs local abgegrenzt. Eine der neuesten Acquisitionen hat diese „Schule" in einem frischen Talent gewonnen, nämlich in Max v. Schlägel, der zwei Bücher erscheinen ließ: „Tolle Liebe", zwölf Novellen (Berlin, Brigl), und „Die Bachantin" (Berlin, Lesser). Ueber den Novellenstrauß können wir kürzer hinweggehen; es sind meist keck hingeworfene Skizzen, kleine Tabletten von glühender Leidenschaft und spielender Combination von Thatsachen, wobei die Frage nach der Wahrscheinlichkeit nicht immer streng gestellt werden darf. Am meisten überraschend in der Erfindung, aber auch am gewagtesten sind „das Abenteuer in Egypten", „Chimäre", und „der Cancantänzer". Bei Weitem gelungener, ein kleines Meisterstück in seiner Art dagegen ist die „Bachantin", die Geschichte einer Tänzerin in Rußland — oder vielmehr die Geschichte zweier Tänzerinnen, von denen die eine zu Grunde geht, die andere aber ihre Rache übernimmt und mit Hilfe eines Deutschen durchführt. Die Gestalten dieser russischen reichen Roués, die phantastische Scenerie der Winterfeste auf der Newa, die Charakteristik der Heldin: — in Allem zeigt sich die Hand eines Poeten, der das Leben kennt, die Wirkung seiner Scenen zu berechnen weiß und über einen Farbenreichthum der Palette sowie über eine geistreiche Zeichnung verfügt, wie nicht gerade häufig zu finden ist. In einem Punct vielleicht hat er zu schwere Hebel angesetzt. Diese Tänzerin ist von einer Tiefe der Lebensphilosophie, ein weiblicher Schopenhauer gleichsam, so daß man nicht begreift, wie eine so bedeutende Natur in einer solchen Sphäre aushalten kann. — Unmöglich ist das Problem nicht, aber gelöst ist es auch nicht ganz. Es bleibt an diesem Frauenschicksal etwas dunkles, incommensurables. Sehr begierig sind wir auf die weiteren Leistungen dieses entschiedenen Talents. Es wäre schade, wenn er dies Genre der erhitzenden Sensationsnovelle sich völlig über den Kopf wachsen ließ. — Seit die politischen satyrischen Blätter jede Woche den aufgelaufenen großen und kleinen Stoff menschlicher Thorheit absolviren, ist das Genre der Fabel aus der Belletristik fast verschwunden. Dennoch taucht hin und wieder noch ein Büchlein dieser Art auf, wie z. B. „die Spaziergänge im Fabelkleide"; Gedichte und Fabeln für die kleine Welt der großen Kinder (Hamburg, Eugen Richter). Der anonyme Verfasser zeigt in diesen derben und kurzen Geschichten viel gesunden Humor und treffenden Sarkasmus. Auch hat er den Styl der Lessing, Pfeffel, Gellert und Lichtwer nicht ohne Geschick nachzubilden verstanden. — In den letzten Jahren hat sich die Aufmerksamkeit der Literatoren wiederholt auf die deutsche Dichterin des zehnten Jahrhunderts — auf Hroßwitha von Gandersheim — gerichtet, und ihr Leben wie ihre Werke wieder in helles Licht zu setzen versucht. Ihr Wagniß, den Terenz durch eigene Komödien zu verdrängen und die antiken Mythen durch christliche Dramen zu ersetzen (es existiren sechs Stücke: Gallicanus, Dulcitius, Callimachus, Abraham, Papnutius und Sapientia) hat von je die widersprechendste Beurtheilung gefunden, auf der einen Seite Bewunderung, auf der andern Unterschätzung. — Neuerdings hat R. Köpke in seinem Buch „Die älteste deutsche Dichterin" (Berlin, Mittler) die Ergebnisse der neuesten Forschungen zu einem culturgeschichtlichen Bilde des zehnten Jahrhunderts zusammengestellt. Sehr treffend vergleicht er ihre Dramen mit den ältesten Gemälden italienischer und deutscher Schule, deren incorrecte Zeichnung und trockener Styl auch nicht nach heutigem Maßstabe beurtheilt werden dürfe, und stellt zum Schluß die Frage auf, ob es zu viel wäre, Roswit eine erste Schöpferin des modernen Dramas zu nennen. Jedenfalls verdient sie gegen die neueren Angriffe einer skeptischen Kritik, die ihre Existenz bezweifelte und ihre angeblichen Werke nur für eine Mystification des Konrad Celtes erklärte, in Schutz genommen zu werden. Köpke sagt, daß der Pfad der Nonne von Gandersheim auf immer verloren sei, und daß sie keine Nachfolgerin gehabt habe. Vielleicht hat erst die Gegenwart eine Dichterin zu nennen, die, vom Beispiel Roswithas begeistert, von Neuem versucht hat, die Gestalten der christlichen Legende für die Bühne lebendig zu machen. Es ist Emilie v. Ringseis. Leider ist das neunzehnte Jahrhundert nicht das zehnte, und in dreißig Generationen wechseln die menschlichen Ueberzeugungen, Kunststylarten und religiösen Anschauungen wenigstens in etwas. — Schließlich möchten wir auf die zweite

Digitized by Google

Auflage des „Deutschen Kinderbuchs" von H. Simrock aufmerksam machen (Frankfurt, Winter). Diese Sammlung von altherkömmlichen Reimen, Liedern, Erzählungen, Uebungen, Räthseln und Scherzen für Kinder ist die vollständigste, welche überhaupt vorhanden ist. — Abgesehen vom Nachtrag beträgt die Anzahl der einzelnen, aus allen Dialekten Deutschlands gesammelten Stücke über zwölfhundert, und sind dieselben eine wahre Fundgrube des deutschen Kinderhumors — wie ein Freund aus der Schweiz sagt — ein „Compendium der Kinderweltgeschichte." Von allen deutschen Stämmen scheint uns neben den Plattdeutschen und Schweizern der süddeutsche am kürzesten weggekommen zu sein; wenigstens haben wir manches Kinderlied aus Bayern nicht im Buch gefunden. Die sonstige Vollständigkeit mag man ermessen, wenn wir anführen, daß außer Ammen- und Schooßliedern, Kindergebeten und Kinderpredigten, auch die Kinderspiele und Jahreslieder aufgenommen worden sind, ebenso wie Gedächtniß- und Sprachübungen, sowie eine große Anzahl Räthsel. — Das hübsche Buch sollte in keiner Kinderstube fehlen, und wenn wir auch nicht glauben, daß die Pflegerinnen der kleinen Jugend ein Buch zu Hilfe nehmen, um den eigenen Schatz ihres Gedächtnisses zu ergänzen, so greifen die Kleinen wohl selbst darnach, sobald sie lesen können. In letzter Beziehung existiren hübsche Auszüge mit Illustrationen, wie das bekannte Bilderbuch von G. Scherer, welches hier nebenbei zur Empfehlung erwähnt sein mag.

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

** Unter den Stücken, welche bereits vor Jahren an andern Bühnen Succeß hatten, und welche die Münchener Hofbühne jetzt gleichsam nachträglich geben mußte, stand obenan „Drahomira", Trauerspiel von Joseph Weilen, welches vorigen Mittwoch am 29. Sept. in Scene ging. Weilens Name hatte seit seinen Stücken „Tristan" und „Edda" einen guten Klang, (obgleich hier noch nie etwas von ihm gegeben worden) und der großartige Wurf seines Stückes, welches die großen culturhistorischen Gegensätze Heidenthum und Christenthum ins Treffen führte, mußte in München, wo man sich vielleicht allein noch für ideale Probleme interessirt, im Voraus alle Chancen für sich haben. Wenn diese Erwartungen nun doch nicht erfüllt wurden, und das Stück trotz der scheinbaren momentanen Wirkung keinen dauernden Eindruck hinterließ, so ist deshalb Niemand anzuklagen, als der Dichter selbst, so hoch wir auch sein dramatisches Talent, oder, richtiger gesagt, sein dramatisches Temperament stellen. Um ihm nicht Unrecht zu thun, wollen wir noch einen Blick auf das Stück selbst werfen. Es beginnt mit dem Tode des Herzogs Wratislaw von Böhmen. Er wie sein Volk ist bereits christlich, seine Gemahlin Drahomira dagegen hängt in romantischer Phantastik noch an den alten Göttern — gleichwie Julian Apostata und die antike Zenobia, welche einst A. May verherrlicht hat. Der Contrast beider Weltanschauungen und Religionen zeigt sich sofort: Drahomira will den Leichnam des Gatten nach heidnischer Sitte verbrennen; Ludmilla, ihre Schwiegermutter, dagegen besteht auf dem christlichen Begräbniß und setzt auch schließlich ihren Willen durch. Dieser Streit ist jedoch nur symbolisch für den Streit um die Herrschaft überhaupt, denn Drahomiras Sohn, Wenzeslaw, ist noch minorenn und außerdem in der Gewalt seiner Großmutter, die ihn auf die Seite gebracht hat, um ihn den schädlichen Einflüssen der herrschsüchtigen Heidin zu entziehen. Einen Moment scheint Ludmillens Großmuth die Sache zum Guten zu wenden, denn sie bietet Drahomira freiwillig die Krone und den Sohn unter der Bedingung, daß sie Christin werde. Zur Unzeit jedoch kommt die Kunde, daß Drahomirens Vater, der Herzog von Lusitien (Lausitz) unter den Streichen fanatischer Christen gefallen sei. Der Haß der Tochter gegen diese blutige neue Religion ist nun unversöhnlich, aber ihr Versuch, das Volk zu insurgiren und sich mit Gewalt des Thrones zu bemächtigen, mißlingt. Nunmehr schreitet sie zur List, und ihr unversöhnlicher Haß gegen die Schwiegermutter Ludmilla reißt sie sogar so weit hin, in ein Mordcomplott gegen sie zu willigen, um sich ihres Sohnes zu bemächtigen,

Digitized by Google

der auf der Burg Tetin christlich erzogen wird. Das Werkzeug des Mordes ist ein Gesandter ihrer Heimath, der seit Jahren schon in unerwiderter Leidenschaft für sie glüht, und sie nun durch eine Gräuelthat noch zu erringen hofft. Der Mord wird an Ludmillen in der Kirche von Tetin im Beisein Drahomiras vollbracht, aber die sterbende Christin — segnet ihre Mörderin. Der Sohn ist inzwischen von vorsichtigen Händen abermals entrückt worden. Der fünfte Act endlich zieht die Summe aller dieser Vorgeschichten. Drahomira ist Herrscherin — aber das Volk gehorcht ihr nicht, sondern stürmt ihren Palast und erhebt vielmehr ihren Sohn Wenzeslaw zum Fürsten. Von ihm, für den sie Alles gethan hat und selbst nicht vor dem Morde zurückgebebt ist, von ihm allein hofft Drahomira Rechtfertigung aller ihrer Thaten, aber er tritt auf und verläugnet sie. Das Einzige, was er thun kann, ist, daß er sie dem Halsgericht und dem verdienten Tode entzieht und in die Verbannung schickt. Das erträgt Drahomira nicht. Die Verdammniß von Seiten ihres Sohnes vernichtet sie, und in Verzweiflung begräbt sie sich in den Flammen des Scheiterhaufens (der noch vom ersten Act her aufgerichtet steht); um den poetischen Effect zu erhöhen, muß das Holz vom Blitz eines actlangen Gewitters in Brand gesteckt werden.

Das ist ungefähr die Handlung, die in ununterbrochener epischer „Action" eigentlich eines dramatischen Knotens entbehrt, und von Anfang an aus einer Reihe von Retardationen besteht, die nur eine äußere, aber keine innere Entwicklung der Idee haben. Ja überhaupt die Idee!... Man erwartet nach der vortrefflichen Exposition, daß Drahomira nun wirklich als Priesterin und Repräsentantin des uralten Götterglaubens den Kampf mit der Lehre vom Gottessohne aufnehmen werde. Man erwartet, daß Christenthum und Heidenthum in ihrem tiefsten Ideeninhalt aufeinanderplatzen werden, und die Sympathie ist im Voraus für diesen großartigen Stoff und den Dichter gewonnen. Allein was bietet er von diesen beiden gewaltigen Culturmächten? Zuerst den Conflict um eine Sitte — allein man darf bestreiten, ob in der Frage des Begräbnisses und des Scheiterhaufens überhaupt ein „religiöser" Unterschied liegt. Bekanntlich haben die alten Heiden (siehe Egypter, Etrusker und alten Germanen) ebenfalls ihre Leichen begraben, und ebenso beka ntlich plaidirt man neuerdings in großen christlichen Städten für die Wiedereinführung der Leichenverbrennung aus fanitätischen Gründen. Es ist also bloß ein Contrast der Sitte, aber nicht der Religion, obschon die äußere Bühnenwirksamkeit dieses Motivs in Kraft bleiben mag. Außerdem entfaltet Drahomira nur einen leidenschaftlichen Haß und eine ebenso heißblütige Mutterliebe für ihren Sohn, allein man wird uns doch nicht einreden wollen, daß dies etwa heidnisch sei. Auf Seiten Ludmillas, der Christin, begegnen wir einem Sendboten aus Rom, der allerdings mit warmen Worten christliche Ideen declamirt. Für die Handlung selbst werden diese Ideen nur in der scheinbaren Großmuth Ludmillas verwerthet, die ihrer Gegnerin selbst die Krone anbietet — wenn sie nämlich Christin werden will, und sie schließlich segnet, nachdem sie den Todesstreich von ihr empfangen hat. Das letzte Motiv möchte allein wahrhaft christlich sein, aber es geht in der Wirkung theilweise verloren — einmal weil wir sehen, daß dieser Segen keinerlei Wirkung hat, und dann auch, weil der sonstige Charakter Ludmillas stark verzeichnet und gar nicht so angelegt ist, daß man einen solchen theatralischen Abgang von ihr erwarten konnte. Was sie sonst thut — daß sie der Mutter ihren Sohn wegnimmt, um ihn christlich erziehen zu lassen, ist unserer Ansicht nach nichts weniger als christlich, höchstens im Sinne Jener, die den kleinen Mortara raubten, um ihn heimlich taufen zu lassen. Wo also stecken die großen Gegensätze? Ich wüßte keine Antwort zu geben, und vermuthe, daß der Dichter entweder das ethische Gewicht der Culturcontraste selbst nicht erkannte, oder daß er glaubte, man könne sich für die Bühne mit bloßen Andeutungen abfinden. Aber auch in den Andeutungen ist er nicht besonders glücklich gewesen. Man kann nämlich nicht einmal sagen, daß er das Heidenthum etwa abstoßend und das Christenthum anziehend gezeichnet habe — ebenso wenig, wie er umgekehrt das Christenthum abstoßend und das Heidenthum in tragischer Verklärung strahlend habe zeichnen wollen. Beide Gegensätze sind nur rhetorische Begriffe geblieben, und das Drama ist deshalb innerlich verschwimmend grau in grau, oder, wenn es besser klingt, roth in roth gemalt. Auch technisch könnte man sehr Erhebliches einwenden. Trotz aller buntbewegten scheinbar reichen Handlung

Digitized by Google

liegen die einschlagenden Motive nur episch neben einander, aber sind nicht dramatisch organisch über einander gebaut. Die Thatsache, daß der Sohn Wenzeslaw im ersten Act auf die Seite gebracht wird, ist ein vortreffliches Motiv — die Mutter mußte Alles aufbieten, sich seiner wieder zu bemächtigen — wir mußten die Liebe des Sohnes zu seiner Mutter wirklich sehen, um von seiner Verdammniß desto tiefer erschüttert zu werden, nachdem sie Mörderin geworden, aber der Dichter glaubte diese dramatischen Wirkungen lediglich für den letzten Act aufsparen zu müssen, der an und für sich allerdings Spannung, dramatischen Reiz und tragische Macht besitzt. Aber in jener falschen Oekonomie macht deshalb das ganze Drama den Eindruck eines einactigen Stückes mit vier Vorspielen. Weilen hat unzweifelhaft ein entschiedenes Talent, bewegte Scenen zu erfinden und die Massen wirksam zu gruppiren, aber diese bloße Aufgeregtheit, die wir oben als Temperament für die Bühne bezeichneten, ist doch nur eine von den Eigenschaften, die wir von einem Dramatiker verlangen. Weilen besitzt sie in so hohem Grade, daß man, so lange die Scene spielt, beschäftigt wird und in Spannung bleibt, „was daraus werden", „wohin das führen könne." — Erst nachdem eine ganze Reihe solcher Scenen folgen, die sich wie immer neue Expositionen verhalten und den eigentlich tragischen Conflict bis zuletzt hinausschieben, tritt die Ermüdung und ein Gefühl der Leere ein. Faßt nach jedem Acte machte sich die Frage geltend: warum konnte das auch nicht anders kommen? Erst mit dem letzten Acte merkte man, daß dieser eigentlich dem Dichter das Ziel und die Hauptsache gewesen, aber mit vier Vorspielen eigentlich zu theuer und umständlich erkauft worden sei. Sein Stück macht den Eindruck, wie jene reichen Bilder von interessantem Colorit, deren Zauber gleichwohl verschwindet, wenn sie im Kupferstich erscheinen. Auch sein bohemisches Gemälde würde den Stich kaum ertragen. Weilen wird gut thun, sich aus dieser Schule, welche die bunte, krause, schwierige Action als die Hauptsache scenischer Wirkung überbaut, bald loszumachen. Sein kräftiges Talent wird an der Hand eines festgegliederten organischen Aufbaues in künftigen Dramen sicher noch höchst Erfreuliches und Bedeutendes leisten.

Die Aufführung selbst ließ mit wenig Ausnahmen nichts zu wünschen übrig. Frln. Ziegler spielte die Titelrolle mit einer Gewalt der Leidenschaft, die fühlen ließ, daß der Dichter noch viel mehr erreicht haben würde, wenn er diese Figur etwas „menschlicher" gezeichnet haben würde. Wahrhaft „großartig" war sie in den Scenen des zweiten Actes, wo sie selbst die Krone usurpirt, und im letzten Act, wo das Gericht über sie hereinbricht. Ihrem Spiel war es auch hauptsächlich zu verdanken, daß die äußere Wirkung des Stückes sich von Act zu Act steigerte und das Publikum wiederholt zu lebhaftestem Beifall hinriß. Ihr zunächst stand Hr. Possart, der als päpstlicher Nuntius diesmal maßhaltend und tactvoll zu Werke ging; auch Frln. Weiß wußte als Ludmilla die etwas schwierige und ungleich gezeichnete Rolle zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten. Hr. Richter als lustitischer Gesandter gab seiner Aufgabe, die in der Mischung von Fanatismus und Leidenschaft in die Classe der Mortimer gehörte, einen eigenthümlichen Reiz. Von den Uebrigen sind noch Hr. Rohde als Wenzeslaw und die HH. Dahn und Herz als Wladyken rühmlich zu nennen.

Das übrige Repertoire der verflossenen Woche setzte sich aus Reprisen zusammen, die keinen Anlaß zu wiederholter Besprechung bieten. Schade daß das neu angekündigte „Fischerliesl von Schliersee" von Frhrn. v. Gumppenberg, welches Volksstück für die Woche des Octoberfestes in Aussicht genommen war, einstweilen zurückgestellt werden mußte.

b) Oper:

* Rheinbergers „Sieben Raben" gelangten am 30. September zum dritten Mal auf die Bühne, und hatten sich bei bekannter Besetzung einer sehr guten Ausführung zu erfreuen. Die nächstfolgende Opernvorstellung fand am 3. ds. Mts. statt und brachte „Die Hugenotten". Zwei Rollen waren hiebei neubesetzt, die der Margaretha von Valois durch Frln. v. Leonoff und die des Pagen durch Frln. Müller. Erstere sang ihre schwierige, mit Coloraturen überladene Partie zu voller Zufriedenheit: die Intonation war rein, sämmtliche Fioriturен (mit Einschluß der Triller) zeichneten sich durch Klarheit und Correctheit aus — kurz — das fleißige

Digitized by Google

Studium, welches die bisher nur im Soubrettenfache beschäftigte Sängerin ihrer Aufgabe zuwendete, war in keiner Weise zu verkennen. Durch dieses zunächst nur dem musikalischen Theile gewidmete Studium mag es auch zu erklären sein, daß die dramatische Lebendigkeit zuweilen in den Hintergrund trat, um einem mehr concertmäßigen Vortrag das Feld zu räumen. Bei häufigerer Beschäftigung in dem ungewohnten Fache der Coloratursängerin wird Frln. Leonoff, deren Leistung sehr beifällig aufgenommen wurde, sicherlich auch über diese Klippe hinwegkommen. Auch Frln. Müller verdiente den ihr zu Theil gewordenen Beifall: die Stimme klang schön, erwies sich hinsichtlich ihres Stärkegrades den Räumlichkeiten unseres großen Hauses vollkommen entsprechend und — mit Rücksicht auf deren leichte Ansprache — wie geschaffen für das Fach der Soubrette und jugendlichen Liebhaberin. Die wenigen Schattenseiten, welche sich hie und da bemerkbar machten und schon bei Besprechung der zwei Gastspielrollen des Frln. Müller („Gabriele" und „Gemmi") in diesen Blättern erwähnt wurden, zeigten sich wohl auch an diesem Abend wieder (vor Allem das Tremoliren und das allzuviel gegen das Publikum gerichtete Spiel), doch immerhin in viel minderem Grade als früher, und so dürfen wir auf dessen gänzliche Beseitigung wohl mit um so größerer Zuversicht hoffen, als Frln. Müller — wie mir aus guter Quelle mitgetheilt wird — für die Folge ihre Partieen unter der Leitung des Hrn. Friedr. Diez studiren wird. Daß der Beirath eines so gediegenen Künstlers nur von den ersprießlichsten Folgen sein kann, bedarf keines Beweises.

Frln. Kaufmann („Valentine") bewährte auch dießmal ihr schönes Talent in jeder Weise. Der Gesang erfreute durch solide Technik und seelenvollen Vortrag, und das feurige und dennoch durch edles Maßhalten erfreuende Spiel zeugte durchwegs von einer seltenen dramatischen Begabung. Hinsichtlich der Tonbildung jedoch kann ich nicht unterlassen, Frln. Kaufmann auf einen Mangel aufmerksam zu machen, dessen Beseitigung sehr wünschenswerth sein würde: er betrifft die über das zweimal gestrichene b hinausliegenden Töne, welche ziemlich dünn klingen, und demnach zu der sonst so schönen Stimme einen keineswegs angenehmen Contrast bilden. Da Frln. Kaufmann einen ausgesprochenen hohen Sopran hat, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß der angedeutete Mißstand sich gründlich beseitigen lasse.

Ganz vorzüglich waren als „Raoul" und „St. Bris" die HH. Nachbaur und Kindermann, deren Leistungen unstreitig die Glanzpuncte des Abends bildeten. Die HH. Bausewein („Marcell"), Fischer („Nevers") und Schlosser („Bois-Rosé") schlossen sich den Vorgenannten in würdiger Weise an.

Am 4. fand im Residenztheater eine sehr gelungene Vorstellung von Dittersdorfs „Doctor und Apotheker" statt, und am 5. machte im großen Hause Lortzings „Waffenschmied" den Beschluß der dießmal zu verzeichnenden Opern. Auch dieses Werk hatte sich, wie immer, einer trefflichen Ausführung zu erfreuen. Natürlich zeichneten sich vor allen Uebrigen Frln. Stehle („Marie") und Hr. Kindermann („Stadinger") aus. Erstere betrat, nachdem es der Intendanz gelungen, die gefeierte Künstlerin auf weitere fünf Jahre für das Hoftheater zu gewinnen, in diesem neuen Engagement zum ersten Male die Bühne, und wurde — wie es bei der allgemeinen Beliebtheit, deren sich Frln. Stehle erfreut, vorherzusehen war — aus diesem Anlaß von dem dichtgedrängten Hause mit lebhaftem Beifall empfangen und am Schluß des ersten Actes durch reichliche Spenden an Kränzen und Bouquets ausgezeichnet.

Schließlich habe ich noch einen Irrthum zu berichtigen, der sich in den in der vorigen Nummer enthaltenen Concertbericht eingeschlichen hat: es ist nämlich consequent von einer Frau „Bandi" die Rede, während der Name der dort besprochenen Sängerin „Baldi" heißt. Der inferiore Werth der durch die besagte Dame verübten Kunstleistungen wird diesen lapsus memoriae des Referenten wohl ausreichend entschuldigen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Berlin. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater sind wieder mehrere Novitäten deutscher Componisten angenommen und werden zur Aufführung vorbereitet. Als erste wird genannt die komische Oper „Der Rothmantel", Text von Paul Heyse, Musik von Krempelsetzer. Sodann ist eine einaktige Operette im Anzuge, die den Titel „Roccoco" trägt; die Musik hat Maximilian Wolf geliefert, der Autor der „Schule der Liebe", der Text ist wieder aus der Feder von Pely Henryon, diesmal, wie es scheint, ohne Compagnon. Auch ist von dem talentvollen Componisten des „Cartouche", Heinr. Hofmann, ein neues Buch daselbst eingereicht, über dessen Sujet aber noch nichts verlautet. — An der am 1. Oktober zu eröffnenden Hochschule für ausübende Musik werden bei dem Unterricht im Violinspiel: Joachim und de Ahna, für Bratsche: de Ahna, für Violoncell: Wilhelm Müller aus Rostock, für Clavier: Rudorff (bisher am Conservatorium in Köln) thätig sein. Eine eigene Quartettklasse wird später der Dirigent Prof. Joachim selbst leiten. Ueber die Abtheilung für Vocalmusik ist noch nichts entschieden, da Stockhausen und Roger bekanntlich abgelehnt haben. Die Schüler beider Abtheilungen nehmen Theil an dem theoretischen Unterricht in der bestehenden Schule für musikalische Composition.

Madrid. Auf dem Theater Arderius ist Offenbachs „Genoveva von Brabant" mit großem Succeß gegeben worden, und auf dem Zarzuela-Theater montirt man Hervés „Petit Faust". Bezüglich der spanischen Metropole ist auch noch zu sagen, daß man für kommenden Winter von einer italienischen Operntruppe spricht, welche ihre Thätigkeit vorwiegend im Buffo-Fache entwickeln soll.

Paris. Richard Wagner ließ sich durch Auber als Mitglied des Pariser Opern- und Schauspieldichter-Vereins (Société des auteurs et compositeurs dramatiques) vorschlagen. — Edmond About wandelt seinen Roman „L'Roi de Montagnes" in ein Opernlibretto um, welches von Léo Delibes in Musik gesetzt werden wird.

Paris. Eine Novität (wenn auch keine absolut neue), welche die italienische Oper in bevorstehender Saison zu bringen gedenkt, ist die „Maria Stuarda" von Donizetti, eine Oper, die dieser Componist bereits im Jahre 1833 für das San Carlo-Theater in Neapel componirt hatte, die aber damals aus Censurgründen nicht aufgeführt wurde. — Die Aufführung von Fel. Davids „Wüste" im Théâtre lyrique hat solchen Anklang gefunden, daß am vorigen Donnerstag eine Wiederholung gebracht wurde. Nun soll auch Herr Pasdeloup an eine Vorführung von Davids „Columbus" denken. — Das Odeon hat zur Wiedereröffnung seiner Vorstellungen an einem Abend „Horace", „Les Plaideurs" und „Le Dépi Amoureux" gegeben. Zehn Akte in Alexandrinern sind den Zuhörern trotz der Autorität der Namen Racine, Corneille und Moliere doch zu viel geworden.

Paris. Die neue Oper von Joncières: „Le dernier jour de Pompeji", nach Bulwers Roman zum Operntexte verarbeitet von den Herren Nuitter und Beaumont, am 21. September zum ersten Male aufgeführt im théâtre lyrique, fand eine sehr getheilte Aufnahme. Der Mangel im Zusammenhang im Sujet, wie auch die Schwächen der Aufführung, mögen daran zum großen Theil die Schuld tragen, daß das Publikum sich wieder einmal mehr unter sich, als über die Vorgänge auf der Bühne amüsirte. Zudem dirigirt an Stelle des seit mehreren Tagen erkrankten Direktor Pasdeloup dessen Sous-Chef Mangin, der nicht gehörig hierzu vorbereitet schien. Die versprochenen neuen Dekorationen blieben aus, dafür kamen alte, bereits gesehene aus „Philémon" und aus der „Zauberflöte" Die Ouverture und ein Chor der Gladiatoren, ferner ein gut rythmisirter Marsch und ein Duo des Frln. Schröder mit Hrn. Massy wurden beifällig aufgenommen, und ward dem Talent des jungen Componisten der Tribut gezollt; leider konnten die folgenden Akte die Aufmerksamkeit nicht mehr fesseln, und schienen Publikum und Darsteller wie aus den Banden. Die gestrige Wiederholung der Oper fand mit wesentlichen Kürzungen statt, was dem Werke des strebsamen Componisten, der mit seinem Talente noch nicht hauszuhalten versteht, und der Baumscheere der Kritik bedarf, zu einigem Vortheil gereichte, wenn auch ein dauernder Erfolg nicht zu erwarten steht. — Bei diesem Anlaß sei bemerkt, daß über dasselbe Sujet Bulwers bereits eine Oper unter dem Titel „Jone", Musik von Petrella, in Italien in Scene ging. Die Opern „Martyrs" und „Herculanum" (von Fel. David) behandeln den gleichen Stoff, und soeben arbeitet Victor Massé an einer neuen Oper über dasselbe Sujet nach trefflichem Zuschnitt der Herren Jules Barbier und Michel Carré. (N. Berl. Mus.-Z.)

Digitized by Google

Vermischtes.

Die „Deutsche Roman-Zeitung", welche in Zukunft ihren neuen Jahrgang stets zu Oktober beginnt, kündigt für das erste Quartal u. A. auch das Erscheinen eines neuen dreibändigen vielversprechenden Romans von Karl Gutzkow an, betitelt: „Die Söhne Pestalozzis"

Der „B. C." meldet die interessante Thatsache, daß Frau Lucca für ihre Mitwirkung im letzten Wiesbadener Concerte ein Honorar von 4000 Frs. erhielt, wofür sie 3 Nummern sang, so daß also für jedes dieser 3 Stücke die Kleinigkeit von 355⅓ Thlr. bezahlt wurde. Ferner stößt das Engagement der Frl. Lilli Lehmann als Coloraturſängerin für unsere Oper auf Hindernisse. Sie ist Herrn Direktor Laube in Leipzig noch auf 3 Jahre contractlich verpflichtet, und derselbe will nicht in sofortige Entlassung willigen, trotzdem daß die hiesige Intendanz die Conventionalstrafe von 1800 Thlr. zu zahlen erbötig ist. Man sieht doch, wie die Ideen des berühmten Dramaturgen Heinrich Laube, die Ideen von Künstlerfreiheit und Nichteinschränkung des Genius in Conflikt gerathen können mit dem praktischen Leiter einer Bühne.

Die Popularität von Lückens „Kleiner Rekrut" ist noch immer nicht erschöpft. Ein Beweis dafür ist, daß — wie Augen- und Ohrenzeugen berichten — die Melodie dieses Liedes beim letzten Aufstande in der spanischen Stadt San Sebastian mit unterlegtem revolutionärem Texte gesungen wurde.

Die Enthüllungen der Mrs. Stowe über Lord Byrons „Todsünde", obwohl von der „Times" und der „Saturday Review" sofort in allen Punkten als baarste Münze angenommen und nicht ohne tief erschütternde Wirkung auf die öffentliche Meinung geblieben, muß alle Folgen einer mächtig anstrebenden Reaction ertragen. In Amerika begegnet man ihrer „wahren Geschichte" mit wachsender Ungläubigkeit, und in England stehen die Toryblätter und die „Morn. Post" obenan als „Sprechsaal" über dieses „dämonische Thema". Man tadelt Mrs. Stowe selbst und die Taktlosigkeit des Redakteurs des „Macmillan Magazins", der eine solche Verleumdung, nicht auf unwiderleglichen Documenten, sondern lediglich auf den mündlichen Aeußerungen einer gemüthskranken Frau beruhend, der Welt übergebe, mit bitteren Worten. Ein so leichtsinniges Stören des Grabesfriedens, eine solche Schmähung eines großen Todten, auf welchen die Nation mit Stolz blicke, sei etwas Unerhörtes in den Annalen der modernen Literatur.

Die Ausgrabungen im Tiber-Emporium in Rom waren in den jüngsten Wochen sehr ergiebig. Man hat 17 große Marmormassen aufgefunden, worunter der kostbare rosenfarbige orientalische Alabaster und mehrere andere seltene Arten. Die bis jetzt aufgefundenen Massen reichen aus für die Restauration des Agrippinischen Pantheons und zu ausgedehnten Arbeiten in 21 Kirchen Roms. Außerdem hat der Papst an auswärtige Kirchen große Mengen dieser antiken Baumaterialien verabfolgen lassen. Rom zählt jetzt bereits 15 Säulen aus afrikanischem Marmor, und von der kostbaren Murrha sind 13 Stücke aufgefunden.

(Ein amerikanisches Zugmittel.) In New-York hat ein kluger Direktor eine „neue Ausbülfe für sein Unternehmen" erdacht. Er läßt von dem breiten Wege bis zu seinem Theater Miethwagen fahren, welche alle Zuschauer umsonst befördern. Wie man hört, wird dieser Herr Fisk auch Freikarten für die Erie-Bahn vertheilen, die aber kein von einer der Nachbar-Städte nach New-York Reisender bekommt, wenn er nicht gleich ein Theater-Billet für den Abend baar bezahlt.

Notizen.

Der als Pianist und Schriftsteller bekannte Carl Fuchs hat gegenwärtig die Organisten-Stelle an der Nikolai-Kirche in Stralsund angenommen. Die dortige Orgel, mit 76 klingenden Registern, ist eine der bemerkenswertheren in Norddeutschland. Wie wir vernehmen, beabsichtigt Herr Carl Fuchs im Winter von Neuem in Berlin zu concertiren, (woselbst die Kritik ihn im vorigen Jahre unter die bedeutenderen Pianisten der Hauptstadt registrirte) — diesmal um Werke seiner Freunde Constantin Bürgel („Ballscenen"), Wilh. Clauſſen und Gustav Brat-Müller auszuführen. Eine Besprechung der von Herrn Fuchs vor etwa zwei Monaten erschienenen Broschüre „Dilettant und Virtuos" werden wir in einer der nächsten Nummern der „Propyläen" bringen.

Ferdinand Hiller in Köln hat das ihm gemachte Anerbieten, für das nächstjährige Musikfest in Birmingham ein Oratorium zu componiren, abgelehnt. Hingegen erklärte er sich, der „Birmingham Post" zufolge, dazu bereit, ein seculäres Werk zu schreiben, und ist nunmehr mit dem Componiren einer für das Musikfest eigens bestimmten Cantate beschäftigt.

Der als Redakteur des Kladderatasch allgemein bekannte Dr. Ernst Dohm, seit längerer Zeit schon der Redaktion dieses Blattes durch Dr. Rud. Loewenstein vertreten, hat neuerdings seinen Aufenthalt nach Weimar verlegt; ob für immer oder nur vorübergehend, ist zur Zeit noch ungewiß.

Digitized by Google

Dr. Aug. Wilh. Ambros in Prag ist zum außerordentlichen Professor der Geschichte und Theorie der Musik ernannt worden.

Am 30. August starb in Heidelberg Prof. Dr. Emil Ruth, 60 J. alt, bekannt durch seine Arbeiten über die Literatur und Geschichte Italiens.

Am 7. September starb in Frankfurt a. M. Buchhändler Carl Jügel sen., 87 J. alt, geboren in Berlin, Gründer der seit 1823 dort bestehenden Verlagsfirma, ein Neffe der Elisabeth (Lili) Schönemann, Goethes Braut, über welche Verhältnisse er in dem 1857 von ihm herausgegebenen interessanten Werke „Das Puppenhaus" werthvolle Mittheilungen gemacht hat.

Heinrich König, der am 23. September zu Wiesbaden seiner vor wenigen Wochen gestorbenen Gattin nachgefolgt ist, hat sein Alter auf fast 80 Jahre gebracht. Am 19. März 1790 in Fulda geboren, hatte er sich mühsam zur Bildung emporzuarbeiten und dann gegen ultramontane und absolutistische Angriffe zu behaupten. Er hat diesen doppelten Kampf, von dem mehrere seiner Schriften erzählen, wacker durchgekämpft. Seinen ersten und vielleicht besten Roman: „Die hohe Braut", schrieb er im reifen Mannesalter. „Die Waldenser", „William Shakespeare", „Die Clubbisten in Mainz", „König Jeromes Carneval" und andere Romane und Novellen folgten. Auch eine Ausgabe seiner gesammelten Werke ist erschienen. Seine Memoiren enthalten die beiden Bücher: „Auch eine Jugend" und „Ein Stillleben, Erinnerungen und Bekenntnisse".

Charles Maurice ist in seinem 88sten Jahre gestorben. 30 Jahre lang war er der Herausgeber des Theater-Couriers, und veröffentlichte vor einigen Jahren eine „Anekdotische Geschichte des Theaters und der Literatur".

Berichtigung. In dem Aufsatze: „Der Dichter und die Geschichte von Adolf Pichler" ist S. 914 dritte Zeile von unten anstatt: der „Kritiker" zu lesen: „der Komiker".

Literarischer Anzeiger.

A. Geschichte, Philologie und Kunstkritik.

Pfalz, F., Bilder aus dem deutschen Städteleben im Mittelalter 1. Bd. (Leipzig, Klinkhardt.) — **Fröhlich**, F. J., Beiträge zur Geschichte der Musik der älteren und neueren Zeit. 1. Bd. Text. 4. (Würzburg, Stahel.) — **v. Humboldt**, A., Briefe an Chrn. Carl Josias Frhrn. v. Bunsen. (Leipzig, Brockhaus.) — **Busch**, M., Geschichte der Mormonen. (Leipzig, Abel.) — **Cornelius**, C. A., Die niederländischen Wiedertäufer während der Belagerung Münsters 1534 bis 1535. 4. (München, Franz.) — **Grote**, L., Leibniz und seine Zeit. Populäre Vorlesungen. (Hannover, Brandes.) — **Biol**, W., Aus dem Leben eines alten Organisten. Nach den hinterlassenen Papieren Carl Gottlieb Freudenbergs Mit Portr. (Breslau, Leukart.) — **Pfitzner**, W., Die Annalen des Tacitus kritisch beleuchtet. 1. Buch 1–6. (Halle, Mühlmann.) — **Pindars** Siegesgesänge mit Prolegomenis über Pindarische Kalometrie und Textkritik von M Schmidt. (Jena, Maukes Verlag.) 1. Bd.: Olympische Siegesgesänge griechisch und deutsch. — **Hermann**, C., Philosophie der Geschichte. (Leipzig, Fr. Fleischer.) — **Körner**, F., Große Männer, große Zeiten. (Ebend.) — **Ettmüller**, L., Altnordischer Sagenschatz in 9 Büchern. (Ebend.) — **Berville**, S. A., Joeuvres diverses. Littérature. questions d'histoire littéraire; esthétique et théorie des arts; fragments divers. 514 p. (Paris, Maillet.) — **Buhot de Kersers**, A., historie de Theovile Malo de La Tour d'Auvergne (Corret), premier grenadier de France, d'apres sa correspondance etc. 232 p. (Lille, Lefort.)

B. Schönwissenschaftliche Werke.

Helene [Frau v. Hülsen], Novellen und Skizzen für ihre Freunde. (Berlin, von Decker.) — **Grabowski**, Graf St., Aus Welt und Haus. Gesammelte Erzählungen und Novellen. 2 Bde. (Leipzig, Grunow.) — **Mels**, A., Gebilde und Gestalten. 3 Bde. (Ebend.) — **Mülhausen**, B., Das Hundertguldenblatt. Erzählung. 6 Bde. (Berlin, Janke.) — **Grabowski**, Graf St., der Schützling des Kaisers. Roman. 3. Bde. (Berlin, Langmann & Co. — **Auerbach**, B., Das Landhaus am Rhein. Roman in 3 Bdn. Wohlf. Ausg. Stuttgart, Cotta.) — **de Camoens**, L., Sämmtliche Idyllen. Zum ersten Male deutsch von C. Schlüter und W. Storck. (Münster, Russel.) — **Meyr**, M., Erzählungen aus dem Ries. Neue Folge. (Hannover, Rümpler.)

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 42.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 15. October.

Inhalt: Späte Sühne, Novelle von Franz von Nemmersdorf. — Camoës, eine Studie von L. von Arendtschildt. — Medea und Othello, eine Parallele von Otto Buchwald. (Fortsetzung.) — Die internationale Kunstausstellung in München. XI. — Vom Büchertisch. (Romane von Brachvogel, A. v. Winterfeld und A. Steffens.) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen.

Späte Sühne.

Novelle von Franz von Nemmersdorf.

Warme Herbstsonne vergoldete die Gegend, blinkte zurück von den Kuppeln der etwas entfernten Stadt und lachte auf die fruchtbeladenen Bäume. Luft und Umgebung stimmten heiter, theilten dem Menschen das Gefühl des Wohlbefindens mit.

Ein Mann und eine Frau jagten über die Landstraße.

Sie ritt edles englisches Halbblut, für unsern deutschen Boden den Arabern, mit ihren zierlich gebrechselten Füßen, vorzuziehen, — er einen der prächtigen mecklenburger Hengste. Das Pferd der Dame lief gestreckten Trab, das ihres Begleiters train de chasse, denn in keiner niedrigern Gangart hätte das schwere deutsche Thier der kostbaren Stute zur Seite bleiben können, die unter ihren Ahnen ein Roß des Propheten zählte.

Eine Kopflänge war die Dame vor, als sie am Fuße des Schloßhügels anlangten. Beide parirten gleichzeitig die Pferde.

„Miß Franceß hat gesiegt," sagte der Herr heiter.

Vielleicht hatte er der Reiterin die Freude des Triumphes gönnen wollen, denn er lächelte fröhlich, während er sie betrachtete. Gesundheit und lebensfroher Sinn lag auf dieser glatten Stirn, im klaren hellen Auge, im weichen Zug des Mundes. Er war so recht echt deutsch, wie sein Pferd, flachsharig gleich all seinen Ahnenbildern durch ein halbes Jahrtausend. Der röthliche Bart kündete Kraft, wie auch die breite, markig entwickelte Gestalt. Der schöne deutsche Reitersitz war ihm eigen, weit gerader als der eines Engländers und minder steif als der eines Kosaken. So wie er war, bot er ein schönes Centaurenbild — Roß und Reiter schienen eins.

Digitized by Google

Seine Gefährtin glich ihm nicht, so wenig als ihre Reitthiere Aehnlichkeit besaßen. Ihr Haar war tief schwarz, bläulich schimmernd, die Augen nachtdunkel, der Ausdruck ihres Gesichtes erschien in ruhigen Momenten ernst, fast streng. Das Purpurroth der Lippen stach wundervoll ab von der golden, lichtbräunlichen Färbung — der tinta calda. In die Adern der Dame mußte der Süden sein reiches Blut ergossen haben! Ihre Gestalt zeigte üppige Formen unter der knapp anliegenden, dunkeln Amazone.

„Du und Roland, ihr mögt wohl gegen Euren Willen schwer zu besiegen sein," bemerkte sie lächelnd.

Warm und sonnig, wie der Tag um sie her, trafen die Augen zusammen in unverkennbarem Blicke der Liebe. Man sagt, die letztere sei blind, und die Ehe wird nicht unrichtig mit einer Lotterie verglichen.

In dem einen Falle schien die Liebe sehend gewesen zu sein, und die Beiden hatten einen Treffer gezogen. Seit acht Jahren waren sie Mann und Frau, nicht einen Tag, nicht eine Stunde hatte sie oder ihn die Wahl gereut.

„Wie Amalie hübsch im Sattel sitzt," fuhr die Dame fort.

„Mich freut der Junge," bemerkte der Herr, „sieh zu, er meistert das störrige Thier und weist die Hülfe des Dieners zurück, in der That er hat Courage."

„Hm, sonst müßte er auch Dein Sohn nicht sein," entgegnete sie.

„Faint heart never won fair Lady!" recitirte der Reiter, sich mit ritterlicher Artigkeit auf den Sattel neigend.

Zufrieden hielt das Paar, bis die Kinder herankamen, von ebenso unvermischter rein germanischer Race als der Vater. Die dunkelhaarige Dame konnte deren Mutter nicht sein — sie stammten aus erster Ehe.

Wie sie aber jetzt alle zusammen den Schloßhügel hinanritten, bewies das heitere Geplauder und die frohen Blicke, daß kein stiefmütterlicher Liebeszwang den Kindern die Jugend vergifte und die Fremde vollkommen heimisch geworden sei im Kreis der Ihrigen.

Kronwinkel war ein schönes Schloß und zugleich ein bequemes Wohnhaus. Im großen, freien Hofe mit der uralten Linde stiegen sie ab. Der Freiherr ging noch selbst nach den Ställen. Er war ein thätiger Mann, und seine kluge Gattin unterstützte ihn darin. Daß er sich nützlich und wichtig fühlte, trug nicht wenig zur vollkommenen Zufriedenheit, zum ruhigen Seelenschlafe Götz von Torringens bei.

Irene, die Frau, begab sich in das Schlafgemach, sich ihres Reitkleides zu entledigen. Anstatt der Kammerjungfer erschien eine ältliche Frauensperson. Fräulein Marie liebte ihre Dame mit mütterlicher Anhänglichkeit. Sie war die Pflegerin von Irenens Jugend gewesen und hatte Heimat nebst gütiger Behandlung, bei Frau von Torringens Mutter gefunden. Nach der Verheirathung war sie der früh verwaisten gefolgt. Häufig liebte sie es, Niemand als sich selbst die Sorge anzuvertrauen, ihre theure Dame zu schmücken.

Wirklich richteten auch die gewandten Hände des alten Mädchens die einigermaßen zerdrückten dunkeln Flechten wieder auf. Nachher warf sie Irenen eine Blouse über von weicher, rother orientalischer Seide, die sich biegsam an die herrlichen Formen schmiegte.

„Du bist schön, wie an dem Tage, als ich Dir den Myrthenkranz aufsetzte," bemerkte Marie, ihr gelungenes Werk freudig betrachtend.

„Und doch bin ich beinahe eine alte Frau," entgegnete die Dame sinnend — „das Glück ist es, was mich jung und frisch erhält."

„Deine Wahl war die rechte, wenn es auch anfangs seltsam schien, daß sie gerade Götz traf. Manchen Sarkasmus hat der alte, selige Baron über den Schwiegersohn fallen lassen."

„Mein Vater war ein Mann von ungewöhnlichem Scharfsinne, von glänzenden Geistesgaben. Er gab der Leidenschaft nach indem er die schöne Spanierin freite, später verzieh er es meiner Mutter nie, daß sie ihm keine mächtige Verbindung gebracht, keine Stütze sein konnte in der deutschen Heimat. Sie siechte neben dem liebeleeren Gatten dahin, ich lernte andern Eigenschaften, als den blendenden den Vorzug geben." —

Digitized by Google

„Du bist Deines Vaters echte Tochter Irene, und er bildete Dich mit Liebe aus. Du lerntest Welt und Menschen verstehen, wie selten ein Mädchen."

„Dank sei es ihm, er erhob mich zum Freunde, dem einzigen glaube ich, den er je in reifern Jahren besessen. Er öffnete mir die Augen — mit geschlossenen ist Niemand auf die Dauer glücklich."

„Götz liebt mich unzweifelhaft," fuhr Irene nach einer Pause fort und schwieg dann nachdenklich.

„Das ist doch sonnenklar," erwiederte Marie, lächelnd.

„Weißt Du, ich stehe jetzt vollkommen fest — wie wäre es, wenn ich ihm endlich anvertraute, daß . . ." —

„Ums Himmels willen nicht, Irene!" rief sie rasch unterbrechend das alte Fräulein.

Die Baronin hatte leise gesprochen und war ihrer Gefährtin näher getreten. Beide Frauen erbleichten und schauten sich mit ängstlichen Augen an.

„Du hältst seine Liebe für sehr schwach Marie, acht Jahre bin ich ihm alles gewesen, acht Jahre haben wir glücklich nebeneinander gelebt, und Götz sollte der Probe unterliegen? Würde mir etwas mitgetheilt über meinen Gatten, eine Jugendthorheit, ein Fehler, ich verziehe."

„Ihr seid eben grundverschieden, Irene."

„Mein Charakter ist stärker, als der seine."

„Ich will nicht behaupten, Dein Geständniß würde euch trennen, aber wozu eine Gefahr heraufbeschwören? — wozu euer schattenloses Glück trüben?"

„Weil Götz durch andern Mund es vernehmen kann und dies dann viel schlimmer wäre."

„Nach der langen Zeit!"

Fräulein Marie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Das halte ich für beinahe unmöglich, und dann hatte die Sache keine Zeugen — lasse den Schleier ruhen auf dem Tage des Schreckens und der Verwirrung."

„Du ahnst nicht, was es heißt, mit einem Mann in inniger Gemeinschaft leben und ein Geheimniß vor ihm zu bewahren. Oft scheuchte mir die Angst den Schlaf zurück, meine Lippen könnten mich unwillkührlich verrathen. Wochen, monatelang quält mich das Gespenst nicht, ich vergesse und bin glücklich, aber dann kehrt es zurück, mahnt und droht."

„Irene, wir hatten oft seit Deiner Ehe und vorher schon, als Götz um Dich warb, dasselbe Gespräch, der selige Baron war meiner Meinung, Du fügtest Dich, und es fiel zum Guten aus."

„So sei es auch jetzt wieder, ich will abermals feig sein."

„Ist ein Mensch feig, der seine Kerze sorgsam löscht, das Haus nicht in Brand zu setzen? Du verwechselst Klugheit mit Feigheit."

„Still, ich höre Götz im Nebenzimmer."

Der Freiherr trat singend ein und unterbrach sich auch nicht beim raschen Kleiderwechsel. Nachher stellte er selbst auf pedantische Weise die Ordnung wieder her. Ungeachtet der Waffen sah es in dem Gemache fast mädchenhaft aus. Sicher gewährt die eigene Stube einige Einsicht in den Charakter. Götz von Torringen würde ein scharfsinniger Beobachter eine gewisse Kleinlichkeit zuerkannt haben. Dieselbe Eigenschaft, die Papst Chigi bewog, sich zu rühmen, drei Jahre mit der nämlichen Feder geschrieben zu haben.

Götz wischte eben einen, auf seinem wenig benutzten Schreibtische liegenden türkischen Dolch blank, als ihn die Tischglocke abrief. Fünf Minuten später ließ er sich auf den geschnitzten Eichenstuhle seines Speisesaales nieder.

Einen zufriedenen Blick warf der Hausherr auf seine Tischgenossen. Da saß sein Weib neben ihn, der Schmuck und Segen seines Hauses.

Gegenüber hatte er die hübschen, gedeihenden Kinder, zwischen diesen die treue Marie, die so viel zur Ordnung und dem Wohlstande in der Familie beitrug.

Heute fehlten die Fremden, was sonst an dem gastlichen Tische selten vorkam. Aber das Gespräch war lebhaft und heiter, als sei eine muntere Gesellschaft zugegen. Götz war beim Mahle stets liebenswürdig, er besaß einen sehr guten Koch und eine ausgezeichnete Verdauung.

Digitized by Google

Götz von Torringen konnte in des Wortes vollster Bedeutung ein glücklicher Mann heißen. Seine Ehre war blank, seine Familie liebte ihn, sein Besitz reichte bei guter Verwaltung zu sorglosem, ja sogar glänzendem Dasein aus. Weil aber die Bewirthschaftung seiner Neigung und seinen Fähigkeiten entsprach, fand er sein Leben angenehm ausgefüllt. Die Basis des Wohlstandes vereinigte sich dem Genusse des Erwerbes.

Der warmblütige Mann, von eiserner Gesundheit und leichtem Sinne war stets zufrieden gewesen. Nur hatte ihn früher häufig irgend eine geringfügige Veranlassung aus der rechten Bahn geschleudert. Hinter dem Freiherrn lag eine tolle, an Verirrungen reiche Jugend, manche bittere Frucht der Thorheit war ihm gereift. Eine unpassende Verbindung krönte das Werk. Die erste Gattin starb, und mit der zweiten zog ein anderer Geist ins Haus, kam ein anderer über Götz. Was Gutes und Tüchtiges in ihm lag, entwickelte sich jetzt in der günstigen Atmosphäre. Es lernte die Arbeit lieben und sah sie gedeihen. Eben deshalb aber, weil er etwas leistete, konnte ihn sein Weib ehren, wenn sie auch an Geist und Wissen ihm überlegen. Uebrigens war Götz keineswegs beschränkt, sondern besaß tüchtigen, praktischen Sinn.

Daß eigentliches Glück ihm erst durch Irene geworden, sah er recht gut ein und hielt sie demgemäß hoch.

Zum Nachtische pflegte der Freiherr täglich eine Flasche besonders köstlichen Weines zu entkorken, dann füllte er die Gläser, nachher kam die Neckerei mit Marie an die Reihe, und den Rest des edeln Rebensaftes schlürfte Götz behaglich eine feine Cigarre dazu rauchend.

In solchen Augenblicken bot er zurückgelehnt in den hohen Armstuhl das Bild höchster Zufriedenheit.

Die älteren Personen saßen nur mehr allein bei Tische, die Kinder waren aufgesprungen. Maries Augen telegraphirten zu Irenen hinüber: „Siehst Du, habe ich nicht recht!“

Die Dame legte unwillkührlich ihre Hand liebkosend auf die ihres Gatten. Götz wußte nicht, was es zu bedeuten hatte, denn in ihrer äußerst glücklichen Ehe fanden wenig Demonstrationen statt, indessen zog er galant die zierlichen Finger an die Lippen.

Friedlich und einträchtig verabredeten sie die Nachmittagsfahrt. Götz hatte in der nächsten Kreisstadt zu thun, Irene sollte ihn begleiten.

Dort brachten sie dann auch den Abend in hübschem Garten mit mehreren Bekannten zu.

Als sie in ihrem eleganten Wagen, mit den schönen, feurigen Pferden abfuhren, wurde ihnen die übliche Nachrede gehalten. Der Neid selbst fand keinen Anhaltspunkt. Zwar meinten einige Ueberbedenkliche, die Natur käme doch noch zum Vorschein, Götz werde auf einmal umschlagen. Auch fehlte es nicht an Winken, die Frau beherrsche ihn; nur waren die zwei Menschen so zweifellos glücklich, daß jeder Mann im stillen sich eine Gattin wünschte, wie Irene, und jede Frau es gerne mit dem leichtsinnigen Götz gewagt hätte.

Die Beiden rollten gemächlich über die Landstraße, erst plauderten sie freundschaftlich über Angelegenheiten und Personen. Später wurde des Freiherrn Zunge langsamer, Irene ließ träumerisch ihre Augen über die pittoresken Schatten der nächtlichen Landschaft gleiten. Götzens Kopf sank allmälig auf ihre Schulter in sanftem Schlummer. Sie hielt sich ruhig, ihn nicht zu stören und bewachte ihn mit liebevollem Lächeln.

Plötzlich schrack er ungestüm empor; wild, beinahe verstört war sein Blick.

„Vergib Irene,“ sagte Götz gleich darauf sich fassend, „ich hatte einen dummen Traum. Ich sah mich verfolgt, in Gefahr, aber wo könnte ich sicherer sein, als bei Dir!“

„Warum bist Du so blaß geworden Kind?“ fuhr er fort, als sie schwieg, „ich erschreckte Dich wohl? sonst bist Du doch nicht furchtsam!“

„Es war mir peinlich, Dich mit Abscheu vor mir zurückweichen zu sehen,“ preßte sie mühsam heraus.

Digitized by Google

„Ich schreckte vor meinem dummen Traum zurück, der mich an widerwärtige, längst vergessene Geschichten mahnte, nicht vor der Gattin, meines Hauses Segen."

„Also nur weil ich Dein zeitliches Glück vermehre, liebst Du mich?"

„Nun Hirngespinste bin ich an meiner klugen Irene nicht gewohnt, sollte ich vielleicht eine Gattin lieben, die mich verräth?"

„Was nennst Du Verrath?" Irene war jetzt kreideweiß.

„Sonderbare Frage! Sollte ich wünschen, daß Du mein Vermögen, mein Leben, meine Ehre in Gefahr brächtest, um den Heroismus meiner Liebe zu beweisen! Das mag sich ein überspanntes Mädchen ausdenken, ein vernünftiger Mann liebt das Weib, bei dem er ruhen kann, wie unter dem Schatten eines schützenden Baumes."

Götz glaubte seine Gattin überzeugt zu haben, weil sie schwieg.

Zu Hause vertauschte er seinen Schlummer sogleich mit tüchtigem Schlafe, er war seit vier Uhr morgens auf den Beinen und besaß ein zufriedenes Gemüth.

„Gute Nacht Frauchen!" hatte er noch heiter gesagt, bevor er die Augen geschlossen.

Irene huschte in ihren weißen Kleidern ruhelos durchs Gemach.

Das Gespenst zeigte sich wieder, die Geisterarme erhebend gegen die dem Anscheine nach so innig vereinten Gatten.

(Fortsetzung folgt.)

Camoës.

Eine Studie von **L. von Arentschildt.**

In dem tiefen Dunkel der politischen und religiösen Mitternacht, mit welcher der bigotte Despot Philipp II. von Spanien den Geist der Völker seiner weitgestreckten Herrschaft immer mehr zu verfinstern bemüht war, in welchem in Frankreich Carl IX. seine Bartholomäusnacht feierte und in Portugal die Jesuiten in wilder Herrschgier und Verfolgungswuth den jungen König Dom Sebastian auf das Schlachtfeld von Alcazar trieben, wo die Kraft des Reichs verblutete, so daß es sich nie wieder zu erholen vermochte, entfaltete sich in diesem Lande die schönste Blüthe der Dichtung, welche die Nacht seines Unterganges verklärt. Denn so viele Dichter Portugal auch hervorgebracht hat — und ihre Zahl ist sehr groß — so hat doch keiner vor und nach Camoës auch nur entfernt vermocht, seine Dichtergröße zu erreichen, wie er, und für alle Zeit die Herzen seines Volkes zu fesseln.

Mit ihm zugleich lebten Torquato Tasso 1544—1595, den ein ähnliches trübes Schicksal verfolgte, Edmund Spenser 1553—1599, und etwas früher Ariosto, welcher 1533 starb, als Cam. ein Knabe von neun Jahren war. Alle diese Dichter verdanken gleichmäßig ihren Ruhm dem romantischen Epos. Ariostos „Orlando furioso", Tassos „Gerusalemme liberata" sind noch jetzt in allen Händen, während Edmund Spensers „Fairy Queen" farblos, schattenhaft geworden ist, und das jetzt lebende Geschlecht nur wenig noch anspricht. Cam. Lusiaden aber haben noch immer ihre duftige Frühlingsfrische erhalten, und erregen fort und fort die Theilnahme des Auslandes, wie die sich immer erneuernden Uebersetzungen beweisen. Nur das wird alt, was ewig jung ist, sagt der schwedische Dichter Geijer, auch Einer von den ewig Jungen.

Mit elektrischer Geschwindigkeit verbreitete sich der Ruhm dieser Dichtung rings um die Erde, denn wie jetzt Englands Colonien, bildeten damals die Portugals einen Gürtel um dieselbe; die portugiesische Sprache war weit verbreitet, und die Lusiaden waren die schönste Dichtung in einer Sprache, welche allein schon Musik ist, in einem Volke, welches für die Poesie seit alter Zeit sehr empfänglich ist, wie dies die von Almeida Garret gesammelten und in seinem „Romanceiro" herausgegebenen Volkslieder beweisen.

Das Geschlecht der Cam. gehörte zu der spanischen Aristokratie und war angesehen und reich begütert in Gallizien, wo sein Stammhaus (solare) stand. Vasco Perez de Cam. war Einer der Edelleute, welcher Partei nahm für Dom Fernando, den muntern König von Portugal, als dieser es versuchte, die Krone der ganzen Halb-

Digitized by Google

insel sich auf das Haupt zu setzen. Dieses Unternehmen mißlang, und Vasco Perez Cam. verließ Spanien und ward von Dom Fernando mit den Städten Sardoal und Punhete, Marcão und Amendoa nebst Herrschaften in Estremos und Aois entschädigt, und außerdem zu hohen Staatswürden erhoben. Er verheirathete sich mit einer Tochter des Admirals Gonçalo Fereiro, und diese gebar ihm zwei Söhne, Gonçalo und João Vas de Cam. In dem Bürgerkriege, welcher nach dem Tode Ferdinands ausbrach, schloß sich der älteste an den unterliegenden Theil Johann von Castilien. In der Schlacht von Aljubarota 1385 ging die Sache des rechtmäßigen Thronerben verloren, und Cam. wurde aller seiner Besitzungen verlustig mit Ausnahme der Güter in Estremas Aois und Alemquer.

Vas de Cam., der jüngere Bruder, folgte dem Schicksal Alfonsos. Dieser Vas de Cam. war der Elternvater unseres Dichters.

Sein bekanntestes Gedicht sind seine Lusiaden, welches in vortrefflichen Uebersetzungen vorliegt, und was über das Leben des Dichters aus diesem zu schöpfen war, ist geschöpft. Am subjectivsten aber ist jeder Dichter in seinen lyrischen Gedichten, und in diesen findet sich ein reicher Schatz, denn ein jedes Ereigniß seines Lebens, welches Cam. Seele bewegte, fand in einem Liede seinen Ausdruck.

Nach einer allgemeinen Annahme ist Luiz Cam. 1524 in Lissabon geboren. Dagegen aber scheint das 100ste Sonett zu sprechen, in welchem er Alemquer als seinen Geburtsort bezeichnet.

„Ich bin noch jung, kaum fünfundzwanzig Jahr,
Doch waren's Jahre voller Leid und Klagen,
Und kaum sah ich des Lebens Mittag tagen,
Als es schon Nacht in meiner Seele war.

Durch Meer und Länder irrt' ich voll Gefahr,
Dem Leben irgend Rettung zu erjagen,
Doch wo des Glückes Launen sich versagen,
Sind Muth und Arbeit des Erfolges baar.

Mich zeugte Portugal im grünen lieben,
In meinem Alemquer; der trotz'ge Muth,
Stets voll die junge Seele bis zum Rande,

Hat mich hinaus aufs wilde Meer getrieben,
Wo Abyssinien dorrt in Tropengluth,
So weit von dem geliebten Vaterlande."

Alemquer ist eine kleine Stadt nördlich von Lissabon, und war eine der Besitzungen der Familie Cam., welche ihnen am längsten erhalten blieb.

Auf der Universität zu Coimbra, an dem schönen Ufer des Mondejo, studirte Cam. und sammelte die reichen Schätze des classischen Alterthums, mit welchen er so oft, und nach unserem jetzigen Geschmack so übermäßig seine Verse ziert. Sein ganzer Geist ist von classischer Gelehrsamkeit durchdrungen, und im alten Griechenland und Rom sucht und findet er die Muster, denen er nachstrebt — und nur in seinen Redondilien kehrt er zu der einfachen Form der alten portugiesischen Weisen zurück, und wir finden eben deßhalb unter diesen manches schöne Gedicht, welches uns mehr anspricht, als alle jene Eclogen und Elegien, in welchen er mit dem Tibull und Virgil wetteifert. Er ist eben ein Dichter, ein gelehrter Dichter der Renaissance.

An den schönen Ufern des Mondejo, des Kindes der Sierra d'Estrella, an dem weit hinauf durch die Schifffahrt belebten Flusse, liegt das Kloster St. Clara. In diesem Kloster ward die unglückliche Inez de Castro auf Befehl Alfonsos IV. ermordet. Wie oft mögen die Blicke des jungen Dichters auf diesen Mauern geweilt haben, wie warm mag sich seine Phantasie mit dem grausamen Schicksal beschäftigt haben, bis das Bild in lebenswarmer Wirklichkeit als eine der schönsten Episoden in den Lusiaden noch heute das Herz jedes Lesers mit trüber Wehmuth erfüllt. In die Zeit seines Aufenthaltes in Coimbra fällt der Frühling seiner ersten Liebe, welche zugleich die Knospe der Poesie in seiner Seele entfaltete. Damals soll nach einer Tradition die 5te Ecloge entstanden sein, worin in prächtigen Ottaven, nach hergebrachter Weise der Hirt seiner

Digitized by Google

Heerde die Leiden klagt, welche ihn seine grausame Geliebte erdulden läßt; auch das 111te Sonett gehört dieser Zeit an.

Schon damals verklärte die Dichtung sein Leben, und diese Flamme erlosch erst mit seinem letzten Lebenshauch und erhellte mit ihrem Lichte die dunkle Nacht seines an Leiden und Entbehrungen so dornenvollen Lebens. — „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm ein Gott, zu sagen, was er leidet.“ —

Das Andenken an die schöne Zeit seines Aufenthaltes in Coimbra blieb stets lebendig in seiner Seele, und gern verweilt seine Erinnerung an den Ufern des Mondejo, wie auf der einzig grünen Stelle in der Wüste seiner Erinnerung. Als er nach vollendeten Studien nach Lissabon zurückkehrte, nahm er im 133sten Sonett Abschied von dem Ort und den Verhältnissen, die ihm so lieb geworden waren.

„Du, des Mondejo süße, klare Fluth,
Erinn'rung rauscht aus dir mit leisem Klagen;
Hier hat im Arm die Hoffnung mich getragen,
Hier täuschte mich ein froher Jugendmuth.

Ich hab an dir zum letzten Mal geruht!
Doch der Erinnrung will ich nicht entsagen,
Sie wächst in mir in allen Folgetagen,
Sie nehm' ich mit mir, als mein höchstes Gut.

Wohl kann zu fernen feindlichen Gestaden
Mich das Geschick vertreiben, kann mich zwingen
Der Stürme Spiel zu sein auf Meerespfaden.

Doch wird es niemals seinem Haß gelingen,
Daß nicht in dir sich die Gedanken baden,
Die durch die Fern' auf leichten Schwingen dringen.“

Das 139ste Sonett malt den Augenblick der Trennung von seiner Geliebten, welche Liebe in seinem Herzen bald erbleichen sollte vor einem wärmeren Gefühl, welches einen entscheidenden Einfluß auf sein ganzes Leben gewann. Schon bei einem früheren Aufenthalt in Lissabon, vielleicht in den Ferien, hatte er das schöne Hoffräulein Catharina d'Ataÿde geschaut, die von dem Augenblick an seine Laura ward, die er verehrte wie Petrarca; d. h. sie ward das Ideal einer geistigen Liebe, welche mit der rauhen Wirklichkeit nichts zu thun hatte und folglich weder den einen Dichter noch den andern verhinderte, die Töchter der Erde schön zu finden. Doch scheint die Liebe des Dichters nach sehr reellen Anfängen sich erst später zum Ideal verklärt zu haben.

Das Verhältniß Petrarcas zu seiner Laura begann vorbedeutungsschwer am Charfreitage; Cam. sah seine Geliebte zuerst im Tempel der Wunden, wie er uns im 77sten Sonett erzählt.

„Es ward der heilige Gottesdienst begangen
Im Tempel, wo zum Preis des Herrn von allen
Geschöpfen Lobgesänge Dem erschallen,
Der durch sein Blut gestillt des Sünders Bangen.

Dort war es, wo mich Amor schlau gefangen:
Als ich mich sicher hielt in heil'gen Hallen,
Ist dem Verstand der Zügel schnell entfallen,
Geblendet von urplötzlichem Verlangen.

Ich glaubte, daß ich Schutz am Orte finde
Vor seinem Leichtsinn, unbewußt, daß nimmer
Vertrau'n vor jenem Rettung noch gefunden.

Leicht täuschte mich der lose Gott, der blinde,
Doch fühl ich auch zugleich, daß ich auf immer
Die Zeit beklage, die mir frei entschwunden.“

Digitized by Google

Das ist ein wahres Gefühl und anmuthig ausgesprochen; sehr oft aber spielt er mit witzigen Einfällen mit Antithesen, ist überladen mit Beiwerk, wie seine übrigen Zeitgenossen Petrarca, Michel Angelo, Garcilasso, Shakespeare; nur daß bei dem Engländer auch das künstlerische Gerüst seiner Sonette immer der Träger eines wahren Gefühls ist, während bei den Romanen häufig ein buntes Feuerwerk in farbenglänzenden Figuren abbrennt, und dem Zuschauer nichts zurückbleibt, als ein dumpfes Staunen über die Verschwendung des Geistes.

Catharina d'Ataÿde gehörte einem Geschlechte an, welches zu den größten des Landes zählte; wir finden den Namen unter den Vicekönigen von Indien; an Dom Luiz d'Ataÿde richtete Cam. das 64ste Sonett. Es ist in einem Ton gehalten, aus welchem man durchaus nicht auf eine Verstimmung gegen den Träger des Namens schließen darf:

„Der Du des Ostens Könige besiegt,
Aufs Neu das Reich in Indien gegründet,
Daß Ruhmesglanz sich flammender entzündet,
Als jener, die im heil'gen Land gekriegt;

An dessen Knie des Todes Leu sich schmiegt,
Von dem ein jeder Tag uns Sieg verkündet
Im Vaterland, dem heil'gen, Recht verkündet,
Dem sich zum Siegeskranz der Lorbeer biegt;

Nachdem Du solcher Feinde Macht geschlagen,
Wird Dir auch noch der schönste Sieg gelingen,
Daß in der Welt Du wandelst ohne Gleichen.

Dies hat den höchsten Ruhm Dir eingetragen:
Daß Du vermocht, den Undank zu bezwingen,
Daß Neid und Mißgunst selbst vor Dir erbleichen."

(Fortsetzung folgt.)

Medea und Othello.

Eine Parallele von Otto Buchwald.

(Fortsetzung.)

Obgleich Shakespeare die verschiedenen Stadien der Eifersucht mit unnachahmlicher Lebenswahrheit wiedergegeben hat, würde doch die Möglichkeit einer so völlig unbegründeten Eifersucht, welche sich rücksichtslos bis zum grausenhaften Morde hindrängt, dem Zuschauer zweifelhaft erscheinen, wenn nicht durch die Zeichnung Othellos selbst die Bedingungen gegeben wären, welche seine Verblendung ausreichend motiviren.

Othello ist ein Mann welcher bereits den Frühling des Lebens hinter sich hat; sagt er doch selbst, als er über die Gründe für Desdemonas Untreue nachdenkt:

„Vielleicht weil thalwärts schon mein Leben sinkt —
Obwohl nur wenig."

Er hat in gesetztem Alter ein junges, reizendes, vielumworbnes Mädchen geheiratet; ihre Liebe errang er nicht durch körperliche Reize, nicht durch jugendliches Feuer oder bestrickende Liebenswürdigkeit, sondern allein durch seinen heldenhaften Charakter, durch die phantastische und ergreifende Schilderung seiner Abenteuer; ihre Liebe ist mehr aus Bewunderung, als aus natürlichem Wohlgefallen hervorgegangen. Dies Alles ist geeignet, im Herzen des Mohren den Zweifel zu begründen, ob eine solche Liebe auch dauernd und treu sein werde. Das fast kindliche, staunende Aufschauen, die andächtige Verehrung ist selten eine genügende Grundlage für ein festes eheliches Glück. Der Gatte verliert im täglichen, ungezwungenen Verkehr viel von dem Glanze des Liebhabers; der angebetete Held zeigt, wenn er die Rüstung mit dem Hausrock vertauscht hat, allen anderen Sterblichen gleich menschliche Schwächen, und eine junge Gattin will mehr, als einen bloßen Götzen für ihre Bewunderung haben

Digitized by Google

Sie verlangt einen Gatten, der ihr an Jahren und Lebenserfahrungen nahe steht, für ihre jugendlichen Empfindungen und Anschauungen das Verständniß noch nicht verloren hat, ein liebenswürdiges und in gewissem Sinne bildsames Wesen besitzt, sogar die Tändeleien der Liebe nicht für unpassend und albern hält, kurz, einen Mann, dem gegenüber sie die gleichberechtigte Stellung der Gattin, nicht die untergeordnete und fast pietätvolle einer Tochter einnimmt. Von all diesen Eigenschaften besitzt Othello keine einzige: sein Charakter ist fest und hart, durch viele Kriegsstrapazen und Erfahrungen gestählt; seine Jahre haben seinem Wesen die Ruhe aufgeprägt, welche wohl Vertrauen, aber selten Liebe in dem Herzen eines jungen Mädchens erweckt; „die Gabe der Stutzer, hold zu kosen," gebricht ihm. Cassio ist ein junger, lebensfrischer, liebenswürdiger, hübscher Offizier, ausgestattet mit allen Eigenschaften, welche ein jugendliches Weib verführen können. Diese Umstände lassen die rasche und erfolgreiche Wirkung von Jagos Einflüsterungen begreiflich erscheinen; denn die Eifersucht beruht eben so sehr auf dem Mißtrauen gegen sich selbst, als auf dem Zugeständniß größerer Vorzüge, welche man dem Nebenbuhler machen muß.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand: Othello ist ein Mohr, und auch darin sieht er einen möglichen Grund der Untreue Desdemonas. Die Race des Helden hat zu vielfachen Auslassungen und Anfechtungen Veranlassung gegeben.

Rümelin sagt in seinen Shakespeare-Studien S. 68: „Ob der Dichter aus Irrthum oder mit Absicht den „Mauren," d. h. den Venetianer von maurischer Abkunft, in einen „Neger" verwandelt hat, wissen wir nicht. Störend ist es jedenfalls, wie er den Racenunterschied premirt und den Helden zum schwarzen Scheusal macht. Nicht nur begreift man nicht, wie der Senat von Venedig einen Neger zum Feldherrn macht, sondern man wird auch an Desdemona irre, wenn ihre Neigung selbst über die kaukasische Race hinausirrt und für das Wollhaar und die dicken Wulstlippen schwärmt. Es war nicht nöthig, die Sache so zu übertreiben; es wäre an dem Heidensohn genug gewesen für eine Senatorentochter von Venedig."

Dieses Urtheil ist theils unrichtig, theils übertrieben. Zunächst schwärmt Desdemona nirgends für die äußeren Vorzüge ihres Gemahls, sie sagt im Gegentheil:

„Ich sah Othellos Angesicht in seiner Seele,"

woraus deutlich erhellt, daß sie den Mangel körperlicher Reize völlig einräumt. Sodann ergiebt sich aus keiner Stelle, daß wir an einen „Neger mit Wollhaar und Wulstlippen" zu denken haben. Wenn auch mehrmals die dunkle Hauptfarbe erwähnt wird und Othello sich selbst als schwarz bezeichnet: so zwingt uns dies doch nicht, wo möglich an einen Aethiopier zu denken. Wenn Brabantio sagt:

„Bei allen Dingen, die vernünftig sind,
Ich frage, wenn ein Zauber sie nicht bände,
Ob solch ein Mädchen, glücklich, zart und schön,
Der Heirath abhold, daß sie von sich wies
Die schöngelockten, reichen jungen Herrn
Von unserem Stamm, sich je dem Stadtgespött
Preisgegeben würd' und aus des Vaters Hut
Weglaufen, um sich einem solchen Scheusal
Wie Du, das Grauen weckt und nimmer Lust,
Zu werfen an die rußig schwarze Brust?"

wenn Emilie nach der Ermordung in die Worte ausbricht:

„Das macht sie um so mehr
Zum reinen Engel, Euch zum schwarzen Teufel!"

und hinterher:

„Sie war in ihren schlechten schwarzen Kauf
Nur zu verliebt!"

so dürfen wir dabei nicht vergessen, daß alle diese Worte in heftiger Aufregung gesprochen werden, also wohl kaum frei von einer gewissen Uebertreibung sind; einen Beleg für den „Neger" wird aber schwerlich Jemand herausfinden. Das Epitheton „schwarz" deutet nur eine durch die Abstammung bedingte dunklere Tinte der Hautfarbe an, und sind wir nicht gezwungen, dasselbe anders zu verstehen, als wenn wir Jemanden, der einen sehr braunen Teint hat, als „schwarz" bezeichnen. Wer wird, wenn beispiels-

Digitized by Google

weise ein blonder Nordländer von einem italienischen Bauern oder einem Zigeuner sagt, daß er schwarz sei, an einen Neger mit Wollhaar und Wulstlippen denken? Ja selbst wenn Shakespeare den Othello sich als kohlschwarzen Neger gedacht hat und demgemäß darstellen ließ, so liegt doch für uns keine Nöthigung vor, das Gleiche zu thun, und ein Schauspieler, welcher der Mohren nur durch eine merklich braune Gesichtsfarbe wiedergiebt, wird kaum auf Widerspruch bei den Zuschauern stoßen.

Den Racenunterschied hebt Shakespeare allerdings hervor, aber nicht um die Liebe Desdemonas recht absonderlich erscheinen zu lassen, sondern, wie ich glaube, deshalb um — abgesehen davon, daß die verschiedene Abstammung in den Augen Othellos ein möglicher Grund für die Untreue der Gattin ist — die wilde Verzweiflung des Helden, seine dämonische Leidenschaft und wahnsinnige Rache dadurch zu motiviren, daß er ihn aus einem Stamme hervorgegangen sein läßt, dessen ursprüngliche Wildheit, sobald die Leidenschaften aufwallen, in ihrer naturwüchsigen Heftigkeit zum Ausbruch kommt. Wenn mir etwas die convulsivischen Gefühlszuckungen, die vorher gerügte thätliche Mißhandlung, die mehr als rauhen Schimpfreden, die grausame Erdrosselung erklärlich macht, so ist es der Umstand, daß wir in Othello einer jener Halbbarbaren sehen sollen, dessen wildes Temperament zwar besänftigt und eingeschläfert, aber nicht völlig gezähmt und unterdrückt ist.

Gerade in diesem Punkte findet nun eine überraschende Aehnlichkeit mit der „Medea" statt. Auch hier hebt der Dichter scharf die barbarische Abstammung hervor, indem er den Jason bei Aufzählung der Vortheile, welche seiner Gattin aus der Ehe mit ihm erwachsen sind, sagen läßt:

„Zuerst verweilst Du, statt in dem Barbarenland,
Auf Hellas Fluren und erlerntest hier das Recht,
Und nach Gesetzen leben, nicht nach roher Kraft."

Und nach dem Morde der Kinder ruft Jason aus:

„Ja, nun erst bin ich klug, einst war ichs nicht,
Als ich aus wilder Heimath, aus der Fremdlingsflur
Dich Hellas Wohnstatt zugeführt, Dich, höchstes Leid,
Verrätherin am Vater und dem Jugendland."

In gleicher Weise findet Medea den Grund zur Untreue ihres Gemahls in ihrer Abstammung; denn alle Gründe mit welchen er die neue Ehe beschönigen und als vortheilhaft für Alle darstellen will, weist sie mit der Antwort zurück:

„Nicht dies bewog Dich; nein, ein Weib aus wildem Stamm
Hin bis zum Alter war kein rühmlich Ziel für Dich."

Ja die Aehnlichkeit geht noch weiter: derselbe zauberhafte Nebel, welcher um Medea unheimlich wogt, ihre übermenschlichen Fähigkeiten, ihre grausen Thaten zu Gunsten Jasons, dasselbe fabelhafte Colorit findet sich, wenn auch verblaßter und weniger abschreckend, bei Othello wieder. Seine Fahrten zu Menschenfressern, zu einem Volk,

„Dem unter'm Arm der Kopf gewachsen ist",

sowie die geheimnißvolle, seltsame Kraft, welche dem Taschentuche innewohnen soll, stehen mit seiner Abstammung in Einklang.

Was in dem griechischen Stoff der Dichter bereits durch den Mythus gegeben vorfand, das hat Shakespeare in sein Stück sicherlich nicht absichtlos hineingelegt: der ganze Charakter Othellos, seine unheimliche Leidenschaft, seine entsetzliche That schienen ihm für einen vornehmen Venetianer nicht zu passen; daher motivirte er sie durch die barbarische Abstammung des Helden.

Gehen wir nun auf die übrigen Personen, insoferne sie mit der Eifersucht in directer Beziehung stehen, näher ein, so entspricht zuvörderst dem Jason Desdemona. Schon der Umstand, daß in der griechischen Tragödie die Eifersucht berechtigt, im „Othello" völlig grundlos ist, bedingt eine wesentlich verschiedene Charakterzeichnung.

Desdemona ist vom Anfang an als ein weiches und sanftes Geschöpf geschildert, als ein Weib, dem eine rückhaltslose Hingabe an den Geliebten ihrer Seele ein Bedürfniß ist. Was Brabantio von ihrem Charakter sagt:

„Schüchtern war mein Kind,
Ihr Geist so sanft und still, daß vor sich selbst
Empfindung schamroth ward —"

Digitized by Google

das gilt das ganze Stück hindurch von ihrem Verhältniß zu ihrem Gatten, denn sie kommt über ein schüchternes Emporblicken eigentlich nicht hinaus. Wie kurz und doch wie auffallend spricht sie im Anfang ihre Pflichten gegen ihren Gatten aus, indem sie ihrem Vater erwidert:

„Genau so viel Gehorsam,
Als meine Mutter Euch bewies, da sie
Vor ihrem Vater Euch den Vorzug gab,
Darf ich bekennen, meinem Herrn zu schulden,
Dem Mohren hier."

Wie edel und herzgewinnend erscheint sie mit ihrer Theilnahme für Cassio! Welch eine bewunderungswürdige Sanftmuth legt sie den Launen und Beleidigungen ihres zornigen Gemahls gegenüber an den Tag! Wie gutmüthig sucht sie sein barsches Auftreten mit ärgerlichen Amtsgeschäften zu entschuldigen! In dem Bewußtsein ihrer Unschuld hat sie Anfangs weder eine deutliche Vorstellung von der leidenschaftlichen Erregtheit ihres Gemahls, noch bis zu ihrer Ermordung die leiseste Ahnung von der ungeheuren Gefahr, welche ihr von der Hand desselben droht. Und als die bestimmten Anklagen Othellos einen Zweifel an seinem abscheulichen Argwohn nicht mehr zulassen, wie rührend, wie schwach, wie so völlig ihrem schüchternen Wesen angemessen ist die Art ihrer Vertheidigung! Sie versichert fast nur ihre Unschuld, und der einzige Zeuge, den sie anführt, — wie schön offenbart der Zug ihre mädchenhaft reine Seele! — ist Cassio selbst. Sie ist ein Weib, welches nur durch sein Wesen, nicht durch stichhaltige und schlagende Gründe zu überzeugen vermag, und für das erstere hat der empörte Othello bereits das Verständniß verloren. Immer enger und drohender zieht sich um sie das todbringende Netz; wir wünschen, daß es ihr gelingen möge, dasselbe zu zerreißen, aber wir sehen voraus, daß ihre sanfte, waffenlose Unschuld gegen die abgeseimte Schurkerei Jagos und die blinde Wuth Othellos unterliegen muß. Und wie tief ergreifend, wie erhaben und ihrer hochherzigen Seele so ganz würdig sind die letzten Worte, mit welchen sie die furchtbare Schuld von Othello abwälzen will! Die Unwahrheit Angesichts des Todes offenbart noch einmal das volle Wesen Desdemonas, ihre unendliche Liebe. Ihr Geschick ist deshalb erschütternd, weil sie von der Hand desjenigen, dem zu Liebe sie den Zorn ihres Vaters auf sich geladen und die Heimath mit dem Kriegslager auf einer fernen Insel vertauscht, dem sie Alles, was einem Weibe heilig und theuer ist, geopfert hat, den Tod empfängt, deshalb so mitleiderregend, weil wir uns sagen, daß ihre Unschuld allein das Unheil nicht abzuwehren vermag und gerade ihre Unschuld der Grund ist, weshalb die Zunge sich nicht als ein besserer Anwalt erweist. Desdemona mit ihrer rührenden und reinen Weiblichkeit ist eine der schönsten Frauengestalten, welche je die Phantasie eines Dichters ins Leben rief.

(Schluß folgt.)

Die internationale Kunstausstellung in München.

XII.

-1. Es ist allgemein bekannt, daß die Aquarellmalerei in keinem Lande der Welt so beliebt ist, als in England, wo bisweilen auf einer einzigen Ausstellung mehr denn tausend Aquarellbilder beisammen sind, darunter oft solche, deren Maßverhältnisse denen großer Oelbilder gleichkommen. Die internationale Kunstausstellung hat uns mehrere englische Arbeiten dieser Art gebracht, so zwei Blätter von Taylor, den „Auszug zur Falkenjagd" und „das Wägen des Hirsches" (120 und 125). Das Letztere von beträchtlicher Größe ist von sehr lebhafter Wirkung in Composition und Farbe. Dasselbe gab uns übrigens auch Gelegenheit zu bemerken, daß sich der Künstler keineswegs so streng an die Regeln dieser Maltechnik hält, als es die gewissenhaften Deutschen zu thun pflegen, denn er hat dem Verbot zuwider vielfach Lichter aufgesetzt, wo er mit den durchsichtigen Farben den angestrebten Effect zu erreichen außer Stande war. Absolon dagegen nahm sich in seinem „Vicar of Wake-

Digitized by Google

field" (123) und Callow in seinem „Venedig" (121) solche Freiheit nicht, ohne seinen Blättern zu schaden.

Wer der Ansicht huldigt, daß der Aquarellmalerei eine andere Aufgabe gestellt sei, als jene Art von Wirkung zu erreichen, welche durch die Natur der Oelfarben bedingt ist, wird mit den Arbeiten der Italiener Cabianca (197, 199, 200, 201, 210 u. 211) und Riccardi (198) nicht wohl einverstanden sein können; denn diese suchten den jetzt so beliebten pastosen Vortrag, der den Bildern ein eigenthümlich ruppiges Aussehen gibt, in die Aquarellmalerei zu übersetzen, und leider gelang ihnen das seltsame Experiment in überraschender Weise. Ihre Blätter scheinen in der That nicht auf starkkörniges Papier, sondern auf Mörtelbewurf gemalt zu sein, und wer sie einigermaßen genießen will, thut wohl daran, sechs Schritte Abstand zu nehmen. Die Hauptabsicht der Künstler ist und bleibt, durch unerwartete Effecte zu überraschen und zu blenden. Eigenthümlicher Weise gehen darin die Franzosen viel weniger weit. Vieles von dem Besseren — so z. B. Lami's Blatt „Ludwig XIV. stellt Philipp V. im Schlosse zu Versailles den Gesandten Spaniens vor" (212) — erinnert lebhaft an die weniger auffallende Art der deutschen Aquarellmalerei.

Diese ist in der internationalen Ausstellung weitaus stärker vertreten, als man wohl annehmen mochte, wenn man als Maßstab die Seltenheit von Aquarellbildern in deutschen Kunstausstellungen und insbesondere in Ausstellungen von Kunstvereinen anlegte. Diese Thatsache dürfte sich indeß wohl ganz einfach dadurch erklären, daß solche Blätter nur ausnahmsweise auf den Markt — und dazu rechnen wir im Allgemeinen auch Kunstausstellungen und Kunstvereine — gebracht zu werden pflegen, vielmehr in den weitaus meisten Fällen entweder nur aus besonderem Auftrag gemalt werden, oder doch nach ihrer Vollendung in feste Hand gelangen, wo sie wieder, einem Album einverleibt, nur Wenigen zugänglich bleiben. Der Deutsche hat die treffliche Eigenschaft, daß er Alles mit Ernst erfaßt und nicht eher nachläßt, bis er sich mit jeder Eigenthümlichkeit der Sache vollkommen vertraut gemacht hat, wobei er dann auch alle für sie gegebenen Gesetze und Normen gewissenhaft einhält. Das hat sich denn in dem fraglichen Kunstgenre wieder glänzend bewährt. Die deutschen Aquarellisten stehen zum Mindesten ebenso hoch als die Engländer, und auch nicht einer von ihnen hat, wie es Taylor gethan, sich gegen das Verbot des Aufsetzens von Lichtern versehlt.

Die meiste Aehnlichkeit mit den Engländern in Bezug auf die Technik zeigen Werner und Haag, beide bekanntlich in London wohnhaft. Des Ersteren „Landung Garibaldis in Sicilien" (116) und „Partie am Jordan" (124) bleiben hinsichtlich der Kraft und Tiefe der Farbe nicht hinter Oelbildern zurück. Dasselbe gilt von den Blättern Haags „Tyrolerjäger und Mädchen" (108), „Glück in der Wüste" (171) und „Sabinerin" (108), welche theilweise auch in einem bei uns ungewöhnlich großen Formate gehalten sind. An sie reiht sich, was gesättigtes Colorit und breite Behandlung betrifft, Ed. Hildebrandt, der Maler des Cosmos, mit einer Reihe der verschiedenartigsten Blätter (167—187) und Rud. Alt in Wien, der eine große Ansicht der „Peterskirche in Rom" und eine „Partie aus Schönbrunn" brachte (345 u. 399). Auch Heigel in München erzielte in seinem „Schützenpreis" (166) und „Porträt des Königs Ludwigs II." (348) eine frische und kräftige Farbenwirkung. Der treffliche Gerhardt ist durch ausgezeichnete Blätter spanischer Architekturen auf das Rühmlichste vertreten (367—370, 746, 747). Der Stuttgarter Heinrich schickte eine Anzahl höchst sorgfältig gezeichneter und wirksam in Farbe gesetzter Innenansichten (206, 209, 227, 228 u. 353), und hat sich, wenn wir nicht irren, nach französischen Mustern gebildet. Eibner in München brachte nur ein einziges flott und keck gemaltes Blatt (357), während Kirchner daselbst drei zur Ausstellung gab (364, 365 u. 392), welche durch die den wackeren Künstler eigene Sauberkeit und Eleganz der Zeichnung fesseln. Auch der Münchener Lichtenheld hat sich der Aquarellmalerei entschieden zugewendet, und erfreut durch köstliche Stimmungsbilder (360, 361, 371—373 u. 378). Ludw. Langes Blätter vom „Parthenon" und von „Korinth" (160, 395) erinnern uns lebhaft an die großartige und poetische Naturanschauung seines unsterblichen Freundes Carl Rottmann. Kossack in München geht in seinem großen Blatte „Joseph Poniatowsky besucht Mohorts Gestüt in der Ukraine" (195)

Digitized by Google

entschieden weniger in die Farbe, als die Vorgenannten, und findet in Reinhold Braun in Stuttgart darin einen Genossen; gleichwohl fesseln Beide durch die sorgfältige charakteristische Zeichnung in hohem Grade. Als eine höchst interessante Arbeit begrüßen wir v. Bezolds, des Rathes im bayerischen Cultusministerium und Referenten in Kunstangelegenheiten, mit größter Gewissenhaftigkeit hergestellte dreizehn Aquarelle aus den „Hochregionen der Berchtesgadener Alpengruppe" (128—140), welche nicht bloß dem Kunstfreunde, sondern auch dem Geologen schätzenswerth sind. H. und A. Spieß ward neben Anderen die spinose Aufgabe, die Wagnerischen Opern „Tristan und Isolde" und den „Fliegenden Holländer" (42 u. 43) zu illustriren. Sie haben jedoch ihre Aufgabe mit einem Geschick gelöst, das nicht zu unterschätzen ist, und überdieß dadurch Gelegenheit gegeben, ihren achtenswerthen Sinn für Farbe kennen zu lernen. Der wackere Frankfurter Meister Steinle, um mit dem Besten zu schließen, behandelte in seiner gemüthvollen und anmuthigen Weise Shakespeares „Viola" (98) und das liebliche Märchen vom „Schneewittchen und Rosenroth" (73) in anziehendster Weise, die, wenn auch entfernt, an Schwind erinnert, den wir eben so ungerne vermissen, als wir ihn hochachten. So bleibt uns denn nichts übrig, als uns mit dem Gedanken zu trösten, daß des Meisters eben der Vollendung entgegenreifendes Werk „das Märchen von der schönen Melusine" alle früheren an Tiefe und Innigkeit der Gedanken, Größe der Auffassung und Wohllaut der Linien weit, ja sehr weit hinter sich läßt.

Der Handzeichnungen große Menge macht es uns nur möglich, eine kleine Zahl derselben zu erwähnen. Eine Tuschzeichnung Meissoniers „die Kaiserin Eugenie mit dem kaiserlichen Prinzen in Nancy" (341), ohne Zweifel für den Holzschnitt bestimmt, überschreitet die Grenzen einer gewöhnlichen Illustration durch sprechende Charakteristik und vollendete Anordnung der Gruppen unendlich weit. Was die Durchbildung des für nur ephemere Zwecke bestimmten Blattes betrifft, so fragt man sich staunend, ob eine solche minutiöse, aber doch nirgends ängstliche Zeichnung mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln zu erreichen war. Von den Franzosen sind weiter Delaroche mit einem „Seesturm" (285), Ingres mit drei Blättern, darunter „die Jungfrau von Orleans" und die Apotheose Napoleons (507, 548 u. 563), dann Flandrin mit einigen Porträts und religiösen Blättern (543, 547, 562, 562 u. 572) hervorzuheben.

Der deutschen Cartons ist schon früher Erwähnung geschehen, weshalb wir uns hier darauf beschränken müssen, Gust. Königs Zeichnung „aus dem Leben des Propheten Elias" (497) und einer größeren Anzahl von Kreidezeichnungen Theod. Pixis in München zu nennen. Der Letztere zeigt sich in entschiedenem Fortschreiten begriffen, und ist jetzt im Stande, mit einer einzigen Figur mehr zu wirken, als vor Jahren mit einer größeren Anzahl derselben: er ist eben innerlicher geworden, und hat die schwere Kunst der Selbstbeschränkung gelernt.

Indem wir zu den Erzeugnissen der Kupferstecherkunst übergehen, haben wir vor Allem eine Thatsache festzustellen. Soweit die internationale Kunstausstellung zu einem Urtheil berechtiget, hat der Grabstichel die Punktir-Manier, die schwarze Kunst, die Aqua Tinta und selbst die Radierkunst fast ganz verdrängt. Wenn wir auch die Werke des Stichels denen des Spitzhammers, der Bunzen und Roulette, des Schabeisens und Polierstahls entschieden vorziehen, so vermissen wir doch ungleich schwerer, was die Nadel schafft. Und das um so mehr, als gerade in unseren Tagen es doppelt Noth thäte, dem Ueberwuchern der Farbe die ganze scharfe Bestimmtheit der Form entgegen zu stellen, um auf diese Weise den Rückweg vom sinnlichen Gefühlsdusel zum klaren präzisen Denken anzubahnen. Aber wir haben noch etwas zu bedauern, nemlich daß unsere Kupferstecher fast nie mehr auch Maler-Stecher sind, d. h. nach eigenen Entwürfen stechen oder radieren, sondern sich in den weitaus meisten Fällen darauf beschränken, mit ihrer Kunst nachzubilden, was Andre vor ihnen gedacht und geschaffen haben. Wenn wir auch weit entfernt sind, die Thätigkeit des Kupferstechers deßhalb aus der Reihe der Künste ausstreichen und der Technik zuweisen zu wollen, so können wir doch nicht verhehlen, daß die Kupferstecherkunst freiwillig auf ihre idealste Seite verzichtet, wenn sie aufhört, von innen heraus selbst zu schaffen, und ausschließlich zur

Digitized by Google

Copistin wird. Dieß Wort mag hart sein, aber wir halten es von unserm Standpunkte für begründet; denn der Stecher, der das geistige Produkt eines Andern wiedergibt, arbeitet nur insoweit selbständig, als er hiebei nach den Regeln seiner Kunst verfährt und das Original in seine Sprache übersetzt. So wenig nun der wahrhaft ein Dichter ist, der blos ein fremdes Gedicht in seiner Sprache wiedergibt, so wenig ist der im höheren Sinne ein schaffender Künstler, der eine fremde Schöpfung mit anderen Mitteln nachbildet. Er kann es sein, aber es ist nicht innerlich nothwendig, daß er es ist. Von der technischen Seite betrachtet, erscheint die Sache freilich anders, wie wir gerne zugeben wollen, denn von hier aus erweist sich das Stechen schon an und für sich unbestreitbar als Kunst, und ob sie fremde oder eigene Werke des Stechers zum Gegenstande ihrer Thätigkeit wählt, ist ganz gleichgültig.

Die Zahl der Stecher, welche nicht Anspruch auf die Bezeichnung als peintres graveurs machen können, ist außerordentlich groß, so groß selbst in der Ausstellung, daß wir von vorneherein unlieb darauf verzichten müssen, auch nur ihre bedeutendsten Arbeiten namentlich zu bezeichnen. Doch halten wir es für unsere Pflicht, von den Italienern Juvara (261), von den Franzosen Girardet (330), Mouillard (449), und Lepic (292, 306, 452) zu nennen. Von den Deutschen haben die Berliner Mandel (319, 320—323) und Oldermann (329), der Düsseldorfer Bartelmeß (248 und 327), dann die Münchener Barfuß (297, 314, 316), Burger (245, 269 Europas Entführung nach Genelli), Geyer (265), Preisel (230), Raab (263, 264, 285—279), Schultheis (231, 232, 249, 250, 256, 257, 271, 272 und 334), dann Friedr. Wagner (244) Bedeutendes geleistet. Von ihnen Allen kann Barfuß allein auf den Namen eines Maler-Stechers Anspruch machen.

Was den Holzschnitt betrifft, so ist diese schätzbare Technik nur in höchst mangelhafter Weise vertreten: die Franzosen und Engländer, welche auf die deutsche Holzschneidekunst so entscheidenden Einfluß gehabt, fehlen ganz und gar, und von den Deutschen die Düsseldorfer und Leipziger. Unter solchen Umständen bietet die internationale Ausstellung nach dieser Seite hin wenigstens wenig Belehrendes. Gleichwohl zeigt sie, wie die Münchener Schule (628—637) nach langjährigem Sträuben sich mehr dem Streben nach coloristischer Wirkung nähert, und mit den alten Traditionen allmählig mehr und mehr bricht, welche mit dem Cartonstich parallell laufen, während die Stuttgarter (678, 679) sich bemühen, auch die farbige Erscheinung der Objecte mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zum entschiedensten Ausdruck zu bringen, wobei denn von der Benützung der Hilfsmaschinen so wenig Umgang genommen wird, als bei dem modernen Kupferstich zu geschehen pflegt.

Die Eigenart eines Volkes, wie einer Culturperiode, spricht sich in nichts klarer und schärfer aus, als in der Architektur, denn die Architektur ist vor Allem der Ausdruck des innersten Wesens und Charakters derselben. So kann man mit Recht behaupten, es sei möglich, aus den hinterlassenen architektonischen Werken eines untergegangenen Volkes ein genaues Bild desselben zu construiren. Da nun die Architektur einer Periode sich als dieser durchaus homogen und ihr eigenstes Erzeugniß darstellt, so mußten Diejenigen in einem schweren Irrthum befangen sein, welche den Wunsch hegten, einen neuen Baustyl erfunden zu sehen. Man erfindet einen Styl ebenso wenig, als man eine Sprache erfindet; das haben die bekannten Münchener Versuche wohl zur Genüge bewiesen, um vor Aehnlichen abzuschrecken. Und doch war jener Wunsch nichts weniger, als unnatürlich; denn dem aufmerksamen Beobachter kann es unmöglich entgehen, daß unsere Architektur mit unseren Lebensbedingungen keineswegs so in innerem Einklange steht, wie es in anderen Culturperioden der Fall gewesen. Alle Grundsätze, auf welchen unsere gegenwärtige Architektur fußt, haben wir aus mehr oder minder weit hinter uns liegenden Culturperioden überkommen. Sie müssen uns deshalb nothwendig mehr oder minder fremd sein, und in innerem Widerspruche stehen mit unsren Gewohnheiten, unsrer Anschauungs- und Empfindungsweise. Daß dieß wirklich so ist, erkennen wir zur Genüge aus den durch die Liebhabereien Einzelner hervorgerufenen Versuchen, den einen oder anderen Styl wieder ins Leben zu rufen. Bei Prachtgebäuden allerdings macht sich aus naheliegenden Gründen dieser innere Zwiespalt nicht so sehr kenntlich, desto fühlbarer aber bei Wohngebäuden. Aus diesem Gefühle des Mißbehagens, das mit der Erkenntniß der Sachlage nothwendig verbunden

Digitized by Google

ist, erklärt sich auch die Unsicherheit und das Schwanken der Architekten zwischen den vorhandenen Systemen, sowie das oft unbewußte Sehnen nach der Bildung eines neuen unsern modernen Culturzuständen angemessenen Styls, das sich auch in der vergleichenden Zusammenstellung der Façaden und Grundrisse der wichtigsten Entwürfe für die Dombau-Concurrenz in Berlin (589 und 590) in unverkennbarer Weise ausspricht. Unsere Culturzustände sind ebenso wenig fertige, als unsere politischen, und nur aus der vollständigen Klärung beider kann eine Baukunst hervorgehen, welche den fertigen und zum Abschluß gediehenen Zuständen conform ist. Bis dahin werden wir uns mit Reminiscenzen begnügen müssen.

Unter diesen Reminiscenzen haben die an die antike Bauweise in unseren Tagen nur mehr eine kunstgeschichtliche, eine ästhetische Bedeutung; eine praktische höchstens noch in Prachtbauten, welche nicht als Wohngebäude dienen sollen. Aehnliches, wenn auch in beschränkterem Maße, gilt vom gothischen Style, der bei all seinem hohen Werthe für die Kirchen, für den Privatmann wenig oder gar nichts Anheimelndes mehr hat. Noch ferner liegt uns das zwar prächtige, aber doch schwerfällige romanische Princip, und so bleibt uns schließlich nichts mehr, als die Renaissance mit ihren vielfachen Wandelungen und ihrer unläugbaren Befähigung sich den Umständen anzupassen, nicht blos was die Ausschmückung, sondern selbst was die Anlage betrifft. Von hier aus wird, wenn wir uns nicht täuschen, auch das künftige neue Princip ausgehen, weil die Renaissance entschieden am meisten dazu geeignet ist, unseren Ansprüchen an Bequemlichkeit sowohl als Schmuck zu genügen.

So kann es denn auch nicht überraschen, wenn die modernen Architekten wenigstens da, wo es sich um Wohngebäude handelt, mit unverkennbarer Vorliebe auf die Renaissance zurückgreifen, so selbst ausgesprochene Verehrer der Gothik wie Hauberrisser (11—12) in München, Raschdorf in Cöln (314, 316, 317) Ludwig Lange und Emil Lange in München (221, 229 uno 258 uud 259), und Andre, außerdem namentlich der geniale Semper, der leider in der Ausstellung nicht vertreten ist.

Dagegen wäre es in hohem Grade unklug, zu tadeln, daß so ausgezeichnete Kräfte, wie Schmidt in Wien (481, 482, 485 und 486), dann Ferstel dortselbst (470—471, 474) und Denzinger in Regensburg (574) den Spuren der Gothik folgen, wenn es katholische Kirchen zu bauen gilt. Die Kirche ist noch dieselbe, die sie im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte war, ihre Bedingungen haben sich seither in nichts geändert, und so besteht die alte Harmonie ungestört fort, Dagegen halten wir es bei aller Hochachtung vor dem Talente Klingenbergs in Oldenburg für einen principiellen Mißgriff, einen evangelischen Dom (575) im gothischen Style bauen zu wollen, weil die evangelische Kirche mit den alten Traditionen, denen die äußere Erscheinung des Gotteshauses conform war, vollständig gebrochen hat*). —

Und so nehmen wir denn von unsern freundlichen Lesern Abschied. Wenn sie das Eine oder Andre in unseren Berichten vermißten, so mögen sie bedenken, daß ein Blatt wie das vorliegende der internationalen Kunstausstellung trotz ihrer hervorragenden Bedeutung unmöglich soviel Raum widmen kann, als ein eigentliches Kunstblatt. Waren sie mit unseren Ansichten nicht einverstanden, so können wir das nur bedauern und beifügen, daß wir unsrerseits jede Ansicht ehren, die sich wissenschaftlich begründen läßt, und gerne Belehrungen annehmen, daß wir es aber auch für unsre Pflicht hielten, unsere Anschauungen rückhaltlos darzulegen, weil uns die Kunst mehr gilt als Gunst oder Ungunst der Künstler.

*) Der Referent vergißt dabei, daß die Reformation in diesem Puncte überall da, wo sie siegte, als Erbin der Vorzeit auftrat. Die schönsten kirchlichen Baudenkmale ganz Norddeutschlands und Mitteldeutschlands sind im gothischen Styl, und Niemand hat noch daran gedacht, sie etwa ändern zu wollen, oder nur für unpassend zu halten, weil sie heute evangelischen Zwecken dienen Den Unterschied beider Confessionen bis in die Architektur hinein zu steigern, scheint uns eine doctrinäre Grille. Wäre der gothische Styl nicht der kostspieligste, so würde man im modernen Kirchenbau wohl nie von ihm abgegangen sein, aber auch in diesem Punct, wie in so manchem anderen hat sich die „liebe Noth“ als zehnte Muse erwiesen. D. R.

Digitized by Google

Vom Büchertisch.

** Es ist nicht die Aufgabe der Propyläen, die ganze Fluth der neu erscheinenden Belletristik kritisch Revue passiren zu lassen. Wenn wir gleichwohl hie und da auf ein neues Werk aufmerksam machen, so geschieht es theils seines Werthes halber, theils um dem Verleger, der es uns zugeschickt, einen Beleg zu liefern, daß es nicht brevi manu in die „Redactionshölle" hinabgewandert ist. Zu den Leistungen ersterer Art gehören „Die Grafen Barfus", Roman von A. Brachvogel (Leipzig, Dürr). Der Stoff des vierbändigen Werkes ist einer der interessantesten Perioden der preußischen Geschichte entnommen; wenn derselbe auch nicht zum ersten Male bearbeitet worden, so hat es Brachvogel doch am vollständigsten versucht, denn die Zeit seiner „Historie" umfaßt beinahe fünfzig Jahre, für die Einheit eines Kunstwerkes allerdings ein zu großer Rahmen. — Entschuldigt mag er zwar damit sein, daß diese Epoche — nämlich die Zeit des letzten Churfürsten von Brandenburg und seine Erhebung zum König gerade heute ein neues Interesse gewonnen. In der That sind die Streiflichter, welche aus der Geschichte jener Tage auf die Gegenwart fallen, bedeutsam genug, um auch manches Räthsel der heutigen Zeit in neuem Licht erscheinen zu lassen. Momentan zwar sind wir so glücklich, ein Einverständniß zwischen beiden Großstaaten angebahnt zu sehen, und wir wollen hoffen, daß dies von langer Dauer sein möge, und die alte Kluft endlich überbrücken möge; — die alte: denn der Antagonismus des Kaiserhauses und des nordischen Staates datirt nicht von gestern, im Gegentheil reichen die Wurzeln desselben bis in die Zeit des großen Churfürsten und später. Preußens damalige Verdienste um Oesterreich, seine thätige Theilnahme an den Feldzügen gegen Frankreich wie gegen die Türken, seine Siege bei Ofen und Szalankament, sowie der wenige Dank, den das damalige Brandenburg dafür hatte, sind bei den Tagespolitikern längst in Vergessenheit gerathen. Es ist deshalb gut, daß dies Bild wieder aufgefrischt wird, denn es enthält die beherzigenswerthe Lehre, daß es allezeit gut um Deutschland bestellt war, so lange die beiden mächtigsten Staaten zusammenstanden. Brachvogel ist übrigens Künstler genug, um seine Darstellung nicht durch politische Raisonnements zu verderben, sondern die Thatsachen durch sich selbst wirken zu lassen. Sein lebensvolles Gemälde enthält, wie der Titel besagt, namentlich die Familiengeschichte des Barfus, der nach dem alten Derfflinger und Schöning der berühmteste preußische Heerführer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war. Die traditionelle Feindschaft der Familien Barfus und Schöning zog damals den ganzen Hof und die hervorragendsten Familien activ oder passiv in Mitleidenschaft — so vor allen die Familien der Dönhoff, Dohna und des großen Staatsmannes Dankelmann, der bekanntlich gegen die Erwerbung der Königskrone war, und seinen feudalen, oder besser bürgerlichen Starrsinn mit siebenzehn Jahren Gefangenschaft auf Festung Peitz bezahlen mußte. Um diese Familien, in denen die Gräfin Leonore von Barfus als eine tragische Heroine hervorragt, gruppiren sich die Gestalten des Hofes, zuerst Friedrich I., seine Gemahlin, die philosophische Sophie Charlotte, dann sein Sohn Friedrich Wilhelm der Soldatenkönig, und endlich Friedrich II. als Kronprinz, außerdem die Familien Kolbe Wartenberg, Kamecke ꝛc. Viele Theile dieses historischen Panoramas sind allerdings nur skizzirt. Am besten sind dem Verfasser die Scenen auf Schloß Wusterhausen und Kossenblat und die rein romanhaften Elemente, wie die Figur des gefangenen Türken Schantir gelungen. Ein wahres Cabinetsstück ist die Figur des alten Derfflinger, die freilich nur zu bald aus der Erzählung verschwindet. Einen Schluß erhält das breite Gemälde dadurch, daß sich die Kinder der Todfeinde versöhnen; auch die Barfus und Schöning haben ihren Romeo und Julie. Trotz der großen Breite der Darstellung, die uns bei einem so gewiegten Dramatiker eigentlich überrascht hat, fesselt doch der Roman von Anfang bis zu Ende, und er wird sich unter den heutigen Productionen desselben Genres als einer der besseren behaupten.

In demselben Verlag erschien gleichzeitig ein komischer Roman: „Fanatiker der Ruhe" von A. v. Winterfeld. Der Verfasser hat sich durch seine Humoresken aus dem Soldatenleben, die im Hackländer'schen Genre geschrieben, rasch ein großes Lesepublikum erworben, und bei seiner Fruchtbarkeit wird er sich die Gunst desselben auch erhalten. Vorliegender Roman wird zwar voraussichtlich weniger bei

Digitized by Google

der Kritik als in den Leihbibliotheken Anklang finden. Die Idee desselben ist allerdings von drastischer Komik. Die Helden des Romans sind zwei Berliner Bürger, ein Conditor und ein Materialist, deren Ideal es ist, sich zur Ruhe zu setzen und das Leben zu genießen, nachdem sie es bis zu 20,000 Thaler Capital gebracht haben. Die Ausführung dieser löblichen Absicht und die Reihe namenloser Enttäuschungen, welche den beiden Fanatikern der Ruhe beschieden sind, bilden nun den Inhalt des Romans. Der Conditor Schellenberg geräth aus Ueberdruß an der Ruhe in Verzweiflung, der Materialist Fliedermüller hat ein Gut erstanden und eine Braut erkoren, aber Beide kommen in ein Chaos von Unruhe, Widerwärtigkeiten, Streitigkeiten und Drangsale aller Art. Das Buch wimmelt von komischen Charakteren und Situationen ächten und unächten Genres. Das Possenhafte überwiegt das Humoristische, und die Linie, wo das Alberne beginnt, bleibt nicht überall die unüberschrittene Grenze. Eine Figur, wie der alte Lieutenant, der sich fortwährend Denkzettel macht und alle Welt durch seine Mnemotechnik in Verwirrung bringt, ist ebenso veraltet, wie die Frau Pfarrerin mit ihrem verrückten Französisch. Phrasen, wie: „Separer propre et sans bourg" — sondern rein und ohne Flecken — „Sur aucune chûte" — auf keinen Fall — „vous blessez oui l'allût" — Sie verletzen ja den Anstand — „Il donne des esprits, qui se nouent pas à la leçon" — es gibt Geister, die sich nicht an die Stunde binden ꝛc. ꝛc. — das sind denn doch Witze, bei denen, wie man zu sagen pflegt, die Tapeten platzen. — Indeß auch das verschollene Genre der Clauren und Langbein scheint heute einer Wiederbelebung bedürftig zu sein.

Gehaltvoller ist ein dritter Roman: „Ein Wechsel" von A. Steffens (Leipzig, Günther). Ein junger Lieutenant verläßt, da er die Tochter seines vornehmen Vorgesetzten nicht erringen kann, den militärischen Stand, um etwas „Nützliches" zu werden. Von seinem Vater verstoßen und gänzlich mittellos, bringt er sich durch eigene Kraft vorwärts, studirt Bausach, und ist in wenigen Jahren ein tüchtiger Ingenieur geworden, der sich vor seiner eigenen Familie in Respect zu setzen weiß. Seine einstige Geliebte ist inzwischen vor Herzleid gestorben, aber ihre jüngere Schwester ist zu ihrem Ebenbild herangeblüht, und bei der zufälligen Bekanntschaft derselben knüpfen sich die alten Fäden wieder an. Doch steht jetzt die erbitterte Feindschaft beider Familien, die inzwischen Gutsnachbarn geworden, hindernd im Wege, bis endlich die Ausdauer der Liebenden den Starrsinn der Alten bricht und zum glücklichen Ende führt. Der Roman hat einen trefflichen ethischen Kern, und wenn auch die Darstellung häufig nüchtern und philisterhaft moralisirend, so liest sich das Buch doch leicht und angenehm, und darf Allen empfohlen werden, denen die du minorum zum Hausbedarf zählen.

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

⊙ Das erfreulichste Ereigniß der jüngsten Zeit, von dem wir berichten können, ist das längst ersehnte und nun zur Thatsache gewordene erste Auftreten Hrn. Rüthlings, der sicherste Beweis seiner völligen Genesung. Die dafür gewählte Rolle war günstig genug ausgesucht, um den Künstler für dies erstemal wenig anzustrengen und ihn uns doch wieder von einer Seite zu zeigen, in welcher er unübertroffen ist, in der Wiedergabe des biederen, trockenen Humors. Solch ein ehrenfester Hausvater ist Dr. Warrenberg in Benedix' Lustspiel: „Das Lügen", einer mit allen Vorzügen Benedix'scher Situationskomik ausgestatteten Arbeit. Sie hat sich denn auch in der Gunst des Publikums behauptet, und verdient das trotz ihrer leichtsinnigen Exposition und der wenig strammen Durchführung. Das Haus war gefüllt, und mit Spannung wurde das Aufrollen des Vorhangs erwartet: die erste der auftretenden Personen ist Doctor Warrenberg. Als nun Hr. Rüthling erschien, ging ein endloses Beifallsrufen und Klatschen durch die Reihen des Parkets und die Logenränge, Lorbeer- und Blumenkränze, Bouquets fielen auf die Bühne nieder; es war kein Aufhören des Jubels; der bei Sängerinnen übliche Applaus blieb weit zurück gegen diesen herzlichen Zuruf.

Digitized by Google

Hr. Rüthling schien bewegt zu sein von diesem Empfang, dem ein ähnlicher vorausgegangen war im Garderobezimmer, bereitet von den Collegen, „der schönste Beweis für die Werthschätzung des liebenswürdigsten Charakters des Künstlers auch bei seinen Kunstgenossen", wie die Tagespresse sich ausdrückte. Die unsichere Stimme, mit welcher der Künstler die ersten Sätze sprach, zeugte von jener Bewegung; doch die Aufregung war bald überwunden und die ungebrochene Kraft, die alte Sicherheit in der Durchführung der erfaßten Rolle ließen die letzten Zweifel schwinden an eine Folge seiner Krankheit. Wir freuen uns dessen und beglückwünschen den Darsteller darum. Ihm selbst wird die Freude des Publikums ein Beweis sein, wie hoch er in seiner Gunst steht, und welche Anerkennung es seinem ernsten Streben zu Theil werden läßt. So möge er denn auf dem eingeschlagenen Wege zur Vollendung weiter schreiten mit demselben Fleiße und jener Ausdauer, die ihn seinen bisherigen Erfolg erringen ließen; — dem Strebsamen ist auch der höchste gewiß.

Um nicht später noch einmal auf das erwähnte Lustspiel zurückkommen zu müssen, reihen wir hier die nöthigen Bemerkungen an. Da fiel denn auf, daß Hr. Rohde auf dem Zettel fehlte und für ihn Hr. Häusser den leichtsinnigen Träger der Verwicklung darzustellen hatte. So sehr nun Hr. Häusser sich eignet zur Darstellung von Episoden oder kleineren, scharf abgegrenzten Rollen, so wenig gelingt ihm die Darstellung eines breiter angelegten Charakters. Sein Brünnow z. B. in Heyses „Kolberg" ist eine ganz vorzügliche Leistung, im „Lügen" ließ er uns keinen Augenblick Hrn. Rohde und dessen frühere Darstellung des Bonvivants vergessen. Frln. Marie Mayer wechselt sehr zum Vortheil der betreffenden Dichtungen häufig mit Frau Dahn-Hausmann in der Repräsentation der Salondame ab. Hier ist ihr Feld; die letzte Wiederholung der „Gönnerschaften" bestätigte dies Urtheil. So manches Conversationsstück, das sein schaler Inhalt unzweifelhaft zum Sinken bringen würde, hält ihr geistreiches, bis in die kleinsten Pointen vermittelndes, und doch bei aller Berechnung und ins Lichtsetzen ihrer Mittel ein an die Absicht erinnerndes Spiel über Wasser. Nur versuche man nicht, ihren Füßchen, die an die spitzen Absätze moderner Chaussure gewöhnt sind, den Kothurn unterzuschnallen. In die Tragödie und das recitirende Drama paßt sie nicht. — Mit den „Gönnerschaften wurde „Nach Mitternacht", von Lang, vor die Lampen gebracht. Warum gerade diesen Gegensatz? Hr. Lang ist freilich ganz köstlich, und sein jedesmaliger Sprung ins Bett wirksam auf das Zwerchfell des Beschauers. Aber die Bluette paßt wegen ihrer veralteten Komik doch mehr für eine Vorstadtbühne als in das gerade zu den subtilsten Arbeiten am besten sich eignende Residenztheater. — In den „Geschwistern" hatte Hr. Richter wieder den Fabrice übernommen und wurde vom Auditorium für die Darstellung mit Beifall ausgezeichnet. — Kleists „der zerbrochene Krug" excellirte wieder durch jene gerundete Darstellung, die jede frühere Vorführung des berühmten Lustspiels an der hiesigen Bühne auszeichnete; Christens Dorfrichter ist ein Meisterstück schauspielerischer Leistung. — Endlich Görners „Schwarzer Peter", der mit den letztgenannten beiden Stücken einen Abend füllte, gab Frln. Ramlo Gelegenheit, wieder einmal das Theater von einer andern Seite zu sehen, als aus der Loge der Schauspielerinnen, ein Schicksal, welches bekanntlich dem Fräulein nicht zum öftesten passirt. Die Gründe dieser Erscheinung wird Hr. Jenke am besten wissen. Der Wunsch nach Abhilfe ist allgemein. Es findet sich wohl noch der Ort, diesem Wunsche präcisen Ausdruck zu geben. — Oscar v. Redwitz hat es mehr dem Ansehen, welches der Verfasser der „Amarant" in seiner Heimath genießt, zu verdanken, daß sich zwei seiner verschiedenen Bühnendichtungen noch auf den Brettern behaupten, als dem inneren Werthe dieser Dichtungen. Einen erfreulichen Eindruck vermag die „Philippine Welser" auf die Dauer schwer zu machen, abgesehen von dem durch und durch undramatischen, rein epischen Charakter der Dichtung, um des Geistes willen, der sie durchweht. — Schließlich noch die Schiller'sche Bearbeitung von Gozzis „Turandot" mit Frln. Ziegler in der Titelrolle. Im Ganzen genommen war diese Vorstellung nur eine theilweis lobenswerthe. Frln. Ziegler schien an diesem Abend nicht besonders glücklich disponirt zu sein, abgesehen davon, daß das komische Element dieser Rolle ihrem Naturell fern liegt und deshalb neben dem tragischen Pathos nicht recht aufkommen kann. Bei allem Ernst und Kern, den Schiller in die Oberflächlichkeit der italienischen Maskerade gebracht

Digitized by Google

hat, bleibt die Turandot doch wesentlich eine Parodie und muß mit Bewußtsein als solche gespielt werden. Auch die HH. Pantalon, Tartaglia und Truffaldin schufen zwar ganz köstliche Sonderexemplare ihrer Persönlichkeiten, vergaßen aber darauf, wie sie eigentlich nichts anderes seien, als unsere alten Bekannten, die stehenden Figuren aller Harlekinaden. Das hätte ihrer Repräsentation mehr Lokalton verleihen können und sollen. Gelegentlich der Declamation des Schiller'schen Verses aus dem Munde der übrigen Mitwirkenden ein andermal, der Raum ist heute ohnehin über Gebühr ausgenützt.

b) Oper:

* Franz Lachners „Katharina Cornaro" und „Die Stumme von Portici" waren die einzigen Opern, welche zwischen dem 5. und 13. October gegeben wurden. Der Aufführung des erstgenannten Werkes konnte ich nicht beiwohnen; aus Allem jedoch, was sich Kenner und Dilettanten erzählen, geht hervor, daß das Unglück, am 8. d. M. nicht im Hof- und National-Theater gewesen zu sein, ohne irgend einen besondern Aufwand von Resignation zu verschmerzen ist. Die Theaterhexe soll nämlich an diesem Abend ihr Wesen mit außergewöhnlicher Emsigkeit getrieben haben, und brachte nicht nur Hrn. Nachbaur („Marco Vernero") mehrmals und in sehr auffallender Weise aus dem Contexte, — auch der sonst so sichere Hr. Vogl („Jakob von Lusignan") ließ sich einmal aus dem Sattel heben; Frln. Stehle („Katharina") soll nicht nach Wunsch disponirt gewesen sein, und zu allem Ueberflusse machte im dritten Acte sogar die Orgel den nächsten Versuch zu qualificirter Unbotmäßigkeit. Hr. Bausewein („Onofrio") und vor Allen Hr. Kindermann („Andrea Cornaro") waren, wie mir einstimmig versichert wird, die einzigen, welchen der von Zeit zu Zeit auf jeder Bühne sich geltend machende Spuk nichts anzuhaben vermochte.

Die zweite der Eingangs erwähnten Opern wurden erst am Tage ihrer Aufführung (am 10.) für den anfänglich in Aussicht gestellten „Oberon" eingeworfen, nachdem bei der Abends zuvor abgehaltenen Hauptprobe für das Weberſche Werk sich herausgestellt hatte, daß zur Ueberwindung der mancherlei scenischen Schwierigkeiten, womit Oberon die Theatermaschinisten heimzusuchen pflegt, noch einige weitere Proben unumgänglich nöthig sein würden. Dennoch gelang das Ganze recht gut und fand vielen Beifall. Die Rollen waren wie bei der am 19. September stattgehabten Aufführung besetzt. Unter den Sängern thaten sich zumeist Frln. Leonoff, Hr. Nachbaur und Hr. Kindermann hervor; die „Fenella" des Frln. Johanna Meyer muß auch dießmal als eine Musterleistung bezeichnet werden.

Die in letzter Zeit zwischen vocalen und instrumentalen Kräften öfter als wünschenswerth ausbrechenden Dissidien hinsichtlich der Temponahme machten sich auch dießmal bemerkbar; allein so lange das Orchester nicht etwas höher gelegt und — vor allen Dingen — der Dirigent der Bühne näher gebracht sein wird, ist eine definitive Beseitigung dieses Uebelstandes kaum zu gewärtigen. Uebrigens gedenkt man — wie mir von verlässiger Seite mitgetheilt wird — schon in nächster Zeit eine Correction der eben berührten, des Guten jedenfalls zu viel thuenden Neuerung vorzunehmen.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Dresden. Soviel bis jetzt bestimmt ist, wird ein vorläufiges Interimstheater, ein Rundbau von Holz, in die Zwinger-Anlagen gebaut, an die Stelle des Gasometers. Das wirkliche, von Eisen zu erbauende Interimstheater kann erst zum Frühjahr fertig werden und soll seinen Platz in dem Herzogin-Garten finden; doch gibt es eine Partei, die dafür strebt, daß dieses Theater in die Neustadt auf dem Bautzener Platz verlegt werde, damit auch später dieser vernachlässigte Stadttheil ein Theater habe. Die vom Könige bestellte Commission für den Theaterbau wird darüber berathen.

Digitized by Google

Leipzig. Nachdem „Rienzi“ achtmal vor gedrängt vollem Hause gegeben worden ist wird das Repertoir mit einigen neu einstudirten Opern erweitert. Letztere sind: „Don Pasquale“ von Donizetti, „die Krondiamanten“ und „der schwarze Domino“. Auch „Orpheus“ soll einstudirt werden; man wird gut thun, das Publikum zu erinnern, daß außer Offenbach auch ein gewisser Gluck eine Oper dieses Namens componirt hat. Hiermit soll durchaus keine Verdächtigung der Geschmacksrichtung unseres Publikums ausgesprochen sein, sondern nur das Factum, daß Ritter Christoph v. Gluck vollständig homo novus für die Leipziger Oper geworden ist. (Signale.)

Leipzig. Frln. Pichler, Tochter des rühmlichst bekannten Baritonisten Hrn. Pichler in Frankfurt a. M., debütirte (am 5. d.) als Marie im „Waffenschmied“. Der ihr von Breslau, ihrem bisherigen Engagement, vorausgegangene Ruf hat sich in aller Weise bestätigt. Frl. Pichler, eine Gretchen-Erscheinung von bezaubernder Schönheit, sang die Partie der Marie mit einer so sympathischen Stimme und bewährte so gute Schule, daß wir diese neue schöne Kraft für unsere Oper nur als höchst willkommen begrüßen. Das Publikum spendete dem jungen, schönen Gaste lebhaftesten Beifall und bethätigte denselben auch durch mehrmaligen Hervorruf. Ueberhaupt war die ganze Vorstellung eine vortreffliche. (Allg. Th.-Chr.)

London. Das Resultat des Norwich-Musikfestes liegt nun vor: in pekuniärer Hinsicht war es eine Fehlgeburt. Seit 1824 war keine so schlechte Einnahme. Es ist dies um so bedauerlicher, als diese Feste für viele Armen-Anstalten eine Unterstützungsquelle bieten. Wie immer schloß auch diesmal der Messias die Reihe der Concerte, denen auch der übliche Festball als Nachruf nicht fehlte — erst gebetet, dann getanzt. Auch das Worcester-Musikfest (das 146. seit der Gründung) ist vorüber. Ursprünglich hafteten 6 Stewards für das Soll und Haben dieser Feste; diesmal zählte man deren 72. Die Kirchenfrage (daß die Tagesconcerte im Dom abgehalten werden dürfen) war auch diesmal auf der Tagesordnung, wurde aber glücklich überwunden. Der erste Festtag wurde mit dem üblichen Gottesdienste eingeweiht (Predigt und Gesang), und um 12 Uhr begann die Aufführung des „Elias“. Am zweiten Tage wurde das für diese Tage componirte Oratorium „the prodigal son“ von A. Sullivan gegeben. Das Werk wurde mit lebhaftem Interesse aufgenommen. Ein Theil des „Judas Maccabäus“ füllte die übrige Zeit aus. Am dritten Morgen wurde Rossinis neue Messe und der „Lobgesang“ aufgeführt. Von großer Wirkung war die im Orchester aufgestellte elektrische Orgel der Firma Bryceson in London, nach der Erfindung des Charles Backer. Am letzten Tage war Messas und Festball und sollen gegen 3000 Zuhörer zugegen gewesen sein. In den drei Abendconcerten waren die hervorragendsten Nummern: Die Cantate „Ancient Mariner“ von Barnett, Beethovens Violinconcert, von Carrodus gespielt; die Walpurgisnacht; ein Theil der Zauberflöte und Beethovens achte Symphonie. Auch die Einnahme dieser Festtage entsprach nicht den Erwartungen.

London. Mr. Mann wird in kommender Saison wieder 26 Concerte im Crystallpalaste veranstalten, deren erstes am 2. Oktober stattfand. In der nächsten Zeit sollen dort die Symphonie in C dur von Sternbale Bennet, die „historische Symphonie“ von L. Spohr, Arthur Sullivans Oratorium „Der verlorene Sohn“ und Hillers „Es muß doch Frühling werden“ und einzelne Nummern aus Mendelssohns „Hochzeit des Camacho“ zur Aufführung kommen.

* München. Den Freunden classischer Kammermusik können wir die erfreuliche Nachricht mittheilen, daß am 30. Oct. die HH. Jean Becker, Masi, Chiestri und Hilpert (das sogenannte „Florentiner Quartett“) im Saale der k. Musikschule eine Soirée veranstalten werden, worin, außer einem Quartette von Mozart, das „Harfenquartett“ von Beethoven und ein in München bisher unbekanntes Quartett von Herbeck zur Aufführung kommen wird. — Zur Aufnahme in der k. Musikschule pro 1869/70 meldeten sich im Ganzen 96 Schüler und Schülerinnen. Darunter sind von 73 Schülern und Schülerinnen des vorigen Jahres 51 verblieben; von 45 neu angemeldeten bestanden 26 die Prüfung in den verschiedenen Spezialfächern. Es wurden demnach neu aufgenommen: 4 Sänger, 8 Sängerinnen, 5 Klavierspielerinnen, 1 für Contrapunkt und Orgel, 6 Violinspieler, 1 Flötist, 1 Contrabassist, so daß sich die Schülerzahl auf 77 entziffert. In der Chorgesangsschule befinden sich 60 Hospitirende.

Paris. Vom Théâtre Italien ist das nun vollständige Programm erschienen. Unter den neu einzustrenden Opern bemerken wir: „Idomeneo von Mozart, „Maria Stuarda“ und „Alina“ von Donizetti, „Forza del destino“ von Verdi, „Gli Esposti“ von Ricci, „Guido und Ginevra“ von Halevy und zwei bis jetzt noch unbekannte Werke von Fel. David. Gespielt wird: Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, an den andern Tagen sind Extra-Vorstellungen für Aufführungen von größeren Chor- und Orchesterwerken in Aussicht gestellt; den Abonnenten, welche schon durch die eingetretenen Preisermedrigungen sehr erfreut sind, werden

Digitized by Google

hierzu die Plätze reservirt. — Im Théâtre de l'Athénée wurde die komische Oper: „Crispino e la Comare" mit unterlegtem französischem Textbuche gegeben. Sie hatte in der italienischen Oper, weil eben der Text, der hier nicht nebensächlich ist, für das Gros des Publikums unverständlich war, nie recht durchgreifen wollen. Nuitter und Beaumont haben sich der Aufgabe unterzogen, diese Oper unter dem Titel „Doctor Crispin" französisch zu appretiren, und sie hat entschieden durchgeschlagen.

Paris. „Herr Grandier", ein vieraktiges Drama in Versen, vom Theatre Dejazet gegeben, ist eines der besten Stücke, die in jüngster Zeit hier zur Aufführung kamen. Der Dichter ist Herr Guichard, ein früherer Schauspieler Die einfache, aber gut durchgeführte Handlung gewinnt durch die schöne Sprache. — Sardous „Aepfel des Nachbars", ursprünglich für das Palais Royal geschrieben, werden jetzt mit Erlaubniß des Dichters von den Variétés gegeben. Sardou hat dieses Stück nach einer Novelle von Charles Bernard „Ein Beamten-Abenteuer" geschrieben. Bei den früheren Vorstellungen schrieb Leo Lespes, auf Sardous Hinneigung zu Plagiaten anspielend, in einer Kritik: „Herr Sardou ist unter allen Menschen am besten geeignet, über die Aepfel des Nachbars zu schreiben, da er die Gewohnheit hat, sie zu pflücken." (Cur.)

Paris. Am 30. September brannte das Hippodrom ab. Es ist der 18. Pariser Theater-Brand seit hundert Jahren. Die Opéra brannte zweimal ab, in den Jahren 1763 und 1781; das Odéon ebenfalls zweimal und das Théâtre italien im Jahre 1838. — Die 42 Concurrenten des Preises der Opéra für die Composition des Textes „La Coupe du roi de Thulé", deren Termin am 2. Oktober zu Ende ging, haben mit absolnter Stimmenmehrheit folgende Jury-Mitglieder gewählt: die Herren Bazin, Boulanger, Duprato, Gevaert, Maillart, Victor Massé, Saint-Saëns und Semet. Emil Perrin, der Direktor der Opéra, wird dieser Jury präsidiren. — Das neue Orchester-Unternehmen, mit Litolff als Dirigenten, soll Ende Oktober an Sonntag-Abenden in der Opéra seinen Beginn mit musikalischen Novitäten inauguriren. (N. Berl. M.-Z.)

Vermischtes.

München. Se. Maj. der König haben eine sehr namhafte Zahl von Skizzen und Studien, welche auf Rechnung der Cabinetskasse aus dem Nachlasse des bekannten Künstlers Bonaventura Genelli erworben worden, dem k. Handzeichnungs- und Kupferstich-Cabinet dahier als Geschenk zugewendet, — eine Schenkung, welche bei der Bedeutung des gedachten Künstlers als eine wesentliche Bereicherung jener Sammlungen betrachtet werden kann.

Zwei interessante Beiträge zur Geschichte der deutschen Buchdruckerkunst und des deutschen Buchhandels sind: „Die Buchdrucker-Familie Froschauer in Zürich" (1521—1595) mit einem Verzeichnisse der aus ihrer Offizin hervorgegangenen Druckwerke, von C. Camillo Rudolphi (Zürich, Orell, Füßli u. Co.) und „Die Koburger, Buchhändler-Familie zu Nürnberg," eine Darstellung des deutschen Buchhandels in der Zeit des Ueberganges von der scholastischen Wissenschaft zur Reformation (1470—1540; aus dem Jahre 1525 werden unter Anderm Briefe Martin Luthers mitgetheilt, in welchen er der Thätigkeit der Koburger gedenkt), von Oscar Hase. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1869).

Die „C. Z." stellt die interessante Conjectur auf, daß Beethovens „Pastoral-Symphonie" nicht nur eine ältere Vorläuferin, sondern dem Anschein nach auch ein Vorbild gehabt habe. Bereits aus dem alten Gerberschen Lexikon ist die Thatsache bekannt, daß 1784 im Verlage Rath Bosslers zu Speyer eine Symphonie gedruckt erschien, die von J. H. Knecht componirt war und den Titel führte: „Musikalisches Gemälde nach der Natur" für fünfzehn Stimmen. Fétis macht nun auf die Aehnlichkeit der Anlage aufmerksam, da ihm zufällig ein Exemplar der Speyerschen Originalpartitur zu Händen kam. Dies dürfte für alle Freunde der Beethovenschen Symphonie von hohem Interesse sein. — Das Programm der Uebersetzung des (französischen, damals üblichen) Titels heißt wörtlich: „Das musikalische Portrait der Natur, Symphonie 2c. drückt durch Töne aus: 1. Eine schöne Gegend, wo die Sonne scheint, die lieblichen Zephyre wehen, die Bäche durch das Thal rieseln, die Vögel zwitschern; ein Bergstrom fällt mit Geplätscher von der Höhe herab, der Hirt pfeift, die Lämmer springen, und die Hirtin läßt ihre sanfte Stimme hören. 2. Der Himmel fängt an, plötzlich dunkel zu werden, die ganze Nachbarschaft athmet nur mit Mühe und ist bange; die schwarzen Wolken steigen auf, die Winde fangen an zu rauschen, der Donner rollt von Weitem und das Gewitter naht langsamen Schrittes. 3. Das Gewitter, begleitet von rauschenden Winden und Platzregen, bricht mit voller Kraft aus; die Gipfel der Bäume rauschen, und der Bergstrom wälzt seine Fluthen mit einem entsetzlichen Lärm. 4. Das Gewitter beruhigt sich nach und nach, die Wolken verziehen sich, und der Himmel

Digitized by Google

wird heiter. 5. Die Natur, vor Freude entzückt, erhebt ihre Stimme zum Himmel und bringt dem Schöpfer den wärmsten Dank in sanften und lieblichen Gesängen." Gewidmet ist die Symphonie dem Abbé Vogler. Da nun Beethoven seine ersteren Sonatinen (im 10. und 13. Lebensjahre) auch im Bossler'schen Verlag drucken ließ, so ist es bei diesen Beziehungen sehr unwahrscheinlich, daß er Kuechels Werk nicht gekannt hätte.

Ein Kunstroman ist von der bekannten früheren Ballettänzerin und derzeitigen beliebten Schriftstellerin Miß Braddon in dem Organ „Belgravia Annual" zu erwarten. Er heißt: „Theatermalers Frau".

Von E. Marlitt, der berühmten Verfasserin von „Das Geheimniß der alten Mamsell", „Goldelse", „Reichsgräfin Gisela" ist soeben ein Band „Thüringer Erzählungen" (Leipzig, E. Keil) erschienen. Derselbe Verlag kündigt gesammelte Gedichte von Robert Prutz unter dem Titel „Buch der Liebe" an.

Von Otto Müller, der bereits Bürger und Charlotte Ackermann im Gewande des Romans vorgeführt, wird demnächst ein neues Werk erscheinen, welches „Der Professor von Heidelberg. Ein deutsches Dichterleben aus dem sechszehnten Jahrhundert" betitelt ist.

Unter dem Titel „Shakespeare-Museum" erscheint seit Oktober in Leipzig eine Zeitschrift als „Organ zur wechselseitigen Förderung im Studium und Verständniß Shakespeare's". Redakteur und Herausgeber ist Max Moltke.

Am 8. Oktober fand in Bonn der Verkauf der höchst bedeutenden, ca. 30,000 Bände starken Bibliothek des verstorbenen Prof. Otto Jahn statt. Es ging dieselbe in den gemeinschaftlichen Besitz der hiesigen Herren Lempertz und Cohen u. Sohn und des bekannten Hauses Joseph Baer in Frankfurt a. M. über. Der Kaufpreis betrug 21.000 Thaler.

Carl Reinecke hat eine vollständige Musik zu Schillers „Wilhelm Tell" componirt und soeben vollendet.

In Florenz ist eine treffliche italienische Uebersetzung von einem Theile der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" von Eugenio de Benedetti erschienen. „Ivo il Pievanino", „Il Tolpaccio" und „La Pipa di Guerra" heißen die drei kleinen Cabinetsstücke aus der Galerie des Meisters Auerbach, deren Ton und Colorit der italienische Copist meisterhaft zu treffen verstand. „Obwohl", sagt Herr de Benedetti in seinem Vorworte, „vor beinahe 30 Jahren und in einem Lande geschrieben, das Hunderte von Meilen von uns entfernt und durch sein Klima, wie durch seine Race und seine Sitten von uns verschieden ist, werden diese Erzählungen doch, wie ich nicht im Geringsten zweifle, auch beim Publikum Italiens die freundliche Aufnahme finden, die sie bisher noch überall in Deutschland, wie in anderen Culturländern, gefunden haben. Sie werden, wie ich hoffe, den Bewohnern der hohen Alpen ebenso gefallen, wie denen der fruchtbaren lombardischen Ebene, den Lesern und Leserinnen auf den anmuthigen toskanischen Hügeln ebenso, wie denen an der malerischen Seeküste von Neapel und Palermo. Dem italienischen Leser wird es gewiß interessant sein, einen Blick zu thun in das deutsche Dorfleben, besonders im gegenwärtigen Augenblicke, wo man in Italien mit so allgemeiner lebhafter Theilnahme die Werke der Wissenschaft und Literatur studirt, die das deutsche Volk während der Zeit eines langen fruchtbaren Friedens zur Reife gebracht. (M. f. d. L. d. A.)

„Ein deutsches Königshaus", fünfaktiges Schauspiel von Max Ring, hat auf dem Berliner Victoria-Theater einen schönen Erfolg gehabt. Die Arbeit ist gediegen und von Poesie durchdrungen. Die großartige Natur des Kaisers Otto I. trägt die Handlung und wurde durch Heudrichs zur vollen Geltung gebracht.

Die große Anzahl der Uebersetzungen von Shakespeares Sonetten noch durch eine neue zu vermehren, hat der durch seine „Shakespeare-Forschungen (3 Theile, Halle, Barthel)" und seine kritische und exegetische Ausgabe von Shakespeares „Hamlet" (ebendaselbst) als gründlicher Kenner, gelehrter Interpret und scharfsinniger Emendator rühmlichst bekannte Dr. ph. Benno Tschischwitz in Halle a. d. S. unternommen. Der große Philologe Karl Lachmann eröffnete bereits in seiner Jugend den Reigen der Uebersetzer dieser Sonette; ihm folgten nach einander G. Regis, E. Ortlepp, F. Bodenstedt, W. Jordan, K. Simrock, F. A. Gelbcke, A. Neidhardt, H. Frhr. v. Friesen, die sämmtlich mehr oder weniger dazu beitrugen, den größeren Theil des gebildeten deutschen Publikums mit den wahrhaft großartigen poetischen Schönheiten dieser Dichtungen bekannt zu machen. Der neue Uebersetzer ist bemüht gewesen, bei möglichster Treue des Sinnes auch die Wortspiele beizubehalten und sowohl in der metrischen Form als in der Eleganz des Styls dem Originale nahezukommen. Wir zweifeln nicht, daß der auch als Poet nicht unbekannte Gelehrte auf Grund eines solchen Vornehmens eine Uebersetzung liefern wird, die man den besten Reproduktionen ausländischer Dichtungen wird beigesellen müssen, die wir in Deutschland besitzen.

Digitized by Google

Die Bildwerke des Dresdener Theaters können wohl für verloren gelten, wenn auch nicht alle herabgestürzt sind. Es waren Meisterwerke darunter. Von Rietschels Hand stammten die am Haupteingange aufgestellten Bildsäulen von Schiller, Goethe, Gluck und Mozart, und die Bildwerke: „Orest, von Minerva und Apollo gegen die Furien beschützt", und „Die Wirkung der Musik". Hähnel meißelte die Bildsäulen von Shakespeare und Euripides und einen Bacchuszug, Seelig zwei Tänzerinnen, einen Faun und einen Satyr.

Der von dem Verleger des New-Yorker Belletristischen Journals, Richard Lexow, für die beste belletristische Arbeit ausgesetzte Preis von 1000 Thlrn. wurde durch die Preisrichter Prof. C. Herrig, Dr. Andree und Prof Dr. Gosche einstimmig Herrn Ewald August König in Elberfeld zuerkannt für dessen Roman „Durch Kampf zum Frieden".

Einer interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Bühnen-Novitäten bezeichnet man das bekannten dramatischen Schriftstellers Wilhelm Cappileris bereits unter der Presse sich befindende Pièce: „Der Fuchs in der Schlinge", und soll diese ihres eigenthümlichen Genres wegen jetzt schon in dem dramatischen Schriftsteller Jules Barbier in Paris einen Uebersetzer gefunden haben.

Ueber die „Reisegeschichten" von Gisbert v. Vincke (Münster, 1869) schreibt das „Magazin f. Lit. d. Auslands": „Das Büchlein, welches mit einer liebenswürdigen Dedication an Fritz und Luise Reuter beginnt, enthält in eleganten abwechselnden Versmaßen eine Reihe humoristischer Reise-Erlebnisse, welche indessen unter sich in Zusammenhang stehen und zum Hauptschauplatz Paris zur Zeit der Weltausstellung haben. Die Art und Weise der Verse und der in ihnen spielenden Heiterkeit erinnert an die Novellen in Versen von Paul Heyse. Einzelne Stücke indessen, z. B. die Chronik Münsters und die Schilderung der Wiedertäufer-Zeit, übertreffen an Eleganz und epischer Tiefe noch die Gedichte Heyses. Solche und ähnliche Episoden, welche in Form von Erzählungen der Hauptpersonen geschmackvoll eingefügt sind, lassen sich auch einzeln herausnehmen und für sich genießen."

In Paris erscheinen gegenwärtig 551 Journale, davon 30 politischen, 77 theologischen (22 protest., 7 israel.), 29 pädagogischen, 99 rechtswissenschaftlichen Inhalts; ferner beschäftigen sich davon 16 mit Gegenständen der Verwaltung, 46 der Medizin und Chirurgie, 16 des Militärwesens, 100 der Landwirthschaft und des Gartenbaues, 67 des Theaters und der schönen Künste, 22 des Bergbau- und Eisenbahnmesens, 29 des Handels- und Finanzwesens, 9 des Spiritismus und 4 der Freimaurerei.

Eine Büste der Königin Victoria, von ihrer Tochter, der 21jährigen Prinzessin Louise gemeißelt, ist von der Königin der königlichen Akademie geschenkt worden. Sie soll ihren Platz in dem großen Ausstellungsraum erhalten.

Ein neues bibliographisches Journal unter dem Titel „l'Indicateur bibliographique et artistique" erscheint seit 1. August in Paris bei Carian.

Im Königreich Großbritannien hat sich der Absatz von periodischen Blättern seit Abschaffung des Zeitungsstempels ganz außerordentlich vermehrt; während im Jahre 1861 nur 39 Millionen Nummern von Zeitungen und Wochenblättern abgesetzt wurden, ist die Zahl derselben im Jahre 1868 auf 2500 Millionen gestiegen.

Nach einer Zusammenstellung im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel wurden von Leipzig aus im Jahre 1868 138,200 Ctr. Bücher versandt; im Jahre 1865 betrugen die Versendungen 124,900 Ctr, im Jahre 1866 116,900 Ctr. und im Jahre 1867 129,800 Ctr. — Die Zahl der im Jahre 1868 erschienenen Neuigkeiten wird mit 12,936 angegeben, während diese im Jahre 1865 11,719, im Jahre 1866 10756 und im Jahre 1867 12,074 betrugen.

Ueber deutsche Kunst in Texas schreibt der Schauspieler Ostermann, früher Director des deutschen Theaters in New-Orleans, aus Neu-Braunfels: „Seit anderthalb Jahren habe ich der modernen Welt den Rücken gekehrt und als Pionier deutscher Kunst mich in dem romantischen Texas herumgetummelt, ja sogar an der Grenze der Civilisation, in dem fernen Friedrichsburg, umgeben von Indianern, der deutschen Muse gehuldigt und ihr Tempel aufzuschlagen. Ueberall in Texas, ja in den kleinsten Settlements, ist das deutsche Element vertreten und reger Sinn für Kunst und Wissenschaft vorhanden. San Antonio, welches ein intelligentes, biederes deutsches Völkchen beherbergt, ist mein Hauptquartier; von dort aus mache ich meine Abstecher. Mein Repertoir besteht aus kleinen Sing- und Lustspielen, und ich finde überall ein dankbares, zahlreiches Publikum. Ich reise mit einer kleinen Gesellschaft (drei Herren und zwei Damen), halte mein eigenes Fuhrwerk, führe eine ambulante Bühne mit, die ich überall in einem Zeitraum von anderthalb Stunden aufschlagen kann (Hallen, welche 200—300 Personen fassen, findet man überall), und, was die Hauptsache: mit meinem pecuniären Erfolge bin ich sehr zufrieden." (New-York. Hand.-Ztg.)

Digitized by Google

Politisches Vaterunser. — (Aus dem XVII. Jahrhundert.)

Der „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" (Organ des germanischen Museums) bringt nachstehendes originelles politisches Vaterunser aus den historischen und poetischen Miscellaneen der Zeit des dreißigjährigen Krieges (gesammelt von P Bened. Oberlin in Rheinau.)

Mit was Andacht von den Bauren und den soldaten zu mehrmahlen gebetten wird.

Man wird die Bauren lernen betten
Wann sie allzeit soldaten hetten.

aber.

Was recht soldaten sindt die schemen
Sich andern das Ihr zue nehmen,
Der soldat gehet zum Bauren ein
und grüsst ihn mit freundtlichem schein

Vatter.

Der Bauer dankt ihm zu jeder Frist.
„Bauer, was du hast das Alles ist

Unser.

Dagegen dankht ihm der Bauer:
Der Teufel führt dich hin du Lauer

Der du bist.

Sei gewiss, dass dich noch schaffen wirdt
Der herr do oben auf regiert

Im Himmel,

Ich glaub, das man kaum einen findt
der aus disem verfluchten gesindt

geheiliget werde.

Ach gott khein volkh lebe auf dieser Erdt
Durch welches mehr gelesteret werdt

Dein Name.

Ihr maistes wort ist jedesmals:
Was der Bauer hat, dasselbig als

Zuohkome uns.

Ja, lieber herr, wan sie nur khundten,
Zu plündern sie sich understundten

Dein Reich.

So du wollest all erschlagen,
Da wurden alle Bauren sagen

Dein will geschehe.

Wan wir quit wehren dieser Pein
So wurden wir Bauren sein

Wie im Himmel.

Ich weiss nit wo diss gesindt hin gehört
Im himmel zu sein sindt sie nit wert

Also auch auf Erden.

Sie nehmen unser guoth und hab
und schneiden von den meulern ab

Unser täglichs brot.

Das wir sie all bei tag und Nacht
erwürgen herr darzuo dein macht

Gib uns heut.

Wir habens, herr, zwar als verschuldt,
ach nim uns wider in dein huldt,

und vergibe uns

Soll dis ding weren etlich Jahr,
So zahlen wir nimer gahr

unsere Schulden

Wir khonden die weiber khaum erretten,
Sie wolten gern auch zu Ihnen böttten,

als wier

Was jeder sagt durch seinen hals,
müssen wir mit stillschweigen als

vergeben.

Sie nemens seindt guter dingen,
Was wir sonst billich selten bringen

unsern (schuldigern) schuldnern.

Braucht einer gern die Rösslein sein,
So sagen sie: khum Baur, spann ein

und führe uns.

Was ihnen gefelt nemen sie auch,
aus zuo zahlen haben sie im Brauch

nitt.

Welches schmerzlich durch's herz eintringt
und manchen Herrn und Ehrenmann offt bringt

in versuchung.

O herr, sich doch dermahlen eins drein
und lass sie nit unser mächtig sein,

Sondern erlöse uns.

und spar die fromen all gesundt,
von nuhn an biss zur lezten stundt

von allem übel. Amen.

Notiz.

Ferdinand Palmo, der Gründer des ersten italienischen Opernhauses in New-York, ist kürzlich im Alter von 84 Jahren verschieden. Italiener von Geburt, kam er früh nach den Vereinigten Staaten, wo er als Farmer, Conditor, Gastwirth und Impresario ein wechselvolles Leben führte und sich verschiedene Male bedeutendes Vermögen erwarb, dasselbe aber theils durch Unglücksfälle, theils durch das Mißlingen von kühnen Speculationen, wie die Errichtung einer italienischen Oper, immer wieder verlor.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 43.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 22. October.

Inhalt: Camoës, eine Studie von L. von Arendtschildt. (Forts.) — Medea und Othello, eine Parallele von Otto Buchwald. (Schluß.) — Späte Sühne, Novelle von Franz von Nemmersdorf. (Forts.) — Die Ausstellung von Werken älterer Meister in München. — Die historische Commission. — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik u. bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen. — Literarischer Anzeiger.

Camoës.

Eine Studie von L. von Arentschildt.

(Fortsetzung.)

Ein Vasco de Atayde gehörte zu den Freunden Cam., welche er zu einem scherzhaften Mittagsmahl einlud, bei welchem die Gäste anstatt der Speisen mit kleinen humoristischen Gedichten bewirthet wurden. Wir begegnen in dieser Gesellschaft berühmten Namen der portugiesischen Aristokratie: Almeida, Silveira, Cetão, Mello, wahrscheinlich jüngeren Söhnen der Familien, die, wie Cam., ihr Glück in Indien suchten, und in nicht mehr glänzenden Verhältnissen als dieser gelebt zu haben scheinen, aber doch vielleicht nicht die Tiefe des Elends erduldet haben, wie unser Dichter; vielleicht aber liegt ihr Trauergeschick auch nur in der Nacht verborgen, aus welcher Cam. die Sonne seines Ruhmes hervorhob.

Unbesorgt um die Zukunft überließ sich der junge Dichter dem Glück der Gegenwart, und jedes Ereigniß erblühte zu einem Gedichte. In der 7ten und 8ten Canzone, welche nur wenig von einander abweichen, ja nur als verschiedene Redactionen anzusehen sind, sehen wir, wie zugleich mit dem Frühling die Liebe in ihm erwachte. Die Sonne trat in das Zeichen des Aprils, die Nachtigall kam, und Flora bekränzte das Heer des Achelous, als Amor die goldenen krausen Flechten im süßen Winde löste, die Augen glänzten — würden wir sagen — der Portugiese aber sagt: sprühten lebendige Flammen, zwischen Schnee entfalteten sich die Rosen — ein Lieblingsbild des Dichters — ein Lächeln, so zart bezauberisch — es hätte ein Herz von Diamant gespalten. Es ging ein süßer Hauch durch die Welt, den selbst die leblosen Dinge empfanden. Die Vögel sangen lieblicher, wie gewöhnlich, die Bäche hörten auf zu

Digitized by Google

fließen bei ihrer Erscheinung, die Wiesen blühten, sobald ihr Fuß sie betrat, die Bäume neigten ihre Zweige — der Dichter selbst fühlt sich vor dem Zauber ihrer Gegenwart aus Bewunderung gleichsam in einen Baumstamm verwandelt, und weil er alle die Seligkeit, welche er empfindet, nicht in seinem Herzen verschließen kann, so muß er sie im Liede ergießen. Gerade wie die deutschen Minnesänger!

Das Verhältniß zwischen den beiden Liebenden konnte der Familie kaum erwünscht sein. Cam. war noch sehr jung, ohne Stellung und arm. Die jungen Leute mochten unvorsichtig ihre Liebe nicht verborgen haben, wie die erste Elegie anzudeuten scheint, und der Dichter ward vom Hof verbannt nach Santarem. Doch verweilte er hier nicht lange. Er begab sich zu seinem Vater nach Afrika, wo er in einem Seetreffen bei Ceuta gegen die Mauren das rechte Auge verlor.

Wie es ihm dort gefiel, wie die gesellschaftlichen Zustände dort waren, sagt uns ein späterer Brief, den er an einen Freund in Portugal von Goa aus, dem Sitz der Regierung, schrieb:

„Als ich mein Vaterland verließ, wie Einer, der für jene Welt scheidet, hing ich alle Hoffnung, von der ich bis dahin gelebt hatte, an den Galgen mit der Inschrift „wegen Verfälschung der Münze." Ich vertilgte alle jene Gedanken, die mich sonst belebt hatten, so daß in mir kein Stein auf dem andern blieb. In einem Zustande, in welchem ich mich nur im Nebel sah, sprach ich mit Scipios Worten: „Ingrata patria, non possidebis ossa mea." Ich glaube keiner Schuld schuldig zu sein, die drei Tage Fegfeuer verdiente, und habe dreitausend falsche Zungen, schlimmere Kämpfe, verdammlich bösen Willen, aus bloßem Neid geboren, erduldet — und sah mein geliebtes Epheu von mir gerissen und an eine andere Mauer gepflanzt. — Auch sah ich Freundschaft, welcher wie Wachs, die sich in Haß entzündete, und deren Dampf mich mehr beschmutzte, als wenn ich in einem Schweinefell gesteckt hätte. Dazu kommt, daß ich in mir den Geist des Achilles fühlte, der nur an den Fersen verwundbar war, und die Elenden rächten mit ihren Zungen, was sie mit ihren Armen nicht konnten. Ich bin glücklich, allen Fallstricken, die mir dort gestellt wurden, durch meine Hieherkunft entgangen zu sein, wo ich mehr geachtet lebe, als ein Stier von Merceana, und ruhiger, als ein Mönch in seiner Zelle.

„Dieses Land ist die Mutter der Schurken und die Stiefmutter der Ehrenmänner. Die hieher kommen, um Geld zu machen, halten sich immer über dem Wasser, wie Blasen, während diejenigen, welche ihr Ehrgeiz in den Kampf mit den Moriskos treibt, wie die Leichen sind, welche das Meer als an den Strand wirft. Und auch die, welche für Helden gelten wollen, und die mehr prahlen, als die Zamoranen, welche die Küsten des Duero entlang ritten, fliehen, so bald sich ihnen ein Feind entgegen stellt, und entschuldigen sich damit, daß es zuviel sei, zugleich zu versprechen und zu halten."

Dann erzählt er einige Anecdoten und berichtet über die Damen. „Was die hiesigen Damen betrifft, so wisse, daß sie als überreif abfallen; außerdem, daß sie braun sind; rede ja nicht mit ihnen von den Liebesliedern Petrarcas oder Boseos — sie werden Dir antworten in einer Sprache, rauh und tief aus der Kehle, welche Dich wie mit kaltem Wasser begießt, kräftig genug, um die stärkste Gluth zu löschen. Nun denke, wie Einem zu Sinne sein muß, der gewohnt ist, den Nachstellungen des geschminkten Gesichtchens einer Dame von Lissabon zu widerstehen, welche plaudert, wie ein neuer Topf mit Wasser, zwischen diesem Salzfleisch, welches keine Liebe zu erwecken geeignet ist. Wie, sollte ich nicht jene Zeit beweinen." — —

Aber trotz der unerquicklichen Verhältnisse, in denen er lebte, verläßt ihn die Muse nicht, die über sein ganzes, so dunkles Leben mit nie erlöschendem Glanze leuchtet. So ist auch diesem Brief ein Sonett Nr. 12 angeschlossen auf den Tod seines Freundes Dom Antonio de Noconha, als ein Zeichen, wie er schreibt, wie sehr ihm dessen Verlust wehe gethan. Auch schrieb er eine Ekloge über denselben Gegenstand, welche er an Luis de Lemos übersandte; „hat er sie nicht erhalten, so ist es Schuld der Reise, auf welcher Alles verloren geht."

Wir sehen, wie unbehaglich sich der junge Dichter in der neuen Welt fühlte, wie lebendig noch die Empfindung vom geliebten Vaterlande in seiner Seele ist, mit welcher Wärme er an die zurückgelassenen Freunde denkt. Die Sehnsucht nach der Hei-

Digitized by Google

mat verläßt ihn niemals, und diesem Gefühl verdanken viele seiner schönsten Gedichte seine Entstehung, wie die prächtige Paraphrase des 175sten Psalms.

Aber neben diesem weichen Gefühl schauen wir auch in ein tief verletztes Gemüth; es herrscht ein bitterer Humor im ganzen Briefe, ein scharfes Urtheil über Menschen und Verhältnisse, wie es sich häufig in seinen Gedichten wieder findet, und wohl mit Ursache war, daß er im Leben so viele Widersacher fand und die Feindschaft einflußreicher Menschen sich zuzog. Doch lag der Grund wohl tiefer in dem edlen Charakter des Dichters.

Die Heroenzeit der portugiesischen Größe war vorbei. Der Durst nach Geld und jeglichem Besitz und dessen wilder Genuß war an die Stelle der Begier nach Ruhm, getreten, und die beschränkteste Bigotterie nahm die Stelle wahrer Religiosität ein. Gegen diese Verworfenheit schleudert er seine Blitzstrahlen, besonders kräftig in seinem Sonett „la neste Babilonia", welches er auch in den Ottaven glossirt.

„In diesem Babel, wo in hohen Wogen
Zusammenfließt, was sich des Schlechten findet,
Wo sich der Liebe Achtung nicht verbindet,
Weil rohe Frechheit jedes Herz umzogen;

Wo Schlechtes herrscht, des Guten Geist entflogen,
Und Tyrannei der Ehre Fesseln windet,
Wo Priesterherrschsucht ist so ganz erblindet,
Daß sie selbst Gott durch Namen glaubt betrogen;

In diesem Chaos, wo des Adels Zierde,
Das Wissen und die Würde bettelnd stehen
Am Thor des Geizes, schmachvoller Begierde;

In diesem Graus, wo Wahnsinn maßlos waltet,
Des Lebens trübe Tage mir vergehen. —
Zion! ob hier für dich mein Herz erkaltet!"

Ein ritterlicher Charakter, im edelsten Sinne, war sein ganzes Leben ein Kampf mit dem Schlechten, und wenn er auch der ungeheuren Uebermacht erliegen mußte, so ziert doch seine Stirn der Lorbeer, welcher nie verwelkt, der von Jahrhundert zu Jahrhundert mit immer kräftigerem Grün den Unsterblichen schmückt. Hatte er viele Feinde, so war ein edler Charakter, wie der seine, ein Mannesherz, wie es ihm in der Brust schlug, ganz geeignet, verwandte Geister an sich zu ziehen, und daß dieses der Fall war, sagen uns viele seiner Gedichte, und wie dunkel auch immer sein Leben war, finden wir doch manche Beweise, daß ein heiterer Humor ihm oft die drückendste Noth des Lebens zu ertragen half. Trotz jenem Schreiben, in welchem er die Damen so unliebenswürdig schildert, steht er doch mit ihnen in dem lebhaftesten Verkehr, und manch zartes Liebesgedicht, manch heiterer Scherz, die in seinen Redondilien aufbewahrt sind, gibt Zeugniß und Kunde von solchen Verhältnissen. Diese Gedichte gaben auch sonst noch manchen Einblick in das Leben des Dichters, wie z. B. jenes, in welchem er einen Edelmann auffordert, ihm endlich das versprochene Hemd zu geben. Daß übrigens manchem der Freunde des Dichters kein besseres Loos gefallen war, als diesem, ergibt sich aus einem Gedicht des Hector de Silveira an den Grafen Redondo Dom Francisco Coutinho, Vicekönig von Indien, in welchem er sich beklagt, daß er hungern müsse, welchem Cam. einige Zeilen hinzufügt, des Inhalts: „Achilles habe den trojanischen Hector getödtet, der Hunger aber würde den lusitanischen umbringen, wenn der Graf nicht helfe." So sehen wir noch in manchem andern seiner lyrischen Gedichte den Augenblick sich spiegeln, ja das eigentliche Wesen des Dichters, den Kern seines Seins, viel deutlicher aussprechen, als sein so viel berühmteres und bekannteres Epos.

Mit den drei großen Italienern Dante, Boccaccio, Petrarca war die Zeit der Renaissance angebrochen. Die Bildung des classischen Alterthums hatte sich mit modernen Anschauungen gemischt, und doch war noch keine in sich vollendet abgeschlossene neue Bildung entstanden. Daher es denn geschieht, daß die alte classische Anschauung

Digitized by Google

mit der modernen oft in seltsamer Weise neben einander hergeht, ohne sich zu vermischen. Dieses macht sich bei Cam. besonders bemerklich, und am auffälligsten in seinen Lusiaden — ein Gedicht, welches bestimmt war, die Thaten der christlichen Heroen zu feiern, welche die Fahne mit den fünf Schilden (Quinos) und den dreißig Silberlingen am Mast ihres Schiffes führten, und in der Ausbreitung der christlichen Religion die Berechtigung empfanden, alle nichtgläubigen Völker zu unterwerfen.

In eben diesen Gedichten bewegen sich die Götter des alten Hellas um den Thron des christlichen Gottes und leisten als Maschinen — was Maschinen leisten. Doch es ist über diesen Gegenstand seit langer Zeit übergenug geredet. Die Götter sterben langsam, und so dürfen wir uns nicht wundern, den Hinschwindenden so spät noch zu begegnen; die Schatten der Abgeschiedenen gehen um am liebsten in den Dämmerungsstunden — und es war um die Zeit der Morgendämmung eines neuen Tages.

(Fortsetzung folgt.)

Medea und Othello.

Eine Parallele von Otto Buchwald.

(Schluß.)

Nur an zwei Stellen finde ich ihre Worte mit ihrem Charakter nicht im Einklang. Die eine hat bereis Rümelin als tadelnswerth herausgehoben. Er findet es unbegreiflich, daß Desdemona, als sie die Abberufung ihres Gemahls und die Auszeichnung Cassios erfährt, in die Worte: „Das freut mich!“ ausbricht. Der Tadel scheint mir begründet. Denn wollte man auch annehmen, daß diese Worte lediglich eine unvorsichtige Freudenäußerung über die günstige Wendung, welche das Geschick Cassios so plötzlich genommen, sind: so ist doch nicht gut denkbar, daß ein so feinfühlendes Weib die herbe Kränkung, die zugleich für ihren Gatten in dieser Auszeichnung Cassios lag, die deutlich zu Tage tretende Verstimmung Othellos übersehen und sich bis zu einem unter den gegebenen Verhältnissen geradezu rücksichtslosen Ausruf vergessen konnte.

Die andre Stelle ist die, wo Desdemona den Verlust des Taschentuchs bemerkt und sagt:

„Ich mißte meine Börse voll Cruſados
Weit lieber, glaub' es mir. Mein edler Mohr
Ist hochgesinnt und rein vom niedern Stoff
Der Eifersucht; sonst könnt' er Argwohn schöpfen
Aus diesem Fall.“

Eine Frau, die im Gefühl ihrer Herzensreinheit und makellosen Treue so frei und unbefangen in Gegenwart ihres Gemahls ihm warme Theilnahme für Cassio äußert, so offenherzig und harmlos versichert, daß sie Cassio liebe, konnte an dieser Stelle bei einem, an sich doch bedeutungslosen Verlust auf keinen Fall von der Möglichkeit eines Argwohns an ihrer Treue reden, um so weniger, da der Verlust eines Geschenks keine Nichtachtung des Gebers in sich schließt, noch sie überhaupt weiß, wohin das Taschentuch gekommen ist. Wenn sie nachher den Verlust desselben zu bemänteln und den Fragen Othellos auszuweichen sucht, so ist das durch den sagenhaften Bericht ihres Gemahls über die Bedeutung des Taschentuchs und durch die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er dasselbe zu sehen verlangt, erklärt. An dieser Stelle aber ist die Aeußerung einer solchen Befürchtung undenkbar, und es hat fast den Anschein, als habe der Dichter schon durch die Worte Desdemonas die eigenthümliche Bedeutung, welche das Taschentuch für die Handlung gewinnt, motiviren wollen. Dafür spricht noch der Umstand, daß Desdemona sich mit der Hochherzigkeit ihres Gatten und dem Mangel eifersüchtiger Regungen beruhigt, nicht, was weit natürlicher mit der Bedeutungslosigkeit des Verlustes, der zwar verdrießlich ist, aber nicht den leisesten Grund zu einem Verdacht gegen ihre Treue einschließt.

Dieselbe Kunst, mit welcher Shakespeare die wilde Leidenschaft des Mohren

Digitized by Google

durch die weiche Sanftmuth Desdemonas und diese durch jene hervorhebt, offenbart auch Euripides in der „Medea," obschon in etwas anderer Weise. Auch die Figur der Medea, ihr energisches und rücksichtsloses Handeln tritt grell hervor durch den Gegensatz zu dem charakterlosen und windigen Jason. Wenn es die Absicht des Dichters war, die grausame Rache Medeas vornehmlich durch die Person Jasons ins rechte Licht zu setzen, so ist ihm dies vortrefflich gelungen. Denn in der That können wir für ihn kaum ein leises Mitgefühl empfinden, daß er durch diese Verbindung seine Existenz und die der Seinigen sicher stellen will! wie jämmerlich erscheint er, wenn er seiner Gattin, obwohl er im Herzen über ihre Entfernung erfreut ist, Vorwürfe wegen ihres unklugen Verhaltens macht und dasselbe als die Ursache ihrer Verbannung bezeichnet! wie herzlos und undankbar zeigt er sich, als er all die großen Dienste, welche ihm Medea in Kolchis und nach ihrer gemeinsamen Flucht erwiesen, lediglich als eine Wirkung der Liebesgöttin, welcher sie blind habe gehorchen müssen, hinstellt! wie gemein, wenn er ihr all die Vortheile, welche ihr durch den Aufenthalt in Hellas zu Theil geworden, wie ein Krämer vorrechnet! Vom Helden, der das goldene Vließ zu holen auszog, findet sich in diesem Jason keine Spur. Aber da die Eifersucht Medeas begründet ist, da wir völlig auf ihrer Seite stehen, so war es wenigstens zweckdienlich, ihm nicht durch andere edle Züge einen Theil unseres Mitgefühls zu sichern. Ja, wenn der Unterschied zwischen Othellos und Medeas Eifersucht — abgesehen von der Berechtigung — der ist, daß die eine wild und zornig aufs Ziel losschießt, die andere schlau und hinterlistig ihre Opfer trifft, so konnten diese charakteristischen Merkmale kaum schärfer hervorgehoben werden, als dadurch, daß Jason als ein kalter und zungengewandter Mann, Desdemona als ein Bild unschuldiger und sanfter Weiblichkeit geschildert wurde.

Während im Vergleich zu Desdemona Cassio schon wegen seines leichtfertigen Charakters und des glücklichen Ausgangs weniger Theilnahme beanspruchen kann, sind in der „Medea" dagegen Kreon und seine Tochter Glauke in höherem Grade unseres Mitleids gewiß, als Jason. Zwar erscheint der Tod Kreons, weil er in dieser Weise schwerlich von Medea vorausberechnet werden konnte, als etwas Zufälliges; aber den König zu vernichten, war ihre bestimmt geäußerte Absicht. Seine Schuld ist gering; sie besteht lediglich darin, daß er seine Tochter dem Jason zur Gattin giebt und gegen Medea, deren unheimliche Künste und Rachsucht er fürchtet, das Verbannungsurtheil ausspricht. In der ersten Handlung liegt nach athenienſischen Anschauungen nichts Anstößiges, da eine Ehescheidung von dem Willen der Gatten abhing und namentlich für den Mann leicht war, ohne daß dadurch auf ihn ein häßliches Licht fiel. Wenn daher Kreon, nachdem Jason die Ehe mit Medea aufgelöst, bereitwillig seinen neuen Heirathsplänen entgegenkommt, so ist dies nichts Auffälliges. Auch die Verbannung Medeas ist ein nothwendiger Akt der Klugheit, denn die Kunde von den Drohungen, die sie ausgestoßen, ist ihm zu Ohren gekommen. Er hat also in den Augen des Zuschauers keine Schuld, die irgend eine Strafe als wohlverdient erscheinen ließe. Ist nun schon deshalb sein Geschick hart und bemitleidenswerth, so wird dasselbe noch dadurch bedeutend herber, daß die Gutmüthigkeit, mit welcher er der hinterlistigen Feindin den erbetenen Aufschub gewährt, sein Verderben herbeiführt. Weniger Theilnahme erweckt die Königstochter. Zwar ist ihre Schuld nicht größer, denn wir hören nicht, daß sie den Jason zur Untreue an seiner Gattin verführt hat; allein die Charakterzüge, welche wir aus dem Munde Andrer — sie tritt im Stück selbst nicht auf — erfahren, sind nicht geeignet, uns sonderlich für sie zu erwärmen. Das das so natürliche Mißbehagen, mit welchem sie Anfangs die Kinder Medeas empfängt, beim Anblick der prunkenden Geschenke sofort schwindet, läßt sie als habgierig, die Lust und Selbstgefälligkeit, mit welcher sie sich, nachdem sie den Todesschmuck angelegt, im Spiegel bewundert, als eitel erscheinen. Was unser Mitgefühl für sie erweckt, ist das Grauen über die grelle Veränderung des Menschenloses, der jähe Wechsel zwischen ungetrübtem Glück und dem schauderhaften Ende, die Wehmuth, welche immer der Tod im Frühling des Lebens erregt.

Was schließlich die Rache anlangt, so stößt uns eine merkwürdige Aehnlichkeit und ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Stücken auf. Außergewöhnlich ist die Art des Todes, welchen Kreon mit seiner Tochter und Desdemona erleiden. Daß

Digitized by Google

diese im Bett, von den Händen ihres Gatten erwürgt wird, erscheint uns brutal, und wird, wie ich schon oben ausgesprochen habe, nur dadurch einigermaßen gemildert und erklärt, daß wir an die barbarische Abstammung des Helden denken, der, „einmal aufgeregt, unmäßig rasend" ist. Auch das Ende Glaukes und ihres Vaters vermittelst des vergifteten Kleides und Kopfschmuckes erinnert uns an die Abstammung Medeas, welche im Barbarenlande die Kenntniß unheimlicher Zaubermittel erlernt hat. Daß der Grieche so außergewöhnliche Todesursachen immer auf ein barbarisches Wesen zurückführte, beweisen auch die „Trachinierinnen" des Sophokles, in welchen Herkules durch ein mit dem Blute des Centauren Nessus besprengtes Gewand seinen Untergang findet.

Ein bedeutender Unterschied zwischen „Othello" und „Medea" zeigt sich dagegen in den Personen, welche die Eifersucht als Opfer erkiest. Othellos Rache ist natürlicher: seine Wuth richtet sich gegen die für schuldig gehaltene Gattin und ihren Buhlen Cassio; ihr Tod ist die Buße, welche er fordert. Wenn er bei Ausführung derselben die Bestrafung Cassios dem Fähnrich überläßt, so kann das nicht befremden, weil die vermeintliche Schuld Desdemonas, als die bei weitem schmerzlichere, seine Gedanken ausschließlich in Anspruch nimmt und gegen sie das Vergehen Cassios, der den Verleumdungen Jagos zufolge fast als der Verführte erscheint, in den Hintergrund tritt.

Gegenüber diesem naturgemäßen Weg der Rache zeigt die griechische Tragödie eine Art von Raffinement. Medea straft ihren schuldigen Gemahl nicht an seinem Leben, sie rächt sich an seinem Herzen durch den Tod der von ihm geliebten Personen. Daß dabei die verhaßte Glauke und ihr Vater das Leben einbüßen, ist vollkommen motivirt, durchaus aber nicht der Tod der Kinder. Mag daran auch der Mythus, welcher schlechterdings nicht abzuändern war, die meiste Schuld tragen, so hat der Dichter doch einerseits verabsäumt, den herben und befremdenden Zug der Sage durch geschickte Behandlung zu mildern und einleuchtender zu machen. Es bleibt ganz abgesehen von der widernatürlichen Handlung, völlig unerklärlich, warum Medea, um ihres Gatten Herz recht schwer zu treffen, gerade den Tod der Knaben beschließt, für welche Jason vor ihrem Ende nirgends eine warme Theilnahme an den Tag gelegt hat. Die Bestimmung, daß die Knaben zugleich mit der Mutter verbannt werden sollen, läßt ihn gleichgiltig, und selbst als es sich darum handelt, durch die Vermittelung Glaukes das Bleiben derselben bei Kreon auszuwirken, zeigt er wenig Eifer und wenig Freude über diesen Ausweg. Wir können aus seinem ganzen Verhalten gegenüber den Kindern nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß der Verlust derselben für ihn ein vernichtender Schlag sein wird. Aber zugegeben, daß Medea dies glaubt, daß ihr einziger Zweck der ist, den Gatten für seine Untreue durch völlige Vereinsamung zu strafen, war deshalb der Tod der Knaben, welche Medea so überaus zärtlich liebt, nothwendig, oder war es nicht vielmehr ebenso zweckmäßig und viel natürlicher, dieselben mit sich wegzuführen? Euripides scheint ähnliche Bedenken empfunden zu haben und hat deshalb zur Motivirung der That noch ein zweites Moment herangezogen, aber, wie ich glaube, mit wenig Glück.

Wenn es bei einer so bekannten Sage auch unmöglich war, gerade den Schwerpunkt, den Mord der Kinder, wegzulassen, so war es doch nicht unmöglich, ihn zu motiviren. Medea mußte in der höchsten Aufwallung der Leidenschaft, im Rausch des heftigsten Zorns gegen ihren Gemahl die Knaben tödten; dann konnte dem Zuschauer die That begreiflich erscheinen. Allein wie nüchtern und überlegt klingen ihre Worte, ehe sie mit den Knaben in den Palast eilt! Sie sagt:

„Ja, ich erkenne, welch ein Leid ich wagen muß,
Mein Zorn jedoch ist stärker, als mein Wollen ist;
Und der erzeugt den Sterblichen das größte Leid."

Wer wird glauben, daß eine Mutter, die sich ihrer Empfindungen so klar bewußt ist und dieselben gleichsam abzuwägen scheint, eine That vollbringen könne, bei welcher uns der Athem stockt? Freilich tritt noch ein sehr wirksamer Vorzug durch den Bericht des Boten über den Tod Kreons und seiner Tochter ein; allein als nun Medea ihren Entschluß als unwiderruflich bezeichnet, da ist auch das Motiv ein ganz anderes geworden. Es ist nicht mehr der eifersüchtige Haß gegen Jason, welcher ihr das

Digitized by Google

Schwert in die Hand drückt, sondern die Besorgniß, die Knaben möchten der Wuth Andrer zum Opfer fallen, weshalb sie lieber selbst die That vollbringen will. Wo ist da das ursprüngliche Motiv, sich am Vater durch den Tod der Kinder zu rächen? Zwar könnte hier ein Vertheidiger des Euripides einwenden, gerade darin, daß Medea nicht mehr Herrin ihres Entschlusses sei, daß sie die Kinder, welche sie vorher freiwillig tödten wollte, jetzt durch die Verhältnisse gezwungen umbringen müsse, zeige sich bereits die Strafe für ihr erstes Vergehen, für die schreckliche Rache an Kreon und Glauke. Aber dieser Einwurf ist nicht stichhaltig. Was haben die Kinder, welche doch nur blinde Werkzeuge in der Hand der Mutter sind, verbrochen? Ist nicht anzunehmen, daß Jason, welcher sie selbst zu Glauke geführt hat, ihnen Schutz gewähren wird? Wird nicht der Zuschauer, wenn er Medea in dem von ihrem Ahnherrn Helios gesandten Wagen mit den Leichen erblickt, fragen, weshalb die Mutter die Knaben nicht lebend mit sich führe? Wird es ihm, selbst wenn er die Hilfe des Gottes als eine unerwartete, erst nach der That ihr gewährte betrachtet, glaublich erscheinen, daß ein so durchtriebenes, Alles klug und listig berechnendes Weib kein Mittel, die Knaben in Sicherheit zu bringen, hätte ausfindig machen können? Ja, lassen wir selbst den Grund gelten, daß Medea in Folge ihrer ursprünglichen Absicht, die Kinder zu tödten, gar nicht an die Rettung derselben gedacht hat und jetzt in der Eile keinen Ausweg finden kann, worin unterscheidet sich denn noch diese That von dem nicht gerade so seltenen Kindermord, welcher durch Nahrungssorgen veranlaßt wird? Die Absicht, sich durch den Tod der geliebten Kinder am Vater zu rächen, ist in der Fabel der „Medea" das Außergewöhnliche, Erschütternde, und dieses Motiv hat der Dichter eigentlich fallen lassen, indem Medea die That schließlich aus Noth vollbringt. Weil aber diese Noth keineswegs zur Erklärung des Mordes ausreichend ist, und der Dichter hinterher im Gespräch zwischen Jason und Medea wiederum die Eifersucht als Motiv in den Vordergrund treten läßt, so kommt es, daß der Schmerz, welchen Medea über ihre eigene Handlung äußert, uns ziemlich kalt läßt, während die wilde Verzweiflung, welche den Othello am Ende packt, wahr, entsetzlich wahr ist.

Der allgemeine Eindruck, welchen wir bei einer vergleichenden Lectüre beider Stücke gewinnen, ist der, daß „Medea" mehr unsern Verstand, „Othello" mehr unsere Empfindung beschäftigt, daß der griechische Dichter durch die kunstvolle Berechnung überrascht, der brittische durch die tiefe Naturwahrheit erschüttert.

Späte Sühne.

Novelle von Franz von Kemmersdorf.

(Fortsetzung.)

Ein starker Wille überwindet jeden Spuk. Auch Irenen gelang es, ihre Schwäche zu bemeistern. Angenehme Herbstwochen folgten voll Friede und Glück. Schon traten einzelne Fröste ein, und die Familie überlegte ihre Uebersiedlung nach der Residenz.

Unerwartet erschien noch ein Gast in Kromwinkel.

Götz fuhr in seinem eleganten Jagdwagen den Schloßhügel hinab, ein ärmlicher Einspänner kam ihm entgegen. Darin saß ein ältlich aussehender, einzelner Mann. Verächtlich lenkte der Kutscher des Freiherrn seine edeln Pferde an dem abgehetzten Miethgaule vorüber.

Der Reisende streckte seinen Kopf vor und rief „Götz!"

Gleichzeitig hielten die beiden so verschiedenen Fuhrwerke. Der Schloßherr heftete seine blauen Augen neugierig auf das Gesicht des Neuangekommenen, um Bekanntes darin wahrzunehmen, die vertrauliche Anrede rechtfertigend.

„Gustav von Branitz," versetzte der Andere ärgerlich. Die Prüfung dauerte ihm zu lange.

Jetzt streckte sich die Rechte des Freiherrn aus, zu herzlichem Willkommen. Ja sie kannten sich und waren Genossen gewesen. Freilich bei der schlimmsten Verirrung von Götzens Leben. Ausgetilgt bis auf die Erinnerung hatte die Zeit, und was

Digitized by Google

dazwischenlag, die Begebenheiten ihrer Jugend. Der Staatsanwalt von Branitz war ein, seiner Strenge halber, von manchen gehaßter, und gefürchteter Beamter, Götz von Torringen der wohlhabende, angesehene Gutsbesitzer. Beide hatten ihre Opposition gegen das Bestehende aufgegeben, Branitz weil er seinen Vortheil dabei fand, und Götz, weil er von seiner Umgebung sich leiten ließ, damals wie jetzt.

„Nun komme herüber zu mir alter Junge," sagte Götz gutgelaunt. „Du wolltest doch nach Kronwinkel?"

„Wenn ich Dich um Gastfreundschaft ansprechen darf! ich habe einen Tag frei, bevor die Assisen in der nächsten Kreisstadt beginnen."

„Hübsch von Dir, weder Kronwinkel, noch seinen Herrn vergessen zu haben," erwiderte Götz. „Nach dem Schloße zurück," wandte er sich an den Kutscher.

„Du wolltest auf die Jagd," bemerkte der Gast „lasse Dich nicht abhalten, ich treffe wohl einstweilen die Frau Baronin?"

„Nein, mir liegt für heute nichts an der Jagd," entgegnete Götz, „es freut mich, Dir meine Wirthschaft zu zeigen."

Wirklich ersparte der Hausherr dem Fremden, als sie oben angekommen, nicht Garten, nicht Stall, nicht Scheune. Vor landwirthschaftliches Geräthe wurde Branitz geführt, der an all diesen Dingen die Freude des Eigenthümers nicht haben konnte, und wenig davon verstand.

Uebrigens war es nicht Langeweile allein, daß er seine Lippen so finster zusammenkniff, während er sich zu Ausrufungen des Interesses zwang. Er lernte dabei seine bisherige Meinung von Götz ändern, Branitz mußte die letzte Täuschung von Ueberlegenheit fahren lassen, auf seinem Platze war Götz eben so tüchtig, als er.

Nach dem Spaziergange, der nur einem von beiden Genuß bot, nahm die mühsame Toilette des Gastes die Zeit bis zum Mittagsmahle in Anspruch. Götz brauchte zum Umkleiden unendlich kürzer, er schlüpfte zu seiner Frau ins Zimmer, wo möglich noch heiterer gestimmt, durch das Wiedersehen eines Jugendbekannten. Irene theilte die Freude nicht, ihre Züge waren sehr ernst.

„Götz, ich bin froh, Dich allein zu haben", begann sie, „glaube mir, hüte Dich vor Branitz."

„Keine Sorge Irene! was soll er den eigentlich mit mir anfangen?"

„Ich weiß nur, daß er einen schlechten Charakter besitzt. Auch er ist mein Freund nicht. Er warb einst um mich — meines Vermögens willen, und ich wies ihn mit der Geringschätzung zurück, die dem Glücksjäger gebührt."

„Hm, Irene, bist Du nicht zu strenge? Wahrscheinlich liebte er Dich in der That, das kann ich doch unmöglich übel nehmen, daß er Dich begehrte."

„Er wird vielleicht versuchen, unsere Eintracht zu stören."

„Es möchte ihm schwer fallen, selbst wenn ich nicht schon beim ersten Worte, in meinem Hause gegen meine Frau gesprochen, dem, der es wagte, Stillschweigen auferlegte. Komm, laß Deinen Argwohn fahren, und thu es mir zu lieb, sei freundlich gegen Branitz." .

„Ich will mich dazu zwingen!"

„Du bist mein gutes, theures Weib!"

Götz schlang die Arme um Irene und drückte sie fest an sich. Sie lehnte sich an die breite Brust — sie fühlte freudig, es würde jedem schwer werden, sie von diesem Platz zu verdrängen.

Als die Gatten später zusammen in den Speisesaal traten, mußte man auf den ersten Blick bekennen, daß sie ein schönes und ein glückliches Paar seien. Finstere Augen maßen sie. Uebrigens war die feine Sitte untadelhaft, mit der sich Herr von Branitz über die Hand der Dame neigte.

Warum die zwei so frisch und jung, und er so alt!

Glück, vernünftiges Leben erhalten; Leidenschaften, Unbefriedigung zehren. Auch die mächtige Geistesarbeit hatte Branitz entnervt, er mußte über viele Mitbewerber den Vorzug erringen.

„Wie zahlreich ist Ihre Familie?" fragte Irene artig, „ich erfuhr, daß Sie sich vor sechs Jahren vermählt."

„Seit zwei Jahren bin ich getrennt," bemerkte er bitter.

Digitized by Google

Die Dame schwieg betroffen, sie bedauerte eine peinliche Erinnerung wachgerufen zu haben.

„Ich habe einen Knaben, einen unglücklichen Krüppel," fuhr Branitz fort, trübe auf die blühenden Kinder des Hauses blickend.

„Hm!" der gutmüthige Götz bedauerte seinen „Freund", einen von der Anzahl nämlich, die er so geheißen, er goß ein Kelchglas voll seines herrlichsten Weines.

„Versuche nur diesen da und sage, ob Du daheim einen bessern trinkst?"

„Du vergißest, daß der Gehalt eines Beamten, wenn dieser der Gesellschaft anständig gegenüber stehen will, knapp zu kargem Leben ausreicht."

Irene lenkte gewandt das Gespräch in andere Bahn, sie gab dem Gaste Gelegenheit, von seinem Amtsgeschäfte zu sprechen. Branitz erwähnte den Genuß, der darin liege, scharfsinnig einem verborgenen Verbrechen nachzuspüren — zu entdecken, was für alle Zeiten mit dem Schleier des Geheimnißes verhüllt schien.

War es Zufall, daß bei diesen Worten die scharfen Inquirenten-Augen auf Irene ruhten! wenigstens erbleichte sie unter dem unheimlich forschenden Blicke.

Ein unmerkliches sarcastisches Lächeln spielte um die schmale, bleiche Lippe des Staatsanwaltes. Er theilte der Dame eine nervöse Aufregung mit, sie wollte das Gemach verlassen, sie erhob sich halb, dann sank sie wieder auf ihren Stuhl zurück — sie blieb.

Irene dünkte es, als vermöge sie durch ihre Gegenwart die Schlange zu bannen, die sich an ihren friedlichen, glücklichen Herd gestohlen.

Mit fieberhafter Hast begann sie über einen andern Gegenstand zu sprechen. Branitz lächelte wieder in sich zufrieden hinein, er merkte, er sei auf der rechten Fährte.

„Jahre lang mag die That schlummern, und sie drängt endlich dennoch ans Licht," fuhr der Staatsanwalt behaglich fort, ohne sich stören zu lassen. „Ich bin froh, durch Festungshaft einen Irrthum meiner eigenen Jugend gesühnt zu haben," fügte er hinzu, „nichts erleichtert so, als die getilgte Rechnung."

Götz zog etwas unmuthig an seiner Cigarre, er erwiderte nichts.

„Du kommst noch besser durch," begann Branitz wieder, „Du lebtest vergnügt im Auslande, bis die Amnestie Dich zurückrief."

Dieses Mal ward Götz dunkelroth, und Irene schneebleich.

„Lassen wir alte Geschichten ruhen," versetzte der Hausherr ärgerlich. „Der Götz von damals besteht nicht mehr, ich bin ruhig und glücklich geworden, ein kluges Weib hat mich geheilt."

Herzlich reichte er Irene die Hand über den Tisch; er begriff nicht, warum sie dieselbe so leidenschaftlich presse.

Sie athmete auf, ihr Gatte selbst hatte die ihr aus geheimen Gründen peinliche Richtung des Gespräches abgeschnitten. Bald nachher wurde Damenbesuch gemeldet, der Irene abrief, ohnedem hatte sie kaum mehr einen Vorwand, dem sich verlängernden Gelage der Freunde beizuwohnen.

Freundlich blickte Götz der Fortgehenden nach. „Ja ein gutes, kluges Weib ist ein Schatz, Gustav," bemerkte er, „wenn zwei recht zu einander passen, gedeiht die Ehe wunderbar."

„Ich behauptete, eine sogenannte glückliche Ehe ist nur dann möglich, wenn Eins getäuscht wird," entgegnete der Staatsanwalt bitter. „Wie Beiden die Augen aufgehen, beginnt die Entzweiung. Ist einer der Gatten bedeutend klüger, als der andere, so mag der überlegene den schwächeren Theil lebenslänglich bei seiner Illusion erhalten."

„Nein, gerade im vollen Vertrauen beruht das Glück, Irene und ich wir halten nicht einen Gedanken voreinander zurück."

„Du vielleicht nicht vor ihr, aber sie vor Dir!"

Es klang Hohn aus der Rede.

Götz trank etwas hastig sein Glas Wein hinab.

„Schlimme Erfahrung macht Dich ungerecht, Gustav," versetzte er, „weil Dir persönlich eine unwürdige Frau geworden, urtheilst Du hart über das ganze Geschlecht. Mich und Irene könnte nichts trennen, es gäbe keinen Anstoß, den unsere Liebe nicht überwinden würde!"

Nicht so rasch, als sonst, kam die gewandte Entgegnung von Branitz. Seit einer

Digitized by Google

Viertelstunde sah er zwar in einer ihm bisher dunkeln Sache vollständig klar, über sein eigenes Handeln hatte er noch nicht entschieden. Jetzt gaben die Worte des Hausherrn den Ausschlag — warum schleuderte auch Götz dem verbitterten Manne bei jeder Gelegenheit sein Glück ins Gesicht!

„Meine Frau that, was viele thun," sprach er kalt und langsam betonend, „sie betrog mich, Deine sandte Dich kaltblütig, in den Tod!"

„Du rasest Gustav! Irene mich?"

Branitz nickte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellung von Werken älterer Meister in München.

–t. Fragen wir uns Angesichts einer Kunstausstellung im Allgemeinen, was ihr eigentlicher Zweck ist oder doch sein soll, so kommen wir in Erwägung der gegebenen Verhältnisse zu dem Schlusse, sie habe denn doch nicht blos dem Publikum ausschließlich zu zeigen, was in den einzelnen Kunstzweigen innerhalb einer gewissen Periode geleistet worden, d. h. die Neugier des Publikums zu befriedigen. Nach unserm Dafürhalten sollten sich die Künstler auch gar wohl hüten, Kunstausstellungen aus ihrer Stellung als Schulen des guten Geschmackes und des ästhetischen Interesses zu der von eleganten Kunstmärkten herabzuziehen, vielmehr dahin wirken, daß sie zu Besserungsschulen des ästhetischen Geschmackes werden.

Als im Frühling dieses Jahres bekannt wurde, daß man nach dem Vorgange Englands neben der großen internationalen Ausstellung moderner Werke der Malerei und Plastik auch eine Ausstellung älterer Gemälde beabsichtige, welche sich zur Zeit im Süden Deutschlands in Privathänden befinden, da fragten wir uns vor Allem, was denn der Zweck dieser ebenfalls internationalen Kunstausstellung sein könne, wobei wir nicht übersahen, daß wir es in einem gewissen Sinne mit einer historischen Ausstellung zu thun haben würden, da nach dem Programm nur solche Bilder zugelassen wurden, die vor Beginn des achtzehnten Jahrhunderts entstanden waren.

Zunächst dachten wir natürlich daran, daß man eine Vergleichung älterer und neuerer Kunst möglich zu machen wünsche, und konnten uns dabei nicht verhehlen, diese Absicht würde nur dann zu erreichen sein, wenn diese Ausstellung in ihrer Art mindestens ebenso bedeutend würde, wie die internationale in der ihrigen zu werden versprach. Das durfte man nach der Entschiedenheit des Programmes auch voraussetzen, denn es bestimmte ausdrücklich, „daß nur Vorzügliches angenommen werden, alles Unbedeutende und Mittelmäßige aber unbedingt zurückgewiesen werden würde."

Die Presse schien sich lebhaft für die Unternehmung zu interessiren; ein günstiger Vorbericht folgte dem andern, und es wäre im höchsten Grade ungerecht, leugnen zu wollen, daß man sich dieser Sache mit großem Eifer und aufrichtiger Hingebung gewidmet hat. Aber gerade diese vom Vorgefühl des Siegesjubels übersprudelnden Berichte machten Manchen stutzen; sie schienen mehr auf ein blos schaulustiges, als auf ein wirklich kunstliebendes Publikum berechnet. Die Bedenken wuchsen von Woche zu Woche, von Tag zu Tag, und erwiesen sich leider nicht als unbegründet.

Denn von der lebhaften Theilnahme der Besitzer von Gemälden war wenig zu bemerken; oder will man es eine solche nennen, wenn die Zahl der eingesendeten Bilder nur wenig mehr als dritthalbhundert beträgt? Aber auch das könnte man noch ruhig hinnehmen, wenn, abgesehen, von etwa drei Dutzend bedeutenden Werken, nicht der ganze große Rest ohne wirklichen künstlerischen Werth wäre. Wollte man das oben erwähnte Programm in der That festhalten, sohin nur Vorzügliches annehmen und alles Unbedeutende und Mittelmäßige zurückweisen, so war freilich das ganze Unternehmen als verunglückt aufzugeben; hätte doch die so pomphaft angekündigte Ausstellung nicht ein halbes Hundert von Bildern gezählt! Da man sich aber aus Gründen, die wir nicht kennen, zu einem solchen Entschlusse nicht aufraffen konnte, war man gezwungen, zuzulassen, was angeboten ward. Wenn trotzdem ein Mitglied des Comité in offizieller Weise erklären zu müssen glaubte, „man habe noch nie so viele bedeutende

Digitized by Google

Gemälde in so engem Raume vereinigt gesehen", so war das offenbar nur Folge eines schlimmen Streiches, den ihm seine Phantasie gespielt haben dürfte.

Die Bedingungen, welche wir oben voraussetzten, sind also nicht eingetreten; die Ausstellung von Werken älterer Meister kommt der internationalen an innerer Bedeutung so wenig gleich, als an Zahl der Objecte, und so sehen wir uns denn wieder zu der Frage gedrängt: was soll diese Ausstellung? Wäre, von dem andern großen Unternehmen ganz abgesehen, dieselbe in Regensburg, Innsbruck, in Würzburg oder sonst einer kleineren Stadt Süddeutschlands veranstaltet worden, so hätte man noch immer sagen können, sie erfülle den Zweck, auch einem kleineren Kreis von Kunstfreunden ältere Werke vorzuführen. Ganz anders sind aber die Verhältnisse in München, das in seinen allgemein zugänglichen öffentlichen Sammlungen einen seltenen Reichthum an hervorragenden älteren Bildern aller Zeiten und Schulen aufzuweisen hat. Diesen Sammlungen gegenüber kann die Ausstellung von Bildern älterer Meister natürlich nichts Besseres bieten, und der Gewinn aus dem Studium derselben darf unter solchen Umständen nichts weniger als hoch angeschlagen werden.

Wir haben kein Recht, Jemand darüber zu tadeln, wenn er sich das Vergnügen macht, in seinem Privatbesitz befindliche Kunstwerke beliebigen Meistern zuzuschreiben, behalten wir uns auch das Recht vor, darüber zu denken, was wir wollen. Werden aber diese Kunstwerke öffentlich ausgestellt, sollen sie nicht blos der Neugierde, sondern dem Studium dienen, so gewinnt die Sache sofort ein andres Ansehen. Denken wir uns einen botanischen Garten, in dem die Eitelkeit des Besitzers und sein Verlangen, mit seltenen Namen Parade zu machen, Exemplaren ganz gewöhnlicher Pflanzen Bezeichnungen beilegt, welche sie als wirkliche Seltenheiten erscheinen lassen, und nehmen wir an, derselbe botanische Garten werde zum Studium und Unterricht benützt, so wird unser Urtheil über das Verfahren des Besitzers kein günstiges sein können.

Aehnlich verhält es sich mit der Bezeichnung vieler Bilder in der fraglichen Ausstellung: sie erweist sich bei näherer Betrachtung der Objecte als unstichhaltig, wodurch das Urtheil der Kenner allerdings nicht beeinträchtigt, wohl aber das der Belehrung suchenden Kunstfreunde und Laien nothwendig auf eine höchst schädliche Weise irregeführt werden muß.

Wir wissen nun nicht, womit die Beibehaltung der den eingesandten Bildern von ihren Besitzern beigelegten Namen unter den obwaltenden Verhältnissen sich sollte rechtfertigen lassen, und müssen es dem Comité überlassen, seine Gründe hiefür darzulegen. Thatsache ist übrigens, daß nicht blos an sich unbedeutende Arbeiten mit berühmten Namen prunken, sondern umgekehrt auch bessere Bilder als Arbeiten wenig bekannter Maler vorgeführt sind. In den letzteren Fällen hätte das Comité sicher am wenigsten fürchten dürfen, die Betheiligten möchten sich in ihren Interessen verletzt fühlen, und etwa gar die Ausstellungsobjecte zurückziehen.

Wenn wir also nach dem Vorstehenden das Nichtzustandekommen der Ausstellung nicht allzutief zu beklagen gehabt hätten, so kann das nicht hindern, daß wir uns des gebotenen Guten ohne Rückhalt freuen. Zu dem Guten, ja Besten in der Ausstellung aber rechnen wir die Bilder Jan van der Meers (van Delft), den wir früher nicht kannten, und von dem die Kunstgeschichte wenig Verlässiges zu sagen weiß; wie denn Fr. Kugler und E. Förster dieses Künstlers nirgends erwähnen. Nach neueren Forschungen soll er im Jahre 1632 geboren sein und um 1650 unter Rembrandt gemalt haben. Erwägt man, welch außerordentlichen Erfolge er durch seine ganz eminente Technik erzielte, wie er Licht und Farbe mit vollendetster Meisterschaft beherrscht, so kann man sich nicht genug darüber wundern, daß er vor zehn Jahren noch ganz unbekannt war. In seinem „Seifenkugelbläser" zeigt er einen Knaben, der in einem engen, von hohen Gebäuden eingeschlossenen Hofe neben allerlei Gerümpel sitzt und Seifenblasen in die Luft schickt. Die ganze Architektur deckt klarer, durchsichtiger Schatten, und nur in die eine Ecke dringt der Strahl der Sonne. Das Motiv könnte nicht einfacher sein, und doch liegt ein wunderbarer Zauber in dem Bilde (122). Ist hier eine Reihe tiefer und intensiver Farben harmonisch verbunden, so zeigt das zweite Bild „Ein von einer Linde beschattetes Bauernhaus" (123) einen mehr silbernen Ton. Im ersten sehen wir die Nachmittags-, hier die Morgensonne. Die wunderbare Lichtwirkung auch dieses Bildes erreichte der Künstler durch den Schlagschatten, den die

Digitized by Google

Linde auf das im hellsten Sonnenschein dahinterliegende Haus wirft. Das dritte Bild endlich läßt uns ein „Mädchen bei der Toilette" sehen (124), das eine pelzverbrämte gelbseidene Jacke trägt, und sich eine Perlenschnur um den Hals legt. Der Reiz des durch ein nebenan befindliches Fenster einfallenden Lichtes ist ein ganz eigenthümlich fesselnder. Obwohl nun das Kleid von blauer Farbe mit der Jacke und dem Lichttone an sich scharf contrastirt, begegnen wir doch einer mit staunenswerther Feinheit durchgeführten kühlen Harmonie des Gesammtcolorits.

Die „Dünenlandschaft Jan van der Meers v. Haarlem (120) erinnert bei gleicher Transparenz der Farbe und gleicher Art des Vortrags lebhaft genug an des Künstlers neuentdeckten Namensvetter. Der glückliche Besitzer aller Drei ist Hr. Suermondt in Aachen, der überhaupt sich lebhaft betheiligt hat, so namentlich auch zwei „Männliche Bildnisse" (130 u. 136) von entschiedenem Werthe von der Hand Hanns Holbeins des Jüngeren und Anderes einschickte. Von demselben Künstler finden wir ein leider sehr vernachlässigtes „Epitaph des Bürgermeisters Schwarz in Augsburg" (35) im Besitze des Hrn. Paul v. Stetten dortselbst, das durch das tiefste Verständniß der menschlichen Formen, feines Naturgefühl und sorgfältigste Durchbildung unwiderstehlich anzieht.

Ein Paar Jan van Eycks, „der Engel Gabriel" (16) und das Seitenstück dazu, „die betende Maria" (17), welche der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen zur Ausstellung einsendete, sind sehr ungünstig aufgehängt. Von Albrecht Dürer sehen wir das „Bildniß des Hieron. Holzschuher" (20), das durch eine unglückliche Restauration leider stark gelitten hat, ein Schicksal, das auch desselben Meisters im Besitze des Hrn. Reichardt in München befindlichen Bildes „Salvator mundi" (60) traf, indem es von Dürer ursprünglich nur angelegt, neuerlich vollständig übermalt wurde. Weit besser erhalten und meisterhaft vollendet ist das „Brustbild eines alten Mannes" von Alb. Dürer (6) im Eigenthum des Hrn. Grafen Töring in München.

Unsere Leser haben sich vielleicht gewundert, daß wir bis jetzt desjenigen Bildnisses noch nicht erwähnt haben, das bereits eine ganze bändereiche Literatur hervorgerufen hat, und um dessenwillen unter den Kunstforschern ein heftiger Streit entbrannt ist: des Darmstädter Exemplars der „Meyerischen Madonna" von Hanns Holbein dem Jüngeren (56) im Besitze der Frau Prinzessin Carl von Hessen. Wir gestehen, daß, wenn es überhaupt möglich gewesen, wir über dasselbe ganz geschwiegen hätten, da wir keine Lust verspüren, an jener Fehde Antheil zu nehmen. Deshalb wollen wir uns denn auch jedes eigenen Urtheils darüber gänzlich enthalten und uns lediglich darauf beschränken, die Streitpuncte festzustellen, wobei wir natürlich beide Exemplare als bekannt voraussetzen. Der Streit also ist ein doppelter: einmal, ob das Dresdener oder das Darmstädter Exemplar als das Original zu betrachten, und dann, welches die Bedeutung der beiden nackten Kinder auf den Bildern sei. Den Einen gilt das Dresdner, seit drei Jahrhunderten unangefochten gebliebene, Exemplar als ganz von Holbeins Hand gemalt, den Andern das Darmstädter. Für die erstere Ansicht sprechen sich gewiegte Kunstkenner, wie Rath Karl Förster, v. Hefner-Alteneck, Frhr. v. Rettberg, Schasler u. A. aus; an der Spitze der für die Originalität des Darmstädter Exemplars Kämpfenden steht Woltmann. Die zweite Streitfrage dreht sich in der Hauptsache darum, ob das Kind auf dem Arm der Madonna ein Christuskind sei oder nicht. Früher galt jenes ganz allgemein. Schlegel und Tieck sprachen sich zuerst darüber aus, dasselbe sei ein krankes Kind des Bürgermeisters Meyer von Basel, der das Bild in Folge eines Gelübdes malen ließ, doch lassen sich ihre Aussprüche nicht mehr feststellen; dann finden wir diese Ansicht vertreten von Mrs. Jameson, Blake, Parthey und Viardot. Aber auf eine ausführliche Begründung hat sich erst Jacobi eingelassen, und so die Streitfrage als solche hervorgerufen. Der Kern desselben beruht aber nicht ausschließend in dieser einseitigen Deutung, sondern in der damit in Zusammenhang stehenden Erklärung des stehenden Knaben als desselben, aber wieder genesenen Kindes, welche außer Mrs. Jameson und Blake zuerst selbständig von Jacobi gegeben ward. Wer die mittelalterlichen Meister kennt, wird an diesem Synchronismus kaum Anstoß nehmen. Schasler gebührt das Verdienst, das Material hinsichtlich der zweiten Streitfrage systematisch gesammelt und kritisch beleuchtet zu haben, indem er Jacobi gegen Woltmanns Angriffe vertheidigte, der in

Digitized by Google

dem Kinde auf dem Arme der Madonna noch immer ein segenspendendes Christuskind erblicken will, und dabei, wie freilich in früherer Zeit Jedermann, übersieht, daß dann das Kind mit der linken Hand segnete. Interessant ist, daß dieselben Gegner auch in dieser Frage sich gegenüberstehen. So ist es denn leicht erklärlich, wenn das Darmstädter Bild gewissermaßen das Centrum der ganzen Ausstellung geworden ist, und es in den Augen Mancher den Anschein gewonnen hat, als sei diese Jenem zu Liebe veranstaltet worden. Wir aber, die wir der Fehde durchaus ferne stehen, fühlen eben so wenig Beruf als Lust, das Gebiet der Kunst mit einem andern zu vertauschen *).

Doch lassen wir den unerquicklichen Streit und wenden wir uns zu ein Paar prächtigen Bildern J. Ruysdaels „Die Stadtwage" (172), Eigenthum des Hrn. Suermondts, und „Landschaft mit bewölktem Himmel" (182), im Besitz des Hrn. Gonthardt in Frankfurt, ferner „Ansicht der Stadt Haarlem" (126), ebenfalls Hrn. Suermondt gehörig. Das erste und dritte der letztgenannten Bilder lehren uns den Meister der uns sonst nur in die Einsamkeit des Waldes, an schäumende Gebirgsbäche und düstre Wege durch Gestrüppe und Felsen zu führen liebt, von einer ganz neuen Seite kennen. Aber freuen wir uns auch hier der feinsten Harmonie der Farbe und der Genialität, mit der wir eine ihm ungewöhnliche Aufgabe gelöst wird, so fühlen wir uns doch am lebhaftesten durch die „Landschaft mit bewölktem Himmel" angezogen. Wynants „Landschaft mit hügeligem Terrain und großen Bäumen im Vorgrunde" (188) beweist uns wieder recht klar, daß durch eingehendste und delikateste Durchbildung die Feinheit der Stimmung keineswegs verloren geht. Das treffliche Bild gehört Hrn. Grafen Arco-Valley in München.

Von Rembrandt finden wir einen „Rabbiner" (138) und eine „Flucht nach Aegypten" (141), in denen Manches liegt, was uns zur Annahme drängt, daß wir es mit weniger bedeutenden Werken des Meisters zu thun haben. Beide gehören Hrn. Suermondt. Von Rubens erfreut uns „der Sturz der Verdammten" (127), aus dem Besitze des Vorigen, doppelt, weil wir darin die Skizze zum großen Bilde in der Münchener Pinakothek erkennen. Von den Niederländern sind noch Lud. Backhuysen durch eine bewegte See mit Schiffen" (167), aus dem Besitze des Hrn. Rauter in München, Art. van der Neer durch einen „Brand der Stadt Amsterdam" (175), dem Hrn. Suermondt gehörig, und Ger. Terburg durch ein „Bildniß eines schwarz gekleideten Mannes" (170), aus demselben Besitz in hervorragender Weise vertreten. Außerdem ist noch eine ausgezeichnete „Italienische Landschaft" von Both (159), dem Hrn. Sedelmeyer in Wien gehörig, zu nennen, in welcher Zeichnung und Farbe von gleicher Meisterschaft sprechen.

Unter den Italienern begegnen wir einer „Maria mit dem Christuskinde und Johanna" von Al. Botticelli (87) welches treffliche Werk Hrn. Bibliothekar Widmann in München gehört, und durch Größe der Conception fesselt. Eines „Selbst-

*) Wir unsererseits glauben, daß eine endgültige Entscheidung über die Aechtheit des Originals — oder auch darüber, ob beide von Holbeins Hand gemalt sind, erst dann möglich, wenn beide Bilder neben einander gehängt würden. Wir kennen das Dresdener Bild ebenfalls, aber müssen bekennen, daß wir nach der Betrachtung des Darmstädter uns entschieden auf die Seite Derer stellen müssen, welche das letztere für das ächte Original, das Dresdener Bild aber für eine spätere Copie von fremder Hand halten. Ohne auf das Detail der Streitfrage einzugehen, möchten wir die Aufmerksamkeit der Kenner nur auf zwei Puncte richten. Die Darmstädter Madonna hat zunächst einen ganz andern Typus, einen aristokratisch idealen, von jungfräulichem Adel durchgeistigten Kopf, während die Dresdener eher einer bürgerlichen Familienmutter gleicht Die Krone der ersteren ist kleiner und zierlich aufgesetzt, die Krone der Dresdener bedeutend größer — endlich die Haare. Die der Darmstädter liegen in zwei, drei Locken natürlich und graziös aufgelöst, die der Dresdener dagegen sind ohne viel Schönheitssinn ganz auseinandergefasert und bedecken die Schulter; beides verräth den guten Willen des zweiten Malers, der den ersten übertreffen will. Und in dieser Beziehung lassen sich noch mehr feine Unterschiede finden, welche zu Gunsten der inneren Größe des Darmstädter Bildes sprechen. Vielleicht kommen wir bei Gelegenheit noch einmal auf dies interessante Thema zurück; für heute und bis bessere Beweise beigebracht werden, müssen wir Woltmann Recht geben.

Die Redaction.

Digitized by Google

porträts" des Künstlers von A. del Sarto (110) im Eigenthum des Hrn. Dr. Trettenbacher in München, kann man sich nicht ganz freuen, da es sehr ungünstig hängt, ein Schicksal, das leider mehrere von den besseren Bildern traf. Das „männliche Brustbild" von Spagnoletto (105) zieht durch die ungewöhnliche Kraft und Energie des Vortrages an, wie die „Ansicht des Marcusplatzes in Venedig" von Canaletto (91) durch Schärfe der Zeichnung und Klarheit des Colorites. Jenes gehört Hrn. Rauter in München, dieses Hrn. Sedelmeier in Wien.

Wir hätten allerdings noch des einen oder andern tüchtigen Werkes zu gedenken, doch mußten uns im Hinblick auf die Raumverhältnisse solcher Kürze befleißen, daß wenig mehr als eine trockene Aufzählung der Namen übrig bliebe, mit welcher dem Leser nichts gedient wäre. Und so halten wir es denn für gerathener, uns nach den gegebenen Andeutungen von den Lesern zu verabschieden.

Regnet.

Die historische Commission.

In den Tagen vom 29. September bis 4. Oktober d. Js. hielt die historische Commission ihre statutenmäßige Plenarversammlung. Vor zehn Jahren, am 29. September 1859, hatte die erste Plenarversammlung stattgefunden. Beim ersten diesjährigen Zusammentritt der Commission stellte deßhalb der Vorsitzende, Geheimer Regierungsrath von Ranke aus Berlin, die in den vergangenen zehn Jahren vollendeten oder begonnenen Arbeiten derselben in ihrem Zusammenhange unter einander dar, und wies darauf hin, wie sie sämmtlich mit dem großen nationalen Gedanken in Verbindung stünden, welcher den verewigten König Maximilian II. bei der Gründung geleitet habe, und in welchem König Ludwig II. das Werk seines hochgesinnten Vaters fortsetzt. In dem letztverflossenen Jahre sind, wie aus dem Geschäftsbericht des Secretärs, des Professors von Giesebrecht in München, zu ersehen ist, von den durch die Commission herausgegebenen Schriften in den Buchhandel gekommen: 1) Deutsche Reichstagsacten. Bd. I. enthaltend: Deutsche Reichstagsacten unter K. Wenzel, Erste Abtheilung 1376—1387. Herausgegeben von J. Weizsäcker. 2) Chroniken der deutschen Städte vom XIV. bis XVI. Jahrhundert. Bd. VII enthaltend die Magdeburger Schöppenchronik, bearbeitet von Dr. K. Janike. 3) Die historischen Volkslieder der Deutschen vom XIII. bis XVI. Jahrhundert, gesammelt und erläutert von K. von Liliencron. Bd. IV. 4) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Bd. VIII. enthaltend Geschichte der Sprachwissenschaft von Th. Benfey. 5) Bayerisches Wörterbuch von J. Andreas Schmeller. Zweite mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearbeitet von G. K. Frommann. Lieferung I—III. 6) Jahrbücher der deutschen Geschichte: die Zeit Karl Martells von Th. Breysig. 7) Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. IX. Mit Unterstützung der Commission ist ferner im Drucke erschienen: Die Grafschaft und die Grafen von Spanheim, erläutert von J. G. Lehmann (zwei Bände). Die Mittheilung des Secretariats und die Berichte, welche im Laufe der Verhandlungen die Leiter der einzelnen Unternehmungen erstatteten, legten dar, daß auch eine nicht geringe Zahl anderer Werke bereits unter der Presse sei und die Arbeiten der Commission überhaupt nach allen Seiten im raschen Fortgange stünden; außerordentlich werden dieselben gefördert durch die preiswürdige Liberalität, mit welcher die hiesigen und auswärtigen Behörden, wie die Verwaltungen der Archive und Bibliotheken alle Bestrebungen der Commission zu unterstützen fortfahren. So sind z. B. die Arbeiten für die Herausgabe der deutschen Städtechroniken auch in diesem Jahre nach verschiedenen Seiten fortgeführt worden. Professor Hegel, der Leiter des ganzen umfangreichen Unternehmens, hat selbst die Bearbeitung der Straßburger Chroniken von Closener und Königshofen übernommen, sie werden zwei Bände füllen, von denen der erste schon in den nächsten Wochen die Presse verlassen wird. Die Bearbeitung der Nürnbergschen Chroniken aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts bis zum Jahrhunderts bis zum Jahre 1505 ist von Professor von Kern in Freiburg so weit gefördert worden, daß im nächsten Jahre der vierte Band der Nürnbergschen

Digitized by Google

Chroniken wird in den Druck gelangen können. Dieser Band wird die Fortsetzungen, beziehungsweise Zusätze, zu den bereits gedruckten älteren Chroniken von Ulman Stromer und der Chronik aus K. Sigmunds Zeit bis zum Jahre 1487 enthalten, die weiteren Fortsetzungen von Tucher bis 1499, wie von Deichsler bis 1505 werden voraussichtlich noch einen fünften Band der Nürnbergischen Chroniken füllen. Die Herausgabe der Kölnischen Chroniken ist durch die sprachliche Herstellung der Texte der Hagenschen Reimchronik und der im Jahre 1499 gedruckten Chronik van der hilligen statt van Köln, welche der philologische Mitarbeiter Dr. Schröder in Rudolstadt ausgeführt hat, vorbereitet worden. Die Herausgabe des zweiten Bandes der Braunschweiger Chroniken in der Bearbeitung des Archives Hänselmann steht in Aussicht. Der Druck der Lübeckschen Chroniken hat wegen einer längeren Krankheit des Professors Mantels, welchem die Bearbeitung übertragen ist, noch aufgeschoben werden müssen. Die Commission hatte in ihrer vorigen Plenar-Versammlung zwei neue Unternehmungen in das Auge gefaßt, welche nach der von Seiner Majestät dem Könige ertheilten Genehmigung auch bereits im Laufe des Jahres in Angriff genommen wurden. Das eine betrifft eine Sammlung der historischen Gedichte der deutschen Lyriker im XIII. Jahrhundert. Professor W. Wackernagel, der dieses Unternehmen zuerst angeregt, hat die Ausführung desselben in Gemeinschaft mit Dr. M. Rieger in Darmstadt übernommen und vorbereitet. Das andere ist die vom Geheimen Rath von Ranke und Reichsrath von Döllinger beantragte allgemeine Biographie der Deutschen. Für dieses Unternehmen umfassendster Art ist in dem Geh. Cabinetsrath a. D. Freiherrn von Liliencron ein Redacteur gewonnen worden, der alle erforderlichen Eigenschaften in hervorstehendem Grade besitzt. Freiherr von Liliencron, der seinen Wohnsitz jetzt hieher verlegt hat, wohnte den Verhandlungen bei, welche über die Begrenzung, Einrichtung und Ausführung des Werkes in der Plenar-Versammlung gepflogen wurden. Um ihn bei den einleitenden Arbeiten weiter zu unterstützen, wurde ein besonderes Ausschuß aus hiesigen Mitgliedern der Commission bestellt, und in denselben Reichsrath von Döllinger, Reichsarchivdirector von Löher und Professor von Giesebrecht gewählt. Wie das Werk die Theilnahme der gesammten deutschen Nation in Anspruch nimmt, wird auch auf die Mitwirkung der deutschen Gelehrtenwelt im weitesten Umfang gerechnet. Ein Programm soll in möglichst kurzer Frist veröffentlicht werden. — Professor von Giesebrecht schließt den Bericht über die diesjährige Plenarversammlung mit folgenden Worten: „Das erste Decennium, welches die Commission beschlossen hat, ist reich an Arbeit und Gewinn gewesen; mit frischen Kräften tritt sie in das zweite ein, um die großen Werke, welche sie vor Jahren begonnen, zu vollenden, und die neuen Aufgaben, welche ihr gestellt sind, zu lösen. Man wird es in Deutschland nie vergessen, daß Alles, was sie für die historische Wissenschaft geleistet hat, und leisten wird, Bayerns Königen Maximilian II. und Ludwig II. zu verdanken ist."

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

** Quantitativ hat Hackländer nicht viel für die deutsche Bühne geleistet, aber er hat doch ein Stück geschaffen, welches neben Freytag die Concurrenz mit den besseren französischen Producten siegreich bestehen würde. Er hat die Gabe, das rohe Gerüst des Stückes unter zierlichen Arabesken der Causerie, unter den Stachelpflanzen des feinen Spottes zu verbergen, den vornehmen Hofton bei aller Treue der Localfarbe zu einer Art von Kunststyl auszubilden, und vor allen Dingen dem Schauspieler auf dem Felde dankbare Rollen zu bieten, wo die Menschen in natura selbst leicht zu Schauspielern werden: auf dem Parquet. Der „geheime Agent" ist in dieser Beziehung bis jetzt nicht wieder erreicht worden, und sein neues Stück „Marionetten", welches vorigen Sonnabend zum ersten Male in Scene ging, steht in der Kunst der Ausführung eher voran als zurück, wenn auch der Stoff — die Action selbst schwächer genannt werden muß. Ich will versuchen, den Inhalt zu scizziren. Herzogin Ma-

Digitized by Google

thilde wird morgen mündig sein, und die Regierung, welche seither von ihrem Vetter, dem Regenten, geleitet worden, selbst übernehmen. Das Volk wünscht natürlich die Vermählung der Herzogin, und ein Bote vom benachbarten Hof ist bereits unterwegs, um eventuell als Werber für den dortigen Prinzen Georg aufzutreten. Dieser Bote, ein angeblicher Herr A. v. Reinach, kommt an, und begegnet im Park der jüngeren Schwester der Herzogin; beide machen bereits gegenseitig tiefen Eindruck auf einander. Der Regent aber erkennt in dem angeblichen Boten den Prinzen Georg selbst, der incognito erscheint, um seine Erkorene kennen zu lernen. Bei der ersten Audienz bereits sieht er, daß die Dame, der er begegnete, nicht die Herzogin, sondern ihre Schwester ist. Damit ist die Exposition gegeben, die außerdem dadurch complicirt wird, daß der Regent selbst die Herzogin liebt, aber entschlossen ist, zu resigniren, weil er sich für zu alt hält. Die Herzogin endlich liebt ebenfalls insgeheim den Regenten, aber da sie keine Erwiderung findet, ist sie zu jeder anderen Wahl entschlossen. Inzwischen kommt das Incognito des anwesenden Prinzen durch ein Bildniß, das durch andere Hände dem Hof zugeschickt wird, heraus, und beide Schwestern beschließen, diesen unzarten Scherz empfindlich zu bestrafen. Prinzessin Anna behandelt ihn mit beißendem Spott, und die Herzogin kokettirt mit ihm, um die Eifersucht des Regenten zu reizen. Aber sie erreicht damit das Gegentheil, denn trotz ihres halben Bekenntnisses ihrer geheimen Neigung befiehlt der Regent ihr durch eine symbolische Action, nämlich durch die Zurückgabe des prinzlichen Porträts, sich für diesen zu entscheiden. Dies Porträt ist inzwischen durch eine schlaue Intrigue mit dem seinigen vertauscht worden, und Prinz Georg kommt schließlich in die Lage, sein Bildniß der Prinzessin Anna selbst zu überreichen. Die Resignation des Regenten wird überwunden, und das Stück schließt mit zwei glücklichen Paaren. — Das Stück ist nach dieser Skizze eigentlich leer an bedeutsamer Handlung, aber man empfindet diese Leere nicht; die wirkliche Action ist in lauter Causerie aufgelöst und verschleiert, aber in so anmuthiger, geistreicher Weise, daß man sich durch die schauspielerischen Aufgaben, welche den einzelnen Acteuren gestellt werden, vortrefflich unterhält, und über den perlenden Schaum dieses Champagners vergißt, daß dieser Wein eigentlich weniger Körper hat. Den Mittelpunct des lustigen Marionettenspiels bildet Prinzessin Anna, die als weiblicher geheimer Agent vom schlauen Medicinalrath in der gefährlichen Kunst unterrichtet wird, die Marionetten tanzen zu lassen, d. h. die ehrenwerthan Personen ihrer Umgebung an ihrer schwachen Stelle zu fassen, sie zu täuschen und zu — verwirren. Daß die Prinzessin sowie ihr Lehrmeister dabei selbst in die Lage kommen, an ihrem Fädchen gefaßt zu werden und — tanzen zu müssen, erhöht natürlich nur die Komik des Ganzen. Obwohl der Kern des Stückes von keinem so festen Knochenbau, wie der geheime Agent, so ist der filigranartige Dialog bei Weitem feiner und die Figur der Prinzessin Anna ein Meisterstück im leichten Genre, wie sie das deutsche Lustspiel bisher noch nicht besaß. Das Ganze aber ist eine Schule für die eigentlich mimische Kunst der Darsteller, wie sie ebenfalls selten in solcher Vollendung und praktischen Brauchbarkeit gefunden wird. Die Aufführung war ein wahrer Genuß, und vor Allen drängt es uns, Frln. Marie Meyer unsere aufrichtige Bewunderung auszusprechen. Diese geistreiche Feinheit und pikante Grazie des Spiels, diese reizende Plastik und vielseitige Nuancirung des sprühenden Dialogs haben wir lange nicht auf unserer Bühne gesehen, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir diese unerwartete Entwicklung dieser bedeutenden Künstlerin als ein glückliches Ereigniß für unser Schauspiel betrachten. Frln. Ziegler spielte die Herzogin, und es freut uns, constatiren zu können, daß sich diese Heroine der Tragödie mit entschiedenem Glück auch in den leichteren Ton des Conversationsstückes hineinspielt. Kleinere, aber wirksame Cabinetsstücke von Charaktermalerei waren der Leibarzt des Hrn. Possart, der Hofmarschall des Hrn. Christen, der Kammerdiener des Hrn. Herz und auch Frln. Weiß als Oberstthofmeisterin.

⊙ Die auf Donnerstag Abend anberaumte Vorstellung des „Egmont" hatte ein ungewöhnlich zahlreiches Publikum herangezogen. Es galt, den ersten theatralischen Versuch einer jungen Anfängerin zu beachten, und nach Allem, was vorher über Persönlichkeit und Anlage der Dame in die Oeffentlichkeit gedrungen, sah man ihrem Debut mit erhöhter Aufmerksamkeit entgegen. Um über den Erfolg, der ja der großen Welt

Digitized by Google

gegenüber als einziger Maßstab der Güte einer Leistung gilt, einfach zu referiren sei hier berichtet, daß das volle Haus die angehende Schauspielerin reichlich mit Beifall auszeichnete. Sie theilte sich mit Hrn. Rüthling, dem Träger der Titelrolle, in den Applaus des Abends, und wenn auch diesem letztgenannten Künstler der Löwenantheil gebührte, sah man es doch gerne, daß Frl. Nordn mit ihm dem Publikum dankte. Auf das Spiel des Fräuleins einzugehen, sei zu Anfang constatirt, mit welch erfreulicher Sicherheit sie sich auf den Brettern bewegte, und das ernstliche, eingehende Studium, das sie auf die Wiedergabe ihrer Rolle verwendet haben mußte, ein Studium, welches von tiefergehender Bildung und von einer Auffassungsgabe Zeugniß ablegte, wie sie für gewöhnlich nicht bei Schauspielerinnen gefunden zu werden pflegt. Es scheint, daß sich Frln. Nordn bei Wiedergabe ihres Klärchens zumeist an die Worte von Klärchens Mutter erinnerte: „Du warst immer so ein Springinsfeld; als ein kleines Kind schon, bald toll, bald nachdenklich." Wenigstens deutete darauf die zappelige, ruhelose Bewegung, die man am Ende hier hinnehmen konnte, die aber, wenn sie Gewohnheit und nicht blos dies eine Mal angenommen war, in der Wiedergabe anderer, contemplativ angelegter Naturen hinderlich wäre. Es ist freilich immer ein schwieriges Ding, auf ein erstes Auftreten ein maßgebendes Urtheil bauen zu wollen, und schwieriger noch wird dies Urtheil, sobald es über eine Dame gefällt werden soll. Hier besticht schon oder schreckt ab in erster Linie die Erscheinung; auch ist es eine alte Thatsache, daß dem Weibe von vorneherein die Gabe des Schauspiels in weit höherem Maße verliehen ist, als dem Mann. Darum wird ihrer so manche durch die angeborne Grazie und die ihr verliehene natürliche Coquetterie zu der falschen Annahme verführt, in sich das Zeug zu einer großen Künstlerin zu tragen. Und was man wünscht, daran glaubt man gerne; der äußere Glanz, Flitter- und Lampenschimmer, sind hier gleichfalls nicht die letzten Dinge, die entscheidend auf die Wahl gerade dieses Berufes wirken. Darum glaube ich, daß das Publikum mit seiner Nachsicht nirgend so sehr am unrechten Platze ist, als dem Debut einer Anfängerin gegenüber. Ich scheue mich deshalb auch nicht, auszusprechen, daß unter den dem Frln. Nordn verliehenen Gaben der Verstand eine hervorragendere Stelle einnimmt, als das Talent. Sie hatte zwar in dem Auftritt mit Egmont (Schluß des dritten Actes) die Töne des Herzens gefunden, die dazu gehörten, und an dieser Stelle den Beifall wirklich und voll verdient. Ueber allen übrigen Scenen jedoch lag ein nüchterner Hauch, der kein rechtes Mitgefühl aufkommen ließ. Auch fehlte das fortreißende Feuer, das Zuviel des Wollens, wie es so gerne bei jungen Darstellern aus dem frohen Bewußtsein des Talents entspringt, die kindliche Hast, alle Mittel paradiren zu lassen, die so oft allerdings die verkehrtesten Mittel anwendet, die aber von dem Vorhandensein dieser Mittel wenigstens Zeugniß ablegt. Doch ich darf nicht zu weit gehen. Wer weiß, wie viel vom Ganzen dem Lehrer, wie viel der Schülerin zur Last geschrieben werden muß. So lange die letztere nicht auf eigenen Füßen geht, wird jedes Urtheil über sie nur mit allem Vorbehalt gegeben werden dürfen, und diesen Standpunct möchte ich auch mir gewahrt wissen. — Von den übrigen Darstellern verdiente Hr. Herz als „Ulba" und Hr. Christen als Schneider „Zetter" das unbedingteste Lob; Hr. Rüthling ist bereits erwähnt, — und wie sehr das Publikum richtig urtheilte, als es seinen männlich edlen Egmont mit fortwährendem Beifall begleitete. Hr. Possart hatte für seinen „Vausen" sich einen Niederländer unserer Pinakothek ausgesucht und aufs Treueste kopirt. Nur vergißt dieser Darsteller zu häufig, daß man allerdings eine Krankheit ins Bereich der künstlerischen Darstellung ziehen darf, ihre Erscheinungsformen jedoch, wie sie der Arzt am Krankenbette vorfindet, nicht in ihrem Realismus auftischen darf. Er that daher des Guten sicher zu viel, als er den Schnapstrinker im letzten Stadium vorführte mit der ewigen Heiserkeit und dem hektischen Husten. — Die Wiederholung von Weilens „Drahomira" am verflossenen Montag bestätigte nur das von anderer Feder in diesen Blättern niedergelegte Urtheil. Bei aller Großartigkeit einzelner Scenen läßt die Tragödie kalt, und der Zuschauer geht nach dem letztmaligen Fallen des Vorhanges aus dem Hause wohl mit dem Bewußtsein, eine bunte Reihe fremdartiger Bilder gesehen zu haben, aber unklar, wofür man sein Interesse in Anspruch nehmen wollte. Es fehlt der Dichtung am Krystallisationspuncte, in dem sie gipfle, und der dann leuchtet. Entschieden

Digitized by Google

sind auch die Figuren der Ludmilla und des römischen Sendboten verzeichnet; mindestens kommen Leser und Zuschauer zu spät zu der Einsicht, daß sie es hier nicht mit zwei auserlesenen Heuchlern zu thun haben. Die Aufführung war der erstmaligen gleich. Zwar schien Frln. Ziegler etwas heiser zu sein, was sie zwang, ihre Stimme mehr als gut zu forciren, nichtsdestoweniger aber befand sie sich in ihrem Elemente und schwamm darin.

b) Oper:

* Am 13. kam C. M. von Webers „Oberon," nachdem er seit einem Jahre von der Bühne verschwunden war, wieder zur Aufführung. Was den Styl Webers vor Allem kennzeichnet — ein volksthümlicher, ächt deutscher Zug, Ursprünglichkeit der Erfindung, eine treffliche, wenn auch dem sinnlich Reizvollen meist untergeordnete Charakteristik und ein in blühendster Romantik strahlendes Orchester-Colorit — das findet sich auch in diesem Werke, und es hieße gethane Arbeit verrichten, wollten wir diesen Eigenthümlichkeiten hier eine eingehendere Betrachtung widmen, und deren Vorhandensein am Einzelnen nachweisen. Dennoch wird man bei genauerer Prüfung zugeben müssen, daß die Musik zu Oberon nicht immer und überall mit der zu Freischütz, Preciosa und Euryanthe sich auf gleicher Höhe halte. Die Ursachen hiefür sind doppelter Art: erstens vermochte der ohnehin schon todtkranke Meister der Durchbildung des Ganzen nicht mehr die hiezu nöthige Zeit zu widmen*) und zweitens gesellte sich zum Unglück der Stoffwahl das Ungeschick des Librettisten. Die Fabel bietet, als ausgesprochen epischer Stoff, einer dramatischen Bearbeitung schon an sich nahezu unüberwindliche Hindernisse; geradezu unmöglich aber wird eine glückliche Lösung der Aufgabe, begnügt man sich, gleich Hrn. Planché, aus dem altfranzösischen Roman die für den Zusammenhang unumgänglich nöthigen Scenen herauszuheben und diese — so gut es eben gehen will — aneinander zu heften. So bilden denn die beiden ersten Akte nichts weiter, als ein episches Nebeneinander in dramatischer Form und wirken, da die stumpfe Feder des Librettisten die bunten Ereignisse auch nicht durch die geringste geistige Vertiefung zu beleben vermochte, wie ein talentlos erzähltes Kindermärchen. Max Maria von Weber sagt deßhalb mit Recht in der Biographie seines Vaters**): „Die Personen handeln nicht, sondern sie folgen als Marionetten dem Zuge nur zu sichtlicher Drähte." Ein dramatischer Conflict bildet sich erst im dritten Akte durch Einführung Almansors und Roschanas. Da derselbe jedoch zu spät eintritt, jeder über die Episode hinausreichenden Durchbildung entbehrt und überdieß sich lediglich auf dem Gebiete des gesprochnen Dramas abspielt, so macht er das Grundgebrechen des Buches nur um so auffälliger und läßt das Ganze in dem bedenklichen Lichte einer altmodischen Zauberposse erscheinen — schon deßhalb, weil gerade hier der romantische Stoff und die reiche decorative und musikalische Ausstattung im schärfsten Gegensatze zu dem gesprochnen Dialog stehen. Allerdings hat man diesen bei der letzten Aufführung der Oper auf das Nothdürftigste beschränkt, und hiedurch den Vortheil erreicht, die musikalischen Theile in näheren Contact zu bringen. Allein der Gewinn ist gleichwohl nur ein spärlicher, da das Wunderbare eine allzugroße Rolle spielt, als daß man die sicherste Führerin in das Reich der Romantik — die Tonkunst — irgendwie entbehren könnte. Es war deßhalb ein glücklicher Gedanke von Berlioz, Webers Oberon mit Recitativen zu versehen. Die Puristen strengster Observanz werden jedenfalls nicht verfehlen, gegen diese Zuthat von fremder Hand ihr Veto einzulegen; dennoch dürfte das Sacrilegium nicht so groß sein, wenn man bedenkt, daß Berlioz nicht der erste war, der den Werken großer Vorgänger durch ein derartiges Unternehmen eine höhere Wirkung zu verleihen suchte (so hat u. A. Franz Lachner die „Medea" Cherubinis mit Recitativen versehen), und zweitens, wenn man weiß, daß Weber selbst, würde ihn der Tod nicht allzufrüh ereilt haben, die Absicht

*) Mit welcher Hast Weber die Oper zu vollenden trachtete, geht u. A. auch daraus hervor, daß er zum Finale des dritten Actes zwei Compositionen aus früheren Werken fast unverändert herübernahm: den Marsch aus der 1817 componirten Musik zu Eduard Geyes „Heinrich IV.", und den Schlußchor aus der 1801 componirten Oper „Peter Schmoll."

**) „Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild" Leipzig 1864; zweiter Band S. 596.

Digitized by Google

hätte, an Stelle des Dialogs das Recitativ treten zu lassen. M. M. von Weber berichtet hierüber in der schon oben erwähnten Biographie (Bd. II. S. 600):

„Weber hielt — — die Oper mit der Vollendung des Werks für England durchaus nicht für fertig. Mündliche und schriftliche Aeußerungen weisen darauf hin, daß er die Absicht hatte, ihr für den subtileren musikalischen und dramatischen Sinn des deutschen Publikums eine in vielen Stücken andere Gestalt zu geben, ja er hat sogar, wie Caroline (die Gattin des Meisters) genau wußte, Neigung gehegt, den Dialog in Recitative umzuwandeln."

In Deutschland wird meines Wissens bisher nur in Braunschweig die Oper mit Recitativen gegeben — ob mit den Berlioz'schen oder denen eines deutschen Tonsetzers, vermag ich nicht anzugeben.

Ueber die Ausführung der hervorragenderen Solopartien ist des Rühmlichen nicht übermäßig viel zu berichten, denn rechnet man die treffliche Leistung des Hrn. Vogl („Oberon") und den Gesang der Meermädchen ab, so bleibt nur Mittelgut, zum Theil noch Schlimmeres. Frln. Kaufmann, welche die „Rezia" gab, zeigte sich den hiemit verknüpften künstlerischen Anforderungen nicht gewachsen. Das auf die Rolle verwendete Studium war allerdings nicht zu verkennen, aber auch ebenso wenig, daß weder physische Kraft, noch Gesangstechnik und Geschmack ausreichten, um die äußerst schwierige Aufgabe in glücklicher Weise lösen zu können. Ruhigere, nicht die volle Kraft der Stimme erfordernde Stellen gelangen wohl recht gut, allein sobald es sich um mehr handelte, glaubte die Sängerin forciren zu müssen und gerieth hiedurch in ein Zuhochsingen von unangenehmster Wirkung. Hiezu gesellte sich noch die Fatalität, daß Frln. Kaufmann, statt hochdeutsch, armeedeutsch sprach, unglücklich costumirt und geschminkt und noch unglücklicher frisirt war. Was den letzten Punct betrifft, so hätte man durchaus nicht nothwendig, die ethnographische Treue gerade in dieser Frage mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu betreiben: denn so lange der Anachronismus begangen wird, den Hofstaat Carls, des Großen, mit Kreuzrittern zu bevölkern, und einen Theil der Großwürdenträger mit den etwa ein halbes Jahrtausend später gebräuchlichen, sogenannten Krebsbarnischen auszustatten, so lange darf man auch keine Scheu tragen, mit Perlen durchflochtene Zöpfe gegen die besser kleidenden Locken zu vertauschen. Ueberdieß würde man hiedurch nicht einmal ein so großes Verbrechen gegen die orientalische Mode begehen, denn die Dichter des Morgenlands preisen wohl häufig genug den Lockenschmuck ihrer Schönen, ein Lob der Zöpfe hingegen wird sicherlich nur sporadisch vorkommen. Um jedoch wieder auf Frln. Kaufmann zurückzukommen, so kann ich die Befürchtung nicht unterdrücken, daß die schöne Stimme vor der Zeit zu Grunde gerichtet, und die günstige Meinung über das Talent und die Leistungsfähigkeit der Sängerin untergraben wird, wenn Frln. Kaufmann noch öfter in Partieen exponirt werden sollte, deren glückliche Bewältigung nicht nur eine schon vollendete künstlerische Ausbildung, sondern auch einen hohen Grad von Bühnenroutine voraussetzt. Den „Hüon" sang Herr Bachmann.

Ganz vorzüglich wurden die Chöre vorgetragen, und auch dem Ballet gebührt volles Lob. Weniger gut gelang die Maschinerie; die Verwandlungen wurden nicht immer exact ausgeführt, und gingen zu schläfrig von Statten; dabei überstieg der Lärm hinter der Bühne das Maß des Erlaubten um ein beträchtliches Quantum. Das Ungewohnte der neuen Einrichtung mag übrigens zum Theil als Entschuldigung dienen. — Da auch außerdem noch scenische Verstöße — wie verfehltes Spiel, unpassende oder mangelhafte Beleuchtung, und vor Allem das verspätete, von überaus komischen Folgen begleitete Eintreffen des Kaisers Carl — den Totaleindruck wesentlich beeinträchtigten, so war es nicht zu verwundern, daß der verehrliche Operneonsument das Haus verließ, ohne sich in eine übermäßig gehobene Stimmung versetzt zu sehen. Am 17. wurde die Oper wiederholt, ohne im großen Ganzen ein anderes Resultat zu liefern. Nur die Maschinerie erwies sich — wenn auch noch immer zu schwerfällig — in mancher Beziehung gelungener, als bei der früheren Aufführung, wofern man die Widerspenstigkeit zweier Prospecte lediglich als „Pech" auffassen will. Kaiser Carl kam dießmal zur rechten, die Kreuzritter hingegen abermals zur unrechten Zeit.

Zwischen den beiden Vorstellungen des „Oberon" wurde am 16. im Residenztheater „Der Postillon von Lonjumeau" gegeben. Frln. Müller trat als

Digitized by Google

„Madelaine" auf, und leistete sowohl im Gesang, wie auch hinsichtlich des Spiels sehr Gutes. Würde auch hie und da der Coloratur eine noch etwas elegantere Ausarbeitung und dem Spiele (als „Frau von Latour") eine etwas stylisirtere Haltung wohlgethan haben, so gelang doch die Gesammtleistung so schön, daß es unbillig wäre, wollte man diesen kleinen Schattenseiten eine große Bedeutung beilegen. Die HH. Nachbaur („Chapelou"), Sigl („Bijou") und Bauswein („Marquis de Corcy") verdienen gleichfalls unsere Anerkennung, wofern man nicht von einigen, auf Rechnung der beiden Erstgenannten zu setzenden Gedächtnißfehlern ein besonderes Aufheben machen will. Hr. Nachbaur war trefflich bei Stimme und äntete nach dem mit einigen sehr schönen Trillern ausgestatteten Postillonsliede im ersten und dem im dritten Acte eingelegten „sanften Heinrich" (Franz Abts „Gute Nacht, du mein herziges Kind") stürmischen Beifall.

Das Orchester begleitete nichts weniger als discret; überdieß trat auch dießmal der in jüngster Zeit mehr und mehr sich bemerkbar machende Mißstand hervor, daß die Holzblas-Instrumente — zumal Oboe, Clarinette und Fagott — zu tief klingen. Da nun diese in der Stimmung nicht wohl heruntergehen können, so muß man annehmen, daß die Geigen in die Höhe gegangen sind. Es wäre deßhalb sehr wünschenswerth, wenn letztere mit etwas größerer Energie, als bisher, auf die Benützung der Normal-Stimmgabel hingewiesen würden. — Am 19. sollte — gleichfalls im Residenztheater — eine Wiederholung der Oper Adams stattfinden, da jedoch Hr. Sigl erkrankte, so kam hiefür „Alessandro Stradella" zur Aufführung.

Die bei dieser Improvisation Betheiligten leisteten so Treffliches, daß man unbedenklich behaupten darf, schon so manche wohlvorbereitete Oper hätte sich glücklich schätzen dürfen, wenn sie nur halb so gut gelungen wäre, als dieser jüngste „Stradella". Daß die HH. Nachbaur, Bachmann und Kindermann die Rollen „Stradella", „Barbarino" und „Malvoglio" zu ihren besten zu zählen haben, ist bekannt; eine besondere Anerkennung hingegen gebührt Frln. Leonoff, deren Gesang — obwohl sie die Partie der „Leonore" während ihres hiesigen Engagements noch nie gesungen hatte und erst am Tage der Vorstellung übernahm — sowohl in den getragnen wie auch in den coloristischen Stellen durch Correctheit und Geschmack erfreute. Wenn hie und da auch ein freierer Schwung zu wünschen gewesen wäre, so ist dieß hinreichend durch die Verhältnisse zu entschuldigen, unter welchen Frln. Leonoff die Rolle zu übernehmen und sofort auszuführen hatte. Auch Hrn. Bauswein, der für den erkrankten Hrn. Sigl die Rolle des rachsüchtigen Vormunds gab, gebührt volle Anerkennung.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Berlin. Am 9. debutirte Frau Mallinger als Elsa in „Lohengrin". Die Sängerin hatte sich auch bei ihrem Gastspiel im Frühjahr mit dieser Partie hier eingeführt und günstige Hoffnungen erregt, die freilich durch ihre späteren Leistungen nicht immer erfüllt wurden. Wir wollen wünschen, daß Frau Mallinger während ihrer hiesigen Wirksamkeit in der Wahl der Partieen glücklicher sein möge; als Elsa fand sie wiederum alle Anerkennung, wenn auch nicht ohne Opposition. — Durch die am 1. Oktober in Kraft getretene neue Gewerbe-Ordnung, welche auch den Theater-Unternehmern vollkommene Freiheit gewährt, hat Berlin abermals fünf neue Theater erhalten. Sonach finden tägliche Vorstellungen in folgenden Theatern statt: 1. Kgl. Opernhaus, 2. Kgl. Schauspielhaus, 3 Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater, 4. Wallner-Theater, 5. Victoria-Theater, 6. Woltersdorff-Theater, 7. Krolls Etablissement, 8. Vorstädtisches Theater, 9. Variétés, 10. Walhalla, 11. Salon Royal, 12. Belle-Alliance, 13. Bundeshalle, 14. Alcazar. Die letzteren sechs bieten neben den theatralischen Unterhaltungen (Liederspiele, Possen, Lustspiele) auch Concert, Gesangs-Vorträge und gymnastische Produktionen. Im Alcazar soll auch die größere Operette kultivirt werden.

Brooklyn. Im nächsten Monat kommt hier eine neue Oper, betitelt „Mootla, or the Indian Witch" (die indianische Hexe) zur Aufführung. Librette-Verfertiger ist Edward de

Digitized by Google

Nyse, Herausgeber des „Telegramm", und Componist E. B. Moore, ebenfalls ein Preß-Mensch und zwar einer der Editoren der „New York Tribune".

Kopenhagen. Eine neue Oper von P. Heise: „die Tochter des Paschas", Text von Heinrich Herz, ging im k. Theater mit günstigem Erfolg in Scene.

Florenz. In der „Kirche Sta. Croce" ist am 3. Oct. das Denkmal Cherubinis inaugurirt worden.

München. Im k. Hoftheater wie auch in der Musikschule wurde (unterm 20—27. September) durch Anschlag bekannt gemacht, daß Se. Maj. der König durch Entschließung vom 12. Sept. dem k. Hofkapellmeister Dr. H. v. Bülow die nachgesuchte Enthebung von seinen Funktionen als Hofkapellmeister und als artistischem Direktor der k. Musikschule unter wohlgefälliger Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen und unter Belassung des Titels eines k. Hofkapellmeisters außer Dienst mit dem 1. Okt. l. J. allergnädigst zu bewilligen geruht haben. Ferner bestimmte unterm 4 Okt. Se. Maj. der König, daß bis auf weiteres die artistische Leitung der k. Musikschule von dem auf Grund allerhöchster Verordnung (Art. V. § 7 der Statuten der k. Musikschule) bestehenden engeren Lehrrath, in welchem die Lehrer des Chor- und Sologesanges, des Contrapunkts und der Harmonie Sitz und Stimme haben, unter dem Vorsitze des königlichen Hofmusik-Intendanten ausgeübt werde.

Neapel. Auf dem „Theater del Fondo" erscheint demnächst eine neue Oper — „Il Giuramento di Calavita", Musik von Giovanni Garofalo.

New-York. Ein Herr Wertheimer macht in den Tagesblättern bekannt, daß er eine große klassische deutsche Oper für Amerika angeworben habe und hier im Laufe des Winters große klassische deutsche Opern-Vorstellungen geben wird. Herr Carl Anschütz ist als Dirigent für das Unternehmen gewonnen. — Die große, klassische französische Oper, die bereits Mitte September in der Academy of Music ihre erste Vorstellung geben sollte, scheint sich in Wohlgefallen aufgelöst zu haben. Der Vice-Hülfs-Unteragent, den angeblich der Unternehmer nach New-York geschickt hatte, ist unsichtbar geworden.

Petersburg. Die philharmonische Gesellschaft beabsichtigt, in der nächstkommenden Concertsaison nach einem vom Professor J. Promberger entworfenen, umfassenden Plane drei große historische Concerte zu veranstalten, in denen die gesammte Musikgeschichte in ihren wichtigsten Phasen und Entwicklungsmomenten zur übersichtlichen Darstellung gelangen soll. Das erste Concert umfaßt die Zeit vom Gregorianischen Kirchengesange bis auf Bach und Händel; das zweite ist den großen deutschen Reformatoren Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven gewidmet; das dritte endlich repräsentirt die romantische Epoche, mit Beethoven (aus seiner dritten Periode) und C. M. v. Weber an der Spitze und Richard Wagner am Ausgange. Betheiligen werden sich an diesen Aufführungen nicht nur die philharmonische Gesellschaft mit ihren imposanten orchestralen Kräften, sondern auch sämmtliche Gesangsvereine St. Petersburgs, und ist für einen Theil der Sologesänge auch Herr J. Stockhausen engagirt.

Paris. „Frou-Frou", von Meilhac und Halevy, steht auf der Neuigkeitsliste des Gymnase obenan. Von Bercnson wird ein Stück vorbereitet, dem die bekannte alte Geschichte der Matrone von Ephesus zu Grunde liegt. Das Gaité-Theater läßt ein neues Stück von Anicet Bourgeois einstudiren. Auch eine Umarbeitung des „Drama aus der Rue de la Paix" wird vorbereitet. Das Ambigu Comique belebt ein altes Stück neu, nämlich die „Auberge des Adrets" mit der berühmten Rolle des Robert Macaire. Lange Jahre litt die Polizei nicht, daß dieses Melodrama gespielt werde. Das Odéon kündigt als neu an „Ein Tag bei Diderot" von Stuggli und „Der Freigelassene" von Latour St. Ybars.

Paris. Auf Anregung zweier hiesiger deutscher Gesangsvereine: Sängerbund und Turn-Verein, fand vorige Woche im Saale des Elysée Montmartre eine Humboldt-Feier statt, woran die musikalische Kunst reichen Antheil nahm. Zu bedauern hierbei ist, daß sich zu dieser Humboldt-Feier nicht die deutschen Gesangvereine, deren 6—8 hier bestehen, gemeinschaftlich betheiligten, und daß gerade der vorzüglichste hiesige Gesangverein, der von Ehmant geleitete Liederkranz, fehlte. Die Deutschen scheinen in der Fremde ebenso wenig als in der Heimath einig werden zu wollen, wenn nicht eine force majeur zu Hülfe kommt. — Ein neues Concert-Unternehmen, eine Mischung von Orchester-, Instrumental-Soli-, Gesang-Soli-, Chor- und poetischen und prosaischen Vorträgen, wurde von der hiesigen Ligue des Consommateurs in Anregung gebracht, und sollen sämmtliche sich an der Execution dieser sogenannten „Concert-coopératifs" sich betheiligenden Künstler, Poeten, Autoren, bis zu jedem einzelnen Mitgliede der Gesangvereine mit entsprechenden Procent-Antheilen honorirt werden. Eine Jury von 12 Mitgliedern, worunter 8 Männer und 4 Frauen, und — Wahlzettel, welche an das zu den Concursen zugelassene, gleichfalls gemischte Publikum vertheilt werden, sollen über die Aufnahme der Künstler

Digitized by Google

und der Novitäten entscheiden, — Alles nach den Prinzipien des Suffrage universel und der — Frauen-Emancipation. Der Plan ist zu neu und zu originell, als daß er in Paris nicht einige Chancen des Gelingens hätte. Man hofft ebenfalls schon im November mit diesen Concerts coopératifs beginnen zu können, und wenn dieses in zahlreichen Circularen bereits verbreitete Ansinnen der „Ligue des Consommateurs" reussirt, dann wünschen wir nur die nöthigen Kräfte, um alle diese angedrohten Genüsse „consumiren" zu können. (N. Berl. M.-Z.)

Wien. Die Direktion des Theaters in der Josephstadt hat eine Preisausschreibung für die beste Spieloper oder Operette ausgeschrieben, und zwar: Einhundert Ducaten in Gold für die als erste, bestanerkannte, und fünfzig Ducaten in Gold für die nächstbeste, einen ganzen Abend ausfüllende Spieloper oder Operette. Bis 15. November d. J. sollen die Namen der Preisrichter veröffentlicht werden. Die Libretti haben sich die Compositeure selbst zu verschaffen und sich auch mit den betreffenden Schriftstellern auf eigene Rechnung abzufinden. Als äußerster Termin zur Einreichung wird der 1. Februar 1870 bestimmt. Die Partituren sammt Libretti sind versiegelt und mit einem Motto versehen an die Direktion des k. k. priv. Josephstädter Theaters zu Händen des Preisrichter-Collegiums einzuschicken, und hat denselben ein versiegelter Zettel beizuliegen, welcher außen das Motto und innen die Namen des Compositeurs und Dichters zu enthalten hat.

Vermischtes.

Von dem Gedanken ausgehend, daß dem vielfach anerkannten und beklagten Mangel an gediegenen Leistungen auf dem Gebiete des deutschen Lustspiels durch Preisausschreiben in nicht geringem Maße abzuhelfen sei, hat der Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg beschlossen, die vorhandenen literarischen Kräfte zu einer Concurrenz einzuladen, und wendet sich hiemit an die deutschen Dichter mit der Aufforderung, ihn bei diesem Unternehmen durch ihre schriftstellerische Betheiligung zu unterstützen. Die Bedingungen sind folgende: Der Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg setzt einen Preis von fünfhundert Thalern Gold für dasjenige neue deutsche Originallustspiel aus, welches von den unten zu erwähnenden Preisrichtern für das beste unter den zu dieser Concurrenz eingereichten erklärt wird. Der ausgesetzte Preis wird in Ermangelung eines absolut mustergültigen Lustspiels dem relativ besten Werke zuertheilt. Das Preislustspiel muß ein drei-, vier- oder fünfaktiges sein und einen Theaterabend von zwei bis höchstens drei Stunden ausfüllen. Von der Concurrenz sind diejenigen Werke ausgeschlossen, die bereits zu früheren Preisausschreiben eingesandt worden sind. Der Verein für Kunst und Wissenschaft wird das preisgekrönte Lustspiel zum Zweck der ersten Aufführung desselben entweder einer der beiden städtischen Bühnen Hamburgs oder einer anderen von dem Verein zu bestimmenden deutschen Bühne übergeben und mit ihr zu Gunsten des Verfassers einen Vertrag wegen Ueberlassung des Stücks an sie schließen. Im Uebrigen bleibt das Recht des Verfassers, sein Stück nach seiner eigenen Wahl aufführen und drucken zu lassen, unbeschränkt. Das Preisrichteramt haben auf Ersuchen des Vereins die Herren: Dr. Eduard Devrient, Direktor des großh. Hoftheaters in Karlsruhe, Friedrich v. Bodenstedt, Intendant des herzoglichen Hoftheaters in Meiningen, Heinrich Marr, Regisseur des Thalia-Theaters in Hamburg, Dr. A. Förster, Regisseur des k. k. Hofburgtheaters in Wien, Otto Band, Schriftsteller in Dresden, übernommen, und werden dieselben über die Zuerkennung des Preises mit Stimmenmehrheit entscheiden. Die Manuscripte sind an das Sekretariat für Kunst und Wissenschaft in Hamburg portofrei bis zum 30. Juni 1870 einzusenden. Spätere Einsendungen sowie nachträglich eingehende Abänderungen der zur Preisbewerbung eingesandten Stücke können nicht berücksichtigt werden. Statt mit dem Namen des Autors sind die Manuscripte mit einem Motto zu bezeichnen, und ist ein versiegelter Zettel beizulegen, welcher von außen das gleiche Motto, von innen aber Namen und Adresse des Autors enthält. Dieser Zettel wird nur dann geöffnet, wenn das mit dem gleichen Motto versehene Stück als preisgekröntes aus der Concurrenz hervorgeht. Die Entscheidung der Preisrichter wird vor Ablauf des Jahres 1870 bekannt gegeben werden. Nach Zuerkennung des Preises haben die Einsender der nichtberücksichtigten Stücke in einer an das Secretariat des Vereins für Kunst und Wissenschaft zu richtenden Zuschrift die Adresse, an welche sie die Zurücksendung ihres Manuscripts wünschen, anzugeben. — Für die Bewahrung von Manuscripten, die innerhalb dreier Monate nach bekannt gegebener Entscheidung der Preisrichter nicht zurückverlangt worden sind, wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Rossini hatte bei Lebzeiten sein Recht auf freie Ehrensitze für alle Concerte zu Gunsten der Gesellschaft der Compositeure und dramatischen Schriftsteller abgetreten. Das repräsentirte immerhin jährlich die Summe von 15,000 Francs. Die Wittwe Rossinis hat diese Schenkung erneuert.

Digitized by Google

Eine neue Musikzeitung unter dem Titel „Lyra, Blätter für Militär- und Civil-Musiker" erscheint von jetzt ab alle 14 Tage in Görlitz. Redakteur und Verleger ist Herr E. Großmann. Der Preis derselben ist vierteljährlich 7½ Ngr.

Im südlichen Frankreich und in Spanien reist eine falsche Ullmann-Compagnie, welche sich berühmte Künstler-Namen beilegt, worunter auch Vieuxtemps. Letzterer veröffentlichte in einem Schreiben an den „Figaro" mehrere Fälle, wo sein Name schon von Industrierittern mißbraucht wurde, in Rußland, in Holland, und einen in einer kleinen Provinzstadt Frankreichs, wo er bei den guten Leuten unendliche Mühe hatte, sich als den echten Vieuxtemps zu legitimiren, indem sie den vor 8 Tagen daselbst hausenden falschen fortwährend für den echten nahmen, welcher zwar nicht Violine spielte, aber desto mehr Appetit und Durst hatte.

Gades neueste Composition „Beim Sonnenuntergang", Concertstück für gemischten Chor und Orchester, erscheint demnächst im Verlage von Fr. Kistner in Leipzig.

In Rom ist eine neue Musik-Zeitschrift ausgegeben worden, die den Titel „Palestrina" führt, und in Turin eine, welche „Il Figaro" heißt.

In Neapel wird das Erscheinen der Memoiren Pacinis angekündigt, herausgegeben von Rafaele Colucci und Filippo Ciconetti.

Dem „Konstitutionnel" zufolge wäre der Befehl ergangen, die Arbeiten an dem Bau der neuen großen Oper in Paris derart zu beschleunigen, daß das Haus am 15. August 1870 eröffnet werden könnte. Die große Oper ist wohl das theuerste Gebäude, das die neue Zeit kennt. Der ursprüngliche Voranschlag im Jahre 1861 ging nicht über 12 Mill. Frs. Später stieg er auf 18, dann auf 20, 23 und zuletzt 25 Mill. Frs. Heute ist er bereits auf 31 Mill. Francs angeschwollen, und noch jetzt sieht man das Ende nicht ab. Dazu kommt noch der nach dem durchschnittlichen Preise berechnete Werth des Grundes und Bodens, nämlich 155,000 Quadratmeter für das Gebäude selbst, welche auf Rechnung des Staates kommen, macht 11 Millionen, und 39,500 Quadratmeter, welche durch die um die Oper herum angelegten Plätze und Straßen in Anspruch genommen worden sind, im Betrage von 54 Mill. Frs., welche die Stadt Paris für Expropriationen bezahlt hat; macht bis jetzt die bescheidene Summe von 96 Millionen Francs.

Allein im gegenwärtigen Jahrhundert sind 75 Theater ein Raub der Flammen geworden, also durchschnittlich alle 11 Monate eines, und das Jahr 1869 ist das verhängnißvollste, indem binnen sieben Monaten schon sechs Theater abgebrannt sind, nämlich in Köln, New-Orleans, Kiew, Hull, Nizza und Dresden. Das an solchen Unglücksfällen nächstreiche Jahr war 1855, in welchem sieben Theater abgebrannt sind, und zwar in Brüssel, Dessau, Rio Janeiro, Reval, Nantes, Bordeaux und Bourges. In Deutschland fanden seit 22 Jahren folgende Theaterbrände statt: In Karlsruhe und Berlin (1847), Regensburg (1849), Donaueschingen (1850), Dessau (1855), Cöln (1861), Wien (Treumanntheater, 1863), Breslau (1865), Insterburg (1866), Kaiserslautern (1867), Köln und Dresden (1869). Die am meisten von Theater-Bränden heimgesuchte Stadt ist London; denn daselbst sind seit 1778 fünfzehn Musentempel ein Raub der Flammen geworden: Haymarket 1778, Astley's Theater 1794, Surrey 1805, Covent, garden 1808, Drurylane 1809, Astleys Amphitheater 1830, Argyle Bows 1830, Lyceum 1831, Astley 1841, Olympic 1849, Islington-Circus 1853, Coventgarden 1856, Pavillon 1856, Surrey-Garden 1865, Her Majestys 1867.

Bulwer hat eine Uebersetzung der Oden des Horaz vollendet und zwar im Versmaß des Originals.

In der Nähe von Arezzo, dem alten Aretium, einer der zwölf etruskischen Bundesstädte, hat Francesco Leoni einen kleinen etruskischen Tempel ausgegraben und in dessen Cella gegen zweihundert kleine Idole von Bronze und Kupfer gefunden. Sie waren im Kreise aufgestellt und meistens nackte Figürchen mit eng aneinander stehenden Beinen, fest an den Körper angelegten Armen und einer spitzen Mütze auf dem Kopfe. Außerdem fand man in der Cella mehrere goldene, silberne und bronzene Ringe, kleine Steine mit symbolischen Figuren, Brochen, Bilder von Hähnen, Hunden, Löwen und anderen Thieren und eine sehr schön gearbeitete goldene Schnalle.

Im Verlage der Hallerschen Buchhandlung in Bern erscheint demnächst unter dem Titel „Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne" eine Reihe akademischer Vorträge von dem Professor der deutschen Literatur an der Hochschule zu Bern, Dr. K. R. Pabst. Das Buch ist Heinrich Laube, „dem wackeren Vorkämpfer und Befreier der deutschen Bühne", gewidmet.

Von Freiligraths Gedichten ist eine englische Uebersetzung für B. Tauchnitz's Collection of German authors in Vorbereitung.

Digitized by Google

Wie dem „Athenäum“ gemeldet wird, befindet sich das lang gesuchte und allgemein verloren geglaubte Gemälde Albrecht Dürers „der Tod der Jungfrau“ über dem Hochaltar in der Wolfgangskirche am Wolfgangsee in Oberösterreich.

Auch England gibt nun die Classiker in billigen Volksausgaben heraus; namentlich der Verleger Augener in London zeichnet sich darin aus. Die Werke von Beethoven, Mozart, Weber, von Pauer revidirt, erscheinen mit Porträt, kritischen Beiträgen, Metronombezeichnung zu fabelhaft billigen Preisen.

Notizen.

Dem Pfarrer Bitzius in Twanne, ein Sohn des unter dem Namen Jeremias Gotthelf bekannten Pfarrers A. Bitzius, wurde von der Niederländischen Gesellschaft für Beförderung christlicher Lehre der Preis von 500 Thlrn. für seine Volksschrift gegen die Todesstrafe zuerkannt.

Gounod soll an einer Oper arbeiten, deren Sujet Corneilles „Polyeucte“ entlehnt ist.

Der vom kgl. Musik-Institut in Florenz auf das Jahr 1869 ausgeschriebene Preis für die beste Composition eines Magnificat (für Alt, zwei Tenore und Baß mit Orgelbegleitung) ist Herrn Olinto Caioli aus San Martino a Gangalandi zuerkheilt worden.

Offenbach ist im Begriff, nach Madrid zu reisen, wo er die Proben einer Reihe seiner Spielopern persönlich leiten will.

Sir Michael Costa schreibt an einer dreiactigen komischen Operette: „Richard de Sachsen-Gotha“, deren Text Gowzien verfaßt hat.

Literarischer Anzeiger.

A. Philosophie, Geschichte, Kunst- und Literaturwissenschaft.

v. Hartmann, E., Schellings positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer. (Berlin, Löwenstein) — **Weiße**, Ch. H., Psychologie und Unsterblichkeitslehre nebst Vorlesungen über Materialismus und verwandten Beigaben. Aus Weißes handschriftlichem Nachlasse zusammengestellt von R. Seydel. (Leipzig, Findel). — **v. Nagler**, K. F. F., Briefe an einen Staatsbeamten. Hrsg. von E. Kelchner und K. Mendelsson-Bartholdy. 2 Thle. (Leipzig, Brockhaus.) — **Bienemann**, F., Aus baltischer Vorzeit. 6 Vorträge über die Geschichte der Seeprovinzen. (Leipzig, Duncker & H.) — **Bartsch**, K., Sancta Anna. Provenzalisches geistliches Schauspiel. (Berlin, Weber). — **Donalitius**, Ch., littauische Dichtungen nach Königsberger Handschriften mit metrischer Uebersetzung, herausg. von G. F. Nesselmann. (Königsberg, Hübner u. M.) — **Donner**, O., die erhaltenen antiken Wandmalereien in technischer Beziehung. Mit 3 Taf. [Separatabdruck aus Helbigs Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens.] (Leipzig, Breitkopf u. H.) — **Meyer**, J. B., Kants Philosophie, dargestellt und erörtert. (Berlin, Besserſche Buchhandlung.) — **Göll**, H., das gelehrte Alterthum. Die hervorragendsten Entdecker und Forscher auf dem Gebiete der Wissenschaft bei den Griechen und Römern. (Leipzig, Spamer). — **Grimm**, H., das Reiterstandbild des Theodorich zu Aachen und das Gedicht des Walafried Strabus darauf. (Berlin, Dümmlers Verlag).

B. Schönwissenschaftliche Werke.

Funke, J., der Waldcultus und die Linde in der Geschichte, in Sagen und Liedern. (Köln, Dumont-Schauberg). — **Marlitt**, E., Thüringer Erzählungen. (Leipzig, Keil) — **Prutz**, R., Buch der Liebe. 16. (Ebend). — **Jensen**, W., die Juden von Cölln. Novellen aus dem deutschen Mittelalter. (Flensburg, Exped. d. Flensb. Ztg.) — **Brachvogel**, A. E., Aus drei Jahrhunderten. Historische Novelle in 2 Bdn. (Schwerin, Hildebrand). — **Schrader**, A., die Zwillingsbrüder. Roman. (Leipzig, Häfele) — **Frenzel**, K., Im goldenen Zeitalter. Roman. 4 Bde. Hannover, Rümpler). — **Meyer-Merian**, Th., Entschwundene Zeiten. Nachgelassene Erzählungen und Bilder, herausg. von F. Oser. (Basel, Georg).

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869. Nr. 44.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren A. Weigel in Leipzig u. W. Kessl in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 29. October.

Inhalt: Wilhelm Lübkes kunsthistorische Studien, von Dr. Rudolph Döhn. — Camoe's, eine Studie von L. von Arendtschildt. (Schluß.) — Späte Sühne, Novelle von Franz von Remmersdorf. (Forts.) — Artistisches. (Höbemayer: „Prometheus"; Christ. Roth: „Anatomischer Atlas"; L. Hofmann: „Goethe-Galerie".) — Vom Büchertisch. (Dr. Th. Gsell-Fels: Römische Ausgrabungen im letzten Decennium; Edward Somin: Ein Novize der Jesuiten; Hermann Lingg: Wanderungen durch die internationale Kunstausstellung; K. Eichrodt: Lyrische Carricaturen und Lyrischer Kehraus.) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik u. bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen.

Wilhelm Lübkes kunsthistorische Studien.

Von Dr. Rudolph Döhn.

Es gehört unzweifelhaft zur Aufgabe der wahren Kunstwissenschaft, mit unermüdlicher Ausdauer und sachverständiger Umsicht die Vergangenheit zu durchforschen; allein man würde sicherlich auf Abwege gerathen, wenn das Durchforschen der Vorzeit dazu beitrüge, den künstlerischen Blick für das frisch und kräftig pulsirende Leben der Gegenwart abzustumpfen, oder auch nur zu trüben. Das Studium der Kunstwerke älterer Meister soll der heutigen Kunst ermuthigend und fördernd zur Seite stehen, es soll ihr die richtigen Wege bahnen und die ewigen Gesetze des Schönen erkennen helfen; aber durch die hingebende Bewunderung früherer Kunstschöpfungen darf die erwärmende Liebe für alles Werdende und Wachsende, das aus ächtem Geiste geboren, nicht erkalten. Der unbestechliche Ernst einer nur der Wahrheit ergebenen Kritik muß überall und unter allen Umständen in ungeschwächter Kraft erhalten werden, denn nur so gelingt es der Gegenwart, nutzbare Früchte für die Zukunft zu sammeln. Selten aber ist wohl die unleugbare Wahrheit dieser Sätze richtiger erkannt und in Wort und That lohnender verwerthet worden, als von dem rühmlichst bekannten Kunsthistoriker und Kunstkritiker Wilhelm Lübke, dessen „Kunsthistorische Studien" (gr. 8. Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert, 1869) wir hier einer kurzen Besprechung unterziehen wollen.

Der eben so geistreiche wie verdienstvolle Verfasser bietet uns in dem in Rede stehenden Werke zehn verschiedene Aufsätze, die zwar, da sie ursprünglich Einzelarbeiten

Digitized by Google

sind, kaum einen innern Zusammenhang haben, uns aber doch wie leuchtende Perlen einer wahrhaft kunstgeschichtlichen Forschung entzücken. Fast sämmtliche zehn Aufsätze, die im Laufe der Jahre zumeist in Zeitschriften veröffentlicht erschienen, wurden von dem Autor neu durchgearbeitet und aus gereifter Erkenntniß, wie er selbst im Vorworte es betont, verbessert und erweitert. Sein Streben, „über künstlerische Dinge in möglichst entsprechender Form zu reden, das wissenschaftlich Erkannte in durchsichtiger Sprache auszudrücken", ist ihm auch in dem vorliegenden Buche bis zu einem hohen Grade gelungen.

Die Titel der zehn erwähnten Einzelarbeiten, die wir hier leider, mit einer einzigen Ausnahme, nur ganz kurz beleuchten können, heißen: „Michelangelo Buonarroti", „Tizian Vecellio", „Die Frauen in der Kunstgeschichte", „Der gothische Styl nnd die Nationalitäten", „Eine Reise in Mecklenburg", „Die alten Oefen der Schweiz", „Paolo Veronese", „Die alten Glasgemälde der Schweiz", „Die moderne Berliner Plastik", „Cornelius."

In der erstgenannten Arbeit gibt der Autor auf 76 Seiten in klassischer Sprache eine treffliche biographische Skizze von Michelangelos Wirken und Schaffen (1475—1564). In mächtigen, ergreifenden Zügen entwirft er ein meisterhaftes Bild von dem großen Nebenbuhler Rafaels, der, obschon er als Maler ebenso ausgezeichnet dasteht, wie als Architekt, doch selbst die Sculptur als die Kunst bezeichnete, in welcher er sich vorzugsweise heimisch fühlte. Nach Lübkes Ausdruck bestand die große Lebensthat Michelangelos darin, daß er es bahnbrechend verstand, „auf der Grundlage des Wahren und Lebendigen das Schöne und Erhabene aufzubauen." —

Michelangelo entstammte einer alten vornehmen Familie, die ihren Ursprung von dem gräflichen Hause von Canossa ableitete. Sein Vater, Lodovico Buonarroti Simoni, verwaltete gerade das Amt eines Podesta von Caprese und Chiusi, zweier Ortschaften im Casentiner Gebiet, als ihm dort auf dem Lande am 6. März 1475 (nach der florentiner Zeitrechnung 1474) ein Knabe geboren wurde, der bestimmt war, in das Gesammtgebiet der Plastik in der mächtigsten und nachhaltigsten Weise einzugreifen. Die Amme des Knaben war die Frau eines Steinmetzen; weshalb Michelangelo später oft scherzend zu sagen pflegte, seine Vorliebe für die Bildhauerei sei kein Wunder, denn er habe sie mit der Milch seiner Amme eingesogen. Am 1. April 1488 gab der Vater seinen Sohn, der sich unwiderstehlich zur Kunst hingezogen fühlte, bei Domenico Ghirlandajo, der damals für den tüchtigsten Maler in Florenz galt, in die Lehre. —

Michelangelo widmete sich nun mit dem ganzen Feuer reiner, jugendlicher Begeisterung der Kunst und zwang bald den alten Ghirlandajo staunend von seinem Schüler zu sagen: „der versteht mehr als ich." Als er bei seinem ersten Meister nichts mehr lernen konnte, gelang es ihm durch die glückliche Vermittelung des prachtliebenden und hochgebildeten Lorenzo de' Medici unter der Leitung des alten Bertoldo, eines Schülers Donatellos, seine Talente für die Bildhauerei zu wecken. Hier war es, wo er den Neid seines Kunstgenossen Torrigiano wach rief, der ihm einst in eifersüchtiger Wuth einen solchen Schlag auf die Nase versetzte, daß das Nasenbein zerbrach und Michelangelos Gesicht auf Lebenszeit gezeichnet blieb. —

Als Lorenzo de' Medici starb, folgte ihm sein Sohn Pietro, dem jedoch der hohe Sinn und das Verständniß des Vaters fehlte, denn er betrachtete die Kunst, wie unser Autor sagt, „mehr in der Weise launenhafter Fürsten." So geschah es, daß Michelangelo wiederholten Einladungen nach Rom nachkam und daselbst am 25. Juli 1496 anlangte. Hier saß, gerade zur rechten Zeit für Italiens Kunst, Julius II. auf dem päpstlichen Stuhle; denn mit ihm und durch ihn entschied sich das Schicksal der bildenden Künste in Italien. Der alte, gewaltige, von Leidenschaften zerrissene Mann, der mit dem Schwerte in der Hand seiner Zeit Fürsten und Völker schreckte und der päpstlichen Herrschaft ganze Provinzen unterwarf, hatte noch Muße genug, um Kunst und Wissenschaft in genialer Weise zu lieben und zu pflegen. Selten oder nie hat ein andrer Fürst eine solche Reihe der edelsten Werke der Kunst ins Leben gerufen, wie er; dabei trägt fast Alles, was in dieser Hinsicht unter ihm geschaffen ist, den Charakter höchster Freiheit, erhabener Schönheit. „Kaum zur Herrschaft ge-

Digitized by Google

langt," sagt unser Autor, „säumte er, von Regierungssorgen und politischer Thätigkeit umdrängt, keinen Augenblick, mehrere der vorzüglichsten Künstler der damaligen Zeit nach Rom zu berufen. Giuliano da San Gallo und Bramante, die großen Architekten, kamen; auf Michelangelo machte der erstere den Papst aufmerksam, der Andere „betrieb bald darauf die Berufung des jugendlichen Rafael." —

Der Raum dieser Blätter verbietet uns, die weitere Entwickelung Michelangelos genauer zu verfolgen, die Periode seines Ringens und Kämpfens zu schildern und darzustellen, wie er mit dem Althergebrachten brach und, dem kühnen Fluge seiner Phantasie vertrauend, den Gipfel der höchsten Meisterschaft erreichte; wir müssen unsere Leser in dieser Beziehung auf Lübkes Buch selbst verweisen. —

Am 1. September 1535 wurde Michelangelo, der längere Zeit mit Girolamo Savonarola befreundet gewesen, kontractlich zum obersten Architekten, Bildhauer und Maler des vaticanischen Palastes ernannt. Zur Zeit, wo er sein berühmtes Gemälde, „Das jüngste Gericht," vollendete, lernte er Vittoria Colonna, eine der edelsten Frauen jener Tage kennen. Vittoria hatte ebenfalls, wie der Künstler, die Schule der Leiden durchgemacht und sich zu milder Resignation durchgerungen. „Zwischen den beiden edlen Menschen," sagt Lübke, „entstand eine Liebe der reinsten idealsten Art, die in gegenseitiger Verehrung begründet war. Ununterbrochen währte der lebhafteste geistige Verkehr bis an den Tod Vittorias, zehn Jahre des seltensten Austausches." Und es liegt in der That ein wunderbarer Hauch geistiger Gemeinsamkeit über diesem schönen Verhältnisse. Michelangelos Gedichte sind klarer, reine Spiegel desselben. Der körperlichen Schönheit der verehrten Frau erwähnt er erst in dem Gedichte, das ihren Tod beklagt; nnd rührender ist die fast heilige Zartheit solcher Empfindung nie ausgedrückt worden, als da er gegen einen seiner vertrautesten Schüler äußerte, ihm thue nichts so leid, als daß er, wo er Vittoria auf ihrem Sterbebette sah, ihr nur die Hand und nicht auch die Stirne oder das Antlitz geküßt habe. Vergl. Ascanio, Condivi, Vita di Michelagnolo Buonarroti, LXIII. Ausgabe v. 1746. —

Die Kuppel von St. Peter, von der Burckhardt mit Recht sagt, daß sie vielleicht die schönste und erhabendste Umrißlinie darbietet, welche die Baukunst auf Erden erreicht hat, war der krönende Abschluß von Michelangelos Laufbahn Ein schleichendes Fieber ergriff den hochbetagten Meister zu Anfang des Jahres 1564 und zehrte langsam seine Lebenskräfte auf. Als er seinen Tod herannahen fühlte, machte er bei klarem Bewußtsein sein Testament, das aus folgenden wenigen Worten bestand: „Ich vermache Gott meine Seele, der Erde den Leib, mein Vermögen den Verwandten." —

(Schluß folgt.)

Camoës.

Eine Studie von K. von Krentschildt.

(Schluß.)

Hauptsächlich durch Petrarca hatte die italienische Literatur einen übermächtigen Einfluß auf ihre romanisch redenden Schwestern gewonnen. Sonette, Terzinen, Sextinen traten an die Stelle der alten einfachen Form der achtsylbigen Verse, und die Assonanz mußte dem volltönigen Reim weichen; doch erhielt sich in Portugal wie in Spanien die Romanze in ihrer alten Gestalt. Cam. eignete sich alle diese italienischen Formen an; und wenn er sie auch mit voller Meisterschaft beherrscht und ihnen allen das reiche Gepräge seines Geistes aufdrückt, so scheint er sich doch in den Redondilien am freiesten zu bewegen.

Nach einiger Zeit kehrte er nach Lissabon zurück, aber die Verhältnisse waren nicht glücklicher geworden, so daß er 1535 nach Indien ging, um dort sein Glück zu versuchen.

Bald nach seiner Ankunft in Goa begleitete Cam. den Vicekönig auf einem Kriegszug gegen den Fürsten von Porea, welchen er kurz in der dritten Elegie beschreibt, und kehrte mit ihm nach Goa zurück.

„Eine Insel, welche dem König von Porea gehört, und welche ihm der König von Pimenta genommen hatte, wollten wir zurückerobern, und es gelang ihm. Mit

Digitized by Google

einer großen Armada, unter dem Commando des Vicekönigs, segelten wir von Goa mit allen Bewaffneten, die sich fanden. Mit geringer Mühe tödteten wir das Volk, geübt im krummen Bogen, und bestraften es mit Tod und Brand. Dort blieben wir nur zwei Tage, die für Einige die letzten waren — dies ist, was die zu erwarten haben, die das Leben als Cavaliere führen wollen."

Und nun mit einem prächtigen Uebergang der Preis der Freuden des Landlebens. Oh lavradores bem aventurado! (muß aventurados heißen. O sehr glückliche Landleute!)

Im September 1554 kam Baretto als Vicekönig nach Indien, welcher dem Dichter um seines edlen Charakters willen feindlich gesinnt war. Cam. ward von Goa, dem Sitz der Regierung, verbannt. Alle die Ursachen, welche für diese Verbannung angegeben wurden, sind von Barreito Teio und Monteiro vollgültig widerlegt. Der Vicekönig war ein kleindenkender Tyrann, der Dichter ein Mann in der edelsten Bedeutung des Wortes — was braucht es da weiter Zeugniß! Ein solcher unabhängiger Geist war unbequem, der mußte niedergehalten, erdrückt werden. Fort mit ihm in die äußerste Grenze der portugiesischen Herrschaft — dort, wo ihn Niemand hört, mag er in seinen poetischen Träumen leben oder sterben — wer kümmert sich darum?

Die Sage, daß es eine Satyre gewesen, welche die Ursache jener Verbannung, kann nicht begründet sein, wie die angeführten Herren nachgewiesen haben. Das Fragment, welches für eine solche gilt, beschäftigt sich nur mit den Devisen einiger Edelleute bei einem Turnier, welche er als Trinker lächerlich macht. Aber ihm hatte die Natur die gefährliche Gabe des Witzes verliehen; einen edlen Stolz, der nicht schmeicheln und kriechen, ein warmes Gefühl des Rechts, das kein Unrecht dulden kann und will — und eine Gesellschaft, wie er sie in dem 194sten Sonett und in einem Briefe schildert, welchen er von Goa aus schrieb! — Es ist möglich, daß er eine Satyre geschrieben hat, und selbst wahrscheinlich, wie aus diesem Schreiben hervorgeht — aber er war schon verbannt, ehe dasselbe in Indien bekannt sein konnte. Dieser Brief beginnt: „Dieses Schreiben kommt mit einem Lichte in der Hand, und darf nur als Asche die deinige verlassen." Esta vai a candeia na mão morrer nas de v. m. e se dahi passar eja em cinzas.

Der ganze Brief, mit vielen Versen geziert, trägt das Gepräge einer tiefen Melancholie. „Es ist eine schwere Arbeit, ein heiteres Gesicht zu zeigen, wenn das Herz betrübt ist, es ist ein Zeug, welches diese Farbe niemals gut annimmt; der Mond erhält sein Licht von der Sonne, das Gesicht vom Herzen. Wo der Neid herrscht, da gibt es keine Freundschaft. Hier muß man mit den Menschen leben *ohne* Wahrheit, oder *mit* der Wahrheit *allein*; ein Jeder hat ein Leid, welches ihm wehthut — es gibt kein Mittel, welches uns Ruhe gäbe in diesem Leben. Was wir wünschen, ist im Augenblick, wo wir es erlangen, entschwunden, und läßt nichts zurück wie die Sehnsucht."

Er gehört zu jenen fein organisirten Seelen, die, ohne zu erliegen, doch jeden rauhen Lufthauch eines widrigen Geschickes empfinden; er hatte die stoische Philosophie umsonst studirt, deren Eingeweihte, im fühllosem Gleichgewicht ruhend, die Welt um sich her in Trümmer fallen sehen, denen alles nur Objecte für ihre Forschungen sind; die mit Götterruhe über den Dingen stehen. Aber das Eine, wie das Andere ist Natur, und wie der Keim ist, muß sich die Pflanze entwickeln.

Sein erster Aufenthalt nach seiner Verbannung war Monte Feliz in Arabien. Hier schrieb er jene berühmte zehnte Canzone, worin er nach Schilderung des Ortes seiner Verbannung sein Mißgeschick beklagt.

Von der Küste Africas führte den Verbannten sein unruhiges Schicksal nach Ternate, wo er einige Jahre verweilte, kämpfte und verwundet ward, wie er in seiner sechsten Canzone andeutet.

Aber noch war seine Pilgerfahrt lange nicht beendigt. Zunächst finden wir ihn in Macao, wo er als Provedor dos defunctos fungirte, ein Posten, in welchem er für den Nachlaß der Verstorbenen zu sorgen hatte. Hier vollendete er die Lusiaden, denen er seinen Dichterruhm hauptsächlich zu danken hat. Eine Grotte auf jener fernen Insel trägt noch jetzt seinen Namen. 1558 kehrte er von dort nach Goa zurück,

Digitized by Google

welches sein Feind Francisco Barreto verlassen hatte, an dessen Stelle Dom Constantino Bragança Vicekönig geworden war.

Das Schiff, in welchem Cam. die Reise von Macao nach Goa machte, litt an der Küste von Cambedja an einem Felsen Schiffbruch an der Mündung des Macom, und der Dichter schwamm an das Ufer, nichts rettend, wie sein Leben und sein Heldengedicht. Hier verweilte er einige Zeit und schrieb die berühmte Paraphrase des 137sten Psalms. Sobo los rios que vão — —

Anfangs 1561 in Goa angekommen, suchte er sich die Gunst des Vicekönigs zu erwerben. In der Epistel, die er zu diesem Zweck an denselben schrieb (es ist die erste in der Sammlung), sucht er denselben wegen des Mangels an Liebe und Anerkennung zu trösten, und nennt zu diesem Zweck alle großen Namen des Alterthums, deren Träger es eben nicht besser ergangen ist. Man sieht, der Dichter verstand sich schlecht auf Schmeichelei. Es ergibt sich nicht, daß dieser ungeschickte Versuch, sich die Gunst des großen Herrn zu erwerben, einen andern Erfolg gehabt hätte, als daß er sich um den Dichter nicht bekümmerte, immer schon ein Gewinn, wenn man bedenkt, wie sehr er ihm nach dem Beispiel seines Vorgängers hätte schaden können.

Unter dem Nachfolger Braganças, dem Grafen de Redondo Dom Francisco Coutinho begann eine neue Verfolgung des Dichters. Unter seiner Regierung ward er — man weiß nicht warum — ins Gefängniß geworfen, und, aus diesem befreit, um einer Geldschuld willen von Miguel Rodigue Fios Seccos gefänglich eingezogen. Ein humoristisches Gedicht an den Vicekönig, der gerade im Begriffe war, sich einzuschiffen, befreite ihn aus dieser Bedrängniß.

Eine Stelle der eilften Canzone entspricht dieser Zeit, da die Fülle des Elends über ihn hereinbrach, und obgleich sie sehr rhetorisch ist, so enthält sie doch in ihrem hohen Pathos Stellen, die mit dem vollen Gewicht der Wahrheit das Herz des Lesers ergreifen.

„Mir war das Mitleid der Menschen versagt, schon bei meiner ersten Gefahr (seine Verbannung) hatte ich meine Freunde gegen mich; und in der zweiten fehlte die Erde meinen Füßen, die Luft zu athmen ist mir versagt."

Diese Canzone, ein vom tiefsten Weh ausgepreßter Schrei des unsäglichsten Jammers, entstand wahrscheinlich in jenen Tagen nach seiner Rückkehr nach Lissabon, als sein treuer Antonio das Brod für ihn bettelte, denn dahin war es mit dem Dichter gekommen, dessen Ruhm schon so groß war, daß die Soldaten Stanzen aus seinen Lusiaden als Schlachtlieder sangen, wenn es in den Kampf ging und wenn er öffentlich erschien, welches selten geschah, alle Menschen stehen blieben und ihm nachsahen, so lange ihn ihre Blicke erreichen konnten.

Nach seiner Rückkehr von Macao nach Goa verweilte er noch einige Jahre in Indien, und aus dieser Zeit mögen einige seiner Redondilien stammen, die zum Theil Gelegenheitsgedichte sind; einige an Damen im heitern Scherz, aber auch in bitterer Satyre, zum Theil an seine Freunde. — In beständigem Kampf mit den Feinden seines Vaterlandes und seinen eigenen kam das Jahr 1569 heran, in welchem er nach Lissabon zurückkehrte.

Er hatte hinter sich das Elend zurückgelassen, nur um es in verdoppeltem Grade wieder zu finden. Eine mörderische Pest wüthete in der Stadt, es hatte Niemand Zeit, an den Dichter zu denken — außer seinen Feinden, die gegen ihn einen solchen Krieg erhoben, daß alle früheren Stürme ihm Windstille zu sein schienen.

Ekloge XI: „Ich hoffte, daß mir das Leben dort unter den Meinen ruhiger und sicherer sein werde. Mein Schicksal war anderer Meinung. Die Zwietracht fand ich und die Härte, anstatt des Friedens und der Milde. Ich fand die guten Gesetze der Natur besiegt von Eigennutz, und die Menschheit so sehr verblendet, daß sie den Gewinn mehr liebt, als ihr eigenes Blut. Man sagt, daß ein Schiff beim Sturm am meisten in Gefahr ist, je mehr es sich der ersehnten Küste nähert. So geschah es mir: sicher in der Ferne — in der Nähe traurig, und wie ein Feind behandelt."

Und warum dieser Haß und diese Verfolgung? In eine schlechte Zeit geworfen, in welcher, wie er so oft klagt, die Gemeinheit und der Eigennutz herrschte, konnte er weder schmeicheln, noch schweigen. In sittlicher Entrüstung sprach er seinen Unwillen laut und rücksichtslos aus; die Größe seines Charakters drückte die Schlechten

Digitized by Google

zu Boden, dazu kam der Neid auf seinen glänzenden Dichterruhm. Ist es nicht immer so gewesen, daß die großen, reinen Charaktere dem Ostracismus der Neidischen und Schwachen verfielen von Aristides bis in die neueste Zeit?

Und er wußte dieses sehr wohl, und er spricht es auch aus, aber der Ruhm seines Vaterlandes, den er in seinen Lusiaden verherrlichen wollte, sein eigener Dichterruhm galt ihm höher, als der Preis, um den er ihn erkaufen mußte. — Sein Heldengedicht widmete er dem König Dom Sebastian, der ihm dafür eine kleine Pension aussetzte, wie viele gleichzeitige Schriftsteller erwähnen. — Almeida Garret, der die Lebensschicksale des Dichters zu einer Dichtung lose verwebte, hat das betreffende Document aufgefunden:

„Ich, der König, thue mit diesem Schreiben zu wissen, denen, die es sehen, daß ich in Berücksichtigung der Dienste, welche Louis Camoes, Edelmann und Ritter meines Hauses, in Indien geleistet hat, und in Berücksichtigung deren, die er mir, wie ich hoffe, in der Folge noch leisten wird, und der Stunde, die ich von seinem Genius, von seiner Gewandtheit und Tüchtigkeit, welche er in dem Buche gezeigt hat, so er über die Sachen in Indien gemacht hat, daß ich für gut erachte, und daß es mir gefällt, ihm ein Gnadengeschenk von fünfzehntausend Reis für jedes Jahr, und nur für Zeit von drei Jahren, auszusetzen, anfangend mit dem zwölften Tage des Monats März dieses gegenwärtigen eintausend fünfhundert zweiundsiebenzigsten Jahres, in welchem ich ihm diese Gnade erwies, und werden sie ihm bezahlt werden aus meinem Schatz in jedem der drei Jahre mit der Beglaubigung Franciscos de Siqueira, Registerschreiber für die Mitglieder meines Hauses, als welches Luis Camoes an meinem Hofe verweilt, und befehle dem Martinho Pireira, dem Inspector meiner Angelegenheiten, daß er dies eintrage in das Buch für dieselben, die 15,000 Reis eintragen lasse, daß ihm dieselben aus dem Schatz ausgezahlt werden in einem jeden von den drei Jahren, mit der Quittung darüber, und dieses Schreiben soll gelten trotz der Bestimmung des zweiten Buches, welche das Gegentheil sagt. Symão Rovalho hat dies gemacht in Lissabon am 28. Julius 1572, und ich, Duarte Diaz, ließ es schreiben."

Dies ist übereinstimmend mit Buch 32 der Kanzlei des Königs Dom Sebastian Folio 86. — Königliches Archiv den 23. Juli 1839 — José Manoel Severo Aureliano Basto.

Und diese Pension ward ausgezahlt und verlängert, wie sich aus den Schriftstücken ergibt, welche sich gleichfalls im Archiv gefunden haben. Durch diese Schriftstücke werden alle Zweifel und Irrthümer gehoben, welche so lange über diesen Gegenstand schwebten. 15,000 Reis aber sind etwa 25 Thaler — Edmund Spencer, der glücklichere Zeitgenosse unseres Dichters, erhielt von der sparsamen Königin Elisabeth 50 Pfund Sterling, war der Günstling Leicesters und Raleighs, und ward ein großer Grundbesitzer in Irland, während Tasso, sein anderer berühmter Zeitgenosse, mit einem noch feindlicheren Schicksal zu kämpfen hatte, als der portugiesische Dichter, welcher, ein Mann in der edelsten Bedeutung des Wortes, stets die stolze Stirn aufrecht trug, und endlich zwar dem äußersten Mangel körperlich erlag, aber niemals den Nacken beugte. Er kämpfte und fiel wie ein Held, um dessen Scheitel der Lorbeer niemals welkte.

Cam. kehrte 1569 nach Portugal zurück, 1578 den 4. August verschwand Dom Sebastian vom unglücklichen Schlachtfelde zu Alcassar. Mit diesem Ereignisse hörte die Selbständigkeit Portugals für eine lange Zeit auf, und 1579 starb Cam. Also nur ein Jahr überlebte er den Tod seines Königs und den Untergang seines geliebten Vaterlandes, für dessen Ruhm er sein ganzes Leben hindurch gekämpft hatte, dessen Namen zu verherrlichen er als den größten Lohn für seine Lusiaden gehofft hatte.

Cam. war von mittlerer Größe; in seiner Jugend waren seine Haare röthlich blond, die Augen lebhaft, er hatte eine römische Nase, volle Wangen und Lippen. Der Ausdruck seines Gesichts war ernst, doch war er im Umgange im höchsten Grade liebenswürdig und heiter. Nachsichtig gegen seine Freunde, ehrte er, die es verdienten, und war ein strenger Censor der Schlechten, unerschütterlich in der Gefahr und fest im Unglück. Noch auf seinem Todtenbette sagte er zu einem seiner Freunde:

Digitized by Google

„Wer hörte jemals, daß auf einem so kleinen Theater, wie dies arme Bett, das Schicksal ein so großes Leid zur Aufführung brachte. Und ich selbst, der ich ihm zu widerstehen suche, stelle mich noch auf seine Seite — es ist eine Art von Unverschämtheit!" Wie sehr er sein Vaterland liebte, geht auch noch aus einem Brief hervor, den er, schon dem Tode nahe, an Dom Francisco de Almeida schrieb. „Endlich geht mein Leben zu Ende, und Alle können sehen, daß ich mein Vaterland so sehr liebte, daß ich nicht zufrieden war, in ihm zu sterben — sondern auch mit ihm sterben wollte."

In der Kirche der Franziscaner St. Anna ward er in der Stille begraben, ohne daß sein Grab bezeichnet worden, bis 1595 Dom Gonzalo Coutinho über dasselbe eine Marmorplatte legen ließ mit dieser Inschrift:

Aqui jaz Luis de Camoe's
Principe
Dos poetas de seu tempo.
Viveo pobre e miseravelmente
E assi morreo.
Anno MDLXXIX*).

Esta campa lhe mandou aqui pôr Dom Gonzalo Coutinho, na qual se Não enterrará persona alguma**).

Das Erdbeben von 1755 zerstörte das Gewölbe der Kirche und begrub das Grab des Dichters unter seinen Trümmern. Die Wände der Kirche aber waren stehen geblieben, so auch die beiden Seitenschiffe. Der Padre José Augustinho de Macedo fand im Anfang dieses Jahrhunderts das Grabmal, dessen Decke zerstört, dessen Gruft aber erhalten war; 1835 ward auf Anregung Almeida Garretts — des Staatsmanns und Dichters, dem die Literatur die erste Sammlung der alten portugiesischen Romanzen verdankt — die Gruft untersucht. Es fanden sich einige Knochen mit Erde vermengt, welche man für die Ueberreste Cam. hält. 1867 hat die Nation ihrem größten Dichter ein würdiges Denkmal errichtet.

Cam. Dichterruf gründet sich hauptsächlich auf sein Epos, die Lusiaden; gleichwohl ist er als Lyriker vielleicht nicht weniger bedeutend. Es ist kaum irgend eine Form des Gesanges, wie sie nach Petrarcas Beispiel, der für die romanischen Dichter das vielbewunderte Muster war, geübt wurden, in denen er nicht das Vollkommenste geleistet hätte, was seinerzeit erreichbar war. Mit Recht zählt ihn Platen zu den größten Sonettisten; und die Sonette sind es auch, die noch für unsere Zeit am meisten die Theilnahme des Lesers fesseln. Ihre Zahl ist sehr groß, und sie ziehen sich wie ein Faden durch sein ganzes Leben. In dieser Form sprach er alles aus, was sein Herz bewegte, und es ist nicht blos seine Liebe, die er in ihnen besingt, obgleich dieser die größte Zahl geweiht ist, sondern er benutzt auch dieselben zu Lob und Tadel und zum Preise berühmter Zeitgenossen. Eine Uebersetzung derselben von mir ist 1852 bei Brockhaus erschienen. Seine fünfzehn Eklogen enthalten auch manche Beziehungen auf seine Zeit und deren Ereignisse, doch ist die Schäferwelt unserem Geschmack zu sehr entfremdet, als daß wir uns noch ihrer Reize erfreuen könnten — wir haben das Verständniß für dieselben verloren.

Außer den Sonetten sind es hauptsächlich seine siebenzehn Canzonen, die uns mit lebendiger Gegenwart berühren; in ihnen fühlen wir den vollen Pulsschlag des Dichters, aus ihnen lernen wir sein eigenstes Wesen am besten kennen und verstehen. Ferner schrieb er zwölf Elegien in Terzinen, vier Sextinen, vier Episteln, drei Ottaven, zwölf Oden und drei Komödien, welche hauptsächlich beachtenswerth sind in Vergleich mit den dramatischen Gedichten Gil Vincentes, auch sind zwei Briefe des Dichters erhalten.

In allen Gedichten Cam. herrscht ein prächtiger Rhythmus „und auf die Sprache

*) Hier liegt Luis de Cam., Fürst der Dichter seiner Zeit. Er lebte ehrlich und elend, und starb auch so i. J. 1679.

**) Dieses Grabmal ließ ihm setzen Dom Gonzalo Coutinho, in welches man sonst Niemand eingraben wird.

Digitized by Google

drückt er sein Gepräge" ein feinstes Empfinden für die Schönheit der Natur, eigenste Gedanken und Anschauungen. Dagegen ist er mit seiner Gelehrsamkeit zu freigebig; auch gefällt er sich, wie alle Dichter seiner Zeit, mit scharfsinnigen Windungen, mit gesuchten Gegensätzen, mit oft dunkeln Bildern seine Gedanken zu verschleiern.

Späte Sühne.

Novelle von Franz von Kemmersdorf.

(Fortsetzung.)

„Es war in den Tagen des Märzaufstandes," fuhr er er fort, „an dem wir damals in jugendlicher Verblendung Beide theilnahmen. Du wirst mit den Waffen in der Hand betroffen, vom Militär verfolgt, flüchtest sinnlos in eine offenstehende Thür, dringst in das Gemach einer jungen Dame, sie weist Dir, wie Du wähnst, den Weg zur Rettung — schickt Dir aber in Wirklichkeit die Verfolger auf die Fersen. Ihr hast Du die Dich nahezu zu Boden streckenden Schüsse zu danken. Nur der gewagte Sprung in den Fluß, Deine Kunst unter dem Wasser zu schwimmen verhinderten Deine Ergreifung, die unter damaligen Verhältnissen mit Pulver und Blei geeendet hätte. Die junge Dame aber, die Dich verbergen konnte und es nicht that, welche die Soldaten auf falsche Fährte lenken konnte, doch verzog, ihnen die rechte zu weisen, war — Irene."

„Unmöglich!" stammelte Götz mit weiß gewordener Lippe; er saß da, wie betäubt.

„Ich behaupte nichts, was sich nicht beweisen läßt," bemerkte Branitz kaltblütig. „Eben kehre ich von der Vermählung meiner Schwester mit Major von Süchten zurück. Wir plauderten, mein Schwager und ich, heiter über der Flasche, von alten Zeiten, da kam die Geschichte Deiner Verfolgung auch an den Tag. Süchten war noch Feuer und Flamme über das schöne, stolze Mädchen, das ihm so entschlossen entgegentrat, so ohne Zagen, ohne Mitleid Auskunft gab. Er hat später in Gesellschaft Irene öfter gesehen, und sie bestimmt erkannt. Er verschwieg die Begebenheit — nur bei vertraulichem Zwiegespräch entfuhr sie ihm."

„Du sprichst wirklich die Wahrheit," stöhnte Götz; „mancher Umstand, der mich befremdet, erlangt jetzt Deutung; zuweilen benahm sich Irene seltsam gegen mich. In der fürchterlichen Aufregung meiner Flucht sah ich sie allerdings nicht deutlich; auch war es in ihrem Zimmer schon halb dunkel, aber Gestalt und Stimme treffen zusammen."

„Zweifelst Du nur im Mindesten an meinen Worten, dann soll Süchtens eidliche Aussage Alles offenbaren."

„Leider zweifle ich nicht mehr, Gustav, ich wollte, Du hättest geschwiegen."

Ein schwerer Seufzer rang sich bei Götz los, zerstört war sein Behagen, sein Glück.

„Da gibt es ein Mittel," erwiderte Branitz höhnisch, „vergib und vergiß, dann ist Alles wieder beim Alten."

„Nie mehr," rief Götz heftig, „soll das Weib an meiner Brust ruhen, das mich verrieth, zerstört ist das Vertrauen — wir sind geschieden."

„Bis heute Nacht die glatte Zunge der Frau Baronin Dir den Fall anders darlegt."

„Dazu soll Irene keine Gelegenheit haben, denn ich werde sie nie wiedersehen."

„Sie wird doch wieder die Zügel ihrer Herrschaft über Dich ergreifen."

„Dem beugen wir vor. Ohne Aufsehen verlassen wir das Schloß unter dem Vorwand einer Spazierfahrt. Du nimmst mich in die Kreisstadt, und anstatt mir trifft in Krontwinkel der Scheidebrief ein. Ich ersuche Irene in achtungsvollen Ausdrücken, denn die Ehre hat sie nie verwirkt, mein Haus zu meiden."

„Ueberlege," ermahnte Branitz; er wagte noch nicht sich der vollen Freude über das Gelingen seines Planes hinzugeben.

„Umsonst," versetzte Götz mit dem etwas schwachen Charakteren inwohnenden

Digitized by Google

Eigensinn, „mich brächte keine Macht der Erde zu einer Aenderung meines Entschlusses. Aber handle Du für mich, bereite Alles vor. Verlaß mich jetzt nicht, alter Freund, ich bedarf Deiner," bat er fast kläglich.

Der heuchlerische Händedruck des Staatsanwaltes weckte Götz nicht mehr aus dem Brüten, in das er versiel.

Uebrigens ging Alles glatt von Statten, fluchtartig führte Branitz Irenens Gatten aus Kronwinkel.

Erst als er ihn sicher hatte in einer Gaststube seines Hôtels, da triumphirte der Staatsanwalt.

Spät Abends, nachdem Götz in unruhigen Schlaf gefallen, entwarf Branitz ein Schreiben an Irene. Er wählte mit juridischer Schärfe die Ausdrücke, die bitter verletzen mußten, Irenen losrissen vom Gatten, und doch achtungsvoller Artigkeit nicht widersprachen.

Nachdem ihr Besuch weg war, fragte Irene nach Götz. Es hieß: er sei mit Herrn von Branitz ausgefahren.

Warum erschrak sie so ahnungsvoll?

Die Equipage kehrte nicht zurück — ebenso wenig kam die ganze Nacht Nachricht von Götz. Solche Rücksichtslosigkeit hatte ihr Gatte nie an ihr begangen.

Irene brachte die Zeit des bangen Harrens schlaflos in einem Lehnstuhl zu. Ihre Pulse klopften zum Zerspringen, ihre Brust schnürte ein Krampf zusammen.

Morgens traf der von Branitz entworfene Brief ein.

Rasch entschlossen fuhr Irene nach der Stadt; sie wollte Aufklärung suchen, Versöhnung.

Vor der Thür ihres Gatten fand sie Branitz, er theilte ihr Götzens bestimmte Weigerung mit, sie zu sehen.

Tödtlich bleich, aber entschlossen, ohne weitere Erniedrigung kehrte Irene an ihren Wagen zurück.

Das Gespenst, welches früher nur gleich einer nebelhaften Erscheinung in ihr Leben ragte, hatte Wesen und Gestalt angenommen — es trat zwischen sie und das Glück.

Vor vierundzwanzig Stunden noch eine geliebte, geehrte Gattin und jetzt ausgestoßen aus dem Hause, in dem sie acht Jahre segensreich gewaltet.

Es gibt keinen festen Besitz auf Erden, und die stärkste Liebe kann brechen.

Thaufrisch glänzten die Pflanzen und Bäume im Schloßgarten; freundliche Herbstsonne vergoldete die epheuumrankte, alte, feste Mauer. Im wohlgeordneten Haushalte ging Jedes an sein Tagwerk, nützliche Thätigkeit entfaltete sich. Heiter ließ sich der Morgen an.

Irene stand am Fenster, den heißen Kopf an die Scheiben gedrückt; sie überschaute den Hof mit trübem Blicke. Sonst klang des Schloßherrns muntere Stimme herauf. Er unterbrach wohl seine Befehle, um der Gattin ein liebevolles Wort zuzurufen.

Kronwinkel bildete ein glückliches Heimwesen.

Nun hatte Götz das sie einigende feste, starke Band gewaltsam zerrissen. Sie sollte seine fröhliche Stimme nie mehr hören, ihm nie mehr ins lachende blaue Auge blicken. Nie mehr sollten in Liebe ihre Hände sich finden, ihre Lippen verschmelzen.

Folgt Liebe dem allgemeinen Gesetze irdischen Seins, erleidet sie den langsamen Zersetzungsproceß, erkaltet sie allmälig, — dann gleicht sie der abgeblühten Rose, welche ihre Blätter fallen läßt. Tritt aber eine äußere Gewalt finster vernichtend ein ins volle frische Gefühlsleben, dann stirbt die Liebe, wie die vom Nachtfrost erstarrte Knospe.

Zwischen den Gatten hatte die starke, treue Neigung bestanden, die auf dem Fels der Achtung sich stützt. Aus der Blüthe der Liebe war die Frucht einer innigen Freundschaft gereift, so wie sie noch sonnige Lebenswärme auf den Schnee des Alters ergießt.

Auch Marmor bricht! Wuchtig wie ein einstürzender Riesenbau war die Trennung über Irene gekommen — sie sollte fortan allein auf Erden stehen.

Digitized by Google

Es gibt Lagen, in denen nur Stolz, die rechte Selbstachtung, das gebeugte Menschenwesen aufrichten können. Wer die Widerstandskraft nicht in sich zu wecken vermag, erliegt.

Irene raffte sich auf — auch die traute Heimath, die Stätte freundlichen friedlichen Wirkens, sollte sie meiden. Der nämliche Mann, der sie mit Ehren in sein Haus geführt, mit Liebe dort gehalten, der stieß sie nun aus.

Im Zimmer standen einige rasch gefüllte Koffer umher, die Dame selbst war zur Reise gekleidet.

Sie eilte hinab in die weiten Gärten, durchwanderte sie rasch mit flüchtigem Fuße. Nur zuweilen hielt sie bebend an. Hier grünte ein Bäumchen, von ihr selbst gepflanzt; heiter hatten Götz und Irene die erste Frucht gebrochen. Dort kündete das Prachtexemplar einer Blume sorgliche Pflege. Vor dem Sammetkelche in herrlichen Farben glühend, hatten auch Götz und Irene gestanden, er sich freuend der Gattin, die ihm sein Haus, sein Heimwesen und sein Leben schmückte!

Die Bienen summten an der sonnigen Stelle, Irene hatte manche Verbesserung in ihrer Zucht eingeführt. Dichte Maulbeerhecken zogen sich den Küchengarten entlang, die Schloßfrau trieb die Kultur der Seide mit Erfolg. Schön gefiedertes Geflügel umringte Irene, sie wandte sich trübe von ihren Lieblingen. Es sollten keine Versuche zur Hebung der Racen mehr angestellt werden von ihr. Das schöne Vieh in den Wirthschaftsgebäuden erfreute ihr Auge zum letzten Male.

Wieder kehrt Irene ins Schloß zurück; sie durcheilte die Zimmerreihe, den Schauplatz glücklichen Daseins, überall Erinnerungen, überall Andenken fröhlichen Schaffens.

Der hübsche blonde Knabe turnte im großen Saale.

„Sieh mir zu!" rief er bei Irenens Eintritt, und führte ihr stolz sein bestes Kunststück vor.

Sie hatte einige Minuten zögernd gestanden, dann drückte sie ihn fest an sich.

„Sei brav Götz!" ermahnte Irene mit bewegter Stimme.

Der Junge schaute sie mit seinen großen, klugen Augen fragend an; es überraschte ihn die ungewöhnliche Feierlichkeit in ihrem ruhigen, glücklichen Leben.

„Willst Du verreisen?" fragte er.

„Ja, Götz, ich muß!"

„Der Vater geht wohl auch mit Dir."

„Nein!"

„Dann begleite ich Dich!" versetzte der Knabe entschlossen.

„Es darf nicht sein; Du bist sein Eigenthum, nicht meines!"

„Sieh, ich glaub' ich hab' Dich lieber, als den Vater; früher habe ich nie darüber nachgedacht, denn Ihr ward ja immer beisammen, ich liebte Euch mit einander, aber soll ich wählen, so wähle ich Dich."

„Götz, Dein Vater und ich wir werden nie mehr zusammen sein, und Du mußt bei ihm bleiben."

„Warum trennt ihr Euch?" fragte der Knabe neugierig und verwundert.

„Du bist noch zu jung, den Grund zu begreifen, füge Dich, wie ich es thue, wie wir uns alle ins Unvermeidliche fügen müssen."

Statt aller Antwort hing Götz sich an Irenens Rock, entschlossen, sie zu halten und nicht zu lassen. Ohne rohe Gewalt vermochte sie nicht, sich seiner zu entledigen; so nahm sie ihn mit.

Im weißen Bettchen ruhte noch sanft schlafend Amaliens Lockenkopf. Irene winkte dem Bruder des Mädchens, keinen Lärm zu verursachen. Sie küßte das Kind leise und entfernte sich.

Im Hofe stand der Wagen bereit. Das Gesinde begann sich zu sammeln.

Das deutsche Landvolk ist wenig demonstrativ in seinen Gefühlen, hartes, rauhes Leben stumpft die Empfindsamkeit ab.

Einzelne unter ihnen traten doch vor, wünschten der Herrin zur Reise Glück, und fragten, wann sie wiederkehre.

„Ich komme nie mehr zurück."

Irene murmelte es, ihre letzte Kraft zusammenhaltend bei der sich qualvoll ver-

Digitized by Google

längernden Abschiedsscene. Die Leute standen erschreckt da, verdutzt, manche fuhren sich mit dem Rücken der Hand unter die Augen.

„Unseres Bleibens wird dann auch nicht mehr lang hier sein! Wenn die Frau fort ist, dann ist der Segen weg von Kronwinkel," wurden einzelne Stimmen, laut.

„Beruhigt Euch, dient dem Baron treu," bat Irene.

Sie suchte nach einem, der ihr besonders ergeben, schon in ihres Vaters Diensten gestanden und dem die Pflege der schönen Reitpferde anvertraut war. Ohne Lebewohl mochte Irene vom alten Johann nicht scheiden.

Plötzlich wurde eine Thür aufgestoßen; Hector, der schöne, glänzend schwarze Neufundländer, sprang in freudigen Sätzen auf die Gebieterin zu.

Irene krauete ihm das seidenweiche Haar.

Ihr Lächeln erstarb — es war ein Wesen mehr, das sie liebte, und von dem sie sich trennen sollte.

An der Stallthür lehnte der alte Johann; jetzt fiel das Auge der Herrin auf ihn. Gewaltsam arbeitete und zuckte es in dem harten, durchfurchten Gesichte. Der ehemalige Soldat, der Veteran von mancher heißen Schlacht, rühmte sich, nie gelacht, nie geweint zu haben.

„Solls Ernst werden, Euer Gnaden?" fragte er mit rauher abgebrochener Stimme.

„Es muß sein, Johann."

Die Dame hielt dem treuen, alten Gesellen, der sie schon auf den Armen getragen, die Hand hin.

Er nahm sie in seine harte, schwielige und hielt sie fest.

„So zu Muthe war es mir nur zweimal im Leben," sagte Johann, als mein Vater starb, und meine Geliebte treulos ward."

„Guter Johann, gern würde ich Dich mit mir nehmen, aber Niemand vertraue ich die Sorge für die Pferde an, wie Dir."

„Das dacht' ich auch. Die Bestien haben mich nöthiger, als Sie mich hätten; sonst hielt mich kein Teufel fest in Kronwinkel. Aber mit dem Baron nimmt es ein schlimmes Ende, wenn Euer Gnaden nicht mehr bei ihm sind."

Bedenklich schüttelte der alte Mann sein Haupt zu der Prophezeiung.

„Bleib Du; gerade solche treue Menschen halten das Unheil fern. Dir vertraue ich die Pferde an, doch auch auf den ganzen Haushalt, auf die Kinder hab acht."

„Das werde ich, und wenn etwas Besonderes vorfällt, schreibe ich an Euer Gnaden."

„Thu es," entgegnete Irene gerührt, sie wußte, wie groß die Anstrengung einer schriftlichen Aufgabe, und daher das Opfer für Johann sei.

„Miß Franceß werden Sie doch noch einmal besuchen," bat der alte Mann. „Das Thier scheint den Verlust zu ahnen, es ist heute traurig und will nicht fressen. O so ein Pferd besitzt mehr Verstand, als mancher Mensch!"

Irene trat in den wohlgehaltenen, wohlgelüfteten, gewölbten Stall. Bei dem leichten Geräusch wandte die schöne, englische Stute den Kopf, ihre glänzenden Augen hafteten treu und zärtlich an Irene.

Freudig streckte sich der Hals von Miß Franceß vor; sie war gewöhnt, stets aus der Hand der Herrin süße Spende zu empfangen.

Bisher waren Irenens Augen heiß und trocken gewesen. Sie drückte ihre Lippen jetzt auf den stolzen, herrlichen Nacken. Wie eine Perle hing eine Thräne am glatten Haar der Stute, als die Dame den Kopf aufhob.

Wie oft war Irene auf dem guten Pferd gesessen und froh an Götzens Seite geritten, — nun nie mehr.

„Es soll nur der leichteste Junge darauf," betheuerte Johann, seinen eigenen Schmerz schlecht bemeisternd, „und ich zerbreche ihm die Knochen, wenn er die Stute nicht gut behandelt."

„Es muß jetzt sein, Johann," sprach Irene tonlos, „schaff mir Hector und Götz auf die Seite."

Der Mann nickte nur, weil er in seiner zornigen Rührung der Stimme nicht nicht recht sicher war.

Digitized by Google

Hierauf nahm er den Knaben bei der Hand und pfiff dem Hunde.

Irene stieg ein und mit ihr Marie. Kammerjungfer und Bedienter saßen auf, der Wagen zog an und rollte durch das große Hofthor.

Am Fuße des Schloßberges, ehe die Straße sich wendet, blickte Irene noch einmal nach Kronwinkel zurück.

Die Zinnen glänzten; malerisch und schön lag das alte Schloß auf dem Hügelrücken. Glückliche Tage hatte Irene dort geschaut, nun riß sie sich schmerzhaft los.

Wenige Menschen besitzen heutzutage eine Heimath. Diese ist, wo Raum zu freier Entfaltung und nützlicher Thätigkeit gegeben. Wo Besitz und Erinnerung ein festes Band knüpfen, und die Familie zusammen hauft.

Irene hatte eine herrliche, glückliche Heimath gehabt.

Dumpf brach sie im Wagen zusammen, sie war jetzt verstoßen — heimathlos.

(Fortsetzung folgt.)

Artistisches.

Hövemayers „Prometheus."

-d. München, 25. Sept. Nicht jeder Künstler war so glücklich, in der großen Ausstellung mit einem Werke vertreten zu sein. Viele gute Namen fehlen, besonders unter den Münchnern. So ist Moriz von Schwind immer noch rückständig, obwohl er ein neues, reizendes Märchen im Style der „Sieben Raben," welche unstreitig den Mittelpunkt der Exposition vom Jahre 1858 bildeten, nahezu vollendet hat: die Sage von der „schönen Melusina". Ferner fehlen beispielsweise der geniale Schwoiser und Hauschild, welche sich durch ihre Fresken im Nationalmuseum einen bleibenden Namen gemacht haben. Zu den Beiden, welche so zu sagen, von der Pike auf gedient, und Dank ihrem guten Genius, von der untergeordneten Decorationsmalerei zur reinen Kunstübung sich durchgerungen haben, gehört als gleicher Schicksalsgenosse Aug. Hövemayer (aus Bückeburg) welcher früher schon als kühner Componist im historisch-großen Style rühmlichst mit einer „Sündfluth" und anderen Werken sich hervorgethan hatte. Von seiner italienischen Reise brachte er zuerst die beinahe vergessene Methode des Sgraffito für Façaden-Schmuck wieder in Anwendung und zierte im Jahre 1866 ein Privathaus zu Stuttgart mit humoristischen Kindergruppen, ebenso wie in jüngster Zeit die Westseite (auf dem südlichen Flügel) des neuen Münchener Polytechnikum.

Unterdessen hat derselbe ein großes Oelbild vollendet, welches in geistreicher Anordnung die Prometheus-Mythe behandelt. Das Mittelbild zeigt den am Felsen angeschlossenen, für seine den Menschen erwiesene Wohlthat duldenden Gott, welcher, von den lieblichen Okeaniden betrauert und von Hermes mit der Frage (wann Zeus den Thron verliere) bestürmt, dort dem im Gewitter aufziehenden Unglück und dem unheimlich umkreisenden Adler trotzt — ein Titane mit dem Siegesbewußtsein, daß Zeus ihn nicht zu tödten vermöge. Diese Scene aus der Aeschyleischen Titanomachie hat der Maler zum Mittelpunkt seines Werkes gesetzt, während die reiche, abgetonte Umrahmung und die bisweilen mit Goldgrund unterlegten Arabesken die dazu gehörige Mythe weiter führen. In der Predella, unter dem Hauptbilde, ist der von seiner Mutter gewarnte Prometheus als Menschenbildner angebracht, zu beiden Seiten die Parzen und Erynnien und die gestürzte Titanenwelt. Zur Linken des Beschauers, und zwar von unten nach oben, spinnt sich mit kleinen Rundbildern und vielen einzelnen figürlichen Darstellungen die wohlthätige Wirkung des Feuer-Raubes, der den Menschen nebst den nothwendigsten Bedingungen des Lebens auch die dasselbe verschönernden und erhebenden Künste gewährt. Die kostbare Bedeutung der Gabe zeigt hier in den Segnungen der Cultur in Ackerbau, Thierzucht und Häuserbau; Prometheus lehrt den Flug der Vögel, die Beobachtung der Gestirne und die darauf gebaute Schifffahrt, er lehrt den Weinbau, die Verehrung der Götter und führt demnach dem Inbegriff des Schönen (Grazien) entgegen. Das Alles ist in klarer Gliederung und mit sparsamen Farbeneffect, mit Arabesken umrankt, welche maßvoll und sinnreich aus der Ferula-Staude ornamentirt und construirt, in ihrem obersten

Digitized by Google

Abschlusse die göttliche Flamme selbst bilden. Als Mittelpunkt und Symbol des Räthsels ist die Sphinx gelagert. Auf der Gegenseite (dem Beschauer zur Rechten) sind auf und absteigend die Thaten des Heracles in übereinstimmende Wechselbeziehung gebracht, während der obere, über das Mittelbild hinziehende Streif den Olymp und die Götter schildert, wo die Grazien und Horen mit Blumengewinden den Raum schmücken und die einziehenden Musen von der Hebe empfangen werden. In den beiden obersten Ecken ist der mächtig aufsteigende Helios und ihm gegenüber die Nacht gedacht.

Die überraschende, außerordentlich klar und mit architektonischer Schönheit aufgebaute Fülle tritt durch die ruhige, klare und kräftige Farbengebung und die entschiedene Plastik des Mittelbildes in ihr bescheidenes Maß zurück, ohne dem Ganzen zu schaden, das sich wirklich wieder zu einer selbständigen Dichtung und einem vollendeten Kunstwerk rundet.

Vielleicht gelingt es diesen Zeilen, das verschlossene Atelier des Künstlers, der in grillenhafter Zurückgezogenheit sein Werk langsam und besonnen förderte, zu öffnen, bevor das nur von Wenigen gekannte Bild an seinen Bestimmungsort: nach Amerika abgeht und für die deutsche Kunst dort eine rühmliche Sprache redet, während herüben im Vaterlande keine Seele davon wüßte. —

Chr. Roth: „Anatomischer Atlas" zum Studium des Modells und der Antike. 24 Tafeln mit Holzschnitt u. 10 Tafeln mit Text. (Stuttgart, Ebner u. Seubert.)

g. Bei der hohen Bedeutung des anatomischen Studiums, welches die Künstler bisher aus Büchern oder an Leichen sich zu eigen machen mußten, ließen sich, doch die Nachtheile des bisherigen Studiums nicht verkennen, welches die Kluft der todten Natur des Cadavers und der lebendigen Schönheit der Antike nicht ganz zu überbrücken vermochte. — Chr. Roth nun stellte vor einigen Jahren die anatomische Figur eines Athleten aus. Die wissenschaftliche Strenge und Gründlichkeit dieses Meisterwerkes, verbunden mit feinem, künstlerischem Gefühl für das Schöne und Charakteristische, erwarben jenem Werk sofort die Aufmerksamkeit und Anerkennung der ersten Autoritäten und Kenner. Man fand, daß diese bis in das Einzelnste nach der Natur entworfene und geistig durchgearbeitete Figur das beste und belehrendste Modell zu anatomischen Studien sei, und in jenem Sinne wurde jener Gyps von der hiesigen Akademie der bildenden Künste allen Lehranstalten und Künstlern empfohlen. Einen Ersatz für das plastische Werk selbst gibt nun die bildliche Darstellung des Ganzen und Einzelnen, welche der Künstler unter dem oben angeführten Titel publicirt hat. Jener Atlas enthält auf vierundzwanzig Tafeln die Abbildung der ganzen menschlichen Gestalt und ihrer einzelnen Theile in anatomischer Präparirung der Muskeln, und zwar in verschiedener Stellung und Bewegung derselben, so daß völlig die Vorstellung der Runden erreicht wird. Die Holzschnitte sind musterhaft ausgeführt, und die complicirte Lage der Muskeln, sowie der Gelenke, Bänder und Sehnen ist von einer Klarheit und Einfachheit zugleich in plastischer Modellirung dargestellt, daß in der That dieser Atlas einen vollkommenen Ersatz für das Studium am Cadaver selbst gewährt, und allen Lehranstalten und Künstlern nicht genug empfohlen werden kann.

T. Hofmann: „Goethe-Galerie."

–l. Unter den Weihnachts-Novitäten, welche der durch seine außergewöhnliche Thätigkeit, wie durch die taktvolle Wahl der Gegenstände, wie der mit der Ausführung betrauten Künstler gleich rühmlich bekannte Kunstverlag von Friedrich Bruckmann in München demnächst versendet, nimmt die illustrirte Ausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea" eine hervorragende Stellung ein. Dieselbe enthält die aus der Goethe-Galerie bereits bekannten zwei Dorothea-Bilder von Kaulbach: „Dorothea und die Auswanderer" und „Hermann und Dorothea, den Weinberg herabsteigend." Dazu kommen noch acht Compositionen von L. Hofmann von Zeitz, von denen bisher nur vier durch photographische Reproductionen bekannt waren und mit Recht sich einer sehr günstigen Aufnahme erfreuen durften*). Die Aufgabe, Göthes reizende Dichtung

*) Die ersten Blätter wurden bereits in Nr. 9 der Propyläen besprochen. D. Red.

Digitized by Google

zu illustriren, ist eine der schwierigsten, die es gibt. Der Dichter brachte innerlich bedeutendste Menschen und ebenso bedeutende Ereignisse zur Erscheinung, ohne auch nur einen Anklang von theatralischem Pathos und mit dem einfachsten Apparate. Der naive Grundton des idyllischen Elements steigert sich nirgend zum heroischen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, wenngleich gerade Dorothea in einer Weise angelegt ist, daß es nur anderer äußerer Verhältnisse bedurfte, um das in ihr schlummernde Heldenhafte nach Außen zur Geltung zu bringen. Sind auch die Personen, welche er uns mit kräftigen Zügen gezeichnet vorführt, nur gewohnt, sich in einfach bürgerlichen Verhältnissen zu bewegen, so werden wir uns doch sofort ihres ganzen moralischen Werthes klar bewußt, als es gilt, in große Conflicte, welche weit über die engen Grenzen der Familien hinausreichen, abwehrend und neugestaltend einzutreten. Schon die riesigen Zeitereignisse, welche den an sich idyllischen Gestalten Goethes zur ernstesten und bedeutendsten Folie dienen, heben diese über das Niveau des Gewöhnlichen und umgeben sie mit einem Nimbus dichterischer Verklärung, welcher durch die Form der äußeren Gliederung und das Gewicht des großen antiken Versmaßes noch erhöht wird. Diese Grundfarbe hat der feinfühlende Hofmann auf das Glücklichste getroffen und auch seinerseits die Gestalten der Dichtung über das blos Genrehafte emporgehoben, d. h. idealisirt, indem er ihnen in Auffassung und Form eine solche Summe von Schönheit, Anmuth und Innigkeit, eine so bedeutende Erscheinung verlieh, daß sie nicht der Natur einfach nachgeahmt, sondern aus der Idee des Schönen entsprungen erscheinen, mit welcher er die Natur auffaßte. Die Momente sind sehr glücklich gewählt, und bringen die verschiedensten Beziehungen zur Anschauung. Hier sitzen die „Alten" unter dem Hausthore, dort im traulichen Hinterstübchen, dann sehen wir Hermanns Vater, sein künftiges Weib über die noch rauchenden Trümmer der Brandstätte tragend, weiter die Mutter Hermann unter dem Birnbaum aufsuchend, Dorothea unter den Kindern, mit der Pflege des Kleinsten beschäftigt, im Garten, Hermann und Dorothea auf dem Brunnenrande sitzend, dann wieder Beide unter dem Birnbaum, und endlich Dorothea, in die Familie aufgenommen, dem Vater die Hand küssend.

Vom Büchertisch.

Römische Ausgrabungen im letzten Decennium. Vorstudien zu Meyers Reise-Handbuch von Italien, von Dr. Th. Th. Gsell-Fels. Hildburghausen, Bibliogr. Institut. 1870.

Fr. Tr. Mit dieser Publication hat sich der Verfasser kein zu unterschätzendes Verdienst erworben, denn bisher war über die betreffenden Hauptörtlichkeiten weder in Reisehandbüchern, noch in selbst in größeren wissenschaftlichen Werken Genügendes mitgetheilt; andererseits war das Mitgetheilte keineswegs immer richtig. In dieser Beziehung hat der Verf. alle Vorarbeiten weit übertroffen, wobei ihm seine tiefe Erudition und klare Disposition des Materials wesentlich zu Statten gekommen.

Der Hauptinhalt seines Werkes ist den Callistus-Katakomben gewidmet, dann dem Palatin und der Unterkirche San Clemente.

Dem Detail sendet der Verfasser eine Besprechung der Katakomben im Allgemeinen voraus, in welcher deren bauliches System, die Bestattungsart, die Zeit der Katakomben-Benützung, ihres Vorkommens und der erneuten Aufmerksamkeit auf sie in jeder Richtung klar beleuchtet wird; in gleicher Weise gewinnt man über Funde, Inschriften und die hiebei gewählte Sprache, über Bilder und deren Typus, als eines nacheinander wechselnd classischen, symbolischen, allegorischen und rein biblisch-historischen, auch über die Sculpturen der Sarkophage eine feste wissenschaftliche Anschauung. Die historischen Excurse sind mit so sicheren Zügen gegeben, daß sich der Leser in jeder Hinsicht unterstützt findet; die culturhistorischen Notizen werfen interessante Streiflichter auf die Lebensführung und die Gebräuche alter, sowohl heidnischer, als christlicher Zeiten. Was — um ein Beispiel zu geben — die bisher gangbare Meinung betrifft, es seien die Katakomben nur Erweiterungen verlassener Porzellangruben,

Digitized by Google

so findet man dieselbe gründlich widerlegt, — ebensowohl die Meinung, es seien die Katakomben als Begräbnißstätten Anfangs mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben gewesen; im Gegentheil war deren Eingang bei den ersten Anlagen der Coemeterien (Schlafstätten) — (als „unterirdisch" gedacht, Krypten, dann Katakomben genannt) — ein öffentlich sichtbarer, mit breiten Treppen versehener und zwar ohne irgend welche Vorsichtsmaßregeln. Denn die christlichen Grüfte standen wie die heidnischen unter privatrechtlichem Schutze. Als höchst bedeutsam muß ferner hervorgehoben werden, was über die Darstellungen Christi, der Apostel und der Jungfrau Maria gesagt ist, über das Auftauchen, Verschwinden und Wiedererscheinen der Letzteren; ebenso, was der Verfasser vom Herübernehmen gewisser Motive aus der heidnischen Theogonie zum Schmuck der Sarkophage für Leichen der Christen meldet.

Aus dem bedeutenden Umfange von Nachrichten über die Katakomben des heil. Callistus stehen in erster Linie die Inschriften und symbolischen Zeichen der erwähnten Gruft. An sich selbst ist die Beschaffenheit der ersten von Bedeutung, insoferne sie sich als Anrufungen und fromme Wünsche, als Todtenformeln, dogmatische Andeutungen, oder als Märtyrerbezeichnungen darstellen. Nicht minder instructiv sind die Angaben über jene symbolischen Zeichen, als Beisätze der Inschriften, um den früheren Beruf, die Lieblingsgegenstände des Verstorbenen anzuzeigen; ungezählt Anspielungen auf den Namen desselben.

Der Papstgruft, der Krypte der hl. Cäcilia und den Sacramentskammern wird ihrer wichtigen Denkmäler wegen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtig ist am Schluß des Tractates, was über Auftreten, Vermehrung und Aufhören der Wandmalereien gesagt wird.

Von gleichem Interesse wie die Mittheilungen über die Katakomben sind im zweiten Abschnitte die Notizen über den Palatin, beziehungsweise die Kaiser-Paläste. In kurzen, festen Zügen charakterisirt der Verf. die ganze Oertlichkeit des Palatins mit seinen primitiven, wie weiteren Baulichkeiten aller Art; nicht nur über die vom Palatin bis Esquilin sich erstreckenden des Nero, sondern auch über den Flavischen Kaiserpalast und die Caligula-Bauten, über diverse Tempel und Mauern, insbesondere auch jene des ältesten Theiles Roms, der sogen. Roma quadrata und vieles Andere. Alle diese Aufschlüsse basiren auf Resultaten theils der Napoleonischen Ausgrabungen, zu welchen man durch die Farnesianischen Gärten in der Nähe des Titusbogens gelangt, theils der päpstlichen Ausgrabungen in der Nähe der Via Theodoro und des Beginns der Via de Fenili.

Bezüglich des dritten Abschnitts, der über die Unterkirche von San Clemente handelt, gebührt dem berühmten Katakomben- und Inscriptionen-Forscher Cav. de Rossi das Verdienst, sich der Sache nach den vorhergegangenen Anläßen von Seite Gaus (1818) und dann Bunsens (1836) werkthätig angenommen zu haben, in welchem Eifer ihn von 1858—61 der Prior des an San Clemente anstoßenden irischen Dominikanerklosters J. Mulloly nachdrücklich unterstützte. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß sich im Jahre 1868 die Ausgrabungskosten schon auf 75,000 Francs beliefen, welche Summe zum Theil durch Beiträge der Besucher, Photographieverkauf u. s. w. ermöglicht wurde, während das Meiste sich von bedeutenden Schenkungen des Erzbischofs von Olmütz, im Interesse der Grabstätte des Sclavenapostels, und von Papst Pius IX. herschrieb. Wie der dem Buche vorstehenden Notiz zu entnehmen, wird der in der Sammlung der Meyer'schen Reisebücher erscheinende Band „Rom" von Gsell-Fels wesentliche Rücksicht auf die sämmtlichen Forschungen der Neuzeit nehmen. Es ist an einer glücklichen Verarbeitung zum allernächsten Verständniß nicht zu zweifeln, und das reisende Publikum wird dem Verf. wohl für seine kurzen Andeutungen Dank wissen. Das Buch aber, welchem diese Zeilen gelten, ist von einer allseitig gründlichen Beschaffenheit, und dürfte sich Jedermann, der einen tieferen Blick gewinnen will, als ein höchst willkommenes darbieten. Drei Pläne und zwei Ansichten bieten dem nächsten Verständniß hilfreich die Hand.

Digitized by Google

„Ein Novize der Jesuiten" von Edward Somin (Leipzig, Kollmann); — „Wanderungen durch die internationale Kunstausstellung" von Hermann Lingg (München, Lentner); — „Lyrische Carricaturen" von K. Eichrodt; „Lyrischer Kehraus", von demselben, 2 Bde. (Lahr, Schauenburg.)

** Daß der beginnende große Kampf zwischen Kirche und Wissenschaft auch in der Belletristik sein Echo findet, haben wir schon früher bemerkt, und der aufwühlende Sturm wird noch so manches aus der Tiefe ans Licht bringen, wovon wir uns jetzt nichts träumen lassen. Ein merkwürdiges Product in seiner Art ist Edwards Somins „Novize der Jesuiten" (Leipzig, Kollmann). Diese Art von Tagebuch erzählt die Geschichte eines Waisenkindes, welches in die Hände eines frommen Paters gefallen und von diesem für den Orden erzogen wird. Wie über vielen derartigen Confessions und Memoiren liegt auch hier über dem Ganzen ein schwüler Hauch, ein schwerer, unkünstlerischer Nebel, der zu keinem reinen Genusse kommen läßt, weil er das Meiste nur andeutet, das Wichtigste verschleiert und das Schlimmste gleichsam aus anerzogener Scheu und Schüchternheit nur ahnen läßt. Aber gerade diese seltsame monologische Hypertrophie des Gedankenlebens ist uns Bürgschaft, daß das Ganze nicht künstlich gemacht, sondern allmälig gewachsen und auf wahren Erlebnissen beruhe. In die Lehrjahre des jungen Menschen spielt die Liebe zu einer Müllerstochter hinein. Diese trifft er später in der Stadt als Tänzerin wieder. Das reizende Geschöpf wird einem jungen Grafen aufgeopfert, damit sie, enttäuscht, der Braut desselben eine Scene spiele und die Verbindung unmöglich mache. Die Braut des Grafen ist nämlich Protestantin, und ihre Familie könnte durch die Vermählung mit dem Grafen zu einflußreich werden. Deshalb muß dieses Band zerstört werden. Zu dieser Erfahrung kommt eine zweite. Man benützt die Collegienhefte des jungen Novizen als Beweisstücke gegen einen Professor, der schon lange im Verdacht des Liberalismus stand. Als der Novize dahinter kommt, verbrennt er die Hefte und sagt sich von seinen sauberen Meistern los, um sofort Medicin und Naturwissenschaften zu studieren. Jene Geschichte selbst ist hier mit wenigen Worten deutlicher erzählt, als in dem ziemlich starken Bande. Der Verfasser umkleidet die Facta mit Gesprächen über Materialismus und Glauben, mit Excursen über die Geschichte der Päpste, namentlich Innocenz III., und außerdem mit überschwänglichen Naturschilderungen. Diese literarische Unbehülflichkeit gibt dem Ganzen einen Stich von unausgegohrenem Dilettantismus; man würde sich jedoch irren, die Schrift etwa für eine tendenziöse Brandschrift zu halten. Im Gegentheil ist uns die positive Harmlosigkeit, diese taubenblütige Elasticität etwas zu weit getrieben. Zwar verkennen wir die Absicht des Verfassers nicht, sich selbst jeden Urtheils zu enthalten, und die Dinge durch sich selbst wirken zu lassen. Ohne eine Spur von Kritik und Freiheit reproduzirt er die schlauen Maximen und Lehren des Pater Werner, der an sich ein ganz acceptabler, geschmeidiger, gottesfürchtiger Mann ist, und den Pferdefuß seiner Moral erst ganz am Ende — gleichsam aus Unvorsichtigkeit enthüllt, — er malt ferner die großen Gegensätze der Kirche und Wissenschaft — die Natur der Umgebung mit ihren socialen Verhältnissen stets mit getreuer Localfarbe ohne die geringste subjective Beleuchtung. Wenn es die Absicht des Verfassers war, durch diese Unbefangenheit den Leser gleichsam zu täuschen und ihn am Ende durch die Andeutung unfaßbarer raffinirter Bosheit zu überraschen, so hat er diesen Zweck allerdings erreicht, aber die Vorsicht ist zu weit getrieben, den moralischen Zorn über solche Verworfenheit lediglich dem Leser zu überlassen, und nicht den vollen Muth zu haben, Dinge mit offenem Wort zu brandmarken, die heutzutage nicht mehr schüchtern geflüstert werden dürfen. Dieser Flüsterton, der durch die ganze zweite Hälfte des Buches geht, bekundet allerdings den wahren Novizen der Jesuiten, und ist uns eine weitere Bürgschaft, daß der Verfasser nicht erfunden, sondern erlebt hat und auf Zeit seines Lebens einen Schrecken davongetragen hat, der ihm die Hand und die Zunge lähmt. Mit der Feder eines Sue oder Gutzkow würde sich aus diesem Stoff leicht ein langer culturhistorischer Roman gestaltet haben. Bei Edward Somin ist der Teig ohne Gährungsproceß gleichsam sitzen geblieben, aber mit Interesse werden wir den etwaigen künftigen Arbeiten des noch unbekannten Verfassers folgen.

Digitized by Google

Ist das besprochene Buch in gewissem Sinn ein Curiosum, so ist es in anderer Beziehung ein zweites nicht minder, nämlich: Hermann Linggs „Wanderungen durch die internationale Kunstausstellung" (München, Lentner). Nach so vielen weisen und scharfen Kritikern auch einmal die dichterische Phantasie als deutende Sibylle in diese Räume zu schicken — es ist ein kühner und reizender Gedanke — um so mehr, als die unbefangene Einbildungskraft bei Tausenden von Beschauern bei diesem Genusse thätiger ist, als die kühle richtende und sichtende Kritik. Aber dennoch drängte sich uns gleich ein Bedenken auf, als uns Linggs schöne Strophen zu Gesicht kamen. An ein künstlerisch geschlossenes Ganzes war bei so bunter Aufgabe im Voraus nicht zu denken; indeß, obgleich es immer als eine höchst secundäre Poesie gilt, zu vorhandenen Stichen, Bildern ꝛc. Gedichte zu machen und die Poesie zu Pagendiensten bei der bildenden Kunst zu erniedrigen, so wäre es doch möglich, wenn dieser Pagendienst nur eine lustige Maskerade, wenn es nur zum Scherz geschähe und ein beißender Humor die Seele des Ganzen wäre. Lingg dagegen hat seine Aufgabe mit dem ganzen Ernst des gedankenvollen Poeten angefaßt, und daraus entsteht ein so wunderliches Etwas, ein Curiosum, das uns mit demselben Staunen erfüllt, als wenn wir hörten, daß Beethoven ein Potpourri geschrieben habe, und zwar mit dem Programm, damit eine Bilderausstellung musikalisch schildern zu wollen. Unläugbar würden in einem solchen Tongemälde einzelne großartige Stellen vorkommen, welche die ganze Kraft und Gluth des Meisters erkennen ließen, aber das Ganze würde höchst wahrscheinlich ein unkünstlerisches, unorganisches, babylonisches Conglomerat sein, das den Hörer in den nervösen Zustand der „Bilderflucht" setzen würde. Indeß bin ich vielleicht ungerecht; auch Byrons Child Harold ist eine ähnliche Flucht von Bildern aus Natur und Geschichte, aus eigenstem Leben und fremden Zuständen; und wenn einem englischen Poeten solche Touristenpoesie geglückt, warum sollte einem deutschen Dichter nicht eine ähnliche Wanderung durch eine Kunstwelt gelingen. In der That entfaltet auch Lingg da, wo er lediglich monologisch spricht, d. h. in einzelnen Uebergängen, die ganze alte Pracht seiner Poesie. Strophen, wie

„Ach wissen wir denn was? stumm sind die Herzen,
Und unten rollt es unstät glühend fort;
Verhüllt vor uns sind unsre tiefsten Schmerzen,
Die Liebe sprach noch nie ihr letztes Wort.
Was dich entzückt, war längst von dir genossen,
Und nichts ist, was du selbst zu geben meinst,
Die Brust, an der du ruhst, ist dir verschlossen,
Und ihre Seele hofft, indem du weinst.
Wir pflücken Blumen in der Nacht und wanken
An einem Abgrund blindlings hin, und kaum
Entziffern wir aus Blicken die Gedanken,
Und unsres Daseins Räthsel aus dem Traum."

und andere:

„Wir schlichen ja wie Schatten nur vorüber
Am Element, das uns wie Nichts zerschellt,
Hielt nicht in uns ein Dämon gegenüber
Die Wagschal jenem finstern in der Welt.
Wir ahmen sein Zerstören und Vernichten
Und seine Donner nach, es dringt hervor
Der Schrei der Menschenbrust mit Macht, wir richten
In unsrem Schmerz uns gegen ihn empor.
Wer läugnet's, daß Gedanken sich erstrecken
Bis zu der unerforschten Sterne Lauf;
Die stummen Fragen der Verzweiflung wecken
Vielleicht im Weltraum einen Lichtstrahl auf.
Es ist vielleicht ein Raum im Schoos der Welten
Für jener Augenblicke Gold, wo große
Erlösende Gedanken aus dem Schooße
Der Menschheit traten, ihren Pfad erhellten;

Digitized by Google

Die Mütter großer Thaten, alle kühnen
Entschlüsse sind dann auch verewigt dort:
Die Opfertode, die freiwill'gen Sühnen,
Und wirken durch die Sphären fort und fort." —

reihen sich den schönsten und tiefgründigsten seiner Gedichte an, und viele dem ähnliche Stellen, so z. B. der Anfang wie der Schluß geben dem Ganzen doch die Signatur des Poeten — auch wenn die Kühnheit des Unternehmens die schwersten Klippen nicht überwunden hat. Häufig nämlich reihen sich die erwählten Bilder in glücklicher Ideencombination aneinander, ebenso häufig jedoch muß ein gewagter Salto helfen, um das Widersprechendste, Heterogenste willkürlich zu verbinden. Da, wo solche Sprünge nicht gelingen, oder einen dürren Gedanken als Baumstamm wählen, um über die Kluft zu kommen, wird man mit jähem Ruck in die Prosa der Wirklichkeit geschleudert; — eine andere Klippe lag darin, daß häufig der Gegenstand die Phantasie des Dichters anregte und er ganz abstrusen und unbedeutenden Bildern glänzende Strophen widmete, während andere, die als malerische Kunstwerke das Höchste leisten, sich für poetische Anregung als unfruchtbar erwiesen, und deshalb keine Gnade vor den Augen des Dichters fanden. Malerei und Poesie decken sich eben nicht so vollständig, daß eine Kunst zum Gefäß oder Abdruck der anderen werden könnte. Linggs interessantes Curiosum hat uns nun von Neuem nicht die Einheit beider Künste, sondern die ungeheure Kluft gezeigt, welche beide trennt. Er selbst wird seine Gabe wohl kaum für mehr als ein umständlicheres Gelegenheitsgedicht halten, wie man es Säcularfeiern und Krönungsfesten zu machen pflegt.

Als drittes Curiosum schließe ich heute Eichrodts gesammelte komische Gedichte an, welche unter dem Titel: „Lyrische Carricaturen" und „Lyrischer Kehraus" („Sauser und Fliegendes") bei Schauenburg in Lahr erschienen sind. Seit vor zwanzig Jahren die toll barocken Strophen der Fliegenden Blätter „Nach Italien, nach Italien möcht ich Alter jetzt einmaligen", den Leser frappirten, hat Eichrodt eigentlich die Spottdrossel der heutigen deutschen Literatur gespielt, und viele seiner verrückten Poesien sind populär geworden und werden von Studenten gesungen ebenso wie Scheffels antediluvianische Lieder. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der unnachahmlichen Lieder des edlen Biedermeier und des Buchbinders Horatius Treuherz, in denen Philisterthum und Halbbildung längst köstlich gezeichnet waren, bevor der jetzt verstorbene Bacherl die lebendige Illustration dazu bot. Diese beiden Bücher erschienen zum ersten Mal gedruckt und vermehrt mit einer Reihe Carricaturen, in denen Eichrodt die sämmtlichen Lyriker der letzten dreißig Jahre lustig copirt — Zerrbilder allerdings von einer merkwürdigen Aehnlichkeit, obgleich sie den wenigsten gefallen wird. — In den beiden andern Bänden entfaltet Eichrodt seinen eigenen Humor, unter denen das Quodlibet teutonicum furiosum das populärste geworden ist. Am gelungensten dürften zu erwähnen sein: „Straubingers Weltansichten", „Der Solala", der sich sein Geld abkaufen läßt, „Die schwäbische Sündfluth", und „Seb. Feuerles Reisen hinter Dr. Barth in Centralafrika. Das dritte Heft endlich enthält die Fortsetzung von Sauser (junger Wein), und außerdem Politica. Ein kleines Meisterstück ist darin das „Lied vom Pechvogel", ein Epos in sogenannten Hinkjamben, und die „Sentimentale Jurisprudenz" mit eingestreuten civilistischen Liedern, und außerdem die „Politischen Hanswurstiaden aus dem Jahre 1848". Auch diese, wie die besten der erwähnten, haben die „Fliegenden Blätter" zuerst veröffentlicht, und es ist als eine Bereicherung unserer komischen Literatur zu bezeichnen, daß dieser Puck seine lustigen Weisen, die man irrthümlich vielfach anderen, selbst berühmten Namen zuschrieb, endlich veröffentlicht hat. Schade, daß die Ausgabe keine illustrirte ist. Bild und Wort, wie es einmal die „Fliegenden Blätter" gebracht haben, gehören untrennbar zusammen. Vielleicht findet der Verfasser Gelegenheit, in einer späteren Ausgabe diesen fehlenden Schmuck wieder beizufügen.

Digitized by Google

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

** Da unser Wochenreferent dießmal verhindert war, uns über die Reprisen der verflossenen Woche einen Bericht einzuschicken, constatiren wir der chronikalischen Vollständigkeit halber, daß am Freitag „Wie es Euch gefällt," gegeben, am Sonnabend Hackländers „Marionetten" wiederholt wurden. Der Sonntag brachte im Residenztheater Wilbrandts „Unerreichbar" und den „Pariser Taugenichts," der von Frln. Ramlo ganz charmant gespielt wurde. Es freut uns, daß dieser talentvollen Schauspielerin jetzt eine größere Aufmerksamkeit von Seiten der Intendanz zu Theil wird. Am Montag wurde Weilens „Drahomira" wiederholt, und soll Frln. Ziegler dießmal, wie der Terminus technicus lautet, „sich selbst übertroffen haben."

b) Oper:

* „Geschwärmt haben wir, wie lange nicht. Die Musik ist noch viel zu wenig erkannt und anerkannt. Es ist Herzblut, sein edelstes was er hatte, ein Stück Leben hat ihm die Oper gekostet — gewiß. Aber auch unsterblich ist er durch sie. Eine Kette glänzender Juwelen vom Anfang bis zum Schluße Alles höchst geistreich, und meisterhaft."

Dieß sind die Worte, welche Rob. Schumann 1847 nach einer Aufführung der „Euryanthe" in sein Theaterbüchlein schrieb, und ich wüßte nicht, was ihnen — um das Lob des herrlichen, am 24. als neueinstudirt gegebenen Werkes zu vervollständigen — noch beizusetzen wäre, als höchstens die Bemerkung, daß die unvergängliche jeder Mode trotzende Schönheit der Tondichtung doppelt hoch anzuschlagen ist, faßt man das mehr als bedenkliche Libretto ins Auge, und wie es durch Abgeschmacktheiten aller Art das Gedeihen einer lebensfähigen Musik in jeder Beziehung erschwert. Die Fabel einem der schlechtesten Ritterromane entnommen, die sich denen aus dem Sagenkreise Carls des Großen anschließen — dem „Gérard de Nevers" oder „La violette," — würde auch unter geschickteren Händen, als denen der in fauler Romantik verdufelten Helmina von Chézy, kaum zu einer glücklichen dramatischen Bearbeitung gelangt sein; daß sie aber in eine so durch und durch unwahre Gefühlswelt versetzt wurde, in jenes Bedlam für die mondsüchtigen Halbmenschen der romantischen Schule, — das konnte nur unserer Dichterin gelingen. Dazu das insipide Reimgeklingel in allen lyrischen Stellen — zumal in der Cavatine „Glöcklein im Thale" und in dem Duett „Hin nimm die Seele mein!" Bringt es die Worte in Immermanns Münchhausen „Aecht lyrisch, von gar keinem Gedanken belastet" nicht zu lebhaftester Anschauung? — — Und dennoch ist es der Musik gelungen, diese widerliche Kost nicht nur in eine genießbare, sondern sogar in eine höchst genußreiche zu verwandeln. Weber vollbrachte hiemit eines der Wunder, welche vorzugsweise jenen Künstlern vorbehalten sind, deren Mission in erster Linie als eine nationale aufzufassen ist. Ein Mißstand freilich war selbst durch die wundervollste Musik nicht zu beseitigen. Schon bei den ersten Proben in Wien (1823) zeigte sich dieses Gebrechen. Von allen Seiten strömten Weber Fragen zu: „Wer ist Udo? Wer ist Emma? Warum vertheidigt sich Euryanthe nicht?" u. s. w. Der Tondichter sah nun mit Schrecken, daß seine Musik die Fehler der Dichtung werde entgelten müssen*). Er griff deßhalb einen schon früher gehegten Plan wieder auf, wodurch er hoffte, die vor der Oper zwischen Udo und Emma spielende Liebesgeschichte klarer darlegen zu können. Es sollte sich nämlich während des in der Ouverture befindlichen Adagios mit gedämpften Violinen die Gardine erheben, und die Bühne eine Art lebendes Bild zeigen: Euryanthe liegt betend vor dem Sarkophag Emmas. An der Gruft lauscht Eglantine. Der Geist Emmas schwebt mit schmerzlichem Ausdruck der Gesichtszüge vorüber. Dieser Gedanke veranlaßte Weber, in die ursprünglich nur als Allegro-Satz skizzirte Ouverture das dem ersten Acte angehörige Adagio einzuschieben. Am Schluße der Oper sollte dann bei der

*) Wohl hauptsächlich mit Rücksicht hierauf machte Weber nach der vorletzten Generalprobe den mittlerweile ziemlich populär gewordnen Witz: „Ich fürchte, aus meiner Euryanthe wird eine Ennuyante."

Digitized by Google

Stelle: „Ich ahne, Emma, selig ist sie jetzt", Emma als seliger Geist aus der Gruft gegen Himmel schweben. Der Nutzen für die Verständlichkeit ward allseitig anerkannt; allein Leute, deren Bühnenpraxis damals für unfehlbar galt, riethen ab, und so ließ Weber die Idee wieder fallen, und nur der in die Ouverture eingeschobene Satz blieb stehen. Seit jener Zeit schüttelu die genuinen Theoretiker ihre gelehrten Häupter über dieses, vom formellen Standpunkt betrachtet, immerhin etwas bedenkliche Einschiebsel; kennt man jedoch die eben mitgetheilte Veranlassung zu dieser Neuerung, so wird man Weber nicht nur entschuldigen, sondern auch wünschen, daß die dem Tondichter hiebei vorschwebende Absicht realisirt werde. Jedenfalls würde dieses Verbrechen gegen den landläufigen Opern-Comment kein übermäßig großes sein, da — strenggenommen — das Project lediglich als ein pantomimisches Vorspiel aufzufassen ist. Weshalb es aber nicht während einer eigens zu diesem Zwecke von der üblichen Form abweichenden Ouverture vor sich gehen soll, ist nicht einzusehen. — Doch nicht allein in ästhetischer Hinsicht ist Euryanthe von höchster Bedeutung, sondern auch in kunstgeschichtlicher, indem Weber mit diesem Werke zum erstenmal das Postulat einer organischen Vereinigung der Künste stellte. In diesem Sinne schrieb der Tondichter an den „akademischen Gesangverein" in Breslau, welcher die Musik zur Euryanthe im Concert aufzuführen gedachte: „Euryanthe ist ein rein dramatischer Versuch, seine Wirkung nur von dem vereinigten Zusammenwirken aller Schwesterkünste hoffend, sicher wirkungslos ihrer Hülfe beraubt." — Folgerichtig tadelte ein Theil der Kritik schon beim Erscheinen des Werkes an der Musik Webers genau dasselbe, was später Wagners „Tannhäuser" und „Lohengrin" zum Vorwurf gemacht wurde. So meinte u. A. der Ref. der Wiener „Zeitung für Literatur, Kunst, Theater und Mode," die Besorgniß unter den früheren Leistungen zu bleiben, habe Weber zur Bizarrerie verleitet; die reichen und schönen Ideen, denen es an Einheit und Klarheit mangle, erschienen gedeckt durch Arbeitsmühe; die Charakteristik sei der ächt musikalischen Entwickelung von Melodie und Harmonie in den Weg getreten u. s. w. — Daß auch der dem Tondichter der Euryanthe so geistesverwandte Franz Schubert die Composition verdammte, ist nur ein Beleg mehr für die oft genug gemachte Erfahrung, daß gerade Künstler ersten Ranges einander am häufigsten mißverstehen, wofern sie Zeitgenossen sind.

„Das ist keine Musik," sagte Schubert nach der zweiten Aufführung der Euryanthe, „da ist kein Finale, kein Ensemble nach Form und Ordnung. — Das geht Alles auf den Effect hinaus! Und der schimpft über Rossini? Wo einmal ein Stück Melodie kommt, ist sie todtgedrückt, wie eine Maus in der Falle, von der wuchtigen Orchesterbegleitung. Das ist herbe, ascetische Musik, die einem nicht warm um die Herzgrube macht." — —

Der Aufführung unter der Direction des Hofkapellmeisters Wüllner gebührt im Allgemeinen wie im Einzelnen ein volles Lob. Daß Hr. Kindermann den „Lysiart" zu seinen besten Rollen zu zählen hat und kaum von einem der jetzt lebenden Sänger in dieser Partie übertroffen werden wird, bedarf kaum einer ausdrücklichen Erwähnung, und daß Hr. Vogl den „Adolar" trefflich singen werde, ließ sich bei dem Fleiß und der musikalischen Bildung dieses geschätzten Sängers voraussehen. Eine Ueberraschung hingegen, und zwar eine sehr freudige, bereitete uns Frln. Kaufmann, deren „Euryanthe," mit wenigen und nur untergeordneten Ausnahmen*) als eine äußerst glückliche Leistung zu bezeichnen ist. Durch schöne Vollendung zeichnete sich namentlich der Vortrag des „Glöcklein im Thale" (II. Act, 2. Scene) und „So bin ich nun verlassen" (III. Act, Scene 2) aus. Auch der „Eglantine" der Frau Vogl dürfen wir — von einigen zu scharfen Einsätzen abgesehen — unsere Anerkennung nicht versagen. Die Sängerin hatte übrigens den Habitués Münchens gegenüber einen schwierigen Standpunct, denn wer in dieser Rolle unsere treffliche Frau Diez gehört hat, der ist nicht leicht zu befriedigen. Ich wenigstens stehe nicht an, die „Eglantine" der Frau Diez meinen schönsten Theater-Erinnerungen beizuzählen. Auch

*) Dahin gehörte vor Allem das „Zu ihm, zu ihm! O weilet nicht" (Schluß des 3. Actes), wobei die Sängerin in das Forciren gerieth. Wenn man übrigens erwägt, wie unsangbar diese Stelle geschrieben ist, und welch enorme physische Anstrengung dieselbe erfordert, so wird jeder billig Denkende an Stelle des Tadels die Entschuldigung treten lassen.

Digitized by Google

Hr. Bausewein („Ludwig VI.") und Frln. Leonoff („Bertha") waren sehr gut und trugen zu dem wohlgelungenen Ensemble nicht minder bei, als die Chöre, das Orchester, das von Hrn. Fenzl hübsch arrangirte Ballet, und die scenische Ausstattung. An letzterer war nur der im zweiten Acte verwendete gothische Saal als ein schauerlicher Anachronismus zu tadeln. Schließlich kann ich die Bitte nicht unterdrücken, man möge für künftige Vorstellungen Textbücher drucken lassen, welche sich nicht an die frühere, mit mancherlei Strichen versehene Redaction der Oper halten, sondern einen Text bringen, wie er der jetzigen Fassung des Werkes entspricht.

Die übrigen, für dießmal zu verzeichnenden Opernvorstellungen bestanden in einer Wiederholung der „Stummen von Portici", welche am 21. gegeben wurde und sehr gut von Statten gegangen sein soll, und einer Aufführung der „Weißen Dame", welche am 26. im Residenztheater mit theilweise neuer Besetzung in Scene ging. Frln. Leonoff hatte die Partie der „Anna" übernommen, Frln. Müller die der „Jenny". Erstere löste den gesanglichen Theil ihrer Rolle sehr gut, und würde der dramatische Theil — zumal der gesprochene Dialog — ebensogut gelungen sein, so hätten wir Frln. Leonoff eine durchwegs abgerundete Kunstleistung zu verdanken gehabt. Frln. Müller spielte wohl sehr zierlich und lebendig, allein der Gesang ließ mancherlei zu wünschen übrig, die Stimme klang ermüdet, die Intonation war zu tief, kurz die ganze Art des Vortrags machte den Eindruck, als hätte die Sängerin an diesem Abend mit einer beträchtlichen Indisposition zu kämpfen gehabt. Auch Hr. Nachbaur („George Brown"), obwohl noch immer hübsch bei Stimme, hatte unter den Einflüssen einer leichten Heiserkeit zu leiden. Ganz vorzüglich hingegen war der „Gaveston" des Hrn. Kindermann, und die HH. Schlosser und Bausewein lieferten als „Dickson" und „Friedensrichter" sehr gelungene Genrebilder.

Das Orchester schien auch dießmal der Ansicht zu sein, daß eine seiner wichtigsten Aufgaben im Residenztheater darin bestehe, die Singstimme so viel als möglich zu decken. Volle Anerkennung aber gebührt dem von Hrn. Strauß meisterhaft vorgetragenen Hornsolo im zweiten Acte.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Berlin. Das Schauspielhaus hat außer Mosenthals „Isabella Orsini" auch Löwenstamms Lustspiel „Masken" zur Aufführung angenommen. Die Aufführung von Brachvogels „Harfenschule" hat einen Aufschub erfahren. Im Wallnertheater kommt zunächst Rud Gottschalls Lustspiel „Annexion" an die Reihe. Friedrich Haase hat seine Thätigkeit im Schauspielhause mit Hamlet, Lord Harleigh (Sie ist wahnsinnig) und Rauscher (Eine Liebschaft in Briefen) begonnen.

Darmstadt Die Saison wurde mit „Euryanthe" eröffnet; folgen sollen „Fidelio", „Oberon", „Lucia", „Zampa" und als Novitäten Wagners „Fliegender Holländer", Weißheimers „Theodor Körner". — A. v. Adelburgs große ungarische Nationaloper „Zrini", welche in Pest bereits mit außerordentlichem Erfolge wiederholt aufgeführt wurde, wird von der Direktion zwischen dieser und nächster Saison in Scene gesetzt werden.

Köln. Die Concertsaison des Winters ist mit dem ersten Gürzenich-Concerte vom 12. Oktober in glänzender Weise eröffnet worden. Hiller, dessen Verbleiben in Köln mehrfach während des Sommers in Frage gestellt war, stand wieder am Dirigentenpult, wo er von dem außerordentlich zahlreich versammelten Publikum mit lautem Beifall begrüßt wurde. Das Orchester, dessen Stamm durch die beiden Theaterbrände in erheblicher Weise gefährdet schien, hatte sich in allen seinen verdienstlichen Mitgliedern wieder zusammen gefunden. Und der Chor, diese eigentliche Krone unserer Gürzenich-Concerte, war zahlreicher denn je erschienen und bewies gleich in den Leistungen dieses Abends, mit welch folgenreichem Eifer er in den letzten Monaten unter dem neuen Chordirigenten, Herrn Musikdirektor Weber, studirt hatte. Dem Orchester war die Aufführung der ersten Symphonie von Beethoven und einer neuen Ouvertüre zu „Demetrius" von Hiller zugewiesen. Es zeigte sich für ein erstes Concert nach langer Pause

Digitized by Google

recht sattelfest. Hillers Ouverture ist effektvoller, wie die meisten anderen seiner neueren Compositionen; wollte der Meister sie etwas zusammenziehen, so würde sie bei der Frische ihrer Melodien vielleicht zu einem ebenso gediegenen wie schlagfertigen Repertoirstücke für Concerte sich eignen. — An unserm Conservatorium hat in dieser Woche bei großem Andrang der Wintercursus begonnen, diesmal bei ziemlichem Wechsel der Professoren, indem an Stelle des Ehepaar Marchesi Herr Oscar Lindhuld aus Hannover, an Stelle des Herrn Professor C. Rudorff Herr Ed. Mertke aus Mannheim, an Stelle der Frau Direktorin Ernst für Declamation und Bühnenbildung Herr Oberregisseur Reinhardt eingetreten ist. Hoffen wir, daß die neuen Sterne so hell und so wohlthätig leuchten wie die fortgezogenen. (Signale.)

Lecco. Petrellas neue Oper „I promessi sposi" hat bei ihrer ersten Aufführung (am 2. Oktober) immensen Succeß gehabt. Nicht weniger als dreißig Mal ist der Componist gerufen worden.

Moskau. In dieser Saison werden zwei neue russische Opern in Scene gehen, es sind dies „Die Bewohner Nischni-Nowgorods" von Naprawnik und „Undine" von Tschaikowsky.

New-York, 25. Sept. An allen Ecken und Enden gibt es jetzt Opernvorstellungen. Die englische, die deutsche und die französische Oper concurriren miteinander um die Palme, und da sie eigentlich alle drei ziemlich schlecht sind, so ist zur Zeit sehr fraglich, welche den Preis davon tragen wird. — Die französische Operntruppe, von der wir bis jetzt nur die „Jüdin" zu hören Gelegenheit hatten, hat zwar nicht ganz Fiasco gemacht, aber einen besonders großen Erfolg hat sie mit diesem Meisterwerke gerade auch nicht erzielt. Die Sänger und Sängerinnen dieser Gesellschaft waren an dem Eröffnungsabend nicht nur befangen, und das hätte man zur Noth noch entschuldigen können, sondern sie bewiesen zugleich, daß die große historische und romantische französische Oper in der That sehr klein sei, d. h. aus den sehr mittelmäßigen Kräften französischer Bühnen dritten und vierten Ranges zusammengesetzt ist. — Die deutsche Oper hat im Stadttheater mehrere Vorstellungen gegeben und damit bewiesen, daß sie nicht viel besser als ihr Ruf ist. Die Gesellschaft, die unter der Direktion des Hrn. H. Grau steht, hat die Absicht, den sonnigen Süden, wo ja bekanntlich der Lorbeer wild wächst, heimzusuchen. Wir wünschen ihr Erfolg und glückliche Reise. — In der englischen Oper war das einzige Ereigniß von Bedeutung das Debut des Fräulein Rose Herfee, die sich als Amina in Bellinis „Nachtwandlerin" dem New-Yorker Publikum vorstellte. Sie versteht zu singen und machte mit einigen Arien wirklich Furore. (N. Berl M.-Z.)

Paris. Die jüngste Vorstellung des „Prophet" war ganz besonders von Unfällen heimgesucht. Vor dem Aufziehen des Vorhanges fiel ein gar zu neugieriger Pompier vom Schnürboden herunter und brach sich das Bein. Dann wurde man inne, daß der Nebel, welcher sich Abends über Paris gelagert hatte, ohne daß man wußte, wie er ins Haus gedrungen war, die Gesichter der Zuhörer fahl machte und die Kehlen der Künstler angriff. Beim Ballet der Schlittschuhläufer wollte das Purzeln, zur großen Heiterkeit des Publikums, fast gar kein Ende nehmen. Am Schlusse des dritten Aktes zündete der Leuchtapparat, welcher die Sonne vorstellt, die ihn zur Dämpfung des Lichtglanzes umgebenden Schleier an. Der Culminationspunkt des Abends war der Dolchstoß des Fräulein Mauduit. Die Sängerin der Bertha muß sich zu Ende des Recitativs: „Je t'aimais" erdolchen. Nun that aber Fräulein Mauduit dies mit so viel Wahrheit, daß der Dolch sie wirklich leicht an der Brust verletzte. Der herbeigerufene Arzt legte sofort einen Verband an und schickte die Sängerin nach Hause. Das sind wohl der Unfälle genug zu einem Theaterabend.

Paris. Aus dem Bereiche der italienischen Oper sind zwei nicht unwichtige Nachrichten zu verzeichnen: erstens, daß gegen Ende dieses Monats Beethovens „Fidelio" zur Aufführung reif sein wird, und zweitens, daß die Serie von Gratis-Auditionen, die Hr. Bagier mitgetheiltermaßen seinen Abonnenten versprochen, mit keinem geringeren Werke als Schumanns „Paradies und Peri" eröffnet werden wird. — Die Bouffes-Parisiens haben Freitag die neuen Operetten „Narcel & Cie.", Text von Désiré, Musik von Fossey, und „La Nuit du 15. Octobre", Text von Leverrier und Vanloo, Musik von Jacobi, mit trefflichem Erfolg ans Licht der Oeffentlichkeit gebracht. Im Laufe dieser Woche sollen nun „Le Moulin ténébreux" von Narrey (Librettist) und Bizentini (Componist) und „La Revanche de Candaule" von Thierry und Avenel (Textverfertiger) und Debillemont (musikalische Verfasser) an die Reihe kommen.

Weimar. Zur Feier des Reformationsfestes soll „Die Weihe der Kraft" von Zacharias Werner, mit Herrn Otto Lehfeld in der Hauptrolle des Dr. Martin Luther, neu einstudirt in Scene gehen. Joseph Weilens „Rosamunde" wird ebenfalls noch in diesem Monat aufge-

Digitized by Google

führt werden. Alexander Rosts „Bothwell", bekanntlich vom Dichter für Otto Lehfeld geschrieben, naht sich seiner Vollendung.

Weimar, 17. Okt. Herr Hesselbach wagte als Sever in der „Norma" seinen ersten theatralischen Versuch. Wenn der erste Versuch ein Wahrzeichen künftigen Erfolges ist, so hat dieser Anfänger allen Grund, seiner künstlerischen Zukunft getrosten Muthes entgegenzusehen. Mit einer frischen, wohlklingenden und besonders in der Höhe leicht angebenden Stimme begabt, deren in der Mittellage mitunter etwas gequetschte Gaumentöne durch eifriges Studium leicht zu verbessern sein werden, bekundete der Debutant eine für einen Anfänger höchst anerkennenswerthe musikalische und technische Ausbildung, so daß der gesangliche Theil seiner Leistung selbst strengeren und höher gespannten Ansprüchen zu genügen vermochte. Was sein Spiel betrifft, so wäre es unbillig, außer dem Mangel an Routine und der natürlichen Befangenheit nicht auch noch der besonderen Schwierigkeiten zu gedenken, welche die Partie des zu fortwährender Passivität verurtheilten Sever jedem Darsteller dieser Rolle, zumal einem Anfänger, in den Weg legt. Der lebhafte Beifall, mit welchem das Publikum die Leistung des Kunstnovizen aufnahm, wird demselben, so hoffen wir, nicht nur ein Grund der Befriedigung, sondern auch eine Aufmunterung zu fernerer ernster Arbeit an sich selbst und im Dienste seiner Kunst sein. (Weim. Z.) Herr Hesselbach erhielt seine Ausbildung an der hiesigen k. Musikschule von Herrn Prof. Jul. Hey. (D. Red.)

Weimar. Außer den „Meistersingern" kommen auf der hiesigen Bühne diese Saison „Die Entführung", „Euryanthe", „Johann von Paris" und „Der Blitz", Opern, die hier zufällig noch ziemlich unbekannt sind, neu einstudirt zur Aufführung.

Wien. Das Repertoire der Oper schleppt sich in öder Einförmigkeit fort. Vom 9. bis 15. Oktober war „Troubadour", „Tell", „Romeo", „Zauberflöte", die Ballete „Flick und Flock" und „Sardanapal". Genau dieselben Vorstellungen waren vom 1. bis 7. Oktober. Als Abwechslung glänzte nur der „Troubadour"! Dennoch war das neue Theater bisher noch immer sehr gut besucht; der Reiz der Neuheit, die Augenweide an Decorationen und Costumes finden überall volle Börsen. Es ist begreiflich, daß die Direktion nicht daran denkt, auch eine Abwechslung in den Eintrittspreisen zu bringen. Gewöhnliche und erhöhte Preise — so war der Tarif festgesetzt. Was sind nun die gewöhnlichen Preise? Nach der bisherigen Gebahrung doch wohl die erhöhten, denn außer „Fidelio" war nicht ein einziger Abend mit „gewöhnlichen" Preisen. Der neu engagirte Tenorist Labatt soll in „Fra Diabolo" auftreten, eine Oper, die Manchem schon fremd geworden sein mag. Wenn nur nicht diese Oper den Weg des „Hans Heiling", „Astorga", Schumanns „Genovefa", „Entführung aus dem Serail" und so vieler anderer wandelt, d. h. nur auf dem Papier vorgemerkt ist. Der verdienstvolle Kapellmeister Esser wurde auf sein Ansuchen nun wirklich pensionirt, ist aber vorderhand als musikalischer Beirath beibehalten. — Die Philharmoniker unter Dessoff kündigten bereits das Programm ihrer acht Concerte an. Unter den Neuigkeiten befinden sich Berlioz Ouverture „Benvenuto Cellini", Symphonie in Es dur von Bruch, fünfte Suite von Lachner, „Orpheus", symphonische Dichtung von Liszt, „Iwan IV.", charakteristisches Tongemälde von Rubinstein.

Wien. Der musikalische Leiter des Hofoperntheaters, Herr Hofkapellmeister Herbeck, hat am 16. d. zum ersten Male eine Oper dirigirt. Leider mußte es gerade jene „Mignon" sein, die als eine klassische Parodie der Göthe'schen Dichtung gelten kann. Aber Leute von Geist verleugnen sich nie, und Herbeck wußte selbst aus diesem musikalischen Rauch Flammen zu ziehen. Kurzum, die Vorstellung war so gerundet und lebensvoll, daß die Oper „Mignon", die man musikalisch nie stark genug verdammen kann, vielen Beifall erregte, der aber sehr oft speziell Herrn Herbecks ausgezeichneter Leitung galt.

Vermischtes.

G. Die lang erwarteten Memoiren Sophie Schröders werden nun endlich im Laufe des nächsten Monats bei Wallishauser in Wien erscheinen. Die Redaction derselben hat Dr. Schmidt, ein Verwandter der verstorbenen Künstlerin, übernommen. Begreiflicherweise sieht man in literarischen Kreisen dieser Publication mit größtem Interesse entgegen, und werden wir nicht säumen, nach dem Erscheinen des Werkes auf dasselbe zurückzukommen.

Im Verlag von F. E. W. Vogel in Leipzig erschien kürzlich ein für den Theoretiker höchst wichtiges Werk: Die antike Compositionslehre aus den Meisterwerken der griechischen Dichtkunst erschlossen. Text und Schemata der lyrischen Partien bei Aristophanes und Sophokles von Dr. Heinrich Schmidt in Berlin (Gr. 8. 58 Bog. Pr. 6 Thlr.) Die antike Compositionslehre bildet den II. Band von desselben Verfassers „Die Kunstformen der griechischen Presse und ihre Bedeutung", deren Band I. „Die Eurhythmie in den Chorgesängen

Digitized by Google

der Griechen" 1868 erschien. Das Buch ist bestimmt, an Stelle der bisherigen Metrik und und Rhythmik eine ganz neue Disciplin zu setzen, die von musikalischem Standpuncte ausgehend und durchgängig aus der überlieferten Literatur beweisen, zum ersten Male ein wahres Verständniß der antiken Dichtungsform, der musikalischen und rhythmischen Composition, der metrischen sprachlichen Erscheinungen und der begleitenden chorischen Tänze eröffnet.

Zur Vervollständigung der Reihe von Dedicationen, die große Künstler an andere gerichtet haben und in denen sich eine gegenseitige Anerkennung und Hochachtung so wohlthuend ausspricht, gehört auch diejenige von Cherubini an Mehul, wie sie sich in der sehr selten gewordenen französischen Partitur-Ausgabe der Oper „Medea" vom Jahre 1797 vorfindet. Sie heißt: Cherubini à Mehul. Reçois mon ami des mains de l'amitié l'hommage, qu'elle se plait à donner à l'artiste distingué. Ton nom placé à la tête de cet ouvrage lui prêtera un mérite, qu'il n'a pas, celui de paraitre digne de t'avoir été dedié, et ce titre va lui servir d'appui. puissent nos deux noms réunis attester partout le sentiment tendre qui nous lie et la considération, que j'ai pour le vrai talent. (Tonhalle.)

Von H. G. Hothos „Geschichte der christlichen Malerei" (Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart) ist die zweite Lieferung erschienen, welche die Periode von 1300 bis 1500 behandelt und zu verdeutlichen sucht, weshalb die Meister der Malerei, zum größten Theil von dem Kunstwerth des Alterthums abgewendet und von der altchristlichen Auffassung kaum berührt, die stets sich bereichernde Wirklichkeit ihrer Nation und Zeit für Form und Inhalt zum immer vorschreitenden Vorbilde erwählen.

Von Simrocks „Handbuch der deutschen Mythologie" (Bonn, Marcus) erschien die 3. Auflage.

Das Novemberheft der Hildburghauser Ergänzungsblätter zeigt wieder die sämmtlichen wissenschaftlichen Angelegenheiten der Gegenwart mit reichen Beiträgen vertreten. Nachstehend die Inhaltsübersicht im Auszug: Geschichte: Die Verfassung Spaniens, von Dr. Th. Bernhard. Der Gesandtenmord in Rastatt, nach K. Mendelssohn-Bartholdy, Zandt und Dohm. — Literatur: H. Heines Biographie, von Ad. Strodtmann. — Kunst: Lebende Componisten, Max Bruch, von Dr. H. Deiters. — Geographie: Die Molukken, nach Wallace, von Dr. Rich. Andree. — Naturwissenschaft: Der Darwinismus, II, von Prof. J. Huber. — Meteorologie: Die Intensität der Stürme und die barometrische Steigung von Dr. Klein 2c. Astronomie: Der Planet Saturn, von Dr. Klein. Ueber den Zusammenhang zwischen der Periode der Sonnenflecke und jener der Nordlichter, von Demselben; außerdem Botanik, Volkswirthschaft und Statistik, Technologie 2c.

Schon wieder ein neues Kunstblatt in Italien. Es heißt „La Melodia", erscheint in Padua bei Gimmarsin und Comp. und enthält musikalische und literarische Artikel, zur Composition geeignete Dichtungen, Biographisches 2c., sowie endlich auch eine Beilage von eigends für das Blatt componirten Musikstücken.

(Ehrenrettung der Lucretia Borgia.) William Gilberts urkundliche Monographie „Lucretia Borgia, Herzogin von Ferrara" hat Dr. F. Steger in deutscher Bearbeitung bei A. Abel in Leipzig herausgegeben. Es wird darin der Beweis zu erbringen gesucht, daß Lucretia das abscheuliche Geschöpf, als das sie häufig dargestellt wird, nicht gewesen sein kann.

Notizen.

Der Schriftsteller Gautier hat sich in Italien mit Carlotta Grisi, einer Ballet-Berühmtheit und Schönheit von ehedem, vermählt.

In Paris erzählt man, Gounod sei nach Rom gereist, um die Leitung des Orchesters des heiligen Concils zu übernehmen!

Der älteste der belgischen Maler, der frühere Direktor der Kunstakademie von Brüssel, Navez, ist gestorben. Er stammte noch aus der Schule Davids und seine besten Erfolge hat er um die ersten Dreißiger-Jahre erzielt. Gleich nach der Revolution von 1830 hat Navez auch eine Art von politischer Rolle gespielt, indem er damals in den Gemeinderath von Brüssel gewählt wurde. Er ist 82 Jahre alt geworden, war aber bereits seit mehr als zehn Jahren durch Altersschwäche und Krankheit gebrochen.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869. Nr. 45.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Bücher-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren A. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 5. November.

Inhalt: Literaturbilder der Gegenwart. VIII. (Philipp Galen von Dr. Hermann Ethé). — Wilhelm Lübkes kunsthistorische Studien, von Dr. Rudolph Döbn. (Schluß) — Späte Sühne, Novelle von Franz v. Nemmersdorf. (Forts.) Analyse dramatischer Charaktere. (Iwan der Schreckliche beim Grafen Tolstoi, von Dr. Nicolaus v. Gerbel.) — Vom Büchertisch. (Janus: „Der Papst und das Concil".) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel.) — Concertbericht. — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik u. bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen. —

Literaturbilder der Gegenwart.

VIII.

Philipp Galen

von Dr. Hermann Ethé.

„Volkes Stimme — Gottes Stimme!" Wohl keine Sentenz ist häufiger und mit mehr Vorliebe citirt, und keine hat sich doch im Laufe der Zeit weniger stichhaltig erwiesen, besonders auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, als eben diese. Wie manche Pasquille sind schon auf die trügerische vox populi geschrieben, und wie manche ließen sich noch schreiben, denn nur zu oft muß gerade das, was der mehr oder minder gedankenlosen Menge Anerkennung und Bewunderung abnöthigt, vor dem Richterstuhle der einsichtsvollen competenten Minorität die Segel streichen und sich auf Gnade und Ungnade in den verwerfenden Ausspruch sachkundiger und des Wesens Tiefe prüfender Beurtheiler ergeben. Aber dennoch kann man dieser Stimme des allgemeinen Publikums auf die Dauer nicht ganz sein Ohr verschließen, und wo dieselbe lange Jahre hindurch sich in einstimmiger Weise günstig und wohlwollend oder gar lobpreisend über Erzeugnisse eines Künstlers oder Dichters ausgesprochen, wo ein wirklicher und andauernder Erfolg unläugbar verzeichnet ist, hat auch die ernstere Kritik die unabweisbare Pflicht, vorurtheilsfrei zu prüfen, in wie weit jener gerechtfertigt ist, und nach bestem Wissen und Gewissen zu versuchen, dem betreffenden Autor die ihm gebührende Stelle in der Literatur oder Kunstgeschichte anzuweisen. Und insofern, als sie hierzu den schärferen Denker anspornt und ihn gewissermaßen nöthigt, rückhalts-

Digitized by Google

los seine innerste Ueberzeugung von dem Werthe oder Unwerthe der in Frage stehenden Leistungen auszusprechen, hat die öffentliche Meinung, so wenig sonst auf ihr Urtheil zu geben ist, eine große und nicht zu unterschätzende Bedeutsamkeit. —

Zu den Schriftstellern nun, die einen solchen namhaften Erfolg in der Gunst des größeren Lesepublikums aufzuweisen haben, gehört vor Allem Philipp Galen (Pseudonym des preußischen Oberstabsarztes Dr. Lange). Seit fast zwei Decennien ist derselbe beinahe alljährlich mit einem mehrbändigen belletristischen Werke vor die Oeffentlichkeit getreten, und vom „Inselkönig" bis zum „Löwen von Luzern" tragen nicht weniger als neunzehn stattliche Romane seinen Namen. Viele der früheren liegen bereits in dritter und vierter Auflage vor, und seit seinem ersten Auftreten bis zum gegenwärtigen Moment ist er in allen Bibliotheken wohl mit der gesuchteste und beliebteste Autor; ja seine früheren Schriften, zumal seine allerersten, finden noch immer reißenden Abgang und werden — nicht ohne Grund — noch mehr gelesen, als die neueren Erzeugnisse seiner Muse. Seltsamer Weise hat ihn trotz dieser großen Productivität und der immerhin äußerlich sehr günstigen Resultate derselben die eigentliche Kritik sehr vernachlässigt und ihm, wenigstens in den letzten Jahren, nur selten eine eingehendere Recension gewidmet. Jedenfalls aber verdient er mehr als manche anderen, beim ersten Erscheinen über Gebühr gepriesenen und gar bald vergessenen und verschollenen literarischen Erscheinungen, seiner vielen anmuthigen und liebenswürdigen Eigenschaften wegen eine genauere und ausführlichere Besprechung und so mögen die folgenden Zeilen die dem Autor von Seiten der Kritik zu Theil gewordene Vernachlässigung in etwas wieder gut machen!

Sollen wir Galen kurz charakterisiren, so können wir sagen, er bildet, vielleicht mit Gustav vom See (Struensee) und mehreren anderen, gleichfalls vielgelesenen Schriftstellern, die Spitze der Unterhaltungsliteratur, er ist der vollendetste Typus jener großen Reihe anmuthiger Erzähler, die unsere Gegenwart aufzuweisen hat und die mit einem fließenden Styl lebendige Schilderung und treffliche Charakteristik verbinden, ohne jedoch die poetische Kraft und Fülle zu besitzen, um wirklich abgerundete Kunstwerke zu schaffen, — die daher auch ungeachtet vieler vorzüglicher Einzelheiten und meisterhaft ausgeführter Details doch nur selten Schöpfungen von unanfechtbarem bleibenden Werth hervorzubringen im Stande sind. Auch Galen hält sich im Ganzen und Großen auf dem eben angedeuteten Niveau, und nur hier und da, in einigen seiner früheren Romane, nimmt er einen glücklichem Anlauf in das Gebiet höherer Kunstschöpfung, so im „Irren von St. James," in „Baron Brandau und seine Junker" in „Walther Lund" „und etwa noch im „Sohn des Gärtners," im „grünen Pelz" und „Emery Glandon." Was ihn aber überall vortheilhaft vor seinen speciellen Collegen auszeichnet und das Interesse an seinen Schöpfungen fort und fort wachhält, auch wo sie den höchsten Anforderungen nicht genügen, das ist die ungemein feine psychologische Beobachtung, der durchdringende Blick des Menschen- und Seelenkenners, der sich nirgends verläugnet und den zu schärfen wohl der ärztliche Beruf des Verfassers und die ihm durch diesen gebotene Gelegenheit, mit allen Ständen und Berufsklassen in nähere Berührung zu kommen und nicht blos Krankheiten und Leiden des Leibes, sondern auch des Herzens und Gemüthes zu erforschen und zu prüfen, in hohem Grade förderlich gewesen ist. Daneben ist er Meister in scharfer und frappanter, aber doch immer natürlicher Zeichnung der Charactere und hat außerdem in seinen Schilderungen und seinem ganzen Styl etwas ungemein Anheimelndes und Gemüthliches; das Interesse für die in seinen Romanen spielenden Personen wird so lebhaft geweckt, daß man sich bei der Lectüre allmählich gleichsam als Mitglied der darin auftretenden Familien ansieht, ein Umstand, der wohl besonders dazu beigetragen hat, ihm das Wohlwollen der Damenwelt in hohem Maße zu gewinnen; er weiß eben, um mit Scribes Königin von Navarra zu reden: „was den Damen gefällt!" Freilich verleiten ihn diese seine specifischen Eigenthümlichkeiten nur zu häufig und vor Allem in seinen neuesten Producten zu einer ungebührlichen Breite, besonders in der detailirten Ausmalung der unbedeutendsten Kleinigkeiten und kleinlichen Vorfälle des menschlichen Lebens. Daher bewirkt denn auch der von vorneherein nur lobenswerthe Trieb, die Personen recht lebendig, klar und scharf gezeichnet dem Leser vorzuführen, oft gerade das Gegentheil, und die allzugenaue, zuweilen mehrere Seiten in Anspruch nehmende Beschreibung

Digitized by Google

ihrer äußeren Gesichtszüge, ihrer Kleidung und Haltung, sowie ihrer geistigen Anlagen und Eigenschaften dient mehr dazu, das Bild ihres Characters zu verwischen, als es in hellen und deutlichen Zügen zu fixiren. Wie anders weiß da unser Altmeister Goethe mit Uebergehung alles Details in wenigen kurzen Strichen seine Helden anschaulich und plastisch hinzustellen — nichts von langwierigen, ermüdenden Auseinandersetzungen, die bei Galen zumal schon dadurch sich eigentlich als überflüssig erweisen, daß er im Fortgang seiner Erzählungen noch genugsam die leiblichen wie geistigen Eigenthümlichkeiten seiner Hauptpersonen durch ihre Worte und Handlungen ins rechte Licht zu setzen bemüht ist. —

Eine besonders hervortretende geistige Fortentwickelung findet sich nun bei unserem Autor nicht, er ist eigentlich gleich in seinen frühesten Werken als ein vollkommen in sich fertiger Schriftsteller aufgetreten, und sein erster durchschlagender und von großartigem Erfolg auch in der Kritik begleiteter Roman: „der Irre von St. James" ist künstlerisch wohl auch der vollendetste geblieben, wenigstens wird er in seiner Abrundung und trefflich gedrängten Composition von keinem der späteren erreicht, geschweige denn übertroffen. Aus allen tritt uns aber in gleicher Weise das Bild eines vorurtheilsfreien, scharfsinnigen, gemüthstiefen und warmfühlenden Mannes entgegen, dessen Hauptbestreben es ist, durch seine Schriften ächte Bildung und Humanität zu verbreiten, frei von jeder confessionellen Eigenart und jedem confessionellen Zelotismus, wenn er sich auch selber fest und entschieden als Protestant bekennt. Ein tief religiöses Gefühl, eine demuthsvolle, aber doch mannhafte Ergebung in den Willen des allwaltenden Schicksals, „das zwar nicht immer gleich antwortet, wenn man eine Frage an dasselbe richtet, bei dem man aber Geduld haben und auf die Stimmen achten muß, die uns oft in eigenthümlichen, räthselvollen Lauten die Antwort leise ins Ohr flüstern," prägt sich überall unverkennbar bei ihm aus. Aber auch nach dieser Seite hin thut er nicht selten des Guten zu viel — der hin und wieder zu stark ausgeprägte Biedersinn verleiht auch seiner Schreibweise zuweilen einen gar zu biederen und behäbigen Character, die Anrufe an Gott und das Schicksal, besonders bei ganz alltäglichen Begebenheiten, sind zu gehäuft und übertrieben, und er hätte in dieser Hinsicht sehr wohl die Lehre sich selbst zu Herzen nehmen können, die er an irgend einer Stelle einmal in den Worten ausspricht: „Gott müßte viel zu thun haben, wenn er jeden geringfügigsten Umstand in dem Leben des Einzelnen leiten und lenken wollte." —

Die hier gerügten Einzelheiten finden sich jedoch mehr erst in seinen späteren Romanen und beeinträchtigen das Interesse der ganzen Reihe seiner früheren Schöpfungen nicht oder werden dort wenigstens noch durch die Fülle seiner psychologischer Beobachtungen und gediegener Charakteristik, die wir schon eben als Galens Hauptverdienst hervorgehoben haben, und anderer im weiteren Verlauf unserer Skizze noch näher zu betrachtender trefflicher Eigenschaften ziemlich ausgeglichen und in den Augen des Lesers verwischt. Am besten gelingen dem Autor alte Originale und wunderliche Käuze, die oft bis in die kleinsten Züge hinein meisterhaft getreu dem Leben abgelauscht sind, so die drei alten ausgewetterten Seemannsnaturen im „Andreas Burns," Capitain Kühlwetter, Mevissen und der Stelzfuß Bardow; — der höchst humoristisch geschilderte Baron von Malte im „Walther Lund" mit seiner Leutseligkeit und Hypochondrie, der unaufhörlich, natürlich nur in seiner Einbildung, kränkelt, alle vier Wochen eine neue Heilmethode anwendet und so allen Ernstes die Fleisch-, Gemüse-, Obst-, Weißbrod-, Thee-, Citronen-, Milch-, Wasser- und noch unzählige andre Kuren Jahre hindurch mit eiserner Consequenz durchprobirt, ohne nur im Mindesten seiner vermeintlichen Krankheit ledig zu werden; — der freilich nur episodisch behandelte einfältige Stabschirurgus in „Fritz Stilling," ein wahrer Typus jener uns im Leben so häufig auffstoßenden Classe von Menschen, „die nie merken, daß sie Allen, mit denen sie umgehen, zum heimlichen Gespötte dienen, weil sie eine überschwänglich günstige Meinung von sich selbst haben und stets von ihrer Allwissenheit überzeugt sind, die mit einem merkwürdigen Widerspruchsgeist und hartnäckigen Festhalten an einer einmal gefaßten, gleichviel ob noch so falschen, Meinung behaftet alles besser zu kennen und besser vorzutragen glauben, als Andere, sollten sie auch nur ein einziges Wörtchen daran ändern, alles besser gesehen,, gehört und erfahren zu haben behaupten, wenn

Digitized by Google

ihnen auch jeder Begiff von der Sache fehlt, niemals zu Ende hören, was Andere sagen, oder überhaupt auf eine Antwort warten, um nur in aller Eile ihre weisere Meinung selbst in den unbedeutendsten Kleinigkeiten, wie Essen, Trinken und ähnliches, an den Mann zu bringen, und endlich bei allem, was sie sprechen, einen so langweiligen, schleppenden Lehrton anschlagen, wie ein Dorfschulmeister einem achtjährigen Knaben gegenüber, dem er die ersten Begriffe vom Abc beibringt, so daß auch der Munterste das Gähnen nicht unterdrücken kann"; ferner das in demselben Buch auftretende komische Liebespärchen, der windbeutelige Barbiergeselle Ernst Goy und seine „gefühlvolle" Grete; — dann der alte derbe Pächter von Pulitz, Adam Sturleson, im „Strandvogt von Jasmund," der grimmige Feind Napoleons mit den ungeheuerlichen Gesichtern, die er überall zu sehen glaubt, und den furchtbaren Gewittern, die seine Spürnase überall wittert; — der köstliche „grüne Pelz," im gleichnamigen Roman, dieser edle, interessante Frauencharacter mit der rauhen, originellen Außenseite, und der klassische Baron Haas auf Hasencamp, den Spielhagens geniale Feder nicht besser und humoristischer hätte schildern können; — der Herr von der Oehe, dieser prächtige alte Knabe in den „Insulanern"; — der furchtsame, abergläubische Haushofmeister Mr. Coldwell in „Nach zwanzig Jahren"; — der alte wunderliche Professor der Mathematik Casimir van Bosch im „Erben von Bettys Ruh" mit seiner einzigen Leidenschaft für Zahlen, geometrische Figuren und arithmetische Gleichungen, dem die Natur kein einziges Atom Galle verliehen hat, und dessen Stimme nie zu irgend welcher Heftigkeit anzuschwellen im Stande ist, der, selbst eine Seele von Mann Jeden für gut hält, von der Existenz schlechter Subjecte und betrügerischer Schurken nicht die mindeste Ahnung hat und in seinen Begriffen von der Außenwelt um ihn her bis ins höchste Alter hinein auf dem Standpunkte eines Kindes geblieben ist; — und endlich Jeremias Heiduck in dem sonst ziemlich werthlosen und trivialen „Walram Forst," der seltsame Junggeselle mit seinen selbst erfundenen Denkerstühlen, seinem wunderthätigen Potsdamer Balsam, seinen geheimnißvollen Modellen und sinnreichen Maschinen, nicht zu vergessen die Schwärmerei für seine selbstgezogenen Weine, sammt seiner ewig keifenden und mit ihm in ununterbrochener Fehde lebenden Haushälterin, der göttlichen Theodosia. — Nicht minder excellirt er in der Schilderung ächter, braver Kernmänner und ehrenwerther, biederer Veteranen, wie es die Gestalten des Pfarrers Graham im „Irren," des Predigers von Glindow in „Walther Lund," des Försters Waldstein im „Sohn des Gärtners," des Meiers zu Allerdissen im „grünen Pelz," des Doctor Marssen in der „Tochter des Diplomaten," des alten Schilling und des Juden Simeon Marcus in „Jane, die Jüdin," des Kaufmanns Irminger im „Löwen von Luzern," und vor Allem die Figuren des Strandvogtes, Andreas Burns, des Admirals Colin Cameron im „Leuchtthurm auf Cap Wrath," sowie des Baron Brandau beweisen, dieses ächten Edelmannes der alten Schule, der zwar stolz auf seine eingebildeten Vorzüge vor den niedrig geborenen Menschen, herrisch und eigensinnig ist, mit zäher Festigkeit an seinen alten verrotteten Vorurtheilen gegen Neuerungen, besonders gegen die Errungenschaften der modernen Wissenschaft und Industrie, hängt, sich aber doch im Grunde seines Herzens als eine edle, achtungswerthe Natur erweist und durch bittere Leiden geläutert endlich seine Fehler einsieht, seine vielfachen Irrthümer und thörichten Ideen bereut und für immer ablegt. —

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Lübkes kunsthistorische Studien.

Von Dr. Rudolph Döhn.

(Schluß.)

Was die äußere Erscheinung Michelangelos betrifft, so sind wir darüber sowohl durch Condivis und Vasaris Schilderungen, als auch durch eine Anzahl gleichzeitiger Bildnisse hinlänglich unterrichtet. Sein Körper war mehr nervig, und sehnig, als fleischig und voll; gesund sowohl von Natur, als besonders durch Uebung der Körperkräfte und eine enthaltsame Lebensweise, obgleich er als Kind

Digitized by Google

siech und schwächlich gewesen, und in seinem Mannesalter zwei schwere Krankheiten zu überstehen hatte. Seine Gestalt war von mittlerer Größe, breit in den Schultern, im Uebrigen von gutem Verhältniß, eher zart, als derb. Der Kopf war im Verhältniß zum Uebrigen groß und bedeutend, die Stirn hoch, breit, fast viereckig und stark hervorragend. In späteren Jahren zeigte sie viele tiefe Furchen, die Spuren seiner ernsten anstrengenden Gedankenarbeit und der schweren künstlerischen Sorgen seines Lebens. Die Augen von hohen aber nicht zu starken Brauen eingefaßt, waren eher klein als groß, aber glänzend schwarz und mit gelben und bläulichen Punkten untermischt. Die Form der Nase war, wie schon erwähnt, ihm in der Jugend durch die rohe Eifersucht Torrigianos verunstaltet worden, ein Umstand, den Michelangelos feines Schönheitsgefühl schmerzlich empfand, wie manche Stellen seiner Dichtungen beweisen. Die Lippen waren fein geschnitten, die untere etwas voller und stärker hervortretend. Das lockige Haupthaar, der Bart auf der Oberlippe und der lange gabelförmige Kinnbart waren in jüngeren Jahren kohlschwarz, in späterem Alter mit Grau untermischt. —

So war das Aeußere des großen Mannes, den seine Zeitgenossen schon den Göttlichen (il divino) nannten. „Wenn auf den ersten Blick," sagt Lübke, „der Eindruck seines Kopfes ein strenger, fast abstoßender ist, so müssen wir bedenken, daß seine Zeitgenossen das Gewaltige, ja Furchtbare (terribile) seiner Werke auch auf seine Person übertrugen, und daß ein gedankenvoller Ernst zumeist auf dieser hohen, gefurchten Stirn thronte." —

Auf S. 56—76 bespricht unser Autor einige der hervorragendsten Kunstschöpfungen Michelangelos genauer, so z.B. die Deckenbilder der Sixtinischen Kapelle, die Geschichten der Genesis, die Propheten und Sibyllen, das jüngste Gericht u. s. w. Er hebt hervor, daß der Meister in der Art, wie er die gegebenen Themata ergriff, selbständig verwendete und umgestaltete, seine hohe Freiheit und geniale Schöpferkraft bewährte. „Was der olympische Zeus des Phidias," sagt Lübke, „für die Gestalt des höchsten hellenischen Gottes war, das hat Michelangelo in den „Geschichten der Genesis" für die Gestalt Gott-Vaters geschaffen: ein vorher nie geahntes, später stets nachgeahmtes, aber nie wieder erreichtes Urbild göttlicher Majestät. Die frühere Kunst in ihrer Naivetät begnügte sich meist, die Hand Gottes aus den Wolken herabreichen zu lassen, und in dieser Abbreviatur eine Andeutung vom Walten und Eingreifen des höchsten Willens zu geben. Erst Michelangelo gelang es, einen würdigen Typus für die Gestalt des ewigen Vaters zu geben, vor welchem Alles verblassen muß, was frühere Künstler, von den altchristlichen Mosaiken bis auf Fiesole, in dieser Richtung versucht haben." —

Was das „jüngste Gericht" anlangt, so bekennt auch Lübke, daß der große Meister in dieser gewaltigen Kunstschöpfung die Schrecken jenes Tages, den der alte Kirchenhymnus „den Tag des Zornes" nennt, der „die Welt in Staub auflöst" (dies irae, dies illa, solvet saeclum in favilla), in der erschütterndsten Weise dargestellt hat; er fügt aber mit Recht hinzu, daß der Einfluß dieses mächtig wirkenden Bildes in vielfacher Hinsicht kein günstiger war, indem dasselbe zur äußerlichen Bravour, zur Uebertreibung in gewaltsamen Bewegungen, zum schlimmsten Manierismus verlocken konnte und wirklich verlockte. Denn was bei Michelangelo der unmittelbare Ausfluß einer fast dämonischen inneren Gewalt gewesen war, das wurde bei den Nachfolgern sehr häufig hohle Affektation. —

Michelangelos Künstlerleben gleicht einem Drama voll tiefer innerer Bewegung, das uns mit dem Gefühle hoher Ehrfurcht erfüllt. „Ueber ein halbes Jahrhundert," sagt unser Autor ebenso wahr wie schön, „stand er als einflußreichster Führer an der Spitze des Schaffens. Nie hat ein Meister so durchgreifend auf den Gebieten der drei verschwisterten Künste die unumschränkte Herrschaft ausgeübt. In der Architektur wie in der Sculptur und Malerei hat er Meisterwerke ersten Ranges geschaffen und Schöpfungen hingestellt, die zu übertreffen nicht möglich war. Sein Streben ging stets nach dem Höchsten; er stellte sich nur die erhabensten, kühnsten, idealsten Aufgaben." Und in der Lösung dieser Aufgaben bewährte er eine Großartigkeit der Auffassung, eine Sicherheit der Durchführung, eine Freiheit der Gestaltung, die über alles Frühere weit hinausgeht. An Macht der Phantasie, an Reichthum, Tiefe und

Digitized by Google

gewaltigem Schwung der Gedanken übertrifft ihn Keiner. Damit verband er eine Kenntniß alles zur Ausführung Erforderlichen, die ihn überall befähigte, dem Gedanken auch die vollendetste Form zu geben. Seine gründliche Wissenschaft der Anatomie, seine überraschende Aneignung der Freskotechnik, seine Meisterschaft in der Marmorbehandlung, endlich die vollständige Beherrschung der Architektur mit allen ihren Hülfswissenschaften stehen in diesem weltumfassenden Geiste auf gleicher Höhe. —

In ähnlicher Weise, wie von Michelangelo, giebt unser Autor ausführliche biographische Skizzen von Tizian, Paolo Veronese und Peter Cornelius. Letzteren schildert er als einen gewaltigen Erneuerer, als einen heldenkühnen Reformator, der, an den Grenzen einer abgestorbenen Zeit stehend, für sich allein eine ganze Aera der modernen Kunstgeschichte bezeichne. Cornelius umfaßte in seinem universellen und doch ächt deutschen Geiste die gesammten früheren Bildungsmomente, den hohen Idealismus des Hellenenthums und die energische Lebensfülle der goldenen Zeit der Renaissance; und so ausgerüstet konnte er nach Form und Inhalt dem breiten Strome einer frischen Kunstentwickelung freie Bahn brechen. „Wenn es üblich wäre," sagt Carl von Lützow in seiner bekannten „Zeitschrift für Bildende Kunst," Bd. II. S. 102, „die Könige des Geistes mit geschichtlichen Beinamen zu benennen, wie die wirklichen Fürsten, so sollte man ihn Cornelius den Streitbaren heißen." Und in der That verdanken wir dem im Jahre 1867 verstorbenen Meister vor allen Anderen, daß die deutsche Kunst der Neuzeit sich das Höchste, ja das Einzige, was dem geistigen Thun des Menschen wahren, dauernden Werth verleiht, nämlich die nationale Sprache wiedererobert hat. Cornelius ist auf diesem Eroberungszuge bis an seinen Tod ihr Vorkämpfer gewesen. Schon deshalb wird sein Name unsterblich sein, so lange deutsche Herzen für Kunst, für deutsche Kunst schlagen. Populär freilich im banalen Sinne des Wortes wird der große Kunstheros niemals sein; und wenn er im Ringen mit dem gewaltigen Stoffe gewisse Härten und Mängel hie und da nie abgelegt hat, so zeigte er dagegen doch in seinem sechzigjährigen Schaffen ein stetiges Wachsen, eine immer höher und freier sich entfaltende Schöpferkraft, eine sittliche Macht des Wollens und Strebens, die den denkenden Betrachter mit hoher Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen muß. „Als ob wir auf hohen Bergen wandelten," sagt W. Lübke, „umströmt von frischer Himmelsluft, tief unter uns im Nebel verschwindend das niedere Treiben der Erde, aber frei über uns die Bläue des Aethers, das beseligende Licht der Welt, — so wird uns zu Muthe vor den Werken des außerordentlichen Mannes." —

In den zwei Aufsätzen über „die alten Oefen der Schweiz" und „die alten Glasgemälde der Schweiz" gibt der Verfasser in ebenso belehrender wie anziehender Weise eine vollständige Geschichte der Oefen und der Glasmalerei nicht blos in der Schweiz, sondern auch in andern Ländern. In der ersten Epoche erscheint der Ofen rein als architektonisches Werk behandelt und mit plastischen Gliederungen ausgestattet; das zweite Stadium macht ihn zu einem plastischen Kunstwerk; die dritte Entwickelungsstufe gibt ihn fast völlig in die Hände der Malerei. So spiegelt sich, wie Lübke mit vielen interessanten Beispielen belegt, der naturgemäße Fortschritt von der Architektur zur Plastik, und von dieser zur Malerei auch in der Geschichte der schweizer Oefen. Wie schon Goethe in den Briefen aus der Schweiz bemerkte, sind dort die Kachelöfen sehr häufig mit sinnreichen Bildern und Sittensprüchen versehen. Ein solcher Spruch lautet z. B.

„Virtus vim pellit et arcet.
Freyer Mut und Tapferkeit
Leidet keine Dienstbarkeit."

Was die Glasmalerei anlangt, so existirte dieselbe schon im 8. und 9. Jahrhundert; sie gelangte zu ihrer höheren Ausbildung im 14. Jahrhundert und nahm in der Erfindung, in der Kraft der Farben, wie überhaupt in ihrer Ausführung im 17. Jahrhundert ab. —

In dem Aufsatze über den „gothischen Styl und die Nationalitäten" zeigt W. Lübke, wie die glänzende Regierungszeit Philipp Augusts von Frankreich (1180—1223) die Epoche gewesen sei, welche den gothischen Styl geschaffen habe. Die Franzosen waren schon sehr früh das Volk der Initiative, auch hinsichtlich der Gothik. Die

Digitized by Google

übrigen Völker Europas bildeten dann die gothische Architektur nach ihrer Weise weiter aus, so namentlich die Deutschen und die Spanier. Daß die Italiener stets wegwerfend die ihnen fremdartige gothische Baukunst „maniera tedesca“ nannten, hat zu der irrigen Annahme beigetragen, daß die Deutschen die eigentlichen Erfinder des gothischen Baustyls gewesen seien. —

Lübkes „Reise in Mecklenburg“ beweist uns, daß auch dieses in vieler Beziehung so sehr verrufene Ländchen hervorragende Baudenkmäler aus den verschiedensten Epochen besitzt, und daß eine genauere Durchforschung und Veröffentlichung der dortigen Kunstmonumente sehr lohnend sein würde. —

Das Fragment „die Frauen in der Kunstgeschichte“ liefert weniger, wie der Titel allerdings andeutet, eine Geschichte der aktiven Betheiligung des weiblichen Geschlechts an der Entwicklung der bildenden Künste, als vielmehr den Nachweis, daß die Darstellungen der Frauen durch die Kunst den eigentlichen Licht- und Glanzpunkt in den verschiedenen Zeitabschnitten der Kunstgeschichte bilden. Lübke gibt hier nur einige Andeutungen zu einer „Geschichte des weiblichen Ideals.“ Er stellt die wohl mehr wahre, als galante Behauptung auf, daß die Frauen in der Kunst niemals eine neue Richtung begründet, sondern nur in liebevoller Hingebung das Ueberlieferte weiter gebildet hätten, und daß man die Künstlerinnen aus der Kunstgeschichte streichen könnte, ohne eine empfindliche Lücke im Entwickelungsgange derselben zu erhalten. Auf der andern Seite gesteht er gerne zu, daß die ganze Kunstgeschichte in ein ödes Nichts zerfallen würde, sobald man die Frauen aus ihr entfernte. „Ich meine,“ sagt er, „nun nicht die Frauen, welche gemalt haben, sondern die, welche sich haben malen lassen. Das scheinen mir die wahren Frauen in der Kunstgeschichte zu sein.“ Und hier hat unser Autor sicherlich Recht; denn das weibliche Ideal, wie es sich in den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern abgespiegelt hat in den vorzüglichsten Werken der einzelnen Meister, ist gewiß der reichste und schönste Inhalt der Kunstgeschichte, und seine Entwickelung zu betrachten, bleibt stets eine der dankbarsten Aufgaben für den Kunsthistoriker. —

In dem letzten Aufsatze endlich, „die moderne Berliner Plastik,“ erklärt Lübke die auf dem Gebiete der Kunstbetrachtung so häufig gebrauchten Ausdrücke „Realismus und Idealismus“ und charakterisirt die Richtung und die Werke von Johann Gottfried Schadow, Christian Friedrich Tieck, Christian Rauch, Friedrich Drake, Rudolf Schadow, A. Wredow, G. Bläser, A. Kiß, Kalide, A. Fischer, H. Schievelbein, Emil Wolff, L. Wichmann, C. Möller, H. Heidel, Albert Wolff, Wilhelm Wolff (wegen seiner Frische und Feinheit in der Auffassung des Thierlebens „Thierwolff“ genannt), Reinhold Begas u. s. w. Zum Schluße bespricht der Autor das eminente Kunstschaffen von Ernst Rietschel, von dem er behauptet, daß er seine künstlerische Ausbildung ebenfalls durch Christian Rauch, den Hauptmeister der Berliner Schule, empfangen habe, und erwähnt zu gleicher Zeit in anerkennender Weise der Schüler Rietschels: Schilling, Domdorf und Kietz. —

Doch genug. Der geneigte Leser wird aus dem Vorstehenden zur Genüge ersehen können, daß ihm durch das in Rede stehende Werk des Anziehenden und Belehrenden an Gedanken und Thatsachen in reicher Fülle geboten wird. —

Analyse dramatischer Charaktere.

Iwan der Schreckliche beim Grafen Tolstoi.

Von Dr. Nicolaus von Gerbel.

In unserer materiellen Zeit bestaunt man oft die Tragfähigkeit mancher Maschinen. Der Graf A. K. Tolstoi gibt in seinem „Tod Iwans (Joanns) des Schrecklichen“ uns Proben von der Tragfähigkeit mancher Menschen und Völker in Bezug auf die Launen eines abscheulichen Despoten. Obendrein hat der Graf Tolstoi in seinem Drama sich in der Anlage der handelnden Personen genau nach ihrem durch die Geschichte verbürgten Wesen gerichtet. Doch muß man gestehen, daß in einer historischen Darstellung die active und passive Abscheulichkeit der betreffenden Cha-

Digitized by Google

raktere doch nicht in so greller Weise hervortritt, wie in der folgerichtigen Entwicklung eines gediegenen Dramas. Wir halten übrigens die Besprechung dieses russischen Theaterstücks um so mehr gerechtfertigt, als es in leidlich guter deutscher Uebersetzung auf der Weimar'schen Hofbühne schon bald nach seiner Entstehung zur Aufführung gekommen.

Gleich im Beginn des Stückes wohnen wir einer Bojarenversammlung bei. Diese belehrt uns über die nähere und entferntere Vergangenheit des schrecklichen Czaren, und zeigt uns zugleich das Gelichter, welches er zu beherrschen gehabt. Nachdem der Czar zwanzig und etliche Jahre vorher eine feste Regierung unter der Leitung wohlgesinnter Männer geführt, verfiel er in den blutgierigen Hochmuthswahn, welchen sein Volk und seine Bojaren als besondere Schickung Gottes betrachteten. Auch hat der Graf Tolstoi seinem Drama ein Motto gegeben, das sich auf Nebukadnezars Rodomontade im Propheten Daniel und auf seine spätere Verwandlung bezieht. Auf Iwan den Schrecklichen paßt dieses Motto aber nicht, denn mit seiner hyänenhaften Mordsucht, mit seiner tigerhaften Blutgier überbietet er so ziemlich Alles, was von Nebukadnezar im Allgemeinen, und von Caligula und Nero im Detail uns überliefert worden. Von Jugend auf, so lange er denken konnte, war Iwan IV. russischer Herrscher und Quelle aller Macht; von seinem vierten bis zu seinem neunten Jahre führte die Mutter, eine geborene Polin, die zwar vielliebende, aber doch kluge und wohlgesinnte Helena Glinska, die Regierung. Dann kam eine entsetzliche Herrschaft verschiedener Großer, die mit der czarischen Familie verwandt und verschwägert gewesen. Diese stürzten einander wechselseitig, und um den aufwachsenden jungen Autokraten nach Willkür zu benutzen, erweckten sie in ihm die Ueberzeugung, es sei ihm Alles zu thun erlaubt, was ihm gerade beliebe. Je nachdem seine kindische Laune ihn zu dem einen oder dem andern Großen hinzog, erlangte dieser das Uebergewicht. So wurde dem hochbegabten Iwan das bestialische Verkennen alles Menschenrechtes anerzogen und eingeimpft. Allerdings war das Volk nicht so bestialisch, wie es durch anhaltenden Druck später wurde, es duldete nicht allzu lange die Mißregierung der Schuiski, Belski, Glinski, und ein gefährlicher Aufstand belehrte 1574 den siebenzehnjährigen Jüngling nachdrücklich über seine eigentlichen Pflichten. Dank diesem Aufstande kam Iwan in gute Hände, die ihn dreizehn Jahre lang auf guter Bahn erhielten. Eine würdige Gemahlin, Anastasia Romanow, zügelte den Dämon in seinem Innern, und Nichts beweist seine aufrichtige Zuneigung zu ihr mehr, als die Rücksicht, welche er auch in seinen schlimmsten Zeiten ihrem Bruder Nikita Sacharjin bewies. Unter den von Tolstoi vorgeführten Bojaren ist dieser Nikita Sacharjin der edelste, welcher bei den heftigsten Ausbrüchen Iwans mildernd entgegentritt und sich der ganzen Wucht seines Zorns aussetzt. Auffällig bleibt es, wie Iwan ihn immer schont — aber freilich ohne seine Fürbitten zu erhören, ohne seine Mahnungen zu berücksichtigen. Der Dichter beweist darum ungeheure Vorliebe für Sacharjin, doch ist dessen Tugend bei allen subjectiven Vorzügen objectiv unfruchtbar; interessant ist im Drama daher der Gegensatz zwischen ihm und Boris Godunow, dem Schwager von Iwans Nachfolger Feodor. Boris ist schlau und ehrgeizig, und arbeitet, der Geschichte entsprechend, für sich, weil er in sich die Kraft fühlt, das durch Iwans wilde Grausamkeit heruntergebrachte Reich emporzubringen. Die Geschichte lehrt auch, wie Boris Godunow unter dem schwachen Feodor, mit der Ausübung der vollen Herrschergewalt betraut, sich durch Verbrechen den Sieg zum Throne ebnet, und nach dem Tode des Schwagers seinen Zweck auch wirklich erreicht.

Während die Bojaren über Rangverhältnisse und persönliche Rücksichten herumstreiten, ohne zur Erledigung der Hauptfrage zu gelangen, zeigt Godunow in festen, markigen Zügen den Ruin des Reichs: Stephan Bathory, König von Polen, hat eine Menge Gebiete und viele feste Städte erobert und belagert Pleskau; die Schweden sind in Ingermannland und Livland; der Chan der Krym ist mit vielen Tatarenhorden schon bis Kasan und Tula gelangt; hinter der Wolga drohen die Tscheremissen mit dem Aufstande; allenthalben Epidemieen und Hungersnoth. Soweit war es unter der Regierung eines unstreitig begabten und kraftvollen Herrschers gekommen, welcher in seiner guten Zeit zwei damals gut bevölkerte Königreiche, Kasan (zu 4000) und Astrachan (zu 16,000 deutschen Quadratmeilen) erobert hatte. Nun hatte Iwan

Digitized by Google

alle tüchtigen Männer bis auf einen schwachen Ueberrest massacrirt, theils zu Tode gefoltert, theils enthauptet oder ertränkt, und zwar meist mit ihren Angehörigen, ihren unmündigen Kindern, ihren Bauern und Dienstleuten. Einmal erbost er sich über die Stadt Nowgorod, und läßt dort gegen 12,000 Einwohner qualvoll ums Leben bringen. Das Sonderbarste dabei ist, daß Iwan allerdings vom Gedanken ausgeht, es sei ihm Alles erlaubt, aber dennoch seiner grausigen Gewaltthaten sich ganz wohl bewußt ist. Er ist ein guter Theolog, stark in der heiligen Schrift und ihrer Exegese beschlagen, und hält sich für einen verworfenen Sünder. Ja, er führt genau Register über seine Schlachtopfer, und es kommt im Drama selbst vor, daß er eine falsch angegebene Zahl selbst verbessert. Oft bekommt er einen heftigen Anfall von Reue, wie zwanzig Jahre vor Beginn des Stückes: als er sich aber von der Welt zurückzieht, kommen seine getreuen Moskowiter und bitten ihn um Himmels willen, er möchte sie nicht unglücklich machen und sie ja nicht verlassen. Er ist ihnen von Gott gegeben, gnädig oder ungnädig — sie wollen ihn ertragen. Endlich läßt sich Iwan erbitten und wüthet nach wie vor, unter beständiger Abwechslung von Orgien der Grausamkeit und Sittenlosigkeit und gewaltigen Bußübungen. Dabei heirathet er nach einander sieben Frauen (was gegen das griechische Kirchengesetz): eine Scheidung braucht er nicht zu motiviren, sagt er beim Grafen Tolstoi, als er sich um eine achte Frau, eine Engländerin, die Herzogin von Hastings, bewirbt: es genüge, wenn er seine legitime Gemahlin ins Kloster schicke. Dabei soll seine legitime Gemahlin (im fünften Act) veranlaßt werden, die Geschenke auszusuchen, welche er ihrer Nachfolgerin bestimmt.

Vor Beginn des Stücks hat Iwan in zorniger Aufwallung mit eigener Hand seinen ältesten gleichnamigen Sohn erschlagen; im dritten Act wirft er eine Waffe nach dem polnischen Gesandten; von Niederlagen will er nichts hören, er läßt vielmehr Dank- und Siegesfeste anordnen. Die Ermordung des Sohnes hat ihn allerdings tief erschüttert, und das ganze Stück hindurch bleibt er unter dem Gewicht dieser entsetzlichen That. Besonders kränkt ihn die Schwäche seines zweiten Sohnes, von welchem er keine entschiedene Haltung erwartet. Er selbst will aber abdanken, entschieden abdanken, und ins Kloster gehen; die Bojaren sollen in Berücksichtigung der Schwäche seines zweiten Sohnes Feodor aus *ihrer* Mitte einen neuen Herrscher wählen. Gewiß ist es Iwan Ernst mit diesen Befehlen, denn als ihn einige Bojaren wieder kniefällig bitten, er möchte sich doch über sein Volk erbarmen und es ja nicht verstoßen, erhält Fürst Mstislawski nebst seinen Genossen etliche Fußtritte. Nach diesen Fußtritten, erzält Mstisawski, kann man keinen Zweifel mehr hegen. Die Bojaren können sich aber über Niemand einigen; der Eine ist zu weit, der Andere zu jung, der Dritte zu alt, und eine Menge nicht vornehm genug. Boris Godunow allein weiß, was er will: er schlägt vor, von Iwan zu „fordern", daß er Czar bleibe; denn wenn Feodor nach seinem Tode unfehlbar zur Regierung kam, so erlangte ja Boris durch dessen hohes Zutrauen alle Gewalt. Die Bojaren stimmen bis auf Einen dem Boris zu, weil sie sonst gar nicht mit ihren Entschlüssen zu Stande kämen. Niemand will es riskiren, den Sprecher vor dem Czaren zu machen, um die Zurücknahme seines Entschlusses zu „verlangen": der schlaue Menschenkenner Boris erbietet sich dazu.

Unterdessen wartet Iwan in Mönchskleidung und unter heftiger Zerknirschung, aber mit ebenso heftigen Aeußerungen von Ungeduld auf den Bescheid der Bojaren. Ein Bote erzählt ihm, daß Pleskau Aussicht hat, über die Belagerer zu triumphiren; das fängt den alten Herrscher an, angenehm zu beschäftigen; dann aber wird ihm der (historisch richtige) Brief eines seiner ehemals besten Feldherren, des Fürsten Kurbski, gebracht. Dieser hatte sich der auch ihm drohenden Verfolgung durch die Flucht entzogen; der König von Polen nahm ihn mit derjenigen Auszeichnung auf, zu welcher seine hohen militärischen Gaben ihn berechtigten. Da hatte der stolze Iwan in Ansehung von Kurbskis Verdiensten sich herabgelassen, ihm ins Gewissen zu reden, und in einem besonderen Schreiben ihn zu ermahnen, er solle sich erinnern, was in der heiligen Schrift von Gehorsam, selbst gegen „böse" Herren, gesagt ist. Kurbski soll daher lieber nach Rußland kommen, um durch die ihm bevorstehende qualvolle Hinrichtung sich die Martyrerkrone im Himmel zu erwerben, als daß er durch seinen Un-

Digitized by Google

gehorsam einmal der Hölle anheimfiele. Kurbski bleibt, wo er ist, und beantwortet Iwans wohlwollende Aufforderung mit einem schneidend scharfen und den Czaren an den empfindlichsten Puncten verwundenden Briefe. Iwans ganzes Selbstgefühl ist verletzt, und mit Bitterkeit denkt er jetzt daran, daß er die Krone niedergelegt. Da erscheinen die Bojaren mit Godunow als Sprecher. Es versteht sich, Iwan läßt sich nicht lange bitten, die Krone wieder anzunehmen; Boris steigt gewaltig in seiner Gunst, und sein erster Befehl ist, den Bojaren hinzurichten, welcher sich der Petition der übrigen nicht angeschlossen.

Die Erscheinung eines Kometen und andere Vorzeichen mahnen Iwan an sein Ende: er beruft Wahrsager, welche ihm auf den 18. März seinen Tod voraussagen, aber aus Frömmigkeit hinterher verhaftet werden: man will sie hinrichten, wenn der genannte Tag glücklich vorübergeht. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz werden immer schlimmer; selbst ein frommer Eremit weiß Iwan nach seinen Unthaten Nichts zu rathen. Iwan sieht, „daß Gott ihn züchtigt"; er erklärt sich zu den demüthigendsten Bedingungen gegen die Polen bereit. Auf die Vorstellungen der Bojaren dagegen, sagt er, wenn solches *sein* Ehrgefühl erlaubt, und Gott *ihn* beugt, so hat *ihre* Ehre dabei nichts zu bedeuten. Er kniet nieder, und bittet, seine ganze Umgebung soll ihm alles Böse, das er ihr gethan, milde verzeihen. Fürst Schuiski will gegen diese Selbsterniedrigung des Herrschers remonstriren, da schnaubt ihn derselbe, noch auf den Knieen liegend an: „Schweig, Sclavenseele! wenn ich mich erniedrige, kann ich es thun, vor wem es mir gefällt." Hierauf fährt er fort, sein Sündenregister aufzuzählen und um christliches Erbarmen zu bitten. Das despotische Autokratenbewußtsein ist dem Czaren so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er in keiner Weise Widerspruch verträgt, selbst wo er Etwas gegen seine Würde, oder gegen die seines Reiches thut. Oft klagt er sich heftig an, ohne daß jedoch das auf sein Verhalten, seine Willensäußerungen den geringsten Einfluß übt. In Nichts kennt er Maß, weder in der Grausamkeit, noch in der Bußübung, noch in der Sinnlichkeit. Dabei hat er einige Züge, welche auch bei mehreren späteren russischen Herrschern vorkommen, und keineswegs auf eine in sich begründete Charakterfestigkeit schließen lassen. Erstlich achtet Iwan scharf auf die geringste Kleinigkeit, wo ihm nicht genug „officielle" Achtung erwiesen, und zwar mit der Absicht, sich dafür zu rächen: er bemerkt gleich in einer großen Masse die Abwesenheit eines einzigen Bojaren, welcher gegen seine Wiederwahl stimmte. Dann auch war er von dem Drang erfüllt, „zu zeigen", daß er „wirklich" der Selbstherrscher: Dieser Zug ist bei dem so thatkräftigen Wesen, das er sonst offenbart, wohl auffällig. Doch vermag die Launenhaftigkeit seines Wesens am besten solchen Widerspruch aufzulösen, weil sie der beste Beweis ist, daß ein großes Merkmal von Charakterfestigkeit, die „Selbstbeherrschung", dem schrecklichen Czaren ganz und gar abging. Dieser gewiß selbst tief empfundene Mangel ließ ihn ahnen, daß es Handhaben gebe, durch welche man ihn anzufassen und zu bestimmen vermochte. Nur waren bei ihm die Handhaben versteckter und ihre Anwendung „gewagter" als bei anderen, weniger fürchterlichen Charakteren. Daher stammt auch die Eifersucht auf unbezweifelte Machtvollkommenheit, die sich seinem gewaltthätigen Charakter gemäß in übertriebenem Mißtrauen, in grausigen Verfolgungen Unschuldiger äußerte, während Andere, menschlicher Gesinnte, sich in solchem Fall blos auffällig eigensinnig gegen jeden guten Rath geberden, der ihnen nicht gerade in der vorgeschriebenen oder gewünschten Weise beigebracht wird. In der That ist Iwan unvermerkt von Manchem bestimmt worden, in guter und böser Weise, und der Dichter läßt das doch durchblicken, freilich aber nur für denjenigen, der die Geschichte jener Zeit genau kennt.

Als der König von Polen die Belagerung von Pleskau aufhebt, und andere gute Nachrichten eintreffen, fühlt sich Iwan etwas wohler. Er ruft schleunigst die nach Polen abgeschickte Friedensgesandtschaft zurück, und denkt wieder an die Verheirathung mit der englischen Prinzessin. Er ist offenbar sehr schwach, krankhaft, reizbar, freut sich aber, daß der 18. März glücklich so weit vorüber. Godunow soll den Wahrsagern ihr Todesurtheil ankündigen und dem Czaren sagen, „was sie für Gesichter dabei machen." Der einzige Wunsch, der Iwan für sein Lebensende besonders wichtig vorkommt, ist die Absolution *vor* dem Tode: sie erscheint als sein einziger,

Digitized by Google

aber fester Trost für die Ewigkeit. Godunow und den andern Hofleuten haben die Aerzte gesagt, wie die letzten gewaltigen Vorgänge den Czaren dermaßen überreizt, daß jede Aufregung und besonders an diesem Tage ihm tödtlich. Man bemüht sich, ihn zu erheitern, doch merkt der Czar, daß man etwas Besonderes für den Tag, dessen Bedeutung ihm wohl vor Augen, erwartet. Der Czar wird unruhig, daß Godunow so lange ausbleibt. Plötzlich tritt Godunow herein, in wohlberechneter Absicht, den Czaren *nicht* zu schonen. Der Czar frägt nach den Wahrsagern; Godunow kündigt so wirksam als möglich an, der 18. März sei da, hätten sie gesagt, aber „noch nicht zu Ende." Da erliegt der Czar der absichtlich hervorgerufenen Aufregung, und stirbt — *ohne* Buße oder Absolution. Feodor, Iwans Nachfolger, beauftragt sofort Godunow mit der Handhabung der Regierungsgewalt, und dieser tritt gleich mit einer politischen Sicherheit auf, die in wenigen Zügen schon einen starken Gegensatz zu dem furchtbaren aber launischen Walten Iwans abgibt. Das Verdienst von Tolstoi besteht dabei in der genauen Zeichnung der historischen Charaktere seines Stückes. Denn diese historischen Gestalten tragen, ohne daß die Poesie etwas zuzusetzen hätte, das Gepräge einer strafenden Nemesis. Bei Iwan stammt die Schuld aus einer verfehlten und vernachlässigten Erziehung: das autokratische Bewußtsein ging in Hochmuthswahn über, und zerstörte in grausamem Argwohn absichtlich die Säulen seiner Herrschaft. Die Bojaren, welche unter einander um Ansehen und Geburtsrechte streiten, und zugleich sich mit allerhöchst gnädigen Fußtritten regaliren lassen, beweisen im Drama, wie auch in der damaligen Geschichte, daß sie eben so wenig wie das Volk einen besseren Herrscher verdienten. Erklärlich ist darum auch die ungemeine Popularität Iwans des Schrecklichen bei der späteren Nachwelt.

Späte Sühne.

Novelle von **Franz von Kemmersdorf.**

(Fortsetzung.)

Drei Tage brachte Götz tief traurig in der Kreisstadt zu. Nur wird ein Mann, der gesund und reich ist, der eine Unzahl von Freunden und des Freiherrn von Torringen sanguinischen Charakter besitzt, unmöglich lange traurig bleiben.

Götz vergaß, vergaß rasch und gründlich.

Seine Freunde bewiesen eine außerordentliche Anhänglichkeit an ihn. Sie ritten mit großer Ausdauer seine Pferde, tranken seine Weine, schwellten seine Gasthausrechnung übermäßig, und gewannen ihm in den langen Winternächten bedeutende Summen ab.

Götz steuerte mit vollen Segeln auf die Klippe los, die des leichtsinnigen Verschwenders harrt. Fuhr er so eine Weile fort, dann mußte sicher der Augenblick anbrechen, der ihm die Welt im wahren Lichte zeigte: die Freunde, ihm Gruß und Händedruck verweigernd, wie die Erwiderung seiner Gastlichkeit — Götz selbst, im abgeschabten Rocke mit scheuen Schritten durch die Straßen schleichend. Entbehrungen und Demüthigungen brechen auch den frischesten Lebensmuth.

Kein prophetischer Geist malte Götz die Uebel der Zukunft. Er unterhielt sich, unterhielt sich zu gut, fast schien es, als müsse und wolle er sich betäuben.

Von seiner Frau sprach er nie — die Genossen seines tollen Lebens kannten nicht einmal den Grund der Trennung. Götz und Branitz hatten hartnäckig geschwiegen. Nur als bei einem sehr munteren Gelage mehrere seiner Gefährten leichtfertig über Irene urtheilten, da trat er auf für ihre Ehre, fest und männlich, wie der Götz aus bessern Tagen.

Von da an blieb der Gegenstand aus ihren Gesprächen verbannt, es schien, als sei Irene nie Götzens Gattin gewesen — als habe sie nie gelebt.

Bei Gelegenheit einer großen Jagd führte der Schloßherr seinen Troß mit sich nach Kronwinkel.

Der Haushalt war dieses Mal auf dem Lande geblieben. Vollkommen wohl organisirt, bot die Gutsverwaltung der Auflösung eine Weile länger Trotz, als der

Digitized by Google

Charakter des Freiherrn. Die Leute thaten auch noch, nachdem Irene fort, und das Auge des Herrn nicht mehr wachte, mechanisch ihre Pflicht.

Oberflächliche Beobachtung konnte kaum eine Veränderung wahrnehmen.

Als sie angesprengt kamen, Götz und seine wüsten Genossen, da ging die kleine Amalie eben in der spärlichen Wintersonne auf einer trockenen Stelle des Hofes spazieren.

Das Kind sah bleich und eingesunken aus, wie eine Pflanze, der Luft und Licht gebrechen. Der Winteraufenthalt in Kronwinkel war zu rauh für des Mädchens zarte Constitution — auch fehlte der Sonnenschein, seit Irene fern.

Altklug mit dem durch Leiden verlängerten Gesichtchen blickte Amalie auf. Sie schrack scheu zusammen und floh vor den sich bäumenden Pferden. Sie wich auch zurück, als Götz aus dem Sattel sprang und sie an sich drückte. Des Vaters Auge war blutunterlaufen; die nächtlichen Gelage begannen der Physiognomie ihren Stempel aufzudrücken.

Auf der Lippe hatte Götz noch den Duft der letzten Libation, die sich in seinem blonden Barte mit dem Rauch von scharfem Knaster mischte.

Das Herz verhärtet sich dem Glücklichen langsam, nur die gebrochene Treue kann es in einer Sekunde erstarren.

Götz empfand jähen Schmerz als er seinem Kinde ins abgemagerte Gesichtchen sah; es that ihm weh und ergriff ihn als stumme Anklage, wie sich Amalie von ihm wandte.

Er hatte nachsehen wollen in der Wirthschaft, nun erstarb der Entschluß erliegender Energie. Verstimmt folgte er den Freuden in den Saal. Baumstämme loderten im Kamine, die Eichentafel bedeckte sich mit Flaschen, ein ritterlich Zechen hob an. Oft hatte der alte Saal in Kronwinkel ähnliches gesehen — nur sind die Zeiten ganz andere geworden. Die frühern Torringen übten nicht das friedliche Gewerbe des Landwirths. Was im kriegerischen Strauß errungen, mag durch die Gurgel der Gesellen rollen. Das gute Roß wiehert im Stall, die Waffe ist blank, der Arm mächtig, neue Beute zu erfechten. Langsam muß die Saat gedeihen, fleißiges Erwerben, kluges Erhalten fordern unsere kaufmännisch nüchtern gewordenen Tage. Der Kampf Aller gegen Alle hat nicht mehr die physische Form, die wieder als Ausgleichung ihrer Kraftvergeudung nach derb sinnlichem Genusse strebte. Gleich den Giften des mittelalterlichen Italiens schleicht die moderne Zersetzung ins Blut, ins Vermögen, in die Ehre, und der ist nicht gerüstet, der nicht rechtzeitig an Abwehr gedacht.

Götz ahnte nicht, daß ihm mit Irene, die erst den rechten Halt in sein Leben gebracht, zugleich auch seine Stütze gebrochen sei. Passiv und hoffnungslos verfiel er den Harpien.

Die Laune war wieder rosig gefärbt, die Gläser klangen fröhlich, die Würfel klirrten. Fuchsige Gesellen saßen um die Tafel, nicht mehr die derb geschnittenen, ehrenfesten, charaktervollen Köpfe von früher. Die Arbeit des ritterlichen Mittelalters war Schwerterklingen, die alten Torringen hatten sie treu und redlich mit ihren Genossen geübt. Der moderne Müßiggänger nimmt etwas Gaunerartiges an.

Götz das Aas, und sie die Raben, dies Bild boten die Genossen der Tafel.

Einer gröhlte ein Lied, ein anderer riß unsaubere Possen. Es war ein wirres Durcheinander, das allmälig die Form einer gemeiner Orgie annahm.

Plötzlich fiel es einem der Gäste ein, nach dem Stammhalter zu fragen, Götz besann sich, daß er seinen Knaben noch nicht gesehen.

Der junge Götz wurde berufen.

Trotzig maßen die frischen Augen die Versammlung; ein Paar, die ihn herzen und küssen wollten, stieß er heftig zurück. Wieder traf anklagend den Vater des Kindes Blick. Götz wurde dunkelroth; die viele genossene Wein hatte ihm das Blut erhitzt.

„Der Knabe sei wie ein Bär," bemerkte einer der Trinkgesellen.

Zornig wies Götz seinen Sohn aus dem Saal.

Den Abend saß der Junge tief ernst in der Stube des alten Johann, an den er sich angeschlossen, seit Irene fort war. Von dem treuen Menschen lernte er die Wartung der

Digitized by Google

Pferde, er lernte Frettchen abrichten zur Jagd, kunstvoll Gegenstände aus Holz schnitzen und anderes Nützliches mehr. Auch ritt Götz nun Miß Franzeß.

„Johann, ich will nicht werden, wie mein Vater," sagte der schweigsame Knabe nach einer Weile zu seinem stets in sich verschlossenen Freund.

Der Alte schnitt düster an seinem Holze fort, er fuhr mit dem Messer so gewaltig aus, daß er sich an der Hand verletzte. Mürrisch, ohne Klage, ohne Laut stillte Johann das Blut.

„Ich will brav sein, wie es mir die Mutter befahl," theilte der junge Götz seinem Vertrauten mit. „Morgen schon lerne ich meinen Cornelius Nepos; der Schulmeister soll zufrieden sein mit mir."

Wieder sprach der Schweigsame nichts; er legte nur die schwielige Hand auf den Lockenkopf des Knaben, ihn freundlich streichend.

„Johann, wird die Mutter nicht wieder kommen?"

Götz fragte es nach langer Pause, scheu aufblickend zu seinem trotzigen Gefährten, den er fürchtete und liebte zu gleicher Zeit.

„Sie muß wohl," brummte nun der Alte, „sonst halte ich es nicht aus, sonst gehen die Pferde zu Grunde, und Du wirst niemals Herr auf Kronwinkel."

Die Tragweite der letzteren Weissagung verstand der Knabe nicht vollständig, sie ließ nur dumpfes Mißbehagen und Unheilsahnung in ihm zurück.

Diese Empfindung theilte sich bald dem ganzen Haushalte mit.

Die Genossen des Schloßherrn streckten sich mit ihren schmutzigen Stiefeln auf die Gastbetten; sie ritten die Pferde lahm und verpraßten in einer tollen Woche die Vorräthe des Jahres.

Endlich verhallte der wüste Lärm; Götz blieb nur mit einem der hartnäckigsten Parasiten zurück, mit einem solchen, der sich festsaugt an seinem Opfer, und es erst fahren läßt, nachdem er es vollständig ausgesogen.

Der Besitzer von Kronwinkel hatte Geschäfte der verwickelsten und peinlichsten Art. Bisher war sein und Irenens beträchtliches Vermögen vereint gewesen. Gute Wirthschaft trug ihre Früchte. Nun kam durch die Trennung die erste Bresche in Götzens Besitz. Er lebte toll und verbrauchte mehr baar Geld, als er aufzutreiben vermochte. Sein Kredit war sein Verderben, gleich einer Lawine brach die Schuldenmasse auf ihn herein.

Es sollte eine bedeutende Hypothek auf Kronwinkel aufgenommen werden.

Der Hausherr ging spazieren auf seinem Eigen, da, wo er früher frisch und und fröhlich gewaltet. Sein kundiges Auge entdeckte überall Zeichen beginnenden Verfalles. Manche Arbeit war unterlassen worden, die in dieser Zeit des Jahres hätte gethan sein sollen. Die guten Elemente im Haushalte sahen verdrossen drein; sie mieden Götz nnd klagten ihn an mit wortlosem Vorwurfe, die schlechten, in der allgemeinen Ordnung früher in Schranken gehaltenen, hoben nun frech die Häupter. Sie wagten jetzt, offen Beweise von Liederlichkeit zu geben, hatte ihnen doch das Haupt des Hauses selbst dazu das Beispiel gegeben.

Sogar in kleinen Dingen äußerte sich die Lösung der Bande. Thiere, an denen sich Irene und Götz oft erfreut, waren zu Grunde gegangen, verwildert. Hector hatte sich an den jungen Götz und Johann angeschlossen, er schnappte zornig nach des Schloßherrn ihn liebkosender Hand. Seine Kinder flohen Götz. Gleich einem Alp, gleich einem stets wachsendem Berge legte sich die Summe des Uebels ihm auf die Brust; sie abzuwälzen, mit vernünftigen Mittel zu bekämpfen, fehlte ihm die Kraft.

Niedergeschlagen kam er zu seinem Gaste zurück.

„Ich wollte, Branitz hätte nicht gesprochen," murmelte Götz dumpf vor sich hin.

Ein paar falsche, scharfe Augen schauten auf das zerstörte Gesicht des Schloßherrn, und eine glatte Zunge zählte viel Trostgründe auf. Einige Flaschen Sect unterstützten die Beredtsamkeit des Parasiten wunderbar.

Der treffliche Freund schlug auch Hülfe vor auf kurzem, bequemen Weg. Er kannte einen Geldverleiher, und dieser war bereit, gegen ein Wechselchen Götz aus aller Noth zu helfen. Dann wurde es unnöthig, sich in dem einsamen Kronwinkel aufzuhalten. „Das Leben ist zu kurz, um sich zu langweilen, zu grämen."

Der Rath schlug an; es verscheuchte Götz ein Etwas aus seiner sonst so glücklichen

Digitized by Google

Heimat. Der Schloßherr ritt mit seinem falschen Freunde davon. Er hatte sich zu heillosen Bedingungen verschrieben, aber sein Beutel war wieder voll, der Kopf nur mäßig schwer. Im Ganzen war Götzens Laune vortrefflich.

Der steil aufwärts führende Pfad zum Reichthum ist ein steiniger, dorniger, oben harrt süße Rast; der rasch abwärtsführende zum Ruin ist von Blumen und Sirenen umsäumt, unten gähnt der schwarze Abgrund.

Den Abend, als Kronwinkel wieder stille geworden, ging Johann an ein schweres Geschäft: er verfaßte seinen ersten Brief an Irene.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Büchertisch.

Der „Papst und das Concil" von Janus. Eine weiter ausgeführte, mit Quellennachweis versehene Neubearbeitung der in der A. Z. erschienenen Artikel: Das „Concil nnd die Civiltà." (Leipzig, Steinacker.)

** „Es ist ein merkwürdiges Volk, diese Deutschen," sagte die Times neulich mit taciteischem Tone — „wenn sie einmal aus ihren Wäldern hervorkommen, so machen sie Front gegen Rom, von Armin bis Luther", und knüpfte daran lobende Bemerkungen über Janus Werk, welches in rascher Folge diesseits und jenseits des Canals gewaltige Wellen aufwirft, und eine weit tiefere, so zu sagen, deutschere Wirkung verspricht, als Renans Werke. Janus Buch ist ins Englische, Französische und Italienische übersetzt worden, und wenn die Zeit auch kurz, wird diese deutsche That doch ihre reichen Früchte tragen. Die Wichtigkeit dieses großen Erfolgs zwingt auch uns, einen Blick auf dies Werk zu werfen; obgleich religiöse und politische Tendenzen unserem Blatte sonst fernliegen, würde es uns schlecht anstehen, einen Triumph deutscher Wissenschaft zu ignoriren. Diesmal hat München die Ehre, an der Spitze der Bewegung zu marschiren, und wer sich erinnert, daß Bayern seit Kaiser Ludwig noch eine alte Schuld an Rom heimzuzahlen hat, mag in der Gegenwart eine, wenn auch späte, doch unausbleibliche Sühne nicht verkennen. — Der Inhalt des wuchtigen Werkes, welches zuerst in der A. A. Z. erschien, dürfen wir in der Hauptsache wohl als bekannt voraussetzen. Obwohl mehrmals mit Emphase angekündigt wurde, daß namhafte Gelehrte den Auftrag erhalten, einen Anti-Janus zu schreiben, so ist bis jetzt nichts davon bekannt geworden, und es dürfte auch schwer, wenn nicht unmöglich sein, die Fülle historischer Thatsachen durch einfache Negation aus der Welt zu schaffen, oder die wissenschaftliche Ruhe und leidenschaftslose Klarheit der strengen Forschung mit nichtsbeweisenden Schmähreden zu entkräften. — Jene Forschungen entrollen in der That ein erschütterndes Gemälde systematischer Willkür und Fälschung — römischer Herrschsucht und germanischer Langmuth. Von Neuem läßt es uns in aller Frische empfinden, wie groß und weltbefreiend die That des sechszehnten Jahrhunderts war, und wie unabwendbar ähnliche Entscheidungen für die noch treu gebliebenen Länder und Völker heraufbeschworen werden, so lange Rom, wie jene Cavaliere, nichts vergessen und nichts lernen will. Den Mittelpunct des lehrreichen Werkes von Janus bildet die historische Revue päpstlicher Täuschungen und die critische Untersuchung ihrer Unfehlbarkeit in der Vergangenheit. Falls nämlich das Concil jene Meinung der Infallibilität zum Dogma erhebt, so beansprucht dieser Glaubenssatz auch Geltung bis in die fernsten Jahrhunderte rückwärts. Eine Wahrheit, die künftig geglaubt werden soll, muß auch von je eine Wahrheit gewesen sein. Im vorliegenden Fall also prätendirt das Dogma der Unfehlbarkeit nicht bloß, daß die künftigen päpstlichen Aussprüche ex cathedra unfehlbar sein werden, sondern daß auch alle früheren Päpste (Alexander VIII. so wenig, wie Johann XXII.) niemals geirrt haben, und kraft der Inspiration des heiligen Geistes niemals irren konnten. Diese Prätention ist durchaus keine neue und moderne Grille, sie reicht allerdings schon bis in die frühesten Zeiten zurück, und die falschen Isidorischen Decretalen, wie Gregor VII., bauten bereits auf alten Traditionen — wenn auch der eine Punct streitig blieb, ob das versammelte Concil über dem Papst stehe und als Gesammtkörper der christlichen Kirche

Digitized by Google

allein unfehlbar sei. — Wird nun aber an der Hand der Geschichte durch Thatsachen nachgewiesen, wie jene Begründung des Anspruchs auf frühere Decretalen lediglich nicht bloß durch willkürliche Interpolationen, sondern durch bewiesene Fälschungen ermöglicht wurde, so ist auch ein theologisch wissenschaftliches Präjudiz gegen das drohende Dogma überhaupt gegeben — ein Präjudiz, welches neben dem Veto der gesunden, freien Laienvernunft gegen so ungeheuerliche Ansprüche vielleicht die Kraft hat, auch die unfreien Geister der berathenden deutschen und französischen Theologen aufzurütteln und gegen die italienische Majorisirung zu bewaffnen. Mit vollem Recht ruft der Verfasser einer Recension des Werkes in einem französischen Blatt: „Wenn das Concil das Dogma beschließen sollte, so ist das geistiger Selbstmord." Keine Versammlung von Repräsentanten wird ihre eigene Abdication decretiren. Jahrhunderte lang hat die Competenz des Concils als eine höhere Instanz über den Päpsten gegolten, die es absetzen konnte und wiederholt abgesetzt hat, falls es nothwendig war. Wird die Unfehlbarkeit als Dogma decretirt, so sind alle künftigen Concilien widersinnig, und faßt das bevorstehende diesen Beschluß, so hat es seine eigene Auflösung entschieden. — Man könnte erwarten, daß Janus in seinem Buche irgendwie Conclusionen aus den Prämissen der Thatsachen ziehen würde. Er hat dies unterlassen, weil die Geschichte selbst jene Schlüsse durch Thatsachen gezogen hat. Aber die Wurzeln weltbekannter Ereignisse blosgelegt zu sehen, wirkt instructiver und vernichtender, als alle sogenannte Philosophie der Geschichte. — In extenso ist das Buch eine Geschichte der kirchlichen Degeneration selbst, obgleich es nur die Geschichte der einzelnen Fälschungen und ihrer Folgen zum Plan hat. Die Darstellung geht von den Zeugnissen der Kirchenväter über den Primat aus, und nach diesem steht mit historischer Evidenz fest, daß innerhalb der ersten sechs Jahrhunderte kein Document aufzufinden, welches von einem Vorzug Roms gegenüber den ökumenischen Synoden wissen will. Nirgends wird die Papstwürde als eine eigene Stufe der Hierarchie genannt, noch weniger ist etwa die Unfehlbarkeit postulirt. — Erst die großartige Erdichtung der Isidorischen Decretalen in der Mitte des neunten Jahrhunderts schuf die Basis für jene Ansprüche, die sich längst als bleibend eingenistet hatten, als die Fälschung nachgewiesen worden. Den Isidorischen folgten die Gregorianischen Fictionen und Fälschungen im eilften Jahrhundert, dann die neuen Erdichtungen der Dominicaner und des falschen Cyrill im dreizehnten Jahrhundert, endlich die jesuitischen Falsificate des Baronius und Bellarmin im sechszehnten Jahrhundert, welche so weit gingen, das Brevier dahin zu bereichern, daß es die Worte, die der Satan in der Versuchungsscene zum Herrn gesprochen: „Ich will Dir alle Reiche der Welt geben", nunmehr auf Christus übertrug, der sie zu Petrus gesprochen haben solle. Mit besonderer Ausführlichkeit ist die Geschichte der Kirchenspaltung im vierzehnten Jahrhundert, die Kämpfe der zwei und drei gleichzeitigen Päpste, welche jeder für sich Unfehlbarkeit beanspruchten, behandelt. Damals machten die Concile von Pisa (1409) und Constanz (1414) dem Wirrsal damit ein Ende, daß sie die widerspenstigen Päpste absetzten und einen neuen wählten. Dadurch hatten sie von Neuem ihre alte Obergewalt über den römischen Primat documentirt, leider gingen die Früchte verloren, da die deutschen Bischöfe durch die fremden majorisirt wurden, und die Papstwahl vor der Berathung der Reformen durchgesetzt wurde. Da die Theilung nach Nationen — wie sie auf dem Concil von Constanz durchging — verhängnißvoll wurde, und immer noch eine Warnung für die Zukunft enthält, ist auf dieses Capitel besonders hinzuweisen. — Mit Recht geht der Verfasser über die Streitigkeiten der Reformationszeit kurz hinweg, da diese außerhalb seines Themas liegen. Dagegen concentrirt er seine Aufmerksamkeit auf die Aeußerungen der despotischen Wortführer jener Zeit. „So oft in jener Zeit bei Colloquien und Conferenzen zwischen Protestanten und Katholiken der Einfluß des Papstthums auf die Kirche und die römische Verwaltung religiöser Dinge besprochen wurden, mußten die katholischen Wortführer erklären: Hier hört die Vertheidigung auf, hier sind wir überwunden, wir können die Dinge nicht läugnen und nicht beschönigen. So schon 1519 der Bischof Berthold von Chiemsee, so der Cardinal Contarini, so die Verfasser der römischen Denkschrift von 1538, der Abt Ludwig Blosius, die französischen und belgischen Theologen, Claudius d'Espense, Ruard Tapper, Gentian Hervet, Bischof Lindanus, Johann Hoffmeister. — Es gab

Digitized by Google

selbst Momente, wo sich die Päpste von ihren erprobtesten Dienern Dinge sagen lassen mußten, welche in gewöhnlichen Zeiten einen Inquisitionsproceß zur Folge gehabt hätten. Caspar Contarini, welchen Paul III. aus einem weltlichen Staatsmann in der Noth plötzlich zum Cardinal gemacht hatte, wagte dem Papste, dem Sinne nach, zu sagen, daß das ganze Papalsystem verkehrt und unchristlich sei. Luther, sagte er, habe wohl Grund gehabt, sein Buch von der babylonischen Gefangenschaft zu schreiben. „„Nichts dem Gesetze Christi, welches ein Gesetz der Freiheit ist, Widersprechenderes kann ersonnen werden, als dieses System, wonach die Christen dem Papst unterworfen sein sollen, welcher bloß nach eigenem Ermessen Gesetze machen, abrogiren und von denselben dispensiren kann. Eine größere Knechtschaft als diese hätte über das christliche Volk nicht verhängt werden können.““ — Solche Stimmen verhallten nun freilich wirkungslos: Paul III. war nicht gesonnen, auch nur um eines Haares Breite von seiner Willkürherrschaft abzutreten, und gegen einen Contarini gab es in Rom stets Hunderte von Torquemadas, Cajetans, Jacobazzis und Bellarmins. — Der Cardinal Anton Pucci sagte es offen vor der Versammlung von 1516: „„Rom, die römischen Prälaten und die von Rom täglich ausgesendeten Bischöfe, wir zusammen sind die Ursachen sovieler Irrthümer und Corruptionen in der Kirche; wenn wir unseren guten Ruf, welcher fast vollständig verloren gegangen, nicht wieder gewinnen, so ist Alles dahin.““ — Gleich die erste Rede, welche der Bischof Coriolano Martorano von San Marco bei Eröffnung des Concils hielt, erregte Erstaunen. Das Bild, das er von dem Charakter der italienischen Cardinäle und Bischöfe entwarf, von ihrer blutdürstigen Grausamkeit, ihrer Habgier, ihrem Hochmuth und der von ihnen angerichteten Kirchenverwüstung, war grauenerregend. Ein Ungenannter, der diese erste Sitzung in einem Briefe an einen Freund beschrieben hat, meinte: Luther selbst habe wohl nie schärfer geredet. Was er damals in Trient hörte, erzeugte in ihm die Vorstellung, daß die Synode zwar nicht die protestantische Lehre annehmen, aber energischer als die Lutheraner selbst gegen die päpstliche Tyrannei sich erheben werde. Wie sehr täuschte er sich in seiner Unkenntniß des italienischen Prälatenwesens! Denn diese haben noch stets die Selbständigkeitsbestrebungen des Concils untergraben. Das Bild, welches der Verfasser von dem Verlauf des bevorstehenden Concils entwirft, und zwar nach dem Programm der Civiltà, ist kein vertrauenerweckendes; aber wir hoffen, daß dieser Warnungsruf durch Europa nicht ungehört verhallen wird. Wenn wir schließlich einen Wunsch aussprechen dürfen, so wäre es der nach einem Anhang, in welchem der Wortlaut sämmtlicher heut zu Recht bestehender Concordate zwischen der Curie und den Staaten Europas mitgetheilt und in ihren Consequenzen critisch beleuchtet würde. Theilweise geschieht dies gelegentlich vor den Kammern der einzelnen Staaten, sowie in den politischen Zeitungen, aber es wäre sicher aus verschiedenen Gründen ersprießlich, einen Ueberblick der gesammten Staatsverträge zu haben, weil sich nirgends als in diesen die ganze Tragweite der römischen Macht übersehen läßt. Janus theilt nur hie und da einzelne Bruchstücke mit, die so interessant sind, daß man gerne alle kennen möchte, um das eigene Unheil neben dem allgemeinen einigermaßen gemildert zu fühlen — nach dem Virgilischen: „Solamen miseris, socios habuisse malorum“

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

Schauspiel:

⊙ Auch für diese Woche weiß Ihr Referent nichts Besseres zu thun, als ohne jegliche Nebenbemerkungen einfach die Namen der aufgeführten Stücke zu registriren. Die Intendanz hat Unglück, mehr Unglück, als selbst ihr verbissenster Gegner ihr wünschen möchte. Kaum hat Hr. Rüthling sich erholt und man gab sich der frohen Hoffnung hin, das lang unterbrochene Repertoire in der alten Würde wieder durchgeführt zu sehen, so trifft Frln. Ziegler der Unfall, bei einer Aufführung der „Drahomira“ das Fußgelenk sich zu verletzen, (was sie natürlich für so und so lange Zeit an jeglichem Auftreten hindert) und er wirft alle die schönen Pläne auf lange hinaus über den

Digitized by Google

Haufen. Unter den Aufführungen der Woche stehen Shakespare, Heyse, May, Wilbrandt, Scribe, Augustsohn und Feldmann, demnach eine ganze Reihe trefflicher Namen. Von Shakespeare: „Was Ihr wollt," in der Bearbeitung, die Hr. Jenke „getreu nach dem Original" nennt, und in welcher Frln. Jenke, obwohl die Rolle ihre unglücklichste ist, noch immer den „Sebastian" zu spielen gezwungen ist. Heyse war mit seinem „Colberg" vertreten, einer seiner besten Bühnendichtungen, deren Wiederholung gerade im Augenblick unseres politischen Kampfes nicht vom Uebel ist. Scribes „Gönnerschaften" sind vor Kurzem besprochen worden, Mays „Stammschloß" ist nicht allein seines einfachen Baus halber eines der wirkungsvollsten neueren Schauspiele, Wilbrandts „Unerreichbar" lehrt, daß ein geistreicher Dialog alles Skizzenhafte der Handlung versöhnt; es ist eine allerliebste kleine Dichtung, und die Rolle Frln. Jenkes darin, wie für diese Dame geschrieben. Augustsohns Machwerk ist beinahe jämmerlich, nur Hr. Christen vermag es noch zu halten; Feldmanns „Porträt der Geliebten" endlich wirkt, was es bezweckt, auf die Lachmuskeln, darum verzeiht man ihm die Unwahrscheinlichkeit. Hiemit wäre der Stoff erschöpft für diese Besprechung, und wir wünschen nur, daß uns die für gestern Dienstag versprochene Aufführung des „Hamlet" um so sicherer in den nächsten Tagen zu Theil werde*).

Concertbericht.

* Den Beginn unserer Concertsaison machte dießmal eine von den HH. Jean Becker, Masi, Chiostri und Hilpert am 30. October im Saale der k. Musikschule veranstaltete Quartett-Unterhaltung, welche in jeder Beziehung als eine Musterleistung ersten Ranges zu gelten hatte und demgemäß von der dichtgedrängten Zuhörerschaft mit reichstem Beifall aufgenommen wurde. Nahm das gefeierte „Florentiner Quartett" schon vor zwei Jahren in der Kunst des Vortrags eine sehr hohe Stufe ein, so erwies es sich dießmal als beim höchsten Ziele, bei fleckenloser Vollendung angelangt: denn Alles, was man von exactem Zusammenspiel, Verständniß, Geschmack und künstlerischer Belebung verlangen kann, findet sich so organisch vereinigt, daß jedes der drei zum Vortrag gebrachten Quartette vollkommen im Geiste des Tondichters und in unübertrefflicher Klarheit reproducirt erschien. Den Beginn machte Mozarts fünftes der sechs Jos. Haydn gewidmeten Quartette, das sogenannte „Paukenquartett" (A dur), den Schluß Beethovens Es dur-Quartett (op 74), in musikalischen Kreisen unter dem Namen „Harfen-Quartett" bekannt. Beide Werke sind den Freunden classischer Kammermusik längst geläufig geworden; neu hingegen war uns ein die zweite Nummer des Programms bildendes Quartett von Herbeck (F dur, op. 9.) Die Tondichtung fesselt wohl durch edle Intention, poetische Tiefe und eine Beherrschung des technischen Materials, woraus einzelne Stellen in wunderbarem Klangzauber emporblühen, allein anderseits muß auch zugegeben werden, daß das Ganze vielfach gesucht und schwülstig erscheint und in harmonischer Beziehung an Bizarrerieen krankt, für welche das Bestreben, um jeden Preis und überall geistreich zu sein, als intelligente Urheberin zu gelten hat. Ueberdies ist es ein gefährliches Experiment, Franz Schubert überschuberten zu wollen. So folgt man dem Werke wohl durchgehends mit Interesse, doch leider nur an einzelnen Stellen mit vollem Genusse. Zum Gelungensten gehört der allerdings mehr im Concert- als Quartett-Styl geschriebne Final-Satz „Allu zingarese" und ein Theil des dritten Satzes, zum Unerquicklichsten hingegen der Mittelsatz des Scherzos und vor Allem der mit schrullenhaften Künsteleien überbaute erste Satz.

Am 1. November folgte unter der Leitung des Hrn. Hofkapellmeisters Franz Wüllner das erste Concert der musikalischen Akademie; es fand — wie dieß bei dem glücklich zusammengestellten Programm nicht anders zu erwarten war, —

*) Von einem Operubericht glaubten wir dießmal absehen zu müssen, da das Opernrepertoire der abgelaufenen acht Tage nur in einer Wiederholung des „Waffenschmied" (am 28.) und einer des Gounod'schen „Faust" (am 31.) bestand. D. Red.

Digitized by Google

vor einem äußerst zahlreichen Auditorium statt und wurde mit ebenso großem als wohlverdienten Beifall aufgenommen. Den Beginn machte die Ouverture zum „Mährchen von der schönen Melusine," unter Mendelssohnes Concert-Ouverturen unstreitig eine der poesiereichsten und dramatisch lebendigsten; der Tondichter konnte deßhalb mit gutem Grunde i. J. 1836 von Leipzig an seine Schwester, Franz Hensel, schreiben: „Von der Melusine meinen manche Leute hier, sie sei meine beste Ouverture; jedenfalls ist sie die innerlichste." Die Entstehungsgeschichte des Werkes erzählt Mendelssohn, in einem 1834, gleichfalls an Fanny Hensel geschriebnen Briefe, einem seiner lustigsten, folgendermaßen:

„Ich habe diese Ouverture zu einer Oper von Conradin Kreutzer geschrieben*), welche ich voriges Jahr um diese Zeit im Königsstädter Theater hörte. — Die Ouverture (nämlich die von Kreutzer,) wurde da capo verlangt und mißfiel mir ganz apart; nachher auch die ganze Oper, aber die Hähnel**) nicht, sondern die war sehr liebenswürdig, und namentlich in einer Scene, wo sie sich als Hecht präsentirt und sich die Haare macht, da bekam ich Lust, auch eine Ouverture zu machen, die die Leute nicht da capo riefen, die es mehr inwendig hätte, und was mir am sujet gefiel, nahm ich (und das trifft auch gerade mit dem Mährchen zusammen) und kurz die Ouverture kam auf die Welt, und das ist ihre Familiengeschichte." —

Die nächstfolgende Instrumental-Composition war die von Mozart im Juli 1785 componirte „maurerische Trauermusik." Vor derselben sang Frln. Virginia Gung'l die Arie „Dulde, schweige mein Herz" aus Franz Lachners „Katharina Cornaro" und nach derselben ein Lied von Rheinberger („Ingeborgs Klage" aus der Frithjofs-Sage) und eines von Schumann (aus Goethes westöstlichem Divan). Die junge Sängerin, deren theatralisches Debut (als „Senta") noch in bestem Andenken steht, bewährte auch dießmal ihr schönes Talent durch correcten und geschmackvollen Vortrag und wurde durch aufmunternden Beifall ausgezeichnet. Den Schluß der ersten Abtheilung bildete Gades „Frühlingsphantasie" für Sopran, Alt, Tenor und Baß, Pianoforte und Orchester, ein reizendes Stimmungsbild voll Grazie und elegischer Zartheit. Die Singstimmen wurden von den Damen Gung'l und Ritter und den HH. Heinrich und Fischer vorgetragen, der Clavierpart von Hrn. Bärmann jun.

Die zweite Abtheilung des Concerts füllte in meisterhafter Ausführung Beethovens „Eroica." Ueber diese populärste aller Symphonieen sich eingehender verbreiten zu wollen, würde höchst überflüssig sein. Nur die Mittheilung einer vielleicht wenig bekannten, sehr einfachen, aber höchst lehrreichen Thatsache kann ich mir nicht versagen. Sie findet sich in dem 1865 erschienenen, äußerst fleißig gearbeiteten Werke „Chronologisches Verzeichniß der Werke Beethovens" von A. W. Thayer: als nämlich das im Nachlaß des Meisters befindliche Handexemplar der herrlichen Symphonie, welches überdieß mancherlei von Beethoven eigenhändig geschriebene Notizen enthält, im November 1827 zur Versteigerung kam, wurde das auf drei Gulden geschätzte Manuscript um drei Gulden und — zehn Kreuzer verkauft. — —

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Berlin. Gounods „Romeo und Julie" wird nun in Scene gehen, und zwar soll Frau Mallinger die Rolle der Julia übernommen haben. Die Oper „Mignon" soll schon im Laufe des nächsten Monats im k. Opernhause gegeben werden. Die Oper ist mit den besten Kräften besetzt, und zwar singt Frau Lucca die Mignon, Frl. Grossi die Philine, Hr. Woworsky den Wilhelm Meister, Hr. Betz den Harfner, Hr. Salomon den Laertes. Ganz neue Decorationen und ein neu arrangirtes Ballet werden der Novität auch den nöthigen äußeren Glanz verleihen. — An der k. Oper ist Fräulein Anna v. Asten, eine junge Wienerin, engagirt

*) Kreutzers „Melusine," romantische Oper in 3 Acten.
**) Amalie Hähnel, eine damals in Berlin gefeierte dramatische Sängerin.

Digitized by Google

und wird als Anna in Nicolais „Lustigen Weibern“ debütiren. Die junge Sängerin ist eine Schülerin der Frau Viardot-Garcia. — Frau Harriers-Wippern hat die Bühne verlassen und tritt in Pension.

Berlin. Dem k. Concertmeister und Violoncell-Virtuosen Herrn Jules de Swert ist von dem Impresario Strakosch ein Concert-Engagement nach Amerika auf die Dauer eines Jahres für die Summe von 50,000 Frs. offerirt worden, doch ist es der General-Intendanz gelungen, den bedeutenden Künstler unserer Hofkapelle zu erhalten.

Berlin. Unter der Leitung des Herrn Mohr hat sich ein Concertverein für Vocalmusik in Berlin gebildet, der es sich zur Aufgabe gemacht, in einem Cyclus von Concerten dem Publicum namentlich seltener gehörte Werke in Cantatenform vorzuführen. „Erlkönigs Tochter“ von Gade, „Schön Ellen“ von Bruch, „Wassernecк“ von Wuerst, „Taucher“ von Schubert sollen zur Aufführung kommen. Das erste Concert fand am 17. d. statt. Die Chöre waren trefflich einstudirt und zeugten von der Thätigkeit seines Dirigenten. Außer einigen Liedern wurde noch eine Sonate von Kiel vorgetragen.

Bremen. Der neue Concertsaal wird Anfang November eröffnet; derselbe enthält Raum für 300 Ausführende und 1000 sitzende Zuhörer.

Darmstadt. Am 7. November feiert das neuerbaute großh. Hoftheater sein 50jähriges Jubiläum. Die Hoftheater-Direktion hat sich die Aufgabe gestellt, diese Feier nächsthin am 7., 8. und 9. November in würdigster Weise durch drei Festvorstellungen zu begehen, welche zugleich die Leistungsfähigkeit der gegenwärtigen Kunstkräfte und Kunstmittel darlegen sollen. Zur Aufführung am 7. ist Spontinis „Ferdinand Cortez“ bestimmt, dieselbe Oper, mit welcher die Vorstellungen im neuen Kunsttempel vor 50 Jahren begannen. Der zweite Abend gehört dem Drama und seinem unsterblichen Meister Schiller. Der dritte Abend endlich soll durch Aufführung der Oper „Jessonda“ von Spohr vertreten werden.

Kassel. Die Hoftheater-Intendanz hat Mozarts „Così fan tutte“ dem Repertoir wieder einverleibt. Kapellmeister Reiß hatte die Oper mit großer Umsicht einstudirt, und von den Mitwirkenden zeichnete sich besonders die Sängerin Frln Archer als „Dorabella“ ehrenvoll aus. Das Publicum nahm die Vorstellung sehr günstig auf, doch konnte dieselbe noch nicht wiederholt werden, da Frau Soltans, die Trägerin der zweiten weiblichen Hauptrolle, aus Gesundheitsrücksichten auf sechs Monate beurlaubt wurde, und die Coloraturſängerin Frln. Meißner die Partie neu studiren muß.

London. Auf dem Kensal-green-Kirchhof wurde vergangene Woche ein einfaches Denkmal des Dichters Leigh Hunt (geb. 1784, gest. 1859) eingeweiht. Die bekannteste und beste der Dichtungen Hunts, der seiner Zeit mit Gründung des „Examiner“ den Radicalismus in der Presse am geistreichsten einführte, ist die „story of Rimini“; auch als Literarhistoriker und Biograph ist Hunt von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Namentlich seine Mittheilungen über Byron haben viel Staub aufgeworfen.

X. Mannheim 27. Okt. In den letzten Wochen sang wiederholt in den musikalischen Matinées der Frau Viardot in Baden, unter großer Auszeichnung vor anwesenden hohen Herrschaften, eine junge Künstlerin, deren hervorragende Begabung bei vortrefflicher künstlerischer Ausbildung in ihrem deutschen Vaterlande noch viel zu wenig bekannt ist, Fräulein Natalie Carola, unter welchem Namen sie in die Kunstwelt eintrat. Sie ist eine Schülerin von Frau Viardot-Garcia, und in den zwei letzten Jahren bereits in London durch ihre Mitwirkung in den großen Oratorien-Concerten zu ungewöhnlicher Anerkennung gelangt, indem alle bedeutenden Blätter daselbst sie als eine Künstlerin ersten Ranges begrüßt haben. Sie sang nun, einer an sie gerichteten Einladung folgend, auch in einer musikalischen Akademie, welche am 26. d. in Mannheim stattfand. Dem ihr voran gegangenen Rufe gemäß bewährte sich Fräulein Carola auch dahier als eine mit prächtigen Stimmmitteln begabte, von Gefühl und seltenem Verständniß gehobene Sängerin, in technischer Beziehung würdig ihrer berühmten Lehrerin. Ihr Ton ist voll und dennoch weich, in allen Lagen gleichmäßig. Ihre Stimme trägt den ächten Sopranstempel; obwohl sehr klangreich in der Tiefe, steigt sie leicht und sicher zu bedeutender Höhe. Ihren ansehnlichen Ruf hat Fräulein Carola vorzugsweise im Oratoriengesange sich erworben, nach welcher Richtung hin ihr Vortrag und ihre Deklamation voll Schwung und gemessener Schönheit sind. Aber ebenso vortrefflich faßt sie das Lied, zunächst das deutsche, auf. — Ihre Verpflichtungen rufen sie schon in nächster Zeit wieder nach England. Es wäre zu wünschen, daß, wenn sie im künftigen Jahre in ihre deutsche Heimat zurückkehrt, auch daselbst Gelegenheit geboten würde, ein so schönes Talent in weiteren Kreisen kennen zu lernen.

New-York. Die Journalistik wird sich für eine Aufführung interessiren, die in Brooklyn im November bevorsteht. Ein Redacteur der großen Zeitung „New-York Tribune,“ Mr. E. B. Moore, hat die Musik zu einem Operntext gesetzt, den ein anderer Journalist, Mr. Edward de Nyse, von der Zeitung „Telegram“ gedichtet hat. Die Oper nennt sich

Digitized by Google

„Mootka oder die Indianerhexe." — Die hiesige französische Operngesellschaft hat schlechte Geschäfte gemacht, und mußte eine Benefizvorstellung der „Lucia von Lammermoor" veranstalten, um nur das Reisegeld zur Heimreise zu erschwingen. Die Kräfte waren an sich gut. Das Publicum wollte aber einmal nichts von dieser Oper wissen.

Paris. Die Winterſaison verspricht sehr lebhaft zu werden, da schon der September eine Vermehrung der Theatereinnahmen um eine halbe Million Franken aufzuweisen hatte. Die Monatseinnahme beträgt 1,519,516 Fr. 85. Cent.

Paris. Die Orchester-Concerte in der Opéra mit Litolff werden kaum vor dem zweiten Sonntag des Monats November beginnen. Es sind für dieses neue Unternehmen vorläufig 100 Musiker engagirt. Pariser Chorgesellschaften werden sich in großer Anzahl an den Ausführungen von Meisterwerken, wie der neunten Symphonie Beethovens betheiligen. — Indessen macht Pasdeloup in seinen Concerts populaires des Cirque Napoléon wenig Anstrengungen, die herannahende Concurrenz zu paralysiren. Das erste Concert am vorigen Sonntag war in der Ausführung ziemlich matt und farblos, was namentlich von Beethovens C moll-Symphonie gilt. Zur Wiederholung verlangt wurde Lachners Gavotte, wie überhaupt solche spirituelle Naschwerke dem Geschmack der Franzosen am besten zu munden scheinen und im Allgemeinen besser interpretirt werden.

Paris. Bercouſins „Matrone von Ephesus", die im Gymnase gegeben wurde, folgt der alten, von Petronius überlieferten Erzählung nur theilweise. Das Stück ist unterhaltend, theilweise burlesk und mit Moral nicht allzustark beschwert. Cratinus hat eine junge Frau, in deren Treue er das größte Vertrauen setzt, da sie geschworen hat, ihm ins Grab folgen zu wollen. Seine Freunde, die nicht so glücklich wie er verheirathet sind, lachen über seine Zuversicht und bereden ihn zu einer gefährlichen Prüfung. Er läßt sich also für todt ausgeben und wird von seiner Frau lebhaft betrauert. Ins Grab folgt sie ihm übrigens nicht und nimmt die Tröstungen ihres Vetters Cleon, eines jungen Stutzers, mit so empfänglichem Herzen auf, daß Cratinus es für räthlich hält, von den Todten zu erwachen und den Tröster zu verjagen. Der Friede seiner Ehe wird übrigens nicht gestört, da seine Frau ihm einredet, daß sie sein Spiel durchschaut und ihm zur Strafe eine kleine Unruhe verschafft habe. (Europa.)

Wien. Das Engagement des Herrn v. Labatt mit dem Hofoperntheater ist nunmehr definitiv abgeschlossen worden; der Sänger ist auf drei Jahre mit einer Gage von 15,000 fl. jährlich engagirt worden. — Außer dem „Prophet" und Glucks „Armida" sollen in der nächsten Zeit der „Freischütz", „Tannhäuser" und „Iphigenia" zur Aufführung gelangen. Die „Afrikanerin" geht, sobald der Stapellauf des Dreimasters von der Schiffswerfte des neuen Hauses erfolgen kann, in Scene. Auch der „Fliegende Holländer" ist noch heuer in Aussicht genommen, und von den „Meistersingern" hält Hofkapellmeister Herbeck sehr fleißig die Proben ab.

Wien. Mosenthals „Isabella Orsini" beschritt am 18. Oktober die Bretter der Hofburg. Gegen die Handlung ergeben sich manche Ausstellungen, sie werden jedoch durch die geschickte Mache, die scharfe Zeichnung der Charaktere und besonders durch die Kunst des Dichters, die Zuschauer in steter Spannung zu erhalten, verdeckt. Der Erfolg der ersten Vorstellung war ein glänzender. — Bauernfeld hat sein Schauspiel „Landfrieden" umgearbeitet und dem Burgtheater wieder eingereicht. Laubes „Demetrius" wird eine der nächsten Neuigkeiten sein. Dem Carltheater ist ein Lustspiel „Pater Hyancinthe" eingereicht worden. Dorns Zeitgemälde „Arbeit und Börse" wird Ende November im Josephstädter Theater zur Darstellung gelangen. Von demselben Theater werden als Neuigkeiten angemeldet: „Ein boshafter Kerl" von Fritz Mai, eine dreiaktige Oper „Expreß Nr. 97" von Karl Berger, ein einaktiges historisches Genrebild „Kaiser Joseph und Mariandl" von O. F. Cirisch und eine dreiaktige Posse „Gevatter Handschuhmacher". Neu war ein Lebensbild „Comptoir und Ballet" von Bernstein, dessen sehr günstige Aufnahme von Seiten des Publikums nach den Aeußerungen der Wiener Kritik eine gerechtfertigte war, da dieses Volksstück natürliche Situationen, gutgezeichnete Charaktere und eine gebildete Sprache hat. (Europa.)

Wien. Das an der Lothringerstraße neu erbaute Musikvereinsgebäude naht seiner Vollendung. Dieses in griechischer Renaissance hergestellte Prachtgebäude ist eine von den Zierden des neuen Wien. Von den Cassen und Garderoben am Eingange beim Hauptportale, die gegen jeden Luftzug geschützt sind, führen bequeme, breite Treppen zu den Sälen hinan, deren Plafonds bereits fertig und von überraschender Schönheit sind. Im großen Saale, zu dem man von einem Plateau, das eine Totalübersicht gewährt, über einige Stufen hinab gelangt, und der an Ausdehnung der Räumlichkeiten mit dem Redoutensaale wetteifert, sind die Bildnisse von Apollo und den neun Musen, je neun Schuh hoch, von Eisenmenger, einem Schüler Rahls, gemalt, auf den reich dekorirten Plafond bereits aufgezogen; umgeben sind diese Bildnisse

Digitized by Google

von sechzehn Amoretten, welche die Attribute der Götter tragen. Beleuchtet wird der Saal mit Oberlicht. Unter diesen Fenstern zieht sich am Gesimse ein System von Gasflammen hin, durch welche der Plafond beleuchtet wird, von welchem aus acht Sonnenbrenner ihr Licht in den Saal strahlen lassen, dessen Wände, in Roth und Gold gemalt, mit den Büsten der berühmtesten Compositeure geschmückt sind. Im Laufe der nächsten Woche werden die Galerien dieses Saales mit den Brüstungen umgeben; die Logen erhalten plastisch dekorirte Fontispicen. Die Säulen werden in Verde antico gemalt. An den Galerie-Brüstungen werden Karyatiden aufgestellt, welche reich vergoldete Candelaber tragen. Dieser Saal ist glänzend ausgestattet wie ein verwirklichtes Phantasiegebilde. Der kleine Saal ist in Weiß, Grün und Gold gehalten; die Wände werden in Grün und Goldfarbe gemalt. Hermen erscheinen hier als Candelaberträger. Dieser Saal kann für die Zöglinge des Conservatoriums als Opernbühne und Zuschauerraum hergerichtet werden. Die Säle des Musikvereins werden im nächsten Fasching schon zu Elite-Bällen benutzt werden; wahrscheinlich werden dieselben mit dem „Concordia"-Balle eröffnet werden; der große Saal dient für die Tänzer, der anstoßende kleine Saal für das Buffet, die anderen Localitäten können als Spiel- und Rauchzimmer eingerichtet und verwendet werden.

Wien. Makarts Romeo und Julie ist vom Kaiser von Oesterreich für seine Privat-Galerie angekauft worden. Das Publikum wird jedoch in der Lage sein, über die neue Arbeit des genialen Coloristen ein Urtheil fällen zu können, da sie im Monat November im Künstlerhause ausgestellt werden soll.

Vermischtes.

Die Verfasserin des trefflichen Werkes „Ueber die Frauen im Orient" („Les femmes en Orient"), Madame Dora d'Istria, hat jetzt, und zwar ebenfalls in französischer Sprache, ein die „Frauen der romanischen und germanischen Welt" darstellendes Werk unter dem Titel „Des femmes par une femme" in zwei Bänden erscheinen lassen (Paris, Bruxelles et Leipzig, Lacroix Verboekhoven), dessen Inhalt sie im Laufe des letzten Jahres bereits in englischer Sprache im „Victoria Magazine" publicirt hatte. Die polyglotte Verfasserin, die in allen Culturſprachen und außerdem auch in ihren beiden Muttersprachen, dem Rumänischen und Neugriechischen, zu schreiben versteht, besitzt, wie keine andere Frau, die Mittel, die Eigenthümlichkeiten fremder Nationalitäten zu verstehen und darzustellen, und meistens — d. h. mit einigen Ausnahmen — ist ihr auch die Charakteristrung der Frauen im Occident ebenso gelungen, wie früher die der Frauen des Orients. Der den romanischen Frauen gewidmete erste Band des Werkes wirft zunächst einen historischen Rückblick auf die Frauenzustände des Mittelalters, der der Reformationszeit in Deutschland und der Zeit der Renaissance in Italien und Frankreich, worauf die Französinnen des ancien régime, der Revolution, der Restauration, der Zeit Ludwig Philipps und des zweiten Kaiserreichs geschildert werden. Die socialen, die kirchlichen und die Arbeiter-Zustände der Frauen in Frankreich werden mit besonderer Ausführlichkeit und mit Scharfsinn dargestellt. Es schließen sich daran Charakteristiken der Italienierinnen, der Spanierinnen und der Portugiesinnen. Der ebenso umfassende zweite Band des Werkes behandelt: „La société germanique", und zwar im ersten Capitel „die deutschen Frauen von der Reformationszeit bis zum neunzehnten Jahrhundert". Die folgenden drei Abschnitte sind überschrieben: „Mitteldeutschland, die Sächsinnen"; „Norddeutschland, die Preußinnen"; „Süddeutschland, die Oesterreicherinnen". Daran schließen sich die Skandinavinnen, die Anlgosachsinnen in England und Amerika, die Schweizerinnen, die Niederländerinnen, die Jüdinnen in den germanischen und romanischen Culturländern, und endlich die Zigeunerinnen in Europa. Man ersieht schon aus dieser Inhaltsangabe, wie umfassend die Aufgabe ist, die sich die Verfasserin gestellt, und zu deren Lösung sie in der That außerordentliche Studien gemacht hat. (M. f. L. d. A.)

Es steht eine neue Biographie des ebenso sehr durch seine Werke als durch seine intime Freundschaft mit Lord Byron berühmten Dichters Percy Bysshe Shelley in Aussicht; dieselbe wird von M. Rosetti geschrieben sein und zwei Bände enthalten. Ebenso wird augenblicklich eine neue Ausgabe der Werke Shelleys veranstaltet, welche mehreres bisher Ungedrucktes bringen soll, namentlich große Bruchstücke aus einer „tragedy of Charles the First".

Im Verlage von Wilh. Müller in Berlin wird gegen Ende dieses Jahres eine Selbst-Biographie des genialen Balladen-Componisten Dr. Carl Löwe mit dessen von einem Hildebrandschen Oelbilde abgenommenen photographischen Porträt erscheinen. Dieselbe enthält eine Schilderung seiner Jugend, der Studienzeit in Halle, Entwicklung seines Talents ꝛc., endlich eine Reihe von Briefen aus seiner späteren Zeit. Die Redaktion des gesammten Materials ist dem durch seine Bach-Biographie bekannten Herrn C. H. Bitter von der Familie übertragen, von welchem Autor demnächst auch eine Geschichte des Oratoriums in 2 Bänden in demselben Verlage erscheint.

Digitized by Google

„Schauffert und kein Ende“ betitelt sich eine Abkanzelung, welche die „N. Fr. Pr.“ dem Dichter Hippolyt Schauffert, k. bayer. Gerichtsbeamten aus Germersheim und seit mehreren Monaten in Wien lebend, widmet. Die Zeitung rügt zunächst, daß von Schauferts „Belagerung von Wien“ mindestens jeden Monat einmal gemeldet werde, „sie werde demnächst zur Aufführung kommen“, und daß das Stück, um in die Reclame Abwechslung zu bringen, bald bei jenem ursprünglichen Namen genannt werde und bald als „Bäckertoni von Wien“ oder als „1683“ erscheine. Dieses dreinamige Stück ist nicht das einzige, von dem die Blätter zu berichten haben. Sehr verschiedene Male hatte die „Europa“ in ihrer Chronik Titel von Neuigkeiten zu registriren, die Herr Schauffert vorbereite oder fertig zur Verschickung bereit halte. Die „N. Fr. Pr.“ führt die Früchte, die der Schauffertsche Dichterbaum gespendet hat, noch nicht vollständig an, wenn sie die folgenden nennt: „Ein seltsamer Prinz“, „Actuar Lachmanns Hochzeitreise“, „Der Geisbock von Lamprecht“, „Paganinis Brautfahrt“, „Ein Kuß zur rechten Zeit“, „Prinz Amadeus“, „Verwechselte Annoncen“, „Mußestunden des Ministers“, „Die kaiserliche Einquartierung“, „Schlaflose Erben“ und „Die Belagerung von Wien“. Diese Schreibseligkeit hat Herrn Schauffert nur geschadet, keines dieser Stücke hat irgendwo Annahme gefunden. Zu starkes Angebot schreckt die Nachfrage ab.

Ueber das soeben erschienene Schauspiel „Canossa“ sagt der Theater-Moniteur: Der anonyme Verfasser von „Canossa, historisches Schauspiel in 5 Akten“, auf dem literarischen Gebiete bereits vortheilhaft bekannt, übergibt den Bühnen ein jedenfalls höchst effektvolles Schauspiel, welches ohne Zweifel über die deutschen Bühnen gehen wird, da es mit dichterischer Kraft und Bühnenkenntniß eine brennende Zeitfrage behandelt: Kampf zwischen Kirche und Staat. Dieser Kampf ist hier in gewaltiger Weise geschildert; das Papstthum mit seinen Fehlern und Vorzügen, in seiner starren Unbeugsamkeit und dem Grundsatze: „Der Zweck heiligt die Mittel!“ Die zwei Repräsentanten der Kirche: der päpstliche Legat Gebhard und der Bischof Dietrich sind zwei hervorragende Charakterrollen. Der Conflict zwischen Heinrich IV. und dessen Sohn Heinrich V. ist mit großer dramatischen Wahrheit geschildert und auf der Bühne des bedeutenden Erfolges sicher.

In Kalocsa (Ungarn) läßt Erzbischof Hajnald Nachgrabungen nach den Ueberresten der alten, im Jahre 1000 erbauten, 1692 während der Haidukenwirren zerstörten Domkirche anstellen. Der bekannte Archäolog Henßlmann leitet die Arbeiten. Schon ist man auf der östlichen Seite auf alte Fundamente gestoßen, in welchen sich klafterlange und breite gemeißelte Steine befinden, die Henßlmann für Unica in ihrer Art erklärt. Dr. Henßlmann hat dem germanischen Museum hierüber folgende schriftliche Mittheilung gemacht: „Ich habe vier Wochen hindurch eine Ausgrabung in größerem Maßstabe geleitet und in dieser zwei Kirchenfundamente in Kalocsa aufgedeckt: das eine gehört einer Kirche aus der Zeit des hl. Stephan und besteht aus bloßem Bruchstein; das Gebäude war sehr klein, keine 30′ im Lichten, jedoch mit enormen Thürmen im Westen und vortrefflichen, sehr großen Ziegeln. Das andere ist ein Bau vom Anfang des 13. Jahrhunderts. Prachtvolle Anordnung, Material und präcise Bearbeitung desselben, wie sonst nirgends um diese Zeit in Ungarn, zeichnen diese zweite Kathedrale aus; sie ist nicht auf das Fundament der ersten gesetzt, da diese fehlerhaft orientirt war; dagegen erhebt sich die moderne Kathedrale auf den Mauern jener des 13. Jahrhunderts. Höchst merkwürdig ist, daß letztere kein Werk der deutschen, sondern der französischen Schule war, sowohl in ihren fünf Strahlenkapellen, als auch in der Angabe des Meisters, dessen Name auf einer Grabschrift vorkommt: MARTINVS RAVESVS LAPICIDA IACET HIC. Die Familie Ravése existirt noch heutzutage in Frankreich.“

(Eine wortgetreue Uebersetzung.) Das berüchtigte französische „Monsieur le Domchor“ für das Institut des Berliner Domchors, findet ein Pendant in der berühmten Biographie universelle des musiciens des Hrn. Fétis, wo unser guter alter „Kyffhäuser“ mit „la querelle domestique“ übersetzt ist, wahrscheinlich weil der gelehrte Herr Redakteur der Meinung war, Kyff sei das Substantiv für „keifen“ und häuser das Adjectiv von „Haus“. So zu lesen im 2. Bande auf Seite 342 der Biogr. univ. des mus. (In demselben Werke findet sich u. A. auch die von Süßmaier componirte Oper „Der Wildfang“ mit „la classe“ übersetzt. D. Red.)

(Japanische Contremarken.) Auch in den Theatern Japans werden an die Theater-Besucher, welche das Haus während der Vorstellung verlassen, Contremarken ausgegeben, d. h. sie bekommen den Theaterstempel in blauer Farbe auf die Hand gedrückt.

(Ausgrabungen in Kleinasien.) Eine große und höchst interessante Sammlung von Alterthümern ist am Bord des englischen Kriegsschiffes „Antilope“ nach England unterwegs. Die Sachen stammen von verschiedenen Fundstellen, an denen Pullan, Wood und Dennis auf Kosten der Londoner Gesellschaft von Kunstfreunden Nachgrabungen veranstalteten. In den Grabhügeln am See Gyges, nahe bei Sardes, entdeckte man sehr alte Töpfergeschirre und bei Smyrna einen merkwürdigen archaischen Kopf von kolossaler Größe.

Digitized by Google

An den Magistrat der Stadt Ansbach war vor einigen Tagen ein Schreiben des Ritters Maria Landolina Interlandi zu Syrakus, in dessen Garten bekanntlich die Asche Platens ruht, gelangt, in welchem zur Kenntniß gebracht wird, daß das neue Monument des Dichters an dessen Geburtstag, dem 24. Oktober, sohin am heutigen Tage, auf dessen Grabstätte zu Syrakus werde gesetzt werden. Zugleich erhielt der Herr Bürgermeister von Ansbach die Einladung zur Theilnahme an dieser Feier. Der Herr Bürgermeister hat für diese ehrenvolle Einladung herzlich gedankt und zugleich sein Bedauern ausgesprochen, daß es ihm wegen Kürze der Zeit — das Schreiben war erst vor wenigen Tagen in Ansbach eingetroffen — sowie wegen unverschiebbarer Berufsgeschäfte nicht möglich sei, an der Feier theilzunehmen, „doch werden er und seine Mitbürger in Gedanken am 24. Oktober um so lebhafter und dankbarer jener Stätte zugewendet sein, wo in fernem Lande eine erlauchte Familie in so ausgezeichneter Weise unsern großen Dichter im Leben ehrte und noch im Tode feiert. Das neue Monument für den Dichter werde auch ein Monument für die Pietät des edlen Geschlechts der Interlandi sein und werden." (Allg. Z.)

(Jahresbericht des Karltheaters.) Direktor Ascher hat einen Rückblick auf die Thätigkeit seiner Bühne vom 1. September 1868 bis zum 31. August 1869 veröffentlicht. Geschlossen war das Theater fünf Mal, und es wurde somit an 360 Abenden gespielt. An verschiedenen Stücken kamen 153 mit zusammen 255 Akten zur Aufführung. Diese Stücke vertheilten sich so: 10 Schauspiele, 46 Lustspiele, 47 Possen, 22 Schwänke, 3 Opern, 23 Operetten und Liederspiele, 2 Divertissements. Zur Vorbereitung der Vorstellungen wurden 63 Lese- und 468 Theaterproben abgehalten. Zum ersten Male wurden 41 Stücke mit zusammen 67 Akten aufgeführt. Neu einstudirt wurden 42 Stücke mit zusammen 81 Akten. Gäste traten, wenn wir von den Wohlthätigkeits-Vorstellungen der Mitglieder des Burgtheaters absehen, nur zehn auf, sieben Herren und drei Damen.

Die „Quarterly Review" erscheint auf dem Kampfplatz in der jetzt nur pausenweise noch am Leben erhaltenen Byron-Controverse. Sie sagt u. A.: „Sollen wir uns Rousseaus weniger freuen, weil er seine unehelichen Kinder in das Findelhaus geschickt? Sollen wir Alfieri nicht lesen, weil er eine Liaison mit Lady Ligonier gehabt?" — Nicht ohne Werth ist der Abdruck einiger Briefe der Lady Byron an Mrs Leigh, Byrons Halbschwester, weil diese Briefe „von viel späterem Datum", als dasjenige, an welchem Lady Byron nach der Angabe der Frau Stowe von der Blutschande ihres Gatten Kenntniß gehabt. Diese Briefe athmen die achtungsvollste Zärtlichkeit und wären ganz unerklärlich, wenn im Herzen der Schreiberin auch nur der leiseste Argwohn in der bezeichneten Richtung gewohnt hätte. In einem Briefe vom 16. Januar 1816 spricht Lady Byron ihr Bedauern über Abreise der Mrs. Leigh aus und sagt: „Ich bin die Wahrheit selber, wenn ich sage, daß in jeder Lage, welche sie auch sei, es Niemand in der Welt giebt, deren Gesellschaft mir theurer wäre und mich glücklicher machen könnte. Diese Gefühle werden sich unter keinen Umständen ändern, und es würde mir Gram verursachen, wenn Sie dieselben verkennen sollten." In einem andern Briefe nennt sie sie ihre „liebste Augusta", ihre „beste Trösterin", und in einem dritten sagt sie: „Soll ich Ihre Schwester sein? Ich habe kaum mehr ein Recht dazu, aber dies macht keinen Unterschied in den Gefühlen." Jener Brief bezog sich schon auf das damals gespannte Verhältniß unter den getrennt lebenden Ehegatten. In einem Briefe vom 25. Januar 1816 schreibt Lady Byron an Mrs Leigh: „Auf Wunsch Ihres Bruders haben Sie mich zu fragen, ob mein Vater mit meiner Zustimmung die Trennung vorgeschlagen habe? Ja! — Man kann mir in meiner jetzigen peinlichen Lage nicht zumuthen, die Gründe auseinanderlich auszugeben, welche jenen Schritt nicht nur rechtfertigen, sondern mir sogar aufzwingen. Es kann nie mein Wunsch sein, „unnöthiger Weise" jene Kränkungen nur ins Gedächtniß zurückzurufen, derentwegen ich dennoch keinen Groll empfinde. Ich will nur Lord Byron an seinen eingestandenen und unüberwindlichen Widerwillen gegen den Ehestand und an den von Anfang an seinerseits ausgesprochenen Wunsch und Entschluß erinnern, sich von jener Knechtschaft zu befreien, die er so unerträglich findet, obgleich er ehrlich zugesteht, daß auf meiner Seite keine Pflicht versäumt und kein Mangel an Zuneigung vorhanden gewesen. Er hat es mir zu sehr zur schmerzlichen Ueberzeugung gemacht, daß alle diese Bestrebungen, ihn glücklich zu machen, vollständig nunütz und ihm sogar höchst unwillkommen gewesen. Die Ihrige in größter Liebe. A. L. Byron." — Wenige Tage darauf bittet Lady Byron Mrs. Leigh, ihrem Bruder den obigen Brief nicht vorzuenthalten. „Sie werden später meiner Meinung sein, und zur Zeit würde ich auch Ihren bittersten Vorwürfen vergeben." — Die „Quarterly-Review" druckt noch aus dem Privatbrief des Earl Stanhope mit dessen Erlaubniß einige Zeilen ab, aus welchen hervorgeht, daß dieser Mrs. Leigh gekannt und besucht, in ihr eine nichts weniger als hübsche, etwas nonnenhaft schüchterne und sehr empfindliche Dame gefunden, die man für ganz unfähig zu dem ihr von Frau Stowe zugeschriebenen Verbrechen halten müsse. Die „Review" schließt sich der Ansicht Vieler an, daß Lord Byron „le fantôme des vices qu'il n'avoit pas" gewesen, und Lady Byron später in religiöses Grübeln und Brüten verfallen, wo sie im Gefühl ihres Unglücks Dichtung und Wahrheit schwachsinnig mit einander vermengt habe.

Digitized by Google

Von den politischen „Reden des Grafen von Bismarck-Schönhausen" ist in Berlin bei Kortkampf soeben eine zweite Sammlung im Druck erschienen. Sie umfaßt die Zeit vom 26. Oktober 1867 bis zum 21. Juni 1869, an welchem letztgedachten Tage der Reichskanzler-Ministerpräsident, und zwar im deutschen Zollparlament, öffentlich sprach, um seitdem die Wahrheit des Horazischen „Beatus ille qui procul negotiis" auf seinem pommerschen Tusculum zu erproben. Die Sammlungen der parlamentarischen Reden des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten werden dem künftigen Historiographen der preußisch-deutschen Verfassungs-Geschichte ein sehr schätzbares Mittel sein.

Aus Ruhla wird der „Weim. Z." mitgetheilt, daß der dort im Jahre 1861 im 84. Jahre seines Lebens verstorbene Organist Lux der Componist des beliebten Thüringer Volksliedes: „Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann!" ist, das in den Liedersammlungen als „arrangirt von Franz Abt" figurirt. Der verstorbene Böhnert, von Vielen für den Componisten des bekannten Liedes gehalten, hat diese Ehre selbst noch bei seinen Lebzeiten, wie Zeugen beweisen können, dem genannten Organisten Lux in Ruhla vindicirt.

Die Firma Jul. Hainauer in Breslau versandte soeben: „König Oedipus" von Sophokles, Musik von E. Lassen in Partitur und Clavierauszug.

Ein Harfen-Wettkampf fand am 14. October in Clanover statt. Die Einladung zu diesem ächt walliſischen Feste ging von einer kunstsinnigen Dame, der Lady Clanober, aus. Die Betheiligung an dem Wettstreit war allen walliſischen Harfenisten gestattet, die das nationale, dreifach besaitete Instrument beibehalten, und noch nie zuvor auf der modernen Pedalharfe gespielt. Preisthema war die walliſische Melodie: „Der Marsch der Männer von Harlech" ohne Variationen, und der Preis bestand in einer neuen prächtigen walliſischen Harfe. Acht Harfenspieler, vier aus Nord-Wales und vier aus Süd-Wales, hatten sich zu dem nationalen musikalischen Turnier eingefunden, das in der prächtigen Halle des Schlosses von Clanover stattfand, und dessen Schilderung in der „Morning Post" lebhaft an die Scene im zweiten Act von Wagners „Tannhäuser" oder „der Sängerkrieg auf der Wartburg" erinnert. Als Preisrichter fungirte der Nestor der walliſischen Harfenspieler, Gruffydd, der erst kürzlich zum Hof-Harfenisten des Prinzen von Wales ernannt worden war. Den ersten Preis trug Abraham Rhys aus Merthyr Tydfil davon; die anderen erfolgreichen Spieler erhielten Geldpreise, die ihnen in gehäkelten Börsen von schönen Walliser Mädchen überreicht wurden. Ein Bankett und Tags darauf ein Harfenisten-Meeting brachten das Fest zum Abschluß.

Die japanesische Literatur scheint bedeutende Fortschritte zu machen. Während es vor Kurzem hieß, daß eine 400 Bände starke japanesische Novelle im Buchhandel erschienen, berichtet das „Athenäum" über die in Yeddo erfolgte Herausgabe einer zweibändigen japanesischen „Geschichte des britischen Parlaments", deren Verfasser Moy, Hallam und andere Autoritäten sind.

Notizen.

Für die höheren Classen des Wiener Conservatoriums ist Pianist Anton Door, bis jetzt Professor am Conservatorium in Moskau, ernannt worden.

Hofkapellmeister Julius Sulzer von Bukarest ist auf telegraphischem Wege der glänzende Antrag geworden, während der Carnevals-Saison die oberste Leitung der großen Oper am kgl. Hoftheater „Vittorio Emmanuele" in Turin zu übernehmen. Sulzer, der sich schon von früherer Zeit her durch seine Leistungen als Dirigent, Pianist und Compositeur einen Namen gemacht, hat dieser höchst schmeichelhaften Berufung Folge gegeben und wird in Turin erwartet. Auf Wunsch des kgl. Hofes soll an derselben Bühne die erste Aufführung einer Oper von Rich. Wagner in Italien stattfinden.

Der Pianist St. Saens aus Paris wird vom November ab in Deutschland concertiren.

Nachrichten aus Rom zufolge ist Pietro Tenerani, der Veteran der dortigen Bildhauer und Generaldirector der päpstlichen Museen, schon seit längerer Zeit bedenklich leidend. Er war in seinen Lehrjahren erst Schüler Canovas, dann Thorwaldsens, dessen Büste er auch in vollendeter Weise gefertigt hat. Von seinen Landsleuten wird er noch über Canova gestellt. Tenerani ist um 1800 in einem Flecken nahe bei Carrara geboren; bei dem verstorbenen König Ludwig I. von Bayern stand er in besonderer Gunst.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 46.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. V. Reff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 12. November.

Inhalt: Literarische Mystificationen, Curiosa u. dgl., von A. Fresenius. I. — Späte Sühne, Novelle von Franz v. Nemmersdorf. (Forts.) — Literaturbilder der Gegenwart. VIII. (Philipp Galen von Dr. Hermann Ethé). (Forts. u. Schluß) — Vom Büchertisch. (Adalbert Stifter; R. Hamerling; E. Scherenberg; R. L. Staß; Helene; J. Minding.) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen.

Literarische Mystificationen, Curiosa u. dgl.

Von A. Fresenius.

I.

Wie in den letzten Jahren die Archäologie in Deutschland wesentlich bereichert wurde durch die Entdeckung des sogenannten „Hildesheimer Silberfundes", welcher abermals den Beweis liefert, wie vollendet die Kunst auch nach dieser Richtung hin bereits im Alterthume war, indem diese neuerdings an das Tageslicht geförderten Gegenstände, was Geschmack sowohl, wie feine, artistische Ausführung anbelangt, kühn den besten Erzeugnissen der Renaissancezeit und der Gegenwart an die Seite gestellt werden dürfen, ja sie beinahe übertreffen, ist in Frankreich in einem anderen Zweige der Wissenschaft ebenfalls im vergangenen Jahre ein Fund gemacht worden, der von nicht minderer Tragweite wäre, wenn er sich nicht leider — als ein großartiger Schwindel herausgestellt hätte. Während von Seiten der gesammten Gelehrtenwelt nicht der geringste Zweifel darüber obschwebt, daß die vorerwähnten bei Hildesheim ausgegrabenen und nunmehr dem Berliner Museum einverleibten altrömischen Silbergeschirre (Trinkgefäße, Milchkrüge u. s. w.) ächt seien, und nur etwa eine Meinungsverschiedenheit über die Periode besteht, aus der sie stammen (die meisten Fachkundigen entscheiden sich für die Zeit der Geburt Christi, und nehmen an, daß diese Geräthschaften gelegentlich der berühmten Niederlage des Varus von den überwundenen Römern dem Schooße der Erde anvertraut worden seien), so verhält es sich dagegen mit den in Frankreich aufgefundenen Manuscripten gerade umgekehrt. Es sind dies eine angeblich dem französischen Schriftsteller und Mathematiker Pascal, sowie eine

Digitized by Google

andere dem berühmten Astronomen Galilei zugeschriebene Correspondenz. Diese Angelegenheit beschäftigte mehr denn ein Jahr lang die Gemüther der Gelehrten jenseits des Rheins, und erst im letzten Frühjahr wurde die Geduld der Akademie von Neuem in dieser Sache auf die Probe gesetzt. Die Augsburger Allgemeine Zeitung besprach damals die Frage und brachte folgende interessante Details darüber:

„Es handelt sich um eine unerschöpfliche Manuscriptenmasse, die Hr. Chasles, der berühmte Mathematiker, zur höheren Glorie der französischen Wissenschaft und zur Umgestaltung der bisherigen Geschichte der Astronomie des siebenzehnten Jahrhunderts im Staube alter Archive entdeckt zu haben behauptet, die aber von allen übrigen Autoritäten für eine kolossale Fälschung erklärt wird, gegen die selbst Hrn. Feuillet de Conches' Briefe der Königin Maria Antoinette als eine Kleinigkeit erscheinen. Hrn. Chasles' Hauptargument für die Aechtheit seiner Documente war dieses: die Zahl derselben sei zu groß, als daß sie von einem und demselben Fälscher herrühren könnten, und eine solche Einheitlichkeit der Fälschung müßte man doch annehmen, weil ein genauer Zusammenhang zwischen den verschiedenen Schriftstücken nachweisbar sei. Hr. Chasles bemühte sich die Kraft dieses Beweises zu verstärken, indem er unausgesetzt neue Manuscripte aus seinem Schatzkasten zog. Den Anfang machte er sehr bescheiden mit einer Correspondenz zwischen dem eilfährigen Newton und dem nach der bisherigen Ansicht zur Zeit des Datums dieser Briefe schon von der Welt gänzlich zurückgezogenen Pascal. Diese Correspondenz beweise nichts Geringeres, meint Hr. Chasles, als daß nicht Newton, sondern Pascal der Entdecker des Gravitationsgesetzes sei, und daß der Britte nur ein Plagiator des Franzosen gewesen. In England nahm man die Sache einen Augenblick ernst, und namhafte Gelehrte gaben sich die Mühe, die betreffenden Actenstücke nicht nur als gefälscht, sondern sogar als höchst plump gefälscht nachzuweisen, und es ist ihnen dies in den Augen aller Unparteiischen zur Evidenz gelungen. Aber auch die Franzosen waren objectiv genug, der Wahrheit die Ehre zu geben; man that sowohl aus der Schrift, als namentlich aus dem Styl der angeblich Pascal'schen Briefe die Unächtheit derselben dar, und endlich fand man sogar unter der Firma Pascals eine lange Tirade aus einem längst der Vergessenheit verfallenen, mittelmäßigen Scribenten des vorigen Jahrhunderts wörtlich abgeschrieben. Damit war dieser gelehrte Disput endgültig als erledigt zu betrachten."

Dieses Factum, sowie die einige Jahre früher vollführte Fälschung angeblich von Schiller herrührender Schriftstücke veranlaßte uns, die Frage ähnlicher Fälschungen und Mystificationen etwas schärfer ins Auge zu fassen, und zu untersuchen, ob dieselbe erst der jüngsten Zeit, welche in so vielen Dingen zum Schwindel hinneigt, angehört, oder ob wir derselben bereits in früheren Literaturepochen begegnen? Einige Aufzeichnungen über das Resultat unserer Nachforschungen möge diese Frage beantworten, wobei wir uns jedoch von vornherein aufs Entschiedenste gegen die Prätention verwahren, dieses so unendlich reiche Thema auch nur annähernd erschöpfen zu wollen. Wir wollen einfach einige in dieses Fach einschlagende und, wie uns bedünken will, nicht ganz uninteressante Facta aufzählen, und im Uebrigen wiederholen wir, daß wir selbst die ersten sind, die fühlen, wie viel noch fehlt, und die mit Goethes Iphigenia sagen:

„Das Wenige verschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt."

Wir wollen gleich auf unsern Hauptgegenstand „die literarischen Mystificationen" übergehen. Einen naheverwandten Stoff, „die politischen Mystificationen (Smerdis; Demetrius; Stuart; Warbeck u. a.) lassen wir unberührt. Diejenigen Leser, welche sich hiefür interessiren, verweisen wir auf ein wenig bekanntes Buch, wo sie, wenn auch nur ziemlich kurz und gedrängt, eine Sammlung der Biographien aller dieser im Großen operirenden Betrüger verzeichnet finden. Der Titel dieses Werkes lautet: „Les imposteurs insignes, ou histoires de plusieurs hommes de néant de toutes nations, qui ont usurpé la qualité d'empereur, de roi et de prince, des guerres qu'ils ont causé, leur événement, leur regne et leur mort: accompagnées de plusieurs circonstances curieuses par Jean-Baptiste de Rocoles, historiographe de France. Bruxelles 1728."

Digitized by Google

Das Gebiet der literarischen Mystificationen im weiteren Sinne des Wortes ist ein sehr umfassendes, und läßt sich in verschiedene Unterabtheilungen classificiren.

Was den Zeitpunct betrifft, in welchem wir zuerst dieser eigenthümlichen Erscheinung auf dem schriftstellerischen Gebiete begegnen, so kann man kühn behaupten, daß sie eben so alt ist, wie die ersten Werke, die auf uns gekommen sind, nur waren die Mystificationen der damaligen Periode so zu sagen unwillkürliche. Während später meist mehr oder weniger egoistische Zwecke die Quelle waren, denen eine beabsichtigte Täuschung des Publikums entsprang, so waren ähnliche unlautere Motive beim Ursprunge der ältesten Bücher, bei welchen wir sie begegnen, nicht vorhanden, und sie haben einfach ihre Ursache in dem durch die Länge der Zeit erzeugten Dunkel, das die Künste und Wissenschaften des Alterthums vielfach in einen heutzutage trotz aller gelehrten Forschungen nicht gänzlich zu lüftenden mysteriösen Schleier hüllt.

Bereits in zweien der ältesten Werke, die zugleich die Basis der beiden berühmtesten und gefeiertsten Religionen der vorchristlichen Zeit bilden, stoßen wir auf literarische Mystificationen. Wir meinen die Bibel, auf welcher die jüdische und später die christliche Religion beruht, und die Werke Homers, die einen der Grundpfeiler der griechischen Mythologie ausmachen.

Im alten Testament der heiligen Schrift sind es vier Bücher, welche andere Namen führen, als die Verfasser, aus deren Feder sie geflossen sind:

1) Die Sprüche Salomonis, — 2) die Weisheit Salomonis, — 3) das Buch Baruch — 4) das dritte und vierte Buch Esra.

Ebenso ist es doch keineswegs mit Bestimmtheit festgestellt, ob der gemeiniglich dem Paulus zugeschriebene Brief an die Hebräer im neuen Testament von diesem Apostel herrührt.

Die Sprüche Salomos sind eine Sammlung kurzer und kräftiger Lehren, welche Salomos Namen führen, weil sie zum Theil von ihm herrühren, zum Theil nach seiner Weise gedichtet sind. Zu verschiedenen Zeiten gesammelt, sind sie erst später zu einem Ganzen vereinigt worden.

Das Buch der Weisheit Salomos ist nicht von Salomo, sondern nur nach seiner Weise geschrieben, und führt denselben redend ein. Wahrscheinlich hat ein griechisch sprechender Jude, der in Aegypten lebte, dieses Buch verfaßt, etwa um das Jahr 100 vor Christi Geburt.

Das Buch Baruch ist ebenfalls nicht von Baruch, dem Freunde und Gehilfen des Jeremias, sondern nur unter dessen Namen verfaßt. Der zweite der Briefe, aus welchen es besteht, ist angeblich von Jeremias selbst geschrieben.

Das dritte und vierte Buch Esra, welche man übrigens nicht in allen Bibel-Ausgaben trifft, da sie nicht von Luther selbst übersetzt worden sind, rühren vermuthlich von zwei verschiedenen Autoren her. Das dritte Buch ist aus den Büchern Esra, Nehemia, der Könige und der Chronik von einem ganz unbekannten Verfasser zusammengetragen. Das vierte Buch Esra mag wohl nach der Zeit des Evangelisten Johannes geschrieben worden sein; denn es kommen darin mehrere der Offenbarung Johannis eigenthümliche Ausdrücke vor. Der Verfasser scheint ein zum Christenthum bekehrter Jude gewesen zu sein, und das Buch führt also den Namen des Esra mit Unrecht. Daß man diese Bücher das dritte und vierte Buch Esra genannt, rührt daher, weil man das Buch Nehemia geraume Zeit hindurch als das zweite Buch Esra zu betrachten pflegte.

Auch was die Evangelisten anbelangt, begegnen wir einem in das Bereich unserer Besprechung gehörigen Factum. Die manchen Laien befremdende Aehnlichkeit der Evangelien untereinander, die wir namentlich bei drei derselben finden, erklärt sich nämlich auf die einfachste und natürlichste Weise von der Welt, indem diese drei einem und demselben Originale entlehnt und gewissermaßen nur als verschiedene Uebersetzungen desselben Urtextes zu betrachten sind. Wir citiren hierüber die Resultate der gründlichen Forschungen Lessings, die nebenbei noch das weitere Interesse darbieten, daß wir in ihnen Ansichten finden, die erst in den letzten Jahrzehnten populärer zu werden begannen, und durch welche Lessing, wie in so manchen Anderen, sich zu einem „Bürger Derer, die da kommen werden", stempelte. Die betreffenden Stellen finden sich verzeichnet in der 1778 in Wolfenbüttel erschienenen „Neuen Hypothese über die

Digitized by Google

Evangelisten, als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet", woselbst sie im 48. bis 55. Paragraphen folgendermaßen lauten:

„§. 48. . . . So viel ist gewiß, daß Lucas selbst die hebräische Urkunde, das Evangelium der Nazarener, vor sich gehabt, und wo nicht Alles, doch das Meiste in sein Evangelium, nur in einer etwas andern Ordnung, nur in einer etwas besseren Sprache übergetragen hat.

„§. 49. Noch offenbarer ist es, daß Marcus, den man gemeiniglich nur für den Epitomator des Matthäus hielt, bloß deshalb dieses zu sein scheint, weil er aus eben derselben hebräischen Urkunde schöpfte, aber vermuthlich ein minder vollständiges Exemplar vor sich hatte*).

„§. 50. Kurz: Matthäus, Marcus, Lucas sind nichts als verschiedene und nicht verschiedene Uebersetzungen der sogenannten hebräischen Urkunden des Matthäus, die jeder machte, so gut er konnte.

„§. 51. Und Johannes? — Ganz gewiß hat Johannes seine hebräische Urkunde gekannt, gelesen und bei seinem Evangelium genützt; aber dem ungeachtet ist sein Evangelium zu jenen nicht zu zählen, zu jener Nazarenischen Classe nicht zu rechnen; sondern es macht allein eine Classe für sich aus.

„§. 52. Die Meinung, daß Johannes ein bloßes Ergänzungsstück zu den drei übrigen Evangelien hätte schreiben wollen, ist allerdings ungegründet. Man darf ihn auch nur lesen, um ein ganz Anderes zu empfinden.

„§. 53. Daß Johannes aber sonach die übrigen drei Evangelisten auch gar nicht gekannt, ist eben so unerweislich als unglaublich.

„§. 54. Vielmehr, eben weil er die übrigen drei und mehrere aus der Nazarenischen Urkunde entstandenen Evangelien gelesen hatte, weil er sah, was diese Evangelien für eine Wirkung machten, fand er sich gemüßigt, sein Evangelium zu schreiben.

„§. 55. Denn wir dürfen uns nur erinnern, von wem sich das Evangelium der Nazarener eigentlich herschrieb. Von lauter Leuten, die persönlichen Umgang mit Christus hatten; die also von Christus, als Mensch, am Ueberzeugtesten sein mußten, und außer Christus eigenen Worten, die sie sich getreuer in das Gedächtniß, als deutlich in den Verstand geprägt hatten, nichts von ihm erzählen konnten, was nicht auch von einem bloßen, aber mit Kraft aus der Höhe ausgerüsteten, wunderthätigen Menschen hätte wahr sein können."

Was ist dieser letzte Satz anders, als der Embryo der Werke eines Strauß und Rénan, die in unseren Tagen eine so stürmische Revolution in der theologischen Welt, und weit über deren Gebiet hinaus, heraufbeschworen haben? Was enthält er anders, als die auch von unseren heutigen Orthodoxen als moderne freigeistige Ideen und gräuelerregende Irrlehren gebrandmarkte realistische Auffassung eines angeblich göttlichen Wesens? Jener wissenschaftliche Ausspruch des Gelehrten Lessing harmonirt aufs Vollständigste mit einer Stelle des Dichters Lessing, welche in der ersten Scene des zweiten Actes seines „Nathan" enthalten ist, und die, da sie aus leicht begreiflichen Ursachen bei den Bühnenaufführungen gemeiniglich gestrichen wird, beim größeren Publikum vielleicht weniger bekannt sein dürfte; wir meinen die Worte Sittahs:

„Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen. Denn
Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan.

*) Daß er wirklich aus der hebräischen Urkunde unmittelbar geschöpft, zeigt V. 41, wo er die eigentlichen chaldäischen Worte beibringt, deren sich Christus bei Erweckung der Tochter des Jairus bediente, welche weder Matthäus, noch Lucas haben. Auch VII. 11, Corban:

Marcus soll der Dolmetscher und vertraute Jünger des Petrus gewesen sein; daher kam es ohne Zweifel, daß er das wegließ, was Matthäus XIV. 28—31 von Petrus erzählt. Hingegen ist um so viel unbegreiflicher, warum er auch das nämliche weggelassen, was Matthäus von Petrus erzählt, XVI. 17, ob er (Marcus) schon VIII. 33 beibehalten.

Digitized by Google

Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch
Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu und Glauben nehmen können!"

Ueberhaupt verficht Lessing durchweg in dem religiösen Glaubensbekenntnisse Nathans, sowie in dem der von ihm nach denselben Principien auferzogenen Recha diese vorurtheilsfreien Anschauungen, was z. B. das folgende Urtheil seiner Pflegetochter beweist:

. . . . . „So viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt."

Wenn Sittah, resp. Lessing, durch ihren Mund an obiger Stelle von den Christen im Allgemeinen spricht, so versteht es sich von selbst, daß er bei dieser wenig schmeichelhaften Schilderung nur eine gewisse Coterie derselben im Auge hatte, ähnlich etwa, wie Schiller in seinem Gedichte „die Weltweisen" nur die Ausartungen und Lächerlichkeiten einer pedantisch aufgefaßten, deren Grundideen verkennenden Philosophie, nicht aber die Philosophie selber mit satyrischer Laune geißelt, wobei übrigens, beiläufig gesagt, unser großer Landsmann die Grundidee einiger Stellen*) wörtlich dem Briten Shakespeare entlehnt hat, welcher dieselben persiflirenden Betrachtungen seinen Narren in „Wie es Euch gefällt" anstellen läßt.

Doch kehren wir nach diesen kurzen Abschweifungen wieder zu unserem eigentlichen Thema zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Späte Sühne.

Novelle von Franz von Kemmersdorf.

(Fortsetzung.)

Vergebens bekämpfte Marie in den ersten Tagen der Reise die tiefe, wortlose Schwermuth Irenens. Es war ein zu greller, unvermittelter Uebergang, aus der friedlichen sichern Stätte wieder herausgestoßen, steuerlos zu treiben auf dem Meere des Lebens. Planlos schlichen die Stunden dahin, von welchen sonst jede angenehm und nützlich ausgefüllt war.

Ohne Ziel und Zweck ging die Reise vorwärts. Sie durchstreiften Italien, das Land der Ruinen und die Ruine von Land. Es wirkt, wenn irgend ein Zug von Leiden in der Seele des Beschauers vorhanden, äußerst melancholisch. Doch bringt der beständige Wechsel der Gegenstände nothwendig Zerstreuung. Diesem Einflusse verband sich Irenens Stolz. Häufig ist Selbstgefühl die einzige Stütze, an der sich das gebrechliche Menschenwesen wieder emporrankt.

Die reisenden Frauen langten in der Weltstadt Paris an.

Irene stand am Fenster des großen Hotels; sie überschaute fast heiter das Gewoge der Boulevards. Es ergriff sie die Lust sich hinein zu stürzen. Um wieviel hatte sie doch vor der dort unten sich drängenden und stoßenden Masse voraus!

Der großstädtische Schwindel wirft seine verächtlichsten Aftergebilde auf den Asphalt. Die weiblichen Wesen suchen ein Mittagessen. Sie machen sich nämlich zu dem Zwecke mit frecher Geberde den schlendernden Müßigängern bemerkbar. Nie der Pariser, aber häufig der naive Fremde, ist ihre Beute. Der männliche Auswürfling ist ausgerüstet zu seinem empörenden Gewerbe mit zweifelhafter Eleganz. Schlimmer als ein Verbrecher, weil ihm oft der Muth mangelt, denn die verzweifelte That er-

*) So z. B. das: „Doch wer Methaphysik studiert,
Der weiß, daß, wer verbrennt, nicht friert
Weiß, daß das Nasse feuchtet,
Und daß das Helle leuchtet."

Digitized by Google

fordert, lauert auch er auf Opfer. Weibliche Thorheit fällt seiner Lockspeise zum Raube.

Stolz und frei konnte sich Irene über diesen Haufen von Betrügern und Betrogenen erheben. Sie ließ einen bequemen Wagen holen, und fuhr mit Marie nach mehreren der elegantesten Modemagazine.

Es liegt Poesie in dem bedürfnißlosen Leben des Reichen. Aesthetisch schön vermag er sein Dasein zu gestalten, alles Häßliche und Gemeine fliehen.

Sammetartig in prächtigen Farben und reichem Faltenwurfe fluthen die kostbaren Stoffe vor den auswählenden Frauen. Zum Kunstwerke hat sich zartes Spitzengewebe aufgebaut. Funkelnde Juwelen kommen hinzu. Weiche Felle von den Thieren der arktischen Region sind zum Schutze und Schmucke verarbeitet.

Irene war unzweifelhaft schön ohne jede künstliche Nachhülfe; ihr hohes, imposantes Wesen gewann durch den Putz.

Als sie von Marie begleitet in den Speisesaal trat, strömten Blicke auf sie: bewundernde, begehrliche, berechnende. Hier unter den Hunderten befanden sich wohl auch einige wenige Menschen, noch frisch genug, zu fühlen; zahlreicher war die Klasse vertreten, die den frechen Handel um Genuß forttreibt, bis sie sich arm gekauft, arm an Geld oder Kraft. Auch die schwärzeste Färbung menschlicher Gemeinschaft fehlte nicht, solche, welche gewerbsmäßig die Ausbeutung Anderer treiben.

Dieser Saal des großen Hotels bot ein hübsches Miniaturbild des Pandämoniums der Weltstadt. Es war ein reizender und zugleich reicher Anblick. Taghell glänzte das Gas von den geschmückten Wänden auf die Tafeln nieder. Schöne Früchte, geschmackvoll geordnet, zierten den Tisch, keine unelegante Erscheinung beleidigte das Auge.

Sind hier lauter wohlhabende, ehrbare glückliche Menschen versammelt?

Von all dem eher das Gegentheil, aber es bedarf eines tiefen Blickes, um den blendenden Schein zu durchdringen. Das Echte ist äußerst selten geworden in unsern Tagen wohlfeiler Nachahmung.

Auf schönen Schüsseln wurden schlechte Speisen umhergeben, wie überall, wo die unästhetische massenhafte Abfütterung stattfindet. Die Frau mit den bloßen Schultern Irene gegenüber, um deren Lider sich bläuliche Striche ziehen, die mit unangenehm greller Stimme spricht, ist wohl eines der ekelhaften Zwittergeschöpfe. Weniger leicht wird es auch der weltgewandten Dame, zu bestimmen, welcher Gattung der Mann an ihrer Seite angehöre. Auf schlankem, ebenmäßigen, aber kräftig geformtem Körper sitzt ein schwarzer Sammetrock wie angegossen. Die Züge sind nicht regelmäßig, aber unzweifelhaft schön. Reiches Haar, dunkle glühende Augen verleihen der reifen Männlichkeit einen Anstrich von Jugendfrische. Etwas weibisch erscheinen die Edelsteinknöpfe der Wäsche, aber über die gutgeformte Hand läuft ein breiter Säbelhieb.

Man spricht nicht zusammen in diesen bunt durch einander gewürfelten Versammlungen. Das Gefühl moralischer Unsicherheit, gegenseitigen Mißtrauens, feindliches Beobachten herrscht vor. Das komische Element derselben bildet der Grünling, das Mutterföhnchen, welches arm an Witz und reich an Thalern, auszog, um gerupft zu werden.

Irene unterhielt sich eine Weile damit, wie sich eine kleine Scene ihr gegenüber abspielte.

Die Hochstaplerin goß ein Glas Rothwein auf die Knie ihres Nachbars, eines sehr jungen, sehr blonden, sehr unschuldig aussehenden Deutschen. Sie entschuldigte sich, und knüpfte so ein Gespräch an. Die blöden Augen hingen an den falschen Brillanten, und der dumme Junge biß an die Angel.

Unmerklich zuckt es wie verächtliches Lächeln um die frische, volle Lippe, die prachtvollen Augen wandern nach Irenen herüber, einen Blick des Einverständnisses wechselnd.

Es gibt unleugbar einen magnetischen Einfluß der Personen aufeinander. Irene athmete hoch auf, das Blut stieg ihr in die Wangen, ein bängliches Gefühl beschlich die Brust. Sie mußte sich wenden, mußte fliehen vor dem sammetweichen, beerschwarzen Auge. Der Blick, nicht scheu, nicht frech, drang ein.

Digitized by Google

War Irenens Nachbar nicht ein vollendeter Komödiant, dann bewunderte er sie aufrichtig. Sicher hatte er mit raschen Combinationen überlegener Weltkenntniß die Dame von unzweifelhaften Range, unzweifelhaftem Besitze, unzweifelhaft ehrenvoller Stellung erkannt. Es lag nichts Verletzendes in seiner Bewunderung, eher etwas Berauschendes, Verwirrendes; sie stieg wie ein angenehmer Wohlgeruch sinnebetäubend zum Gehirn auf. Der im schwarzen Sammetrock versuchte auch nicht die leiseste Annäherung, er verfiel nicht in die Ungeschicklichkeit einer tölpelhaften Galanterie.

Als die Tafel vorüber, hatten sie keinen Gruß gewechselt, keinen Schritt zur Bekanntschaft gethan. Wahrscheinlich trennten sich die kleinen Wogen für immer im Pariser Ocean.

Irene empfand halb Neugierde, halb Bedauern. Sie stieg in ihren gemietheten Wagen, um nach dem Theater français zu fahren. Dabei übersah sie, wie ein Mann, tief in seinen Mantel gehüllt, im Thorweg lehnte und den Befehl an den Kutscher mit anhörte.

Träumen und Sinnen gedeihen im mondlichtdurchflutheten Gemache, in der Einsamkeit, dem unausgefüllten Leben. Das Gaslicht, der wogende Theatersaal, vertreiben Gespenster, lassen die Schwermuth nicht aufkommen.

Auf der Bühne spielte sich eine wirkliche Scene des innerlich hohlen, aber äußerlich verfeinerten modernen Lebens ab — diese Schauspieler waren Menschen. Augustine Brohan und Pressant hatten Irene vergessen lassen, daß sie Mimen. Sie lauschte nun, köstlich unterhalten, der unübertrefflichen Komik von Got.

Sie lachte wohlthuend, ein sonores, angenehmes, männliches Lachen antwortete dem ihren.

Zwei Stühle von ihr entfernt saß der Mann im schwarzen Sammetrock — eben schlossen sich seine Lippen wieder, über weiße, gesunde Zähne. War es Zufall, war es Absicht! Dieselbe anständige Zurückhaltung von Seiten des Fremden. Irene hatte keinen Grund zu zürnen.

Köstlich ermüdet, angenehm angeregt saß sie nach der Vorstellung in ihrem Privatsalon. Der Tisch war mit kleinen Leckerbissen bedeckt. Sie plauderte heiter mit Marie.

Irene gelangte zur Erkenntniß, daß eine Frau die jung, schön, geistreich, reich und gesund sei, einen fünffachen Grund besitze, mit dem Leben zufrieden zu sein.

Paris schlug vortrefflich an. Bläßer und bläßer färbten sich die Bilder der Heimath. Götz hatte sich von ihr losgesagt, nicht ohne Ursache; aber waren acht Jahre der Liebe und Treue wirklich ungenügend auf der Wagschale gegen eine frühere That, waren sie selbst nicht hinreichend, ihn zu bestimmen, ihre Vertheidigung auch nur zu hören — dann mochte auch sie Grund haben, ihn aufzugeben.

Genesung nach dem Siechthume ist eine wohlige Empfindung — die Wunden von Irenens Innerm begann zu vernarben.

In einem Zimmer unfern von der Wohnung der Dame telegraphirte der im schwarzen Sammetrocke: „Wer ist Baronin Irene Torringen?"

Die lakonische Depesche flog während der Stunden der Nacht durch altes Reichsland über die Grenze und wurde vor Tagesanbruch einem Mann hinterbracht, der zweifelhafte Industrie ausübte und zu dessen Geschäft es gehörte, Alles zu wissen.

Der im Sammetrock trank starken Punsch, er bedurfte überhaupt drastischer Reizmittel und rauchte eine gute Cigarre, bis die Antwort eintraf: „Tochter des Freiherrn von Horst, reich, geschieden."

Irene schlummerte lang und süß im weiten, weichen Bette.

Wie anders bricht der Morgen dem Glücklichen und dem Unglücklichen an. Der erste lernt bei der Wiederkehr des Bewußtseins das Elend aufs Neue, den kostbaren Lebenstropfen des Daseins schlürft der zweite mit erfrischter, erstarkter Lust. Ein hauptsächliches Merkmal des Glückes ist frohe Geschäftigkeit.

Im bequemen Lehnstuhl am Feuer lehnte die hochgewachsene stattliche Frau, die chinesische Tasse mit stark duftendem Mokka stand auf der Marmorrampe, mit Behagen zog die Dame den Rauch einer türkischen Cigarette. Auf dem Tische lag ein Plan von Paris. Marie und Irene entwarfen ihren Ausflug für den Tag. Das Plauder-

Digitized by Google

stündchen dehnte sich so genußreich, daß sie gar nicht aus ihrer heimlichen Eck loskamen.

Irenens Bedienter brachte eine Karte herein. „Graf Roger Malinkowski bittet um Erlaubniß aufwarten zu dürfen, er hatte die Ehre, von Baron Horst genau gekannt zu sein."

Fünf Minuten später stand der im Sammetrocke vor Irene. Bald sitzt er auf Mariens Platz. Nach einer Viertelstunde geht Roger gelassen hin und her vor dem großen Hotel, bis die Damen sich angekleidet und bis sie herabkommen. Dann steigt er mit ihnen in den Wagen.

Roger ist ein unzweifelhaft angenehmer Cicerone. Er kennt Paris durch und durch, bietet täglich Neues. Ein Grisettenball wechselt mit einer Sitzung der Akademie. Vom meisterhaft zusammengestellten kleinen Diner bei den Frères Provençaux führt Roger die Frauen zum tollen Spuke der Spiritisten.

Anfangs dachte Irene daran, alte Freunde aufzusuchen, das Besprechen unangenehmer Familienverhältnisse hielt sie ab, nun war die Zeit angenehm ausgefüllt.

Roger kannte Welt und Menschen; seine kaustische Rede ergoß sich munter wie ein Bergquell. Zweifellos gefiel er Irene, unterhielt sie gut, beschäftigte sie genußreich. Er duldete keine Lücke, verfolgte die vortreffliche Taktik, den Feind niemals zu Athem kommen zu lassen.

Irene hatte geliebt. Das heißt, ihre Verbindung mit Götz war eine Vernunftheirath gewesen, die guten Eigenschaften der Gatten erzeugten nachher starke Neigung. Die poetische Illusion, der rosige Dunst des Verliebtseins waren ihrem festen Charakter, ihrem nüchternen Geist fremd geblieben. Es ist ein Irrthum, zu behaupten, daß dieses Gefühl vorzüglich der ersten Jugend eigen sei. Später tritt es nur gereifter, weniger läppisch, drastischer und concentrirter auf.

Götz hatte mit einer Kränkung das starke Band zerrissen; Roger that Alles, was eine Frau an Aufmerksamkeit, an Interesse erwarten kann.

Irene liebte Roger. Er erhielt sie in nicht unangenehmer Spannung, ob er ihre Gefühle theile, denn so rasch er in einer Richtung vorging, so zurückhaltend war er in anderer. Indessen besaß Irene keinen Grund zu zweifeln.

Einige Wochen schwanden in leichtem Rausche. Endlich raffte sich Irene auf, es war an der Zeit, genaue Nachrichten über einen Mann einzuziehen, der schon so bedeutenden Raum einnahm. Sie schrieb einige Zeilen an den russischen Gesandten, ihr persönlich bekannt.

Diesen Tag dünkte ihr Roger besonders liebenswürdig. Warum sollte er nicht ein ehrenhafter Mann in anständigen Verhältnissen sein! Brennender ruhte auch sein Auge auf ihr — zärtlicher als je klang seine Rede.

Sie kamen von einer köstlichen Vorstellung im Palais royal zurück. Marie war müde und etwas unwohl, sie verließ den Salon.

Am Kamine saß ein schönes, äußerlich wohl zusammenpassendes Paar. Der veilchenblaue Sammet umschloß die junonische Gestalt der Dame, Roger trug seinen ihn so gut kleidenden schwarzen Rock. Beide dunkel, feurig, kraftvoll, mochten sie für Geschwister gelten. Unberührt schob der Graf die Theetasse zurück. Die tiefen, magnetischen Augen sandten ihren versengenden Strahl voll auf die Frau.

Irene erbebte, sie errieth, es nahe der Augenblick der Entscheidung.

„Die Welt füllt kein Herz," sprach Roger in seinem angenehmen, fremdartig klingenden Deutsch. „Ich habe den Ruhm gekostet, den Rausch der Ehre, in politischen Kämpfen habe ich gesiegt, ein alter Name, ererbter Besitz sichern mir Stellung überall, aber das Glück gewährt nur die Liebe."

Jetzt kniete der schöne, feurige Pole vor Irenen. „Sei mein!" rief er heiß. Seine Hände erfaßten die ihren er zog sie herab, bis er sie im Arme hatte.

„Mein Weib, meine Gefährtin durchs Leben!" ‚stammelte er unter glühenden Küssen."

Süßer Taumel der Liebe, du Gift, berauschender als irgend ein Saft der Rebe, du benebelst den klarsten Kopf.

Verwirrt hob sich Irene von Rogers Schulter auf.

Digitized by Google

„Noch bin ich nicht ganz frei," versetzte sie, „Ich hatte keinen Grund, bisher meine Ehe gerichtlich zu lösen, und auch Baron Torringen unterließ den Schritt."

„Ein pures Vorurtheil; stellen Sie meine Liebe nicht auf die grausame Probe, schieben Sie die Seligkeit nicht auf."

Roger sprang heftig in die Höhe.

„Sie vergessen wohl, was und zu wem Sie sprechen," bemerkte Irene zürnend.

„Vergebung, schöne Frau," flehte der Pole wieder, sein Knie biegend, „die Sünden der Liebe verzeiht Liebe, ich kann nicht mehr leben ohne Sie."

„Armer Roger! wir müssen Beide ein schweres Opfer bringen."

Sie war wieder versöhnt; leidenschaftliche Liebe entschuldigt, sie ist ein köstlicher Weihrauch für die Frau.

„Wir gehören uns an!" rief Roger lebhaft, seinen Vortheil verfolgend, und wieder wollte er Irene umschlingen.

Sanft stieß ihn die Dame zurück.

„Wir müssen uns trennen, Freund," lispelte sie traurig, „bis ich Sie rufen darf."

„Nie!"

Der schöne Pole wurde erdfahl und glühend roth in raschem Wechsel, die Zähne schlugen ihm zusammen, es glich mehr einem Knirschen der Wuth, als liebender Verzweiflung.

Pfeifend kam der Ton aus Rogers Brust, er durfte gerade jetzt seiner Stimme, seinem Gefühl nicht trauen — die Worte erstarben, ehe sie ausgesprochen.

„Ihr Benehmen ist seltsam!" bemerkte Irene mit der Furcht verwandter Empfindung auf ihn blickend.

„Sei mein, gleich im Augenblicke!" preßte er wieder stürmisch hervor, „wir fliehen in ein stilles Thal, ich bin Dein beständiger Begleiter, bis wir offen vor der Welt glücklich sein dürfen."

„Ihr Vorschlag ist eine Beleidigung."

„Ich tödte mich — Dich, wenn Du es weigerst!"

Mit heftigem Rissе zog Roger einen Dolch aus der Brusttasche; der Stahl funkelte im doppelten Scheine der Flamme und der Lampe.

Irene hatte hastig einen Revolver aus elegantem Etui genommen.

Sie beobachteten sich gegenseitig, düster blitzten ihre Augen in einander. Das war der glühende Haß, der aus leidenschaftlicher Liebe entstehen kann und auch leicht wieder in solche umspringt.

„Sie rasen!" versetzte Irene kalt, während ihre linke Hand die Silberklingel bewegte.

Als die Schritte im Vorzimmer hallten, legten beide ihre Waffen weg, nur die verstörten, erregten Gesichter kündeten noch den Sturm.

„Was befehlen Euer Gnaden?" fragte der mitgebrachte deutsche Diener.

„Abräumen," bemühte sich Irene ruhig zu sagen.

„Haben Frau Baronin den Brief gesehen, der heute eintraf?"

„Nein!"

Der Diener langte ihn von einem Seitentische herüber.

Irene las: „Graf Roger Malinkowski ist ein gefährlicher Abenteurer und steht unter specieller Aufsicht; morgen mündlich mehr."

Roger stand bleich, trotzig, aufgerichtet; er sah sein Spiel verloren.

„Warte im Vorzimmer," befahl Irene dem Diener; „der Herr Graf wird sogleich gehen."

„Noch können wir Freunde sein", stieß Roger hervor, „oder tödtliche Feinde; wählen Sie!"

„Graf Roger Malinkowski, wenn dies wirklich Ihr Name, verbiete ich Ihnen je wieder meine Schwelle zu überschreiten."

Eisig kam der Ton; er vernichtete sogar die eherne Frechheit des Abenteurers.

„Sie sind zu stark für mich! Gleichviel, ich treffe Sie früher oder später!" schrie Roger und stürzte, noch einen wilden Blick des Hasses auf Irene schleudernd, zur Thür hinaus.

Digitized by Google

Sie hielt die Hand an die Brust und überwand das krampfhaft sich heraufdrängende Schluchzen. Nicht die schöne, geistreiche Frau war gesucht worden in Liebe, nein, nur die wohlhabende sollte die Beute eines Schurken werden. Solche Gefahr hatte Irene an Götzens Seite nie gekannt.

Dies sind die Kämpfe der einsamen Frau. Sie zerreißen so lange das Innere, bis es zu Bronze sich verhärtet.

(Fortsetzung folgt.)

Literaturbilder der Gegenwart.

VIII.

Philipp Galen

von Dr. Hermann Ethé.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Auch in der Zeichnung des bösen Princips und seiner Vertreter, der Schurken, Scheinheiligen und Spitzbuben aller Art, diesem hauptsächlichsten Prüfstein für eine ächt poetische Natur, leistet Galen Anerkennenswerthes. Mit vernichtender Ironie und beißendem Sarkasmus sind der intrigante Pater Henrikus und die drei würdigen Jünger Loyolas, die Patres Blitz, Sturm und Zahn, diese heuchlerischen Jesuiten in „Fritz Stilling“ gezeichnet, deren Wahlspruch es ist: „zuerst die Proletarier besiegt, dann die Patricier und zuletzt die Fürsten, die ketzerischen Fürsten; hinunter müssen sie unter unseren Fuß, und so regieren wir die Welt!“ Als gelungenes Seitenstück dazu sind die beiden Junker in „Baron Brandau,“ der ältere mit seinem verdorrten Herzen und seiner zügellosen Habgier, die zu befriedigen ihm kein Mittel zu schlecht ist, und der jüngere mit seiner thierischen Sinnlichkeit und seiner Neigung zu allen materiellen Genüssen, die ihm keine Ruhe noch Rast läßt, — und ebenso die beiden Barone von Grotenburg und Kranenberg im „grünen Pelz“ anzusehn, diese Landedelleute von der ächten Race, „die, trotzdem sie nie etwas gelernt und nie etwas im Leben geworden sind, sich doch für den eigentlichen Mittelpunkt der Schöpfung halten, für ein kleines Weltall, um das sich alle übrigen erschaffenen Dinge wie um eine Achse drehen, mithin in untergeordnetem Verhältnisse zu ihnen stehen“, und von denen der eine noch das traurige Loos gezogen hat, mit einer frommen Frau und einem heuchlerischen Caplan begnadigt zu sein. Ferner das noble Hallunkenpaar, der kriechende, schmeichlerische nnd devote Turnlehrer Beau, der sich von Stufe zu Stufe bis zum geh. Cabinetssecretair emporschwingt, um dann endlich seinen wohlverdienten Lohn zu empfangen, ebenso auch seine Vertraute, die hochmüthige Gräfin von Wetterau im „Sohn des Gärtners,“ sowie die trefflich gezeichneten Figuren der Stockdänen im „Andreas Burns“ mit ihrer eigenthümlichen zähen Hinterlist, ihrer gleißnerischen Heimtücke und ihrer nur äußerlich mit höherer Bildung gefirnißten Brutalität, die es den Deutschen mit Striemen auf den Rücken schreiben wollen, daß auch sie Dänen sind, ferner die Figuren des schurkischen Spion Olaf Larssen und der mordbrennerischen jütischen Freischaaren, und in gleicher Weise die der rohen und brüsken französischen Officiere aus der Zeit der Occupation, besonders des Majors Caillard im „Strandvogt von Jasmund.“ Ziemlich in dieselbe Kategorie fallen einzelne Typen der höheren blasirten, nicht geradezu schlechten, aber doch im höchsten Grade characterlosen und meist erst durch schwere Prüfungen zu bessernden Aristokratie, wie der Herzog in „Fritz Stilling,“ der aus einem Despoten zunächst ein reuiger Sünder, dann durch Pfaffenlist ein Frömmler und dann endlich durch alle diese Stadien hindurch ein geläuterter Mann wird, in dem das bessere Selbst doch noch triumphirt; — Bruno von Marchfeld in „Walther Lund,“ der mit zwanzig Jahren schon ein abgelebter Greis ist und in dem das Lebenslicht nur noch durch künstliche Mittel wie eine alles verzehrende Flamme dämonisch wild auflodert, dem aber doch zum vollendeten Bösewicht die diabolische Willensenergie und die unverwüstliche physische Kraft fehlt; — der Lord im „Leuchtthurm,“ diese Verkörperung der von der Natur so verschwenderisch bedachten englischen Nabobs, die dem Zufall,

Digitized by Google

der erstgeborene Sohn zu sein, alles verdanken und hart und gefühllos gegen ihre Mitmenschen wie gegen ihre eigenen Kinder sind; — auch der Baron von Haldrungen in „Emery Glanden," das Bild eines kalten, herzlosen, egoistischen Genußmenschen, der seinen Abgott auf der Zunge und im Magen trägt, seine würdige Schwester Sibylle und andre mehr. An eigentlichen Gaunern und Verbrechernaturen, die in höchst treffender Weise gemalt sind, fehlt es ebenfalls nicht, und möge hier nur an die wohlgelungenen Gestalten des Grafen Zaretta im „Baron Brandau," einer jener fabelhaften, von Zeit zu Zeit in größeren Städten meteorgleich auftretenden Erscheinungen, die für den Moment einen alle Blicke blendenden Schein verbreiten und dann entweder öffentlich als Betrüger entlarvt und gerichtet werden oder auch ungesehen und unbeachtet plötzlich wieder im Dunkel der Nacht verschwinden; — des Leuchtthurmwärters auf „Cap Wrath", der insgeheim Verbrechen auf Verbrechen häufend, doch äußerlich seinen guten Leumund wenigstens bei der großen Menge geschickt zu wahren weiß und der in etwas modificirter Form in dem stets „sichergehenden" Rentmeister Uscan Hummer auf „Bettys Ruh" wiedererscheint — und endlich des brasilianischen Fälschers und Betrügers Pinto Machado im „Löwen von Luzern" erinnert werden! —

Rechnen wir zu dieser Menge characteristischer Figuren nun noch die verschiedenen edel und trefflich gehaltenen Helden und Heldinnen, die freilich in ihrem männlichen Theile nicht gerade eine große Wesensverschiedenheit aufweisen von dem Irren von St. James, Pater Maximilian in „Fritz Stilling," Walther Lund, Emery Glandon und seinem Sohn bis herab zum Erben von Bettys Ruh und Arnold Halder im „Löwen von Luzern," von der herrlichen Ellinor im „Irren" der schwarzen Anna in „Walther Lund," der begeisterten opferfreudigen Patriotin Helene in „Andreas Burns," und der frappant gezeichneten Künstlerin Rachel Schawai in „Emery Glandon" bis zu der originellen Tochter des Diplomaten, dem Irrlicht von Argentières und Jane, der Jüdin — so documentirt sich darin eine Fülle von ächt dichterischer Gestaltungskraft, eine Erfindungsgabe und Gewandtheit, die nur um so schmerzlicher den schon oben betonten Mangel an künstlerischer Durchbildung und Vollendung empfinden läßt, und dieser Mangel hat vor Allem seinen Grund darin, daß Galen nicht psychologische Probleme, originelle und überraschende Motive zur Basis seiner Erzählungen nimmt und diese poetisch durchzuführen und zu erklären sucht, sondern — mit wenigen Ausnahmen — gerade umgekehrt anmuthige und interessante Geschichten, die ihm in seinem erfahrungsreichen Leben, auf seinen mannichfachen Reisen zur Kenntniß gekommen sind, erweitert und ausspinnt und nur, um diese dem Leser anschaulicher zu machen und in farbenreicherem Gewande vorzuführen, die handelnden Personen mit psychologisch feinen Zügen und originellen Problemen ausstattet. Daß die Hauptpersonen „sich kriegen," steht immer von vornherein fest, und nur das „Wie" ist in den einzelnen Romanen verschieden. Er läßt sich daher hinsichtlich seiner Stellung in der erzählenden Prosaliteratur recht gut mit Benedix vergleichen, und wie dessen Lustspiele, so weisen auch Galens Romane, zumal die späteren, eine gewisse Familienähnlichkeit unter sich und ebenso mit den früheren auf. Die romantische Schürzung und Lösung des Knotens bezieht sich fast immer auf eine gewaltsame Trennung zweier Liebender, die, von einander gerissen, erst nach Jahren, oft erst im Alter, durch wunderbare Schicksalsverkettungen sich wiederfinden. Und gerade in der Schilderung dieses Wiederfindens, in der Art und Weise, wie die Getrennten gegenseitig auf einander vorbereitet werden, damit das Ereigniß nicht zu unerwartet komme, ist Galen häufig viel zu breit und umständlich und wird, zumal in den letzten Werken, wie „Nach zwanzig Jahren" „Erbe von Bettys Ruh," und vor Allem in „Walram Forst," stellenweise sogar geschmacklos und trivial. Auch verfällt er nicht selten in einen Fehler, der nicht minder als der eben gerügte dem poetischen Werthe seiner Leistungen entschiedenen Abbruch thut und den rein ästhetischen Genuß bedeutend schwächt. Wohl jeder tüchtige und dem Leben und Treiben der Gegenwart um ihn her seine Motive und Charactere entnehmende Schriftsteller verwerthet wirklich existirende, ihm irgendwo aufgestoßene Persönlichkeiten, sei es zu Hauptträgern seiner Erzählung, sei es zu bloßen, in den Rahmen des Ganzen eingefügten Episoden, wie zum Beispeil in Spielhagens „problematischen Naturen" leicht alle diejenigen, die nur einigermaßen mit den pommerschen und rügenschen Adels-

Digitized by Google

kreisen vertraut sind, verschiedene Bekannte wiedererkennen und es ebenso Keinem bei der Lectüre von desselben Autors: „In Reih und Glied" zweifelhaft bleibt, daß zu dem Bilde des Helden Lassalle gesessen hat. Aber überall ist doch der richtige Tact gewahrt, den benutzten Personen sind immer nur einzelne frappante, für den vorliegenden Zweck passende Züge entnommen, und in allem Uebrigen hat der Verfasser der freien dichterischen und künstlerischen Gestaltung ihr volles Recht widerfahren lassen. Verwerflich dagegen ist eine solche Verwerthung wirklich existirender Personen sowohl, wenn der Autor die Characterzeichnung derselben in hämischer Weise bis zur Carricatur und Unnatur treibt, wie das beispielsweise in dem ganz verfehlten Roman: „Vervehmt," der Fall ist, als auch wenn er sie — und sei es in der löblichsten Absicht — so photographisch getreu bis in die kleinsten Einzelheiten hinein nach dem Leben copirt, womöglich mit Beibehaltung ihrer Namen, daß sie eben nicht mehr in den Rahmen eines durch die freie dichterische Phantasie geschaffenen Kunstwerkes hineingehören, und das hat sich Galen eben mehrfach zu Schulden kommen lassen. Wir wollen ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er hie und da berühmte Künstler und Künstlerinnen in seinen Romanen episodisch auftreten und theilweise mithandeln läßt, wie Franz Liszt, Clara Schumann, Vieuxtemps in „Emery Glandon," den genialen Ludwig Devrient mit seinem von ihm unzertrennlichen Freunde Hoffmann und dem ihm wie ein Schatten folgenden, später gleichfalls so berühmten Seydelmann und andre mehr; die Charakteristik derselben, besonders die des größten aller deutschen Mimen ist so vorzüglich, daß wir ihr mit Freuden folgen, zumal Galen sich bemüht hat, das wüste und liederliche Leben so vieler großer Meister auf dem Gebiete der Kunst psychologisch zu erklären und zu rechtfertigen, aber ein entschiedenes Veto müssen wir gegen die Art und Weise einlegen, wie vor Allem in den „Insulanern," Ehrenmännern, die in ganz Rügen und Pommern wohlbekannt sind, mit ihrem vollen Namen und vom Scheitel bis zur Sohle treulich abconterfeit als Haupthebel der ganzen Erzählung, freilich in äußerst schmeichelhafter Schilderung, vorgeführt werden. Ein gleiches scheint in den schweizerischen Romanen: „Die Tochter des Diplomaten" und „der Löwe von Luzern" mit dem Führer Michel vom Grindelwald, dem berühmten Bergsteiger Oberst Halder und mehreren anderen der Fall zu sein — wenigstens belehren uns hie und da von Galen selbst unter den Text gesetzte Noten, daß wir es hier mit wirklich noch lebenden und weit und breit bekannten Persönlichkeiten zu thun haben. Mögen immerhin die Betreffenden für die Verherrlichung ihrer ehrenwerthen Handlungen und ihres vortrefflichen biederen Charakters dem Verfasser persönlich ihren besten Dank wissen — in einen Roman gehören sie nun einmal in dieser allzu lebenswahren Form nicht hinein, und müssen im Leser jede Illusion von vorneherein zerstören. Allzu getreu photographirt sind auch nicht selten die Oertlichkeiten in Galens Schriften, obwohl gerade hierin der Verfasser eine Virtuosität entfaltet, die ihres Gleichen sucht. Geschickt weiß er stets die verschiedenen Stimmungsmomente seiner Personen, speziell seiner Helden und Heldinnen, in vollen harmonischen Einklang mit der Stimmung der sie umgebenden Landschaftsbilder zu setzen, oder, besser gesagt, die Hauptereignisse und hervorragendsten Scenen seiner Erzählungen an Gegenden spielen zu lassen, deren ganzer Ton denselben aufs Innigste angepaßt ist, und deren äußerer Naturreiz noch den Reiz der geistigen und seelischen Vorgänge, sei es Einzelner, sei es zweier durch Liebe Verknüpfter, belebt, und diesen gleichsam eine höhere Weihe verleiht. Er hat sich damit ein ganz eigenthümliches Gebiet geschaffen, auf dem er neuerdings freilich auch bedeutend ausschreitet, und die Schilderung der Gegenden so sehr die eigentliche Handlung überwiegen läßt, daß diese fast ganz erdrückt und die Geschichte an und für sich ganz unbedeutend wird, wenn erstere auch immer noch bei Weitem geschickter in den Fortgang der Erzählung verwebt ist, als etwa in Beckers „Hedwig", in der man stellenweise wirklich nicht viel mehr als einen Fremdenführer für den Wasgau zu lesen glaubt. Alle von Galen geschilderten Gegenden tragen das Gepräge der Anschaulichkeit und Wahrheit und sind sicher an Ort und Stelle nach der Natur aufgenommen, mag uns nun der Autor in die romantischen Partien Englands und Schottlands, nach Wales an die Ufer des lieblichen Wye und hinauf in den hohen Norden nach Sutherland mit seinen gewaltigen Bergriesen, dem Ben More und Ben Uarram, zum Shin-See und zur Durneßbay, zur Smowhöhle mit ihrem

Digitized by Google

Druidenstein und unterirdischen Wasserfall und zum Leuchtthurm auf dem meerumbrandeten Cap Wrath, oder hin in die an gewaltigen Naturscenen so reiche Schweiz führen, ins Berner Oberland mit der majestätischen Finsteraarhorngruppe und dem Prachtbau der Jungfrau, nach Interlaken und Unterseen, zur Furca und zum Grindelwaldgletscher mit seiner in wunderbarem Farbenspiel schimmernden Eisgrotte, zum umeisten St. Gotthardshospiz, zum Vierwaldstättersee und nach Luzern mit dem herrlichen, nach Thorwaldsens Modell aus Felsen gemeißelten sterbenden Löwen, an den Fuß des Montblanc, nach Argentières und unzähligen anderen reizerfüllten Orten dieser erhabenen Gebirgswelt; — mag er die anmuthige Havelgegend, die sandige Mark, die Ufer des majestätischen Rheins und der Elbe, Hamburg mit seinem unabsehbaren Mastenwald, Cuxhaven und das Watt, Westphalens rothe Erde, die sächsische und böhmische Schweiz und Prag mit seiner interessanten Judenstadt malen; — mag er uns die nordischen Küstenlandschaften, oder Rügen, oder endlich das Meer selbst, vor Allem die Ostsee mit ihren wechselnden Erscheinungen, in erhabenen und ergreifenden Bildern vorführen. Verbunden mit diesen vorzüglichen Naturbeschreibungen sind dann — und darin liegt die Hauptstärke Galens — die interessantesten ethnographischen Skizzen, treffende Schilderungen von den Sitten, Gebräuchen und Volksfesten und einzelnen Landstrichen, z. B. der Schweiz, Rügens, Schleswig-Holsteins ꝛc., und schlagende Bemerkungen über die verschiedenen Nationalitäten, ihre Stammes- und Racen-Eigenthümlichkeiten, Vorzüge und Nachtheile, die theils mit wenigen humoristischen Strichen, theils auch in längeren und leider vielfach zu lang ausgesponnenen Episoden und Genrebildern gezeichnet sind, wobei am schonungslosesten die blasirten Engländer und Amerikaner gegeißelt werden, wie sie zu Hunderten und Tausenden den Continent unsicher machen, und durch ihren Ueberfluß an Unliebenswürdigkeit, Dünkel und Albernheit nur zu häufig ein ganz falsches Licht auf ihre übrigen achtungswerthen Landsleute werfen.

Lassen wir zum Schluß unserer Skizze nun noch die hervorragendsten von Galens Romanen selbst eine kurze Revue passiren! Abgesehen von seinem frühesten Werke, „Der Inselkönig", der trotz mancher hübscher Einzelnheiten — z. B. der Schilderung von dem akademischen Leben und Treiben des Helden und seiner Freunde — doch seiner allzu großen Unwahrscheinlichkeit und übertriebenen Phantasterei wegen als verfehlt betrachtet werden muß, nimmt sein erster, von wirklich durchschlagendem Erfolg begleiteter Roman: „Der Irre von St. James" noch immer, wie schon oben betont, unter allen die erste Stelle ein. Die Verwicklung ist einfach, natürlich, aber doch von höchster Spannung — der Irre, Mr. Sidney, ist eben kein Irre, sondern durch abscheuliche Familienkabalen ins Irrenhaus gebracht, aus dem er dann endlich mit Freundeshilfe entrinnt, alle Intrigen besiegt, seinen wohlverdienten Rang sich erkämpft und auch seine verlorne Gattin wieder findet — und ist auch die Charakteristik des alten Lords, des Vaters des Irren, und des jüngeren Sohnes Mortimer, der zu sehr an die Carricatur eines Franz Moor erinnert, etwas schroff und übertrieben, so muß doch dem Buche ein bedeutsamer Werth zugesprochen werden, der noch gesteigert wird durch die zahlreichen feinen Beobachtungen und scharfsinnigen Bemerkungen über Irrenanstalten, besonders englische, und ihre Einrichtungen, Geschichte und Behandlung der einzelnen Wahnsinnigen, ihr geselliges Leben, ihre Vergnügungen und Feste, so über die von den Irren von St. James veranstaltete Aufführung des König Lear, die psychologisch von ungemeinem Interesse ist. — Ein Pendant dazu liefern die Besprechung des Irrenhauses und die ausführlichen Skizzen über einzelne merkwürdige Wahnsinnsphänomene, besonders den Größenwahnsinn, in „Baron Brandau und seine Junker," einem der besten Erzeugnisse aus Galens Feder, in welchem der Grundsatz: „wie der ungemäßigt fieberhafte Durst nach Geld zum Verbrechen, so führt der rastlos ungesättigte Trieb nach Ehre und Auszeichnung ohne Arbeit und Mühe zum Wahnsinn, und allein der wohlgerathenen Arbeit des denkenden Kopfes und der fleißigen Hand folgt der Segen des Herrn," mit folgerichtiger Consequenz poetisch bewahrheitet ist. Ein ähnlicher Grundsatz, mit beißender Ironie auf die verkommenen Adelszustände unserer Zeit ist denn auch, leider etwas zu weitschweifig, in der interessanten Familiengeschichte: „der grüne Pelz" durchgeführt, deren Reiz

Digitized by Google

noch durch treffende Schilderungen westphälischen Lebens, besonders unter den reichen Freibauern erhöht wird. —

In seiner Art gelungen ist auch „Fritz Stilling" zu nennen, die Lebensgeschichte eines Arztes, die unbestreitbar auf wirklichen Ereignissen beruhen muß. Sind auch einzelne Episoden viel zu lang gerathen und eine Menge unwichtiger Dinge mit ungebührlicher Breite behandelt, wodurch die Einheit der Composition vielfach gestört wird, so fesselt das Ganze doch in hohem Grade durch seine überaus reichen historischen Denkwürdigkeiten sowohl aus den Befreiungskriegen, mit besonderer Rücksicht auf die damaligen militairärztlichen Verhältnisse, als auch aus dem staatlichen und socialen Leben jener Zeit und der bald darauf folgenden Reactionsepoche, vornehmlich an den kleineren deutschen Höfen, aus den heimlichen Treiben der Dunkelmänner und den Wühlereien der Jesuiten, die ein treffliches Spiegelbild für so manche Bestrebungen unserer Gegenwart liefern. Mit scharfen Strichen sind die hohlen, sittenlosen Zustände der damaligen sogenannten feinen Welt, der faullenzenden Hofschranzen und der jungen Edelleute und Officiere gezeichnet, und geschickt in die Handlung die zum größten Theil auf Schwindel beruhenden frühesten Versuche mit dem thierischen Magnetismus und dem Somnambulismus eingeflochten. In mancher Beziehung ergänzt werden diese historischen Darstellungen in dem „Sohn des Gärtners," ein Buch, das die Rechte des Herzens, Gemüthes und Geistes gegenüber den Forderungen der herkömmlichen Convenienz und der zur Unnatur gewordenen Hofetiquete vertritt, und werthvolle Notizen aus dem Burschenleben und den demagogischen Umtrieben auf den deutschen Universitäten, besonders in Göttingen, im Anfang der dreißiger Jahre enthält. Auf vielfach wirklichen Erlebnissen, wahrscheinlich aus des Verfassers eigener Jugendzeit, scheint auch „Walther Lund" zu beruhen, der romantischste von Galens Romanen, der die dornenvolle und erst nach längeren Kämpfen zur festen Existenz sich durchringende Laufbahn eines Schriftstellers zum Gegenstande hat.

In „Emery Glandon" und dem „Leuchtthurm auf Cap Wrath" spricht vor Allem die eingehende Beschreibung des englischen Lebens, vornehmlich in den höheren Adelskreisen, und der seltsamen, durch alterthümliches Herkommen geheiligten Widersprüche und Abgeschmacktheiten an, die sich tausendfach in denselben finden. Grelle Streiflichter auf die mannichfachen Narrheiten und Verkehrtheiten der feinen englischen Gesellschaft und der durch ihren Reichthum und insularischen Dünkel aufgeblähten und sich als Träger der einzig wahren Civilisation betrachtenden Geldaristokratie wechseln mit anmuthigen und wohlthuenden Bildern aus dem patriarchalischen Leben der wahrhaft gebildeten und geistig veredelten Briten. Gleich interessante Skizzen zeichnen auch den ersten Band von „Nach zwanzig Jahren" aus. Bemerkenswerth ist noch die Stellung, die Galen im „Emery Glandon" und ebenso in der wohl mit zu diesem Zweck verfaßten Erzählung: „Jane die Jüdin" dem Judenthume gegenüber einnimmt, an dem er allen modernen Judenfressern zum Trotz die große geistige Triebkraft, die gewaltige Schöpfungsfülle auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, und selbst die oft verkannte Gemüthstiefe energisch vertheidigt. — Hervorzuheben sind endlich noch die beiden geschichtlichen Bilder „Andreas Burns und seine Familie," das ein anschauliches Gemälde des deutsch-dänischen Krieges von 1848—50 in scharfer auf Autopsie beruhender Detailmalerei entrollt, und in dem später, erst nach Losreißung der Herzogthümer von Dänemark geschriebenen Roman: „die Tochter des Diplomaten," dessen Motiv ein nach langen inneren Kämpfen geheilter Familienzwist zwischen einem fanatischen Dänen und einem deutschen Patrioten bildet, gleichsam seinen historischen Abschluß findet, — und der „Strandvogt von Jasmund."

Die übrigen Romane Galens sind von geringerem Werth, theilweise sogar ganz unbedeutend — doch helfen sie alle das oben genauer skizzirte Gesammtbild des Autors vervollständigen, und können wir seinem liebenswürdigen und schönen Talente, das sich niemals — was bei der vorherrschenden Geschmacksrichtung so vieler unserer heutigen Schriftsteller wohl zu betonen ist — zu Schilderungen von zweideutigen und schlüpfrigen Scenen erniedrigt, sondern stets in den engsten Grenzen des Anstandes und der Sitte verbleibt, uns nicht nur angenehm zu unterhalten, sondern vielfach eindringlich anzuregen und zu belehren versteht, nur in seinem eigenen Interesse wie in

Digitized by Google

dem seiner Leser den wohlgemeinten Rath ertheilen, die ihm noch immer zu Gebote stehenden reichen Mittel nicht durch allzugroße und allzuflüchtige Production vor der Zeit zu vergeuden. —

Vom Büchertisch.

Adalbert Stifters Werke. Briefe, herausgegeben von Johannes Apprent. Drei Bände. (Pest, Heckenast).

** „Briefe," sagt Göthe, „gehören unter die wichtigsten Denkmale, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins oder Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam." — „Was den Besten aller Zeiten wie ein unwandelbares Gattungsmerkmal ausgeprägt ist, tritt uns auch in Stifter unverkennbar entgegen", sagt A., „er kannte ein Höchstes, und hatte den Muth, es erringen zu wollen. Das Loos, daß es ihm doch nicht ganz gelungen, theilte er mit allen, selbst den Beglücktesten. Denn was dem Einzelnen auch zu wirken und zu vollbringen vergönnt sei, es ist doch niemals das Ganze, und auf den Lippen, wenn sie sich für immer geschlossen haben, schwebt noch etwas, wie ein nur halb ausgesprochenes Geheimniß. Darum, in dem dunklen Gefühle, daß der Mensch unendlich mehr ist, als die ganze Summe des von ihm Ausgegangenen, suchen wir uns ein Bild von ihm zu bewahren, daß der wirksame Geist seines Lebens in faßbarer Form noch eine Zeit lang mit unter uns wandle. Zur Erfassung dieses Ersten und Wesenhaften in Stifter, aus dem sein Dichten erst wie ein Zweites hervorging, werden seine Briefe die unverfälschbaren Einzelzüge bieten, die im allmäligen Aneinanderschließen immer deutlicher die volle Persönlichkeit hervortreten lassen." Und diese Persönlichkeit ist allerdings eine wesentlich bestimmtere und plastischere, als man nach dem sinnig gemüthvollen, meist auf malerische Wirkungen ausgehenden Styl seiner Bücher erwartet hätte. Stifter war eine wesentlich lyrische Natur, und theilte deshalb auch die psychischen Eigenschaften der meisten Empfindungsmenschen. Er war bei aller Selbständigkeit des Urtheils, bei aller Schärfe der Beobachtung doch manchmal von seltsamer Aengstlichkeit und mit einem Sinn für das Einzelne — für das Filigran des Lebens begabt, wie er nicht sehr häufig ist. Außerdem aber tritt uns aus seinen Briefen eine überraschende Thatsache entgegen, die wohl eine nähere Erklärung des Herausgebers verlangt hätte. Mit einem Worte gesagt: Stifter scheint ganz außerhalb der Literatur gestanden zu haben. In den ganzen drei starken Bänden findet sich auch nicht ein Brief an irgend einen bekannten Dichter oder Schriftsteller der letzten dreißig Jahre. Eine solche Isolirtheit ist auf keinen Fall natürlich, auch wenn man in einer österreichischen Provinzialstadt lebt — und deutet vielmehr auf ganz bestimmte Erfahrungen oder seltsame Gemüthseigenschaften. Stifter war kein Coteriemensch, aber er scheint selbst gelegentlichen Anknüpfungen in Wien ꝛc. mit Absicht aus dem Wege gegangen zu sein. Theilweise wird diese Absichtlichkeit constatirt durch die ausdrückliche Geringschätzung, die er von der Literatur der Gegenwart hatte. Seine Briefe mangeln nicht an Urtheilen über Zeitgenossen, manchmal der seltsamsten Art, im Ganzen aber haben diese Mittheilungen nur höchst ausnahmsweise mit literarischen Dingen zu thun. Die ersten Briefe aus den Jahren von 1832—67 sind an Adolph Frhrn. v. Brenner, an Frhrn. v. Handel, an Graf Mailath, Bruder Anton, Joseph Türk und Maler Bürkel in München, an den Maler Geiger und die Baronesse v. Eichendorff — und zwar zu Lebzeiten ihres Gemahls, des bekannten Dichters — gerichtet. Als charakteristisch für seine Anschauung mag beispielsweise hervorgehoben werden seine Verwerfung des Schiller'schen Wallenstein und daneben seine Bewunderung des Fechters. — Ausführlich zieht er brieflich gegen „Soll und Haben" zu Felde, und über Sternberg sagt er gelegentlich: „Ich las erst unlängst Sternbergs Ritter von Marienburg. Ich bin wahrhaftig trotz meinem Wehren dümmer und schlechter durch dieses Buch geworden. Man weiß nicht, ist es mehr dumm und hirn-

Digitized by Google

verbrannt, oder ist es mehr lasterhaft, was in diesem Buche steht. — Auch in Form und Anlage steht die Rohheit noch tief unter der von Eugen Sue. Das Buch hört auf, und ist nicht zu Ende; es erzählt, und rückt nicht fort; es gibt Menschen, die in Anecdoten zerhackt werden, die wieder statt Inhalt Verrücktheit oder Verruchtheit bringen — und diesen Mann nannte neulich die „Allgem. Ztg." den Feinmeister. Sollte Kolb einen derlei Berichterstatter nicht mit dem Besen fortjagen?" Dann über Julian Schmidt unter Anderem: „Frau von Binzer zwang mich, ihr zuzuhören, da sie mir Julian Schmidts Kritik des Nachsommers in den Grenzboten vorlas. Wie ist das kläglich und albern. Nicht blos, daß der Mann auf keinem ästhetischen Standpunct überhaupt steht, sei er nun so oder so, sondern daß er nur allerlei philosophische Sätze neben dem Werke sagt: so sind auch diese Sätze nicht wahr, sie können augenblicklich nicht widerlegt werden, ich wußte diese alle längst, und habe längst ihre Nichtigkeit und Gemeinheit erkannt, es ist nur die Anmaßung bewundernswerth, womit der Mann diese Dinge, die vielleicht sein Reichthum sind, aufzählt. Man sagt mir, er sei noch jung. Seine Literaturgeschichte fand ich ein paar Mal in der „Allg. Ztg." abfertigend erwähnt. Wenn man jung ist, muß man freilich Literaturgeschichte schreiben. Zufälliger Weise fand ich in einem Probeblatte, das man mir ins Haus sandte, dieser Tage noch einen Aufsatz von J. Schmidt, der dieselbe sich aufschwellende Unreifheit und daher Anmaßung zeigte, wie die Kritik. Ob der Mann Talente besitzt, kann ich aus dem Wenigen nicht sagen; aber das kann ich sagen, daß er fleißig lernen sollte, falls er Talent hat. Die Tageskritik schwebt mir bei meinen Arbeiten nie vor Augen, und aufrichtig gesagt, ein Publikum wahrscheinlich überhaupt nicht, oder das nur eines einzigen strengen Mannes, der ich selbst bin, und der ich leider nie zufrieden war, was aber nicht hindert, daß ich mich meiner Haut wehre, wenn man mir andere Fehler aufbringt, als die ich habe, nur daß ich nie die Oeffentlichkeit zum Kampfplatz wähle, sondern da lieber schweige. Vor der Meinung bestimmter höherer Menschen habe ich eine sehr große Ehrfurcht, und nehme ihr Urtheil mit Unterwerfung an." — Interessant sind seine Briefe an Ottilie Wildermuth, dann seine Excurse über Malerei, über den Unterschied von Epos und Drama — an Walter Scott gemessen. „Es erscheinen da bei dieser Art die Völker als großartige Naturproducte aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, in ihren Schicksalen zeigt sich die Abwicklung eines riesigen Gesetzes auf, das wir in Bezug auf uns das neue Sittengesetz nennen, und die Umwälzungen des Völkerlebens sind Verklärungen dieses Gesetzes. Es hat das etwas geheimnißvoll Außerordentliches. Es erscheint mir daher im historischen Romane die Geschichte die Hauptsache und die einzelnen Menschen die Nebensache, sie werden von dem großen Strome getragen, und helfen den Strom bilden. Darum steht mir das Epos viel höher als das Drama, und der sogenannte historische Roman erscheint mir als das Epos in ungebundener Rede. In der Ilias ist es weniger Achilleus und sein Zorn, der vorgeführt wird (er tritt ja sehr wenig auf), als das vielgliedrige, buntgestaltige, griechische Leben, das da in den verschiedensten Gefühlen und Erregungen zu menschlicher Erscheinung kommt. Man könnte fast aus der Ilias Stammtafeln griechischer Geschlechter entwerfen. Darum ist die Aeneis so klein dagegen, trotz der wunderbaren Form, weil sie eitles Lob Roms als Hauptziel anstrebt, da um Gründung dieses Reiches sich Götter und Menschen bemühen, ohne daß man einen rechten Beweggrund einsieht, warum Rom entstehen müsse, und weil im Gedichte der dünne Faden eines einzelnen Menschen hinläuft, welcher Mensch noch dazu nicht so groß ist, daß er uns erschüttert. In der Ilias sind die Götter gewaltigere Menschen, die mit Gefühlen und Leidenschaften Partei nehmen, und Furchtbares hervorbringen." — Rührend und ergreifend sind die Briefe an seine Frau, in denen nach dreißigjähriger Ehe eine fast jugendliche Wärme und Begeisterung athmet. Der weitaus größte Theil jedoch, beinahe drei Viertel sämmtlicher Briefe, sind an seinen Verleger, A. Heckenast, gerichtet; dies Freundschaftsbündniß concentrirt die Ausstrahlung seines Wesens mehr und mehr in einem Focus, so daß dieser Theil der Correspondenz fast den Werth eines chronologischen Tagebuchs gewinnt, in dem sich sein Leben im Großen und im Kleinsten abspiegelt. Aber auch hier ist es seltsam, daß in einer Zeit der Eisenbahnen und des gesteigerten geistigen Verkehrs ein Dichter vom Range Stifters ein vollkommenes literarisches Einsiedlerleben führen konnte —

Digitized by Google

ein Fremdling in der heutigen Literatur, die er mit so reichhaltigen eigenartigen und liebenswürdigen Gaben beschenkte, daß ihm die Geschichte derselben eine besondere Rubrik eröffnen muß. Niemand wird die Bekenntnisse und Lebensäußerungen dieser tiefen und reinen Natur, wie sie in diesen Briefen sich darbietet, ohne erhöhtes Interesse aus der Hand legen.

Wir schließen dieser Anzeige noch einige beiläufige Notizen an. Von R. Hamerlings „Ahasver in Rom" ist die sechste Auflage, von Ernst Scherenbergs Gedichten „Stürme des Frühlings" die zweite Auflage erschienen. — Der Verlag von Decker (Berlin) publicirt zwei anmuthige Gaben: zuerst eine Künstler-Novelle „Auf bornigem Pfade" von R. L. Stab; die Erzählung behandelt die Geschichte einer dramatischen Künstlerin, die allen Versuchungen Trotz bietet, aber gerade deshalb ins Unglück kommt, bis sie von einem reichen Adeligen geheirathet wird. Die alte Liebe zur Kunst bricht später wieder durch, und sie wendet sich zur Bühne zurück, nachdem sie sich von ihrem Mann getrennt. Der Baron wird nun selber Dramatiker, und seine Frau Anita spielt, ohne es zu wissen, in einem Stück ihres Mannes, der sich schließlich wieder mit ihr versöhnt, und sie zum zweiten Male definitiv erobert. Das Motiv erinnert an Hopfens „Peregretta". Die Darstellung jedoch ist so sinnig und, dem heutigen Geschmack entgegen, zurückhaltend, maßvoll, daß wir eine weibliche Feder zu erkennen glauben, und ihr Glück zu diesem Debut wünschen. — Im selben Verlag erschien ein Band „Novellen und Skizzen für ihre Freunde" von Helene. Die meisten derselben bewegen sich in hocharistokratischer Sphäre, und sind auch darin vornehm, daß die eigentlichen Leidenschafts-Accente möglichst unterdrückt werden. „Ein Wiedersehen" erzählt die Geschichte zweier Bevorzugter, deren Bündniß durch Launen und Mißverständniß hintertrieben wird. Beide schließen par dépit eine andere Ehe, finden sich aber wieder, nachdem der Tod sie von den unnatürlichen Fesseln erlöst hat. Ein ähnliches Motiv hat die zweite Erzählung „Ina". Die dritte „In eilfter Stunde" behandelt das Geschick einer heruntergekommenen Gräfin, deren Tochter Schenkmädchen an einer Heilquelle geworden. Dort entdeckt eine Fürstin den Edelstein, erlöst die Familie, und ihr Sohn heirathet später das Aschenbrödel. Die Hauptsache aber, wie dieser junge Fürst und die aus dem Elend Erhobene ein Paar werden, würde einen Roman für sich bilden — in den Novellen Helenens erfahren wir nur die Resultate. Davon abgesehen zeichnet diese Erstlingsgaben ein entschiedenes Talent für sogenannte Stimmungsbilder aus, und wir glauben in der Annahme nicht zu irren, daß die Verfasserin gerade an Stifter und Storm eine glückliche Schule durchgemacht hat.

Im Gebiete der dramatischen Literatur haben wir heute einer Tragödie „Papst Sixtus V." von J. Minding zu erwähnen, die wohl geeignet sein dürfte, gerade unter den gegenwärtigen Umständen Aufsehen zu machen. Die Tragödie selbst erschien bereits vor zweiundzwanzig Jahren, und fand an Julius Mosen einen eifrigen und warmen Protector. Wer den damaligen Usus der Intendanzen kennt, wird es nicht verwunderlich finden, daß dies eigenartige und bedeutende Werk dennoch unbeachtet in den Theaterbibliotheken liegen blieb. Jetzt ist es von Cl. Rainer und A. Becker, dem Director des herzoglichen Theaters von Oldenburg, aus dem Staube hervorgezogen und für die deutsche Bühne neu bearbeitet — außerdem mit einem ausführlichen Essay „Ueber die tragische Schuld und die poetische Gerechtigkeit" eingeleitet. Der Verfasser, um von diesem noch ein Wort zu reden, hat damals, verstimmt von der Nichtbeachtung, auf jedes poetische Schaffen verzichtet, und ist kurz nachher als Arzt in Amerika zu Grunde gegangen. Sein Werk ist allerdings eine höchst beachtenswerthe dramatische That, und verdiente wohl der Berücksichtigung einer oder der andern intelligenten Bühnenleitung. In erster Linie steht dabei der Herausgeber selbst, und wir erwarten, zu hören, daß man, wenigstens in Oldenburg, einen Versuch der Aufführung machen werde. Die Gestalt Sixtus V. ist von allen Statthaltern Petri von je her eine der „chargirtesten" gewesen. Bekanntlich spielte der Hirtenknabe Peretti, nachmaliger Cardinal Montalto, dreizehn Jahre hindurch die schlaue Comödie eines alten gebrechlichen Kranken, der kein Jahr mehr zu leben habe. Es war die Fabel vom Kater, der sich todt stellt, und Montalto hatte sich nicht verrechnet. In der Hoffnung, diesen gichtbrüchigen Greis am leichtesten leiten zu können,

Digitized by Google

wählte das Conclave ihn zum Papst; aber sofort warf Sixtus V. seine Krücken wie seine Maske weg, und entpuppte sich als einer der gefürchtetsten Terroristen, der je auf dem Stuhle Petri gesessen. Minding hat diesem raffinirten Charakter außer der historischen Treue noch einen besonderen Schwung gegeben, indem er ihn zu einem liberalen Despoten umschuf, und in ihm die Ideale eines Rienzi und des späteren Ganganelli vereinigte. Wie angeblich dieser, geht auch er durch Gift schließlich zu Grunde. Außerdem hat Minding die Gestalten Michelangelos, Galileis und Torquato Tassos in seine Tragödie verwebt — ein Reichthum von idealen Motiven, die seinem Werk allerdings Großartigkeit und Gedankenweite geben. Trotzdem möchte es doch zweifelhaft erscheinen, ob die Licenz des Poeten so weit gehen darf, Personen auftreten zu lassen, die zur gegebenen Zeit längst verstorben sind. Michelangelo war seit mehr als zwanzig Jahren todt. Davon abgesehen, hat Mindings Werk eine gewisse einfache Größe des Baues und Tiefe der Charakteristik. Die Umarbeitung der beiden Herausgeber ist im Ganzen geschickt und praktisch gemacht. Im Anhang ist das Original der veränderten Scenen beigefügt, so daß die Wahl zwischen der ursprünglichen Form und der jetzigen offen bleibt.

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

⊙ Es wird an Ihren Referenten an dieser Stelle wohl Niemand das Verlangen stellen, zu den Tausenden von Essays, in denen sich die gebildete Welt bis jetzt über Hamlet versucht hat, noch einen weiteren zu schreiben. Das Unglück aller großen Dichter sind die Exegeten. An jede Stelle, die der einfache Ausfluß eines erhabenen Geistes ist, hängen sie sich, und je schwächer sie sind in der Erklärung aus dem Kunstwerk heraus, desto stärker fühlen sie sich, und desto erpichter klügeln sie in die Dichtung hinein. Das Verständniß unserer Dichter wird darum nicht leichter, nur die allgemeine Bildung eine schwächere, verblaßte, eine halbe. Denn anstatt aus eigener Kraft in die Schönheiten eines Kunstwerkes sich zu vertiefen, mit dem Secirmesser das Skelett herauszuschälen, den Bau zu ergründen und auf diese Weise die ganze Freude, die dem Schaffenden über dem Herantwachsen seines Werkes geworden, nachzuempfinden, ist es freilich bequemer, ein oberflächliches Literaturwerk neben sich liegen zu haben und am Gängelband des Erklärers langsam in das Gewünschte sich einführen zu lassen. Nicht umsonst ist diese Erklärungswuth eine Krankheit unserer Zeit; weil ihr der gesunde Gaumen abhanden gekommen ist, läßt sie sich von anderen über den Geschmack des Gerichtes belehren. Was früher Gemeingut war, ist jetzt das Eigenthum einer kleineren Zahl; im selben Maße ist der gesunde Sinn geschwunden, als die Bildung sich verallgemeinert hat. Ich möchte diese Sätze nicht mißverstanden sehen. Aber wer, z. B. um bei Shakespeare zu bleiben, nur seine Bibliographie durchblättert, wie sie der fleißige Sammler, Hr. Albert Cohn, in den verschiedenen Jahrbüchern der deutschen Shakespearegesellschaft zusammengestellt hat, der wird sich eines gelinden Schauders nicht erwehren können. — Mit den Erklärern wetteifern die Darsteller, und sie erzielen noch weit monströsere Dinge, als diese, weil ihre Kunst, die der Augenblick gebiert und die mit dem Augenblick verschwindet, diesem sich anpaßt, auf diesen berechnet ist und der Nachhilfe des Gedankens in den meisten Fällen entbehrt. Der Detaileindruck verfliegt, der der Gesammtheit bleibt. Der Darsteller muß anordnen, wie der bildende Künstler. Wer den Baumschlag im Hintergrunde so pünktlich geben wollte, wie vorne den Grashalm, Mensch und Thier entsetzten sich über sein Bild. Und seltsamer Weise, was vom Dichter, vom Maler verlangt wird, die Vertheilung, die Perspective, das wird dem Schauspieler so leicht nachgesehen, das wird beklatscht, wie Possarts Hamlet, bei dem ich glücklich hiemit angekommen wäre.

Possart hat sicherlich die Shakespeare-Literatur in ausreichendem Maße durchgearbeitet und die bedeutenderen Werke über diesen Dichter, soviel er deren habhaft werden konnte, memorirt. Dies Studium einer Rolle bekleidet sie mit

Digitized by Google

manchem Interessanten, mit pikantem Detail, und wenn auch nie die alten Schauspieler-traditionen von ihm außer Acht gelassen werden, so bringt er hie und da doch eine überraschende neue Kleinigkeit. Allein die vielen und schönen Gaben, die ihm verliehen sind, verdunkelt Possart durch ein überstudiertes Wesen, und es wäre sicher zu bedauern, wenn er auf diesem Wege unfehlbar in kurzer Zeit zum Manieristen würde. Mir ist einmal aus der Bibliothek eines Theaters die herausgeschriebene Rolle einer Schiller'schen Tragödie unter die Hände gekommen. Sie war auf allen Seiten mit Tinte und Blei beschmiert; keiner der Schauspieler, die den Helden in der langen Reihe von Jahren darzustellen hatten, hatte versäumt, seine Bemerkungen darin einzutragen. So fand sich denn beinahe kein Vers, mit dessen Vortrag ein oder der andere nicht Beifall erzielt hätte. Und bei jedem Vers stand die Schminke verzeichnet, die den Applaus verdienen half. Der Vergleich mit unserem Künstler liegt nahe genug. Ich weiß nicht, ob Rümelin, der Realist, den Possart'schen Hamlet gesehen; was er über dies Shakespeare'sche Stück behauptet: es sei blos scenenweise geschrieben und ermangle ganz der künstlerischen Einheit — kann fast nur der Eindruck einer ähnlichen Aufführung veranlaßt haben.

Zu dem vortrefflichsten, was über Hamlets Auffassung geschrieben wurde, zählt ein Essay des Historikers Roßmann: Er sagt unter Anderem: „Eine Seele, wie die Hamlets, die sich im Namen Gottes und der Menschheit beleidigt fühlt, muß von der schaudervollen Kunde des Verbrechens zerrissen werden, sie muß bei dem Gedanken an die Sünde der Mutter den äußersten Gram empfinden, sie muß, der Verzweiflung nahe, in allen ihren Tiefen nach Trost und Hilfe suchen, der Selbstmord liegt ihr nahe. Hievon muß sich der Schauspieler lebhaft überzeugen; er muß das stärkste Entsetzen darzustellen wissen, und der moralische Schauder einer kindlich reinen Seele, die Unglaubliches erfahren hat, muß durch die ganze Rolle hindurch fühlbar werden. Er spiele den Hamlet mit aller Liebenswürdigkeit, deren er fähig ist; er dränge sich uns nah aus Herz heran, so daß wir von selbst in innigster Sympathie den qualvollen Windungen seiner Seele folgen. Er bemerke wohl, daß es des Dichters Absicht nicht ist, uns bei Gelegenheit der einmal angenommenen Fabel eine Reihe gedankenvoller Sentenzen, genialer, Tiefsinnigkeiten zum Besten zu geben; daß die Geistreichigkeit nicht ein Luxus, oder eine aparte Absicht des Dichters, sondern Hamlets gewöhnliches Kleid ist, das darum nicht mit Ostentation gezeigt werden muß; daß endlich der Dichter nicht charakterisirt, wo die Charakteristik nicht zugleich die Handlung motivirt oder erläutert." — Noch Näheres siehe Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft, 2. Jahrg. 1867 S. 305 ff. Dort findet sich auch die Charakteristik des Claudius: „Damit die Tragödie in ihrer Bedeutsamkeit hervortrete, muß auch der Darsteller des Königs darnach spielen. Bisher war sie ganz auf den Kopf gestellt. Der König stolzirte mit seiner Krone herum, wie ein recht braver, wackerer König, der durch Natur und Anlagen eigentlich alle Berechtigung zum Thron hätte, mindestens weit mehr als Hamlet. Sein Riesenverbrechen schrumpfte zur Schwachheit einer unglücklichen Stunde zusammen, und fast hätten wir Mitgefühl für ihn, wenn Hamlets Wahnsinn ihn genirte. Claudius muß frech, niederträchtig gespielt werden, er muß ganz der lächelnde, wollüstige, verdammte Schurke sein, als den Hamlet ihn bezeichnet; er muß gespielt werden etwa, wie Franz Moor gespielt wird, und gehört, bühnenmäßig zu reden, nicht dem König und Heldenvater, sondern eben dem Charakterspieler, dem man den Hamlet zu geben pflegt." — Aus dem Gesagten, denke ich, geht zur Genüge hervor, wie die beiden Darsteller des Hamlet und Claudius, die HH. Possart und Richter, ihre Rollen hätten spielen sollen. Die Ophelia gab Frln. Nordn als zweiten theatralischen Versuch. Sie wollte, scheint es, eine neue Wirkung dadurch erzielen, daß sie, ehe der Wahnsinn zum Durchbruch kam, die Keime des Uebels auch in jenen Scenen merken ließ, in denen dies der Dichter nicht vorschrieb. Ihre Wahnsinnsscene zeichnete das Publikum reichlich aus. Der Polonius des Hrn. Herz, der Schauspieler des Hrn. Christen und der Horatio des Hrn. Rüthling waren treffliche Leistungen. Was von den übrigen Aufführungen der Woche Aufmerksamkeit verdiente, war „neu einstudiert" „Ein Herr und eine Dame", Lustspiel in einem Aufzuge nach dem Französischen, von Blum, und das oberbayerische Volksstück in drei Acten „G'foppt is net g'heirath", eine Novität von Carl Frhrn. v. Gump-

Digitized by Google

[illegible] Diuette ist altfrankisch in Anlage und Mache. Die beiden Titelträger treffen sich wildfremd in einer Locanda der Campagna und heirathen sich schließlich, was natürlich nicht anders möglich war. Es sind viele Längen in der Dichtung; auch der Hund spielt darin die nämliche Rolle hinter der Scene, wie in einem neueren poetischen Producte der grande nation, das man uns Deutschen gleichfalls nicht vorenthielt: „Von Drüben." Ich habe es in diesen Blättern früher besprochen. Dafür ist das Dingelchen reich an harmlosem, gesundem Humor und wurde von Frl. Mary Meier und Hrn. Rohde mit solcher Virtuosität gespielt, daß man es selbst ein zweites Mal ansehen kann, und ihm sein Dasein darum gefristet werden mag. Des Frhrn. v. Gumppenberg Charakterbild wurde an zwei Abenden hintereinander gegeben, ohne sich einen durchschlagenden Erfolg erringen zu können. Dem Verfasser ist unläugbar eine große Kenntniß des Volkslebens, der Sitten und Gebräuche im bayerischen Gebirge nicht abzusprechen. Aus dieser Kenntniß entsprang wohl auch die frohe Naivetät, mit der er eine bunte Reihe von Bildern frischweg von Schliersee und Miesbach nahm und auf die ungewohnten Bretter in ihrer ganzen ländlichen Derbheit versetzte. Die Handlung ist kurz erzählt: Die Fischerliesl, die berühmte Wirthin von Schliersee, wird attaquirt von einem feurigen Maler und einem bedächtigeren Naturforscher — die Urbilder der zwei Figuren leben, in veränderter Gestalt natürlich, in unsern Mauern — sie lockt jeden dieser beiden Anbeter in die Arme seines Nebenbuhlers, und entscheidet sich selber für einen ehrlichen Wirthshausbesitzer. Um diese Personen gruppiren sich Bilder aus dem Wildschützen- und Jägerleben, Wirthshausscenen von stark realistischer Färbung, in welch letzterer auch der Dialog behandelt ist, den manche der Zuhörer deshalb nur zur Hälfte sich enträthseln konnten. Gerade dieser Localton übrigens erhöhte den Reiz für den übrigen, mit der Sprache unseres Gebirgs vertrauten Theil des Auditoriums. Bei näherem Eingehen auf den Bau der Handlung läßt sich nun freilich nicht läugnen, daß dieselbe jeglichen dramatischen Charakters entbehrt, durch und durch eine epische ist. Dadurch verliert sich im Laufe der Darstellung das anfänglich so sehr gespannte Interesse, und tritt eine gewisse Ermüdung ein, die unausbleibliche Folge des oben gerügten Fehlers. Auch der Zusammenhang der Scenen verräth eine ungeübte, bühnenunkundige Hand, und Regisseur, schien es, war keiner vorhanden, nachhelfend auf die Reihe der Bilder zu wirken und auf eine bessere Besetzung. Diese letztere namentlich ließ vieles zu wünschen übrig. Zwar schuf Frau Dahn-Hausmann ein ganz allerliebstes Genrebild in ihrer Liesl, und bewegte sich in diesem selbstgeschaffenen Rahmen aufs Trefflichste. So wußte sie namentlich den Dialect mit neckischem Humor zu behandeln und der ganzen bäuerlichen Gestalt eine gewisse Feinheit zu geben. Eine vorzügliche Leistung war die des Hrn. Christen als Staubfaden und des Hrn. Lang als Moosanderl, der Wildschütz. Hr. Goritz als Maler Pinsel war fade, und hatte seine Rolle nicht gelernt, den dummen Bruder der Liesl hätte Hr. Davideit übernehmen müssen, und für den Wirth paßte jeder andere Darsteller besser, als die etwas ungeschlachte Erscheinung des Hrn. Weixelstorfer. Wie ich höre, soll die zweite Aufführung in mancher Beziehung eine bessere gewesen sein, und durch Hinweglassung einiger Trivialitäten die Dichtung in etwas gewonnen haben.

b) Oper:

* Franz Schuberts Operette, „Der häusliche Krieg," kam, nachdem sie längere Zeit hindurch vom Repertoire verschwunden war, am 3. November im großen Hause wieder zur Aufführung und hatte sich einer allseitig gelungenen Wiedergabe zu erfreuen; es verdienen demnach nicht nur die Damen Diez, Vogl und Müller und die HH. Kindermann, Vogl und Schlosser volle Anerkennung, sondern auch der Chor. Frln. Müller („Gisella") und Hr. Schlosser („Udolin") gaben ihre Partien zum erstenmal und brachten das lustige Treiben der Gesindestube in sehr charakteristischer und dennoch maßvoller Weise zur Anschauung; sie schufen hiedurch einen allerliebsten Gegensatz zu dem pathetischen Ritterthume, dem Frau Diez („Ludmilla") und Hr. Kindermann („Graf Heribert") mit feinem Humor einen parodischen Anhauch zu verleihen wußten. Daß bei so glücklichem Zusammenwirken der Beifall, dessen sich die zierliche Musik Schuberts bisher noch immer erfreute, auch dießmal nicht ausbleiben

Digitized by Google

konnte, versteht sich von selbst; — noch mehr — es gelang der lebendigen Darstellung sogar, die ziemlich augenfälligen Schwächen des Librettо zu bemänteln: denn das von Friedrich Castelli verfaßte Elaborat ist zunächst nur dadurch interessant, daß es kaum ein zweites Libretto geben dürfte, das gleich dem „häuslichen Krieg" (der ursprüngliche Titel „Die Verschworenen" mußte Censurbedenken halber beseitigt werden!) seinen Stoff einer Komödie des Aristophanes entlehnt hätte. Castelli legte nämlich seiner Dichtung das zur Zeit des peloponnesischen Krieges geschriebne Lustspiel „Lysistrate" zu Grund.

Lysistrate zettelt unter den Frauen eine Verschwörung an, um durch hartnäckige Sprödigkeit ihre kampflustigen Männer zum Abschluß des längst ersehnten Friedens zu zwingen, was denn auch gelingt. Diese an obscönen Elementen überreiche Komödie hat nun Castelli in die Zeit der Kreuzzüge verlegt und in seiner platten Weise dramatisirt. Indem er jedoch der Verschwörung der Weiber auch eine der Männer entgegensetzte, verzettelte er die Handlung in zwei flaue Intriguen, die sich beständig auf die Füße treten, und „die Moral von der Geschicht" gibt uns der Poet in folgenden, der Schule Biedermeiers mit Haut und Haar angehörigen Schlußversen:

„Suchet keine stärkern Waffen,
Frauen, euch zum Ehestreit,
Eure angebornen siegen
Immer: Lieb' und Zärtlichkeit."

Kurz, als dramatisch wirksam wird man das Buch schwerlich bezeichnen können. Dennoch ist es dem routinirten Verfasser mehrfach gelungen, mindestens wirksame Bühneneffecte zu erzielen. Natürlich mußte es unter solchen Verhältnissen auch dem Tondichter unmöglich werden, eine eigentlich dramatische Musik zu liefern, und so behielt das lyrische Element nach Form und Inhalt die Oberhand. Daß aber dieses auf das Anmuthigste und Reizvollste sich entfalte, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erwähnung, wenn von einem Werke Franz Schuberts die Rede ist.

Die nächstfolgende Opernaufführung im großen Hause fand am 7. statt und bestand in einer Wiederholung der „Euryanthe". Ensemble wie Einzelleistungen gelangen in noch weit glücklicherer Weise, als bei der vor vierzehn Tagen gegebnen Vorstellung, und da auch der gothische Saal einem romanischen das Feld geräumt hatte, und statt mangelhafter Textbücher vollständige ausgegeben worden waren, so ist wohl mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß selbst den kritischsten Habitués nicht hinreichend Material geboten wurde, um daraus die harte Münze des Tadels zu schlagen. Die Besetzung der Hauptpartien war die gleiche geblieben mit Ausnahme der des „Lysiart," welche wegen Unpäßlichkeit des Hrn. Kindermann dießmal von Hrn. Fischer gegeben wurde und zwar in sehr vollendeter Weise, ein Lob, welches dem geschätzten Künstler in um so höheren Maaße gebührt, als er in dieser Rolle, einer der schwierigsten Baßpartien der gesammten Opernliteratur, bisher noch nie aufgetreten war, und dieselbe erst einige Tage vor der Aufführung übernommen hatte. Der stürmische Beifall, den Hr. Fischer nach seiner großen Arie zu Anfang des zweiten Actes fand, muß deßhalb in jeder Beziehung als ein wohlverdienter bezeichnet werden.

Im Residenztheater fand während der abgelaufenen acht Tage nur am 5. eine Oper statt: „Der Postillon von Lonjumeau". Auch über diese Vorstellung ist im Ganzen nur Gutes zu berichten: die Darstellung der „Frau von Latour" (Frln. Müller) erfreute durch feine Charakteristik, Hr. Nachbaur war trefflich bei Stimme, und Hr. Fischer bewährte abermals nicht nur seine musikalische Tüchtigkeit, sondern auch seine nicht hoch genug zu schätzende, ächt künstlerische Bereitwilligkeit, indem er für den erkrankten Hrn. Sigl die Partie des „Bijou" übernommen hatte, und dieselbe sehr hübsch durchführte.

Digitized by Google

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Barcelona. Das Theater Liceo in Barcelona ist mit Verdis „Sicilianischer Vesper" eröffnet worden. Als Hauptkräfte sind darin Bendazzi und die Herren Prudenza, Quintili-Leoni und Capponi aufgetreten.

Barmen. Hier geht man mit dem Gedanken um, ein stehendes Theater zu schaffen. Bis jetzt sind schon 60,000 Thlr. für den Bau eines Theatergebäudes gezeichnet worden. Die Gesammtkosten werden auf 90,000 Thlr. veranschlagt.

Cairo. Auf dem Programm der Feierlichkeiten zur Eröffnung und Einweihung des Suez-Canals steht auch eine ad hoc componirte Cantate, Text von Rugelli aus Neapel, Musik vom Prinzen Poniatowski in Paris.

Cairo. Die für unsere Stadt engagirte Opern- und Ballet-Truppe ist gesund und wohlbehalten in der egyptischen Hauptstadt angelangt; aber das Theater, in welchem dieselbe ihre Wirksamkeit entfalten soll, ist noch nicht ganz fertig, und deshalb hat der Khedive, nach der Bekanntschaft mit den musikalischen Artistenkräften lüstern, vorläufig ein großes Hofconcert befohlen, in dem alle Hauptpersonen der Truppe sich produciren sollen. Für die Eröffnung des prachtvollen, im italienischen Style gebauten Theaters sind die Oper „Rigoletto" und das Ballet „Gisella" bestimmt.

Dresden. Den Mitgliedern des k. sächs. Hoftheaters ist durch Circular kundgegeben worden, daß sie schon am 15. November behufs der Proben der General-Direktion zur Disposition zu stehen haben.

Konstantinopel. Am letzten September ward hier die Opernsaison des Raoum-Theaters mit Halévys „Jüdin" eröffnet. Aus Rücksicht auf den schon damals bevorstehend angekündigten Besuch seitens der Kaiserin Eugenie von Frankreich waren Anstalten getroffen worden, damit dieselbe in einer neueingerichteten Sultan-Loge seinerzeit den Aufführungen beiwohnen könnte. Die Freundin des Papstes neben dem Großtürken!

London. Während wir in voriger Saison nur über eine italienische Oper zu verfügen hatten, wird das nächste Jahr die Auswahl zwischen drei Operngesellschaften gestatten. Soweit bis jetzt feststeht, übernimmt der bisherige Direktor der Coventgarden-Oper, Herr Gye, das in prächtiger Weise neu aufgebaute Her Majesty's Theater. Herr Mapleson wird mit seiner Truppe Vorstellungen im Coventgarden geben und im Drurylane-Theater eine Concurrenz-Oper unter Direktion eines Herrn Wood ihr Lager aufschlagen.

London. Das St. James-Theater, das schon so viele und immer vergebliche Versuche gemacht hat, das Publikum an sich zu locken, macht abermals große Anstrengungen. Das ganze Haus ist geschmackvoll und in richtiger Farbenstimmung, aber mit zu viel Vergoldung decorirt worden. Das Parterre hat sich in lauter Sperrsitze verwandelt. Auf die Decorationen und Costüme wird die größte Aufmerksamkeit verwendet, und selbst Walter Scotts Alterthümler würde mit der historischen Treue der Trachten und Geräthe, die auf der Bühne erscheinen, zufrieden sein. Was die Vorstellungen selbst betrifft, so will man jeden Abend ein classisches englisches Lustspiel geben und mit einer kleinen Oper und einem Ballet begleiten. An den ersten Abenden sind die Londoner mit den Tänzern mehr zufrieden gewesen, als mit den Sängern und Schauspielern.

Moskau. Frlu. Minnie Hauck ist nun in der italienischen Oper in „Lucia" und „Margarethe" aufgetreten und hat im Allgemeinen auch gefallen. Daß natürlich aber ein Vergleich mit Frau Artôt nicht im Entferntesten zulässig ist, liegt wohl auf der Hand.

Paris. Das Athénée hat die Absicht, Riccis Oper „Piedigrotta" auf seine Bretter zu bringen. — In den Délassements-Comiques ist eine neue Operette von Samuel David — „Le Bien d'autrui" — mit gutem Erfolg zur ersten Aufführung gelangt, und die bei den Bouffes ans Licht gebrachten Novitäten „La Revanche de Candaule" von Dubillement und „Le Moulin ténébreux" von Bizentini haben nicht übel reussirt. — Programm von Litolffs ersterm in der großen Oper gegebenen Concert: Ouverture zu den „Girondisten" von Litolff; zwei Sätze aus Berlioz' „Damnation de Faust"; Scherzo aus der ersten und Adagio aus der vierten Symphonie von Gouvy; neunte Symphonie von Beethoven. — Pasdeloup bringt in seinem dritten Concert populaire: Ouverture zu „Lorelei" von Wallace; Symphonie in C von Mozart; „Les Préludes" von Liszt (zum ersten Male); Adagio aus einem Quartett von Haydn (alle Streichinstrumente); A dur-Symphonie von Beethoven — Am Feste Allerheiligen wurde in der Kirche St. Louis d'Antin eine neue Messe von Aug.

Digitized by Google

Durand (Organist an St. Vincent-de-Paul) aufgeführt und in der Kirche Ste. Trinité die schon bekannte Messe der Mme. de Grandval.

Paris. „Falsches Geld" hat im Cluny-Theater die Hoffnungen, die der Name seines Verfassers, Eduard Cadol, erregte, nicht ganz erfüllt. Das Stück steht hinter den „Unnützen" merklich zurück. Es ist gut und geistreich geschrieben, hat aber eine plumpe Handlung und erregt kein dauerndes Interesse. Falsches Geld hat es der Verfasser genannt, weil eine ganze Gesellschaft unächter Aerzte, unächter Künstler und ähnliche zweifelhafte Existenzen, unter die einige achtbare Menschen gerathen, auftreten. Die Heldin Bertha hat schrecklich von Verleumdungen zu leiden, schließlich siegt die Tugend.

Paris. Das Café-Concert „Tivoli" hat die 1832 zuerst gegebene Buffo-Oper „Le Mannequin de Bergame" von Fétis wieder hervorgesucht und versucht damit sein Heil. — Sardou und Offenbach haben sich vereinigt, um eine große Ausstattungs-Operette für das Theater Gaieté in Paris zu schreiben.

Paris. Das nächste literarische musikalische Ereigniß der Seine-Residenz wird die Veröffentlichung der hinterlassenen Denkwürdigkeiten des vielseitigen, federgewandten und geistvollen Hector Berlioz sein. In Deutschland, wo Berlioz' Schriften in formgewandten, gut eingeweihten Schriftstellern geschickte deutsche Bearbeiter fanden, wird man sich die Aufzeichnungen des berühmten Instrumentationslehrers und Tonsetzers nicht entgehen lassen dürfen.

Straßburg. Der Maire hat vor kurzer Zeit ein sehr wichtiges und interessantes Reglement über das Engagement der Schauspieler an dem dortigen subventionirten Theater erlassen. Darnach muß sich jeder Künstler beim Antritt seines Engagements einer Abstimmung der Abonnenten unterwerfen, welche durch einfache Stimmenmehrheit über das Engagement entscheiden. Zu der Abstimmung sind berechtigt die Abonnenten der reservirten und ersten Plätze. Jeder Künstler muß sein Debut im Laufe eines Monats beendigt haben, während welcher Zeit er dreimal in drei verschiedenen Rollen auftreten muß. Die zum Debut bestimmten Stücke wählt der Direktor aus, doch hat er die Liste derselben dem Maire zur Genehmigung vorzulegen, welcher darüber bestimmt, ob die den Debutanten zugetheilten Rollen wichtig genug sind. Die Abstimmung findet im Foyer des Theaters statt. Die Abonnenten müssen, um ihr Recht zur Abstimmung zu beweisen, ihre Abonnementsquittungen vorzeigen. Das Resultat der Abstimmung wird dem Maire und dem Direktor des Theaters mitgetheilt. Um die Fortsetzung der Vorstellungen zu erleichtern, ist es dem Direktor gestattet, diejenigen Schauspieler, welche bei ihrem Debut durchgefallen sind, noch bis zum Ablauf des ersten Monats spielen zu lassen. Nach dieser Zeit dürfen dieselben unter keinerlei Vorwand wieder auf der Scene erscheinen.

Wien. Joseph Wagner ist im Burgtheater wieder aufgetreten, von dem ihn eine anderthalbjährige Krankheit fern gehalten hatte. Seine erste Rolle war der Tell und er führte sie mit einem Kraftaufwande durch, der für seine gänzliche Wiederherstellung das beste Zeugniß gab. Das Publikum begrüßte seinen alten Liebling mit einem selbst in Wien ungewöhnlichen Beifall.

Vermischtes.

Ein sehr interessanter Fund ist in der Stadtbibliothek zu Genf gemacht worden, welche von musikalischer Seite aus bisher noch ganz unberücksichtigt geblieben war. Die französischen Psalmen-Melodien wurden seit jeher abwechselnd Guillaume Franc oder Goudimel zugeschrieben; daß der Letztere an der Erfindung derselben keinen Antheil hat, ist bereits erwiesen, aber dem ersteren Autor konnte man nicht auf die Spur kommen, bis vor Kurzem Herr Rob. Eitner aus Berlin das Guillaume Franc'sche Melodienbuch in der Genfer Stadtbibliothek gefunden hat, woraus sich nachweisen läßt, daß Franc zwar um 1565 einen Theil neuer Melodien hierzu componirt hat, keineswegs aber der Componist der ältesten Melodien ist, welche neben seinen Melodien ebenfalls aufgenommen sind und bereits in das Jahr 1542 fallen. Nähere Details über das Buch findet man im 10. Monatshefte für Musikgeschichte.

Auf dem Gebiete des Romans und der Novelle verzeichnen wir kurz folgende Erscheinungen: Edmund Höfer „In der Welt verloren", 4 Bde. (Leipzig, Günther); Karl Gutzkow „Lebensbilder", 1. Band (Stuttgart, Hallberger); F. W. Hackländer „Nahes und Fernes" (ebendaselbst).

Die „Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller" von Heinrich Kurz ist nun in ihrem vierten, von Goethes Tod bis auf die neueste Zeit (1866) reichenden Bande bis zur 10. Lieferung gediehen (Leipzig, Teubner).

Digitized by Google

Hermann Allmers' „Römische Schlendertage", über deren Vortrefflichkeit sich die Kritik einstimmig ausgesprochen hat, sind soeben in zweiter Auflage ausgegeben worden (Oldenburg, Schulze). Das Buch ist darin um zwei Capitel vermehrt, „die altchristliche Basilika" und „Pantheonsphantasien", deren ersteres unter dem ausführlicheren Titel „Die altchristliche Basilika als Vorbild des protestantischen Kirchenbaues. Eine Studie" als Separatabdruck zu haben ist.

Die Gartenlaube erweckt nun auch in Rußland Nachfolge. Der Verlagsbuchhändler Ad. Marcks in St Petersburg kündigt an, daß er vom Anfang des nächsten Jahres an ein illustrirtes russisches Familien-Journal unter dem Titel „Niwa" erscheinen lassen werde, welches in wöchentlichen Nummern von je 2 Bogen im Format der Gartenlaube mit je 2 Illustrationen ausgegeben werden und für Rußland dieselbe Bedeutung gewinnen soll, wie die Gartenlaube für Deutschland.

Vom Handlexikon der Tonkunst (Verlag von Hermann Weißbach, herausgegeben unter Redaction von Dr. Oscar Paul) ist die erste Lieferung (Preis 28 Sgr.) erschienen, welche zehn Bogen umfaßt und von A bis Trivio reicht. Der Herausgeber giebt im Vorworte die Erklärung, daß es sein Wunsch gewesen sei, das Buch als ein Ganzes erscheinen zu lassen, damit alle Ergänzungen und Druckfehlerberichtigungen zugleich mit der vollständigen Arbeit dem Publikum hätten überliefert werden können. Geschäftliche Gründe dürften jedoch das Erscheinen in Lieferungen rechtfertigen.

(Indische Zeitungen.) In einer Rede, welche Garcin de Tossi an der Schule für lebende orientalische Sprachen zu Paris hielt, schilderte dieser Gelehrte, wie das Hindostani anfängt, als Sprache der Gelehrten jenes Landes seine Herrschaft immer mehr auszudehnen. Jenen Mittheilungen zufolge dürfte unzweifelhaft das Hindostani binnen wenigen Jahren eine der wichtigsten Sprachen des Ostens sein, mittelst der sich Millionen von Asiaten verständigen. Ein Beweis für das kräftige Wiederaufblühen der indischen Literatur liegt in dem überraschenden Stande des heutigen Zeitungswesens, von welchem wir eine Skizze folgen lassen wollen. Es erscheinen daselbst folgende Blätter: „Das für Alle Nützliche." — „Was den Geist erweitert" (In Agra) — „Das frische Blumengewinde." (In Kaunpur.) — „Die besten Neuigkeiten." Eine Wochenschrift. — „Der Spiegel Indiens." — „Tageblatt für die Kenntniß des Wichtigsten." — „Beruhigung des Volkes" (erscheint halbmonatlich in Schahjehanpur). — „Das Licht der Augen." Eine Wochenschrift (in Bulandschar) — „Bekanntmachung ungewöhnlicher Dinge." Eine Wochenschrift. — „Lawrence Gazette." Eine Wochenschrift. — „Zeitung von Mirat." Eine Wochenschrift, welche Kritiken neuerer Hindostani-Werke enthält. — „Gesetzblatt von Agra." (Englisch.) — „Banjabi" (in Lahore). Eine von Studenten der Medicin herausgegebene wissenschaftliche Zeitschrift. — „Zeitung von Oude" (in Lacknau), ein Blatt, welches vorwiegend nützliche Künste zu verbreiten sucht, aber auch Dichtungen u. s. w. veröffentlicht. — „Garten der Neuigkeiten." Eine Wochenschrift. (In Bombay.) — „Der Kühler der Herzen." (In Shirkarpur.) — „Aufgang der Sonne." (In Karatschi), erscheint zugleich Indisch und Persisch. — „Die Neuigkeiten der wahren Morgenröthe. (In Madras.) Eine freisinnige Wochenschrift.

Notizen.

Alfred Meißner hat seinen Wohnsitz in Prag verlassen und in Bregenz eine Besitzung angekauft, auf der er sich für immer niederlassen will.

Herr Georg Krempelsetzer, der Componist des „Rothmantel", früher Capellmeister am Münchener Actientheater, hat die gleiche Stelle am Theater zu Görlitz übernommen.

Frau Biardot-Garcia wird in London während der nächsten bevorstehenden eigentlichen Saison einen Cyclus von Rollen auf dem Coventgardentheater geben, um sich damit für immer von der hochberühmten Opernbühne zu verabschieden. Man bezeichnet Mozarts „Figaro" als die erste Farewell-Oper.

In Dresden starb am 26. Oct. im hohen Alter die königl. sächs. Kammersängerin a. D. Luigia Caravoglia-Sandrini (geb. 1782 im Haag auf einer Kunstreise ihrer italienischen Aeltern), lange Zeit eine Zierde der königl. Oper in Dresden, der sie von 1808 bis 1832 angehörte. Die Künstlerin wirkte nach ihrem Rücktritt von der Bühne noch eine Reihe von Jahren als Lehrerin am Prager Conservatorium und kehrte 1845 nach Dresden zurück, wo sie anfangs immer noch vielfach Unterricht ertheilte.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

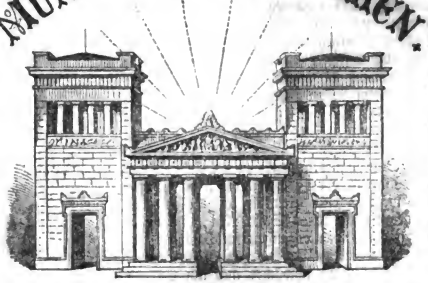
Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen“ erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung“. Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

MÜNCHENER PROPYLÄEN



Nr. 47.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 19. November.

Inhalt: Schillers Maltheſertragödie, ein Beitrag zur Schillerliteratur von Heinrich v. Lobsdorf. — Die internationale Kunſtausſtellung in München. XII. (Nachtrag.) — Literariſche Myſtificationen, Curioſa u. dgl., von A. Freſenius. (Forts.) — Späte Sühne, Novelle von Franz v. Nemmersdorf. (Forts.) — Vom Büchertiſch. (Zur Bibliothek ausländiſcher Claſſiker; Morgenländiſche Studien von Dr. H. Ethé.) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauſpiel und Oper.) — Concertbericht. — Feuilleton. (Literatur, Theater, Muſik und bildende Kunſt.) — Vermiſchtes. — Notizen.

Schillers Maltheſertragödie.

Ein Beitrag zur Schillerliteratur

von Heinrich v. Lobsdorf.

Motto: „Alles Menſchliche muß erſt werden und wachſen und reifen,
Und von Geſtalt zu Geſtalt führt es die bildende Zeit.“
Schiller.

Als Schiller, der Knabe, anfing Geſchichte zu ſtudiren, zog ihn vor allem die Periode jener phantaſtiſchen Zeit an, welche den Geſammtoccident zu einer Flamme großartiger Begeiſterung entzündend, die katholiſche Weltanſchauung auf den Höhepunkt führte, — die Zeit der Kreuzzüge.

Seine Phantaſie fand ſich mächtig angeregt durch das farbenreiche Leben des Orients, die Kämpfe der chriſtlichen Ritterſchaft gegen die Ungläubigen, die glorreichen Thaten des Templer- und Johanniterordens.

Beſonders war es das ſiegreiche Ringen der Ritter vom Spital (auch Johanniter genannt) mit den Osmanen, welches ſein jugendliches Gemüth begeiſterte.

Mit welch ſpannender Aufmerkſamkeit hörte Schiller den Erzählungen des Pfarrer Moser, ſeines erſten Lehrers zu, wenn dieſer, zur Belohnung für des kleinen Friedrichs Fleiß von dieſen „Löwen der Schlacht,“ dieſen „liebevollen Krankenwärtern“ berichtete.

Was den Knaben begeiſterte, zog noch lebhaft den Jüngling und den Mann an, denn als Schiller auf die Karlsſchule kam, las er viel Geſchichtswerke, beſonders gern die Geſchichte der Kreuzzüge.

Digitized by Google

Mit den Räubern bekanntlich betrat Schiller die schriftstellerische Laufbahn, und schnell folgten Fiesco, Cabale und Liebe bis auf Don Carlos. In diesem Drama, welches bis zur Beendigung eines längeren Zeitraumes benöthigte, ersieht man deutlich, wie Schiller nach und nach zu immer größerer Fortentwicklung stieg. Inmitten der Dichtung änderte bekanntlich der Dichter den ursprünglich gefaßten Plan. Anfangs sollte es ein Fürstliches Familiengemälde, nicht aber ein politisches Trauerspiel werden. Zu Ende des Sommers 1785 ging Schiller nach Dresden und arbeitete in Loschwitz (unweit Dresden) beim Appellationsrath Körner seinen Don Carlos völlig um. „Es kann mir begegnet sein", schreibt er in Betreff des Stückes, „daß ich in den ersten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch eigene Aeußerungen darüber im ersten Stück der Thalia, mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, da ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat sich in mir selbst vieles geändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieß Werk Theil nehmen. Was nicht zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir auch kamen, verdrängten die früheren; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm an Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen." Wer ist dieser Marquis Posa? Ist er eine historische Person oder ein Phantasiegebilde des Dichters? so fragte man von allen Seiten. Marquis Posa ist der Apostel der Freiheit, er ist der Verfechter der Humanität gegen den starren Absolutismus; er vertritt hier den modernen Staat, wie ihn der Protestantismus erzeugt hat, im Gegensatz zur Herrschaft des „allerchristlichsten Königes" der Welt.

Daß also Marquis Posa keine historische Persönlichkeit ist, davon ist man überzeugt; Posa ist aber nicht bloß ein Phantasiegebilde des Dichters, nein, er mehr, er ist der Dichter selbst und sein politisches Glaubensbekenntniß, gekleidet in das Gewand eines — Maltheſers.

Ein deutlicher Beweis von Schillers Sympathien zu diesem geistlichen Ritterorden, wenn er sein eigenes Ich in das schwarze Ordenskleid mit weißem Kreuze kleidete.

Marquis Posa ist nicht nur ein Mann der Ideen, sondern auch der That; er gehört zu der tapfern St. Elmoschaar, und Alba berichtet von ihm dem Könige Philipp (Taschenausgabe Bd. 3. St. 289):

„Das ist der kühne
Maltheſer, Ihre Majestät, von dem
Der Ruf die schwärmerische That erzählte.
Als auf des Ordensmeisters Aufgebot
Die Ritter sich auf ihrer Insel stellten,
Die Soliman belagern ließ, verschwand
Der achtzehnjährige Jüngling. Ungerufen
Stand er vor La Valette: „Man kaufte mir
Das Kreuz"*) sagt er: „ich will es jetzt verdienen."
Von jenen vierzig Rittern war er einer,
Die gegen Piali, Ulucciali
Und Mustapha und Hassem das Castell
Sanct Elmo in drei wiederholten Stürmen
Am hohen Mittag hielten. Als es endlich
Erstiegen ward, und um ihn alle Ritter
Gefallen, wirft er sich ins Meer, und kommt
Allein erhalten an bei La Valette.

*) Nach Schillers Auffassung wäre schon damals der Orden zu einem bloßen Titularorden herabgesunken.

Digitized by Google

Zwei Monate darauf verläßt der Feind
Die Insel, und der Ritter kommt zurück,
Die angefangenen Studien zu enden." —

Der Marquis wird auch fernerhin der „Maltheser" genannt, so im 23. Auftritte des vierten Aktes.

So hatte Schiller den Maltheserorden durch einen so ausgezeichneten Vertreter, wie Marquis Posa ist, verherrlicht.

Im October des Jahres 1789 schrieb auch Schiller zwei geschichtliche Culturbilder, die die Zeit der Kreuzzüge behandeln, nämlich: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" und „Uebersicht des Zustandes, von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges." — In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lernte inzwischen der „Hofrath" Schiller das vorzügliche Werk des Abbés Vertot d'Auboeuf: „Histoire de l'ordre des chevaliers de Malte (Paris, Louis Sanet, 1728), kennen, und schrieb auch 1792 die bekannte Vorrede zu der Bearbeitung der Vertot'schen Geschichte durch M. N. (J. N. Niethammer) — (1. Taschenausgabe Bd. 11 St. 311).

Damit war aber Schillers Lieblingswunsch, die heldenmüthige Vertheidigung Maltas durch die Johanniter, geleitet von ihrem Großmeister Jean de La Valette, die Einnahmen des Fort. St. Elmo durch Soliman und der freiwillige Untergang jener vierzig Helden, die als Beispiel des Gehorsams, gleich der That von Thermopylä den Dichter besonders begeisterte, dramatisch darzustellen, noch nicht erfüllt. Erst nach seiner Rückkehr aus dem schönen Schwabenlande (im Mai 1794) scheint Schiller den Plan zu der, leider Fragment gebliebenen Maltheserdramödie gefaßt zu haben.

Er scheint sich Goethen darüber geäußert zu haben, denn dieser schrieb, am 16. October 1794 (aus Weimar) an Schiller: „Wenden Sie nur manchmal Ihre Gedanken den Maltheser-Rittern zu," worauf Schiller, am 28. October 1794 antwortete: „An die Maltheser gehe ich gewiß, sobald ich meine Briefe, von denen Sie nur den dritten Theil gelesen, und noch einen kleinen Versuch über das Naive vollendet haben werde; dieß dürfte aber den Rest dieses Jahres noch hinwegnehmen. Für den Geburtstag der Herzogin kann ich also dieses Stück nicht versprechen, aber mit Ende des Winters denke ich wohl damit fertig zu sein." — An Humboldt schreibt Schiller am 5. October 1795 aus Jena: „Ich möchte auf der andern Seite gern sogleich an meine Maltheser gehen, wozu ein nicht ungeduldiges Verlangen mich treibt. Da ich Hoffnung habe, vom Dezember inclusive bis zum April für die Horen nicht so sehr nöthig zu sein, so könnte ich in diesen vier Monaten sehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit diesem Trauerspiel fertig werden. Oder sollte ich vielleicht keinen Gedanken daran haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin zu, und besonders dürfte dieses Sujet noch am wenigsten mißlingen. Da es mit Chören verbunden ist, so knüpft es sich auch schon eher an meine jetzige lyrische Stimmung an. Es enthält eine einfache heroische Handlung, eben solche Charactere, die zugleich lauter männliche.*) sind, und ist dabei Darstellung, eine erhabene Idee, wie ich sie liebe" — worauf Humboldt am 16. October 1795 (aus Tegel) antwortete: „Mein Wunsch kann jetzt hiernach nur die Maltheser treffen. Sie sind eine glückliche Wahl für die Gattung überhaupt, besonders aber für den Moment."

Aus derselben Zeit stammen auch Schillers philosophisch-ästhetische Vorstudien zu dieser Tragödie, welche sich auf einzelne Blätter geschrieben in Schillers Nachlaß

*) Schillers Absicht war, in dem Verhältniß zwischen Crequi und St. Priest (im Personenverzeichniß des Planes bemerkt „Ritter die sich lieben"), von denen, nach einer Notiz, der erstere vierundzwanzig, der andere zwanzig Jahre alt sein sollte, eine reinpersönliche Freundschaft darzustellen, welche die moderne Liebe vertreten mußte, da im Stück außer einer griechischen Gefangenen Irene, die aber auch: bloß als „stumme Person" erscheint, kein weibliches Wesen handelnd vorkommen sollte. (Zu Anfang des dritten Briefes über Don Carlos sagt Schiller: „Sie wollten neulich im Don Carlos den Beweis gefunden haben, daß leidenschaftliche Freundschaft ein ebenso rührender Gegenstand für die Tragödie sein könne, als leidenschaftliche Liebe, und meine Antwort, daß ich mir das Gemälde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie?")

Digitized by Google

zerstreut vorfinden und im dritten Band der Supplemente zu Schillers Werken (herausgegeben von H. Hoffmeister) enthalten sind.

Inzwischen verfaßte Schiller (1795) das Epigramm: die Johanniter, das früher die Ueberschrift führte: „die Ritter des Spitals zu Jerusalem," worin der Verfasser die zwei schönen Eigenschaften der Johanniter, die Vertheidigung des hl. Grabes und die Krankenpflege, in so schönen und gefühlvollen Worten hervorhebt, daß wir daraus neuerdings die Vorliebe des Dichters für den Orden ersehen. —

Bereits seit der Herausgabe der Geschichte des dreißigjährigen Krieges wurde Schiller bestimmt, Gustav Adolph zum Helden eines epischen, und Wallenstein zum Helden eines dramatischen Gedichtes zu wählen. Doch Gustav Adolphs Leben und Thaten episch zu verherrlichen, gab er später auf, und so blieb nur die Idee für den Wallenstein übrig. (Wir sehen seine Vorliebe). Gleich dem Epheu, der nach und nach sein Laubwerk erhält, dann aber ganze Wände zieret, wuchs der Plan zu seiner Trilogie heran, die gleich den Epheuranken Wallensteins Leben beschattet. So erhielten die Maltheser einen Rivalen, der einst Europa erzittern machte und dem sie wohl noch jetzt weichen mußten. Am 18. Novbr. 1796 schreibt Schiller an Goethe: „Recht ungeduldig bin ich in meiner tragischen Fabel von Wallenstein nur erst so weit gekommen, daß ich ihrer Qualification zur Tragödie vollkommen gewiß bin, denn wenn ich es anders fände, so würde ich zwar die Arbeit nicht ganz aufgeben, weil ich immer schon so viel daran gebildet habe, um ein würdiges dramatisches Tableau daraus zu machen; aber ich würde doch die Maltheser noch vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfachern Organisation entschieden zur Tragödie qualificirt sind." —

Doch seit dem 22. October 1796 kann man den Wallenstein als Hauptarbeit betrachten*) die Maltheser wurden einfach bei Seite gesetzt, als eine bloße Nebenarbeit betrachtet, jedoch nicht aufgegeben.

Am 8. Dezember 1797 schreibt Schiller aus Jena an Goethe: „Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den Wallenstein noch in dem nächsten Sommer in Weimar spielen zu sehen, und im nächsten Herbst tief in meinen Malthesern zu sitzen, diese beschäftigen mich jetzt zuweilen, wenn ich von der Arbeit (den Wallenstein) ausruhe. Er ist etwas sehr Anziehendes für mich in solchen Stoffen, welche sich von selbst isoliren und eine Welt für sich ausmachen. Ich habe diesen Umstand im Wallenstein sehr benutzt, und in den Malthesern wird er mich noch mehr begünstigen. Nicht nur daß dieser Orden wirklich ein Individium ganz sui generis ist, so ist er es im Moment der dramatischen Handlung noch mehr. Alle Communication mit der übrigen Welt ist durch die Blockade abgeschnitten, er ist blos mit sich selbst, auf die Sorge für seine Existenz concentrirt, und nur die Eigenschaften, die ihn zu dem Orden machen, der er ist, können in diesem Moment seine Erhaltung bewirken. Dieses Stück wird aber so einfach behandelt werden müssen, als der Wallenstein complicirt ist, und ich freue mich im voraus in dem einfachen Stoff alles zu finden, was ich brauche, und alles zu brauchen, was ich Bedeutendes finde. Ich kann ihn ganz in der griechischen Form und nach des Aristoteles Schema, mit Chören und ohne die Acteneintheilung ausführen und werde es auch thun." —

Das darauffolgende Jahr (1798) beschäftigte Schiller zu sehr der Wallenstein, als daß er hätte an den Malthesern arbeiten können. Kaum war er jedoch, 1799, mit der Wallenstein-Trilogie fertig, so begann er am (26. April) die Geschichte der Maria Stuart zu studiren**) und fing bereits an diesem Drama vollauf zu arbeiten an, bis er erst mit der Hälfte des dritten Aktes stille stand, um wieder zu der Maltheser-tragödie zurückzukehren; am 22. October schreibt er (aus Jena) an Goethe: „Um doch etwas zu thun, habe ich über die Disposition meiner Maltheser Tragödie nachgedacht, damit ich dem Herzog sogleich bei meiner Ankunft etwas Bedeutendes vorzulegen habe. Es wird mit diesem Stoffe recht gut gehen, das punctum saliens ist

*) In Schillers Notizenbuch ist beigefügt: „Am 22. October 1796 an den Wallenstein gegangen, denselben am 17. März für's Theater beendigt und in Allem zwanzig Monate voll mit sämmtlichen drei Stücken zugebracht."

**) In Schillers Notizenbuch steht: „Am 26. April angefangen, die Geschichte der Maria Stuart zu studiren." —

Digitized by Google

gefunden, das Ganze ordnet sich gut zu einer einfachen großen und rührenden Handlung. An dem Stoff wird es nicht liegen, wenn keine gute Tragödie, und so wie Sie sie wünschen, daraus wird. Zwar reiche ich nicht aus mit so wenigen Figuren, als Sie wünschen, das erlaubt der Stoff nicht, aber die Mannigfaltigkeit wird nicht zerstreuen und der Einfachheit des Ganzen keinen Abbruch thun, die vom Herzog vorgeschlagene Geschichte des Martinuzzi scheint mir nicht brauchbar für die Tragödie. Sie enthält bloß Begebenheiten, keine Handlung, und alles ist zu politisch darin. Es ist mir recht lieb, daß der Herzog selbst nicht weiter darauf besteht," worauf Goethe ihm (aus Weimar) am 23. October 1799 antwortete: „Es würde mich freuen, wenn Sie den Plan zu den Maltheſern mitbringen." —

Schiller arbeitete nun die Disposition der Maltheſer Tragödie für den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar völlig aus, die auch in Schillers Werken (Taschenausgabe Bd. 7. St. 343) aufgenommen ist.

Wie wir wissen, machte Schiller Studien in der Tschudischen Schweizerchronik zu seinem Wilhelm Tell; ebenso sammelte er russische Sprichwörter, um dieselben in seinen Demetrius einzuflechten. Nicht minder interessant ist es zu erfahren, was Schiller für Quellen zu den Maltheſern benutzte.

In erster Reihe, war es das berühmte Werk Vertots (siehe oben), das ihm Stoff bot zu seiner Tragödie, das ihn den Ursprung, die Schicksale, historische Facta, die Regeln und Gelübde des Ordens kennen lehrte.

Ein anderes Werk, welches Schiller die besten geographischen und culturhistorischen Anhaltspunkte über die Insel Malta bot, war das Werk von A. C. Kayser.

Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen ist so glücklich, in seiner Handschriftensammlung ein Autograph Schillers zu besitzen, das vom Jahre 1799 datirt ist und auf die Maltheſertragödie Bezug hat. Es ist ein kleiner Zettel, d. h. ein Bestell-Zettel, an einem Jenaischen Buchhändler gerichtet, worauf geschrieben steht:

Neuestes Gemählde von Maltha
Ronneburg und Leipzig bei Schumann
1799. 3 Bände Schiller.

Schiller erhielt das verlangte Werk, denn auf der Rückseite des Blättchens ist vom Buchhändler bemerkt:

Schiller, Hofr (Hofrath) 1801
Weimar Jan. 30

Bei Schumann in Leipzig (Zwickau) erschien 1799—1800 das „Neueste Gemälde von Malta in drei Theilen (à 16 Sgr, zusammen 2 Thaler), das zum Verfasser Albr. Eph. Kayser*) hat. Nachdem nun Schiller den Plan zu den Maltheſern vollendet hatte, und es bloß der Ausführung bedurfte, siedelte er am 3. Dezember 1799 nach Weimar über, um daselbst in der unmittelbarsten Nähe seines Freundes Goethe leben und schaffen zu können. Obgleich vom Herzoge in der Ausführung des Stückes bestärkt, blieb es dennoch unberührt bis zum Jahre 1803 liegen, wo der Dichter zu Anfang des März an Goethe schreibt: „Ich habe meine alten Papiere über die Maltheſer vorgenommen, und es steigt eine große Lust in mir auf, mich gleich an dieses Thema zu machen. Das Eisen ist jetzt warm und läßt sich schmieden." Doch auch jetzt wurde die Ausführung bis auf Weiteres verschoben, als (1805) der unerbittliche Sensenmann kam und die Vollendung des Dramas unmöglich machte. Obgleich die Maltheſer Fragment blieben, so sind sie dennoch als ein Beitrag zur dramatischen Technik und Aesthetik anzusehen. Sie lassen uns einen Blick in die innere Werkstatt des Lieblingsdichters der deutschen Nation werfen, wo wir dessen Regen und Schaffen am deutlichsten erblicken; es zeigt uns wie überhaupt Schiller dichtete. Da gab es kein schnelles Handeln, keine Ueberstürzung, alles war wohl erwogen, alles genau durchdacht.

*) Kayser (gest. den 25. März 1811) war Verfasser von mehreren Schriften vermischten Inhalts, unter anderm: J. J. Wolff von Todtenwart, ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Lektüre für Stunden und Muse (in 5 Theilen), kleine Geschichten und Aufsätze, Beschreibung von Regensburg und viele andere Bücher über Bibliotheken und deren Einrichtungen.

Digitized by Google

Die internationale Kunstausstellung in München.

XII.

Nachtrag.

–l. Es ist eine alte Gewohnheit des Berichterstatters, keine seiner gedruckten Arbeiten mehr anzusehen. So entging es ihm denn auch, daß die Propyläen eine Fortsetzung des Berichtes über die Plastik nicht brachten und nicht bringen konnten, weil das betreffende Manuscript, von dem Boten unterwegs verloren, gar nicht in die Hand der Redaction gelangte. Erst dieser Tage ward Berichterstatter auf die auffallende Lücke aufmerksam gemacht, und beeilt sich, selbe mit Nachstehendem auszufüllen.

Otto König in Wien schickte außer sieben kleinen, im antiken Sinne componirten Gruppen, welche ein außerordentlich feines Gefühl für die Schönheit der Linien verrathen, eine „Porträtbüste" (239), „Euterpe" (252), und ein „Goldfischbecken" (258), lauter Arbeiten von hohem künstlerischem Geiste beseelt. Ihm geistig verwandt ist Brugger in München, dessen lebensvolle „Dädalusgruppe" (39) nach meiner Ansicht mit zu dem Bedeutendsten gehört, was die Ausstellung in der Plastik brachte, und lebhaft bedauern läßt, daß dieser wackere Künstler in München so selten mit einem seiner Richtung entsprechenden Auftrage betraut ward. Ganz antik gedacht ist sein „Faun mit dem Panther" (303). Von gutem Geschmack in Auffassung und Technik zeugen Ed. Müllers in Rom überaus lebendige Büsten (44, 46 und 91). Argenti in Mailand ist durch einen „Frühling" (48), Fabi-Altini in Rom durch eine „Beatrice" (60) vertreten, welche Werke zeigen, daß die italienischen Bildhauer denn doch nicht alle blos die Sinne kitzeln wollen. Die „Vaterlandsliebe" (65) des Römers Castellani erscheint durch einen prächtigen Jungen repräsentirt, der eine Fahne vertheidigt.

Der Naturalismus ist nirgends besser am Platze, als in den „Kleinen Kindern, mit einer Katze spielend" (75) von Monteverde in Rom, und ohne G. Lombardis daselbst unbestreitbare Verdienste um das plastische Thiergenre verkleinern zu wollen, muß man sich doch gestehen, daß er seinen „Hahnenkampf" (76) und seine „Henne mit Küchlein" (78) einigermaßen chargirte.

G. B. Lombardi in Rom gab seiner „Susanna" (81) in Antlitz und Nebensächlichem den scharf ausgesprochenen jüdischen Typus, und wohl mit Recht: handelt es sich doch nicht um irgend ein schönes Weib, das im Bade überrascht wird, sondern um die Heldin einer pikanten Sage, um nicht zu sagen eines Romans, dessen Reiz zum Theil wenigstens in seinem Local-Colorit liegt, und hat letzteres ungestraft noch kein Künstler abgestreift. Die edel gedachte Figur spricht auch in der That den Gedanken so lebendig aus, daß es des erläuternden Reliefs am Sockel nicht bedurft hätte. Die „Lady Macbeth" (97) von Biggi in Rom kratzt sich mit der rechten an der linken Hand, was an die bekannte Scene erinnern soll, in welcher die Lady bei Shakespeare die mit Blutschuld befleckten Hände reinigen will.

Emanueli in Berlin verstand es, in seinem „Napoleon bei Arcole" (106) ein Bild des Helden zu geben, wie kaum ein besseres vorhanden. In diesen eisernen Zügen, die nahezu an die Antike erinnern, liegt die ganze Energie des Charakters, aber auch die ganze strahlende Zukunft des jungen Mannes.

Begas in Berlin ist durch fünf Arbeiten vertreten: einen „alten Faun, der einen jungen die Flöte lehrt" (111), eine „Kinderfigur für einen Brunnen" (349), eine „Venus" (359) und einen „von der Mutter getränkten Amor". Die beiden letzteren sind Reliefs. Den Schluß macht eine „Amor tröstende Venus" (374). Begas geht von dem Gesichtspuncte aus, daß die Regenerirung der modernen Plastik nur im Wege der malerischen Behandlung möglich wird. Damit ist auch seine Stellung zur Antike überhaupt gekennzeichnet. Das Malerische, was wir in unserem ersten Bericht über die plastischen Werke in der internationalen Ausstellung als Requisit der Formgestaltung für die heutige Plastik fordern, hat allerdings mit dem Genrehaften mannigfache Berührungspuncte. So weit wird die Plastik immer abstract bleiben müssen, daß sie ihre Motive nicht der engeren realistischen Sphäre entnimmt, sondern daß in ihren Gestalten sich etwas Allgemeines, Symbolisches offenbart. Begas nun betont, von jenem Gesichtspuncte ausgehend, gern das Genrehafte, so z. B. auffällig

Digitized by Google

in seiner Brunnenfigur (349), und manchmal möchte man fast glauben, es laufe in der Weise, wie er antiker Anschauungsweise entnommene Gedanken behandelt, einige Ironie mit unter. Was nun das Genrehafte an seiner Venusgruppe im Besonderen betrifft, so geht dasselbe so weit, daß man die Nacktheit der Figuren fast als einen Mangel empfindet, und man wohl auf den Gedanken kommen möchte, der Knabe habe erst seine Flügel und die Gruppe ihren Namen erhalten, als dem Künstler das Werk so meisterhaft gelungen war, wie wir es vor uns sehen. Wie gesagt, die Gruppe ist und bleibt ein Meisterwerk, aber es leidet dieses an einem inneren Widerspruche — denn geben wir der jungen, allerdings „göttlich schönen" Venus Kleider, so haben wir in der That eine junge Mutter, die ihren klagenden Jungen beschwichtigt. Aber trotz dieses ästhetischen Fehlers ist uns die Gruppe doch unendlich lieber, als die oft sehr stylgemäßen Figuren einer gewissen antikisirenden Plastik, welche blos am Aeußerlichen klebt. Im Hinblick auf das Vorwiegen des malerischen Elements möchte man Begas den Rubens der modernen Plastik nennen. Werke zu schaffen, in denen Idee und Formgestaltung zu vollendeter Harmonie sich versöhnen, wird dem überaus reichbegabten Künstler ohne Zweifel gelingen, sobald er mehr Sammlung und Ruhe, namentlich aber mehr Klarheit über die wahre Richtung seines Strebens wird erlangt haben.

Die Berliner Begas und Drake waren in der Ausstellung Nachbarn. Drake erweist sich in seinen Reliefs „Humboldt" (357) und „Borsigs Werkstätte" (368), wenn sie auch nicht zu seinen hervorragenderen Leistungen zählen, als ein Mann von Geist, Phantasie und gebildetem Geschmack, der einer entschieden ernsten, der Natur und dem Leben zugewandten Richtung huldigte. Seine Gestalten sind bis in die äußersten Spitzen der Erscheinung von Leben durchdrungen, denn er weiß mit ebenso viel Scharfsinn, als Beobachtungsgeist den Charakter aufzufassen, ihm aber auch die schönste Seite abzugewinnen. Sein Vortrag verbindet Anmuth mit Kraft. Als ein ganz besonders hervorragendes Werk von ungewöhnlicher Bedeutung begrüßen wir die Statue Rauchs (112), welche uns des Künstlers ideale Erscheinung in ihrer ganzen Erhabenheit und inneren Bedeutung vorführt. Hätte Drake nie etwas Anderes geschaffen, als dieses Werk, er müßte den besten seiner Zeit beigesellt werden. Hier können wir auch den Bremer Kropp anschließen, welcher eine Büste Rafaels ausstellte, die an Feinheit der Empfindung, an Lebenswahrheit und herzgewinnender Anmuth trotz Rietschel zu den besten Werken der neueren Plastik zählt.

Unsern trefflichen Knoll haben wir in diesen Blättern bereits früher zu charakterisiren versucht, und beziehen uns auf das dort Gesagte. (Nr. 12 der Propyläen). In der Ausstellung war er durch seinen „Tannhäuserschild" (16), seine hl. Elisabeth (31) und seine Skizze zum „Uhlanddenkmal" (90) vertreten. Bald nach Beginn der Ausstellung brachte uns Hallbergers „Ueber Land und Meer" eine Abbildung des künftigen Rietscheldenkmals in Dresden. Die Aehnlichkeit beider ist so groß, daß wir auf den ersten Blick glaubten, die Zeitschrift brächte Knolls Werk, das zum großen Verdruß der Tübinger nicht zur Ausführung kam. Wie man sich erzählt, haben sich die Tübinger deshalb zumeist an denselben Preisrichter zu halten, der nun Schillings recht wackere Arbeit unter Anführung derselben Gründe empfahl, welche ihm damals gegen Knolls Entwurf zu sprechen schienen. Herr Hähnel scheint in seiner Anschauung sehr wandelbar.

Echtermeyer in Dresden schickte einen „Faun und Amor" (254), eine Büste (298) und einen „tanzenden Faun" (381), und ließ uns in ihm einen feinen Kenner der classischen Kunst kennen lernen. In allen hier zur Ausstellung gekommenen Arbeiten bekundet sich ein so zarter Formensinn neben kräftiger Auffassung und Behandlung, daß man wohl mit Recht sagen kann, ein so jugendlicher Künstler, wie Echtermeyer, habe wohl selten schon so viel geleistet. Nur Hellmer in Wien, dessen „sterbender Achilles" (344) sehr viel Verdienstliches hat, ist unsres Wissens noch jünger.

Zu den reizendsten Werken moderner Plastik rechnen wir „die Nacht" von Anfiglioni in Rom (332), die voll himmlischer Anmuth, mit leicht geschlossenen Lidern auf die Erde herabschwebt, von wallenden Gewändern umhüllt. Man weiß nicht, soll man die Grazie der Bewegung oder die Keuschheit derselben mehr bewundern. Auch Tandardini begegnen wir noch einmal. Man kann seiner „Badenden" (326)

Digitized by Google

vielleicht eine gewisse conventionelle Allgemeinheit in den Detailformen zum Vorwurf machen, man darf aber nicht vergessen, daß die schlechthin frappirende Naturtreue nicht die Aufgabe der Kunst ist, sondern daß die der letzteren innewohnende Tendenz auf Idealisirung nothwendig eine Verallgemeinerung der Schönheit in sich schließt. Der Genre-Illustrator, der den Maßstab seiner eigenen Anschauung an solche idealisirende Werke anlegen wollte, würde nothwendig fehlgreifen, weil ihm das Verständniß für die wahre plastische Schönheit mangelt, die von der malerischen sehr wesentlich verschieden ist. Sicher steht Tandardinis „Badende" unendlich höher, als seine süßliche Faust- und Gretchen-Gruppe.

Von den Franzosen sind nachträglich noch der „Italienische Ziegenhirte" von Moreau-Vauthier in Paris (373), der „Dante" (386) und die „betende Neapolitanerin" (388) von Carrier-Belleuse dortselbst zu erwähnen. Moreau-Vauthier ist Naturalist vom reinsten Wasser, und wir haben dagegen nicht das Geringste einzuwenden, weil sein Gegenstand eine naturalistische Behandlung mit innerer Nothwendigkeit verlangt. Ein stylisirter Ziegenhirt als Einzelstatue wäre nahezu komisch. Der Burlche Moreau-Vauthiers aber ist von einer Naturwahrheit und Frische der Auffassung, daß man sich fragt, ob es nicht gar möglich war, ein lebendiges Original galvanoplastisch abzuformen, glücklicher Weise ist dem Künstler darüber das innere geistige Leben nicht abhanden gekommen. Die beiden Teracotten von Carrier-Belleuse geben Zeugniß von einer staunenswerthen technischen Fertigkeit des Künstlers, welche wir aber auch dann nicht minder bewundern würden, wenn es dem Künstler nicht so auffällig darum zu thun gewesen wäre, damit zu glänzen. So wie sie sind, machen die beiden Büsten den Eindruck von in die Plastik übersetzten chargirten Zeichnungen, wie wir sie in französischen Kunsthandlungen zu sehen gewohnt sind.

Zum Schluß sei noch einiger Münchener gedacht. Vorerst Widnmanns „Brunhilde" (33), „Thalia" (37) und „Cornelius." Was die Colossalstatue des Cornelius betrifft, so müssen wir allerdings zugeben, daß, wenn wir eine Anzahl von politischen wissenschaftlichen und künstlerischen Mittelmäßigkeiten jahraus jahrein in Colossal-Statuen verewigt sehen müssen, es uns einigermaßen schwer wird, zu denken, daß ein Denkmal dieses gewaltigen Genius in einer Büste bestehen soll, wie sie kaum mehr die Wittwe eines einfachen Handwerkers dem Andenken ihres „Seligen" angemessen erachtet. Andrerseits wird es uns aber auch klar, daß eine Colossalstatue keinen richtigen Begriff von des Künstlers persönlicher Erscheinung zu geben vermag, die, den prächtig modellirten Kopf ausgenommen, der Plastik einen passenden Vorwurf nicht gewährte.

Knabls „Altar für die Pfarrkirche in Haidhausen" (35) enthält allerdings manches Schöne, scheint uns aber weder an Tiefe der Empfindung, noch an Abrundung der Composition sein großes Altarwerk in der hiesigen Frauenkirche zu erreichen. So wünschenswerth es einerseits für Anstalten ist, welche ihrem Betriebe nach den Charakter von Fabriken tragen, wenn namhafte künstlerische Kräfte für sie wirken, so wenig vortheilhaft pflegt ein solcher Wirkungskreis andrerseits für diese betheiligten Künstler selbst zu sein.

Ludw. Foltz löste die schwierige Aufgabe, eine Anzahl von Statuen (165—170) und Reliefs (162—164 und 185—187) für die hiesige Frauenkirche zu modelliren, mit großem Geschicke. Sie stimmen in ihrer ganzen Empfindung so trefflich mit dem Bau, daß sie wie aus demselben organisch herausgewachsen erscheinen.

Roths „Athlet" (137) hat seinerzeit gerechtes Aufsehen erregt. Es ist nicht blos ein Kunst- sondern auch ein wissenschaftliches Werk, dessen Werth von Künstlern und Gelehrten gleich hoch angeschlagen wird.

Am schwächsten der Zahl nach ist die Kunst des Medaillenschnittes in der internationalen Ausstellung vertreten gewesen. Nur zwei Medailleure haben dieselbe beschickt, Tautenhayn in Wien (261—264) und Schnitzspahn in Darmstadt (266—268). Gleichwohl bewiesen ihre Sendungen, besonders die trefflichen Arbeiten des Letzteren, auf welch hoher Stufe künstlerischer Vollendung diese in unsern Tagen leider wenig gepflegte Kunst dermalen in Deutschland steht.

Digitized by Google

Literarische Mystificationen, Curiosa u. dgl.

Von A. Freseníus.

I.

(Fortsetzung.)

Ueber Homer ist in der Gelehrtenrepublik schon unendlich viel hin und her debattirt worden, und noch immer ist diese Frage nicht endgiltig als gelöst zu betrachten. So wenig der Streit der sieben Städte, welche sämmtlich die Ehre beanspruchten, die Vaterstadt des gigantischen Poeten zu sein, je entschieden werden wird, eben so wenig wird wohl je mit Bestimmtheit nachzuweisen sein, wo die Grenzlinien zu ziehen sind zwischen der Echtheit und Unechtheit der dem gefeierten griechischen Epiker zugeschriebenen Dichtungen. Gewöhnlich gelten die Odyssee und Ilias für echt; jedoch ist dies nicht so zu verstehen, als ob er sie selbst geschrieben, sondern nur in dem Sinne, daß sie in ihren einzelnen Theilen von ihm gesungen, dann durch Didaskalie (mündliche Fortpflanzung) auf die Sänger seiner Schule gekommen, und durch diese ohne ängstliches Halten an Wort und Umfang verbreitet worden seien. Erst später hielten sich die Sänger solcher Lieder (Rhapsoden) strenger an das Ueberlieferte und Gelernte.

Von Kleinasien, wo die homerischen Epopoeen besonders gesungen und bewundert wurden, kamen sie zuerst durch Lykurgus um 890 nach Europa, und man nennt einen gewissen Kreophylos, der sie den Spartanern gebracht. Die größten Verdienste erwarben sich in Athen Solon und besonders Pisistratus und seine Nachkommen um die Sammlung und Anordnung derselben. Die Gelehrten, welche seit Pisistratus sich diesem Geschäfte unterzogen, hießen Diaskeuasten. Bald wurden diese Sammlungen (Diorthosen) sehr zahlreich, und in der alexandrinischen Zeit kannte man deren schon acht. Zwei davon waren nach Männern, die sie besorgt, benannt, die des Antimachos und Aristoteles, sechs nach Orten, wo sie gemacht waren, von denen die massaliotische und sinopische die berühmtesten waren. Da durch diese verschiedenen Sammlungen viel eingeflossen war, was nicht als echt gelten konnte, so unterzogen sich die alexandrinischen Grammatiker der Reinigung und kritischen Feststellung des Textes. Der uns jetzt vorliegende Text stammt aber erst aus dem dritten Jahrhundert nach Christus, nach des Longinos und Porphyrios Kritik. Schon damals gab es Leute, Chorizonten (Sonderer) genannt, welche Zweifel gegen die ursprüngliche Einheit der Ilias und Odyssee hegten, und es offen aussprachen, daß diese von verschiedenen Verfassern herrührten. Ihre Ansicht ist in neuerer Zeit von F. A. Wolf (Prolegomena ad Homerum, Halle 1795) wieder aufgenommen worden. Die Unechtheit des letzten Theils der Odyssee (XXIII. 287 bis zu Ende des 24. Buchs) hat zu Anfang unseres Jahrhunderts Spohn (De extrema Odysseae parte aevo recentiore orta quam homerico, Leipzig. 1816) nachgewiesen.

Ehe wir zu den uns näher liegenden Mystificationen in unserer einheimischen Literatur und der einiger anderer europäischen Nationen übergehen, seien uns wenigstens einige kurze Worte über die aus der orientalischen Poesie auf unseren deutschen Boden verpflanzten Erzeugnisse vergönnt; denn wie uns Kenner der morgenländischen Sprache und Literatur versichern, gehören diese Producte allerdings ebenfalls theilweise in das Gebiet, dessen Besprechung wir uns hier zur Aufgabe gestellt haben.

Am kühnsten soll in neuester Zeit Bodenstedt zu Werke gegangen sein, denn seine „Lieder des Mirza-Schaffy" sind nur der Form nach eine Nachbildung; dem Inhalt nach dagegen gehören sie ganz ihm selber an. Und wahrhaftig, es ist dies ein Kindlein, dessen Vaterschaft er nicht zu verläugnen braucht, und wenn er es selber zum Bastard degradirt, so bewährt sich auch an diesem geistigen Kinde, was man von den körperlichen zu behaupten pflegt, daß nämlich die Kinder der Liebe meist die in jeder Beziehung vollendetsten seien.

Die Bodenstedt'sche Dichtung macht der Phantasie, dem Gedankenreichthum und der Formgewandtheit ihres Autors alle Ehre, und es ist wohl nur dem bei uns eingerissenen Vorurtheile gegen die Originalerzeugnisse unserer deutschen Lyrik zuzuschreiben, daß der talentvolle Dichter zu der Tactik, für sein Kindlein einen Poeten des

Digitized by Google

Orients zu Gevatter zu bitten, seine Zuflucht nahm. Seine List gelang ihm, und sicherlich wird ihn Niemand um dieser graziösen Maske willen tadeln.

Goethe in seinem „West-östlichen Divan" ist, wenn auch nicht ganz so ungebunden, doch ebenfalls sehr frei verfahren. Er hatte die Vorbilder, die er in dieser Dichtung benützt hat, zum Theil durch deren Uebersetzung von Kosegarten kennen gelernt. Er selber lehrt uns in dem seinen „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständniß des West-östlichen Divans" vorangestellten Motto:

„Wer das Dichten will verstehen,
Muß ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen."

den Standpunct, welchen wir seinem Werke gegenüber einzunehmen haben. Er selber hat auch durchaus nicht die Prätention, diese Gedicht-Sammlung für mehr als eine freie Benützung der orientalischen Poeten auszugeben. Zu wiederholten Malen spricht er dies deutlich in den oben erwähnten Noten aus, wo er u. A. sagt:

„Am liebsten wünschte der Verfasser als ein Reisender angesehen zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch sich anzueignen trachtet, Gesinnungen zu theilen, Sitten aufzunehmen versteht. Man entschuldigt ihn, wenn es ihm auch nur bis auf einen gewissen Grad gelingt, wenn er immer noch an einem eigenen Accent, an einer unbezwinglichen Unbiegsamkeit seiner Landsmannschaft als Fremdling kenntlich bleibt. In diesem Sinne möge nun Verzeihung dem Büchlein gewährt sein! Kenner vergeben mit Einsicht, Liebhaber, weniger gestört durch solche Mängel, nehmen das Dargebotene unbefangen auf.

Damit aber Alles, was der Reisende zurückbringt, den Seinigen schneller behage, übernimmt er die Rolle eines Handelsmannes, der seine Waaren gefällig auslegt und sie auf mancherlei Weise angenehm zu machen sucht; ankündigende, beschreibende, ja lobpreisende Redensarten wird man ihm nicht verargen.

Zuvörderst also darf unser Dichter wohl aussprechen, daß er sich, im Sittlichen und Aesthetischen, Verständlichkeit zur ersten Pflicht gemacht, daher er sich denn auch der schlichtesten Sprache, in dem leichtesten, faßlichsten Sylbenmaße seiner Muttart befleißigt*), und nur von Weitem auf dasjenige hindeutet, wo der Orientale durch Künstlichkeit und Künstelei zu gefallen strebt. — —

Möge das Bestreben unseres diesmaligen Berufes angenehm sein! Wir dürfen es hoffen: „denn in einer Zeit, wo so Vieles aus dem Orient unserer Sprache treulich angeeignet wird, mag es verdienstlich erscheinen, wenn auch wir von unserer Seite die Aufmerksamkeit dorthin zu lenken suchen, woher so manches Große, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen ist."

Aehnlich ist das Verhältniß Daumers zu seinem Hafis. Seine Uebertragung ist ein ächter Extract des Orientalen. An das Original sich anlehnend, hat er die darin vorgefundenen Gedanken und Anschauungen weiter ausgesponnen und modernisirt, so daß etwa die Hälfte auf seine eigene Rechnung, die andere Hälfte auf die von Hafis zu setzen ist.

Wir kommen nunmehr zu den uns weniger ferne liegenden Gebieten.

Es giebt literarische Mystificationen gar mannigfacher Art. So können z. B. auch die vielfach vorkommenden Pseudonyme gewissermaßen hieher gezählt werden.

---

*) Dies ist ein großer, doch anzuschlagender Vorzug unseres Dichterheeren, der nicht allein seinen Collegen nachgerühmt werden kann, und der wohl die Hauptschuld daran trägt, daß manche unserer bedeutendsten Dichter trotz ihrer großartigen Schönheiten und erhabenen Gedanken so wenig populär geworden sind, wie dies z. B. mit den beiden, vielleicht verdienstvollsten Meistern deutscher Versification, mit dem Grafen von Platen und Klopstock der Fall ist, von welch letzterem Lessing, im Vergleich mit sich selber, in einem seiner Epigramme sagt:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?!
Doch wird ihn Jeder lesen? Nein!
Wir wollen weniger erhoben,
Doch desto mehr gelesen sein!"

Digitized by Google

Sie sind in der Regel allerdings ein öffentliches Geheimniß; doch da sie, gleichviel aus welchen Ursachen, auf eine Täuschung des Publikums berechnet sind, so haben sie ebenfalls füglich auf jene Bezeichnung Anspruch. Es ist dies aber neuerdings etwas so häufig Vorkommendes geworden [wir erinnern nur an Friedrich Halm (von Münch-Bellinghausen), Anastasius Grün (Graf v. Auersperg), Theodor Hell (K. G. Th. Winkler), Tromlitz (K. A. v. v. Witzleben), George Sand (Mdme. Dudevant), Boz (Dickens), Armand (Strubberg), Gustav v. See (Struensee), Waldmüller (Duboc), Mylius (K. Müller) u. A. m.], daß diese Fälle hier kaum der Erwähnung bedürfen, wenn sie nicht durch besondere Nebenumstände ein gesteigertes Interesse erhalten, wie dies z. B. bei Clauren der Fall war, über welchen wir weiter unten eingehender sprechen werden, oder wenn Personen, die unter ihrem richtigen Namen sich bereits einen gewissen literarischen Ruf gegründet haben, ihren ehrlichen Christennamen verläugnen, und sich als Verfasser einzelner Werke ausnahmsweise unter erborgter Maske in den Mantel der Pseudonymität hüllten. Diesen eigenthümlichen Casus finden wir z. B. bei zwei Dichtern, die Jahrzehnte hindurch der Abgott aller eine volle Kasse mehr als ästhetische Kunstgenüsse liebenden Theaterdirectoren waren: bei der zugleich vielgepriesenen und vielgeschmähten Charlotte Birch-Pfeiffer und dem einerseits in den Himmel gehobenen und andererseits in den tiefsten Koth herabgezogenen Raupach. Beide, zu Zeiten, als die streng zu Gericht sitzende Kritik energisch ihre Lanzen einlegte gegen die dictatorische Gewalt, mit welcher jene beiden beinahe die sämmtlichen Bühnen unseres lieben Vaterlandes beherrschten, verkappten sich hinter fremde Namen — und, Dank dieser List, ernteten sie neue Lorbeern in einer Periode, wo es in Folge der consequenten Angriffe ästhetischer Puritaner bon ton geworden war, über diese beiden Schriftsteller, die nie nach dem Ruhme eines Dichters von Gottes Gnaden gegeizt hatten, aber dafür das praktische Theater mit all seinen Anforderungen desto besser kannten und in seinen Fundamenten studiert hatten, den Stab zu brechen, und sie für einen überwundenen Standpunct zu erklären. Charlotte Birch-Pfeiffer und Raupach wären wahrscheinlich der damals an der Tagesordnung gewesenen kritischen Tadelsucht zum Opfer gefallen — „Waldherr" und „Lentner" dagegen — dies waren ihre angenommenen Namen — erstanden siegreich wie der Phönix aus der Asche.

(Schluß folgt.)

Späte Sühne.

Novelle von **Franz von Nemmersdorf.**

(Fortsetzung.)

In der Rosenzeit ist Wiesbaden wunderbar schön. Nirgends gedeiht der Rasen üppiger. Aus der weichen, grünen Fläche erheben sich schöne Gruppen in weißem Marmor. Sie wechseln anmuthend ab mit prachtvollen Büschen der Blumenkönigin, die weithin ihre aromatischen Düfte ausströmen. Wohlgepflegte Kieswege winden sich durch die herrlichen Anlagen.

Wie einst der Stuhl Petri in der Fülle seiner Macht den Ausspruch thun konnte: „alle Wege führen nach Rom," so kann man in Wiesbaden sagen: „alle Wege führen zu den Spielsälen."

Vor dem Kurhause ist ein hübscher Platz, die Musik spielt dort, bunte Welt zieht vorüber.

Zwei Damen sitzen da. Die ältere unscheinbar, bescheiden, gleicht einem sanften Farbenton, der in der Strahlenbrechung verschwindet. Die jüngere ist stattlich, sie nimmt für sich Platz in der Welt ein. Ein Zug von Bitterkeit und Leiden spielt um die schönen, kraftvollen Züge.

Irene hat in Paris eine harte Enttäuschung erfahren, ihre Natur ist zu stark zum Verzichten, sie strebt noch nach eigenem Glücke — befindet sich mitten in der Krise. Marie hat längst entsagt für sich, sie lebt nur in der Herrin und Freundin.

„Wollen wir nicht nach Hause gehen? der Abend wird kühl," frägt sie auch jetzt besorgt.

Digitized by Google

„Nein Marie, ich unterhalte mich", gibt Irene zur Antwort, „und Du weißt, mein bestes Heilmittel ist Luft. Je länger ich außen bin, um so eher darf ich hoffen, ein wenig zu essen und zu schlafen," fügt sie mit mattem Lächeln hinzu.

Manche Bemerkung halb scherzhaft, halb spöttisch, tauschen die Frauen über all die Gestalten um sich.

Von den Anlagen her nahet ein Paar, das die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Der Mann, sehr elegant, sehr schön und noch jugendlich aussehend, die Frau alt, vertrocknet, gleich einer Mumie. Sie mochten Mutter und Sohn sein? Doch dazu war die Dame zu widerlich jung gekleidet, hing zu zärtlich an seinem Arme. Auch zeigt wohl kein Sohn den Zug von Widerwillen und Ekel gegen seine Mutter, wie ihn der schöne dunkle Mann seiner ungleichen Gefährtin bewies.

Irene schaute auf die Beiden, starr, gefesselt von mächtigem Eindrucke.

Rings umher besprach man die merkwürdige Erscheinung. Jede Badesaison hat ihre Wunderthiere. Das große Ereigniß dieses Sommers in Wiesbaden bildete die Ehe der alten, steinreichen, einst sehr galanten Gräfin Mosach mit einem hübschen jungen Abenteurer.

Roger war es! Roger schöner und glänzender als in Paris!

Er blähte sich breit im vollen Lichte; als Gatte einer sehr vornehmen, großbegüterten Dame, schlug er nun der Polizei ein Schnippchen.

Gemeine Prahlerei spricht aus seinem übersorgfältigen Anzug, aus den vielen Juwelen, welche er trägt, und dem wiegenden, triumphirenden Gange. Die Frau wackelt mit ihrem armen, alten Kopfe, nach Athem ringt ihre enge, vertrocknete Brust, er zerrt sie roh mit sich fort. Das ganze Wesen der Dame drückt Furcht aus.

Jetzt kommen sie zu Irenen.

Auch Roger erkennt Baronin Torringen, die zu klug für seine Schlingen gewesen. Das schöne Gesicht ward plötzlich wuthverzerrt, er vergleicht das Schemen an seinem Arme mit dem vollen, warmen, blühenden Leben Irenens.

Zuerst muß das thörichte Opfer den Zorn empfinden; unsanft läßt Roger die Gattin los, so daß sie beinahe zu Boden stürzt.

Wild, brennend, flammend messen seine Augen Irene.

Er ist nun ein reicher Mann — sie eine geschiedene schutzlose Frau, die Partie ist nicht mehr ungleich, wie in Paris, wo die Häscher hinter ihm her gewesen.

Die arme Gräfin entfernte sich mit mühsam unterdrückten Thränen. Oft geschah ihr dies während ihrer kurzen, aber schweren Ehe. Aus dem glühenden, demüthigen Sklaven, der um sie freite, ist ein roher Gebieter geworden.

Mit höhnisch aufgeworfener Lippe und frecher Miene tritt Roger in die Spielsäle.

Irene erhebt sich und geht ihm nach, kalt, verächtlich. Umsonst mahnt Marie ab, es liegt nicht in Irenens Charakter, einen Feind zu fliehen. Gegenüber steht sie Roger ernst und fest, eine Schicksals-Norne, und es verläßt den Spieler die Zuversicht, das Glück. Er flucht und weicht. Roger verfällt dem Aberglauben, die Frau vermöge sein Spiel zu stören.

Der kleine Sieg freut Irene. Sie hat das Schlachtfeld behauptet, der Feind floh.

Schon ist die Lücke ausgefüllt, welche Roger am Roulettetisch ließ. Ein blonder Mann sitzt da, wo jener stand. Der Nachfolger pointirt ohne Berechnung. Sinnlos schleudert er sein Geld hinaus. Er wird nicht zornig, kaum traurig, blöde lächelt er vor sich hin.

Die Dame ist noch auf dem alten Platz, sie blickt starrer nach dem Ankömmling, als sie es früher bei Roger gethan.

Irene folgt trübe den Veränderungen an dem Wohlbekannten. Aeußerlich sogar in Kleidung und Haltung erscheint er herabgekommen.

Armer Götz!

Er ist wohl nicht glücklich, weil er zum Spieler geworden, sich betäubt zu Grunde richtet! Der nicht starke Charakter ging aus den Fugen.

Seltsam, Irene empfindet nur Mitleid und Trauer, und doch hat er sie bitter gekränkt.

Endlich hat er sein letztes Goldstück wegraffen sehen — nun steht er auf.

Digitized by Google

Festgebannt hält auch Götz, er hat Irene erblickt.

Die treuen, blauen Augen, die so manchen warmen Blick gespendet, schauen wieder herüber in ihre dunkeln. Die Frau sieht aus, als wär sie krank gewesen. Götz hat den Ausdruck von düsterm Ernste, von Kummer nie an seiner Gattin gekannt.

Arme Irene!

Er stößt einen schweren Seufzer aus. Gleich Zentnerlast fällt ihm der Unterschied von Sonst und Jetzt auf die Brust. Es regt sich bei Götz die alte Neigung.

Auch in Irene ist die starke, helle Liebe wieder aufgeflammt. An das Herz möcht er sie nehmen, und es wäre alles gut. In die Arme möchte sie ihn schließen, dann heilten alle Wunden.

Irene zögert — Götz hat sie ohne Abschied, ohne Frist zur Rechtfertigung verlassen; das Gefühl erlittenen Unrechts färbt ihr die Wange dunkler. Götz weicht entsetzt vor der Erinnerung zurück — „sie sandte Dich in den Tod."

Finsterer als je steigt das alte Gespenst wieder zwischen beiden auf. Aber auch, daß Irene acht Jahre in Ehre und Treue sein gewesen, sein Haus geschmückt, vergißt Götz nicht.

In ritterlicher Artigkeit neigt er tief das Haupt. Sie erwidert seinen Gruß. Die kräftige Gestalt des Freiherrn ist verschwunden, die Wogen neuer Andringlinge schließen sich hinter ihr.

„Gehen wir heim," sagt nun Irene müde.

Götz wohnt in den vier Jahreszeiten dem Kurhause gegenüber, es ist das eleganteste Hotel Wiesbadens. Er braucht nur die Straße zu kreuzen. Den Abend fühlt er sich verstimmt und läßt sich das Nachtmahl auf seine Stube bringen. Manches ist nicht mehr recht klar in seiner Lebensrechnung; er trinkt und raucht; die trüben Gedanken wollen nicht weichen.

Am heutigen Tage verlor Götz mehr, als ihm gut. Gelder kamen nachgerade spärlich aus der Heimat, Gläubiger begannen zu drängen. Die Kraft der Selbstbeherrschung, der Selbstzügelung gebrach dem an Glück und Wohlleben gewohnten Manne — sonst war es besser gewesen — die Gedanken wanderten in die traute Heimat zurück. Das Wiedersehen hatte Götz mächtig ergriffen.

Fast war es ihm lieb, als laute Töne aus dem Nebengemache herüberklangen, seine Einsamkeit belebend. Er lauschte unwillkürlich.

Erst hörte er die klagende, schluchzende Stimme einer Frau, dann folgte in kraftvollem, männlichen Organe barsche Erwiderung. Bitterer kamen die Vorwürfe, roher die Entgegnung. Endlich entschied die Faust.

Das Blut des ehrenhaften Götz begann zu kochen, als er ein Weib mißhandeln hörte. Was konnte er beginnen! Es fehlte jede Veranlassung, sich in den Streit der ihm gänzlich Fremden zu mischen.

Es war ruhig geworden, der Nachbar hatte die Frau roh aus seinem Zimmer gestoßen. Nun ging er hastig mit schallenden Schritten auf und ab. Götz empfand heftiges Uebelwollen gegen den ihm selbst dem Namen nach Unbekannten.

Dieser blieb nicht lange allein. Er erhielt wieder weiblichen Besuch, aber scherzend und lachend war dieses Mal der Empfang. Auch einige männliche Gäste trafen ein. Das Nachtmahl wurde aufgetragen. Bald war die Orgie in vollem Gange.

Der Einsame nahm Theil an ihrem Gelage, durch die dünne Gasthauswand ging ihm kein Laut, kein Aufstoßen der Gläser verloren.

Kleine Liedchen wurden vorgetragen, man lachte und schrie wirr durcheinander. Aus der Art der Späße konnte Götz den Geist der Gesellschaft entnehmen. Der weibliche Theil mußte der Halbwelt angehören, der männliche aus leichtsinnigen Lebemännern bestehen. Sie begannen halbbetrunken zu werden.

„Dein Champagner ist gut, Roger! Du bist jetzt wieder auf grünem Zweige," lallte eine etwas schwere weibliche Zunge.

„Merk' Dir es Heloise, Witz im Kopfe ist mehr werth, als Geld in der Tasche."

„Bah! die Goldfüchse Deiner Alten in Ehren," fuhr das kecke Mädchen fort, „ich sehe nicht ein, was Dir in Paris Deine Schlauheit half; als Dir damals Dein Vogel entging, standst Du dem Schuldgefängniß verzweifelt nahe."

Digitized by Google

„Mein Vogel! Heloise! wie Du die Baronin nennst, ist mir nicht entgangen."
Die männliche Stimme klang nun zornig.

„Aber warum dann sie nicht lieber nehmen, als Dein Gerippe?"

„Weil das Gerippe weit reicher ist! Indessen genoß ich die Baronin bis zum Ueberdruße. Sie ist mir sogar hierher nachgereist. Sie soll leben, mein altes Schätzchen Irene von Torringen!"

Die Gesundheit wurde mit Acclamation und wieherndem Gelächter aufgenommen — sie gelangte zu keinem Ende. Ehe sie ihre Gläser leerten, hatte ein Faustschlag Roger zu Boden gefällt.

Entsetzt waren die Mädchen in eine Ecke des Gemaches gewichen vor dem wüthend Eindringenden; selbst die Männer hatten ihre Stühle gerückt.

Schön wie ein Halbgott, zornig und muthig in ehrlicher Entrüstung stand Götz vor ihnen, die riesige Kraft noch ungebrochen, die stählernen Glieder noch unentnervt.

„Lotterbube! ich verbiete Dir in Gegenwart feiler Dirnen von Baronin von Torringen überhaupt zu sprechen —" schrie er. „Deine freche Lüge nimm in Deinen Hals zurück!"

Die Mädchen kreischten, die Männer erfaßten die Tischmesser, sie glaubten, es mit einem Rasenden zu thun zu haben; Roger wischte sich das ihm reichlich herabfließende Blut ab und schnaubte vor Wuth.

Götz stand unerschüttert, bereit, mit seinem wuchtigen Arm sie alle zu Boden zu fällen.

„Ich bin Freiherr Götz von Torringen!" rief er, „wer wagt es, meine Gattin zu schmähen, die ich hochehre!"

„Sie sind in Ihrem Rechte," bestätigte einer der Gäste, „erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen: Freiherr von Haldenberg!"

„Sie handelten, wie Sie mußten, ich heiße Graf Monheim," versetzte der zweite Gast.

„Satisfaction für den Schlag!" brüllte Roger.

„Die soll Ihnen werden und zugleich Züchtigung für freche Verläumdung."

Götz war ruhig geworden, er grüßte die Herren.

„Ich habe hier keine Bekannten, darf ich um Ihren Beistand bitten, Baron Haldenberg?"

Der Angeredete verneigte sich und folgte Götz. Die Bedingungen des Zusammentreffens wurden noch in der nämlichen Nacht verabredet.

Götz befand sich in freudigerer Stimmung als seit lange, er war mit sich zufrieden.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Büchertisch.

Zur Bibliothek ausländischer Klassiker. — Morgenländische Studien von Ethé.

** Der Verlag des bibliographischen Instituts hat abermals eine Reihe werthvoller Bereicherungen der oben genannten Bibliothek versendet. Von Shakespeare folgten Julius Cäsar, übersetzt von Viehoff, und der Kaufmann von Venedig von Simrock. Simrock, der berühmte Germanist, zeichnet sich in diesen Uebertragungen vorzugsweise durch seine originelle und charaktertreue Sprache aus, die dem Original bis in die feinsten Schattirungen folgt. Viehoff ist bedeutend glatter, und steht Schlegel näher. Das wunderbare Stück, das auf der heutigen deutschen Bühne bekanntlich eingebürgert ist, wird dennoch viel zu selten gegeben. Viele Erklärer haben daran auszusetzen gehabt, daß Cäsars ehrgeizige Pläne und Herrschsuchts-Ideale eigentlich zu wenig zu Tage kommen, um seinen Tod erklärlich zu machen — allein Shakespeare hat wohl nicht ohne Absicht diese Intentionen im Dunkeln gelassen, um die Schuld des Brutus und Cassius zu verstärken. Uebrigens scheint Tolstoi, dessen Stück „Iwan der Schreckliche" neulich in diesen Blättern besprochen wurde, mehr-

Digitized by Google

sache Elemente des Julius Cäsar benützt zu haben, so z. B. die Antwort der Wahrsager. „Der Märzen Idus sind nun da" — „Jo aber nicht vorüber." —

Anknüpfend an den neulichen Essay von Arendtschildt über Camoens sei hier die Uebersetzung der Lusiaden erwähnt, welche die genannte Bibliothek von K. Eitner gibt. Das Heldengedicht in zehn Gesängen enthält eine poetische Verherrlichung der Entdeckungsreisen und der Eroberungen der Portugiesen in Indien, nebst einer homerischen Maschinerie, welche den ganzen antiken Olymp an diesen Heldenthaten der Lusitanier in derselben Weise wie in der Odyssee theilnehmen läßt. Und doch möchte man diesen zopfigen Schmuck kaum missen; denn die Verwendung der mythologischen Elemente ist nicht maßloser, als in der gleichzeitigen italienischen Kunst und Literatur. Ueber die Form kann man streiten. Eitner hat die gereimten Ottaven des Originals in reimlosen Jamben wiedergegeben, wie K. Witte und Andere z. B. den Dante übersetzt haben. Wiewohl allerdings ein guter Kupferstich mehr werth ist, als ein schlechter Farbendruck, und eine deutlichere Vorstellung des Originals gibt, als letzterer, so sind wir dennoch prinzipiell gegen diese Art von Nachbildungen. Man denke sich doch eines unserer nordischen Epen, zum Beispiel Wielands Oberon, oder von den modernen die Frithjofssage in reimlosen Formen romanisch reproducirt, so würden wir doch kaum das Original darin wieder erkennen. Zum Zauber der Terzine wie der Ottave gehört vor Allem der Reim, und namentlich scheinen uns Camoens' Strophen durchaus nicht so sehr von schwerem Gedankeninhalt ausgefüllt, um in diesem einen Ersatz für die Schönheit der Form zu sehen. Donners Uebersetzung der Lusiaden beweist, daß die Schwierigkeiten der Nachbildung in gereimten Ottaven dennoch nicht unüberwindlich waren. Zu philologischem Gebrauch möchte allerdings die von Eitner vorzuziehen sein, da sie sich wörtlich an das Original anschließt. —

Eine fernere werthvolle Gabe sind Racines ausgewählte Tragödien von A. Laun, dem verdienstvollen Uebersetzer Cheniers, Berangers u. A. Der Herausgeber hat Recht, wenn er sagt, daß Corneille und Racine der deutschen Schätzung eigentlich mehr entfremdet worden sind, als sie verdienen. Indeß so gut wir neben Shakespeare heut Calderon und Alfieri uns in ihrer Art gefallen lassen, weil sie für den Styl ihrer Zeit, für die Bildung und Anschauung ihrer Nation am prägnantesten, so sind auch die beiden französischen Tragiker, der Sophokles und Euripides des Rococo zu restituiren, zumal nicht damit gesagt ist, daß wir uns nunmehr diese Byzantiner zum Muster nehmen sollten. Laun gibt von Racines zahlreichen Dramen nur vier: die Andromache, den Britannicus, den Mithridat und die Athalie; und zwar hat er den französischen Alexandriner durch den deutschen Jambus ersetzt. Allerdings ist damit viel von der volltönenden Rhetorik, von der steifen Perrückenpracht der Diction verloren gegangen, und die Dramen lesen sich jetzt beinahe wie Halm, Putlitz und Tempeltey; indeß ist diese Freiheit um so mehr zu billigen, als eine Nachbildung in Alexandrinern unfehlbar Carricatur geworden wäre, es müßte denn dies „wilde Roß aus Alexandria" nur ein Freiligrath bändigen.

Die russische Literatur ist in der Bibliothek ausländischer Klassiker vorläufig durch Puschkin vertreten, von dessen Dichtungen Ferd. Löwe eine Auswahl gibt, nämlich das Drama Boris Godunof, die Russalka und das Märchen vom Fischer und Fischlein. Puschkin galt bisher bekanntlich als ein Nachahmer Byrons. Mit Entschiedenheit und Gründlichkeit weist der Uebersetzer in der Einleitung diese durchaus falsche Charakteristik zurück. Puschkin war der erste nationale Poet Rußlands, der, obwohl eine Zeit lang Frondeur und Opponent der Regierungsmaximen, doch niemals den Nationalinteressen der Altrussen untreu wurde. Ueber seine Hauptwerke Onägin — Masseppa — Pultawa hat Bodenstedt gerade während seiner Münchener Periode wiederholt Vorträge gehalten. Von den durch Löwe mitgetheilten Stücken ist Boris das zeitgemäßeste, seitdem Laubes Demetrius von Neuem das Interesse für diesen Prätendenten wachgerufen hat. Puschkins Stück behandelt denselben Gegenstand, doch faßt er den Abenteurer entschieden als bewußten Betrüger auf. — Bekanntlich enthält dieselbe Bibliothek ein Stück von Lope de Vega, welches aus noch unaufgeklärter Veranlassung die Schicksale des Demetrius dramatisch behandelte, während der Prätendent noch lebte. — Wir setzen voraus, daß der gewandte Uebersetzer auch die übrigen bedeutenderen Werke Puschkins folgen lassen wird.

Digitized by Google

Aus der alten Literatur gibt die Bibliothek vorläufig den Aeschylos, übersetzt von A. Oldenberg, und zwar die bedeutendsten der sieben Tragödien, welche von dem großen Tragiker erhalten geblieben sind: die Orestie und den gefesselten Prometheus, des Alterthums tiefsinnigstes Drama, dessen verloren gegangener I. u. III. Theil die Phantasie mehr als eines Dichters angeregt hat. Auch hier hat der Uebersetzer sich nicht an die metrische Eigenart des Originals gebunden, und wir können ihm darin nur Recht geben, daß er sich bestrebt hat, nur im Allgemeinen dem metrischen Character des Urbildes treu zu bleiben, statt die schwierigen überbauten Metren nachzuahmen. In der deutschen Sprache sind lange, volltönende Worte eben so selten, als eine Häufung von Kürzen. Um dem Verständniß entgegenzukommen, ist den drei Stücken: Agamemnon, das Todtenopfer und die Eumeniden eine ausführliche Einleitung, sowie das Leben des Aeschylos vorangestellt. In der Bildung der Trimeter entfaltet der Uebersetzer eine höchst anerkennenswerthe Formgewandtheit, und in den Chören besticht rhythmischer Schwung und melodische Fülle. Bekanntlich hat Wilbrandt den Sophokles in Jamben umgedichtet, ein Unternehmen, das den Charakter der Kunstform eigentlich ohne Noth verwischt, denn für den Trimeter und die Odenform der Chöre hat die deutsche Sprache immerhin noch unausgebeutete Qualitäten.

Der 104. Band der Bibliothek bringt ferner eine Auswahl morgenländischer Poesie von Ernst Meier. Selbstverständlich konnte auf 16 Bogen nur das am meisten Charakteristische geboten werden, indeß ist trotz der zahllosen Vorarbeiten berühmter Gelehrter doch Vieles neu und in der Form von classischem Werth: so vor allen die Stücke hebräischer Poesie, wie sie im alten Testament enthalten ist. Das Hohelied, die Psalmen, die Klagelieder der Propheten, dann die Lieder von der Zeit Moses bis David — wir kennen sie alle aus frühester Jugend, aber in dieser Zusammenstellung machen sie einen lapidaren, ungleich großartigen Eindruck. Von nicht minderem Interesse sind die uralten chinesischen Volkslieder aus dem Buch Schiking, die in ihrer Plastik und sinnigen Naivetät allerdings vielfach an die Volkslieder Süddeutschlands erinnern. Als Probe der indischen Poesie ist Savitri, sowie Hymnen aus dem Rigveda und Anderes, z. B. der Wolkenbote von Kalidasa mitgetheilt. Von den Persern stellt Hafis das stärkste Contingent. Die Arabische Poesie endlich ist durch arabische Lieder und Sprüche zum Theil auch aus dem Koran illustrirt. Wir benutzen diese Gelegenheit, den Bericht eines anderen Referenten über ein neues Buch des Dr. H. Ethé, Privatdocenten an hiesiger Universität anzufügen:

Der Titel des bei Fues in Leipzig erschienen Buches ist „Morgenländische Studien". Es enthält u. A. vier dem Orientalischen frei nachgedichtete Novellen und Genrebilder, sowie eine metrische, dabei aber philologisch so getreu wie möglich gehaltene Nachbildung vor Hilalis „König und Derwisch". Der Verfasser spricht sich selber in der Vorrede über Plan und Tendenz u. A. folgender Maßen aus: „Das Werkchen kann, wie schon sein Titel besagt, nicht auf eine hervorragende wissenschaftliche Bedeutung Anspruch machen; was ich darin zusammengestellt, sind, mit Ausnahme von „König und Derwisch" mehr oder minder Erzeugnisse der Muße, die eine streng gelehrte Arbeitsthätigkeit mir übrig gelassen, und wie ich sie von vornherein weniger für den Orientalisten vom Fach, als für ein größeres und allgemeineres Lesepublikum berechnet habe, so möchte ich sie auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet und beurtheilt wissen. In den vier „Novellen und Genrebildern" der ersten Abtheilung habe ich den Versuch gemacht, morgenländische Stoffe und Motive, die mir interessant genug erschienen, mit freier Phantasie zu künstlerisch abgerundeten Erzählungen in moderner Weise zu verarbeiten, dabei aber so getreu wie möglich den Ton und das ganze Colorit des Orients, besonders in der Rede- und Anschauungsweise, nachzuahmen und so einem weiteren Kreise ein Bild von dem früheren Leben und Treiben des Morgenlandes in fesselnder Form zu liefern."

Digitized by Google

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

⊙ Die vergangenen Tage brachten uns das seltsame Experiment, in allerkürzestem Zwischenraum, vom Mittwoch bis zum Montag, Schillers umfangreichen „Tell" zweimal aufgeführt sehen zu können. Das erste Mal galt es der Feier von Schillers Geburtstag; darum wurde seiner reifsten Schöpfung voraus Beethovens Festouverture op. 124 vom Orchester gespielt, und fand die Vorstellung bei herabgesetzten Preisen und vor beinahe ausverkauftem Hause statt, das den Worten des Dichters mit Weihe lauschte und seine zündenden Verse mit rauschendem Beifall begleitete. Grund für die rasche Wiederholung nach so kurzer Frist war unzweifelhaft die Wahlbewegung. In diese Aufregung hinein mit ihrem Gefolge von Parteihaß und Lüge, von Erbitterung und falschem Patriotismus klingt freilich die Stimme des Dichters in ihrer unnahbaren Schönheit mit verdoppelter Gewalt:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr."

Von den Brettern, die die Welt bedeuten, klingt der Rütlischwur herab, und hallt nach in seinen letzten Schwingungen an den Wahlurnen, zu denen das Volk sich am nächsten Morgen drängte. Es will ein einig Volk sein, und keine fremde Hand von drüben herüber über den Bergen soll den Süden vom Norden Deutschlands trennen.

Um dem eigentlichen Zweck dieser Zeilen näher zu kommen, läßt sich im Großen und Ganzen nur Gutes von diesen beiden Aufführungen sagen. Hr. Dahn folgt in seiner Auffassung des Tell den Traditionen der Eßlair'schen Schule. Er spielt den schweizerischen Nationalhelden weniger, wie die Schweizer sich ihn denken mögen, als wie ihn die Sage hinstellt, etwas hausväterlich und ehrlich. Nur nach dem Schuß auf Geßler schraubte er den Ton etwas hinauf und wurde selbstbewußt und pathetisch. Die übrige Besetzung war den Anforderungen gemäß, die das Drama an ein geübtes Personal macht. Mit der Regie ließe sich streiten. So mußte sie unläugbar die ganze erste Scene von anderem Leben durchströmen lassen. Das alles ging, als würde es von einem Fleck auf den andern geschoben; Baumgartners Erzählung ward so gleichgültig aufgenommen, als ginge sie keinen der Anwesenden im Geringsten an, selbst die Wolkenschleier wurden angesteckt von der allgemeinen Rathlosigkeit der Statisten, die Blitze zuckten und an der Donnermaschine wurde aus Leibeskräften gearbeitet, währenddem der See so ruhig und sonnenklar lag, als sollten wir die Fische an seiner Oberfläche springen sehen. — Die dritte Scene: Oeffentlicher Platz bei Altdorf verdiente eine andere Decoration. Der Dichter schreibt vor: Auf einer Anhöhe im Hintergrunde sieht man eine Veste bauen, welche schon so weit gediehen, daß sich die Form des Ganzen darstellt. Ich dächte die Anordnung wäre einfach und deutlich. Doch hier ist diese sich anzeigen sollende Form sehr weit gediehen. Bis zum Blitzableiter, möchte ich sagen, repräsentiren sich Zinnen und Erker, und in erneuter Rathlosigkeit plagen sich daran die Werkleute mit Lasten von Ziegelsteinen und Mörtel ab, deren Verwendung in diesem festgefügten Ganzen kein menschlich Auge enträthselt. — Die Composition der Rütliscene könnte großartiger, müßte unbedingt wahrer sein. — Schließlich kommen wir auf den peinlichsten Eindruck des Abends. Hier wird sich die Regie freilich auf die Vorschrift des Dichters berufen; trotz alledem gehört das Pferd, so schön Hr. Possart auch nach dem Schusse von ihm herunterfällt, aus dem Theater hinaus. Das liebe Vieh muß der Bühne ferngehalten werden; in dem Punct läßt sich Goethe nur beipflichten, und das nicht allein in Betracht der verschiedenen Zufälle, unter denen das Thier leicht das Erhabenste ins Lächerlichste verwandeln kann. Oder lacht nicht immer das ganze Haus in der ergreifenden Scene mit Armgard, wenn der alte Schimmel beharrlich in die ausgestreckten Hände des Flehenden schnuppert, um seinen schuldigen Tribut von Zucker zu suchen. Der Schimmel kann nichts dafür, daß er auf diese Weise zur Frömmigkeit gelangte, aber den komischen Anblick konnte die Regie ersparen; hierin darf sie den Dichter corrigiren. In der Schußscene im dritten Acte reiten Geßler und Harras herein, um sofort abzusteigen. Neben den Pferden her laufen zu Fuß Bertha von Brunek und Rudenz mit der ganzen übrigen Jagdgesellschaft. Die Galanterie schon verlangte, auch dem Fräulein aufs

Digitized by Google

Roß zu verhelfen, ebenso, wie die vorhergehende Scene nicht anders gedacht ist, als zu Pferde. Man müßte uns denn erst glauben machen, die Liebenden seien rechts und links hinter den Coulissen eigens zu dem Zwecke abgesessen, um sich in Mitte vor den Lampen das Geständniß ihrer Liebe zu machen. Ich glaube nicht, daß man diese Einwände als wohlfeile Witze hinnehmen kann. Sie sind sehr ernst gedacht, und die Wirkung der Dichtung ist von diesem Bedenken vielfach abhängig; vielleicht werden sie einiger Beachtung unterzogen. —

Das übrige Repertoir verschwindet gegen diese beiden wuchtigen Abende. Es bestand aus: Görners „Ein glücklicher Familienvater", „Die alte Schachtel" von Hrn. v. Putlitz, Blums Komödie für die reifere Jugend „Christoph und Renata", und Scribes „Adrienne Lecouvreur", die vier Acte durch ein feines Lustspiel ist, in deren fünften jedoch die Rachel die Wirkung eines Gifttrankes zeigen wollte. Dieser souveräne Wille ist denn auch das tragische Motiv des Machwerks. Frau v. Bulyovsky trat in der Titelrolle nach Ablauf ihres Urlaubs zum ersten Male wieder auf. — Der glückliche Familienvater Görners ist auf allzu gewagte Voraussetzungen aufgebaut, als daß man die triviale Handlung und den nichts weniger als geistreichen Dialog darum goutiren könnte, und so ist schließlich nur das Blum'sche Rührstück interessant, weil zur Darstellung des treuen Geschwisterpaares zwei Damen wieder die Bühne betraten, von denen man nur an den höchsten Festtagen im Jahre erfährt, daß sie überhaupt noch dem hiesigen Theaterverbande angehören. Die Frln. Ramlo (Christoph) und Ulrich (Renata) konnten am betreffenden Abend wieder einmal den seltenen Ton gespendeten Applauses vernehmen; selten, nicht weil das Spiel der Damen im Verhältniß so selten applaudirt wird, selten nur, weil das Publikum sie nicht öfters zu Gesicht bekommt, um sie für ihr Spiel auszeichnen zu können.

b) Oper:

* Das Repertoir der jüngst verflossenen acht Tage hatte nur eine einzige Oper aufzuweisen: Halevys „Guido und Ginevra." Das Werk ging am 14. als neueinstudirt über die Bühne und hatte sich im Ganzen eines recht hübschen, nach dem dritten Acte sogar eines brillanten Erfolges zu erfreuen, ein Schicksal, das der Oper wohl überall zu Theil werden wird, wenn sie — wie es hier der Fall war — durch eine gute Ausführung gehoben wird. Ist jedoch dieß nicht der Fall, dann müssen nicht nur die Schwächen des Buches (von dem Fétis sehr treffend sagt, es sei „plus triste que dramatique"), störend in den Vordergrund treten, — auch die Schattenseiten der Musik werden sich alsdann mehr als wünschenswerth geltend machen. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß in „Guido und Ginevra" die guten Eigenschaften des Halevyschen Styls von den bedenklichen vielfach überwuchert werden. Demzufolge machen sich — den dritten Act und Einzelnes in den beiden ersten Acten ausgenommen — das Kurzathmige und Spröde der eigentlichen Erfindung und mancherlei Barockheiten, welche aus dem Streben nach scharfer Characteristik entspringen, in allzu hohem Maße geltend, als daß die vielfachen geistvollen Einzelnheiten im harmonischen Theil und die durchwegs meisterhafte Instrumentirung die bezeichneten Mißstände überall aufzuwiegen vermöchten. So gleicht das Werk einem Bilde, worin die Zusammenstellung der Farben Geist, Geschmack und Talent für seine Characteristik verrathen, doch leider das Eine fehlt — die Zeichnung. Halevys „Pest zu Florenz" — wie der zweite Titel zu „Guido und Ginevra" heißt — kann deßhalb füglich als der musikalische Vorläufer der „Pest zu Florenz" von Hans Makart bezeichnet werden.

Den Solisten gebührt insgesammt volle Anerkennung — natürlich vor Allen den Trägern der Titelrollen, Frln. Stehle und Hrn. Nachbaur, deßgleichen Hrn. Bausewein („Cosmus von Medicis"). Die nächste Vorstellung der Oper wird wohl Gelegenheit bieten, auf die Ausführung näher eingehen zu können, als es für dießmal möglich ist. Ein uneingeschränktes Lob gebührt auch den von Hrn. Balletregisseur Fenzl trefflich arrangirten Tänzen und deren Ausführung, sowie der scenischen Einrichtung und Ausstattung. Nur hinsichtlich der Costümirung der Lanzknechte würde man für die Folge gut thun, wenn man sie nicht gleichmäßig uniformirt erscheinen ließe, sondern, der Eigenartigkeit des Lanzknechtthums entsprechend, in möglichst mannigfaltigen Anzügen.

Digitized by Google

Concertbericht.

* Das erste Concert der k. Vocal-Capelle, welches am 13. im großen Saale des Odeons unter der Leitung des Hofkapellmeisters Franz Wüllner stattfand, erfreute nicht nur durch ein anregendes und geschmackvoll zusammengestelltes Programm, sondern auch durch eine Wiedergabe, der in jeder Beziehung unsere unbedingte Anerkennung gebührt, denn der rein technische Theil des Vortrags zeichnete sich durch größte Sauberkeit aus, der eigentlich künstlerische durch Verständniß und Schwung. Die in der ersten Abtheilung befindlichen Vocalwerke gehörten mit Ausnahme eines der von Giovanni Carlo Maria Clari 1720 herausgegebnen Duette und Terzette (vorgetragen von Frau v. Mangstl und Frau Seyler) insgesammt der Epoche Palestrinas an, und waren von Orlando di Lasso (fünfstimmige Motette „Quam benignus"). Palestrina („O bone Jesu" und „Christus factus est," beide vierstimmig), von Johann Eccard (das herrliche sechsstimmige Lied „Maria wallt zum Heiligthum"), von Thomas Morley (vierstimmiges Madrigal „Frühling umstrahlt ihr Antlitz zart"), und von Thomas Weelkes (sechsstimmiges Madrigal „Als Thoralis den Hain betrat"). Der graziöse Ernst, womit Sylphen und Satyrn aufgeboten worden, um die Schönheit der Thoralis nach Gebühr feiern zu können, stempelt die letztgenannte Tondichtung zu einem der reizendsten Cabinetsstücke aus der Zeit der Renaissance. Zwischen dem Liede Eccards und der beiden Madrigalen sollte Hr. Werner zwei Violoncellstücke von J. S. Bach und Pergolese vortragen; da er jedoch durch ein Handübel verhindert wurde, so trat für ihn Hr. Venzel mit Beethovens F dur-Romanze für Violine (op. 50) ein. Paßte diese Composition ihrer modernen Haltung halber auch weniger in den Rahmen, als dieß bei den zwei ursprünglich projectirten Stücken der Fall gewesen sein würde, so entschädigte doch der ebenso correcte als geschmackvolle Vortrag in völlig ausreichendem Maße.

Die zweite Abtheilung begann mit J. S. Bachs doppelchöriger Motette „Fürchte dich nicht." Die zwei Gesänge von Händel und Gluck, welche hierauf folgen sollten, fielen, da Frau Diez heiser wurde, gleichfalls aus, und hiefür sang Frau Seyler zwei deutsche Volkslieder: „Leiden und Sterben" und „Mariä Verkündigung." Beide Compositionen sind von äußerst glücklicher melodischer Erfindung, und da die Sängerin den ungezwungenen und innigen Ton in trefflicher Weise wiederzugeben wußte, so konnte der allgemeine Beifall nicht ausbleiben; das zweite Lied mußte sogar wiederholt werden. Ein weniger günstiges Urtheil als über die Melodien ist über deren Harmonisirung*) zu fällen, insoferne sie wohl eine sehr gewandte Hand bekundet, allein keine, welche den für die Musik des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in harmonischer Beziehung charakteristischen Merkmalen Rechnung zu tragen vermochte. Denn statt einer einfachen, wo möglich nur in Dreiklängen fortschreitenden Untersetzung gibt uns der Bearbeiter ein Accompagnement, wie es sich erst im modernen Liede herausgebildet hat, und zerstört hiedurch die Patina, welche unsern alten Liedern gerade so gut läßt, vollständig. Zwei Lieder von M. Hauptmann, deren eines („Mailied") wiederholt werden mußte, und N. W. Gades „Wasserrose" bildeten die nächste Nummer des Programms. Hierauf folgte ein Gesang aus „Fingal" von Ossian, für Frauenchor, Harfe und zwei Hörner, von Johann Brahms componirt, ein äußerst edel gehaltnes Stimmungsbild, und den Schluß machte Mendelssohns Psalm „Richte mich Gott" aus op. 78.

Die erste Quartett-Soriée der HH. Joseph Walter, Ramftler, Thoms und Hipp. Müller, welche am 16. im großen Saale des Museums stattfand, zeichnete sich gleich den früher von den Genannten veranstalteten Musikabenden durch ein sehr schönes Ensemble aus. Daß der lebhafte Beifall des zahlreichen Auditoriums, welches die Künstler schon bei ihrem Erscheinen mit Applaus begrüßte, nicht ausbleiben konnte, bedarf demnach kaum einer ausdrücklichen Erwähnung. Den Beginn machte Joseph Haydns F dur-Quartett (op. 77 No. 82 der Pariser Ausgabe), den Schluß Beethovens E moll-Quartett (op. 59 No. 2). Zwischen beiden kam Mozarts siebentes Quartett (D dur, op. 18) zur Aufführung. Die Entstehungsgeschichte des Werkes erklärt und entschuldigt die Thatsache, daß es nicht auf vollkommen gleicher Höhe mit jenen

*) Wer sie besorgt, ist mir unbekannt.

Digitized by Google

sechsen steht, welche Mozart Joseph Haydn widmete, mehr als hinreichend. Es ist nämlich das erste von jenen drei Quartetten, welche auf Bestellung des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm II., geschrieben wurden. Dieser betrieb als fertiger Violoncellspieler die Kammermusik mit großem Eifer, und hieraus erklärt sich das durchwegs mit der Violine concertirende Violoncell und — als nothwendige Folge hievon — das Zurücktreten der zweiten Violine und der Viola. Daß bei dieser ungleichen Rollenvertheilung polyphone Haltung und Tiefe, Vorzüge, die wir an den ersten sechs Quartetten so hoch schätzen, einem mehr äußerlichen Glanze weichen mußten, versteht sich gewissermaßen von selbst. Anderseits gebührt dem Meister die größte Bewunderung, wenn man erwägt, wie er trotz dieser Fesseln ein von Grazie und Humor so durch und durch belebtes Musikstück zu schreiben vermochte, wie den letzten Satz des D dur-Quartetts; jedenfalls hat er als das weitaus Werthvollste in der für den König von Preußen geschriebenen Trias zu gelten.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Amsterdam. Die niederländische Gesellschaft „National Zangesverband" hat eine Preis-Bewerbung ausgeschrieben: a) für eine Composition für Männerchor mit großem Orchester, b) für eine Composition für Männerchor a capella mit Preisen von 300 fl. für die erst- und 200 fl. für die zweitgenannte Composition. Es sind jedoch nur niederländische Componisten zur Bewerbung aufgefordert.

Berlin. Der Theaterbrand in Dresden hat unter den Theatervorstehern einen solchen panischen Schrecken hervorgebracht, daß dieselben jetzt die umfassendsten Maßregeln zur Verhütung von ähnlichen Unglücksfällen vornehmen. So hat der k. preußische General-Intendant v. Hülsen außer verschiedenen Wasseranlagen im Opernhause nun auch die Feuerwehr, die bis jetzt merkwürdiger Weise daselbst fehlte, eingeführt, und wurden am Donnerstag Abends die Feuerwehrmänner von Herrn Scabell selbst an den verschiedenen Stellen postirt.

Bremen. Der neue Concertsaal wurde am 5. November feierlich eröffnet durch Prolog, Aufführung der Fest-Ouverture Op. 124 von Beethoven und des ersten und zweiten Theils der Schöpfung von Haydn. Der Saal hat eine Länge von 144 oder, wenn man den offenen, später für die Aufnahme der Orgel bestimmten Raum hinter der Musiktribüne hinzugerechnet, 156 Fuß, eine Breite von 56 Fuß und eine Höhe von 42 Fuß. Die Form des Saales ist die eines Parallelogrammes. Die Querseite hat zwei hohe gothische Fenster oder richtiger vier, da sie durch das Mauerwerk der Gallerien getrennt sind. Hier sowohl als an den beiden durch je 8 Fenster unterbrochenen Langseiten laufen, etwa in halber Höhe des Saales, Gallerien. Reichlich ein Drittel des Raumes wird durch die in Estraden von verschiedenen Abstufungen für die Musiker und für die Sänger aufsteigende Musiktribüne eingenommen, welche für 300 Musiker resp. Sänger Platz bietet. Die Decoration des Saales ist einfach würdig. Die Gallerien werden von 21 bestügelten Genien getragen. Die Wände sind in Feldern mattroth gemalt. Die Decke, in welcher sich in einer Anzahl Oeffnungen die sogenannten Sonnenbrenner für den Abzug der Luft im Durchmesser von etwa 6 Fuß befinden, ist durch eine Reihe der Richtung der Wandlinien folgende Medaillons von Heroen der Wissenschaft und Kunst geziert. Sie sind in Wachsfarbe gemalt, ein Werk des talentvollen Malers Fitzer aus Berlin. Die Porträts in der Reihenfolge von der Musiktribüne sind folgende: 1) Mozart, 2) Beethoven, 3) Bach, 4) Shakespeare, 5) Dante, 6) Alex. v. Humboldt, 7) Albrecht Dürer, 8) Rubens, 9) Leonardo da Vinci, 10) Michel Angelo, 11) Thorwaldsen, 12) Phidias, 13) Brunelleschi, 14) Bramante, 15) Rafael, 16) Tizian, 17) Columbus, 18) Sophokles, 19) Goethe, 20) Händel. Die Rückwand der Musiktribüne zeigt ebenfalls zwei hohe gothische Fenster. Den leeren Raum zu beiden Seiten füllen zwei Fresken auf das glücklichste aus. Die eine Gruppe weiblicher Figuren versinnlicht die recitirenden Künste: die Musik (mit der Leier), die Poesie (mit der Lorbeerkrone), die Schauspielkunst (mit der Maske), während die andere Gruppe uns die bildenden Künste, Sculptur (mit Hammer und Meißel), die Baukunst (mit der Mauerkrone und dem Zirkel) und die Malerei (mit Pinsel und Palette), zeigt.

Cairo. Während der Eröffnungs-Vorstellung (Rigoletto) fand im neuen Theater eine

Digitized by Google

Gas-Explosion statt, die viel Verwirrung und einen Schaden von circa 20,000 Franken angerichtet hat.

Cambridge. Eine neue Professur für Kunstgeschichte ist an hiesiger Universität errichtet worden. Die Besetzung derselben erfolgt am 7. Dezember. Der Professor wird nur zu zwölf Vorlesungen per Jahr verpflichtet und braucht nicht am Orte zu wohnen. Dafür erhält er die Zinsen des Stiftungsfonds von 12,000 Pfd. St.

Gotha. Der hier lebende Componist A. Depresse hat ein neues Oratorium „Die Salbung Davids" vollendet, welches in Kürze im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheint. Nach Aussage Sachverständiger soll das Werk Bedeutendes enthalten.

Köln. Die Angelegenheit des Theaterbaues ist nunmehr soweit gediehen, daß das erforderliche Capital zum Neubau durch einen Actienverein zusammengebracht und zur Prüfung der Baupläne geschritten worden ist. Das Theater soll nach allen Seiten frei stehen, 16—1800 Personen fassen und ohne Bühnen-Einrichtung 120,000 Thlr. kosten.

London. Die neue Operngesellschaft, deren Thätigkeit begonnen hat, zählt zu ihren Mitgliedern in erster Linie Frl. Tietjens als Primadonna, Frl. Ilma v. Murska und Frl. Bancini als chanteuses legères, Frl. Scalchi als Contraaltistin, Frl. Sinico als Reservistin zur Aushülfe in allen Fällen, die Sänger Della Rocca und Antonucci (neu), Mongini, Gardoni, Cotogni und Tagliafico, endlich die altbekannten Künstler Formes und Santley. Man verheißt zwölf Opern, darunter zunächst „Medea" und „Hamlet" (mit Frln. v. Murska). Die Kapellmeisterstelle ist unter die Signori Arditi und Bevignani getheilt. — Die englische Oper hat sich im Mitteltransept des Krystallpalastes häuslich eingerichtet und eröffnete am 1. November mit Balfes „Zigeunerin".

Paris. Man spricht schon wieder von einem neuen Projekt des Direktors der großen Oper, Herrn Perrin; derselbe soll nämlich Herrn Duprato den Auftrag ertheilt haben, das zur Oper umgearbeitete Stück „Don César de Bazan" in Musik zu setzen, was denn eine neue Auflage von Wallaces „Maritana" — wenigstens dem Texte nach — ergeben würde, denn bekanntlich (oder vielleicht nicht bekanntlich?) hat genannte Oper ihr Sujet gleichfalls dem „Don César de Bazan" entlehnt. Ferner rückt auch Mermet mit seiner fast vollendeten „Jeanne d'Arc" dem Großen-Opern-Direktor auf den Leib.

Paris. Aubers „Rêve d'amour" wird nun doch nicht sobald in Scene gehen, wie man anfänglich erwartete. Der dritte Akt ist noch nicht orchestrirt. Die Direktion der Opéra comique thut übrigens alles Mögliche, um ihr Repertoir zu bereichern. Sie läßt u. A. einen Text in Musik setzen, der nach Alfred Mussets Erzählung „Namouna" bearbeitet ist. — Adelina Patti, welche durch Unwohlsein genöthigt war, ihre Vorstellungen im italienischen Theater zu unterbrechen, gibt dort nächsten Donnerstag in der „Traviata" ihre Abschiedsrolle. Gegen Ende dieses Monats soll im genannten Theater „Guido und Ginevra" von Halevy zur Aufführung gelangen. — Das Théâtre lyrique gedenkt in nächster Zeit „Orpheus" von Gluck wieder vorzuführen. Was die beabsichtigte Aufführung von „Lohengrin" betrifft, so scheint die Direktion dieselbe einstweilen aufgegeben zu haben. — Die „Brigands" des unerschöpflichen Offenbach sollen noch vor Beginn des künftigen Monats im Théâtre des Variétés über die Bretter gehen.

Paris. „Froufrou" von Meilhac und Halevy wird für den Winter das Zugstück des Gymnase sein. Es zeigt den Parisern wie in einem Spiegel ihr eigenes Leben, läßt dieselben Gestalten, welche die feine und halbfeine Gesellschaft bilden, auf den Brettern erscheinen und führt Situationen und Katastrophen auf, wie sie täglich vorkommen. Eine leichtsinnige Frau, die der Sünde anheimfällt, weil ihr Gatte sie in dem Augenblicke im Stiche läßt, wo sie ihre Gefahr erkennt und bei ihm Schutz sucht, ein Vater, dem die Tänzerinnen vom Theater näher stehen als seine eigenen Töchter, ein Verführer endlich, ein Ehebruch, ein Duell, das Alles ist in Paris alltäglich und auf dem Theater schon oft dagewesen. „Froufrou" excellirt in der wirksamen Benutzung dieses Stoffes. Der Name ist dem Kauderwelsch der Pariser Cocotten und Cocodettes entlehnt. Froufrou bedeutet ursprünglich das Knistern eines seidenen Kleides und wird jetzt zur Bezeichnung der verführerischen Eleganz gewisser Kreise gebraucht.

Paris. Das Théâtre italien hat am 4. gelegentlich des letzten Auftretens der Adeline Patti vor deren am 6. erfolgten Abreise nach Petersburg die höchste Einnahme erzielt, die sich daselbst realisiren läßt, nämlich 20,588 Frs. Die abgöttisch gefeierte Sängerin, welche in den ersten Akten aus „Crispino" und „La Traviata" und in der Wahnsinns-Scene aus „Lucia" auftrat, wurde mehr applaudirt und öfter gerufen, als sich Sinne im Hause gesund erhalten mochten. Ein Zuhörer, dem noch hinlängliche Geistesкraft übrig blieb, um sich mit arithmetischen Aufgaben zu beschäftigen, versichert uns, nicht weniger als 48 Kränze gezählt zu haben, welche in einer Scene die Künstlerin umflogen. Wir sind begierig, ob auch daselbst dem Werke Beethovens

Digitized by Google

„Fidelio“, wozu dieser Tage die Proben begonnen, eine ähnliche Auszeichnung zu Theil werden wird. Doch was ist ein großer Componist gegen eine große Sängerin!

Paris. Im Concurs der Opéra comique zur Composition des Opernstoffes „Le Florentin“ von Saint Georges ist nun entschieden; den Preis gewann Lenepveu, ein früher schon mit dem Preise von Rom belohnter Componist. — Das Théâtre lyrique fährt fort, keine Anziehungskraft zu üben. Desto anziehender gestalten sich die Vorstellungen im kleinen Athénée-Theater, wo insbesondere „Les Masques“ von Pedrotti en vogue sind.

Wien. Herr Westmayer, der Componist des „Wald von Hermannstadt“, steht mit der Direktion des Theaters an der Wien wegen Aufführung einer komischen Oper: „Die Brandschatzung“ in Unterhandlung. Diese Oper wird bereits im Prager deutschen Theater einstudirt.

Wien. Das erste der vier Abonnement-Concerte für den Privat-Pensionsfonds des Hof-Operntheaters hat am 2. November unter Leitung des Hofkapellmeisters Johann Herbeck stattgefunden. Das ohnehin stark besetzte Orchester dieses Theaters war zu diesem Zwecke noch durch Zuzug von Außen vermehrt. Die Aufstellung auf der Bühne, zum Theil vorgeschoben über den gewöhnlichen Orchesterraum, war dem Effekt der Klangwirkung sehr günstig. Die vollendeten Aufführungen der Leonore-Ouverture Nr. 2 und der A moll-Symphonie von Mendelssohn fanden allgemeinen Beifall, der sich bei den von allen Streichinstrumenten gespielten Variationen von Haydn derart steigerte, daß der letzte Theil derselben wiederholt werden mußte. Der Schlußsatz des zweiten Finale aus „Don Juan“ lieferte abermals den Beweis, daß man wohl daran thut, mit dem Versinken des Geistes auch die Oper abzuschließen. Schuberts „Litanei am Allerseelentag“ war eine passende Wahl für den 2. November.

Vermischtes.

Sobald wir den Namen R. Benedix in der Feder haben, ist sofort auch ein neues Stück dieses unermüdlichen, produktiven Dichters im Hintergrunde; das neueste Werk trägt den Titel: „Der Hagestolz“ und ist ein Familienbild in 3 Akten.

„Nürnberger Sagen und Geschichten“ betitelt sich ein von dem Custos an der Nürnberger Stadtbibliothek, J. Priem, geschriebenes Buch, das binnen Kurzem die Presse verlassen soll (Nürnberg, Ebner).

Von Ernst v. Bunsen, dem Sohne des berühmten Bibelforschers, ist ein zweibändiges Werk unter der Presse, welches den Titel führen wird: „Die Einheit der Religionen im Zusammenhange mit den Völkerwanderungen der Urzeit und der Geheimlehre“ (Berlin, Mischer und Röstell).

Von Zeit zu Zeit taucht die Nachricht auf, der Trauring Luthers sei gefunden worden. Da nun nicht anzunehmen ist, daß Luther mehr als einen Trauring besessen hat, so muß es mit jenen öfter sich wiederholenden Nachrichten eine eigene Bewandtniß haben. Aufklärung hierüber gibt Nr. 221 des „Braunschweiger Tagblatts“. Hienach sind die angeblich gefundenen Trauringe Luthers sämmtlich bloße Nachbildungen. Dergleichen verfertigte bereits der Hofjuwelier Jäger in Ronneburg bei Gelegenheit der Feier des Reformations-Jubiläums im Jahre 1817, und ein Herr Brückmann in Heilbronn, Chef der dortigen Silberwaarenfabrik, erklärt in der „Leipz. Allg. Modenztg.“ (1857 Nr. 26 S. 208), daß zur selben Zeit von seinem Vater in großer Anzahl Lutherringe angefertigt worden seien, denen man später Inschriften hinzugefügt habe, um sie als Antiquitäten erscheinen zu lassen. Der echte Trauring Luthers wird, nebst seinem Doctorring, im herzogl. Museum zu Braunschweig aufbewahrt.

(Deutsche Schillerstiftung.) Wie bereits berichtet, ist bei der jüngsten General-Versammlung der deutschen Schillerstiftung zum künftigen Vorort der Stiftung wiederum Weimar fast einstimmig gewählt worden. In die Hand des dortigen Zweigvereins war es somit gelegt, den Vorsitzenden der gesammten deutschen Schillerstiftung aus seiner Mitte zu bestellen. Diese Wahl ist auf den Staatsanwalt Genast gefallen, der schon die beiden letzten General-Versammlungen als von diesen gewählter Vorsitzender leitete. Genasts Stellvertreter ist der großherzogliche Theater-Intendant Frhr. v. Loën, zweites Verwaltungsrathsmitglied Oberschulrath Lauckhardt, dessen Stellvertreter Geh. Hofrath Dr. Schöll. Bezüglich der Wiener Generalversammlung haben wir nachträglich noch Einiges mitzutheilen. Hofrath Pabst aus Dresden bemerkte u. A.: Es seien von der Leipziger Stiftung zwei Personen zur Unterstützung empfohlen, von diesen sei jedoch die eine von dem Verwaltungsrathe an die Stiftung Dresden gewiesen worden; es sei dies die Wittwe Diezmanns. Dresden sei nun gegenwärtig nicht in der Lage, eine solche Unterstützung zu gewähren; er drücke daher den Wunsch aus, der Ver-

Digitized by Google

waltungsrath möge so gut als thunlich für eine Unterstützung der Wittwe Diezmanns sorgen, und beantragt diesfalls eine Unterstützung von je 100 Thlrn. auf drei Jahre, Robert Heller sprach ebenfalls für eine Unterstützung der Wittwe Diezmanns und charakterisirte die Verdienste ihres Gatten um die deutsche, speziell um die Schiller-Literatur. Der Wunsch wurde von der Generalversammlung zur Kenntniß genommen. (Eur.)

Der wackere Volksschriftsteller Ferdinand Schmidt in Berlin hat neuerdings eine „Weltgeschichte für Haus und Schule“ (Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt) begonnen, von welcher die erste Lieferung uns vorliegt. Nach dieser Probe verspricht das Werk den besten Erzeugnissen seiner, d. h. der populären Gattung sich beizugesellen; es ist mit Wärme und in lebhaftem, blühendem Style geschrieben; der Inhalt ist den anerkannten Autoren der neueren deutschen Historik entlehnt und befleißigt sich des besonderen Eingehens auf die Culturgeschichte der einzelnen Völker, wogegen der pragmatische Zusammenhang der politischen Entwickelung (wie dies auch bei der Betrachtung des alten Egyptens und Chinas ganz naturgemäß ist) zurücktritt. Das Ganze wird in 25—30 Heften vollständig sein. Die beigegebenen Illustrationen von Georg Bleibtreu dienen ebenso sehr zum Schmuck als zur Erläuterung und Empfehlung des Buches.

Ueber das Ende des bekannten Bassisten Hugo Köbler meldet die „Staatsb. Ztg.“ aus Berlin: „Das hiesige Polizeigewahrsam beherbergt nicht selten Personen, die vor Jahren eine glänzende Rolle in der Gesellschaft gespielt haben und meistens freilich durch eigenes Verschulden, ins tiefste Elend versunken sind. Eine solche gefallene Größe wurde in diesen Tagen als obdachlos eingebracht: ein Mann von 42 Jahren mit einem von Spirituosen gerötheten Gesicht. Von dem betreffenden Beamten nach seinem Namen gefragt, erwiderte er lakonisch: ‚nomina sunt odiosa!‘ Diese Antwort genügte natürlich nicht; endlich nannte der Obdachlose seinen Namen, den Namen eines vor Jahren gefeierten Sängers, dessen sich vielleicht viele Leser noch erinnern werden, des Bassisten — Hugo Köbler. Seit mehreren Jahren ist der unglückliche, einst begabte Künstler so tief gesunken, daß er gemeinschaftlich mit dem Auswurf der Menschheit seine Schlafstelle unter freiem Himmel aufschlägt. Ueber seine Erlebnisse erzählt er selbst abenteuerliche Dinge. Nachdem seine Stellung in der Theaterwelt in Folge seines unverbesserlichen leichtsinnigen Lebenswandels unhaltbar geworden, will er sich nach Amerika eingeschifft und dort in dem großen Bruderkriege mitgekämpft haben. In London habe er später seine Bekanntschaft mit Kinkel erneuert, bei dessen Befreiung er seinerzeit thätig mitgewirkt haben will. In den letzten Jahren hat er sich größtentheils in Berlin aufgehalten und von den Unterstützungen sein Dasein gefristet, die ihm einzelne seiner früheren Bekannten großmüthig gewährten.

Unter dem Namen „Sorosis“ existirt in New-York eine gesellige Vereinigung von Frauen, unter denen viele Schriftstellerinnen, zum Zwecke gegenseitiger geistiger Förderung, wie zur Unterhaltung. Von Zeit zu Zeit, bei festlichen Gelegenheiten, können von den Mitgliedern Herren eingeführt werden, welche jedoch lediglich die Rolle der Gäste oder Zuhörer zu spielen haben. Kürzlich meldete sich ein Herr zur Aufnahme in den Club und erhielt darauf von der Vorsitzenden folgenden Brief, der uns ein kleines Meisterstück zu sein scheint, indem er in köstlicher Weise die Art der Abfertigung, welche Frauen zu Theil wird, wenn sie es sich beikommen lassen, um Aufnahme in Männer-Gesellschaften sich zu bewerben, copirt und ironisirt: „Geehrter Herr! Ihr Gesuch um Aufnahme ist zuvörderst dem Vorstande und alsdann der ganzen Gesellschaft vorgelegt worden, und ich bedaure, Ihnen anzeigen zu müssen, daß es nicht acceptirt worden ist. Die Gründe, welche diesen Beschluß herbeiführten, betreffen keineswegs Ihren Charakter, Ihre Lebensstellung oder Persönlichkeit, sondern lediglich Ihr Geschlecht, und wir geben gern zu, daß diese Zufälligkeit für Sie ein Unglück, aber keineswegs Ihr Fehler ist. Wir bedauern Sie von ganzem Herzen und mit Ihnen die gesammte Männerwelt wegen ihrer jetzigen und zukünftigen traurigen und vereinsamten Lage; das ist jedoch Alles, was wir thun können. Sorosis ist zu jung für die Gesellschaft von Herren und muß erst heranwachsen. Später, wenn sie ein geeignetes Alter erreicht haben wird — sagen wir 21 Jahre — könnte sie sich vielleicht mit dem „Club der Presse“ oder einem anderen Männerverein von gutem Rufe und angesehener Stellung verbinden; bis dahin muß aber für alle männliche Bewerber die Eine Antwort bleiben: Grundsatz: keine Männer! Jennie Jane Croly, Vorsitzende der Sorosis.“ (M. f. L. d. A.)

Adam Oehlenschlägers „König Helge“ hat in Gottfried v. Leinburg einen vortrefflichen Uebersetzer gefunden. Der erste in Romanzenform gedichtete Theil ist, wie bekannt, bereits vor etwa vier Jahren erschienen, der zweite Theil „Yrsa, eine Tragödie“, in Trimetern geschrieben und mit Chorliedern durchflochten, ist soeben ausgegeben worden, der dritte endlich, die „König Hroars Sage“, ein Roman in Prosa, im Ton und Styl der ächten Nordlandssage, mit vielen in den Text eingefügten Liedern und Romanzen, wird sich in Bälde anreihen (Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt).

Digitized by Google

Von der Unermüdlichkeit der italienischen Componisten mag folgende Liste von eben fertig gewordenen oder der Vollendung nahen Opern einen Begriff geben: „Gli Amori di Cleopatra" von Cagnoni; „Un capriccio di donna" von demselben; „Martirio d'Amore" von La Villa; „Il Giuramento di Calavrita" von Garofalo; „Merope" von Zandomeneghi; „Rita di Mombianco" von demselben; „L'Usuraio in trappola" von Sala; „La Vergine di Kermo" von Manno; „Il Pozzo d'amore" von Albini; „Lamberto Maisteta" von demselben; „Caligola" von Braga; „I Congiurati" von Lardei; „Nella da Benevento" von Antolisei; „Camilla Gonzaga" von Cartocci; „Et ore Fieramosca" von Bernardi; „Gismonda da Mendrizio" von Marotta; „I Promessi Sposi" von demselben; „Le Catacombe" von Coppa; „La Contessa di Santa Chiara" von demselben.

(Preise der Büchsen und des Rüstzeugs ꝛc. i. J. 1566.) Am 9. März 1566 schrieb Kaiser Maximilian II. an den Rath zu Nürnberg, dieser möge ihm zur Ausrüstung seines Kriegsvolkes in Ungarn etliche Landsknechtsrüstungen, halbe Haken und Schützenhauben gegen baare Bezahlung zukommen lassen. Der Rath antwortete, von Harnischen sei nichts mehr vorhanden, dieselben seien bereits alle verkauft und verführt, aber Hanns Heuselder habe noch vorräthig: Item 440 lange Handrohre mit Feuerschlossen, eins sammt seiner Zugehörung um 4 fl.; Item 150 lange Rohr mit Schwammschlossen, eines um 2 Thlr., und dann 150 Schützenhauben, eine auch um 2 Thlr. Aus dem städtischen Zeughause könne der Kaiser haben: Item 120 Ruck und Krebs mit Krägen und Sturmhauben, einen zu 8 fl.; Item 400 Ruck und Krebs ohne Krägen, allein mit Sturmhauben, einen zu 6 fl.; Item 1000 Behemische Rohr mit Schwammschlossen, eines zu $1\frac{1}{4}$ fl.; Item 500 kurze halbe Haken mit Schwammschlossen, einen zu $1\frac{3}{4}$ fl.; Item 300 spanische lange Rohr mit Schwammschlossen, eines zu 2 fl.; Item 80 Centner gutes frisches Schlangenpulver, jeden Centner um 13 fl.; Item noch 120 Centner gutes frisches Schlangenpulver, jeden Centner um 12 fl. (Anz. f. Kunde d. d. Vorzeit).

Bei Daber in Pommern haben am 15. bis 18. September die ersten Nachgrabungen auf Pfahlbauten stattgefunden. Wie die „Neue Stettiner Zeitung" mittheilt, sind ausgedehnte Pfahlbauten unzweifelhaft nachgewiesen, welche sich längs der in den Daberschen See hineinragenden Halbinsel hinziehen. Dem Anscheine nach sind diese Pfahlbauten von ihren Bewohnern einst niedergebrannt und verlassen worden; denn sämmtliches eichene Pfahlwerk erwies sich bis zum Niveau des Wassers verkohlt. Geräthschaften aus der Steinperiode gelang es bis jetzt nicht aufzufinden; die ausgegrabenen Gegenstände rühren sämmtlich aus der Eisenperiode her. Man fand zwei eiserne Aexte, Schwerter, Rudimente von Sporen und einen eisernen Pfriem, außerdem zahlreiche irdene Töpfe, die indessen bei der Berührung in Scherben zerfielen. Von Thierresten fanden sich eine Menge Knochen unseres Hausschweines, Hammelsrippen und Ziegenknochen. Einige kurze starke Schenkelknochen scheinen von Bären herzurühren; doch steht darüber die nähere Untersuchung noch bevor. Erwähnenswerth ist noch der Fund eines wohlerhaltenen Kiefers, der von einem etwa zehnjährigen Pferde herstammt. Die Untersuchungen werden fortgesetzt.

Notizen.

Professor Müller-Hartung in Weimar ist zum Großherzogl. Hofcapellmeister ernannt worden und wird als solcher mit Capellmeister Lassen die Hofopernvorstellungen dirigiren.

Der bekannte Lieder-Componist, Herr Graben-Hoffmann, der seit 12. Jahren in Dresden als Gesangslehrer wirkte, hat sich jetzt als solcher in Berlin niedergelassen.

Der k. preußische Generalintendant Frhr. von Hülsen war in letzter Zeit in Paris, wahrscheinlich um die dort mit großem Beifall aufgenommene Oper „la petite Fadette" von Semet kennen zu lernen

Louis Brassin ist als Professor des Clavierspiels am Brüsseler Conservatorium der Musik eingetreten.

Die in mehreren Blättern verbreitete Notiz Frau Harriers habe die k. Bühne in Berlin verlassen und träte in Pension, ist dahin zu berichtigen, daß der Theaterzettel dieselbe krank meldet wegen eines Leidens, durch welches die Stimme nicht tangirt wird. Das Wiederauftreten der Frau Harriers ist also sofort nach ihrer Genesung zu erwarten.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 48.

An diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltungzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 26. November.

Inhalt: Klytämnestra im griechischen Drama, von Dr. Nikolaus v. Gerbel. — Späte Sühne, Novelle von Franz v. Nemmersdorf. (Fortsetzung und Schluß.) — Literarische Mystificationen, Curiosa u. dgl., von A. Fresenius. I. (Schluß.) Der Hildesheimer Silberfund, von Regnet. — Vom Büchertisch. (Gedenkbuch an Sophie Schröder.) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Concertbericht. — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen. —

Klytämnestra im griechischen Drama.

Von Dr Nikolaus v. Gerbel.

Kaum gibt es in der griechischen Sage einen schlimmeren Charakter, als den der Klytämnestra. Der Tod Agamemnons, die Verfolgung seiner Kinder, die Verbindung mit dem verächtlichen Feinde des gemordeten Herrschers: alles das knüpft sich an den Namen einer entsetzlichen Frau, einer treulosen Gattin, einer unnatürlichen Mutter. Aber auch das Unrecht darf eine unparteiische Würdigung beanspruchen, und dazu gehört eine vorsichtige Abwägung der Motive, derjenigen Beweggründe, welche die unnatürliche oder verbrecherische Handlungsweise beeinflußt. Gerade bei der Klytemnästra sind die Motive aber besonders dunkel, und darum wollen wir ein Bild dieses merkwürdigen Charakters zu geben versuchen.

Die drei griechischen Tragiker Aeschylus, Sophokles, Euripides haben die heroischen Sagen als bekannt vorgefunden und ihnen blos nach ihren individuellen Eigenthümlichkeiten im Detail besondere Schattirungen gegeben. Die Ermordung Agamemnons und die von Orest geübte Blutrache boten sich als allgemein bekannte Thatsachen: über das Wie derselben entstanden eine Menge Dramen mit selbständigen Wendungen, nach welchen z. B. bei der Blutrache bald Orest, bald Elektra mehr in den Vordergrund treten; bald handeln auch vorwiegend die unsterblichen Götter. Aeschylus läßt gern den Göttern den Hauptantheil an den Ereignissen. Orest wird von Apollo zur Blutrache gezwungen, und zuletzt, nach ihrer Vollführung, durch den Schiedsrichterspruch der Minerva selbst freigesprochen. Sophokles liebt bekanntlich das Erhaben-Menschliche, die Dinge und Personen, wie sie sein sollten; Euripides nimmt Dinge und Menschen an, wie sie sind.

Digitized by Google

Bei einer so verbrecherischen Frau, wie Klytämnestra, und bei solchen Unthaten, wie man ihr zuschreibt, macht der besondere Standpunct der drei Tragiker keinen Unterschied, dennoch wird aber die klare Auffassung ihrer Rolle mannigfach behindert. Von dem Augenblick an, wo sie tragisch handelnd auftritt, hat sie eine Geschichte bereits hinter sich, eine Geschichte, die vom Zuschauer gekannt ward. Es ist nicht gleichgültig, ob Jemand gleich vom Hause aus satanisch handelt, oder ob er sich in einem Labyrinth widersprechender Pflichten verirrt hat. Die Zeit der Klytämnestra ist die Periode der naiven historischen Kindlichkeit; eine Collision der Pflichten wirkt da einschneidender, als in raffinirteren Jahrhunderten. Wird doch bei Orestes die Collision der Pflichten in einer Weise geleitet, die den Muttermord straflos ausgehen läßt! Wenn die Collision der Pflichten aber selbst in der antiken Welt den Gattenmord bei der Klytämnestra nicht entschuldigt, so ist das vollkommen richtig. Doch beruht der Abscheu vor der Klytämnestra nicht auf derselben Basis, von welcher aus *wir* die Sache betrachten. Vor uns ist Orestes genau ebenso verworfen, wie Klytämnestra: die antike Welt macht aber einen Unterschied zwischen beiden, weil die Frau *unter* dem Manne stand. Das Leben der Klytämnestra konnte nicht mit dem ihres Mannes in eine Parallele treten: es hatte als das einer Frau geringeren Werth, viel weniger Bedeutung. Die Consequenz dieser unbedingten Unterordnung des Weibes war eine zweifache: einerseits gewann dadurch die Ermordung Agamemnons durch die Gattin um so mehr an Abscheulichkeit in den Augen der antiken Welt, als dadurch in Orestes Seele die Aufforderung zur Blutrache andererseits sich um so energischer geltend machte. Eine spätere Anschauung, welche den Frauen eine würdigere Stellung, als die antike Welt es gethan, zuweist, kann Klytämnestra darum durchaus auch in keiner Weise entschuldigen. Doch gibt es darin einen gewissen menschlichen Trost, wenn selbst eine so furchtbare Person (wenigstens im Beginn ihrer Schuld) mehr als von den Verhältnissen fortgerissen sich darstellt.

Oft schon stellte man die Frage, was eine Frau mehr liebt, den Gatten oder ihre Kinder? In Euripides Stück: „Iphigenia in Aulis" läßt der tragische Conflict das Herantreten dieser Frage nach und nach erwarten. Wir besitzen ja eine Bearbeitung von unserem Schiller, welche uns das Stück sehr nahe bringt, und namentlich oft auf die Richtung hindeutet, welche dem mütterlichen Gefühl der Klytämnestra gegeben war. Als Oberbefehlshaber des griechischen Heeres gegen Troja entschließt sich der König Agamemnon, auf das Geheiß des Oberpriesters, seine eigene Tochter den Göttern zu opfern, um günstigen Wind zu erlangen, und den Erfolg des Unternehmens zu sichern. Unter dem Vorwande, seine Tochter Iphigenia sollte mit Achilles vermählt werden, lockt der Vater mit ihr die arglose Mutter in das Heerlager. Bisher war das Betragen der Klytämnestra durchaus tadellos; ihre Worte, nachdem sie die schreckliche Bestimmung ihrer Tochter erfährt, sind würdevoll und der Sachlage völlig angemessen. Noch merkt das arglistig hintergangene und schwer verletzte Weib nichts von der Collision ihrer Pflichten. Durch Bitten nur sucht sie in ihrem Schmerz den Gemahl zu erweichen, sie appellirt mit dringender Angst an Alles, was ihm heilig sein mußte. Auch macht sie den richtigen Einwand geltend: warum soll denn *sie*, die untadelhafte, musterhafte Gattin und Mutter, *ihr* unschuldiges Kind hingeben, damit die Griechen ihrem Schwager die pflichtvergessene Helena zurückholen? Die schöne, ehrvergessene Helena hätte ihrem betrogenen Gatten doch auch eine Tochter zurückgelassen, deren Opferung viel angemessener wäre, wenn die Götter schon barbarische Sühnopfer verlangten. In einer solchen Opferung findet Klytämnestra eine schwere, aber wohlverdiente Strafe für Helenas Schuld, denn ihr muß gerade das Kind als dasjenige erscheinen, was dem Mutterherzen am Theuersten. Klytämnestras Mutterliebe findet in Achilles einen Beschützer, welcher, über den Mißbrauch seines Namens entrüstet, Iphigenia mit Gewalt dem Opfertode entziehen will. Iphigenia selbst ist es endlich, welche die Verwicklung auflöst. Sie findet, gemäß der griechischen Zurücksetzung der Frauen, daß ein Weib nicht werth ist, Blutvergießen unter Männern hervorzurufen; darum mahnt sie vom Widerstande ab, und ergibt sich geduldig in ihr Schicksal. Ihre versöhnlichen Worte wirken aber in dem leidenschaftlich erregten Herzen Klytämnestras keineswegs beruhigend: die fanatisch liebende Mutter wird erschüttert, aber nicht in derjenigen Weise, wie die Tochter es wünscht. Euripides schließt sein Drama hierbei

Digitized by Google

ab, doch es kocht und siedet in Klytämnestras Gemüth: die Liebe zum Gatten verwandelt sich in Haß. Unvergleichlich ist das von Euripides durchgeführt, der die Menschen nahm, wie sie sind, und die Frauen so außerordentlich kannte. Jedermann war ja mit der betreffenden Sage vertraut, und nach dem Schluß von der „Iphigenia" des Euripides begriff man vollständig, wie die bis dahin pflichttreue Klytämnestra sich in das haßerfüllte Ungethüm verwandelt.

So weit wir den auflodernden Haß gegen den Gemahl betrachten, sind die Motive noch unverfälscht in Klytämnestras Seele. Doch das verschaffte ihr noch nicht jene grausige Berühmtheit, noch nicht ihre ganze tragische Entwicklung. In den bezüglichen Dramen von Aeschylos („Agamemnon", „die Choëphoren") und von Sophokles („Elektra") tritt ein zweites Motiv hervor bei ihrem Handeln, ein Motiv, welches ihre ursprünglichen Regungen bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt. Der frevelhafte Aegisth, welcher ebenfalls ein Unrecht an Agamemnon zu rächen hat (von der Feindschaft ihrer beiderseitigen Väter herrührend), tritt der beleidigten Gattin näher, während der Gemahl Jahrzehnte lang ununterbrochen abwesend. Es entsteht eine verbotene Verbindung zwischen Klytämnestra und Aegisth, und damit verfällt Erstere ihrerseits selbst in Verschuldung gegen den entfernten Gatten. Es ist keine Frage, daß, wo einmal Haß vorliegt, dieser dadurch immer mehr Nahrung erhält, wenn man sich dem Gehaßten gegenüber selbst etwas vorzuwerfen bekommt. Ein drittes Motiv tritt noch zu den schon vorhandenen: es erweist sich, daß Agamemnon zur Prinzessin Kassandra, seiner schönen Gefangenen, auch in ein intimes Verhältniß getreten. Nach griechischer Anschauung durfte Klytämnestra dem Gemahl daraus keinen Vorwurf machen; dennoch war es ganz verständlich, daß sie eifersüchtig wurde. Eine pflichtgetreue Gattin bekämpfte nach antiken Begriffen die natürlichen Regungen zur Eifersucht; Klytämnestra war aber keine pflichtgetreue Gattin mehr, sie hatte sich schon mit Aegisth vergangen. Es ist eines von den Geheimnissen der menschlichen Natur, daß, sowie der Neid selbst dann noch fortdauert, wenn der Angefeindete schon um das beneidete Gute gekommen, daß Eifersucht selbst dann noch Platz greift, wenn die Liebe schon längst aufgehört, oder gar sich in Haß verwandelt. Klytämnestra liebte Agamemnon nicht mehr, aber sie gönnte ihn keiner Rivalin; sie haßte ihn als Mörder ihres Kindes, aber sie fürchtete ihn auch als Rächer ihrer Untreue, und zugleich verabscheute sie ihn als drohenden Störer ihres sträflichen Liebesglückes.

Dieses Aggregat der Motive bietet uns den Charakter der Klytämnestra in der Weise, wie er vorwiegend in Aeschylus „Agamemnon" sich darstellt. Die „Choëphoren" (Spenderinnen des Todtenopfers) und Sophokles „Elektra" zeigen uns die frevelhafte Königin schon reif zur Sühne, und es erhalten andere Charaktere die Leitung der dramatischen Handlung. Im „Agamemnon" beweist Klytämnestra die ganze Tragweite der Bösen, wenn seiner Entwicklung einmal Raum gegeben. Von ächt menschlichen Gefühlen, von schwer verletzter Mutterliebe wird sie erst geleitet, und zum Haß gegen den grausamen Gatten aufgestachelt, dann aber nimmt der böse Geist rückhaltlos überhand in ihr, und befestigt seine Herrschaft durch die neuen Frevel, zu denen er die Königin fortreißt. So bietet Klytämnestra den schroffsten Gegensatz zur treuen Penelope, welche zwanzig Jahre hindurch dem abwesenden Gatten ihr Herz erhält; aber Klytämnestra sündigt nicht mit dem genießenden Leichtsinn der Helena, sondern mit der verzehrenden Wuth der Vernichtung, mit der Energie eines Krieges auf Leben und Tod. Daraus ergibt sich denn auch der dunkelste Zug in ihrem Wesen, welcher, oberflächlich betrachtet, erst wie ein innerer Widerspruch erscheint. Wenn Klytämnestra ihren Gatten so sehr wegen Iphigeniens Opferung verabscheut, wie kann sie später denn auch ihren Sohn hassen und selbst seine Vernichtung begehren? Darin zeigt sich aber gerade die schon angedeutete Kraft des Bösen, welchem man einmal Raum gegeben. Es ist nicht die Bestimmung des Weibes, zu hassen, und zwar nicht nur in unseren modernen Zeiten, sondern auch nach mehrfach bethätigten Anschauungen der griechischen Tragiker. Bei der altgriechischen Unterordnung des Weibes durfte der Haß gar nicht in der Seele einer Frau gegen den Gatten sich regen, und wäre sie noch so sehr von ihm beleidigt. Das Bewußtsein, gegen dieses Gebot gefehlt zu haben, macht das Gemüth für die Idee einer besonderen Wiedervergeltung empfänglich, und somit löst sich der Widerspruch in Klytämnestras Wesen

Digitized by Google

vollständig auf. Je mehr ihre Kinder zu Agamemnon hielten, dem gemordeten Vater, desto mehr mußte sie sie hassen; je mehr Kraft und Neigung zur Wiedervergeltung sie erwarten ließen, desto mehr mußte die ehemals zärtliche Mutter sie nun fürchten und verabscheuen. Als sie bei Aeschylus nach Agamemnons Ermordung erst triumphirend hervortritt, ergreift sie plötzlich ein Entsetzen vor sich selbst, und daran dürfen wir wohl das erwachende Bewußtsein von der ganzen Tragweite der begangenen Handlung erkennen. Die Collision zwischen der Liebe zur geopferten Iphigenia und der Ergebenheit gegen den grausamen Gatten ist von Klytämnestra in grausiger Weise gelöst: nun ergreift sie ein Vorgefühl, daß der zu erwartende Bluträcher die Collision der Pflichten gegen Mutter und Vater eben so grausig zu lösen vermöchte. So entspricht die Sühne von Klytämnestras Verbrechen vollkommen ihrem Verschulden. Sie sündigt unter Verletzung der heiligsten Bande der Natur, und wird ebenso auch bestraft: sie genügt damit, wenn auch nicht der philosophischen, so doch der poetischen Gerechtigkeit eines naiven Zeitalters.

Späte Sühne.

Novelle von **Franz von Kemmersdorf.**

(Fortsetzung u. Schluß.)

Irene war schmerzlich erregt nach Hause gekommen. — Sollte sie vor der doppelten Begegnung fliehen? — Flucht ist immer Feigheit! — Aber sie war nachgerade müde in kränklicher, unruhiger Stimmung. Wie sehnte sie sich zurück in gewaltsam zerrissene Verhältnisse.

Einige Tage glitten trübe vorüber, ohne daß Irene zu einem Entschluß gelangte. Auch von Kronwinkel trafen traurige Nachrichten ein. Johann schrieb: „Kommen Sie Frau Baronin, sonst stirbt Amalie. Es thut förmlich weh, das Kind dahinsiechen zu sehen, außerdem können auch nur mehr Sie Rettung bringen."

Das arme Kind, das so zärtlich an ihr hing, that Irenen unendlich leid, all das von ihr gepflegte Heimwesen umschloß sie mit Liebe und hätte gern den Verfall abgewehrt mit kräftiger Hand. Konnte, durfte Sie ohne ihrer Ehre zu vergeben, Götzens Haus betreten, aus dem er sie gestoßen? Mehr noch, durfte sie sich der Gefahr aussetzen mit ihm dort zusammenzutreffen? Sie schwankte.

Endlich gelangte sie zu dem Entschlusse, Marie nach Kronwinkel zu senden, um die arme Amalie zu holen. Götzens Besitz mußte geopfert werden.

Irene war allein. Sie las beim Frühstück die Zeitung. Plötzlich zitterte sie fieberhaft, sie gelangte an folgende Stelle.

„Gestern erschütterte ein trauriger Vorfall unsere Badewelt. Früh Morgens ward in einem entfernten Theil der Anlagen Graf Roger Malinkowski im Zweikampfe erschossen. Er gehörte, und auch durch seine Vermählung mit einer bedeutend ältern sehr bekannten Dame, zu den markantesten Persönlichkeiten heuriger Saison. Sein Gegner Baron v. T. rächte die geschmähte Ehre der eigenthümlicher Weise sogar von ihm geschiedenen Gattin. Bei dem Ehepaare soll ein seltsames Geheimniß obwalten, was sie trennte, während der Baron überall öffentlich als Vertheidiger seiner Frau auftritt! Die Sache macht viel von sich sprechen, und gibt zu den sonderbarsten Gerüchten Veranlassung. Der Sieger im Zweikampfe hat sich bereits den Gerichten gestellt. Wir als principielle Gegner ritterlicher Raufluft vertheidigen zwar das Duell niemals, aber als Zurückweisung frecher, verläumderischer Ehrenkränkung ist es noch am meisten zu entschuldigen. Man erwartet auch für Baron v. T. geringe Strafe."

„Es war mir treu, ich will es ihm sein!" rief Irene freudig bewegt.

So leicht hatte sie nicht mehr geathmet seit Monaten. Der ehrlose Abenteurer aus ihrem Leben genommen, das Giftthier aus ihrem Pfade und zwar durch Götz, alte Liebe beweisend.

Rasch telegraphirte sie ihr Eintreffen in Kronwinkel, sie konnte dort für ihn handeln und durfte nicht fürchten, ihn anzutreffen. Vorher hatte Irene in Wiesbaden noch ein Geschäft abzuthun.

Digitized by Google

Im Vorsaal des schönen Schlosses zu Biberich fanden sich zwei Damen. Beide harrten der Audienz beim Herzog. Die eine war die Wittwe des Getödteten. Die andere die Gattin des Ueberlebenden.

Die Erste kam früher an die Reihe. Vergiftete sie des Fürsten Ohr mit Klagen, dann erschwerte sich Irenens Bitte um Begnadigung. Als die alte Dame aus dem Kabinette trat, sah sie heiter aus.

Irene trug ihr Anliegen vor. Der Landesherr lächelte gutgelaunt.

„Es scheint, dieser polnische Abenteurer war zu viel in der Welt," bemerkte er. „Eben versicherte mich die Frau, die thöricht genug gewesen, ihn zu heirathen, ihr Leben sei um zehn Jahre verlängert und ihr Besitz gerettet durch Baron Torringens Schuß."

„Also darf ich hoffen?"

„Sie dürfen! lassen Sie der Form des Gesetzes Genüge leisten."

Getröstet verließ Irene das Schloß. Sie reiste sogleich ab. Ihre Fahrt glich nicht mehr der frühern, denn sie hatte ein Ziel.

Ohne Ermüdung durchflog Irene einen großen Theil von Deutschland. Sie empfand keine peinliche Aufregung, eher Beschwichtigung und Ruhe, als sie sich ihrer frühern Heimat näherte.

Einige Meilen von Kronwinkel sprengten zwei Reiter auf Irenens Wagen zu, Hector lief nebenher. Das freudige Bellen des treuen Thieres klang von weitem.

Irene fuhr liebkosend über den klugen Kopf des Hundes, streichelte Miß Franceß glatten Hals, küßte den Knaben Götz, und reichte Johann die Hand. Der junge Herr war mit seinem Stallmeister gekommen, die Mutter einzuholen.

Sie fand den Knaben vortheilhaft verändert, gereift. Der Ernst des Lebens hatte ihn bilden helfen.

In traulichem Geplauder legten sie den Rest des Weges zurück.

Im Schloßhofe stand die Dienerschaft versammelt zu freudigem Empfange. Irene flog die Treppe hinauf, sie fragte die ihr entgegenkommende Marie nach Amalie.

„Das arme Kind liegt im Fieber," lautete die Antwort, „sie war besonders unruhig, seit Du unterwegs. In einer gewissen magnetischen Ueberreizung fühlte und sah sie Dich kommen."

„Wäre es besser, sie heute nicht mehr aufzuregen?"

„Nein, denn sie weiß, daß Du hier bist."

Fest, als wolle das Kind die treue Pflegerin nicht mehr lassen, schlangen sich die abgemagerten Aermchen um Irenens Hals. Eine heiße Thräne fiel auf das kleine glühende Gesicht.

„Es war Zeit, daß Du kamst," lispelte Amalie.

Dann nahm sie geduldig das beruhigende Pulver aus der bekannten lieben Hand. Das Kind verfiel bald in sanften Schlummer.

Wie freundlich und traut umfingen Irene die gewohnten Räume! Sie setzte sich mit Marie und Götz zum Nachtessen nieder. Das mundete anders, als die Kost der Fremde. Nur zuweilen streifte ein Blick, nicht bitter, nur ein wenig traurig, die Stelle, welche sonst der Hausherr einnahm. Irene besaß ja die Heimat und ihre Lieben nur so lange, als er fern blieb. Seine Rückkehr ward das Signal zu ihrem Scheiden, denn der Zwiespalt zwischen ihnen bestand gleichwohl in voller Härte.

Das breite, bequeme Bett empfing sie so wohlig. Nirgends ruht es sich so sanft, als unter dem eigenen Dache. Irenens Gesundheitsstörung, die peinliche, nervöse Ueberreizung, war wie durch Zauber geschwunden, seit sie den Boden der Heimat betrat.

Wohlerfrischt erwachte sie. Sie vollendete ihren Anzug vor dem mit massivem Silber, Götzens Hochzeitsgeschenk, beladenen Ankleidetisch. Wie versank da wieder der falsche Flitterglanz der Hotels in sein gemeines Nichts! Im Schlafzimmer stand ein alterthümlicher, wunderschön eingelegter Kasten. Irene zog ein Schubfach auf und nahm daraus einen sehr kostbaren, kunstvollen Ring, den sie bei ihrer eiligen Abreise zurückgelassen. Mit Vergnügen steckte sie denselben an ihren Finger. Alle vertrauten, alt gewohnten Gegenstände begrüßten sie heimisch.

Wieder dampfte der köstliche Kaffe in der großen Silberkanne. Die Getreuen waren um Irene versammelt. Johann stand vor ihr und stattete Bericht ab. Tief

Digitized by Google

waren die Schäden, energisch der Wille zur Heilung. Allen Uebeln bot Irene entschlossen die Stirn. Die frische Lebensader einer kraftvollen Führung pulsirt wieder in Kronwinkel. Unverschämte Forderungen wurden auf ihr Minimum reduzirt. Ungetreue Dienstboten erhielten Entlassung, die alten, erprobten, sammelten sich wieder. Tag für Tag wurde Versäumtes nachgeholt. In nützlicher, angenehmer Thätigkeit schwanden die Stunden pfeilschnell.

Ebenso unerklärt und unvorhergesehen wie Irenens Verschwinden traf ihre Rückkehr die klatschsüchtigen Kreise der nahen Provinzstadt. Indessen unterließ Niemand von den Bekannten den Besuch auf Kronwinkel. Eine solide Gastlichkeit belebte wieder die Räume des alten Schlosses. Gefüllt waren wieder Speicher und Keller. Ueberall zeigten sich Spuren von Besserung, Keime einer glücklichern Zukunft.

Der Winter war ungewöhnlich milde. Es konnten manche Arbeiten im Freien geschehen, die sonst unmöglich.

Wie eine Pflanze unter günstigem Einflusse neu aufblüht, so genas das kleine Mädchen zusehends. Irene ritt täglich mit Götz und fuhr mit Amalien aus. Sie machte die Runde in ihrer Wirthschaft, auf der weitläufigen Besitzung. Selbst überzeugte sie sich von den Wundern, die Geld, Fleiß und Intelligenz vereint zu wirken vermögen. Freudiger Lebensmuth erfrischte ihr ganzes Wesen, sie genoß das köstlichste Gefühl auf Erden: „der Arbeit fröhliches Gedeihen."

So glitt sanft die erste Hälfte des Winters vorüber. Baron Torringen hatte eine halbjährige Festungshaft angetreten; bis er sie überstanden, durfte Irene hoffen, seine Angelegenheiten vollständig in Ordnung zu bringen.

Im bequemen, durch viele blühende Blumen sommerlich geschmückten Salon sitzen sie am Januarsabend traulich beisammen. Die Vögel wiegen sich traumhaft auf den Zweigen hoher Bäume hinter ihrer dichten, grün bewachsenen Wand, die sie von dem übrigen Theile des Gemaches abschließt. Ueberall ist wieder die alte Ordnung eingekehrt.

Die Familie kam von einer geselligen Zusammenkunft in der Kreisstadt heim, der heiße Thee thut wohl nach der kühlen Fahrt. Die vielen leckeren Gerichte auf dem schneeigen Damast bieten heitern Anblick, sie loben die gute Führung des Hauses. Da lachen lockend aus Krystallschalen feine Früchte, zierliche Sulzen und kunstvolle Pasteten reizen den Gaumen, zartes Geflügel sticht von schmackhaftem Rauchfleische ab. Guter alter Wein schimmert durch die Bouteillen, in hohen Krügen schäumet das Bier.

Amalie lehnt zärtlich nahe an der Wiedergefundenen, die ihrem schwachen Leben ein so starker fester Halt gewesen. Der Knabe Götz sitzt aufrecht; klug und ernst über seine Jahre, beginnt er der Mutter Freund zu werden. Die Familie plaudert fröhlich zwischen dem einladenden Mahle. Hohes Behagen umfaßt sie alle.

Plötzlich stürzt ein Diener wie entsetzt ins Zimmer.

„Der Baron!" ruft er athemlos.

Sie erheben sich, erschrocken, bestürzt.

„Bestelle Postpferde" befiehlt Irene gefaßt.

Marie weint still vor sich hin, der Knabe Götz blickt zornig, und Amalie erbleichte bis ins Weiße der Augen. Dann rennt das Kind hastig zur Thür hinaus.

Baron Torringen hat Begnadigung erhalten. Die wenn auch kurze Haft trieb ihn zur Einkehr in sich selbst. Gedämpft war etwas die sanguinische Leichtlebigkeit, sie lag noch unter trüben Eindrücken gebunden, mochte aber wieder aufwachen. Es trieb ihn, seine Kinder ans Herz zu drücken — er wollte sie überraschen.

Ohne Aufenthalt in der Kreisstadt, fuhr er nach Kronwinkel. Im dunkeln Schloßhof ward ihm ein kalter Empfang, denn der erste Diener der ihn erblickte, rannte davon.

Müde, von der Reise überreizt, mit fast krankhaftem Sehnen nach Bequemlichkeit, so langte Götz in der Heimat an. Gleich einem Alp bedrückten ihn die selbstzugezogenen Beschwerden. Der Baron ließ den Kopf muthlos hängen.

Der Herr kam und der Vater, Niemand begrüßte ihn. War das Haus auch gastlich bereit, ihn zu empfangen?

Nun fliegt doch durch die Nacht eine zierliche Elfe auf ihn zu. Amalie zittert im Seidenkleide; sie hat nichts umgenommen.

Digitized by Google

„Lasse die Mutter nicht ziehen!“ preßt das erschütterte Kind mühsam hervor, „sie erhielt mich am Leben, ich sterbe ohne sie!“

„Bitte Irene, mir eine Unterredung zu gestatten, bevor sie etwas beschließt“ entgegnete Götz bewegt.

Jetzt fliegt das Elschen nach dem Schloß zurück, jetzt hängt sie an der Mutter Hals, jetzt erfleht sie Gewährung, unter heißen Thränen und Küssen.

Irene erwartet Götz in ihrem Kabinet, am Kaminfeuer stehend. Zahlreiche Wachskerzen in dem schweren silbernen Armleuchtern werfen hellen Schein auf die hohe, stattliche Gestalt. Ein reicher, bräunlich goldig schimmernder Seidenstoff bauscht sich um die Dame.

Götz erscheint unter der Thür. Der Staub der Reise ist an der Kleidung sichtbar, Ermüdung und etwas Mangel an Sorgfalt an der Person.

An Herkunft, Jahren, Lebensstellung und Vermögen zu einander passend, sahen sie doch jetzt sehr verschieden aus. Götz nahm einen untergeordneten Rang ein. Auch stach sein verlegenes Zögern von Irenens ruhiger Sicherheit ab.

Die gespannte Lage kürzend, streckte sie ihre Hand aus und sagte: „Ich danke Dir, Götz, Du hast meine Ehre vertheidigt!“

Hell flammte die Freude auf seinen gesunden kräftigen Zügen.

„Ich danke Dir Irene!“ rief er rasch, „Du hast mein Kind gerettet!“

Zum herzlichen Drucke wurzelten die Hände ineinander, vergessen war die bittere Trennung, die Liebe siegte!

Götz will seine Gattin umschlingen, mit einem Male tritt die Erinnerung grauenhaft dazwischen: sie sandte Dich in den Tod!

Matt sanken die Arme herab, Götz war einen Schritt zurückgetreten.

„Warum thatest Du es?“ stöhnte er seinen Gedanken unwillkürlich Wort leihend

Sie richtete sich empor, noch stolzer.

„Niemals schickte ich Götz von Torringen in den Tod,“ sprach sie langsam betonend.

„Wie, es war Lüge, boshafte Erfindung? fragte freudig Götz.

„Jede Silbe ist wahr, die Branitz gesprochen.“

„Dann begreife ich nicht.“

„Warst Du damals mein Geliebter, der Gatte meiner Wahl?“

„Nein.“

„Kannte ich Dich auch nur?“

„Selbst unsere Namen waren uns fremd.“

„So bin ich von der thörichten Anklage gereinigt, einen Mann, der mir vertraute, verrathen zu haben.“

Götz schwieg verwirrt; noch vermochte er seine Gedanken nicht zu klären, unversöhnt stand der geliebte Gatte und die Frau, welche ihm einst die Verfolger auf den Hals gesandt, nebeneinander.

„Mein Vergehen wird zu einem durchaus unpersönlichen,“ fuhr Irene fort.

„Dies ist richtig,“ bekräftigte er.

„Jeder hat unläugbar das Recht, sich eine Partei zu wählen in dem allgemeinen Kampf der Menschen untereinander,“ fügte Irene hinzu. „Ich stand damals auf der Seite der Vertheidiger, Du auf der der Angreifer, wir konnten daher nicht Genossen, mußten nothwendig Gegner sein. Ein junger Mann drang im Abendgrauen in mein Schlafzimmer, ihm folgten Soldaten auf dem Fuße; schwieg ich, so ward ich die Verbündete dessen, den ich damals Hochverräther nannte — sollte ich dem Feind zu lieb auch nur den Schatten eines Verdachtes auf mich laden?“

„Du handeltest von Deinem Standpunkt recht“ mußte Götz gestehen.

„Nun sind wir keine politischen Gegner mehr,“ bemerkte Irene mit leichtem Lächeln, „Du wardst conservativer, ich liberaler; so begegneten wir uns.“

„Also Versöhnung Irene,“ bat Götz.

Sie schüttelte das Haupt.

„Du nimmst es jetzt leicht mit der Vereinigung, wie Du es mit der Trennung nahmst,“ versetzte sie.

Digitized by Google

„Irene, wir quälen uns unnütz; mein Haus ist verwaist, wenn Du fehlst! Warst Du glücklich ohne mich?"

„Ich war es nicht."

„Dann gibt es nur eine Frage mehr, liebst Du mich noch?"

Götz beugte sein Knie, seine Hände faßten die Irenens.

„Gehöre wieder mir, meine Geliebte! mein Weib!"

Der starke Körper des Mannes zitterte vor Bewegung; sie entzog sich ihm.

„Das Gespenst, das damals zwischen uns trat, kann wiederkehren, Götz," sagte Irene fest; „Du befahlst mir, Dein Haus zu meiden, ohne auch nur meine Rechtfertigung hören zu wollen."

„Branitz hinderte jede Verständigung?"

„Ich scheide Götz! lebe wohl!"

„Nie, nimmer!" rief er.

Doch schon war Irene in der Thür ihres Schlafzimmers verschwunden und hatte dieses hinter sich abgeschlossen.

Götz sank auf einen Lehnstuhl am Kamine; ungeachtet der heimlichen Flamme durchschauerte es ihn wie Fieberfrost. Ein verödet Heimwesen, verfallender Besitz gähnten ihn drohend an; jetzt erst, nicht damals, als er sie leichtsinnig löste, empfand er, wie unzerreißbare Bande ihn Irenen verknüpften.

Nur mit ihr war eine glückliche Heimat möglich, durchwärmt von Liebe.

Im Hofe stampften die bestellten Postpferde, die Irene wieder fortführen sollten in die Fremde.

Das Unbehagen Götzens steigerte sich bis zum physischen Schmerz.

„Oeffne Irene!" schrie er halb zornig, halb traurig!

Der Riegel rauschte zurück.

Auf der Schwelle stand eine schöne Frau. Der weiche himmelblaue Hausanzug fiel anmuthig nieder an den edeln Formen; der silberschimmernde Mövenbesatz schmiegte sich geschmackvoll reich um den Hals, die Arme und Hüften.

„Willst Du, daß ich bleibe, Götz?" fragte Irene mit glücklichem Lächeln.

Er antwortete nicht, er umschlang sie mit starken Armen.

„Die verlorne Heimat" war beiden wiedergeschenkt; die alte Schuld war getilgt durch „späte Sühne" auf beiden Seiten.

Literarische Mystificationen, Curiosa u. dgl.

Von A. Fresenius.

I.

(Schluß.)

Eine andere Unterabtheilung unseres Themas bilden die in Folge literarischer Fehden und Polemiken verketzerten Namen, wie wir sie z. B. in den Streitigkeiten zwischen Immermann und Platen antreffen. Ersterer in seinem fein ironischen „Münchhausen" persiflirt die Schwächen seiner Gegner und einiger Hauptführer aus dem feindlichen Lager für den Gebildeten um so wirksamer, gerade weil er hierbei weniger plump zu Werke geht, während letzterer in seinem „romantischen Oedipus" mit derben Keulenschlägen darein haut, und seiner satyrischen Komödie oft durch bis hart ans Widerliche grenzenden Unanständigkeiten, Schlüpfrigkeiten und Zoten, wie man sie nur bei Aristophanes findet, eine Art von ästhetischem Hautgout gibt. Stellen dieser Art sind z. B. gleich folgende Sätze des ersten Actes:

Publikum: Ich las entzückt sein*) Trauerspiel Cardenio,
Die größte, mehr als ekelhafte, Metzelung
Die je der fette Frosch-Bombast noch laichete.
Denn so charakterisiren's uns die Kritiker;

*) Immermann, vulgo Nimmermann.

Digitized by Google

Doch eben was mißfallen hat den Kritikern,
Entzückte mich. Ich flog hieher, dem Dichter selbst
Die Hand zu schütteln. Aber sprich, wo sind ich ihn?

Chor: Er überlegt ein Trauerspiel.

Publikum: Schon wieder eins?

Chor: O zehn für eins! Leichtfertig sind Romantiker,
Die's laufen lassen, wie es läuft.

Publikum: Wo sitzt er denn?

Chor: Dort! Siehst Du nicht die spanische Wand?

Publikum: Dort dichtet er?

Chor: Das eben nicht. Abthut er ein Privatgeschäft:
Er las gerade den Oedipus des Sophokles,
Doch war derselbe ihm keineswegs homogen,
Und geht sogleich nun wieder als Purganz von ihm.

In ähnlicher Weise geifert der Autor noch lange fort. Aus Mangel an Raum und weil sie auch sonst höchst unerquicklicher Natur sind, kürzen wir sie ab, und wollen hier nur noch einen ähnlichen Passus aus dem fünften Act als besonders charakteristisch folgen lassen. Daselbst läßt Platen den Nimmermann selber, der schon früher aufgetreten ist, eine Unterredung mit dem Verstande führen, wo es u. A. heißt:

Verstand: Anmaßend wär' ich, wollt' ich noch urtheilen, wo
Deutschland entzückt gerichtet!

Nimmermann: Zwar veracht ich Dich;
Doch zürnt dem armen Knaben nicht der höchste Gott,
Der ihm das Rauchfaß knieend bei der Messe schwingt;
Ich lasse mir Dein Lob gefallen: Räuchere!

Verstand: Wer kann erschöpfen Dein Verdienst?

Nimmermann: Ich bin zugleich
Poet und Kriminaljurist und Recensent,
Von drei Talenten eine Trippelallianz!

Verstand: Wie ist der Staat zu beneiden, dem Du dergestalt
Von allen Seiten dienst!

Nimmermann: Es ist der preußische.

Verstand: Glückseliges Oesterreich!

Nimmermann: Bin ich nicht ein großer Mensch!
Berlin vergöttert meine Kunst, und meiner Kunst
Kritiken stehn im Hegelischen Wochenblatt,
Als Pfand von seinem Werthe. Dort erklärt' ich auch,
Weshalb der getaufte Heine, mein Mitstrebender,
Kein Byron bloß mir, aber ein Petrarca scheint.

Verstand: (Du ganz completter Gimpel!) Mir ein Pindarus.

Nimmermann: Ihn nennen hätt' ich dürfen auch den Pindarus
Vom kleinen Stamme Benjamin; er nannte mich
Des jetzigen Zeitabschnittes ersten Tragiker!

Verstand: O Lessing! Lessing! Drehe Dich im Grab herum!

Nimmermann: Nie hört' ich diesen Namen noch.

Verstand: O Winckelmann!

Nimmermann: Was für Pedanten rufst Du an? Wer sind sie denn?

Verstand: Mein großer Klopstock!

Nimmermann: Welch ein Kleeblatt nennst Du da?

Verstand: Ein schönes Kleeblatt; aber längst dahingewelkt!

Nimmermann: Fast ahn' ich, welcher Dichterschule, Nüchterner
Du Huldigung darbringest! Deiner Lieblinge
Modernster ist gewißlich jener Dürstige,
Von welchem längst behauptet meine Xenien,
Daß er die Verse, die er schreibt, vomire blos?
Gedankenarmuth, denn ich hab' ihn arm genannt,
Verbirgt er hinter Künstlichkeit!

Digitized by Google

Während diese und viele verwandte Stellen, in welchen er über fast sämmtliche Vertreter der romantischen Schule, ganz besonders aber noch über Kotzebue, Clauren, Houwald, Müllner, Fouqué, E. T. A. Hoffmann, vulgo Gespenster-Hoffmann, in ähnlicher Weise zu Felde zieht, vorzugsweise ein Gefühl des Ekels wachrufen, enthalten dagegen auf der anderen Seite die satyrischen Komödiens Platens auch wieder Vieles, wo sein bitterer, mit attischem Salze gewürzter Spott vollkommen am Platze ist. Hierhin rechnen wir z. B. verschiedene kritisch polemische Ausfälle in seiner „verhängnißvollen Gabel", so namentlich gegen die oft stolz sich, wie der Frosch in der Fabel, aufblähende „Stadt der Intelligenz", von der Platen seinen Schmuhl in der ersten Parabase Folgendes sagen läßt:

„Ja in einer Stadt des Nordens, die so manches Uebels Quell,
Preist man Claurens Albernheiten und verbietet Schillers Tell!
Dieses mark- und knochenlose Publikum beklatschet nur,
Was verwandt ist seiner eigenen Froschmolluskenbreinatur;
Kommt ja von Berlin und Dresden ein Roman mit jeder Post,
Bis die Deutschen kindisch werden über diese Kinderkost!
O verstündet Ihr, von bloßen Redensarten überhäuft,
Geistigern Genuß zu schlürfen, der aus ew'gen Rhythmen träuft!*)

Eine ähnliche, aber weit harmlosere und vollständig berechtigte Persiflage aus derselben Literaturepoche finden wir bei Mahlmann. Der damalige Abgott des deutschen Theaterpublikums, welcher mit fast unumschränkter Macht von den ersten Hofbühnen an bis herab zu den ärmlichsten und erbärmlichsten Thespiskarren, den im Theaterjargon sogenannten „Schmieren", das deutsche Repertoir beherrschte, Kotzebue hatte nämlich jene falsche, übertriebene Sentimentalität, jenes zur höchsten Unnatur gesteigerte Gefühlsraffinement, welches in förmlichen Thränengüssen einen schmerzlich wollüstigen Hochgenuß fand, auf die Tagesordnung gesetzt. Wie mehrere Decennien früher alle Welt à la Werther schwärmte, wie damals die Selbstmorde und die blauen Fräcke mit goldenen Knöpfen Mode geworden waren**), so war jetzt Eulalia, die Heldin des vielbeweinten Rührdramas „Menschenhaß und Reue***), eines der Stücke, in wel-

*) Freilich blickte hier wieder der allerdings bis zu einem gewissen Grade berechtigte Eigendünkel, und die Selbstgefälligkeit des Verfassers durch; denn entkleidet man dieses Dichterwerk seines poetischen Schmuckes, so heißt es, ins Prosaische übersetzt: „O verstündet Ihr mich, den nicht genug gewürdigten, verkannten, unvergleichlichen Grafen August v. Platen."

**) „Alles schon dagewesen", sagt Ben Akiba in Gutzkows „Uriel Acosta". Vor einigen Jahren erlebten wir gelegentlich der Aufführung der Sardou'schen Komödie „la famille Benoiton" exact dieselbe Erscheinung. Der Verfasser hatte die löbliche Absicht, die manche Familien förmlich zu Grunde richtende übertriebene Putzsucht und Eitelkeit des schönen Geschlechts lächerlich zu machen, und sie dadurch zu heilen. Aber quod non. gerade das Gegentheil erreichte er, und die Toiletten, die er als Zerrbilder, als Carricaturen auf die Bühne brachte, sie wurden die Vorbilder, die bald ganz Paris beherrschten, die man allenthalben auf jeder Straße sah, die nach jener Komödie benannt wurden, sich wie der 1565 zur Abschaffung der Inquisition gestiftete Bund niederländischer Edelleute, die Genuesen, sich ihren Spottnamen zu einem Ehrennamen machten, die — zu unserer Schande können wir es uns nicht verhehlen — auch zu uns diesseits des Rheins importirt wurden, und auch bei uns, trotz ihrer Häßlichkeit und Abgeschmacktheit, das Losungswort abgaben für die ganze Damenwelt, die ihre natürliche angeborne Schönheit auf solche Weise selbstmörderisch vernuttatete und zu Grunde richtete. Aber was ist da zu machen? Die Mode befiehlt, und ihr muß man gehorchen. Unter allen Majestätsverbrechen wäre der Ungehorsam gegen diese Dictatorin das unverzeihlichste. Wahrhaftig, die Marchandes de mode des nouveautés wären vollständig berechtigt, dem großen Erfinder der chaines Benoiton etc, dem Reformator auf dem Gebiete der Toiletten, eine Dankadresse zu votiren, die mehr an ihrem Platze wäre, wie die an manches gefeierte Haupt gerichtete.

***) Eigenthümlich ist es, daß, während dieses Rührstück in Deutschland längst wie ein überwundener Standpunkt ist, dasselbe in Frankreich sich auf dem Repertoir erhält und noch immer viel Glück macht. In Paris ward es in den letzten Jahren von Zeit zu Zeit im théâtre impérial de l'Odéon, dem sogenannten second théâtre français, gegeben, und der Schreiber dieser Zeilen, der es zu wiederholten Malen daselbst in vortrefflichen Auf-

Digitized by Google

chem diese Gattung ihren Gipfelpunct erreichte, die Löwin des Tages, und nur ein Kieselherz konnte unempfindlich bleiben gegen die Leiden dieser modernen büßenden Magdalena. So war die Lage der Sache, als „Kotzebues „Hussiten vor Naumburg" erschienen, und unser gesammtes Vaterland mit süßen Wonnen der Sentimentalität durchschauerten. August Mahlmann, unangesteckt von diesem ästhetischen Gifthauche, wappnete sich gegen den die Massen verblendenden schlechten Geschmack, und legte kühn eine Lanze ein, ihn zu vernichten. Er ging von der sehr richtigen und sich bei jeder Gelegenheit von Neuem bestätigenden Ansicht aus, daß gelehrte Abhandlungen und Moralpredigten in solchen Fällen wenig nützen, daß aber der Gegner vollständig als besiegt zu betrachten ist, wenn er erst in den Augen seiner Verehrer lächerlich erscheint, da sie sich alsdann selber lächerlich erscheinen müssen. Mahlmann schrieb zu diesem Zwecke seinen „Herodes vor Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeister. Ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel in drei Aufzügen; als Pendant zu den vielbeweinten Hussiten vor Naumburg", und erreichte damit vollständig seine Absicht. Diese meisterhafte Parodie, eines der besten Erzeugnisse in diesem Genre, persiflirt nicht nur im Allgemeinen in seinem ganzen Bau, in seiner ganzen Anlage, nicht nur im falschen Pathos, und der ins Komische gezogenen Charakteristik der handelnden Person vortrefflich die Manier, die der Verfasser lächerlich machen will, sondern an einer Stelle kritisirt sie auch ganz speciell in höchst wirksamer und origineller Weise die verschiedenen Producte Kotzebues, die es vorzugsweise vermocht hatten, das deutsche Publikum in dessen Zauberkreis zu bannen. Wir meinen eine Stelle im zweiten Act, worin Wolf, der Viertelsmeister von Bethlehem, eine Unterredung mit seiner Gattin Sara hat, um diese zu bestimmen, ihm die aus dieser Ehe hervorgegangenen Kinder anzuvertrauen, um sie an der Deputation Theil nehmen zu lassen, welche, auf Anrathen Wolfs, in Sterbekleidern in das Lager des Herodes abgehen soll, um diesen zu rühren und zum Abstehen von seinem blutigen Vorsatze zu bewegen. (In ironischer Weise finden wir auf diese Scenen bezüglich ein Personentheater aufgeführt: „Eine Menge schöner Mütter. Kinder, so viel nur aufzutreiben sind"). Sara weigert sich Anfangs; Wolf bittet immer inständiger, und es entspinnt sich nun folgendes Zwiegespräch, in welchem Sara, hier identificirt mit Kotzebue, dem Vater seiner Geisteskinder, in Kürze dessen Hauptvorzüge herausstreicht, natürlich in travestirter Weise. Die Stelle lautet wörtlich:

Sara: Nimmermehr, nimmermehr
Geb ich die Kinder her.
Wolf: Was? Sind die Kinder nicht auch meine?
Jeder Bürger gibt mir seine!
Sara: Weiß ich doch Keinen in der Stadt,
Der so allerliebste Kinderchen hat,
Denen's so flink vom Maule weggeht
Voll Sentiment und Naivetät!
Nein, nimmermehr, nimmermehr
Geb ich die Kinder her!

---

führungen sah, der sich aber dessenungeachtet bei vielen jener hypersentimentalen Stellen, an welchen es so reich ist, einer unüberwindlichen Heiterkeit nicht erwehren konnte, war selber Augenzeuge, wie um ihn herum in den Sperrsitzen beinahe kein Auge der als so frivol und leicht verschrieenen Französinnen thränenleer blieb, ja wie manche Damen förmlich in Thränen schwammen. Ueberhaupt sind die den Franzosen von der Bühne herab vorgeführten Uebertragungen aus dem Deutschen wenig dazu angethan, ihnen einen sehr günstigen Begriff von unseren Dramatikern beizubringen, denn so ist z. B. das vielleicht in den meisten Bearbeitungen und an den verschiedensten Theatern gegebene Stück Zacharias Werners „28. Februar", welches Frau von Staël, als sie mit A. M. v. Schlegel Frankreich bereiste, im Urtexte spielen sah. Es gefiel ihr ausnehmend; sie empfahl es ihren Landsleuten, und auf diese Recommandation hin ist es bereits circa sechs Mal von verschiedenen Uebersetzern bearbeitet worden. Dieses Stück machte jedoch wenig Glück an der Seine. Das Publikum stutzte und wußte nicht recht, was es aus der Sache machen sollte. „Es stand vor einem zauberisch verschlossenen Schrank, wo alle seine Schlüssel es betrogen", um mit der Fürstin Eboli zu reden.

Digitized by Google

Wolf: Sei vernünftig, Sara! 's ist große Noth,
Gib sie her, sonst macht uns der König todt.
Sara (pathetisch): Was ist König?
Was ist todt?
Viel zu wenig!
Lauter Koth!
Mag er mit der Krone prahlen,
Meine Ehr ist in Journalen!
Oeffnen Gräber fürchterlich
Ihren weiten, hohlen Rachen,
Lebt doch mein unsterblich Ich
Fort in allen Almanachen!
Und ich kann mit Lust verwesen,
Denn man wird mich ewig lesen!
Wolf: Aber, Sara, laß Dir sagen —
Sara: Kannst Du noch zu reden wagen?
Wolf: Liebste Sara, höre mich,
Nur um ein Kind bitt ich Dich.
Sara (verdrießlich): Meinetwegen, da willige ich ein,
Um Dich nur endlich los zu sein,
Aber dann laß mich in Ruh!
Sage, welches begehrest Du?
Wolf: Unsern Fritz, den losen Wicht!
Sara: Nein, das Kind der Liebe nicht!
Wolf: Den Marcus, die Tullia —
Sara: Himmel! Nein!
Wie würde die Amme Octavia schrei'n!
Wolf: Nun, oder unsern Wilhelm?
Sara: Ich dachte gar! Der kleine Schelm!
Er half Dir zu der ersten Weihe
Und brachte Dich vom Menschenhaß zur Reue!
Wolf: Die kleine Kora bitt ich von Dir!
Sara: Seit Rolla's Tod ist sie die Liebste mir,
Als Säugling hat sie schon in Sturm und Regen
Die ganze Nacht im Walde gelegen!
Wolf: Nun siehst Du! sie kann etwas vertragen.
Was wirst Du aber zu Gurli sagen?
Sara: Ob sie schon lange nach den Männern lief,
So ist das Mädchen doch gar zu naiv!
Wolf: So gib mir Emma, die kleine Braune!
Sara: Die jüngsten Kinder meiner Laune
Sind gar zu allerliebst und wunderschön
Die laß ich nicht aus dem Hause geh'n!
Wolf: Nun siehst Du wohl, Du kannst Dich nicht entschließen.
Sara: O Wolf, sieh meine Thränen fließen!
Wolf: Laß mich nur mit Allen zieh'n,
Setz Dich hin, mach Elegien!
Sara: Wie? Du spottest meiner Leier?
Geh! Du bist ein Ungeheuer!
Wolf: Ei, so mache meinetwegen ein böses Gesicht,
Ich hole die Kinder und frage nicht! (Welt ab.)

Sechster Auftritt.

Sara (allein): Götter! Götter! Ach der Bube
Geht nun in die Kinderstube!
Ach wie öde, still und leer
Ist nun Alles um mich her!

Digitized by Google

Armes Herz! Geduld! Geduld!
Wirf Dich an Dein Schreibepult!
Zu Terzinen, zu Sonetten,
Dich im kühnen Flug zu retten,
Mache wieder ew'ge Lieder!
Hinter Reim und Assonanzen
Läßt die Leerheit sich verschanzen!

Dieser letzte Gedanke, welcher die Lyrik zum Tummelplatz flacher, hirnloser Reimschmiede macht, erinnert an das Wort von Beaumarchais, welches dieser seinem Figaro in den Mund legt, daß man das, was zu dumm sei, um gesprochen zu werden, singe, eine Wahrheit, die übrigens, wie zur Selbstironie, Beaumarchais selbst in eclatantester Weise bestätigt, indem sein Operntext „Tarare" Stellen enthält, die zu dem Abgeschmacktesten und Absurdesten gehören, was je auf diesem Gebiete geleistet worden ist, und dies will wahrhaftig viel heißen. Es ist in der That kaum glaublich, daß der Autor dieses verfehlten Operntextes und der geistreiche, pikante, fein ironische, in jedem Worte anmuthig fesselnde Dichter des Figaro eine und dieselbe Person seien.

Der Hildesheimer Silberfund.

Von **Regnet.**

-l. Es mag eben ein Jahr sein, daß preußisches Militär in der Nähe von Hildesheim, wenn ich nicht irre, mit Erdarbeiten für eine Schießstätte beschäftigt, in auffallend geringer Tiefe unter der Oberfläche des Bodens eine beträchtliche Anzahl von Silbergefäßen fand, welche sich als im Allgemeinen trefflich erhalten zeigten, wenn auch die Füße und Henkel einzelner von den Gefäßen getrennt waren, deren ursprüngliche Bestandtheile sie gebildet hatten.

Der schon in Hinsicht auf das Silbergewicht sehr werthvolle Fund erregte alsbald die Aufmerksamkeit aller Gebildeten, ganz besonders aber der Archäologen und Künstler. Jene stellten alsbald fest, daß man es mit dem Tafelgeschirr eines reichen Römers zu thun habe, dessen sociale Stellung in der eroberten Provinz eine hervorragende gewesen sein dürfte. Diese sprachen mit Bewunderung von der außerordentlichen Schönheit der Erfindung und Ausführung. Was die Hypothese für sich hat, welche in den reichen Geräthen das ehemalige Eigenthum jenes Quintilius Varus sieht, der erst in Judäa commandirte und später die Legionen des Augustus nach Deutschland führte, um nach ihrem Untergange im Teutoburger Walde als ächter Römer sich in sein Schwert zu stürzen, mag füglich dahingestellt bleiben. Sicher ist jedenfalls das Eine, daß der Mann, der solchen Schatz zum täglichen Gebrauch in den deutschen Wäldern mit sich herumführte, etwas auf Comfort gehalten haben muß.

Die Holzschnitte einiger illustrirter Zeitungen konnten aus naheliegenden Gründen kein genaues Bild dieser werthvollen Gegenstände geben, und trugen eher zur Verbreitung falscher Vorstellungen darüber bei. Allerdings nahm bald nach dem Auffinden des Schatzes der geschickte und um die Vervielfältigung mittelalterlicher Kunstwerke verdiente Bildhauer Küsthardt in Hildesheim sorgfältige Gypsabgüsse, aber sie fanden nur in wenigen Exemplaren den Weg nach Süddeutschland, und jedenfalls nur bezüglich einiger Gefäße. So viel Mühe aber auch der Künstler auf die Sache verwendet haben mag, das Material des Gypses war an und für sich schon Grund mehrfacher Mängel, da es einerseits sehr flach gehaltene Ornamente nicht in voller Deutlichkeit und Bestimmtheit wiederzugeben vermochte, andrerseits aber auch keinen richtigen Begriff von der Dicke des ursprünglichen Materials, des Silbers nemlich verschaffte. Von diesen Abgüssen gelangten meines Wissens nur einige wenige, darunter die der prächtigen Schale Minerva, durch den k. Professor Herrn Zumbusch, in dessen Besitz sie sich befinden, nach München, und ihm verdanke ich auch den ersten hohen Genuß, den mir deren Anblick gewährte.

Die Stolbergische Eisengießerei in Ilsenburg ließ nach diesen Gypsen Eisenabgüsse anfertigen, welche als vorzüglich bezeichnet werden, wogegen spätere Nach-

Digitized by Google

bildungen in Zinkcomposition und Eisen, die in Berlin hergestellt wurden, jenen durchaus nicht gleich kommen sollen. Man braucht nun die Ilsenburger Abgüsse nicht gesehen zu haben, um zu Schlußfolgerungen zu gelangen, die nicht zu ihren Gunsten sprechen. Da sie nach den Küsthardtischen Gypsen hergestellt wurden, so müssen sie auch alle Mängel derselben in Bezug auf die Feinheit der Darstellung theilen, können keinesfalls die Dicke des ursprünglichen Materiales zeigen, was schon wegen der Structur des Eisens unmöglich ist, und endlich konnte wohl auch der eigenthümliche, durch Vergoldung einzelner Theile entstandene Farbenreiz der aus Silber getriebenen Werke in dem einfarbigen Schwarz des Eisens durch verschiedene Grade der Politur nur annähernd wiedergegeben werden.

Um so willkommener müssen die von Christofle in Paris und Carlsruhe auf galvanoplastischem Wege gewonnenen Nachbildungen aus Kupfer mit starker Silberschichte sein, welche vor einigen Wochen im Etablissement des Herrn Ernst Tomschitz in München ausgestellt sind.

Zwar liegen auch diesen Reproductionen die Küsthardtischen Gypsabgüsse zu Grunde, aber man hat sich nicht begnügt, die Kupferniederschläge einfach auf dieselben, wie sie aus der Form hervorgegangen waren, wirken zu lassen, sondern man hat jene Gypse mit eingehendem Verständniß deren Charakters so weit von künstlerisch gebildeter Hand überarbeiten lassen, daß man annehmen kann, es seien alle im Gypsguß entstandenen Mängel dadurch beseitigt worden, ohne daß die Ursprünglichkeit der alten Form auch nur im Geringsten gelitten hat. Diese Annahme rechtfertigt sich auch ohne Kenntniß der Originale, deren ich leider entbehre, durch nachstehende Erwägung. Nach vielfachen Erfahrungen würde eine übereifrige Hand bei Gelegenheit der eben erwähnten Ueberarbeiten der Versuchung kaum haben widerstehen können, all das zu beseitigen, was als nothwendige Folge eines vielleicht jahrelangen Gebrauches der Tafelgeschirre nothwendig sich zeigen mußte, nemlich die unverkennbaren Spuren dieses Gebrauches, welche sich in einem gewissen Abgeschliffensein ursprünglich schärferer Formen, ja in einem Verwischen mancher an ganz neuen Werken dieser Art unvermeidlichen Härten auszusprechen pflegen. Ich möchte in diesen Spuren ein Analogon der Patina eherner Kunstwerke sehen, welches den Werth der Objecte nicht nur nicht vermindert, sondern im Gegentheil erhöht. Diese Spuren zeigen sich namentlich an den Eierschüsseln, deren einfache Gravüren allerdings nicht auf die Hand eines feingebildeten Künstlers, aber wohl auf die von feinem Stylgefühle geleitete Hand eines tüchtigen Handwerkers zurückzuführen sind. Diese Gravüren haben entschieden dadurch gewonnen, daß in Folge des längeren Gebrauches und wiederholter Reinigungen die ursprünglichen Schärfen und Härten des Stichels verschwunden sind.

Weitere Vorzüge der galvanoplastischen Abbildungen Christofles liegen in der Thatsache, daß die vergoldeten Stellen der Originale auch an den Nachbildungen vergoldet sind, und darin, daß hier die durch den Druck des Erdreichs herbeigeführten Beschädigungen wieder beseitigt, das heißt die abgebrochenen Henkel und Füße an den bezüglichen Gefäßen wieder angebracht sind. Was das Erste betrifft, soll nur an dem überaus reizendem, mit Thyrsusstäben, Schleifen und Fruchtgewinden geschmückten Becher die im Original befindliche Vergoldung nicht angebracht worden sein, was künftig leicht geschehen könnte. Aber diese Nachbildungen haben neben seltener Vollendung noch etwas für sich, was sie weit über die Zahl gewöhnlicher Schaustücke erhebt, und das ist die dauerhafte und tüchtige Arbeit in Kupfer und Silber, welche es erlaubt, sich jedes einzelnen Stückes jederzeit seiner Bestimmung gemäß zu bedienen. Vom künstlerischen Standpunkte aus möchte ich auch das Eine noch erwähnen, daß Christofle mit seinem Takte vermied, das Silber in der heut üblichen wahrhaft peinlichen Weise blank zu poliren, demselben vielmehr einen für das künstlerisch gebildete Auge höchst wohlthuenden matten und weichen Glanz verlieh, der überdieß jene Täuschung, als seien die Gefäße im längeren Gebrauche gestanden, noch wesentlich erhöht.

Eine genaue Beschreibung des prächtigen Tafelgeschirres würde den in diesen Blättern zu gewährendem Raum um das Doppelte und Dreifache überschreiten, und ohne Abbildungen gleichwohl kein lebendiges Bild geben. Es mag deßhalb genügen, anzudeuten, daß selbes aus folgenden Gegenständen besteht: aus einem prächtigen Krug zum üblichen Mischen von Wein und Wasser, mit flachen zierlichen, aus Wasserpflanzen,

Digitized by Google

und Seethieren, auf welche Liebesgötter Jagd machen, gebildeten Ornamenten; aus einer wunderherrlichen Schale mit einer aus dem Grunde stark im Relief vortretenden Minerva in getriebener Arbeit, (vielleicht das bedeutendste Werk antiker Silberschmiedekunst, das wir besitzen); aus drei weiteren Schalen mit dem Schlangen würgenden Herkulesknaben, dem Deus Lunus und der Cybele; aus fünf Trinkbechern ohne und mit zwei Henkeln, geschmückt mit Masken und bacchantischem Geräthe aller Art; aus einer Trinkschale mit zierlicher Pflanzenverzierung; aus köstlichen Schöpflöffeln zum Füllen der Becher und Schalen aus dem Mischkruge, deren Griff hier von Reben, dort von Palmen gebildet ist; aus drei Schalen mit Lorbeer- und Epheuschmuck; aus vier Casserolen, deren Henkel bald Wasserpflanzen, bald Epheu, bald Schleifen, bald Palmetten zeigen, vielleicht zur Aufnahme der kunstreich zusammengesetzten Brühen bestimmt, welche auf der Tafel römischer Feinschmecker eine so große Rolle spielten; aus ganz flachen länglich-viereckigen Confect-Tellern mit Blumen und Enten geschmückt; aus zwei Schüsseln mit Vertiefungen für je zwölf Eier, die eine mit, die andre ohne Salzfaß, und endlich aus einem einzelnen Salzgefäße.

Außer dem Reize, den diese so höchst bedeutenden Werke einer längst entschwundenen Kunstperiode nicht blos auf den Künstler, sondern auf jeden Gebildeten ausüben, haben sie für den Culturhistoriker noch einen ganz besonderen.

Aus den Werken der älteren Zeit mit ihrer kühlen Strenge weht Demjenigen, der in den Geist derselben sich nicht ganz einzuleben vermochte, ein Hauch des Fremden, des Nichtsympathischen entgegen und macht ihm jene Kunsterzeugnisse mehr oder minder unverständlich und unerquicklich. Der natürliche Grund dieser Erscheinung, welche wir täglich beobachten können, liegt nirgends anders, als in der diametralen Verschiedenheit der Culturzustände und der durch sie innerlich bedingten Verschiedenheit des Denkens und Empfindens. Wohl war die älteste christliche Kunst vorerst noch unmittelbar der Antike gefolgt, aber bald ward sie auf ein einseitig formales Gesetz, auf das Typische und Schematische hingeführt, welche Richtung im zwölften Jahrhunderte ihren Gipfelpunkt erreichte. Es war der strenge, herbe Geist der neuen Religion, der gegen die heidnische Kunst um so mehr reagiren mußte, je weiter sich diese ihrerseits von jenem ursprünglich selber religiösen Geiste entfernt und dem Weltlichen und Sinnlichen zugewendet hatte.

So kam das dreizehnte Jahrhundert, und es erwachte im Gegensatz zur Neuerung des gothischen Styles die classische Tradition noch einmal mit einer überraschenden Frische, die sich nur aus dem Geiste jener Zeit erklären läßt. Und dieser Geist war ein so mächtiger, daß ihm selbst die Kirche nicht zu widerstehen vermochte. Das sinnliche Element gelangte, vom Beigeschmack des Sündigen befreit, wieder zur heiteren Geltung, und die Natur, seit Jahrhunderten in den spanischen Stiefeln unfruchtbarer Speculation eingeschnürt, athmete wieder frei auf und bewegte ihre Glieder in ewiger Schöne. Fünf Jahrhunderte schöpften aus dem, was das classische Alterthum gedacht und empfunden, angestrebt und geschaffen, und es ist kein Zufall, daß die Kunst der Renaissance gerade mit den welterschütternden Ereignissen der französischen Revolution in eine neue Phase trat, deren Abschluß wir mit dem Ende der Revolution zusammentreffen sehen und als Imperial- oder Napoleonsstyl zu bezeichnen pflegen.

Immer, und das ist die große Lehre, welche uns die Geschichte gibt, stehen Cultur, Leben und Kunst im innigsten Zusammenhange, und ähnliche Culturverhältnisse bedingen nothwendig ähnliche Kunstrichtungen. Halten wir diesen Gedanken fest, so werden wir auch weniger darüber staunen, wenn wir unter den Objecten des Hildesheimer Silberfundes Gegenstände finden, welche wir, kennten wir ihre Geschichte nicht, mit Bestimmtheit dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte vindiziren würden, und wieder andre, als deren Entstehungszeit wir mit derselben Sicherheit die Tage des ersten französischen Kaiserreichs bezeichnen würden. So zeigt z. B. die Minerva in der nach ihr benannten Schale ganz und gar jene langgestreckten Formen, welche den Arbeiten des sechzehnten Jahrhunderts als charakteristisches Merkmal eigen ist, zeigen Herkules mit den Schlangen, Deus Lunus und Cybele jene für die plastische Kunst zu starke Bewegung, die wir bei Cellini und vielen seiner Zeit- und Kunstgenossen finden. Andrerseits möchte man darauf schwören, ein ehrsamer Zunftmeister vom Ende des siebenzehnten Jahrhunderts habe mit nicht allzu künstlerisch geübter, aber

Digitized by Google

doch künstlerisch feinfühlender Hand den Stichel geführt, der das schmucke Laubwerk in die Eierschüssel grub; und vollends die Schale mit den Lorbeerblättern und Klauenfüßen könnte ein Pariser Silberschmied von 1804 nach Davids Entwurf ausgeführt haben.

Leider hat die interessante Sammlung inzwischen München wieder verlassen, was tief beklagt werden muß. Und so mag denn Einer dem Wunsche Vieler Ausdruck geben, daß es der Staatsregierung gefalle, selbe für eine der öffentlichen Sammlungen antiker Kunsterzeugnisse zu erwerben.

Vom Büchertisch.

Sophie Schröder. Wie sie lebt im Gedächtniß ihrer Zeitgenossen und Kinder. Wien. Wallishausser. 1870.

** Das Bild eines siebenundachtzigjährigen Lebens festzustellen, hat sicher seine großen Schwierigkeiten, wenn keine besonderen Aufzeichnungen vorhanden sind. Ohne Goethes „Wahrheit und Dichtung" nebst seinen Annalen würde weder Lewes, noch Viehoff und Schäfer hinreichendes Material zu ihren Büchern gefunden haben. Leider hat Sophie Schröder, die größte Tragödin, welche Deutschland besessen, im Jahr 1854 in einer Laune übertriebener Discretion alles biographische Material verbrannt, was sie sich über ihr vielbewegtes Leben gesammelt hatte. Gleichwohl ist das vorliegende Buch, welches Dr. Schmidt, ihr Schwiegersohn, zusammengestellt, wenn es auch verhältnißmäßig und aus dem angegebenen Grunde unvollständig, doch im Ganzen ein bedeutsames Denkmal liebevoller Pietät — es gibt gleichsam — wenn auch keine runde Statue, doch ein Relief der Verewigten, ein literarisches Pendant zu der Marmorbüste, welche, von Zumbusch' Meisterhand ausgeführt, das Denkmal ihrer Ruhestätte auf hiesigem Gottesacker ziert. Das Buch enthält zuerst eine Skizze ihres Lebens, mit einem kleinen Stück Selbstbiographie. Die vier großen Epochen ihres Lebens theilen sich in die Jugendzeit bis zu ihrem ersten Auftreten in Petersburg 1781—93, wo sie die Lina in Dittersdorfs rothem Käppchen spielte. Zwei Jahre darauf heirathete sie der Schauspieler Stolmer-Smets, den Director des deutschen Theaters in Reval. — Der nächste bedeutsame Lebensabschnitt begann in Breslau, wo ihre Ehe getrennt wurde (1799), und umfaßt die Blüthezeit der werdenden Ausbildung zur großen Künstlerin (1801 — 13.) Sophie Schröder — (sie hatte 1804 in Hamburg den Baritonisten Friedrich Schröder geheirathet) — zeigte sich mit seltenster Vielseitigkeit für alle Fächer des Schauspiels, Trauerspiels, selbst der Oper verwendbar; aber das, was sie geworden, dankt sie einer damaligen Anregung und Frage des Nestors der deutschen Schauspielkunst, dankt sie dem großen Friedrich Ludwig Schröder. Er kam von seinem Landsitz Rellingen herein, um die junge Tragödin, die so viel Aufsehen erregt hatte, zu sehen. „Er fand sich von ihren Leistungen überrascht, und unterließ nicht, der jungen Frau gegenüber, sich günstig darüber auszusprechen. Diese, beglückt durch die Zufriedenheit des Meisters, konnte kaum Worte finden, ihren Dank für die Anerkennung auszusprechen. Im Laufe der Unterhaltung sprach sich der große Schröder über einzelne schöne, ergreifende Momente in ihrem Spiele aus, und kam zu der Frage: „Sagen Sie mir, liebe Frau, was denken Sie sich dabei, wenn sie dieses oder jenes so darstellen?" — Sophie wußte nichts darauf zu antworten, und er fuhr fort: „Haben Sie sich bei alle dem nichts gedacht?" Kleinlaut antwortete die Tragödin mit „nein!" Freundlich lächelnd erwiderte nun Schröder: „Das ist nicht gut, man muß nicht nur empfinden, man muß auch denken." Diese Worte waren nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Sophie widmete ihren Rollen von nun an ein ernsteres Studium; suchte sich überall die genaueste Rechenschaft abzulegen, und duldete nicht mehr, daß in ergreifenden Scenen das Gefühl mit ihr durchging. Sie selbst sagte: „Ich las meine Rollen so lange durch, bis ich mich dabei ausgeweint hatte, und erst dann ging ich an das eigentliche Studium und suchte die gehabten Empfindungen in richtigem Maße der Steigerung zu reproduciren." — Daß ihr solches im höchsten Grade gelang, darf nicht bezweifelt werden. Schwerlich dürfte wohl eine

Digitized by Google

Stimme gehört werden, in der mehr Rührung lag; ein Ton, in welchem die Thräne sich mehr verkörperte." — Die Hamburger Glanzepoche fand mit den kriegerischen Ereignissen des Jahres 1813 ihr Ende, und zwar mit einem charakteristischen Vorfall. Die Schröder war zu Ehren der Russen, die unter Tettenborn Hamburg besetzten, mit einer großen russischen Cocarde auf der Bühne erschienen. Als Davoust aber die Stadt wiedererobert hatte, zog sie es vor, aus dem Verbande des Theaters zu treten. „Trotzdem erging ein Befehl des Marschalls an die Schröder: mit der französischen Cocarde auf dem Theater zu erscheinen. Dieselbe widerstrebte aufs Aeußerste, und hatte sich verschworen, kein Wort mehr auf der Bühne zu sprechen. Dies führte aber nur zu der kategorischen Andeutung, daß man dieselbe durch Gendarmen vorführen werde. Nun endete aller Widerspruch. Um ihrem Gelübde aber treu zu bleiben, wählte Sophie Schröder das einactige Stück: „Zwei Worte oder: Die Herberge im Walde", wo sie nur pantomimisch zu wirken hatte, entschlossen, die zwei Worte: „Ferdinand, ewig" fortzulassen. So erschien sie denn am 3. Juni, mit einer ungeheuer großen französischen Cocarde, die sie ironisirend sich angeheftet. Das ganz mit Militär gefüllte Theater höhnte sie aus, und bemerkte unter dem fortwährenden Getümmel nicht, daß es um die „zwei Worte" gekommen war." — Sophie Schröder verließ die Stadt, die ihre eigentliche Schule geworden war, als vollendete Künstlerin, und fand nach kurzem Gastspiel auf verschiedenen Bühnen eine neue und dauernde Heimat in Wien 1813—1830. „Von dort verbreitete sich nun der hohe Ruhm Sophiens, als bisher unerreichte Künstlerin im tragischen Fache, durch zahlreiche Gastspiele unterstützt, im ganzen Deutschland. Was man die Wiener Schule zu nennen beliebt, war in der That nur die Schule Sophiens, welche mit belebender Kraft alle ihre Umgebungen durchdrang. An bedeutenden Kräften fehlte es damals dem Wiener Burgtheater nicht. Wir denken hier nur an das Ehepaar Anschütz, an Heurteur, Korn, Madame Löwe, Sophie Müller, Ludwig Löwe, Laroche, später Fichtner, und Louise Neumann, sowie die Haizinger, und an die sinnvoll artistische Leitung eines Schreyvogel. Unter solchen Umständen konnten sich auch die Werke der damaligen Dichter, unter denen das Talent Grillparzers hervorleuchtete, zur entschiedenen Geltung bringen. In dieser Periode schuf die Künstlerin siebenunddreißig neue Rollen, größtentheils der Tragödie angehörend." — Ihre Lebensverhältnisse fanden insoferne einen neuen Umschwung, als sie nach dem Tode ihres Mannes, der 1818 gestorben war, im Jahre 1825 eine neue Ehe mit dem Schauspieler Kunst einging; diese ungleiche Verbindung wurde jedoch nach einem halben Jahre wieder getrennt. — In den folgenden zehn Jahren 1830—40 gehörte sie bekanntlich eine Zeit lang der Münchener Bühne an, wo sie im Verein mit Eßlair, Urban, Jost, der Vespermann und Charlotte v. Hagn eine Blüthepeviode der dramatischen Kunst schuf, die mit goldenen Lettern in den Annalen der deutschen Theatergeschichte verzeichnet ist. Obwohl noch im Vollbesitze ihrer Kraft, zog sie sich, beinahe sechzig Jahre alt, für immer von der Bühne zurück, um nur zweimal noch aufzutreten; das erstemal 1847 in Hamburg, wo sie die Isabella spielte, und zum letztenmal bei der Schillerfeier in München, wo sie die Glocke vortrug. Hier ist wohl die Stelle, wo wir eine auf den ersten Blick auffallende, aber doch tiefberechtigte Aeußerung von ihrem innersten Dichten und Trachten einflechten dürfen. „Sie war" — sagt der Verfasser — „zurückhaltend selbst gegen die Nächststehenden, sie war, ohne es zu wissen, Philosophin geworden, hatte vollständig resigniren gelernt, und stand auf der Höhe der Unparteilichkeit, von wo aus sie mit Ruhe das Nachkommende überschauen konnte. Hier sprach sie wohlerwägend ihr stets milde gehaltenes Urtheil aus, an dem nie die Bitterkeit persönlich verletzter Gefühle sich kenntlich machte. Was sie aber oft im Kreise der Ihrigen betonte, war die Aeußerung: „Nun, sie hätten mich wohl noch gebrauchen können." — Und warum, fragen wir, hätte dem nicht so sein können? Nach Sophie Schröders Scheiden von der Bühne waren ihr noch achtundzwanzig Lebensjahre beschieden, von denen sie zwanzig in rüstiger Körperkraft und in einer Geistesthätigkeit und Energie der Seele verlebte, die erst mit dem letzten Hauche ihres Lebens entweichen sollte. Hätte man nun einer solchen Frau die Leitung einer Bühne übertragen, so würde man vergebens Nachtheile aufsuchen, welche daraus hätten hervorgehen können. Die Weltgeschichte belehrt uns, daß unter dem Regimente begabter Frauen sich große Reiche zu

Digitized by Google

nie geahnter Höhe erhoben haben, und die Geschichte des Theaters, der Welt im Kleinen, ist reich an energischen kunstbegabten Frauen, welche diese Welt zu beherrschen verstanden. So war, um nur eines Beispiels zu gedenken, die Neuberin nach Lessings Zeugniß nicht allein eine große Bühnenlenkerin, sondern auch die Schöpferin des neuen deutschen Theaters. — Hätte eines der Hoftheater zu Wien, Berlin oder München die Schröder mit entschiedener Machtvollkommenheit in die Leitung der Bühne gesetzt, so würde dieses, aller Wahrscheinlichkeit nach, große und andauernde Folgen für die dramatische Kunst gehabt haben. Der vorhandene kurze Stamm der Schauspieler würde nicht in Unthätigkeit versunken sein, sondern sich fort und fort erneuert haben. Vorhandene und nicht erkannte Talente müssen spurlos untergehen, ohne Zucht zur Geltung gekommen, verderben aber durch Verwilderung das Kunstgefühl. Mit untrüglichem Blicke würde die Schröder neue Talente erkannt, in richtiger Weise verwendet und zu höherer Ausbildung geführt haben. Die Sprachverwirrung und der Mangel einer eigentlichen Redekunst hätte auf der Bühne nicht einreißen können. Die Schröder würde die Kunst der Rede als Vorbedingniß für jedes Streben der Schauspieler aufrecht gehalten haben. Das Gemeine wäre von ihrer Bühne fern geblieben, und eine Schule würde aus ihr hervorgegangen sein, die sich auf gegebener Grundlage fort und fort vererbt und wiederum Theaterleiter erzogen hätte, welche den jetzigen Bühnen fast gänzlich verloren gegangen sind, und ohne welche eine Bühne wohl bestehen, aber nun und nimmer ihre edlen Zwecke erfüllen kann. — In die Zurückgezogenheit, in der Sophie Schröder lebte, wußte sich dieselbe trefflich zu finden. Als der Schreiber dieser Zeilen einst die Bemerkung machte, daß ihr die Winterabende doch häufig jetzt lang vorkommen müssen, erhielt er die Antwort: „Nein, in jedem Winter lese ich die Werke Shakespeares vom Anfang bis zum Ende durch, und jedesmal mit erhöhtem Verständniß und größerer Bewunderung. Wissen Sie, welche Rolle ich gerne spielen möchte? — Richard den Dritten. Um dieser Rolle willen habe ich oft bedauert, nicht ein Mann zu sein.“ — Das Buch enthält außer der Lebensskizze eine ausführliche Charakteristik ihrer Eigenart in künstlerischer und menschlicher Beziehung, sodann in der zweiten Abtheilung ein Bild ihres Wirkens im Spiegel der Zeitgenossen — die Schilderung ihres achtzigsten Geburtstages, der Ehrenbezeugungen und Briefe, die ihr von nah und fern zukamen — ferner ein Resumé der abweichenden Stimmen in der Beurtheilung — nämlich vor Allen Ludwig Tiecks und E. Devrients. Diesem entgegen freilich steht Laubes Urtheil, das in seinem Nachrufe enthalten, und wohl überhaupt das erschöpfendste und nachhaltigste Zeugniß genannt werden darf. Wir wollen unseren Bericht mit einem Auszug dieses Laube'schen Charakterbildes schließen: „Was war nun, fragen wir im Hinblick auf dies lange reiche Leben, was war nun der Grundcharakter ihrer Kunst, und wodurch ist sie für uns die große Schauspielerin geworden? Ihr Grundcharakter war schwerer Ernst, und durch den Vortrag in erster Linie ist sie die größte Schauspielerin geworden. Ihr Organ war sonor, ihr Accent rein, ihre Eintheilung der Rede meisterhaft. Sie stammte aus der guten Zeit, welche gespannten Sinnes eine neue Literatur aufnahm, welche jedes schönes Wort begrüßte, welche die Bedeutung eines jeden Wortes genau würdigte. Eine solche Zeit spricht in ihrer Redekunst so klar als möglich, sie sucht für jede Wendung des Satzes den entsprechenden Ton. Sie stammte ferner aus einer Zeit, welche neben der ideal aufstiegenden Literatur doch in der Schauspielschule von Schröder und Iffland einen realen technischen Boden hatte. Diesen Boden durften damalige Schauspieler nicht leicht verlassen in unverstandener Ueberschwänglichkeit. Leute, wie Schröder und Iffland, verlangten auch für die Ueberschwänglichkeit Erklärung, Motivirung und stufenweisen Gang. Aus diesen Einflüssen ist Sophie Schröder in ihrem Schauspielcharakter hervorgegangen. Dieser Charakter ist nicht blos ideal, wie jetzt oft behauptet wird; er ruhte auf einer sehr realen technischen Grundlage; er holte sich gar manche Begründung oder Ausschmückung vom realen Felde. Die nächste Frage ist: War sie nur declamirend, oder war sie zu sehr declamirend, wie ihr neuerdings nachgesagt wird? Die letzte Frage wird sein: Hatte sie Leidenschaft genug? Entwickelte sie Schönheit genug? Ich erinnere mich ihrer Isabella ganz deutlich, und ich muß sagen: ihre Declamation drängte sich nicht vor, löste sich nicht ab vom dramatischen Charakter. Sie sprach schön, sie sprach — man empfand es

Digitized by Google

wohl — mit Bewußtsein, daß die Art des Sprechens eine Hauptsache sei, aber sie hielt die Verbindung mit dem dramatischen Gedanken und Gang unzweifelhaft fest, sie sprach dramatisch schön. — Hatte sie Leidenschaft genug? Die Darstellung der Isabella gibt wohl Anhalt zur Beantwortung dieser Frage, aber doch nur Anhalt. Mit diesem Anhalt würde ich mir zu sagen getrauen: Ja, sie hatte Leidenschaft genug. Ihre persönliche Bekanntschaft gibt mir weitere Anhaltspuncte mehrfacher Art. Sie war eine tief ernsthafte, strenge Natur, und hat mich in ihren Aeußerungen wohl an puritanische Leidenschaften aus Cromwells Nähe erinnert. Nicht an die Leidenschaft des Südens, wohl aber an die schonungslos leidenschaftlichen Ausbrüche der Nordlandsrecken. — Ihre Kraft war die „eines starken Willens, mächtiger, unnahbarer Entschlüsse. In diesem Bereiche werden sich auch ihre stärksten Rollen finden, und man spricht gewiß mit Fug und Recht von ihrer außerordentlichen Lady Macbeth. Eine rationell erwachsende Leidenschaft besaß sie gewiß in starkem Grade. Desgleichen die Leidenschaften eines herben, ja harten Naturells. — Ich habe gewiß auch in ihrem Sinn gesagt, daß ihre volle und reine Größe erst begann, als sie zum Fach der Heldin und Heldenmutter überging. Hier konnte sich von ihrem durchwegs strengen Naturell Alles vollständig geltend machen, hier konnte die seltene große Schauspielerin entstehen. Das ist sie gewesen. Das ergibt sich für mich schon aus den geringen Erfahrungen, welche ich persönlich von ihrer Darstellung gewonnen habe. Das Wesen einer Heroine erschien in ihr echt und natürlich und hoch erhoben durch ihre Darstellungskunst. Eine Anzahl ihrer strengen Rollen wird in unserer Theatergeschichte immer Schröderisch genannt werden, und Schröderisch wird so viel bedeuten, als classisch. In ihrem eigentlichen Fache steht sie unerreicht und einzig da, ein Vorbild für die deutsche Schauspielerwelt."

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

** A. Mays „Stammschloß" und „Amnestie" erweckten durch die einfache, wirksame Composition, sowie durch die kräftig gezeichneten Charaktere, überhaupt durch den Iffland'schen Styl die erfreulichsten Hoffnungen für die Hebung unseres Schauspiels. Sein neuestes Stück: „Der Courier in die Pfalz", welches in letzter Woche zweimal gegeben wurde und schon vor zwei Jahren bei Brockhaus erschien, erhöhte beim Lesen unsere Erwartungen. Der Styl war diesmal der Scribesche. Pikante Charaktere, eine raffinirte Intrigue und schachzugartige Entwicklung — in der That, den Unterschied der Stylarten hatte May mit seltener Meisterschaft nachgebildet; dazu kam außerdem noch ein höchst dankbares Sujet, das in seiner politischen Tendenz eine der empfindlichsten Hautstellen unseres Nationalgefühls berührte, und bekanntlich übt umgekehrt der dramatische Kothurn und Soccus die gewaltigste Wirkung, wenn er die historischen Hühneraugen der Nation nicht schont, wie z. B. im „Fechter von Ravenna", „Kaiser Heinrich IV.", „Moritz von Sachsen" ꝛc. Hier handelt es sich um Heidelberg, welches Louvois eigenmächtig gänzlich zerstören lassen will; ein Unterfangen, das ihm die Gunst Ludwigs entzog und für immer stürzte. So viel wir wissen, war es allerdings die Stadt Trier, deren Einäscherung Louvois befahl, obwohl es ihm der König untersagt hatte; indeß ist diese Variation eine glückliche poetische Licenz, die wir nur billigen können. Der Inhalt des Lustspiels dreht sich um das Bestreben der deutschen Partei am Hofe, die Absendung des verhängnißvollen Couriers zu hindern, und als dies vergebens ist, dem König über die grausamen Maßregeln seines Ministers die Augen zu öffnen. Die Hauptvertreter der deutschen Interessen sind der Frhr. v. Menzingen, der bereits halb französisch ist, seine schöne Frau, die ebenfalls nahe daran, den Nachstellungen des Herzogs von Orleans zu erliegen, und außerdem ein Heidelberger Student, der nach manchen Irrsalen sich an die Nichte des Ministers macht, die schöne Frau von Blansac, welche schließlich selbst die drohende Depesche überbringen soll. Unterwegs weiß der flotte Student sich des Documents zu bemächtigen und bringt es zurück, um den König selbst über die wah-

Digitized by Google

ren Pläne Louvois zu überzeugen. — Louvois wird entlassen, Menzingen, der im letzten Augenblick eine offene Anklageschrift gegen den Minister vom Stapel gelassen, wird von seiner Vorliebe für Frankreich geheilt — Heidelberg ist gerettet, und der Student erringt eine reizende kleine Französin, die ihm bei seinem Unternehmen hilfreich beigestanden. Das komische Element ist außerdem durch den Gesandten von Flachsenfingen vertreten, dessen zeitraubende Thätigkeit darin besteht, für seinen Herrn Perrücken und Pomaden zu besorgen und das Stichblatt Aller zu sein. Trotz aller dieser Vorzüge einer reichen Action, einer geschickten Verwicklung, einer glücklichen Tendenz und geistreich gezeichneter Figuren war die Wirkung des Ganzen dennoch nicht ganz die erwartete. Obgleich zu hoffen steht, daß das Publikum bei öfterer Wiederholung eine bessere Meinung von diesem vielleicht allzufein gearbeiteten Stück bekommen werde, glauben wir die Ursachen der halben Wirkung doch andeuten zu dürfen. Zuerst sind einige wichtige Scenen und Elemente hinter die Bühne verlegt, so die Parteistellung der Maintenon, wie der Herzogin von Orleans — dann aber auch bleibt vieles Nothwendige im Stück selbst nur angedeutet und dunkel, wie z. B. die Art, wie der Student sich der Depesche bemächtigt. Gerade diese ächte Lustspielscene hätte die Krone des Ganzen werden können. Endlich sind alle einzelnen Theile der Intrigue zu gleichmäßig ausgeführt, so daß das ideelle Hauptinteresse im Ganzen unverhältnißmäßig zurücktritt, und der Faden des Gespinnstes häufig verknotet erscheint — freilich nur erscheint, die geübte Hand des Dichters weiß ihn rasch wieder zu entwirren, aber diese Kunst wird allzu häufig wiederholt, als daß wir den Meister über seinem Werke vergessen könnten. Für die Darstellung waren unsere besten Kräfte verwendet, und war das Ganze mit sichtlichem Eifer einstudirt. Vorzüglich waren Hr. Herz als Louvois und Hr. Christen als Herzog v. Orleans. Für die Rolle des Frhrn. v. Menzingen hätten wir gern einen andern vorgeschlagen. Dieser halbe Renegat verlangt mehr Geschmeidigkeit, als die Wucht eines ersten Heldenspielers. An sich war die Leistung Hrn. Rüthlings maßvoll und durchdacht. Frau Dahn-Hausmann gab die Rolle der Gabriele von Thianges mit liebenswürdigster Laune. Auch Frln. Marie Meyer wußte sich mit ihrer etwas seriösen Aufgabe gut abzufinden. Besonders zu loben sind noch Frln. Weiß als Frau v. Blansac und Hr. Lang als Gesandter v. Flachsenfingen. Die übrigen Abende der Woche vertheilen sich auf die „Marionetten" von Hackländer und „Böse Zungen" von Laube.

b) Oper:

* Glucks „Armida," welche nach längerer Pause am 21. mit theilweise neuer Besetzung unter Wüllners Leitung wieder über die Bühne ging, bot sowohl in den Einzelleistungen, wie auch hinsichtlich des Ensembles so viel Erfreuliches, daß man diese jüngste Vorführung des edlen Werkes unbedenklich als eine der gelungensten Vorstellungen unserer Oper bezeichnen kann. Die beiden Hauptrollen, „Armida" und „Rinald", waren in den Händen von Frau und Hrn. Vogl. Erstere löste ihre nach jeder Seite schwierige Aufgabe in sehr zufriedenstellender Weise, und so erfreute der Gesang durch Correctheit und Verständniß, die Darstellung durch entsprechende Charakteristik. Der strebsamen Künstlerin, welche an diesem Abend zum erstenmale als „Armida" auftrat, stand der „Rinald" des Hrn. Vogl würdig zur Seite. Trefflich bei Stimme brachte er, da Spiel und Gesang auf gleicher Höhe standen, seine Rolle zu bester Geltung. Auch die übrigen Rollen zeigten sich sehr gut besetzt und trugen zu der schönen Totalwirkung wesentlich bei. Die Damen Diez („Dämon des Hasses") Leonoff und Müller (Armidens Begleiterinnen), Kaufmann („Lucinde"), Hemauer (Najade) und Ritter (Nymphe) haben deßhalb in gleichem Maße auf einen vollen Dank Anspruch zu machen, wie die HH. Kindermann („Hydraot"), Bauswein („Aront") und Fischer („Ubald"). Endlich dürfen wir auch dem Chor, dem Ballet und dem Orchester unsere Anerkennung nicht versagen. Die Darsteller der hervorragenden Rollen wurden von dem dichtgedrängten Hause nach dem ersten, zweiten, dritten und fünften Act gerufen. Wenn übrigens der entschiedene Beifall, der dem Werke zu Theil wurde, — statt durch zahlreiche Applause — sich großentheils nur durch das aufmerksame Verhalten des Publicums und dessen Ausharren bis zum Schlusse äußerte, so liegt dieß in der Natur der Sache, denn die Schlichtheit des Ausdrucks und die

Digitized by Google

Knappheit der Formen, zwei der wesentlichsten Charakteristika für den Styl der Gluck'schen Musik, provociren enthusiastische Kundgebungen nur in Ausnahmsfällen. Als eine derartige Ausnahme hat der Schluß des dritten Actes zu gelten. Er ist eine der herrlichsten Blüthen der gesammten Opernliteratur und wird seine zündende Wirkung niemals verfehlen, selbst bei jenen nicht, deren Geschmack für gewöhnlich nur auf den Hautgout der genuinen Offenbachiade reagirt. Der ersten Wiederholung von „Guido und Ginevra," welche am 18. stattfand, konnte ich leider nicht anwohnen. Die Vorstellung soll nicht minder gut gelungen sein, als vier Tage früher, und auch dießmal sollen in erster Linie Frln. Stehle und Herr Nachbaur sich ausgezeichnet haben. Die am 23. im Residenztheater gegebene Oper „Die weiße Dame" konnte ich gleichfalls nicht besuchen, da am selben Abend Carl Tausig sein Concert gab.

Concertbericht.

* Das zweite Concert der musikalischen Akademie (am 17.) wurde mit J. Haydns sogenannter „Oxford-Symphonie" eröffnet, ein Titel, der dadurch entstand, daß Haydn im Jahre 1791 während seines Aufenthaltes in Oxford die in Rede stehende Symphonie für das zweite Festconcert auswählte. Bekanntlich wurde Haydn von der dortigen Universität zu eben dieser Zeit — im Juli — zum „Doctor in Musica honoris causa" ernannt; der Meister notirte sich hierüber in sein Tagebuch: „Ich mußte für das Ausläuten zu Oxford wegen der Doctorwürde anderthalb Guineen, und für den Mantel *) eine halbe Guinee zahlen. Die Reise kostete sechs Guineen." — Was das Werk an sich betrifft — es wurde an diesem Abend in München zum erstenmal aufgeführt — so ist es unbedenklich den anmuthigsten und frischesten Instrumentalwerken Haydns beizuzählen, und jene Eigenschaften, welche dieser selbst von guter Musik verlangt — daß sie „fließenden Gesang, zusammenhängende Ideen, keine Schnörkeleien und nichts Ueberladenes" habe, finden sich auf das Schönste vereinigt. Der letzte Satz bildet die Krone des Ganzen. Eine stylvolle, ächt Gluck'sche Tondichtung bildete die zweite Nummer des Programms: die Arie des „Ezio" („Ecco alle mie catene") aus dem zweiten Acte der gleichnamigen, 1763 in Wien gegebenen Oper. Durch den Vortrag dieser Composition — für München gleichfalls eine Novität — bewährte Frln. Ritter aufs Neue ihren ausgesprochenen Beruf für den Concertgesang in glücklichster Weise. Den Schluß der ersten Abtheilung bildete Beethovens äußerst interessante, jedoch nicht sehr zündende Concert-Ouverture „Zur Namensfeier" (op. 115.)

Die zweite Abtheilung begann mit L. Spohrs siebentem Violinconcert; durch dessen tadellosen Vortrag bekundete Hr. Hofmusiker Brückner abermals jene solide Schule, welche uns den eben genannten Künstler stets willkommen macht. Zwei von Frln. Ritter sehr schön gesungene Schubert'sche Lieder („Liebeslied" aus dem Melodrama „Rosamunde" und „Lachen und Weinen"), und Rob. Schumanns Ouverture, Scherzo und Finale bildeten den Schluß des genußreichen Abends. Die letzterwähnte Tondichtung wurde 1841 geschrieben; sie ist somit eines der ersten jener größeren Orchesterwerke, wodurch Schumann eine so reizende Nachblüthe des freilich unerreichbaren Beethoven Styles hervorrief. Am schwächsten und hinsichtlich der Erfindung am unselbständigsten ist wohl die Ouverture, insoferne sie sich einerseits — zumal im Hauptthema — in jener sauersüßen Atmosphäre gefällt, worin u. A. der selige Lindpaintner so Großes geleistet hat, und andererseits mehr als wünschenswerth mit der Manier Mendelssohns kokettirt. Das Scherzo hingegen — obgleich dessen Vorbild — der zweite Satz der neunten Symphonie — nicht zu verkennen ist, hat als ein äußerst glücklicher Wurf, als eine ächt Jean Paul'sche Humoreske zu gelten. Auch das Finale ist mit Ausnahme des etwas steifleinenen Durchführungs-Satzes von großer Frische. — — Die Ausführung sämmtlicher Instrumentalwerke erfreute unter der Direction Büllners sowohl durch präcises Zusammenspiel, wie auch durch geschmackvollen Vortrag.

*) Wohl für das Entlehnen des schwarzseidenen Mantels, der nebst der viereckigen Mütze mit Quasten die Kleidung eines Doctors repräsentirt.

Digitized by Google

Das am 23. von Carl Tausig gegebene Concert füllte den Museums-Saal in allen Räumen. Tausig hat neben Bülow und Rubinstein unzweifelhaft als der hervorragendste Pianist der Gegenwart zu gelten: er entfaltet eine Technik, für die es keine Schwierigkeit mehr gibt, und die in um so brillanterem Lichte erscheint, als sich mit ihr eine staunenswerthe Energie verbindet. Kraft und Ausdauer, vor Allem aber die aparte Auffassung und der eigenthümlich kühle Vortrag verleihen dem Spiele Tausigs immerhin einen merkwürdigen Reiz, insoferne hiedurch die Subjectivität des geistreichen Künstlers allenthalben in den Vordergrund tritt. Hieraus sind wohl auch die vielfachen, hie und da etwas chargirten Tempo-Rückungen und so manche allzu hastig genommenen Zeitmaße zu erklären; auch die große Vorliebe für Benützung des Harfenzuges gehört hieher, und ebenso die Art der melodischen Phrasirung und Accentuirung, indem sie hie und da an das Bizarre streift, und noch öfter den Eindruck vornehmer Blasirtheit macht. Vielleicht trägt die Thätigkeit, wie sie der reisende Virtuose zu entfalten hat, schon an sich zur Entwicklung der ebenberührten, haarscharf an Manierirtheit grenzenden Eigenthümlichkeiten bei. Wie oft auch mag der Künstler all diese Compositionen schon vorgetragen haben! Da erscheint es denn schließlich als Naturnothwendigkeit, wenn statt Innerlichkeit und poetischem Schwung der äußere Glanz die Hauptrolle spielt. Die von Tausig vorgetragenen Compositionen waren: Sonate op. 53 von Beethoven, kleinere Stücke von J. S. Bach, Mendelssohn, Chopin und C. M. v. Weber, Schumanns „Kreisleriana", das von Liszt paraphrasirte Morgen-Ständchen („Horch, horch, die Lerch' im Aetherblau") von Schubert, und eine der ungarischen Rhapsodien Liszts. Eine Etude von Chopin mußte der Concertgeber auf stürmisches Verlangen wiederholen; daß er sich überhaupt einer äußerst glänzenden Aufnahme zu erfreuen hatte, war nicht mehr als billig und bedarf wohl kaum mehr einer ausdrücklichen Erwähnung.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Berlin. Am 15. Mittags 1 Uhr wurde auf dem Platze an der Bauakademie das neu errichtete Denkmal Schinkels, des großen Baumeisters, enthüllt. Der König, die Prinzen Karl, Albrecht, Friedrich Karl, Albrecht Sohn und Alexander nahmen vom Commandantur-Gebäude aus an der Feierlichkeit Theil. Der Platz um das Denkmal (künftig „Schinkelplatz") war mit einem drapirten Emporium versehen, auf welchem sich Alles, was hier mit Kunst und Wissenschaft in Beziehung steht, die Professoren und Lehrer an den technischen Instituten, Vertreter beider Häuser des Landtages, der städtischen Behörden, viele eingeladene Gäste 2c. versammelten, während in dem Raume dicht vor dem Denkmal die Mitglieder des Centralcomités für das Schinkeldenkmal, Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung, die Minister v. Mühler und Graf Itzenplitz, der Rektor und die Dekane der Universität, der Präsident des Abgeordnetenhauses 2c. Platz nahmen. Den äußeren Ring schlossen die Studirenden der Bauakademie und die Schüler der Gewerbeakademie mit ihren Fahnen, die Zugänge zu den angrenzenden Straßen waren dicht von Volksmassen und die Fenster der benachbarten mit Fahnen geschmückten Hotels von einem Damenkranz dicht besetzt. Die Feier begann mit einem Gesang des hinter dem Denkmal aufgestellten Sängerchors, dann folgte die Festrede des geh. Oberbauraths Mac-Lean, der die Bedeutung Schinkels für seine Zeit und für die Gegenwart in schwungvoller Weise charakterisirte. Beim Schlusse der Rede fiel die Hülle des Denkmals, das von dem lauten Zuruf der Versammelten begrüßt wurde. Das Denkmal, aus einer überlebensgroßen Bronzefigur bestehend, ist aus Drakes Meisterhand hervorgegangen. Von diesem sind auch die vier bronzenen Karyatiden, welche die Ecken des Granitsokels schmücken. Die Enthüllung wurde mit Musik und Festgesang begleitet; mit Beginn der darauf einfallenden Marschmusik setzten sich die Studirenden der Bauakademie und der Gewerbeakademie, ihre Fahnen an der Spitze, in Bewegung und hielten einen feierlichen Umzug um das Denkmal. Hiermit war die Feier beschlossen, und der Platz wurde dem Verkehr und den von allen Seiten andringenden Volksmassen wieder übergeben. Am Abend fand ein von den Studirenden der Bauakademie veranstalteter feierlicher Commers in den Räumen der Villa Colonna statt.

Digitized by Google

Berlin. Aus der Friedrich-Wilhelmstadt ist abermals eine neue Offenbachiade zu registriren: „Die Schäfer“, komische Operette in drei Abtheilungen von H. Crémieux und Ph. Gille, Musik von Offenbach. Die Idee, ein und dasselbe Liebespaar in verschiedenen Zeitaltern, im Alterthume, in der Renaissance und Jetztzeit, und den Gott Eros, natürlich auch dreimal umgewandelt, als den Anstifter alles Unheils auftreten zu lassen, ist an und für sich nicht übel, aber die Ausführung dieser Idee ist fast mehr als schwach und fand daher auch wenig Anklang im Publikum. Die Musik ist wie immer leicht und pointirt. (S. M.-Z.)

Bremen. Vergangene Woche ging hier Aubers „Erster Glückstag“ mit außerordentlichem Erfolge in Scene. Frl. Marek und Hr. Geist sangen die Partien der Helene und des Gaston ganz vorzüglich und ernteten reichen Beifall.

Brüssel. Der preisgekrönte Componist J. van Eeden hat von seiner Vaterstadt Gent eine goldene Medaille erhaltgn als ein Zeichen der Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen.

Dresden. Der Bau des in den Zwingeranlagen zu errichtenden Interimstheaters schreitet rüstig vorwärts. Die erforderliche innere Decoration wird ebenfalls jetzt schon vorgenommen und vorbereitet, so daß man wohl schon Ende dieses Monats die Eröffnung des Theaters erwarten darf. Außer dem Parterre und dem Amphitheater enthält das Ganze noch drei übereinander terassenförmig emporsteigende Plätze und eine sogenannte Stehgalerie. Um den ganzen Zuschauerraum führt ein breiter Corridor, der 13 bequeme Ausgänge enthält. Links von der Bühne befindet sich die königliche Loge, rechts die prinzliche. Außerhalb befindet sich auf der linken Bühnenseite die Auffahrt für die königlichen Equipagen, rechts die allgemeine Auffahrt für das Publikum. Die Bühne selbst ist 6 Ellen schmäler, als die des abgebrannten Hoftheaters, und selbstverständlich auch niedriger. Versenkungen sind ebenfalls angebracht, natürlich nur in bescheidenerem Maßstabe. Der Zuschauerraum wird durch eine unterirdische Lufthetzung erwärmt, der Bühnenraum durch Heißwasserheizung. Wie wir hören, soll das Interimstheater mit „Iphigenia“ eröffnet werden. Das Ganze ist auf 2300 Plätze berechnet, während das frühere Hoftheater bei starkem Andrang höchstens 1800 Personen fassen konnte. (N. Z. f. M.)

Leipzig. „Die Gräfin“, Trauerspiel in 5 Akten von Kruse, hat bei zwei Aufführungen eine mehr als achtungsvolle Aufnahme gefunden. Das Stück ist früher im Buchhandel erschienen, und der Beifall, der namentlich dem Schlusse zu Theil geworden ist, sollte den Bühnen-Direktionen zur Aufforderung dienen, sich die sogenannten „Bücherdramen“ doch näher anzusehen. Auf der Bühne wirkte besonders der vorzüglich getroffene Localton, den der Dichter dieser ostfriesischen Geschichte gegeben hat, und der durch eine wilde, mit einem fast Shakespeareschen Humor ausgestattete Romantik unterstützt wird. (Europa.)

Stuttgart. Am 15. fand hier eine Kunst-Auction von ungewöhnlichem Interesse statt. Ober-Kriegsrath v. Landauer brachte seine Gemäldesammlung, eine Sehenswürdigkeit der hiesigen Stadt, zur Versteigerung. Vierzig Jahre lang hatte der Besitzer an seinen Schätzen gesammelt und sie treu behütet, bis er sich entschloß, dieselben noch bei Lebzeiten wegzugeben, damit sie nicht später einmal, ohne seine überwachende Leitung, zu Schleuderpreisen versteigert würden. Auf die Sammlung sind übrigens gestern großentheils so niedrige Preise gebeten worden, daß der Besitzer manche der schönsten Stücke, darunter drei herrliche Claudes, einen ausgezeichneten Dominichino ꝛc. zurückbehielt. Andere Sachen, für welche gegenwärtig in Paris und London viele Tausende bezahlt werden, wurden um einige Hundert Gulden weggegeben. In die Tausende ging es nur bei einem Palma, welchen Baron Cotta ansteigerte, und einem Rubens, von welchem es jedoch noch zweifelhaft ist, ob der Besitzer um den gebotenen Preis sich von dieser Perle trennen wird. Verschiedenes wurde von der Karlsruher und von der hiesigen Staatsgallerie gekauft. Von Karlsruhe war Direktor Lessing selbst herbeigekommen, auch die Berliner Staatssammlung hatte unseres Wissens einen Vertreter geschickt. Woltmann, der Biograph Holbeins, war gleichfalls hier und hat die Bilder eingehend gemustert. Die Sammlung umfaßte nur alte Meister, von den ältesten Italienern herab bis zu den berühmten Franzosen des vorigen Jahrhunderts. Das Meiste ist in hiesigen Privatbesitz übergegangen.

Vermischtes.

Der preußische „Staatsanzeiger“ veröffentlicht einen Erlaß des Cultusministeriums, wonach Geibel für die Tragödie „Sophonisbe“ den durch das Patent vom 9. Novbr. 1859 festgesetzten Preis von 1000 Thlrn. in Gold und die goldene Medaille erhalten hat. — Der ungenannte Verfasser des Trauerspiels „Die Gräfin“ erhält die große goldene Medaille für Kunst. Der Autor ist Heinrich Kruse, Redakteur der „Köln. Zeitung“.

Digitized by Google

Die Händelgesellschaft versandte vor einigen Monaten das Oratorium „Deborah" als Band 21 der Gesammtausgabe. In den nächsten Wochen werden zwei weitere Bände erscheinen, die zwölf Orchester-Concerte (Concerti grossi) und das Utrechter Te Deum und Jubilate, welche mit dem genannten Oratorium zusammen den zehnten Jahrgang bilden. Die Ausgabe ist hiermit auf 31 Bände angewachsen. Die Anschaffung ist Einzelnen und Vereinen wesentlich dadurch erleichtert, daß die Bände in beliebigen Fristen genommen, auch einzelne, zu Aufführungen nothwendige Werke vorweg bezogen werden können. (Allg. M.-Z.)

„Neue Menschen und alte Aecker" heißt ein neues Lustspiel von Taylor und Dubourg, das man in Manchester spielte, ehe man es in London vorführte. Dieses System, ein neues Stück in der Provinz zuerst zu geben, ist ziemlich allgemein geworden und gewährt den Nutzen, daß die Schauspieler sich eingespielt haben, ehe sie in London auftreten, und Alles wie am Schnürchen geht. Was das Stück selbst betrifft, so hat es eine einfache, aber höchst interessante Handlung und eine frische Charakterzeichnung.

Dr. Ch. Burneys bekanntes Werk: „Die Musik im Jahre 1770" wird von Ernest David aus dem Englischen in das Französische übersetzt, mit Anmerkungen und einer Vorrede versehen werden und in Paris im Druck erscheinen. Einstweilen läßt der „Ménéstrel" Auszüge erscheinen.

Es befindet sich ein populäres Werk Garibaldis mit dem Titel „Rom im neunzehnten Jahrhundert", in englischer Sprache geschrieben, in England unter der Presse. Dasselbe soll ein Beitrag des berühmten Patrioten zu den Bestrebungen für Hebung des Volksunterrichts in Italien sein, und viele bisher unbekannte Thatsachen enthalten.

Der in Moskau verstorbene Fürst Odoewsky hat dem dortigen Conservatorium eine werthvolle Sammlung von Musikalien, Manuskripten, Büchern und physikalischen Instrumenten hinterlassen.

Notizen.

Am 12. November starb Friedrich Overbeck in Rom, das er über ein halbes Jahrhundert lang zu seiner zweiten Heimath gemacht hatte. Am 2. Juli 1789 in Lübeck geboren, wurde er 1810 wegen seiner Nichtachtung der classischen Richtung von der Wiener Akademie ausgestoßen und ging nach Rom, das er seitdem nicht wieder verlassen hat. Mit Schadow, Cornelius, Carstens, Veit und Schnorr stiftete er im Kloster San Isidoro die Nazarener-Schule, die Goethes schmerzliches Bedauern erregte und wegen ihrer entschieden katholischen Richtung die heftigsten Angriffe erfuhr, aber trotz alledem und alledem die deutsche Kunst wieder von den Todten erweckte. Zu den ersten Freskomalereien der Schule, welche die Geschichte des hl. Joseph darstellten, lieferte Overbeck den „Verkauf Josephs durch seine Brüder" und „Die sieben magern Jahre". Er malte für Assisi und Rom noch andere Fresken, wendete sich dann aber der Oelmalerei zu. „Der Einzug Christi in Jerusalem" und eine „Grablegung Christi" befinden sich in Lübeck. Seine Schöpfungen besitzen den feinen Reiz einer künstlerisch in sich vollendeten Composition, eine stylvolle Einfachheit des Ausdrucks und eine poetische Leichtigkeit und Grazie der äußeren Linienführung, leiden aber an Weichlichkeit der religiösen Empfindung.

M-. Oldenburg. Mit Beziehung auf Ihre neuliche freundliche Erwähnung der Mindingschen Tragödie „Sixtus" freue ich mich Ihnen mittheilen zu können, daß dies Stück allerdings auf unserer Hofbühne zur Aufführung kommen wird, und zwar noch in dieser Saison und mit möglichstem Glanze. Friedrich Haase hat bereits die Zusicherung gegeben, die Darstellung der Titelrolle übernehmen zu wollen. Von anderen Bühnen haben bis jetzt Riga, Dessau, Weimar und Frankfurt das Stück angenommen, und es steht zu hoffen, daß noch viele andere diesem Beispiel folgen werden.

In Mailand starb dieser Tage die fast hundertjährige Frau Johanna Codecasa geb. Saller, welche in ihrer Jugend der Bühne angehörig in den Opern Paisiellos, Cimarosas und Mozarts sang und namentlich bei der ersten Aufführung des „Don Juan" in Prag die Rolle der Zerline gab. Die Verstorbene hat noch kurz vor ihrem Ende Darstellungen des „Matrimonio segreto" und des „Don Juan" beigewohnt und mit feiner Kritik die Mängel der heutigen, von der in ihrer Jugend üblichen, so sehr verschiedenen Auffassungs- und Gesangsweise hervorgehoben.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse, Dr. Franz Grandaur.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869. Nr. 49.

Die „Münchener Propyläen“ erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung“. Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

MÜNCHENER PROPYLÄEN

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 3 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 3. Dezember.

Inhalt: Der Anthropomorphismus in der kirchlichen Kunst des Mittelalters, von Dr. Rudolph Döhn. — Schwänke, erzählt von Erasmus von Rotterdam. — Literaturbilder der Gegenwart IX. (Julius Minding von F. Brunold.) — Zum archäologischen und kunsthistorischen Anschauungs-Unterricht an Gymnasien, von Dr. Gustav Wittmer. — Vom Büchertisch. (Höfer; Pasqué; Flamberg). — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen. — Literarischer Anzeiger.

Der Anthropomorphismus in der kirchlichen Kunst des Mittelalters.

Von Dr. Rudolph Dohn.

Fast alle Völker, vielleicht mit einziger Ausnahme der alten Perser, der Juden und der Muhamedaner, haben ihre Götter künstlich durch Bildwerke dargestellt. Ueberall regte sich das Bedürfniß, die Gottheit zu personificiren und sie bildlich, sei es durch die Kunst der Malerei oder durch die Kunst der Sculptur, zur Anschauung zu bringen. Es ist selbstverständlich, daß die Höhe und der Umfang der geistigen Entwickelung der verschiedenen Völker in religiöser Beziehung nicht zu allen Zeiten und an allen Orten gleich waren, daß mithin die äußeren Darstellungen der Gottheiten auch verschiedene Werthgrade sowohl der Form, wie dem Gehalte nach enthalten. Sitten, Gebräuche, Lebensweise, Klima, und vielfache andere, innere und äußere, Verhältnisse wirken auf die Vorstellungsweise ein, welche sich eine Nation von ihren religiösen Dingen schafft; selbst das Pflanzen- und das Thierreich liefern Beiträge zur künstlichen Manifestation der Gottheit, wie z. B. die religiösen Kunstschöpfungen der alten Aegypter, der Juden u. s. w. beweisen. Erst das idealere, für wahre Schönheit empfänglichere Griechenthum verleiht seinen Göttern fast durchweg menschliche Formen und Gestalt, anthropomorphisirt die Gottheit. Nach jenem bedeutungsvollen Mythus stirbt die ägyptische Sphinx durch den Griechen Oedipus; und das Räthsel des Menschenthums wird gelöst. Es kam die Zeit, von der Schiller sagt:

„Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.“

Digitized by Google

Und in der That, dem griechischen Geiste verdanken wir es zuerst, daß „der Thierheit dumpfe Schranke fiel" und „Menschheit auf die entwölkte Stirn trat." Selbst das weltverachtende Christenthum sah sich im Laufe der Zeit gezwungen, den engen Zusammenhang zwischen bildender Kunst und Religion anzuerkennen; denn außer der Dichtkunst und der Musik waren es vornehmlich die Malerei und die Sculptur, welche einen culturhistorischen Einfluß auf die mittelalterliche Kirche gewannen und die Morgenröthe der modernen Zeit heraufführen halfen. Fast alle Lehren, welche die Kirche aufstellte, finden wir durch Werke der Malerei und der Bildhauerei sinnlich dargestellt. Die Dome und Kirchen mit ihren tausend und aber tausend Statuen, Reliefs, Gemälden, Arabesken u. s. w. gleichen riesigen, steinernen Volksbibeln, durch die und in denen man in greifbarer Weise der unmündigen Masse die Geheimnisse der Religion beizubringen hoffte. Wie die alten Griechen die Götter des Olymp in menschlicher Gestalt darstellten und verehrten, so wurden auch Gottvater, Gottsohn, und Gott heiliger Geist durch die christliche Kunst menschlich dargestellt und von der gläubigen Christenheit mit Inbrunst verehrt und angebetet. Gott der Vater war allerdings häufig nur durch ein aus Wolken hervorblickendes Auge oder durch eine daraus herabgestreckte Hand versinnbildlicht, und der heilige Geist nahm sogar meistens eine Thiergestalt, die Gestalt einer Taube, an. Im Ganzen aber wird der alte Spruch: „Homo homini Deus est" auch von der religiösen Kunst des christlichen Mittelalters praktisch durchgeführt. Die kirchliche Kunst des Mittelalters, es läßt sich dies nicht wegleugnen, anthropomorphisirte Gott den Vater und Gott den Sohn und stellt diesen beiden, als naturgemäßes und nothwendiges Correlat, auch bald die mütterliche oder weibliche Gottheit in der Person der Maria zur Seite. Ja, es gab eine Zeit, wo der Cultus der Maria der vorherrschende war. Wenn nun Ludwig Feuerbach in seinem „Wesen des Christenthums" sagt: „Erst schafft der Mensch Gott nach seinem Bilde und dann erst schafft wieder dieser Gott den Menschen nach seinem Bilde," so hat er damit eben keine neue, sondern nur eine alte Wahrheit ausgesprochen, die indessen noch immer viele und mächtige Gegner und Feinde zählt. —

Bei manchen alten Kirchen sind übrigens auch, sowohl inwendig wie auswendig, durch die plastische Kunst zahlreiche Darstellungen aus der Thierfabel und Mythologie, aus den Heldensagen und Romanen angebracht; und der christliche Himmel wird bevölkert durch eine Menge von Heiligen, die ebenfalls wieder durch die Kunst dargestellt werden*). —

Als Beispiele aus der Thierfabel nennen wir hier den Fuchs, wie er den Gänsen predigt, am Hauptportal des Brandenburger Domes, den Wolf, wie er lesen lernt, im Freiburger und Kölner Dom. Am Ostfries der Kirche zu Königslutter sieht man „die verkehrte Jagd," wo die Hasen den schlafenden Jäger überfallen und binden; an einem Kapitäl in Moissac sieht man einen Bärentanz, an einem Kapitäl in Aachen einen Storch, auf dem ein Mann reitet u. s. w. In französischen Kirchen finden sich manche Scenen aus dem Sagenkreise Karls des Großen plastisch dargestellt; in der Peterskirche zu Caen ist Tristan und Isolde und die Tafelrunde des Königs Artus; sehr häufig sieht man Ritter, die mit Ungeheuern kämpfen. Im Münster zu Basel befindet sich auf einem Säulenkapitäl die Geschichte von Pyramus und Thisbe; am Kapellenthurm zu Rottwil ist Romulus und Remus dargestellt; in der Kirche St. Michel zu Dijon kann man in Gesellschaft des Drachentödters St. Michael Apollo mit der Leier, Amor und Venus, Jupiter und Leda, Nessus, die Dejanira entführend, und andere heidnische Götter und Heroen finden. —

Der Kunsthaß, welchen die christliche Kirche längere Zeit dem Heidenthume gegenüber gezeigt hatte, schwand ganz und gar; ja, man benutzte sogar die plastischen Künste, um auf jede nur irgend denkbare Weise auf das religiöse Gefühl des Volkes einzuwirken und durch Aufregung der Phantasie die gläubige Menge für die Geheimnisse der Religion zu gewinnen. Namentlich bot die Lehre von der unbefleckten Empfängniß

*) Aeußerst lehrreich für den in Rede stehenden Gegenstand ist ein Aufsatz von Vögelin, betitelt „Die Religion im Spiegel der Kunst" abgedruckt in den „Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz," Winterthur, den 1. August 1868; Steiner'sche Buchhandlung. —

Digitized by Google

der Jungfrau Maria, die für den denkenden Verstand wie für das natürliche Gefühl gleich viel Anstoß erregte, reichen Stoff für die plastischen Darstellungen in Kirchen und Privathäusern dar. —

Besonders zahlreich sind aber die kirchlichen Bilder von Christus und seiner Mutter Maria. Das Leben, Lehren und Leiden des Stifters der christlichen Religion ist durch die kirchliche Kunst von den verschiedensten Gesichtspunkten aufgefaßt worden. Bald finden wir Christus als Hirten, bald als Weltrichter, bald als Märtyrer dargestellt. —

Die Mutter Maria hingegen ist bald als die neues Leben gebärende Naturgöttin, bald als liebende Mutter, bald als schützende Gottheit mit dem weit ausgebreiteten Gnadenmantel vor Augen geführt. Sie wandelt unter schönen Bäumen mit dicht verschlungenen Zweigen, unter ihren Füßen sprießen duftende Blumen auf, oder sie ist Himmelskönigin, der Regenbogen ist ihr Thron, die Sonne ihr Gewand, die Sterne bilden ihre Krone, und ihr Schemel ist der Mond. So hängt sie z. B. im Dom zu Aachen und in Antwerpen. Wenn Maria als Himmelskönigin dargestellt ward, so fehlte ihr nicht selten das Kind, wie z. B. im Kreuzgewölbe des Chores im Braunschweiger Dom. —

Wenn der kirchliche Lehrbegriff die Gottheit als ein männliches Wesen, als den Gott, auffaßte und hinstellte, so schuf sich das Volk, vornehmlich in den romanischen Ländern, die Gottheit in hervorstechender Weise in ein weibliches Wesen, in eine Göttin um, und zwar um so eher und lieber, weil sich auf diese Weise die alten heidnischen Naturgöttinnen mit der christlichen Gottheit in Eins verschmolzen. Mit Recht sagt deßhalb Vögelin a. a. O. S. 320: „Es bildete sich der Frauendienst, der in Italien, Spanien und Frankreich der Madonna, in Deutschland Unserer lieben Frau, d. h. der milden Weltregiererin, eine so schwärmerische Verehrung weihte, daß daneben der Gottesdienst, der Dienst des strengen, zürnenden Gottes und Richters, völlig zurücktrat.“ Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die Kirche gerne und bereitwillig auf den Mariencultus einging und denselben auch dogmatisch weiter auszubilden bemüht war. —

Von dem Tode gibt es ganz verschiedene Darstellungen in der kirchlichen Kunst; bald herrscht dabei die stille, dumpfe Resignation vor, bald der beschauliche Humor, bald die bittere Ironie, bald endlich der beißende Spott. Diesen Todesbildern liegt ein demokratischer Zug zu Grunde; so spricht z. B. Vögelin a. a. O. S. 324 von einem alten Bilde im Kreuzgange des Straßburger Münsters, welches den allbezwingenden Tod darstellt und den Grundgedanken ausdrückt: Vor der höchsten Macht ist Alles gleich: Kaiser und König, Papst und Bischof, Herr und Knecht, Bürger und Bauer, Geistlich und Weltlich. Die dazu gehörigen Verse lauten aber also:

„Alles, das da lebt, Groß und Klein,
Das muß mir werden gemein,
Papst, König und Cardinal,
Bischof, Herzog allzumal,
Grafen, Ritter und Frauen
Bürger, Knaben und Jungfrauen,
Keinem das Spiel erlassen ist,
Länger gönn' ich nicht euch Frist,
Bewahret euch, Jung und Alt,
Eure Jahre sind gezahlt.“

Von großem Interesse ist es, wenn man beobachtet, wie das Mittelalter sein eminentes Vermögen der Assimilation auf die verschiedensten und fremdartigsten Dinge, namentlich aber auf die christliche Religionsgeschichte, ausdehnt. Wie man die profane Geschichte des Alterthums, z. B. die Thaten Alexanders des Großen, auf mittelalterlichen Boden verpflanzte, indem man sie mit lokalen Erinnerungen combinirte und in diesen aufgehen ließ; so verstand man es auch, nach vielfachen Richtungen hin die heilige Geschichte zu einer völlig nationalen zu metamorphosiren. Christus und seine Jünger, selbst Maria Magdalena, Martha, Lazarus und Pilatus werden von Palästina kühn nach dem Abendland verpflanzt. —

Digitized by Google

Wie Vögelin a. a. O. S. 326 nachweist, trat Christus namentlich in Frankreich auf und hinterließ daselbst mannigfache Spuren seiner Wirksamkeit. Noch heutigen Tages zeigt man jenseits des Rheines die Stelle und die Spur, wo Christus die Sünderin (Maria Magdalena) begnadigte. In Deutschland soll Christus in Begleitung des Apostels Petrus ebenfalls an verschiedenen Orten gewesen sein, z. B. in Königstein in der Oberpfalz, in Nieder-Altaich in Niederbayern, in Böhmen u. s. w. Auch Lindau am Bodensee soll er besucht haben und auf einer Spitze des Fichtelgebirges soll er vom Teufel versucht worden sein, der ihm hier alle Reiche der Welt versprach außer zwei Ortschaften, welche als des Teufels Leibgeding vorbehalten blieben. Von Pilatus wird sogar angegeben, daß er zu Hausen in Oberfranken im Hause No. 48 oder 73 geboren sei; er zeigte als Knabe große Fähigkeiten, ging nach Nürnberg auf eine Schreibstube in die Lehre und kam später als Gesandter des römisch-deutschen Kaisers nach Jerusalem. Weil er aber dort sein Amt schlecht verwaltete, wurde er seiner Stellung entsetzt, ging nach der Schweiz und fand hier auf dem nach ihm benannten Pilatusberge bei Luzern ein schreckliches Ende. —

Die Anthropomorphisirung Gottvaters durch die Kunst geschah fast stets unter der Form der höchsten irdischen Gewalt, welche die verschiedenen Völker kannten. Da den Deutschen das Kaiserthum als der Urquell und das Ideal aller weltlichen Macht galt, so bildete die Kunst des Mittelalters Gott als Kaiser ab mit der Reichskrone und dem Reichsapfel, mit Schwert und prächtigem Hermelinmantel, dessen Schleppenträger die Engel, gleichsam die himmlischen Pagen und Edelknappen, sind. In Frankreich und England finden wir Gottvater als König, in den französischen Klöstern und in Italien meistens als Pabst mit der dreifachen Krone, mit Handschuhen und Pantoffeln, in Spanien endlich bald als König, bald als Pabst dargestellt. Wenn man sich aber die geistliche und weltliche Macht vereinigt vorstellte, so erschien Gott als Cäsareopap oder Papstkönig, wie z. B. auf dem Altarwerk zu Gent; alsdann sind auch die geistlichen und weltlichen Insignien des Papst- und Kaiserthums auf dem Kunstwerke vereinigt. —

Bis zu welchem Grade der Anthropomorphismus der Gottheit getrieben wurde, erhellt aber wohl am meisten daraus, daß die in Zunftverbänden zusammenlebenden Handwerker in dem großen Weltenlenker auch den Ordner, Regierer und Beschützer des Zunftwesens erkannten und ihn sich demgemäß als den himmlischen Oberzunftmeister vorstellten. So geschah es, daß z. B. die Schneider zu Basel sich ihren Herrgott auf einer Scheibe ihres Gesellschaftshauses mit Scheere und Elle abmalen ließen. Dem Mittelalter waren solche Dinge keineswegs komisch oder frivol, es war ihm damit vielmehr völliger Ernst. —

Der Cultus der zur Gottheit erhobenen Maria war, wie schon vorher erwähnt, eine wahre Fundgrube für die kirchliche Kunst des Mittelalters; namentlich aber wurden „die sieben Freuden und die sieben Schmerzen der Maria" plastisch dargestellt. Wir erinnern hier nur an das bekannte Bild von Dürer aus dessen Leben der Maria, wo er die Wochenstube der Gottesmutter in der natürlichsten und unverhülltesten Weise darstellt. Maria selbst liegt auf den Tod erschöpft in ihren Kissen, die Wehmutter ist, vom langen Wachen ermattet, auf das Bett der Wöchnerin hingesunken und hier eingeschlafen. Die helfenden Nachbarinnen erquicken sich an Speise und Trank, wie gewaltige Krüge und Gläser beweisen; das neugeborne Kind wird in einem Zuber gebadet, man bringt die Wiege herein, und in den Lüften schwebt ein Engel, das Weihrauchfaß schwingend. Domenico Ghirlandajo, der erste Lehrer Michelangelos, malte in der St. Maria Novella zu Florenz ebenso die Wochenbetten der Anna und der Maria; hier fehlen sogar die Engel. —

Wo es auf Darstellung menschlicher Gemüthszustände ankam, ging der Anthropomorphismus sogleich in den Anthropopathismus über. Am großartigsten zeigt sich dies in den sogenannten Passionsbildern, welche die Poesie des Schmerzes in der ergreifendsten Weise darstellen. Wir verweisen hier nur auf die große und kleine Passion Albrecht Dürers. Der weltgeschichtliche Schmerz, der sich in der Leidensgeschichte des Erlösers ausspricht, hat die Phantasie der Künstler weit über die evangelischen Berichte hinaus angeregt, so daß uns in dem Ringen und

Digitized by Google

Kämpfen Christi gleichsam das Ringen und Kämpfen der ganzen Menschheit nach ihren höchsten Aufgaben plastisch vorgebildet erscheint. —

Unseres Wissens berichtet die Bibel nichts über einen Abschied, den Christus von seiner Mutter nimmt, bevor er zum letzten Male nach Jerusalem aufbricht. Die kirchliche Kunst aber hat einen solchen Abschied geschaffen und ihn in tiefsinniger, würdiger Art ausgeführt. Maria sinkt, wo der geliebte Sohn sie verläßt, voll banger Ahnungen ohnmächtig in die Arme ihrer Freundinnen, während der zum letzten, schweren Gang entschlossene Erlöser mit segnender Geberde sich von ihr wendet. Seine Züge verrathen den tiefsten Schmerz, der, weil er ihn in seinem Innern verschließt, viel mächtiger wirkt, als das laute Jammern der Frauen. Zu der Kreuzabnahme, von der die Evangelien in aller Kürze berichten, hat die kirchliche Kunst die Todtenklage und die Bestattung hinzugefügt. Der Himmelfahrt Christi folgt die Himmelfahrt der Maria, und dem sogenannten Marterbilde oder Ecce-homo entspricht die Schmerzensmutter oder Mater dolorosa. Ueberhaupt tritt in den letzten Stadien der Leidensgeschichte Christi die Maria wesentlich in den Vordergrund, indem durch sie in der rührendsten und zugleich erhabensten Weise der höchste Mutterschmerz und die höchste Mutterliebe verherrlicht wird. —

Michelangelo, der große Reformator in der kirchlichen Kunst, gibt uns in seinen Geschichten der Genesis den würdigsten Typus für die Gestalt Gottvaters, wie Phidias in seinem olympischen Zeus am vollendetsten den höchsten Gott der alten Griechen darstellte. Derselbe Meister läßt in seinem Gericht Gottsohn als zürnenden Richter erscheinen, wie er sich gegen die Verbrecher wendet und ihnen mit gewaltiger Handbewegung den Spruch der ewigen Verdammung entgegenschleudert. „Kein Zug des Mitleids, kein Laut der Versöhnung," sagt Wilhelm Lübke, „durchbricht das allgemeine Wehgeschrei; selbst Maria, die Fürbitterin der Christen, wendet angstvoll das Haupt." Der Tag des Schreckens ist gekommen, und man versteht so recht den alten Kirchenhymnus, in dem es heißt: „Quantus tremor est futurus, quando judex est venturus, cuncta stricte discussurus." Die erhabenste Darstellung der Mutterliebe endlich finden wir in der weltberühmten sixtinischen Madonna von Rafael; die Himmelskönigin erscheint hier in echt mütterlicher Würde, geweiht durch einen geheimnißvollen Zauber von Reinheit und Unschuld. —

Zum Schluß noch einige ergänzende Bemerkungen.

Die derben Späße, der scharfe Spott und die bittere Ironie, welche, wie wir oben erwähnten, sich so häufig an Kirchenkunstwerken angebracht finden, sind weniger den romanischen Kirchenbauten, als den gothischen, eigen. Der gothische Baustyl ist aber nicht, wie man lange Zeit anzunehmen pflegte, deutschen Ursprungs, sondern er stammt aus Frankreich und wurde, wie in anderen Ländern, so auch in Deutschland selbständig weiter ausgebildet! Mit Recht bemerkte W. Lübke, daß die Mängel und die guten Eigenschaften unserer Nation kaum irgendwo so glänzend und so handgreiflich zu Tage getreten sind, wie in dieser Bauweise. Und so kam es denn auch, daß sich gerade die deutsche Gothik vornehmlich bei Kirchenbauten in humoristischen, spöttischen und ironischen Kunstwerken gefiel. Dazu kam, daß die Kirche, auf dem Höhepunkt ihrer Macht angelangt, selbst oft übermüthig wurde und zu Spott, Hohn und allerlei Angriffen vielfach Gelegenheit gab. Uebrigens zeigte sich die Neigung, das Erhabene mit dem Lächerlichen zu vereinigen, ohne dadurch gerade immer Lächerlichkeit hervorrufen zu wollen, nicht nur in Werken der Malerei und der kirchlichen Sculptur, sondern auch auf anderen Kunstgebieten z. B. auf dem Felde der Musik. Damit die Gläubigen durch die Schönheit der Kirchenmusik nicht zu sehr von religiösen Dingen abgelenkt würden, wurden gewisse Leute im Mittelalter angestellt, damit sie bei Aufführung von schönen Musikstücken in der Kirche die hingerissenen Zuhörer durch unharmonische, grunzende oder bellende Töne aus ihrer Musikentzückung wieder zu sich riefen. Diese Leute nannte man turbatores Chori. —

Digitized by Google

Schwänke.

Erzählt von Erasmus von Rotterdam*).

U. Wenn meine Geschichte ein wenig unfein ist, so müßt Ihr wissen, daß es eben eine Holländer Geschichte ist. Ich glaube, einige von Euch haben den Namen des Mackes gehört. Als der in eine Stadt kam, mit Namen Leyden, und seine Anwesenheit durch einen Streich bekannt machen wollte — das war so seine Art —, tritt er in die Werkstätte eines Schuhmachers und begrüßt ihn. Der, voll Eifer, seine Waaren abzusetzen, fragt ihn, ob er etwas wünsche. Mackes richtet seinen Blick auf ein Paar Lederhosen, die da hingen; der Schuster fragt, ob er Hosen wünsche. Da Mackes nickte, sucht er ein für seine Schenkel passendes Paar aus, bringt die munter herbei, und hilft sie ihm, wie es Sitte ist, anziehen. Als nun Mackes elegant behost ist, sagt er: „Wie hübsch würde zu diesen Hosen ein Paar Schuhe mit doppelten Sohlen stehn?" Auf die Frage, ob er auch Schuhe wünsche, nickt er. Mackes lobt die Hosen, lobt die Schuhe. Der Schuhmacher freut sich, und stimmt in das Lob ein, in der Hoffnung, einen stattlicheren Preis zu erhalten, da dem Käufer die Waare so gar gut gefällt. Und so waren sie schon ein wenig vertraulich geworden, da sagt Mackes: „Sag einmal in Wahrheit, ist es Dir nie vorgekommen, daß Jemand, wenn Du ihn mit Hosen und Schuhen so zum Laufen fertig gemacht hattest, wie Du mich jetzt fertig gemacht hast, weggegangen ist, ohne den Preis zu zahlen? „Niemals", entgegnete Jener. „Aber wenn es einmal vorkäme, was würdest Du da thun?" „Ich würde den Ausreißer verfolgen", sagte der Schuhmacher. Darauf versetzte Mackes: „Sagst Du das im Ernst oder im Spaß?" „Ich spreche im vollen Ernste", sagt Jener, „ich würde es ernstlich thun." „Ich will's versuchen", sagt Mackes; „guck, ich laufe voran, Du folge mir nach." Und mit diesen Worten machte er sich auf die Beine. Der Schuhmacher folgt ihm auf dem Fuß und schreit: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!" Als auf diesen Ruf die Bürger überall aus ihren Häusern springen, sagte Mackes lachend und mit freundlichem Ausdruck: „Halte Keiner unsern Lauf auf; es gilt eine Wette um einen Krug Bier!" Da stellten sich Alle hin und sahen dem Wettlauf zu: sie meinten aber, das Geschrei sei ein Kniff des Schuhmachers, um bei dieser Gelegenheit vorauszukommen. Endlich bleibt der Schuster im Lauf zurück und kehrt schwitzend und keuchend nach Hause zurück. Mackes trug den Siegespreis davon. Freilich wurde nachher Klage gestellt. Aber Mackes war schon ein Paar Herren vom Magistrat bekannt geworden. Der Kläger lief größere Gefahr, als der Beschuldigte. Dieser legte Jenem nämlich eine Verläumdung zur Last, und citirte ein Gesetz, welches bestimmt, daß, wer auf ein Verbrechen klagt, das er nicht beweisen kann, dieselbe Strafe trage, die der Beschuldigte getragen hätte, wenn er überführt worden wäre. Mackes sagte, er habe fremdes Eigenthum nicht wider Willen des Besitzers, sondern auf dessen freiwilliges Anerbieten sich zugelegt; von einem Preis sei keine Rede gewesen. Er habe den Schuhmacher zu einem Wettlauf aufgefordert, dieser habe ihn angenommen: und das sei doch kein Gegenstand der Klage, daß er besiegt worden sei. Man lachte weidlich, und einer der Richter lud den Mackes zum Essen ein und bezahlte den Schuster.

* * *

Als Ludewig, König von Frankreich, seines Namens der Eilfte, während innerer Unruhen fern von der Heimath in Burgund lebte, machte er bei Gelegenheit einer Jagd Bekanntschaft mit Konon, einem Bauern von einfältigem, schlichtem Gemüth: denn an solchen Leuten haben Könige ihre Freude. In dessen Haus war der König häufig bei einer Jagd eingekehrt, und hatte, wie große Herren sich manchmal

*) Aus dem „Convivium fabulosum". Die Vorfahren und die Verwandten dieser Geschichten hat vielleicht schon die jüngste Schwester der vergleichenden Sprachwissenschaft und der comparativen Mythologie, die vergleichende Novellenforschung bei der Hand. Bei der ersten scheint uns autochthoner Ursprung durchzuleuchten, man räth auf ein Original im Plattdeutsch. Unter den Geschichten von Ludwig XI. achte man auf die zweite, die, was sie an schlagendem Witz vermissen läßt, durch treffliche Zeichnung bekannter Charakterzüge des Königs ersetzt. Der Uebersetzer.

Digitized by Google

an niedrigen Dingen ergötzen, mit großem Vergnügen bei ihm Rüben gegessen. Als nun später Ludwig, wieder eingesetzt, in Frankreich gebot, mahnte den Konon sein Weib, er solle den König an die alte Gastfreundschaft erinnern; er solle hingehen und ihm ein Paar recht stattliche Rüben zum Geschenk bringen. Konon machte Einwände: das würde verlorene Mühe sein: denn große Herren dächten nicht an solche Gefälligkeiten. Doch drang das Weib durch. Konon wählt einige stattliche Rüben aus und gürtet sich zur Reise. Aber unterwegs von der Appetitlichkeit der Speise verführt, aß er allmälig alle bis auf eine einzige ganz besonders große. Als er sich nun im Hof an die Stelle vorgedrängt hatte, wo der König vorbei mußte, wurde er von diesem sogleich erkannt und herbeigerufen. Er überreichte in der größten Freude sein Geschenk; der König nahm es mit noch größerer Freude an und gebot einem aus seiner Umgebung, er solle es sorgfältig unter seine wertheften Kostbarkeiten legen. Dem Konon befiehlt er, mit ihm zu frühstücken, sagt ihm nach dem Frühstück Dank, und läßt ihm, da es ihn nach seinem lieben Land zurückzieht, tausend Goldkronen für die Rübe auszahlen. Als nun, wie das so geht, das Gerücht hiervon sich unter der ganzen Dienerschaft des Königs verbreitete, verehrt einer von den Hofleuten dem König ein nicht unfeines Pferd. Der König, wohl durchschauend, daß jener, von der Gnade, die er dem Konon erwiesen, angelockt, nach einer guten Beute angele, nimmt das Geschenk mit ungewöhnlich heiterer Miene an, ruft die vornehmen Herren zusammen, und beginnt zu berathen, mit welcher Gabe er das so schöne und kostbare Pferd aufwiegen könne. Derweil wiegt sich der, welcher das Pferd verehrt hatte, in großen Hoffnungen: „Wenn er eine von einem Bauern geschenkte Rübe so vergolten hat, wie viel reichlicher wird er ein von einem Hofmann dargebrachtes Roß vergelten!" Als nun dem König, der der Berathung ein recht gewichtiges Ansehen gab, der Eine so, der Andere so antwortete, und der Beutejäger sich lange in leeren Hoffnungen gewiegt hatte, sagt der König: „Jetzt fällt mir ein, was ich ihm schenke"; ruft einen der Herren heran, und sagt ihm, er solle, was er in der Kammer an einem näher bezeichneten Platz sorgfältig in ein feines Linnen gewickelt fände, herbringen. So wird — die Rübe gebracht, und sie schenkt der König, eingehüllt wie sie war, dem Höfling mit dem Beifügen: ihm scheine das Pferd voll aufgewogen mit einer Kostbarkeit, die ihm auf tausend Goldkronen zu stehen gekommen. Der Höfling geht ab und findet, als er das Tuch lüftet, statt des Schatzes nicht Kohlen, wie es im Sprichwort heißt, aber die halb verhuzelte Rübe. So ward der Beutejäger selbst gefangen und ein Spott für Alle.

* * *

Eine zweite. Ludewig hatte irgend woher zehntausend Kronen zur Verehrung erhalten. So oft aber Fürsten eine neue Einnahme zugeht, jagen und haschen alle Dienstleute nach einem Theil der Beute. Das entging Ludwig nicht. Als daher das Geld auf einem Tische ausgebreitet lag, redete der König, um die Hoffnung Aller noch mehr zu reizen, also zu den Umstehenden: „Scheine ich Euch nicht ein reicher König? Wo soll ich eine so große Summe Geldes anlegen? Sie ist geschenkt, und so ziemt es sich, daß sie wieder verschenkt werde. Wo sind nun meine Freunde, denen ich für ihre Dienste gegen mich etwas schulde? Herbei mit ihnen, ehe dieser Schatz aus meinen Händen zerrinnt." Auf dieses Wort eilen gar Viele herbei; jeder erhofft sich etwas; da der König einen besonders Gierigen ersah, der schon mit den Augen das Geld verschlang, wendete er sich an ihn: „Nun, Freund, was hast Du zu erzählen?" der berichtete: er habe lange die königlichen Falken gefüttert, mit größter Gewissenhaftigkeit und nicht ohne schwere Auslagen; ein Andrer brachte dieß, ein andrer das bei. Jeder erhob sein Verdienst, so gut er konnte, und nicht ohne Lügen. Der König hört sie alle gnädig an, und billigte eines jeden Rede. Diese Berathung zog sich geraume Zeit hin, damit er alle um so länger mit Furcht und Hoffnung quäle. Unter ihnen stand auch der erste Cancellar, denn auch den hatte er rufen lassen; der, klüger als die andern, pries nicht seine Dienste, sondern machte den Zuschauer. Endlich wendete sich der König zu ihm: „Was sagt mein Cancellar? Verlangt der allein nichts und rechnet nicht seine Dienste?" „Ich habe," sprach der Kanzler, „von der Gnade des Königs mehr empfangen, als ich verdient habe: und

Digitized by Google

kein größeres Anliegen habe ich, als der königlichen Großmuth gegen mich zu entsprechen: so weit bin ich entfernt, mehr zu verlangen." Drauf der König: „Also Du allein von allen brauchst kein Geld?" „Daß ich keines brauche," entgegnete jener, „verdanke ich Deiner Gnade." Da wendete sich der König zu den Andern: „Wahrlich, ich bin doch der großmächtigste König von allen, da ich einen so reichen Cancellar habe." Da wuchs Allen noch mehr die Hoffnung, das Geld würde, da jener nichts in Anspruch nahm, unter die übrigen vertheilt werden. Als der König solcherweise lange genug sein Spiel getrieben hatte, nöthigte er den Kanzler, die Summe nach Hause zu tragen, und sprach zur übrigen betrübten Gesellschaft gewendet: „Ihr müßt schon eine andere Gelegenheit abwarten."

* * *

Eine dritte. Zu demselbigen Ludewig kam ein Mann mit der Bitte, ein gerade in dem Gau, wo er wohnte, erledigtes Amt möchte ihm übertragen werden. Der König, nach Anhörung der Bitte, antwortete kurzweg: „Du wirst nichts erreichen," ihm so alle Hoffnung auf Erfüllung der Bitte abschneidend. Der Bittsteller machte dem König seine Danksagung und ging. Der König, der aus dem Aeußern des Mannes den Schluß zog, er sei nicht von übler Anlage, und vermeinte nicht recht verstanden worden zu sein, ließ ihn zurückrufen. Er kommt wieder, da fragt der König: „Hast Du meine Antwort verstanden?" „Ja." „Was habe ich also gesagt?" „Ich würde nichts erreichen." „Warum machtest Du also deine Danksagung?" „Weil ich nun meine Arbeit im eignen Hause habe. Sonst wäre ich zu meinem großen Schaden einer trügerischen Hoffnung nachgegangen: nun lege ich es als Wohlthat aus, daß mir rasch eine Wohlthat abgeschlagen worden ist, und hatte die Zeit für gewonnen, die ich verloren hätte, wenn ich mir mit leerer Hoffnung geschmeichelt hätte." Aus dieser Antwort nahm der König, daß der Mann geweckten Geistes sei, und, nachdem er ihn noch ein wenig ausgefragt, sprach er „Du wirst haben, worum Du bittest, damit Du mir zweimal danken kannst," und zugleich an seine Dienstleute gewendet: „dem Manne wird ohne Säumniß seine Bestallung ausgefertigt, damit er nicht zu seinem Schaden aufgehalten wird."

Literaturbilder der Gegenwart.

IX.

Julius Minding.

Von **F. Grunold.**

Die Propyläen haben in ihrer Nummer 46 eines vergessenen, geschiedenen Dichters gedacht, der für kurze Zeit am literarischen Himmel aufleuchtete, dessen Name auch noch in bestaubten ungelesenen Literaturgeschichten als Verfasser eines größeren Lehrgedichts: Das Leben der Pflanze, (Leipzig, 1837 erschienen) genannt wird, der aber dennoch gänzlich verschollen und vergessen sein würde, wenn nicht ein Gedicht das in fast keinem preußischen Lesebuch fehlt, das der Jugend aufs Neue immer wieder vorgeführt wird, an ihn erinnerte. Wir meinen Julius Minding, und jenes Gedicht ist sein unter dem Titel bekanntes: „Fehrbellin", das den Tod des Stallmeisters Froben in der erwähnten Schlacht verherrlicht.

Julius August Minding zu Breslau am achten November 1808 geboren, hatte Medicin studirt, aber wohl niemals als Arzt einen Kranken behandelt. Sein Steckenpferd, sein Lebenselement war die Poesie. Als Mitarbeiter an der Vossischen Zeitung zu Berlin, wo er den Artikel „Schweden" wegen seiner Kenntniß des Schwedischen, zu bearbeiten hatte, fristete er sein Leben. Klein, unbedeutend von Figur schritt er durch die Straßen. Scheinbar kalt, theilnamlos, saß er im Kreise der Freunde, selbst bei schäumendem Becher, während in seinem Innern die glühende Lava der Leidenschaft lohte. Wohl leuchtete sein Auge auf, wenn Fr. v. Sallet eins seiner herrlichen Gedichte unter dem rauschendem Lindenbaum auf dem Hofe der Kneipe in der

Digitized by Google

Mohrenstraße, wo die Freunde an bestimmten Tagen der Woche sich versammelten, vortrug — oder Ferrand, von dessen Lebensschicksalen Heinrich Kurz nichts Genaueres zu erkunden vermocht hat, wie er im vierten Bande seiner Geschichte der deutschen Literatur angiebt, während doch fast jeder ältere Literat Berlins, wie auch die Gallerie pseudonymer Schriftsteller von A. G. Schmidt, ihm Auskunft zu geben vermocht hätte — mit seiner sonoren Stimme ein neuerschienenes Werk dem aufhorchenden Kreise vortrug — aber sein Mund blieb stumm, die Lippe blieb zusammengepreßt. Mit leichtem flüchtigem Gruß trennte er sich von den Genossen, wenn die nahe Mitternachtsstunde zum Aufbruch mahnte, oder einer der Freunde ihn durch die stillgewordenen Straßen zu begleiten strebte. Doch wohl niemals ist er dazumal, es war zu Anfang und in der Mitte der dreißiger Jahre, geraden Wegs nach seiner Wohnung gegangen. Er mochte wollen oder nicht, sein Inneres, die stöhnende Leidenschaft seines Herzens trieb ihn zur Oranienburger Straße, wo er, zwei Häuser entfernt von jenem Hause, in dem Alexander von Humboldt und Theodor Körners Mutter starb, stehen blieb, um zu dem Fenster hinaufzustarren, wo die weilte, die er mit jeder Faser seines Herzens liebte — und die er doch niemals sein eigen nennen durfte, die er nie erringen und besitzen durfte — weil sie, die er liebte — die Gattin seines Freundes war.

Er hatte ein Recht in seinem formvollendeten Sonettenkranz zu singen und zu sagen:

Daß ich Dich liebe, ist's, warum ich leide!
Mich kann kein ander Fühlen mehr bewegen,
Das Eine weiß ich nur, wie ich im Herzen
In heißer Flamme Gluthen Dir entbrenne.

Der Kreis der Freunde zerstreute sich; der Eine wurde hierhin, der Andere dorthin verschlagen; auch der Tod raffte diesen oder jenen hinweg. Minding blieb. Sein Freund wußte um seine Liebe; er wußte es, daß er das Bild seiner Frau in seinem Herzen trug. Dennoch blieben sie Freunde. Im Jahre 1841 erschienen Mindings Gedichte gesammelt unter dem Titel: Fünf Bücher Gedichte. — Sie gingen spurlos vorüber. Das Glück saß nicht an seiner Wiege. Wenige Jahre darauf gab er, wohl zumeist durch den glänzenden Erfolg angestachelt, der jenem erwähnten Gedicht Fehrbellin bei seinem Erscheinen sofort zu Theil geworden: Lieder vom alten Fritz heraus. Es blieb bei dem ersten dünnen Heftchen. Die Fortsetzung ist nie erschienen. Es fehlte diesen Liedern der echte, frische Volkston, den solchen Liedern anhaften muß, wenn sie durchschlagen, die Menge packen sollen. — —

Inzwischen war aber die Geliebte seines Herzens gestorben. — Enger und enger schloß er sich an den Gatten der Geschiedenen, den Dr. V . . . an. Wohl dichtete er noch — aber sein Herz war doch schon bereits mehr und mehr erkaltet. Die Sucht, ein Vermögen zu erringen, ein reicher Mann zu werden, hatte ihn erfaßt. Er speculirte mit seinem Freunde V . . . in Häusern.

Und die Speculation war von Erfolg gekrönt. Wenige Jahre hatten den Freunden zu bedeutendem, zu großem Vermögen, man fabelte von einer halben Million, verholfen. Wie konnte bei dieser Sucht nach Geld die Poesie gedeihen! Wohl kam sie zuweilen nach, ihn grüßend, wie ein Hauch aus seiner Jugendzeit, wie ein Mondglanz versunkener Märchenwelt; er übersetzte Tegners Fritjofs-Sage — aber es war und blieb nur ein Auflodern eines verlöschenden Lichts. Auch dies Buch ging, trotz seiner schönen Ausstattung spurlos, unbeachtet vorüber. Wer gedenkt dieser Uebersetzung noch, wer kauft sie!

Und die Sturmvögel des nahenden Jahres 1848 kamen mehr und mehr heran. Der Credit schwand, die Speculationen wurden mehr und mehr unsicher. Die Häuser fielen im Preise.

Einsam, verkommen an Leib und Vermögen, saß der Dichter. Sein Freund war bereits, wie es hieß, von Gläubigern gedrängt, arm, mittellos nach Amerika entwichen. Minding war geblieben. Einsam, nur von Zeit zu Zeit verstohlen hinausschleichend zu dem Grabe seiner Liebe, saß er, alle Glut seines Herzens zusammenfassend, alle seine Gedanken in Worte kleidend — und dichtete seine Tragödie: Papst Sixtus V.

Digitized by Google

O, wenn ihm der Wurf gelungen, sein Stück zur Aufführung gekommen wäre — er hätte wohl so nicht geendet, wie er geendet hat. — So, aber wird er seine Tragödie, kühner Hoffung voll, der Bühne eingereicht haben — um das Stück nach Tagen, Wochen, Monaten bangen Harrens, mit der damals gang und gäben Redensart, die man auch wohl für alle Fälle lithographirt in Vorrath hielt, zurückerhalten zu haben: daß man das Stück mit großer Achtung vor dem Talent des Verfassers gelesen, aber zur Aufführung nicht geeignet gefunden habe. Man wird, wie die Königliche Bühne es auch noch jetzt thut, ihm das Manuscript frankirt zurückgesendet haben — und nicht, wie eine namhafte Bühne Berlins es jetzt thut, unfrankirt — aber zurückerhalten hat er es; zur Aufführung ist seine Tragödie nicht gekommen, so wenig in Berlin, wie in Oldenburg, wo Jul. Mosen ein so günstiges Urtheil über die Arbeit fällte.

Das Jahr 1848 brach an — und Minding, an seinem Talent verzweifelnd, bar jeder Hoffnung, jeden Credites, jeder sicheren Einnahme, folgte seinem Freunde, floh nach Amerika — um am sechsten September 1850 zu Newyork sein Leben in einem Gasthause durch Gift, durch Blausäure zu enden.

Friede seiner Asche!

Die Tragödie Sixtus des Verfassers der Lieder vom alten Fritz ist aus dem Staube der Vergessenheit aufs Neue an das Licht des Tages gezogen worden. Vielleicht gelangt auch nun das Stück zur Aufführung. Der Dichter ist ja todt — und da pflegt ja solches nach echt deutscher Art zu geschehen, besonders wenn der Verfasser auf dieses sein Stück seine ganze Lebenshoffnung setzte, und dann daran zu Grunde ging, als diese Hoffnung fehl schlug. Möge der Erfolg ein glücklicher sein!

Wir aber, wir möchten durch diese Zeilen auch zugleich wieder an die bestaubten, vergessenen Gedichte des Geschiedenen erinnern. Es finden sich mannigfache Perlen darunter, die die Mühe des Aufsuchens reichlich lohnen werden.

Christbaum.

Wie strahlt der Baum im hellen Kerzenlicht,
Ein Jugendtraum mit seinen bunten Flittern —
Du ahnst nicht, wie mir dieses Dufts Umwittern
Durch alle Sinne an die Seele spricht.

Leicht trägt die Krone süßer Last Gewicht,
Durch schlanke Zweige weht ein warmes Zittern,
Indeß vielleicht die Aeste draußen splittern,
Der Stamm im nächt'gen Forststurm niederbricht.

Mir ist's, als ob ich jenen Stamm beneide,
Der, seine Krone opfernd Dir zur Freude,
Jetzt schmucklos starrt auf öder Winterhaide.

Rasch oder langsam — Kronenräuberin,
Rasch oder langsam welkt sein Leben hin —
Doch er ist fühlend nicht, wie ich es bin.

Zum archäologischen und kunsthistorischen Anschauungsunterricht an Gymnasien.

Von Dr. Gustav Wittmer.

Es wird an allen Orten in philologischen und pädagogischen Kreisen viel darüber verhandelt und gestritten, ob die gegenwärtige Methode des Gymnasialunterrichtes sowie Anzahl und Auswahl der einzelnen Fächer und Disciplinen, über die er sich erstreckt, genügend sei, oder ob es an der Zeit sei, eine gründliche Reform in allen diesen Verhältnissen vorzunehmen. Vom klassischen Standpunkt aus will man nach wie vor den Schwerpunkt des Unterrichtes auf die alten Sprachen legen, der Vertreter der modernen Zeitideen wünscht dagegen eine größere Berücksichtigung der neueren

Digitized by Google

Sprachen, der Literatur und der Naturwissenschaften. Beide Standpunkte haben ihre hohe Berechtigung und beiden kann man nach unsrer festen Ueberzeugung vollkommen gerecht werden, sobald nur die Methode des Unterrichtes nach vernünftigen Principien gewählt wird; ja unter dieser Voraussetzung glauben wir sogar annehmen zu können, daß hinlänglich Zeit und Kraft übrig bliebe, um auch noch einem dritten Standpunkt volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, um die sehr empfindliche Lücke im Gymnasialunterricht auszufüllen, wie wir sie in der fast noch gänzlich mangelnden Vertretung der kunstgeschichtlichen Disciplin erkennen müssen. Ueber die Tendenz der rein formalen, grammatikalischen Bildung übersieht und vergißt man, daß es im jugendlichen Geiste noch ein Element gibt, welches zu bilden nicht minder Pflicht ist: das ästhetische! Welche Anstalten aber sollten berufen sein, Cultur und Ausbildung dessen zu übernehmen, wenn nicht die Gymnasien? Wir verkennen nicht die hohe Bedeutung der grammatisch-logischen Bildung, aber die Art und Weise, wie man sie gegenwärtig ausführt, ist nicht weniger einseitig und verkehrt, als wenn man, sie bei Seite setzend, nur Aesthetik oder auch Naturwissenschaften und Mathematik lehren wollte, und daß man diese Fächer zu sehr ausschließt, ist um so weniger gerechtfertigt, als sie einmal auch von ihrer Seite sehr wesentlich zu jener mit der Grammatik beabsichtigten formalen Bildung beitragen und zweitens, weil, wie schon gesagt, die Grammatik sehr wohl auch neben ihnen ihr volles Recht behaupten kann. In welcher Weise aber die Lesemethode zu ändern sei, um alle diese Anforderungen zu befriedigen, darüber haben wir an dieser Stelle nicht zu reden; genug es muß geschehen und es *kann* geschehen, genug auch, daß jeder, der den Maßstab höherer Bildung an die Absolventen unsrer Gymnasien legt, gestehen muß: diese erfüllen heut zu Tage ihren hohen Beruf *nicht*.

Das Gymnasium hat, im Gegensatz zu anderen Lehranstalten, an denen hauptsächlich nur für die nächsten Berufszwecke des Schülers gelehrt werden kann, die hohe Aufgabe, den Menschen in der Ganzheit seiner Naturanlagen zu erfassen und zur möglichst hohen Stufe der Bildung zu entwickeln. Was geschieht aber statt dessen? Unter hundert Absolventen sind sicher neunzig, welche, sehr weit von jenem Bildungsgrad entfernt, sich mit Widerwillen von den alten Sprachen abwenden, die man ihnen mit allzuviel Grammatik gänzlich verleidet und trotz eines zehnjährigen Cursus — denn soviel kann man durchschnittlich rechnen — nicht einmal soweit beigebracht hat, daß sie die alten Autoren ohne Anstoß im Original lesen können. Aber auch mit der ästhetischen und literarischen Kenntniß dieser, der bildenden Künste noch gar nicht zu gedenken, steht es schlimm genug bei ihnen, und was sollen wir erst von den Kenntnissen in der Physik, in Mathematik und Naturwissenschaften sagen?

Wie anders würde sich das Resultat herausstellen, wenn man rechtzeitig das Schönheitsgefühl im Knaben wecken, wenn man beim Unterricht das *Schönheitsinteresse* desselben mit in Anschlag bringen wollte! Gerade von dieser Seite läßt er sich so leicht führen, und wie anders würde es um seine spätere Bildung stehen, wenn er stufenweise in das volle Leben, einerseits der Natur, anderseits aber auch der antiken wie modernen Sprachen, Literatur und Kunst eingeführt worden wäre! Dann würde er jene Stufe erreicht haben, zu welcher hinzuführen uns Aufgabe der Gymnasien scheint, und er würde, erfüllt von der strengen Schönheit und Gesetzmäßigkeit, wie sie sich ihm in der Natur und in der Kunst darstellen, ganz anders in das Leben treten und dessen Verhältnisse richtiger und auch würdiger beurtheilen, als es leider jetzt der Fall ist. Oder hätte etwa der jetzige Gymnasialunterricht den besonderen Vorzug, die jungen Leute auch nur praktisch für das Leben zu machen? — Wir wollen nicht vergessen, daß einzelne Schulanstalten durch Sammlungen von Gypsabgüssen und plastischen Modellen antiker Kunstwerke einen vielversprechenden Anfang zu eingehender Berücksichtigung des kunstgeschichtlichen Unterrichts in ihrem Lehrplan bereits gemacht haben, allein es sind doch nur sehr einzelne Fälle, wo guter Wille mit so reichlichen Mitteln zusammentrifft, um den Anschauungsunterricht in so vortheilhafter Weise durch plastische Nachbildungen unterstützen zu können. An den meisten Gymnasien fehlen sowohl der gute Wille als die reichlichen Mittel, und wenn in dieser Hinsicht etwas aufgewendet werden soll, so ist man leider genöthigt, zu ebenso unzureichenden als verhältnißmäßig theuren graphischen Darstellungen zu greifen.

Digitized by Google

Diesen Uebelständen abzuhelfen, sowohl was die Kosten der Anschaffung betrifft als die zweckentsprechende Art und Weise der Darstellung, hat sich nun die, namentlich durch ihre artistischen Leistungen auf dem höheren naturwissenschaftlichen Gebiet bekannte Verlagshandlung von Theodor Fischer in Kassel und zwar auf Anregung hervorragender Schulmänner entschlossen, Wandtafeln für den kunsthistorischen Anschauungsunterricht an Gymnasien und sonstigen höheren Lehranstalten herzustellen*). Sie hat zu diesem Zweck eine Auswahl des reichen Materials des Prof. v. d. Launitz zu Frankfurt a. M. erworben, welcher seit einer Reihe von Jahren unablässig bemüht gewesen ist, zur Verwendung bei seinen Vorlesungen eine möglichst umfassende Sammlung von Zeichnungen anzulegen, die auch in einem größeren Hörsaal von allen Anwesenden zugleich gesehen und selbst in ihren wichtigsten Details deutlich erkannt werden könnten, und sie bemerkt in ihrem Prospect zu diesem Werke sehr richtig, daß graphische Darstellungen, wenn ihr Nutzen ein recht wirksamer und sich dem Schüler gleichsam aufdrängender sein solle, in einem größeren Formate ausgeführt sein müsse, so daß sie nöthigenfalls auch zum Schmuck der betreffenden Klassenzimmer verwendet werden können. Zugleich hat Prof. v. d. Launitz, um diese Sammlung in geeigneter Auswahl und Weise den Gymnasien und Universitäten zugänglich zu machen, im Verein mit mehreren Gymnasialdirectoren eine Auswahl derjenigen Darstellungen zur Veröffentlichung getroffen, bei welcher das zunächst in den Gymnasien gefühlte praktische Bedürfniß maßgebend gewesen ist, und werden demgemäß auf zwölf Blättern vorerst folgende Darstellungen erscheinen:

Grundriß des Tempels; Allmählige Ausbildung des Grundrisses des griechischen Tempels; Façade des Tempels der Nemesis zu Rhamnus; Grundriß des griechischen Theaters; Ansicht des Innern eines griechischen Theaters in Farbendruck; Tragische Maske und Kothurn; Komiker; ältestes Palladium; Hoplite (Marathon-Kämpfer;) Legionssoldat; Togatus; Triclinium ꝛc. ꝛc.

Die bereits erschienenen Blätter, Grundriß des griechischen Theaters, Ansicht des Innern eines griechischen Theaters, Komiker, Aeltestes Palladium, und die allmählige Ausbildung des Grundrisses des griechischen Tempels darstellend, haben mit Unterschied eine Höhe von 50 – 105 Ctmtr., eine Breite von 44—112 Ctmtr., und sind im Preis so gering berechnet, daß jede Lehranstalt in der Lage ist, sich in Besitz dieser vortrefflichen Hülfsmittel zu setzen. Ein abschließendes Urtheil über den Werth dieses Werkes wird natürlich erst möglich sein, wenn sein Erscheinen weiter vorgerückt sein wird, bis jetzt kann man es füglich als einen vielversprechenden Anfang bezeichnen, um wenigstens von einer Seite den oben gerügten Mängeln abzuhelfen. Dieses letztere vollständig zu erreichen, wird natürlich ein einzelnes Werk niemals vermögen; es muß zum Bilde noch das rechte Wort hinzukommen, damit es dem Schüler recht lebendig werde, zu welchem Zweck von den Gymnasiallehrern eine höhere ästhetische Bildung verlangt werden muß; es muß ferner, wie schon gesagt, die ganze Unterrichtsmethode zuvor geändert werden. Inzwischen wird das erwähnte Werk denjenigen einsichtsvollen Philologen und Schulmännern, die seit einigen Jahren auf den deutschen Philologenversammlungen auf die Nothwendigkeit einer größeren Berücksichtigung der antiken bildenden Kunst im Gymnasialunterricht hingewiesen haben, sowie auch denen, die aus eigenem Antrieb und je nach Kräften und Mitteln bereits in dieser Richtung an der Schule thätig waren, eine willkommene Gabe sein, eine wesentliche Unterstützung beim Unterricht in den klassischen Sprachen sowohl als in der Geschichte und Mythologie. — Sollte das Unternehmen Erfolg haben, so würde die Verlagshandlung im Stande sein, den Kreis dieser Darstellungen, nach Maßgabe der v. d. Launitz'schen Sammlungen, auch auf die ägyptischen und assyrischen Kunstalterthümer auszudehnen, was um so wünschenswerther wäre, als ja das Verständniß des klassischen Alterthums wesentlich von der Kenntniß dieser älteren Cultur- und Kunstperioden bedingt ist.

*) Wandtafeln zur Veranschaulichung antiken Lebens und antiker Kunst, ausgewählt von Ed. von der Launitz. Verlag von Theodor Fischer in Kassel 1870.

Digitized by Google

Vom Büchertisch.

Neue Romane. (Edmund Höfer; Ernst Pasqué; G. Flamberg.)

E. Von dem formengewandten und durch eine beträchtliche Anzahl anmuthiger novellistischer Arbeiten rühmlichst bekannten Edmund Höfer liegt uns ein neuer vierbändiger Roman vor: „In der Welt verloren" (Album; Bibliothek deutscher Originalromane, 1869, Band 16—19, Leipzig bei Günther.) Wie die früheren Werke Höfers, so zeigt auch dies in erster Linie die feine Beobachtungsgabe des Verfassers und seine vertraute Bekanntschaft mit dem Leben und Treiben der höheren und höchsten Schichten unserer modernen Gesellschaft, der Hof- und Adelskreise auf den alten Stammsitzen nicht minder wie auf den Parkets der Residenz und den Gesandtschaftsposten im Ausland. Das ganze Buch hindurch bewegen wir uns in einer exclusiv aristokratischen Sphäre, und das bürgerliche Element ist nur durch wenige, mehr oder minder untergeordnete Nebenpersonen vertreten. Aber eben dadurch klebt der Erzählung eine gewisse Monotonie und Einförmigkeit an, es pulsirt kein frisches, naturwüchsiges Leben in dieser vornehmen Gesellschaft — die Charaktere sind vielfach abgeblaßt und treten in ihren Motiven, in ihrem ganzen geistigen Sein und Wesen oft nicht scharf genug hervor, und statt eines Fortschritts der Handlung, eines thatkräftigen Wirkens, sei es im Guten oder Schlimmen, eines wirklichen Aufeinanderplatzens der verschiedenen heterogenen Charaktere werden wir nicht selten mit langen Reflexionen über die Hauptfiguren abgespeist, die den unbetheiligten Personen in den Mund gelegt sind, und gleichsam die Fragen und Gedanken wiederspiegeln, welche der Leser selbst sich etwa bei dieser oder jener unvorhergesehenen Entwicklung machen würde oder könnte. Auch der Styl ist etwas saloppy, und manche Wendungen kehren gar zu häufig wieder. Trotzdem aber bildet das Werk, besonders in den beiden letzten Bänden, eine keineswegs uninteressante Lectüre, und ist die Grundidee auch nicht gerade neu und originell, ließe sich hinsichtlich der psychologischen Entwicklung an manchen Stellen auch mit dem Autor streiten, so ist doch manche Scene äußerst fein zugespitzt und das Ganze mit so viel lebenswahren und treffenden Zügen ausgestattet, daß es wohl der Beachtung werth ist. — Der Inhalt desselben ist, abgesehen von den vielen Episoden und Nebenumständen, kurz folgender: Eine reiche Erbin, die einzige Tochter des wackern, aber durch manche Schicksalsschläge schwermüthig und finster gewordenen Barons von Othmaringen, reicht ihrem Cousin Felix, einem jener Cavaliere, die mit dem Firniß äußerer Eleganz und Liebenswürdigkeit die innere Hohlheit und den angebornen Hang zum Wüstlingsleben geschickt zu verdecken wissen, ihre Hand, ohne sich selbst über die möglichen Folgen eines solchen Schrittes in ihrer kindlichen Unbefangenheit genügende Rechenschaft zu geben, und zwar um so bereitwilliger, als dadurch ihr von verschiedenen Familiengliedern angefochtenes und bestrittenes Erbe einen sichern Schutz und legale Gültigkeit erhält. Die vollkommene Reinheit und Holdseligkeit ihres Charakters, ihr wahrhaft edler und hochherziger Sinn verfehlen auch ihren wohlthätigen Einfluß auf den Gemahl nicht — alle seine früheren Gelüste werden durch sie in Schranken gehalten, er bildet sich allmälig sogar, wenigstens äußerlich, zu einem Mustergatten heraus, und die Ehe dieser beiden so ganz heterogenen Personen ist Jahre hindurch, trotz des Mangels wirklicher innerer Herzensneigung auf beiden Seiten, doch eine in jeder Beziehung glückliche und tadellose. Aber die Katastrophe bleibt nicht aus und kann naturgemäß nicht ausbleiben, die Leidenschaften des Grafen Felix sind eben nur in eine Art von Winterschlaf gewiegt; die imponirende Hoheit, die von der ganzen Gesellschaft gefeierte und angebetete Schönheit der Rose von Othmaringen hat wohl eine Zeit lang ihren Zauber auf ihn auszuüben vermocht, aber auf die Dauer vermag ihre leidenschaftslose, ruhige Freundlichkeit und Hingebung sein stürmisches Herz nicht zu befriedigen. Eine üppige Abenteurerin, ebenfalls aus vornehmem Stande, weckt den glimmenden Funken des glühenden und doch eigentlich nie nach Wunsch befriedigten Liebesverlangens in ihm, in einer Anwandlung von Edelmuth flüchtet er zwar mit der erwachten Leidenschaft noch einmal zu den Füßen seiner Gattin; da diese sie ihm aber nicht zurückzugeben vermag, so treibt er endlich offen vor aller Welt sein ehebrecherisches Spiel, um so seine Gattin selbst zu dem entscheidenden Wort der Trennung zu nöthigen. Aber eifersuchtslos und freundlich

Digitized by Google

sieht sie ihm alle Thorheiten nach, sie nimmt selbst die ausschweifendsten Huldigungen entgegen, ohne im Geringsten davon bewegt zu werden, und nur mit um so größerer, fast fieberhafter Hingebung schmiegt sie sich an ihren Gemahl an. Sie sieht und hört täglich seine Untreue, und doch klammert sie sich an den Treulosen mit aller Demuth und Unterwürfigkeit eines liebenden Weibes. Die Lösung dieses räthselhaften Benehmens wird dem Leser erst allmälig gegeben. Gerade im entscheidenden Moment ist nämlich der einzige Mann, dem sie einst, freilich ohne daß sie sich jemals der Tiefe ihres Gefühls bewußt geworden, ihr jungfräuliches Herz geschenkt, auf den sie aber still und ohne jede Ueberwindung, wie sie geglaubt, verzichtet hat, als sie erfahren, daß er bereits einer Anderen gehöre, ein Major von Bilingsfelden, wieder in ihren Gesichtskreis getreten, und jetzt erst empfindet sie es wahr und tief, daß sie niemals dem erkorenen Gatten, daß sie stets Jenem zu eigen gewesen. Der Gedanke an diese, freilich unverschuldet auf ihr lastende Sünde, das dumpfe Gefühl ihres Unrechts, ihrer Herzensgefahr, läßt sie instinctmäßig eine Stütze an dem suchen, der ihr nun einmal Alles für das Leben sein soll, sie rettet sich in die Pflicht, und erträgt geduldig alle Brutalitäten des Grafen, bis dieser endlich, zu feig zu einer offenen Erklärung, das anscheinende Schuldbewußtsein und die Opferfreudigkeit seiner Gattin benutzt, um eben jenen Mann, den eigentlichen Erwählten ihres Herzens, zum heimlichen Zeugen ihrer Schmach und Entwürdigung — und zwar in einer unser Gefühl höchst widerwärtig berührenden und den Eindruck des Buches bedeutend schwächenden Weise — zu machen. Nachdem es geschehen, erfährt die Gräfin Alles, und nun erfaßt die eine jähe Empfindung ihr ganzes Wesen, daß sie keine Stunde länger mit dem Nichtswürdigen, überhaupt mit Niemandem mehr zusammenleben könne, daß das Band zwischen ihr und der Welt für immer zerrissen sein, sie sich selber für ausgestoßen aus dieser erklären müsse. Um sich zu rächen für die unerhörte Schmach, entflieht sie, und zwar in Begleitung des albernsten ihrer Verehrer, den sie nur als Marionette benutzt, um schon dadurch der Gesellschaft die eigentlichen inneren Motive ihres Schrittes darzulegen. Freilich — so rein sie bisher dagestanden, so sehr sie verehrt und geliebt worden, auch in den freundlichsten Augen verurichtet diese That ihren Ruf, und selbst von ihrem strengen Vater und ihren Verwandten verstoßen, lebt sie fortan „in der Welt verloren." Und jetzt ist es wieder Bilingsfelden, der zum Retter ihrer Ehre sich aufwirft, die schmachvolle Handlungsweise des Grafen in das rechte Licht setzt, den Vater und die Ihrigen ohne ihr Wissen wieder mit ihr aussöhnt, und sie selbst endlich, die Flüchtige, auf welche die Gegenpartei umsonst mit allen Mitteln der List und Gewalt, zuletzt sogar des Giftmordversuchs, eingestürmt, um sie entweder zur Scheidung zu bewegen, oder sie für immer stumm zu machen, auffindet und der Heimath wiedergibt. Dort verbringt sie nun ihre Tage, zwar immer noch in der Welt und für die Welt verloren, aber in sich und für sich selbst gerettet; aus ihrer stumpfen Resignation rafft sie sich wieder auf zu der früheren Harmonie und Klarheit, der anmuthigen und schlichten Würde, sie findet in sich selbst das Gleichgewicht wieder, zumal die Schuldigen die gerechte Strafe trifft, und die Schlußworte eröffnen uns die Perspective auf ein dereinstiges neues und reiches Liebesleben an der Seite jenes schon längst wieder innerlich und äußerlich freien Mannes, der einst das unbewußte Ideal ihrer ersten jugendlichen Träume gewesen. — —

In einer ganz entgegengesetzten Sphäre spielt Ernst Pasqués neue Erzählung „Drei Gesellen" (4 Bände, Jena bei Costenoble), in der Witz, Humor und übersprudelnde Laune geschickt mit dem ergreifendsten Ernst gepaart sind. Fehlt auch vielfach die Tiefe der Auffassung, die Schärfe der Characteristik, so sind doch vor Allem die heiteren Scenen so trefflich componirt, von einem so kecken und frischen Lebenshauch durchweht, daß wir unwillkührlich an Eichendorffs „Taugenichts", Roquettes „Waldmeister" mit seinen ergötzlichen Studentenstreichen und ähnliche, noch immer höchst wirksame Erscheinungen unserer Literatur erinnert werden. Das alte Paris zu Louis Philipps Zeit ist es, in das uns der Verfasser führt, und das burschikose, abenteuerliche Treiben eines ewig gutgelaunten und ewig ohne einen Pfennig Geld in den Tag hineinlebenden Künstlerkreises von Musikern und Sängern mit seiner ganzen Poesie und seinem ganzen — Elend bildet den eigentlichen Mittelpunkt des Romans, von dem aus und in den zurück alle Fäden der Geschichte laufen. Die „Drei Ge-

Digitized by Google

sellen" sind nach Paris verschlagene Deutsche, die dort, jeder auf seine Manier, ihr Glück zu machen und eine feste Existenz sich zu begründen suchen, und jeder characterisirt in recht hübscher Weise eine Seite unseres nationalen Wesens. Friedel Grein ist der schlichte, ehrsame Handwerker von vorzüglicher Herzensgüte, der, allen hochfliegenden Plänen abhold, in dem ruhigen Geleise des Alltagslebens fortgeht, mit reichen Gaben für sein Fach ausgestattet, naturgemäß auch zuerst sein Ziel erreicht, und sich an der Seite einer schelmischen und neckischen und doch gemüthstiefen Französin durch unermüdlichen Fleiß zum reichen Manne emporarbeitet; — Gerhard Elsen repräsentirt den vom Schicksal unerbittlich verfolgten und dadurch schon früh zum ernsten, verschlossenen Manne gereiften Jüngling, der durch einen fälschlich dem Namen seines Vaters anklebenden Makel aus seiner erwählten kaufmännischen Carrière herausgetrieben wird, sich verzweifelt dem Künstlerthum in die Arme wirft, und erst, als ihm auch hier die bittersten Erfahrungen nicht erspart geblieben, sich plötzlich durch günstige Schicksalsfügungen, die ihm zugleich den Besitz seiner Geliebten verschaffen, dem früheren Berufe und somit einer fruchtbringenden und sein Glück in jeder Weise befördernden Thätigkeit zurückgegeben sieht; — Heinrich Remy endlich kennzeichnet sich als den ächten, lebenslustigen, heißblütigen und von einem Abenteuer in das andere stürzenden Künstler, der zwar die langersehnte Staffel des Ruhms, der Ehre und des äußeren Glanzes nach langen Kämpfen wirklich erklimmt, aber schließlich doch das traurige Loos so vieler Genies theilt, die am Ende ihrer so großartig begonnenen Laufbahn leiblich wie geistig erschlafft und ebenso arm und mittellos dastehen, wie am Anfang. — Eingerahmt ist das Ganze von einem in geheimnißvolles, sich erst allmälig erhellendes Dunkel gehüllten Kassendiebstahl, der durch Intriguen eines falschen Freundes — des eigentlichen Diebes — zwanzig Jahre lang einem vollständig unschuldigen, zu gleicher Zeit mit dieser That aus ebenfalls ungegründeter Eifersucht flüchtig gewordenen Manne in die Schuhe geschoben bleibt, was zu eben so spannenden Verwickelungen wie ergreifenden Scenen und wahrhaft erschütternden Seelenkämpfen Veranlassung giebt. Wir können daher das Buch allen denen, die eine leichte, gefällige, Herz und Gemüth anregende Unterhaltungslectüre suchen, bestens empfehlen. — —

F. Ein Gleiches läßt sich leider nicht von den zwei mit beneidenswerthem Mangel an Selbstkritik und mit dem Stempel des naivsten Dilettantismus geschriebenen dreibändigen „Erzählungen" sagen, welche von G. Flamberg unter den Titeln „Kurt Werner" und „Der Feilenhauer" bei Winter in Frankfurt herausgegeben sind. Jene nennt der Verf. in der Vorrede „eine historische Erzählung mit gaugeschichtlichem Hintergrund." Die „Gaugeschichte," die den „Hintergrund der historischen Erzählung" bilden soll, tritt überall nur etwa als Versatzstück auf, mit welchem der Verf., weniger Geschicklichkeit als Gelehrsamkeit beweisend, alle Winkel überfüllt, — von einer historischen Erzählung, die wir noch außerdem zu erwarten haben, ist nirgends eine Spur; nicht einmal Lokal- und Zeitfarbe, geschweige denn Leute von historischem Gepräge treten auf. Aeußerlich allerdings ist da ein „herrlicher Jüngling" (wie der Verf. versichert), ein minniges Burgfräulein, einige höchst naiv, blutgierig oder völlig närrisch thuende Burggrafen und Ritter, aber das Alles steckt in Pappharnischen und wird von dem einzigen ganz modernen Verf. gespielt. Nach dem dritten Capitel könnte diese Historie zu Ende sein, wollte nicht der Verfasser drei Bände schreiben, und hätten seine Figuren, von denen er uns versichert, daß sie die Wichtigkeit dieses oder jenes Zufalls für ihre Zukunft nicht zu ahnen vermöchten, auch nur eine Spur von Verstand. Alles dies gilt in etwas unveränderter Form auch für die noch wirrere zweite Erzählung, und es mag genügen, wenn wir noch auf einige characteristische Gesichtspuncte hinweisen, die beiden gemeinsam sind. Beide sind die Entwickelungsgeschichte von Menschen, die durch immer neue und wieder neue zufällige Hindernisse sich durchschlagen müssen, um schließlich dort eine Verwünschung, hier den Ausspruch einer Kartenschlägerin zu erfüllen. In beiden spricht sich nebenher merkwürdiger Weise die scharfe moralisch-religiöse Richtung des Verf. aus, zu deren unendlich breitspuriger gelehrter Discussion er seine Helden alle Augenblicke und mit allerlei Leuten herbeizuschleppen weiß, — und wenn sie darum von Nürnberg nach Rom reisen, Schiffbruch leiden, und Gott weiß was

Digitized by Google

müssen. Beide Erzählungen haben ferner ein unleidliches Ueberwiegen von Naturschilderungen gemein, die der Verfasser über eine Menge von Seiten immer wieder und wieder auszubreiten versteht, mit der Ausführlichkeit und ermüdenden Genauigkeit eines Menschen, der entweder in der Gegend geboren, oder der seine Fußtouren mit den Augen und Interessen eines poetisch angeflogenen Bädeker macht. „Obgleich freilich nur ein geborener Franke ihren Reiz recht zu empfinden und zu genießen vermag," verschont der Verf. seine Leser doch nicht mit seinem im Ganzen wohl mehrere hundert Seiten zählenden Abklatsch der fränkischen Berge. Beide Geschichten haben ferner dieselbe Manier gemein, neben einer Dorfgeschichte eine zweite aus höheren Ständen herlaufen zu lassen, die Leute allmählich durch Zufall oder Vorherbestimmung einander näher zu führen, und sie schließlich mit einander zusammen zu schmelzen. Dazu findet sich nirgends ein Charakter, der interessant oder nur consequent wäre, nirgends eine charakteristische oder nur gewandte Sprache — im Gegentheil ist sie an verletzenden Formlosigkeiten und Rohheiten reich — nirgends entschädigt ein geistreicher Dialog, Wärme des Gefühls, oder Schärfe der Beobachtung. Wir glauben schwerlich, daß sich außer Franken Jemand finden wird, der es uns nach macht, und diese sechs Bändchen zu Ende liest.

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

** Bianca Capello, die schöne Venetianerin, welche Buonaventuri entführte, um sie dem Herzog von Florenz abzutreten — nicht weniger wie Isabella Orsini, die Schwester jenes Herzogs — haben durch ihr tragisches Geschick den Novellisten und Dramatikern Italiens wiederholt dankbaren Stoff geboten. Die Vermuthung liegt nahe, daß eines jener italienischen Werke, sei es Novelle oder Drama, Mosenthal veranlaßte, sein Stück „Isabella Orsini" zu schreiben. Ein Zug namentlich bekundet die romanische Signatur. In der germanischen Eifersuchtstragödie würde sich der Zorn des betrogenen Gatten zunächst gegen den Friedensstörer richten — in der romanischen dagegen erscheint die Frau als das erste Opfer. Diese Rabbia wird für deutsche Empfindung immer etwas Brutales haben, und so groß die Kunst Shakespeares ist, Othellos Verdacht zu motiviren – seine tigerartige Bestialität gegen Desdemonen wird auch Anderen als Rümelin abstoßend erscheinen. Apropos Othello. — Schiller sagt einmal, daß die Zahl der ächt tragischen Motive eine ziemlich eng begrenzte sei. Das der Eifersucht ist eines davon, und es könnte locken, Mosenthals Werk an Shakespeares zu messen, wenigstens die Kühnheit zu bewundern, nach und neben dem großen Britten dies Motiv noch einmal in die Hand zu nehmen. Allerdings sind die Unterschiede des Details bedeutend genug, um dem deutschen Dichter freie Bahn für die Entwicklung seiner Eigenart zu lassen. Desdemona ist völlig schuldlos, und die Leidenschaft Cassios ist nichts als eine teuflische Erfindung Jagos. Mosenthal dagegen stellt das Problem nicht als Illusion, sondern im Ernst auf. Sein Cassio — Troilo Venier ist wirklich verliebt, seine Desdemona – Isabella ergiebt sich wenigstens „mit der Seele". Anstatt Jagos fungirt ein Weib — Bianca Capello. Die übrigen Consequenzen, namentlich die Mordscene, verlaufen in ähnlichen Linien. Mosenthal hat mit dieser Vergeistigung des Motivs das Thema nicht allein modernisirt, sondern ein neues Problem aufgeworfen. Ob er es gelöst, oder den Knoten bloß mit dem Schwert durchhauen hat, ist allerdings eine offene Frage. Jedenfalls verdiente eine feinere Stellung der Aufgabe auch eine feinere Lösung, als die der brutalen Gewalt. — Blicken wir das Stück näher an. Im ersten Act wird Isabella Orsini auf dem Capitol als Dichterin gekrönt. Bianca Capello, die Maitresse ihres Bruders, des Großherzogs von Toscana, welche am Feste theilnimmt, wird bei dieser Gelegenheit vom Volke verhöhnt. Im Streit darüber beleidigt ihr Bruder, Vittorio Capello, auch die Ehre Isabellens; Troilo Venier tritt für dieselbe ein, und stößt, selbst verwundet, den Gegner nieder. Zum Lohn dafür wird er von Orsini zum Hüter und Begleiter Isabellens bestellt. Im zweiten Act kommt es zum Er-

Digitized by Google

klärung zwischen Beiden. Isabella weist den Verliebten in seine Schranken zurück; nachher aber, als sie sein Leben bedroht glaubt, bricht offen ihre Leidenschaft hervor, und sie beschwört ihn, zu fliehen. Diese Liebesscenen werden von Bianca Capello belauscht, welche früher Venier zu ihren Füßen sah. Die Eifersucht treibt sie zur Rache. Im dritten Act weiß sie den Großherzog gegen seine eigene Schwester aufzuhetzen, welche ihn angeblich einen Barbaren genannt habe. Orsini, der die ersten Anklagen ungläubig aufnimmt, beschließt, sich zu überzeugen und Isabella auf die Probe zu stellen. Diese Scene ist der Gipfelpunct des Stücks, und mit großer Sorgfalt und poetischer Schönheit ausgearbeitet. Isabella soll ein Lied singen. Dazwischen erschreckt man sie mit der Nachricht, daß Venier ermordet sei; sie bewahrt ihre Fassung. Da der Schrecken nicht hilft, soll es die Freude thun. Venier wird plötzlich hereingeführt, und Isabella, überwältigt von der Ueberraschung, sinkt in Ohnmacht. Von diesem Augenblick an ist ihr Tod beschlossen. Im vierten Act macht Bianca Capello, deren Leidenschaft für Venier wieder gewachsen ist, den Versuch, ihn für sich zu retten. Er stößt sie zurück. Gleichzeitig versucht Venier, Isabella vor dem drohenden Gericht zu retten und sie zu entführen. Auch sie widersteht aus Pflichtgefühl, obgleich ihr Versuch, sich vor ihrem Gemahl zu rechtfertigen, völlig mißlungen ist. Der fünfte Act bringt das Ende in Cerreto, wo Orsini Souverän ist. Noch einmal versucht Isabella, ihre Unschuld zu betheuern, und beinahe gelingt es ihr, den Grausamen zu rühren; da bekommt er Kunde von einem Rettungsversuch Veniers, und ermordet seine Frau im Schlafgemach. Venier kommt zu spät und ersticht sich — den angebotenen Kampf mit Orsini verschmähend.

„Du willst uns scheiden. Du vereinigst uns;
Nicht einen Augenblick soll sie vergebens
Des Freundes auf dem Weg zum Jenseits harren;
Du aber leb' und fühl's mit Neid: Du hast
Die Liebenden getödtet, nicht die Liebe!"

Das ist das Stück, reich an sceniſchen Effecten, beseelt von ächt dramatiſchem Leben und durchathmet von einer Gluth der Leidenschaft, die Mosenthal selten mit so brennenden Farben geschildert hat. Diese Vorzüge werden der Tragödie überall die volle Wirkung sichern, und bieten außerdem den Darstellerinnen die dankbarsten Aufgaben, die Leidenschaft der Liebe und Eifersucht in ihrer ganzen reichen Scala bis in die feinsten Schattirungen hinein zu entfalten. Trotz dieser Vorzüge bleibt aber ein unauflösliches Element übrig, das wie eine schwere unschmelzbare Schlacke das Stück zu Boden zieht, und den Zuschauer zu keiner reinen Befriedigung kommen läßt. Es ist nicht leicht, in wenig Worten zu sagen, worin dies Unlösliche liegt; ich glaube darin, daß, wie oben angedeutet, Mosenthal ein modernes Problem gestellt hat, das uns alle interessirt — es aber nicht modern löst, sondern mittelalterlich zerschmettert. Es gipfelt in den Worten Isabellens:

„Durch keine That hab ich die Treu gebrochen,
Nur meines Herzens Regung klag ich an . . . .
Doch für den Maßstab des gemeinen Sinns
Nicht eine Linie geb ich preis der Schuld,
Die Seele nur war Troilo geweiht,
Und meine Seele richtet Gott allein."

Darauf erwidert der Herzog: „Glaubst Du? Und als Du mir die Treue schwurst — gabst Du mir nur den seelenlosen Leib? Die niedere Menge mag die Maße sondern. Dich aber frag' ich, Priesterin der Muse — Dich, welcher Treubruch ist der größere?" — Damit ist das Problem gestellt: der psychische Ehebruch — die Untreue im Geist, eine Frage, die auch für die moderne Welt immer noch eine offene wäre, wenn man dieses leicht scurrile Thema überhaupt als ein ernsthaftes gelten lassen wollte. Im Geist können wir nach Herbart Alles sein — grausame Tyrannen, geile Ehebrecher, ruchlose Mörder, Falschmünzer und Diebe — aber wo in aller Welt giebt es für solche psychische Verbrechen ein Gericht? nicht einmal die Poesie kann ein Forum dafür sein, außer im komischen Sinne. — Wie würden wir aber einen modernen Othello beurtheilen, der sich herausnehmen wollte, seiner Frau den Hals umzudrehen, weil sie ihm — treulos im Geist war. Wir würden

Digitized by Google

dies Ungeheuer für wahnwitzig oder bestialisch halten und die Criminalpolizei zu Hilfe rufen. Darin aber, daß Orsini dem sechzehnten Jahrhundert angehört, liegt für den Dichter keine Entschuldigung, er hätte dann auch das Problem im Styl des sechzehnten Jahrhunderts stellen sollen, nicht im modernen. In dieser Hinsicht wäre es für unser Gefühl geradezu eine wahrhafte Erleichterung, wenn Isabella nicht bloß modern ästhetisch ihre Seele dem Troilo geweiht hätte, sondern wirklich schuldig gewesen wäre. Freilich hat jener Aesthetiker Recht, welcher behauptet: ein wirklich betrogener Ehemann sei für die Tragödie unbrauchbar, weil er halb komisch sei für unsern Geschmack — ist er aber bloß dem Schein nach betrogen, bloß ein psychischer Cocu, der sich deshalb nur mit Blut rächen zu können glaubt, so mischt sich das Lächerliche mit dem Grausigen in einer Weise, die widerlich ist und nur noch psychiatrisches Interesse hat. Eine moderne Frage will auch eine moderne Lösung — will man eine andere Lösung, so müßte man auch die Frage anders stellen. — Habe ich darin Unrecht, will ich mich gern von einem Erfahreneren belehren lassen.

Die Darstellung des Stückes selbst brachte alle virtuosen Künste des vielerfahrenen Dramatikers zur vollen Geltung. Das dichtgefüllte Haus lauschte athemlos den spannenden Vorgängen, und rauschender Applaus belohnte die ergreifenden Scenen, namentlich der beiden Heldinnen des Stücks. Frau Dahn-Hausmann spielte die „Isabella" einfach, innig und doch mit würdiger Repräsentation der Dichterin Isabella; auch wußte sie sehr geschickt den naheliegenden Ton der Desdemona zu vermeiden und schuf ein in sich vollendetes Bild einer Märtyrerin des Geistes. Frln. Ziegler als „Bianca Capello" befestigte uns auch an diesem Abend in der Ueberzeugung, daß sie mit stetem Fleiße an ihrer künstlerischen Vervollkommnung arbeitet. In jeder neuen Rolle sind die Fortschritte dieser hochbegabten Künstlerin sichtbar; ihre Bewegung ist maßvoll und schön gerundet geworden, ihr Organ hat an Reichthum der Nuancen für jede leise Schattirung der Leidenschaft gewonnen, und die ganze Rolle erschien aus einem Gusse. — Von den Herren stand Hr. Rohde als „Troilo Venier" in erster Reihe; er spielte diesen italienischen Heißsporn mit Feuer und Leidenschaft. Der „Großherzog von Toscana" wurde von Hrn. Possart gegeben, und gelang es ihm, die bizarren Linien, welche der Dichter für diese Figur vorgeschrieben, nach Kräften auszufüllen. Hr. Herz als „Orsini" schien sich nicht ganz an seinem Platze zu fühlen, und in der That, seit er die Väterrollen übernommen hat, sitzt ihm das gemüthliche Genre besser auf dem Leib, als das der Tyrannen. Für diesen Othello in seiner Art würde meiner unmaßgeblichen Meinung nach Hr. Rüthling besser gepaßt haben. Hr. Richter spielte den Cardinal maßvoll und verständig. — Mosenthal hat dieses Scheusal als einen Bonhomme, als guten Genius Isabellens gezeichnet, d. h. verzeichnet, denn man darf sich nicht daran erinnern, daß auf seine Veranstaltung Bianca Capello und Francesco auf dem Lustschloß Poggio vergiftet wurden, um ihn zum Nachfolger zu machen. Im vorliegenden Stück spielt er allerdings nur eine kleine Rolle, aber er wäre besser ganz weggeblieben.

⊙ Der Versuch Frln. Nordn's, als Klärchen in Goethes Tragödie „Egmont" ist noch frisch in Aller Gedächtniß. Die Dame, welche auf einflußreiche Verwendung frischweg an das Berliner Hoftheater engagirt wurde, führte sich auch dem dortigen Publikum in derselben Rolle vor, und der Referent der „Nordd. Allg. Ztg." behauptet von ihrer Art der Darstellung, es sei begreiflich, daß auf ihre Aufforderung hin die Bürger Brüssels sich nicht für die Befreiung und Rettung Egmonts begeistern konnten. — Mit weniger äußerem, desto mehr innerem Erfolge gab das Klärchen im Laufe dieser Woche Frln. Johanna Meyer. Man kann mit einigem Staunen die Frage stellen, warum man so vielerlei Versuche anstellte, eine erste tragische Liebhaberin von überallher zu bekommen, während ein ganz reiches Talent unbenützt in der Nähe lag und in kleineren Partien sich abquälen mußte. Das wird auf den Erfolg des Klärchens hin wohl anders werden. Frln. Joh. Meyer hatte einige Ungewohnheiten, die störend über ihrer Erscheinung lagen. Vor Allem ließ ihre Mimik früher viel zu wünschen übrig; sie war monoton. Die Augen der Dame schweiften glanzlos durch das Haus und hafteten endlich an irgend einem Puncte der Gallerien. Dort blieben sie hängen, und der Geist schien ihnen nachgegangen zu sein, bis das Stichwort des Soufleurs

Digitized by Google

ihn aus seiner Selbstversunkenheit aufschreckte. So war es. Mit der größeren Aufgabe scheint jetzt das Talent gewachsen zu sein; ein Zug von frischer Natürlichkeit lag über diesem Klärchen, an dem nichts gemacht schien, den eine wohl erworbene Routine nur wohlthuend unterstützte; sie war kraftvoll in der Scene mit den Bürgern und entbehrte in der Todesscene nicht des rührenden Elements. Das Einzige, was wir dem Fräulein noch wünschen, ist ein besseres Studium der Pausen, die zum Athemholen nothwendig sind. Wir fanden diese Bemerkung gerecht gelegentlich der Volksscene.

Im Residenztheater kamen am letzten Sonnabend zwei Novitäten zur Aufführung — leichte französische Waare, die jedoch bei dem ausgezeichneten Spiele der Darstellenden nicht verfehlten, ein Stündchen angenehm zu unterhalten. Die eine ist das Lustspiel „Die Liebesdiplomaten" von Poly Henrion. Im Hause der Baronin v. Freiberg, einer reizenden Wittwe, finden sich zwei Liebhaber, von denen jeder ihr Töchterchen als Braut heimführen will. Ernst v. Thalheim steuert geradezu auf sein Ziel los, während sein älterer Freund, Baron Withalm, sich an die Mutter der Angebeteten wendet und dieser so angenehm zu werden versteht, daß sie schließlich glaubt, die Gefühle des Anbeters, die ihrem Kinde gelten, auf sich beziehen zu dürfen. Aber bald klärt sich die Situation, Flora kann der Mama nicht verschweigen, daß sie sich zu Withalm hingezogen fühle und von dem braven, aber gar zu aufrichtigen Thalheim nichts wissen will, und die Frau Baronin resignirt, um ihre Tochter glücklich zu machen. Der gute Thalheim überzeugt sich, daß der gerade Weg nicht immer der beste ist, und entfernt sich von dem überseligen verlobten Paare mit der Drohung an den verrätherischen Freund, es dessen Vater schreiben zu wollen, daß ihn sein Sohn so schändlich hinters Licht geführt. Die Beziehung zwischen der Handlung und dem Titel des Stücks hat der Autor aufzuklären vergessen. — Die zweite Neuigkeit ist „Wenn Frauen weinen", nach dem Französischen von Winterfeld. Die alte Wahrheit, daß der Mann der schmeichelnden Gattin immer zu Willen ist, ihr aber, wenn sie die Thränen zu Hilfe ruft, gar nicht widerstehen kann, wird hier als etwas Neues vorgeführt. Daß Hr. v. Roden seinem jungen Weibchen einen Diamantenschmuck nicht vorenthält, weil sie ihm vorgeweint hat, sie erblicke in dem Verweigern ihrer Bitte eine Abnahme seiner Liebe, das ist eine alte Geschichte, von der nicht viel Aufhebens zu machen. Neu aber ist, wenn auch recht albern, daß Hr. v. Stein, der sich so übel aufführt, daß ihm seine Frau die Cassenschlüssel abgenommen hat, auf den Gedanken kommt, seine Frau auch durch Thränen zur Herausgabe der kritischen Schlüssel zu bewegen, die er nothwendig braucht, um seine Spielschulden zu zahlen. Si duo faciunt idem non est idem, und der Hr. Baron wird von seiner Frau tüchtig ausgelacht. Dagegen gewährt sie ihm seinen Wunsch, nachdem sie erfahren hat, daß der wackere Mann (Hr. Rüthling) in einer Ehrensache dem Gegner eine tüchtige Schmarre beigebracht hat.

b) Oper:

—ll. Im Hoftheater kam am 25. Novbr. Aubers „Schwarzer Domino" zur Aufführung. Mit der Wiederaufnahme dieser Oper hat die Intendanz unstreitig einen recht glücklichen Griff gethan, denn gehört sie auch gerade nicht zu den intensiv bedeutendsten Werken des fruchtbaren Meisters, und müssen in dieser Beziehung Opern wie „Maurer und Schlosser" oder „Teufels Antheil" nachstehen, so darf sie sich doch auf der andern Seite in Allem, was Eleganz, Ungezwungenheit und glänzende Instrumentation betrifft, den besten Erzeugnissen der Opéra comique gleichstellen. Dabei ist das Libretto so glücklich erfunden, daß der Oper ein schöner Erfolg kaum ausbleiben kann, wenn die Mitwirkenden nur einigermaßen ihrer Aufgabe gewachsen sind. Die mit Coloraturen reich ausgestattete Hauptpartie der „Angela" sang Frln. Stehle. Daß die Künstlerin hiermit in gesanglicher Beziehung sich eine Aufgabe stellte, die ihrem Organ wenig entsprechend war, ließ sich nicht verkennen; die Passagen hätten größerer Leichtigkeit und Geschmeidigkeit bedurft. Gleichwohl kann die Leistung, deren dramatischer Theil namentlich sehr vortrefflich war und manche Schwäche im Gesange verzeihen hieß, im Ganzen als eine recht schöne bezeichnet werden. Hr. Vogl sang den „Horatio Massarena" sehr hübsch, und bei ihm übersah man gerne einzelne Unvollkommenheiten des Spieles. Die übrigen Mitwirkenden,

Digitized by Google

die Damen Ritter, Leonoff und Seehofer, und die HH. Lang, Schlosser und Bausewein trugen nach besten Kräften zum Gelingen des Ganzen bei. Hr. Bausewein erntete nach dem „Deo gratias" großen und verdienten Beifall. — Die Aufführungen der Opern „Troubadour" (28. Nov.) und „Armida" (30. Nov.) sind als Wiederholungen zu betrachten, und wir können uns darüber um so kürzer fassen, als in der Hauptsache nur Gutes zu berichten ist. Wenn wir den „Luna" des Hrn. Fischer besonders erwähnen, so geschieht es, um unserer Freude über die Entwicklung seiner herrlichen Stimme Ausdruck zu geben; sie scheint wirklich zu wachsen mit der Größe der Aufgaben, die dem Sänger gestellt werden, und erklingt mit solcher Kraft und solchem Wohlklang, wie man es nicht alle Tage zu hören Gelegenheit haben dürfte. Dabei ist nur das Eine zu bedauern, daß Kraft und Wohlklang es allein nicht thun, eine kleine Bändigung der Stimme durch fleißiges Solfeggiensingen würde Hrn. Fischers Erfolge gewiß noch um ein Bedeutendes erhöhen. — Die Felsblöcke im Zigeunerlager am Anfang des zweiten Actes fanden früher in diesen Blättern eine besondere Würdigung, und die Regie sah sich veranlaßt, dieselben in den folgenden Aufführungen nicht mehr mitnehmen, sondern auf der Scene stehen zu lassen. Schwer muß ihr jedoch dieser Entschluß geworden sein, und sie konnte sichs nicht versagen, bei der letzten Aufführung wieder auf den alten Usus zurückzukommen. Die Nothwendigkeit ist nicht einzusehen; vielleicht dürfte die Intention der Regie dahin gehen, die bekannte Eigenschaft der Zigeuner, nach welcher sie gerne „mitnehmen", anzudeuten; allein dem gegenüber ist die Thatsache zu betonen, daß sie zugleich sehr praktische und kluge Leute sind und sich nur mit leichtem Handgepäck abzugeben pflegen. Und zum leichten Handgepäck, das wird uns selbst die Regie zugestehen müssen, gehören die Felsblöcke sicherlich nicht. — Die Aufführung der „Armida" war wieder eine sehr gelungene, und wüßten wir dem von anderer Hand stammenden Berichte über die Oper in der vorigen Nummer nichts Wesentliches beizufügen.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Arezzo. Für das sog. „Europäische Denkmal"(?) für Guido von Arezzo (Guido Monaco) sind nun zwei Entwürfe vollendet. Der eine hat den Bildhauer Giuseppe Balatri zum Urheber, und besteht aus einem tempelartigen, mit Peristyl umgebenen Unterbau, darauf eine etwas pagodenartige Pyramide und auf der Spitze derselben die colossale Statue des musikalischen Mönches. Auf den Treppenstufen, welche an den Fuß der spitzigen Pyramide führen, sitzen Kinderfiguren mit Notenblättern in den Händen. Größere Statuen befinden sich auf den Vorsprüngen des Peristyls und an den Nischen der Wände des Unterbaues. — Der zweite Entwurf zeigt uns einen runden massiven Unterbau, in dessen erster Etage sich ein Säulenkiosk erhebt, auf diesem steht das hohe viereckige Piedestal der Bildsäule Guidos mit der Inschrift: „Anno MDCCCLXX. | A. Guido Monaco | il | Mundo Tutto." Die Photographie verschweigt den Namen des Erfinders dieser letzten Skizze.

Berlin. Die Zahl unserer Theater ist auf Grund der neuen Gewerbefreiheit bis auf sechzehn gestiegen, und rauchende Musikfreunde sind gegenwärtig im Stande, den „Freischütz" zu hören, ohne ihre Cigarre ausgehen zu lassen, freilich nicht in der großen Oper, wo es wegen Feuersgefahr mit Fug und Recht verboten ist, selbst nach dem Schlusse der Vorstellung im Flur eine Cigarre anzuzünden, sondern im Alcazar-Theater, dessen Vorstand sich jedoch auch allwöchentlich zu einer Vorstellung ohne Pfeife und Tabaksqualm bereit erklärt hat. In der k. Oper hat Frau Mallinger als „Margarethe" allgemein Bewunderung erregt, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie durch Persönlichkeit, Spiel und Gesang alle ihre Vorgängerinnen übertrifft. Zugleich gehört Frau Mallinger, die binnen wenigen Wochen als „Elsa", „Euryanthe" und „Susanne" in „Figaro's Hochzeit" auftrat, zu den vielseitigsten Sängerinnen der Gegenwart. Ein bescheideneres Licht neben ihr ist Frl. v. Asten, eine Schülerin der Madame Viardot, die Herr v. Hülsen bei seiner letzten Anwesenheit in Baden-Baden engagirt hat. Im Concertwesen sind mannigfache Veränderungen eingetreten, unter denen der Ausfall der Domchor-Soireen die erheblichste sein dürfte, doch hatte ein von diesem berühmten Institut in der Domkirche veranstaltetes Abendconcert sich eines zahlreichen Besuches zu erfreuen. (A. M.-Z.)

Digitized by Google

Berlin. Eine zweite Vorlesung des Stückes „Canossa" (historisches Schauspiel in 5 Akten zu beziehen durch H. Michaelson) fand im Hotel Arnim statt, und hatte den großen Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Von Akt zu Akt steigerte sich die Theilnahme der Zuhörer; bei den Aktschlüssen, die sämmtlich von gewaltiger Wirkung sind, erscholl lebhafter Applaus, der im fünften Aktschlusse seinen Höhepunkt erreichte Das Stück wird bereits an mehreren namhaften Bühnen: Hamburg, München, Mainz u. s. w. zur Darstellung vorbereitet. (A. Th.-Chr.)

Berlin. Im Opernhause soll im Dezember „Mignon" mit Frau Lucca gegeben werden. Außerdem wird neu einstudirt Spontinis „Vestalin" mit Frau v. Voggenhuber, den Herren Niemann und Betz, sowie Frl. Brand.

Cairo. Unsere neugeschaffene Oper krankt schon an demselben Uebel wie die europäischen Theater; es ist fast unmöglich, selbst für einen hohen Preis einen Platz zu erhalten. Der Intendant Drahnet (Paulino) Bey, ein ehemaliger Apotheker, verfügt im Vollgefühle seiner Würde vollkommen willkürlich über die sämmtlichen nicht abonnirten Plätze, und namentlich gilt dies von den geladenen Gästen, für welche der Vicekönig allabendlich eine bestimmte Anzahl von Plätzen reserviren läßt. Wer nun dem sonst ganz obscuren Intendanten einen Besuch macht, bekommt Plätze, so viel er eben wünscht, der Fremde aber, welcher von der Existenz des Herrn Paulino Bey keine Ahnung hat, wird, will er nicht einen der letzten und schlechtesten Plätze aufsuchen, auf die Oper in Kairo verzichten müssen.

Coburg. Die einaktige komische Operette „Der Herr von Papillon" von Rud. Bial hat bei ihrer ersten hiesigen Aufführung einen sehr günstigen Erfolg gehabt. Fast jede Nummer wurde mit Beifall ausgezeichnet und der anwesende Componist vom Herzog in die Loge befohlen, woselbst Se. Hoheit seine besondere Zufriedenheit ihm aussprach.

Florenz. Die Opernsaison hat begonnen und merkwürdigerweise in beiden Theatern, in der Pergola sowohl als in dem Teatro Pagliano, mit Opern von deutschen Componisten den Anfang gemacht. In der ersteren gibt man mit wahrer Vollendung Meyerbeers „Hugenotten". Das Gegenbild lieferte das Teatro Pagliano mit Mozarts „Don Juan", der so arg gemißhandelt wurde, daß Niemand nach einer solchen Vorstellung von dem Kunstwerth des Werkes einen Begriff bekommen wird.

Paris. Um den für die beste Composition der Oper „Florentin", Text von Saint-Georges, ausgeschriebenen Preis haben sich 63 Componisten beworben. Das Schiedsgericht sprach diesen Preis der mit dem Motto „Rom, Neapel und Paris" versehenen Partitur zu, als deren Verfasser sich Hr. Leneveu, ein Schüler des A. Thomas ergab. Die Oper hat drei Akte und gehört der komischen Gattung an. (Südd. M.-Z.)

Salzburg. Am 14. November kam hier Schachners Oratorium „Israels Heimkehr aus Babylon" unter der Leitung des Componisten mit dem günstigsten Erfolg zur Aufführung. (Südd. M.-Z.)

Wien. (Wiener Theater-Akademie.) Die Frage, ob bei dem herrschenden Verfalle der Schauspielkunst die Errichtung von Theaterschulen wünschenswerth sei, ist unter ernsten Männern des Faches so ziemlich erledigt, und Bühnenkenner, wie Rötscher und Eduard Devrient, geben so weit, es als eine Pflicht des Staates anzusehen, ähnliche Institute zu schaffen. Hier haben sich nun bewährte Schauspieler und Schriftsteller in opferfreudiger Weise zusammengethan, eine Anstalt in das Leben zu rufen, wie Deutschland bis heute keine zweite besitzt Die deutsche Presse sollte daher Kunstjünger und angebende Schauspielerinnen hieher weisen. Der theoretische Unterricht ist sehr reich bedacht. Aesthetik liest Dr. Barach, Literaturgeschichte Emil Kuh, mündlichen Vortrag Prof. Schroer, sämmtlich anerkannte erste Kräfte. Die Uebungen in der Aussprache leitet Professor Friedrich Schmitt in systematischer Weise, die Professur der Dramaturgie (Theorie des Dramas, Theorie der Schauspielkunst, Geschichte beider Zweige, Analyse von Dramen und Charakteren) hat der Aesthetiker und Dramatiker Ludwig Eckard übernommen. Hierzu tritt Unterricht in der französischen Sprache, Tanz- und Fechtkunst durch Fachmänner ersten Ranges. Die praktischen Studien zerfallen in Gesammtübungen (Declamation, Mimik, Lesung von Dramen mit vertheilten Rollen und Aufführungen), die in einem reizend eingerichteten kleinen Theater meist vor einem zahlreichen und gewählten Publikum, in dessen Mitte unsere bekanntesten Namen der Gesellschaft erscheinen, mit großem Erfolge stattfinden. Sie werden von Lewinsky, Franz, Franz Kierschner, Leo Friedrich und Eduard Kierschner (Direktor der Anstalt) geleitet. Wir sahen hier ein- und mehraktige Lustspiele, ja Tragödien („Die Räuber", „Clavigo", „Kabale und Liebe") in einer Weise, die selbst bessere Provinzbühnen übertrifft. Wir empfehlen Direktoren und Theateragenten den Besuch der Anstalt und wünschten, der Staat, die Bühnen, vermögende Gönner der Kunst möchten durch rechtzeitige Unterstützung die Durchführung eines Institutes sichern, das die Kunst in so hohem Grade fördert. — Wie wir als authentisch vernehmen, haben mehrere hiesige und Provinztheater-Direktoren, im Verein

Digitized by Google

mit einigen namhaften Bühnen-Schriftstellern, ein Gesuch an das Polizeiministerium gerichtet, dasselbe möge das alte Bachsche Theatergesetz aufheben und ein neues, liberales an dessen Stelle in Wirksamkeit setzen. (Presse)

Wien. Flotows Oper „Zilda" ist im Theater an der Wien zur ersten Aufführung gelangt und wird fortdauernd mit großem Beifall gegeben.

Vermischtes.

♂ München. In Halbigs Atelier war im Lauf der letzten Woche sein neuestes Werk ausgestellt, welches er für die Großfürstin Helene gearbeitet hat — nämlich eine Bacchantin auf dem Tiger. Ohne die überschwängliche Begeisterung des Referenten in der „A. Z." zu theilen, welcher dies Werk noch über — Danneckers Ariadne stellte, müssen wir zugeben, daß es an Grazie und Weichheit der Behandlung, an Adel der Auffassung und Schönheit der Linien unter allen Halbig'schen Werken obenan steht. Nur die gestreckte linke Fußspitze der Bacchantin möchte in der freischwebenden Stellung etwas räthselhaft erscheinen, aber die natürliche Haltung hätte allerdings den Fluß der Linie unterbrochen. — Meister Knoll vollendete gleichzeitig im allerhöchsten Auftrag, seine bekannte reizende Sappho in Marmor. Wir haben früher schon wiederholt auf dieses stylvolle, warm empfundene Werk hingewiesen, und freuen uns, daß nunmehr das vergängliche Gypswerk in unvergänglichem, edlerem Material fixirt worden ist.

(Der Gemäldehandel der Düsseldorfer Akademie.) Düsseldorf zählt gegenwärtig gegen 200 Maler, schreibt man der „Elberf. Z.", die Professoren und Schüler der Akademie einbegriffen, welche zusammen in diesem Jahre gegen 360,000 Thlr. Geldwerth in Bildern erzeugt haben. Der Kunsthandel, der direkte wie der indirekte, nach dem Auslande, besonders nach Amerika, ist bedeutend. Dieser Exporthandel, für welchen einige tüchtige Maler fast ausschließlich beschäftigt sind, besaßt nahezu die Hälfte des Werthes aller gemalten Bilder, und allein Amerika bezog in diesem Jahre Bilder von dort im Werthe von ungefähr 50,000 Thlr. Der Handel mit Bildern der gewöhnlichen Sorten ist auch im Steigen begriffen, wie die vermehrte Anzahl der Kunsthändler beweist. Dieser Handel mit den sog. „Eintagsfliegen" und den falschen Copien beziffert ebenfalls jährlich die Summe von ungefähr 50,000 Thlr. Die Massen von Kisten, welche fast täglich mit den Erzeugnissen der für's liebe tägliche Brod malenden Kunst-Jünger in die größeren und kleineren Städte unseres Vaterlandes wandern, ist enorm, und der Profit der Händler, trotz dem geringen Erzeugungswerthe und der meistens noch dürftiger gezahlten Preise, bedeutend. Der Handel mit den falschen Copien geht ebenfalls, trotz verschiedener von den betreffenden Künstlervereinen dagegen ergriffener Remedien, seinen blühenden Fortgang.

Ueber den musikalischen Nachlaß Otto Jahns veröffentlicht Prof. Michaelis, ein Neffe Jahns, folgende Erklärung: Von den verschiedensten Seiten ergehen an mich Anfragen, was aus den von Otto Jahn für seine Biographien Haydns und Beethovens gesammelten Materialien geworden sei; von den letzteren ist auch bereits in öffentlichen Blättern die Rede gewesen. Ich gebe darüber in Folgendem kurze Auskunft. Ein besonders werthvoller Theil jener Materialien bestand in authentischen Copien entlegener, schwer zugänglicher Compositionen, sowie von Briefen; Copien, welche Jahn theils selber hatte anfertigen lassen, theils den uneigennützigsten Bemühungen kundiger Freunde verdankte. Alle diese Abschriften nebst den gedruckten Compositionen sind nach Jahns eigener Anordnung bei seiner musikalischen Bibliothek belassen worden und mit der ganzen Bibliothek in Besitz der Herren Antiquare Jos. Baer in Frankfurt, Max Cohen und Sohn und Matth. Lempertz in Bonn übergegangen. Die übrigen Sammlungen enthalten einzelne Notizen, Abschriften von Documenten, Ausschnitte aus Zeitschriften und dergl. Die Haydn betreffenden Sammlungen hatte Jahn selbst bereits dem künftigen Biographen Haydns, F. Pohl in Wien, dem seine Sammlungen sehr werthvolle Stücke verdankten, mitgetheilt; ähnlich war er mit den Beethovenmaterialien Thayer in Triest gegenüber verfahren. Ausgearbeitet ist kein Stück der Biographie, wenn auch der Plan derselben in Jahns Kopfe vollkommen feststand und auch im Einzelnen das Meiste bereits innerlich verarbeitet war. Als nun Jahn im August dieses Jahres in Erwartung seines nahen Todes seine sämmtlichen Papiere ordnete, beabsichtigte er jene Materialsammlungen, da sie doch in dieser Gestalt keinem Anderen nützen könnten, zu vernichten. Indessen gestattete er mir schließlich die Aufbewahrung, und ging auf meinen Vorschlag ein, da die Sammlungen bei mir ganz unbenutzt liegen würden, eine Benutzung von Seiten Unberufener aber nicht stattfinden sollte, den Herren Pohl und Thayer, wenn diese Werth darauf legen sollten, die Haydn'schen und Beethoven'schen Materialien zu weiterem Gebrauch mitzutheilen. Beide Herren sind auf dieses Anerbieten eingegangen, und dürfen somit Alle, welche sich für den Verbleib jener Vorarbeiten interessiren, versichert sein, daß dieselben den treuesten und kundigsten Händen anvertraut sind. Tübingen, October 1869. Prof. Ad. Michaelis.

Digitized by Google

Die Mozartstiftung in Frankfurt a. M. hat das jetzt neuerdings zu vergebende Stipendium von 600 Gulden Herrn Arnold Krug aus Hamburg, gegenwärtig Schüler des Leipziger Conservatoriums, zuerkannt. (Sign.)

„Eine moderne Million", ein neues Schauspiel von Bernhard Scholz, dem Verfasser von „Maske für Maske", wurde von den Hoftheatern in Dresden, Darmstadt und Wiesbaden zur Aufführung angenommen.

Soeben ist im Selbstverlage des Verfassers, Herrn Eduard Zachariä in Frankfurt a. M., ein Werk „Vollständige Kunstpedal-Schule oder das Kunstpedal an Klavierinstrumenten" erschienen, das, wenn dessen Inhalt sich für die Praxis als vortheilhaft erweist, eine Revolution im Clavierspiel hervorrufen wird. Herr Zachariä hat nämlich ein neues Klavierpedal erfunden, welches in seinen Wirkungen das jetzt gebräuchliche vollständig in den Schatten stellen soll.

„Ueber Gesangskunst und Kunstgesang" betitelt sich eine populäre Abhandlung von Gotthold Carlberg, welche in jüngster Zeit im Verlage von A. Hartleben erschienen ist. Der Verfasser verbindet mit gediegener Fachkenntniß eine Fülle praktischer Erfahrungen. Das Werk, in bündige Kürze zusammengedrängt, zerfällt in zwei Abtheilungen: 1) In den theoretisch-didaktischen Theil, welcher die Theorie der Gesangskunst durch eine Menge von neuen, werthvollen Zusätzen bereichert; 2) in eine Besprechung der praktischen Ausübung des Kunstgesanges, an welche sich vielfache Beispiele und Erinnerungen an berühmte Gesangsgrößen älterer und neuerer Zeit schließen. Wie der Verfasser in der Einleitung seiner Broschüre sagt, stützt er sich auf die Theorien Luigi Lablaches, Bagiolis, Manuele Garcias, Marco Bordoguis, sowie auf seine eigenen Erfahrungen, welche er während einer langjährigen Thätigkeit zu erwerben eifrig bemüht war. Der Verfasser hat auf seinen Reisen in Deutschland, Frankreich, England und Amerika die umfassendsten Studien gemacht, sich auch durch seine kritische Feder bei den größten Fachjournalen betheiligt, und wir glauben, daß selten wohl in dem Buchhandel ein Werk über dieses Thema erschienen ist, welches den gebotenen Stoff in so klarer, faßlicher Weise den Sängern, Dilettanten, sowie allen Kunstfreunden entgegenbringt.

Björnstjerne Björnson, der berühmte norwegische Novellendichter, findet seinen Weg nun auch nach England und Amerika. Zwei seiner Werke sind kürzlich ins Englische übertragen worden, das eine „En Glad Gut" von S. und E. Hjerleid in England, das andere „Die Fischermägde" von M. E. Niles in Amerika.

Zwei junge Pariser Schriftsteller haben ein vieraktiges Lustspiel „Der Camelien-Herr" verfaßt. (A. Th.-Chr.)

Von Sir Henry Bulwers „Charakteren von Staatsmännern" erscheint demnächst eine neue Serie, enthaltend Lord Brougham, Sir Robert Peel und Lafayette.

Schneewittchens Ruf ist bis Paris gedrungen. Die Pariser Theater, welche Feenstücke zu geben pflegen, sind auf die große Neuigkeit des Berliner Victoriatheaters aufmerksam geworden. Der Direktor des Ambigu ist nach Berlin abgereist, um Unterhandlungen wegen Ueberlassung des Stücks anzuknüpfen, und hat gleich einen Uebersetzer mitgebracht.

Die neue Symphonie von Albert Dietrich in D moll Op. 19, welche kürzlich im Gewandhaus-Concert zu Leipzig mit vollständigem Erfolge zur Aufführung kam', erscheint nächstens im Verlag von Rieter-Biedermann.

Von dem Baron Nicola Tacconi-Galucci erschien soeben in Neapel eine Schrift: „Gioacchimo Rossini e la musica italiana."

(Schweizer-Geschichte in Bildern.) Die sehr thätige Dalp'sche Verlagshandlung (K. Schmid) in Bern hat neuerdings eine ganze Reihe schweizerisch-nationaler Werke verlegt. Dahin gehört die von ihr unternommene bildliche Darstellung der Hauptmomente der so reichen und merkwürdigen schweizerischen Geschichte nach schon vorhandenen, aber in den verschiedenen Museen der Kantone zerstreuten Bildern berühmter nationaler Historienmaler oder nach im Auftrag des Unternehmers neuerdings von den tüchtigsten schweizerischen Künstlern gefertigten Bildern. Das Werk, welches jetzt bis zur 9. Lieferung und 36 Bildern in gr. Qu.-F. gediehen ist, führt den Titel „Schweizergeschichte in Bildern" und erfüllt sowohl seinen belehrend anregenden, als seinen künstlerischen Zweck. Die schweizerische Kunst erhält in diesen prächtigen Holzschnitt-Nachbildungen eine Nationalgalerie der Historienmalerei, welche sich mit der jeder andern Nation messen kann. (M. f. L. d. A.)

Eine neue russische Oper „Fürst Serebriany" von Grawert soll im Winter in Petersburg zur Aufführung kommen. (Sign.)

Digitized by Google

Notizen.

Der vor einigen Wochen in Petersburg verstorbene Kaufmann Botkin hat den Conservatorien zu Moskau und Petersburg je 15,000 Silberrubel hinterlassen.

Eine neue Composition, „Gesion," von Niels Gade wird demnächst in Copenhagen zur Aufführung kommen. (Süd. M.-Z.)

Miska Hauser, der Weltumsegler der Violinvirtuosen, ist jetzt auf einer Concertreise am Rhein begriffen und ließ sich mit großem Erfolg in Coblenz, Bonn, Crefeld, Cöln, Aachen ꝛc. hören, von hier wird sich Herr Hauser nach Holland begeben. (Sign.)

Franz Schuberts Sterbehaus in Wien ist nun ebenfalls dem Andenken gesichert. Dieses Haus (Kettenbrückgasse Nr. 6.) wurde vor Kurzem auf Veranlassung der Commune Wien mit einer steinernen Gedenktafel versehen, welche folgende Inschrift trägt: „In diesem Hause starb am 19. November 1828 der Tondichter Franz Schubert." (Sign.)

Der Maler Moritz Blankarts in Düsseldorf, der sich bereits durch seine historischen Dramen „Johann v. Schwaben", „Adolf v. Nassau", „Königin Adelheid" und „Fürs Vaterland" als Schriftsteller bekannt gemacht hat, veröffentlichte soeben ein Bändchen „Gedichte" (Düsseldorf bei H. Budich, 20. Sgr.), welches manche Dichtung enthält, die sich zum öffentlichen Vortrag eignen dürfte. (A. Th. Chr.)

Hr. Westmayer, der Componist der Oper „Der Wald von Hermannstadt," steht mit der Direction des Thaters an der Wien in Unterhandlung wegen Aufführung einer komischen Oper „Die Brandschatzung," welche im Prager deutschen Theater bereits einstudirt wird. (Süd. M.-Z.)

Der Gründer und Herausgeber der „Fliegenden Blätter für katholische Kirchenmusik" und der „Musica sacra," Herr Franz Witt, hat seine Stellung als Inspector und Musikdirector am Stifte zu St. Emeran in Regensburg aufgegeben und ein Curatbenefizium in Stadtamhof (Vorstadt von Regensburg) angenommen, wo er seinen so rühmlichen Bestrebungen für die Hebung der katholischen Kirchenmusik mit unvermindertem Eifer und größerer Muße sich auch fortan hingeben wird. (Süd. M.-Z.)

Rubinstein wird sein Oratorium „Der Thurmbau zu Babel," unter seiner eigenen Leitung in Wien, Berlin und Königsberg zur Aufführung bringen.

Literarischer Anzeiger.

A. Philosophie, Geschichte, Kunst- und Literaturwissenschaft.

Kuntz, K. W., Vernunft und Offenbarung. Die Widersprüche zwischen Glauben und Wissen. (Leipzig, M. Schaefer.) — **Zoepfritz**, R., Aus F. H. Jacobis Nachlaß. 2. Bde. (Leipzig, Engelmann). — **Homberg**, C., Gedanken über das wahre Glück. (Berlin, Grote). — **Golz**, B., Vorlesungen. 2 Bde. (Berlin, Janke). — **v. Raumer**, F., Literarischer Nachlaß. 2 Bde. (Berlin, Mittler u. S). — **Lipsius**, R. A., Chronologie der römischen Bischöfe bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts. (Kiel, Schwers). — **v. Friesen**, H., Julius Heinrich Graf v. Friesen, kaiserlicher Generalfeldzeugmeister, königlicher englischer Generallieutnant. Ein Lebensbild. (Leipzig, Baensch). — **Schmitt**, J. H. H., Die antike Compositionslehre aus den Meisterwerken der griechischen Dichtkunst erschlossen. (Leipzig, Vogel). — **Westphal**, R., Theorie der neuhochdeutschen Metrik. (Jena, Doebereiner).

B. Schönwissenschaftliche Werke.

Braun, C., Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. 2. Bde. (Leipzig, O. Wigand). — **Mohr**, L., Roth-Weiß. Eine Erzählung aus der Zeit des Königreichs Westphalen. (Cassel, C. Luchhardt). — **v. Paschkowski**, O., Christine. Roman. 3 Bde. (Hannover, Rümpler). — **Schubert**, F. C., Und sie bewegt sich doch! Roman. 2 Bde. (Ebend). — **Heinrich**, L., Der Anthropophag oder die Kinder des Doctors. Original-Roman. 3. Bde. (Breslau, Trewendt). — **Hoefer**, C., In der Welt verloren. Roman. 4 Bde. (Leipzig, Günther). — **Roßmann**, W., Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen. Briefe. (Leipzig, Grunow). — **Sauer**, die Kinder der Zeit. Roman, 3 Bde. Hannover, Rümpler.

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 50.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 10. Dezember.

Inhalt: Das englische Drama im 16. und 17. Jahrhundert, von Rudolph Genée. — Die Tagespresse als Spiegel deutsch-amerikanischer Zustände, von Franz v. Nemmersdorf. — München, das moderne Athen, geschildert von einem Italiener. — Ein sonderbares Buch, besprochen von Dr. Lauth. — Vom Büchertisch. (Demsen: „Die Prinzessin von Ahlden"; — Weihnachtsliteratur rc.) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Concertbericht. — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen.

Das englische Drama in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert.

Von Rudolph Genée*).

Die Beziehungen zum englischen Drama, welche in mehreren Stücken unserer beiden deutschen Dramatiker Jakob Ayrer und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (gegen 1600) hervortreten, stehen auch in innigstem Zusammenhang mit dem für die ganze Entwickelung unseres Theaters so hochwichtigen Erscheinen der „englischen Comödianten" in Deutschland**) Die wichtigste und zuverlässigste Nachricht über wirkliche englische Schauspieler in Deutschland erhalten wir erst vom Jahre 1691 durch einen französischen Reisepaß, der einigen Engländern ausgestellt ward, und worin unter ihren Künsten nicht allein Musik, sondern auch das Spielen von Comödien, Tragödien und Historien ausdrücklich angeführt ist, während bis dahin eigentlich nur von englischen „Instrumentisten" oder „Springern" Mittheilungen gegeben waren. Die häufigsten Besuche der englischen Comödianten scheint um 1600 der Dresdener Hof erhalten zu haben, und aus dem Jahre 1626 ist uns von dort

*) Aus einem unter der Presse befindlichen größern Werke des Verfassers: „Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland, von den frühesten Spuren ihrer Aufführungen bis zur Gegenwart." (Leipzig, bei Engelmann). — Obiger Auszug ist nur ein Capitel aus dem I. Abschnitte des sowohl für die Shakespeare-Literatur, wie auch culturgeschichtlich sehr wichtigen Werkes.

**) Die betreffenden Werke J. Ayrers und des Herzogs von Braunschweig sind von dem Verfasser eingehend besprochen, und in ihnen die frühesten Einflüsse der englischen Comödianten auf das deutsche Theater dargelegt.

Digitized by Google

sogar ein ganzes Verzeichniß der von ihnen gespielten Stücke aufbewahrt geblieben. Ob nun diese „englischen Comödianten" wo wir sie als solche zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts bezeichnet finden, in englischer Sprache ihre Comödien vorführten, ist leider nur in einigen vereigelten Fällen mit Bestimmtheit zu sagen, wo nämlich in alten Chroniken die englische Sprache ausdrücklich hervorgehoben ist; so aus dem Jahre 1599 bezüglich der in Hildesheim und in Münster erschienenen „Engeländer." Daß diese frühesten englischen Truppen bei uns trotz der fremden Sprache Zulauf fanden, ist aus dem ganzen Character des Spiels und der Stücke zu erklären, in denen es vorzugsweise auf eine sehr lebendige und übertriebene Action, auf handgreifliche derbe Späße oder höchst blutige Scenen ankam. Daß die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig wirklich aufgeführt worden sind, wird uns bei zweien durch die Vorbemerkungen zu spätern Bearbeitungen ganz bestimmt dargethan. Von Aufführungen Ayrer'schen Stücke dagegen wissen wir nichts, und der Herausgeber seiner Werke, die erst 1618 erschienen, bemerkt im Vorwort nur: diese Schauspiele, welche man nach des Verfassers Tode gesammelt, seien „nicht allein zum Lesen anmuthig und lieblich, sondern auch alles nach dem Leben angestellt und dahin gerichtet, daß mans gleichsam auf die neue englische Manier persönlich agiren und spielen könne." Die Richtung war also hiermit klar und bestimmt bezeichnet, in welcher der Fortschritt des Dramas liegen sollte. Trotzdem blieben wir in den praktischen Resultaten hinter dem bei uns durch die Engländer persönlich eingeführten Drama weit zurück.

Ob gerade jene in Deutschland herumziehenden Schauspieler in der Mehrzahl zu den bessern jener Zeit gehörten und ob sie deshalb befähigt gewesen wären, einen starken und vortheilhaften Umschwung der deutschen Theaterverhältnisse zu bewirken, das muß dahin gestellt bleiben. Von dem für uns so geringen Resultate ihrer Invasion können wir nicht gut auf ihren Werth oder Unwerth schließen, denn der bald darauf beginnende dreißigjährige Krieg mußte wohl auch auf diesem Gebiete seine zerstörenden Wirkungen äußern. Neben den für die Beurtheilung jener Vorstellungen meist sehr ungenügenden Nachrichten in der zeitgenössischen Literatur verdient ein erst unlängst bekannt gewordenes Urtheil volle Beachtung*). Johann Rhenanus (Leibmedicus des Landgrafen Moritz zu Cassel) äußerte nämlich im Jahre 1613 sich dahin, daß die Engländer, sowohl was die Composition als auch was die Action der Dramen beträfe, ohne Zweifel „den Vorzug vor den Europäischen Nationen" hätten. Die Engländer schrieben in besonders pathetischen und tragischen Momenten in Jamben, und nur „in geringern Sachen" wendeten sie die schlichte Prosa an, „damit hohe und geringe Dinge nicht commisciret, sondern einem jeden Theil sein Gebühr zugestellt werde.... Dieses hat den deutschen actoribus (so viel mir bewußt) bisher gemangelt, welche sich entweder ganz an Reimenverse gebunden oder alles ohne Unterschied in Prosa vorgebracht haben, darinnen wichtige Sachen mit gebührlichen actionibus schwerlich ausgedrückt werden können. Es haben auch viel vermeinet, es sei uns Deutschen unmöglich, in unsrer Sprache die Engländer zu imitiren und gleiche carmina zu schreiben. Was aber die actores betrifft, werden solche, wie ich in England in Acht genommen, in einer Schule täglich instruiret, daß auch die vornehmbsten actores sich von den Poeten müssen unterweisen lassen, welches dann einer wohlgeschriebenen Comödie das Leben und Zierde gibt, daß also kein Wunder ist, warumb die Engländische Comödianten (ich rede von geübten) andern vorgehen und den Vorzug haben."

Von Wichtigkeit ist für uns in dieser Aeußerung: daß die ordentlich geschulten englischen Schauspieler unsern mehr noch dilettantischen und ungeschulten in Deutschland entgegengestellt werden, daß die englischen Comödianten ungleich höher geschätzt wurden, daß aber auch bei diesen ein Unterschied zu machen war zwischen den „geübtern" und den schlechtern. Diese Unterschiede werden wir auch bei den in Deutschland reisenden Truppen sehr zu berücksichtigen haben. Wenn nun aber auch schon durch die in neuerer Zeit mit so großem Fleiße angestellten Nachforschungen das Eine wenigstens festgestellt ist, daß es wirkliche Engländer waren, die unter der Bezeichnung als englische „Comödianten" auch englische Stücke in Deutschland spielten, und zwar

*) „Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel," von Lynker (Kassel 1865).

Digitized by Google

in der Sprache ihres Landes, so haben wir doch noch immer gar wenig Anhaltspunkte gewonnen, um den — wenn auch nur relativen — Werth ihrer Darstellungen zu schätzen. Eben so wenig können wir sagen, in welchen Formen die von ihnen eingeführten Stücke zur Darstellung kamen. Denn gerade dasjenige Buch, welches dafür von großer Wichtigkeit sein könnte, die im Jahre 1620 unter dem Titel „Englische Comedien und Tragedien" in deutscher Sprache erschienene Sammlung von Stücken*), gibt uns sehr wenig Sicherheit darüber, da die Texte ganz augenscheinlich höchst ungenau wiedergegeben sind, und höchstens auf die Geschmacksrichtung des deutschen Herausgebers, bezüglich des deutschen Publikums, schließen lassen, für welches eben diese Ausgabe, als eine ganz gewöhnliche Spekulation, zurecht gemacht ist. Der Inhalt dieses Buches ist folgender:

1. Comödia von der Königin Esther und hoffertigen Haman. 2. Com. von dem verlornen Sohn. 3. Com. von Fortunato und seinem Seckel und Wünschhütlein.. 4. Com. von eines Königes Sohne auß Engellandt und des Königs Tochter auß Schottlandt. 5. Com. von Sidonia und Theagenes. 6. Com. von Jemand und Niemandt. 7. Tragädia von Julio und Hyppolita. 8. Tragädia von Tito Andronico. 9. Ein lustig Pickelherings Spiel von der schönen Maria und alten Hanrey. 10. Ein ander lustig Pickelherings Spiel, darinnen er mit einem Stein gar lustige Possen machet. — Zum Schluß folgen noch einige kleinere Pickelhärings-Schwänke („englische Aufzüge"), welche in der Art, wie die Ayrer'schen „Singet-Spiele" nach einer bestimmten Melodie zu singen sind, und in denen meist der „Hanrey" den Gegenstand der niedrigsten Späße bildet.

Wenn wir von dem Werthe dieser ganzen Sammlung auf die englischen Comödianten selbst einen Schluß ziehen wollten, so würden wir zunächst wissen müssen: Ob alle diese Stücke — wenigstens ihrem wesentlichen Inhalte nach — wirklich gespielt worden sind? Ferner: Ob der hier vorliegende Text einigermaßen als eine Uebersetzung zu betrachten ist, oder vielmehr nur als ganz willkürliche freie Nachbildung englischer Stücke gleichen Inhalts gelten muß? Hinsichtlich der ersteren Frage ist hier wieder daran zu erinnern, daß in einigen dieser Stücke sich entschiedene Aehnlichkeiten mit gewissen, in Ayrers Comödien vorkommenden Scenen finden. Auf die Wahrscheinlichkeit, daß Ayrer den Streit zwischen dem Jahn und seiner Frau (in seinem „Fastnachtsspiel vom engeländischen Jan Posset") der entsprechenden Episode in der englischen „Comödia von der Königin Esther" nachgebildet habe, ist schon hingewiesen worden. Ein gleiches Verhältniß des deutschen Autors zu dem englischen Vorbild dürfte wohl bei den Hanswurst-Scenen in Ayrer's „König in Cypern" und dem diesen Scenen entsprechenden Pickelherings-Spiel, „darinnen er mit einem Stein gar lustige Possen treibt" anzunehmen sein, obwohl bei beiden Vergleichungen die Possen in den „Englischen Comödien ꝛc." an drastischer Komik (freilich auch an Derbheit) die Nachbildung unsers deutschen Autors übertreffen. Wenn wir aber hier, bei den Beziehungen zwischen J. Ayrer und den „Englischen Comedien" ꝛc., noch im

*) „Englische Comedien und Tragedien. Das ist: Sehr Schöne | herrliche und außerlesene | geist- und weltliche Comedi und Tragedi Spiel | sampt dem Pickelhering | Welche wegen ihrer artigen Inventionen | kurtzweiligen auch theils wahrhaftigen Geschicht halber | von den Engelländern in Deutschland an Königreichen | Chur- und Fürstlichen Höfen | auch in vornehmen Reichs- See- und Handels-Städten seynd agiret und gehalten worden | und zuvor nie im Druck ausgegangen. An jetzo | Allen der Comedi und Tragedi Liebhabern | und Andern zu lieb und gefallen | dergestalt in offenen Druck gegeben | daß sie gar leicht darauß Spielweiß widerumb angerichtet | und zur Ergetzlichkeit und Erquickung des Gemüths gehalten werden können. Gedruckt im Jahr M. DC. XX."

Auch in der Vorrede, in welcher auf die frühere Verachtung und spätere Anerkennung der Comödianten bei den alten Römern hingewiesen wird, ist wiederholt, wie zu „unsern Zeiten die Englischen Comoedianten, theils wegen artiger Inventionen, theils wegen Anmuthigkeit ihrer Geberden | auch offters Zierlichkeit im Reden bey hohen und Niederstands Personen mit großes Lob erlangen und dadurch viel hurtige und wackere Ingenia zu dergleichen Inventionen luſt und belichung haben, sich darin zu üben | Also hat man ihnen hierin willfahren, und diese Comedien und Tragoedien ihnen zum besten in öffentlichen Druck geben wollen . ." ꝛc.

Digitized by Google

Zweifel sein können, auf welcher Seite das Original zu suchen ist, so erweist sich ein anderes der in genannter Sammlung befindlichen Stücke, nämlich die Comödie „von Sidonia und Theagenes" als ganz genaue Nachbildung eines ältern deutschen Stückes von Rollenhagen: „Amantes amentes. Das ist: Ein sehr anmuthig Spiel von der blinden Liebe, oder wie mans Deutsch nennet, von der Lefferey" ꝛc. Das Stück von G. Rollenhagen ist in gereimten Versen, die Nachbildung (wie alle Stücke in den „Englischen Comedien") in Prosa; sonst sind nur unwesentliche Weglassungen und Zusätze gemacht*).

(Schluß folgt.)

Die Tagespresse als Spiegel deutschamerikanischer Zustände.

Von Franz von Nemmersdorf.

Das sich riesig ausdehnende moderne Leben führt uns weit über unsere Heimat, unser Vaterland, sogar über unsern Welttheil hinaus. Die gleiche Sprache gilt als einigendes Band, und in einer Zeit, welche die alten Normen menschlichen Denkens und Fühlens rauh antastet, erwachte die Nationalitätenfrage mit nie gekannter Heftigkeit. Aehnliches begegnet uns auf jedem Gebiete, die bewußte Schrankenlosigkeit einer — das Bedürfniß innern Zusammenstoßens anderseits.

Der Verkehr zwischen den Deutschen in Amerika und den Deutschen in Europa ist ein an Wechselbeziehungen reicher, das sie einigende geistige Band ein starkes. Die Sprudelköpfe unter unsern Landsleuten, denen selbst die so geschwächte Regierungsgewalt der alten Staaten drückend erscheint, flüchten nach dem demokratischen Amerika, dort das Land der Verheißung erblickend. Viele mit der Justiz in unheilbare Konflikte gerathend, unfähig, ihrem Golddurste diesseits des Oceans zu genügen, oder auch in der Heimat wirklich kein Brod findend, eilen ihnen nach. Hingegen kommen die Amerikaner unfehlbar herüber, wenn sie sich unterhalten wollen, sie entlehnen zu diesem Zwecke unsere Künstler und mehr noch unsere geistigen literarischen Erzeugnisse.

Seit vor länger als einem Jahrhundert in schwachem Beginne eine deutsche Tagespresse in Pennsylvanien entstand, hat sich die Journalistik unserer überseeischen Landsleute riesig ausgebreitet. Von dem eigentlichen Centrum, den Staaten New-York, Pennsylvanien, Ohio, Michigan, Wisconsin, Missouri, Illinois und Indiana, reichen die Strahlen über den Lorenzstrom nach Britisch-Amerika, nordöstlich nach Massachusets, in die Südstaaten Virginia, Kentucky, Tenessee, Maryland und New-Orleans, bis Texas. Kaum hat die ungeheure Pacificbahn die Prärien des fernen Nordwestens ihrem freien, wilden Naturleben entrissen und dem Menschen überliefert, als auch schon Städte und Staaten dort entstehen, und der Deutsche, getreu seinen Gewohnheiten, neben den wüstem Treiben gewidmeten Tanzlokalen und Schnapsbuden, eine Zeitung gründet, ein Organ geistigen Lebens schafft. Ebenso ist an dem New-York entgegengesetzten Ende der Tausende von Meilen betragenden Pacificbahn, in San Francisco, eine deutsche Tagespresse entstanden.

Nehmen wir irgend eine der unzähligen Zeitungen aus dem unermeßlichen Umkreise zur Hand, so könnten wir auf den ersten Blick uns daheim wähnen. Europäische Politik befindet sich im Vordergrunde, die amerikanischen Angelegenheiten sind in der Regel nur spärlich erwähnt. Unsere Sensationsartikel treffen wir wieder, und der selten fehlende Roman ist beinahe immer die Arbeit eines unserer beliebten Schrift-

*) Reinhold Köhler (Shakespeare-Jahrbuch I.), welcher diese Uebereinstimmung dargelegt findet, daß der Bearbeiter auch die wirklich erschreckend niedrigen Zoten in dem Stücke von Rollenhagen (das ich nicht kenne) vorgefunden hat. Karl Goedecke (Grundriß ꝛc.) führt von der Comödie „Amantes amentes" eine erst 1416 erschienene Auflage an und bemerkt, daß schon 1604 eine dritte Ausgabe erschienen war. L. Tieck, der auch bereits („Deutsches Theater") auf die Aehnlichkeiten in den Ayrer'schen Stücken hinwies, bemerkte auch schon von dieser Comödie „Sidonia und Theagenes," es verrathe am wenigsten den englischen Ursprung.

Digitized by Google

steller. Daneben aber treten bei näherer Prüfung doch Erscheinungen eigenthümlicher Zustände auf, die uns beweisen, wie fern wir von unserm alten Staate, unserer um ihren Bestand hoffnungslos ringenden Kirche uns befinden. An der Stelle der von der Zeit mit poetischem Glanze, mit geschichtlicher Weihe überhauchten Ruinen Deutschlands, umgeben uns die Wirren, das fieberhafte Wesen eines mit leidenschaftlicher Hast und wilder Gier aufgeführten Neubaues.

Im politischen Rechtsstaate sehen wir in der Union den menschlicher Selbstsucht unlösbaren Streit zwischen dem Maße der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, der Einigung der Regierungskräfte und ihrer Zersplitterung in möglichst selbständige Gemeinden, wie Staaten. Im kirchlichen Leben erblicken wir im Westen, wie bei uns im Osten die Autorität rettungslos zusammenbrechen. Die tempelflüchtige Schaar zerstreut sich in mythische Eichenhaine zu wiederaufertecktem Druidendienste. Sie zieht die socialen Fragen mit in ihre religiösen Gesellschaften, wie bei den schwärmerischen Shaker (?), bei den weit derbern und naturwüchsigern Mormonen und Perfectionisten, die im ungetheiltesten Besitz die Lösung fanden. Sie näselt in der Methodistenversammlung und feiert als Wiedertäufer geistige Neugeburt. In der denkenden Anschauung des Weltganzen erweckt der grasseste Materialismus eine bis zu ihrer äußersten Verzerrung — zum Spiritismus, fortschreitende Reaction. Die Familie, der mit der Auflösung des von der Zeit überholten, patriarchalisch orientalischen Despotismus des Hauptes dort wie hier das einigende Band geschwunden ist, ringt in Amerika mächtig nach neuer, freierer Gestaltung. Die Frauen kämpfen rüstig für ihre Rechte. In seinen allgemeinen Zügen ist das Leben unserer Landsleute drüben derber und greller als bei uns. Bei geringerer Sicherheit der Person und des Eigenthums zuckt die Hand rascher nach der Waffe, und das Verlassen auf die eigene Kraft, die Nothwendigkeit der Selbsthülfe verleiht den Menschen erhöhte Energie. Schwankender noch, als selbst die neue Zeit ihn bei uns geschaffen, ist dort der Besitz; Glanz und Elend wechseln rasch. Werthloser als wir halten die Deutsch-Amerikaner das Leben, die Selbstmorde sind unter ihnen sehr häufig. Viele verschlingt die Noth, aber manche sind auch nur einfach müde und scheiden aus günstiger äußerer Lage.

In neuer Zeit hat die Tagespresse neben den stets fortdauernden Parteibestrebungen der Republikaner und Demokraten sich sehr viel mit der Frauenfrage beschäftigt. Von politischen Personen wurden am meisten genannt Asa Paker, der neue demokratische Gouverneur von Pennsylvanien, Graf Bismark und Napoleon III.

In den Vereinigten Staaten sollen angeblich 6000 Druckereien thätig sein. Das würde die Erfahrung neuerdings bestätigen, daß in Freistaaten von demokratischer Verfassung der Lesebedarf der größte ist; wir besitzen ein Beispiel davon an der kleinen Schweiz mit ihren fünfhundert Lesezirkeln. Es erklärt sich durch allgemeine Antheilnahme an den öffentlichen Ereignissen und Verflachung des socialen Lebens, welches in seiner nüchternen Einförmigkeit künstliche Reize erfordert.

In den neuen deutschen Ansiedlungen sind das Lagerbier, der Turnplatz und eine Zeitung die ersten Bedürfnisse. Eigenthümlich ist das Leben eines Redacteurs an der Indianergrenze, und grundverschieden von dem Dasein der Besitzer unserer großen Blätter. In Berlin und Wien conferiren sie mit Ministern, fahren in eigener Equipage spazieren, bauen Häuser und halten ihre förmlichen Audienzen — sie fühlen sich als Macht. An den Grenzen der Civilisation läuft der Editor, so tauft ihn das amerikanische Sprachengemisch, als Notizensammler umher, hierauf schreibt er sein Blatt, nachher nimmt er auf dem Setzerstuhle Platz und sobald seine Lettern trocken sind, fährt er in seinen Rock, das mühsam hergestellte Werk auszutragen.

Der arme Kerl ist ein Pionier des menschlichen Geistes. Erst stellt sich das Bedürfniß der Verbreitung von Interessen des Handels und der Industrie ein, Besprechung politischer Angelegenheiten gesellt sich dazu, und der Unterhaltung halber reihen sich Curiositäten nebst eigentlicher Belletristik an.

Den gemeinschaftlichen Ursprung verrathen fast sämmtliche der deutsch-amerikanischen Zeitungen, obschon viele unter ihnen bei ganz verschiedenen Verhältnissen und sehr günstigen Bedingungen entstanden. Die Mehrzahl bestrebt sich möglichst viel und vielerlei zu liefern.

Digitized by Google

Sie theilen sich in drei Hauptklassen: politische, Criminal- und belletristische Zeitungen, keine aber trägt das bestimmte Gepräge ihres Namens an sich. In der ersteren fehlt der Roman selten, die zweite bringt häufig keinen Rechtsfall, und die dritte enthält beinahe ohne Ausnahme Correspondenzen, nebst einer politischen Rundschau.

Der eigentliche Leitartikel in unserm Sinn, das sakramentale „Zur Lage" fehlt durchgängig, der praktische Amerikaner gestattet dem Editor nicht, ihm vordenken zu wollen, mehr oder minder reichliche in- und ausländische Correspondenzen, bei Wochenausgaben ein Resumé, bieten Stoff zum — Selbstdenken. Anekdoten und Curiositäten sind gewöhnlich massenhaft vertreten. Das Feuilleton spielt eine wichtige Rolle, es ist meistens in abgebrochenen Spalten zwischen den übrigen Text geworfen. Ebenso werden den Anzeigen häufig die ersten Seiten eingeräumt. Das Format ist beinahe immer kolossal, der Druck in vielen Fällen undeutlich oder doch ermüdend klein.

Die „New Yorker Staats-Zeitung" demokratisch, ist ausgezeichnet, sie greift, wie ihre ganze Partei, den Präsidenten Grant heftig an. Als Feuilleton bringt sie „Reichsgräfin Gisela" von E. Marlitt, und „Schuld und Wahn" von Emil Dietze. Das „New Yorker Journal" hält einen weit ruhigern Ton, ohne an Gehalt dem vorigen nachzustehen. Der „New Yorker Demokrat"*) mit seinem Sonntagsblatte „Der Beobachter am Hudson" gehört zu den vorzüglichen Zeitungen, wie auch „Hudson County Journal" aus dem nahen Hoboken am andern Ufer des Stromes. Die schöne Probe eines amerikanischen Blattes, und würdig, als Repräsentant der Gattung bei uns heimisch zu werden, ist das „New Yorker Belletristische Journal"; drei fortlaufende Romane bilden eine Hausbibliothek, ein Ueberblick gibt die politischen Ereignisse der Woche. Die republikanische „New Yorker Abendzeitung" mit dem Roman von Louise Mühlbach „Deutschland gegen Frankreich," „Der Albany Herold," „Freie Blätter Albany," „Syracuse Union," „Rochester Beobachter," „Täglicher Buffalo Telegraph" nebst Sonntagszeitung, „Täglicher Buffalo Demokrat, und „Berliner Journal" sind gute Zeitungen mittleren Ranges, wie auch der „Oneida Demokrat" und der kleine „Egg Harber Pilot."

Nächst New York verdient Missouri Erwähnung; in den fruchtbaren Gebieten des Missouri- und des Mississipi-Stromes siedelten sich zahlreiche Deutsche an. Die dort, wo die beiden Flüsse sich einen, gelegene, aufblühende Stadt St. Louis besitzt an „Westliche Post" eine vorzügliche Zeitung. Diese enthält in neun nebeneinander gedruckten Spalten vielerlei, als Feuilleton gibt sie die Romane „Allein in der Welt" von Franz von Nemmersdorf und „Oliver Cromwell" von Julius Rodenberg. Gleiche Ausdehnung und gleichen Gehalt hat auch „Die Neue Welt;" in ihrem Sonntagsblatte bringt sie den Roman „Arge Sitten" von Hans Hopfen. „Der St. Charles Demokrat" ist eine der bestgedrucktesten amerikanischen Zeitungen von vorzüglichem Inhalte; als Roman enthält er „General Franco" von Friederich Gerstäcker. „Miami County Volks Zeitung", mit der Eigenthümlichkeit, halb deutsch und halb englisch zu erscheinen, „Tägliche Kansas City Post" nebst Sonntagsbeilage „Omnibus," „Der Fortschritt," „Jefferson City," „Südost Missouripost" Cap. Girardeau, „Das Westliche Volksblatt" St. Joseph und der „Washingtoner Volksfreund" sind gute Zeitungen von untergeordneter Bedeutung. Als geringstes unter den angeführten Journalen Missouris erscheint das „Hermanner Volksblatt."

Pennsylvanien besitzt ein ausgezeichnet ausgestattetes Organ an dem bis zum Anfange unseres Jahrhunderts zurückreichenden „Correspondent und Demokrat" Easton. Ausnahmsweise enthält es kein Feuilleton, aber dafür reiche Correspondenzen und Curiositäten. Von minderm Werthe ist die „Philadelphia Freie Presse"; sie enthält den Roman „Der Page der Gräfin Königsmark" von Ernst Pitawall. Das Familienjournal „Philadelphier Sonntagsblatt" bringt seinen Lesern die sehr moralische und auch sehr neue Erzählung „Der Einsiedler auf der Johannisklippe" von Emilie Flygare Carlèn, dem entspricht auch der sonstige Text. Da zum Bedauern einer gewissen

*) „Neuer Anzeiger des Westens" Demokrat, ist an Ausstattung, Mannichfaltigkeit und Gehalt des Stoffes gleich vorzüglich, nebst Nachrichten aus allen Ländern, gibt er wissenschaftliche Aufsätze und den Roman „Valerie", von Gustav vom See.

Digitized by Google

Verdummungspartei sogar im Hause und in der Familie sich zuweilen etwas Geist regt, so setzt die Philadelphier Zeitung, im Einverständniß mit vielen ihrer Colleginnen in Deutschland, einen Dämpfer auf das gefährliche Licht. Ebenso naiv in Bezug auf seinen belletristischen Stoff erzählt der „Pittsburger Republikaner" eine allen Anhängern der Criminalliteratur wohlbekannte Geschichte von der russischen Generalstochter, welche ihren Geliebten zur Rettung ihrer Ehre ersticken ließ, und dann einen untergeordneten Mitwisser der That durch Anzünden von dessen Haus zum Schweigen brachte; sonst ist es eine vortreffliche Zeitung. Das „Pittsburger Volksblatt", der sehr gut gedruckte „Jefferson Demokrat" und das „Scranten Wochenblatt" kommen unsern anständigen Provinzialzeitungen gleich. Eine etwas tiefere Stufe nehmen der „Zuschauer am Erie" und „Der Morgenstern" Doylestaun, ein. Noch geringer sind der „Hanover Citizen" und die alte „York Gazette" mit ihrem Drucke, der an ein des Lesens unkundiges Publikum gemahnt.

Ohio hat eine ganz ausgezeichnete Zeitung an „Cleveland Germania"; sie ist eigenthümlich eingetheilt, und beginnt nicht beim Falz, sondern umgekehrt, auch ist eine Hälfte des Bogens Samstag den 7., und die andere damit zusammenhängende Mittwoch den 11. datirt. Die Cleveland Germania enthält die Beschreibung eines ziemlich verrückten Druidenfestes, der Orden verfolgt Freimaurertendenzen; ihre Brüder, aus allen Theilen der Union, von Maine bis Kalifornien waren gekommen. Am nämlichen Orte erscheint auch der ganz gute „Wächter an Erie", ein republikanisches Blatt. Vortrefflich ausgestattet und reichhaltig ist das „Cincinnati Volksblatt"; nur schlägt es einen gar sehr volksthümlichen Ton an, im Allgemeinen ist das Auftreten der republikanischen Parteiorgane ein anständigeres, als das ihrer Gegner; sind ja doch erstere, freilich in uneigentlichem Sinne, die Aristokraten der Union; übrigens gibt es auf beiden Seiten Ausnahmen von der Regel. Das Volksblatt enthält angebliche Originalcorrespondenzen aus Deutschland und als Roman „Napoleons letzte Liebe" von Julius Bacher. Der demokratische „Cincinnati Volksfreund" ist eine ausgezeichnete Zeitung. Er schildert in der Ballscene aus Long Branch die Bemühungen Grants und einiger höhern Mitglieder seiner Regierung, sich vornehmen Anschein geben zu wollen. Parteieifer drängt ihm die wahren Worte in die Feder: „mit Taktgefühl und feinen Manieren haperte es, die müssen angeboren und anerzogen sein." Da ist einer unserer bekanntesten Romanschriftsteller unwissender als der nordamerikanische Demokrat, jener läßt seine Helden für dreißig Silbergroschen Glacéhandschuhe kaufen, und siehe da, der Gentlemann ist fertig! Giftiger noch wird die Sprache des Volksfreundes in der „Hofbülletin" überschriebenen Rubrik. Im Feuilleton hat er den „Künstlerroman" von F. W. Hackländer. „Der Sonntagsmorgen", von derselben Gesellschaft herausgegeben, ist vortrefflich an Ausstattung und Inhalt, er bringt den Roman „Die Vorkämpfer der Freiheit" von Friedrich Friedrich. Die „Volkszeitung" Dayton und der „Fremont Courier" sind recht gute Blätter, dagegen der „Portsmouth Correspondent" und die „Hamilton National Zeitung" von minderem Gehalte.

(Schluß folgt.)

München, das moderne Athen.

Geschildert von einem Italiener.

München ist von deutschen, englischen, französischen Federn gar oft beschrieben worden, aber in italienischer Sprache kennen wir kein Werk, das sich mit der Stadt König Ludwigs besonders beschäftigte. Vor Kurzem weilten hier, von der internationalen Ausstellung angezogen, mehrere berühmte italienische Dichter und Gelehrte, als: Dall' Ongaro, Massarani, Rodriguez u. A., und höchst wahrscheinlich werden sie, nachdem sie wieder heimgekehrt, und wie Dall' Ongaro auch schon gethan, sowohl über die Ausstellung, wie über die Stadt schreiben, welche beide auf dieselben einen ungewöhnlichen Eindruck hervorgebracht haben müssen, da einer ihrer Collegen, der bekannte Kunstkritiker Filippo Filippi, in einem an Ruggiero Bonghi in Mailand gerichteten, in der „Lombardia" veröffentlichten Briefe sich ungefähr folgendermaßen ausdrückt:

Digitized by Google

„Die Umgegend von München verräth nicht die Wichtigkeit der Stadt: es sind immer dieselben reinlichen und eleganten Bauernhäuser, welche man von Rosenheim an zu sehen bekommt. Als ich am hellen Horizonte die lang sich hindehnende Silhouette der Thürme und Kuppeln der Hauptstadt Bayerns sich abzeichnen sah, konnte ich mich kaum überzeugen, daß wir bereits an Ort und Stelle angekommen wären. Auf dem Wege von der Station bis zum Hotel bemerkte ich an den Häusern alle möglichen Bauarten: griechischen, römischen, lombardischen, gothischen, byzantinischen Styl u. s. w., welche mir mit übertriebener Sorgfalt und mit manierirtem Eclecticismus nachgeahmt schienen, so daß sie auf mich den Eindruck systematischer Nachäfferei machten. Wie sehr ich mich aber getäuscht hatte, das merkte ich gleich Tags darauf, als ich mir die großartigen Straßen, die Monumente, die Plätze besah; und mehr noch heute, wo ich einige der gar vielen schönen Sachen genau prüfte, und auf solche Weise in den künstlerischen Geist eindrang, welcher das ganze Land beherrscht, und dem dieser, meiner Meinung nach, seinen Reichthum, sein leichtes, lustiges, beschauliches Leben verdankt, das an das Athen zu des Pericles Zeiten erinnert.

„Die Liebe zur Kunst ist nicht nur die beständige Leidenschaft Aller: sie ist bei Allen zur Gewohnheit geworden, wie es unter dem Einflusse des Schönen, das sie stets rings um sich in allen seinen Formen der Malerei, der Architectur, der Sculptur, der Musik, wie auch in allen seinen geschichtlichen Entwicklungsphasen betrachten, wohl auch nicht anders hätte sein können. — Dem König Ludwig verdanken München, Bayern, ganz Europa die Erschaffung dieser Stadt eclectischer Kunst, wo man an einem einzigen Tage viele Jahrhunderte durchleben, viele Völker studieren kann: zwischen dem Parthenon*) und den Propyläen wird man sich bei den Griechen; in der reinsten Atmosphäre athenischer Kunst befinden, und in Aeginetischem Marmor die vollkommenste aller je vorhanden gewesenen Naturen nachbilden können. Unter dem Triumphbogen Constantins versetzt man sich in Gedanken nach Rom; ferner die Kuppeln einer Kirche im reinsten longobardischen Style, hierauf die Loggia dei Lanzi von Florenz, Palladios vicentinische Prachtbauten, der Palazzo Pitti, den man aus Florenz hieher geschafft hat: überall stößt man auf Wunder der Kunst, deren reine Schönheit uns entzückt, daß das Herz von künstlerischem Enthusiasmus mächtig erbebt. Wenn man bedenkt, daß ohne jenen königlichen Phönix, den verewigten Ludwig I., die großen Manen eines Cornelius, eines Overbeck, Kaulbach, Schnorr, Schwanthaler, Heß, Ziebland u. A., vielleicht aus Mangel an einem Mäcenas, nicht den ewigen Lorbeer hätten erringen können! . . . .

„Diese Wunder nun sind das Werk von nicht ganz einem halben Jahrhundert. Vor 1800 war München die Residenz eines Churfürsten, dessen Bedeutung sich unter der Menge deutscher Duodezfürsten verlor (?). Bis zum Jahre 1809 war München eine Stadt, kaum größer als Speyer, Regensburg oder Ulm, welche eben solche spitzdachige Häuser hatte, wie diese, dagegen aber keinen jener wunderbaren Münster, welche diese Städte auszeichnen und schmücken.

„Seit anno 1809 nun ging eine solche Neugestaltung mit München vor sich, daß es in künstlerischer Beziehung das Substrat aller Epochen, aller Schulen, ja das Heiligthum germanischer Kunst geworden ist, in welchem Kaulbach lehrt, und Wagner seine Opern aufführen läßt, beide in der sichern Ueberzeugung, jener, Schüler zu finden, würdig, seine großen schöpferischen Gedanken auszuführen; dieser, ein Publikum, das die Gabe besitzt, die wunderlichsten Neuerungen auf dem Gebiete dramatischer Musik zu verstehen und anzunehmen.

„König Ludwig hat aus eigenen Mitteln viele Millionen ausgegeben, um sein modernes Athen zu schaffen. Man spricht von dreißig Millionen, die verwendet worden; mir scheint die Summe im Vergleich zu den kostbaren Neubauten und den nicht minder kostspieligen Kunstschätzen, welche in Museen, in Kirchen, auf Plätzen, überall zu finden sind, um Vieles zu niedrig berechnet. Wenn man nun diese Prachtgebäude betrachtet, so überkommt Einen vor Allem ein wohlthuendes, freudiges Gefühl. Die Vortrefflichkeit ihrer Ausführung nämlich ist so groß, daß, welcher Epoche auch das

*) Der wohlwollende Italiener bezeichnet mit diesem elegant gewählten Euphemismus unzweifelhaft wohl das Kunstausstellungsgebäude gegenüber der Glyptothek. D. Red.

Digitized by Google

Original angehört haben mag, die Nachbildung, nein, seine Wiederauferstehung stets complett ist. Man erstaunt und freut sich innigst, erstaunen zu müssen. An den Propyläen z. B., welche die Thore der Stadt bilden, sind nicht nur die geringsten Gesimse, sondern selbst die polychromischen Zeichnungen nach den sorgfältigsten Untersuchungen und auf eine Weise wiedergegeben, daß der Effect ein vollkommener genannt werden muß. Die Basilica des heil. Bonifacius, das Werk Ziebslands, und, meiner Meinung nach, unter den archäologischen Nachbildungen Münchens das vollkommenste Baudenkmal, hat mich nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch durch die bis zum Scrupel getriebene künstlerische Treue, welche man selbst bei den geringsten Nebensachen beobachtet hat, wirklich überrascht und entzückt. Es ist diese Kirche etwa im Style der St. Ambrosiuskirche in Mailand gebaut, aber viel reicher, größer, eleganter, ich wage zu sagen, viel vollkommener. Wenn man eintritt und ihre fünf Schiffe sieht, ihre glänzenden Marmorsäulen, die wunderbaren Frescogemälde auf Goldgrund, die stets wechselnden ornamentalen Zeichnungen und Capitäler, wird man vor lauter Verwunderung wirr. Und dann muß man die Fresken des Malers Heß und seiner Schüler anstaunen, welche das Leben des hl. Bonifacius in den Hauptzügen darstellen, und zwei ausnehmend schöne Altarbilder, und den schöngezeichneten Mosaikboden. Man kann nicht umhin, hierauf selbst Nebensächliches, etwa die Möbeln der Sacristei, im kleinsten Detail zu untersuchen, und man bemerkt voll Ueberraschung, daß kein Betstuhl, keine Lampe, kein Kandelaber zu finden, die nicht aufs Genaueste das Gepräge des alten christlichen Basilikenstyles an sich tragen, und man schämt sich ordentlich, in Rock, Weste und langen Hosen in die Kirche eingetreten zu sein. Es kam mir vor, als wäre ich in jener großartigen Harmonie eine moderne Dissonanz, und fast hätte ich gewünscht, in die Tracht der alten Christen von anno Tausend gekleidet zu sein.

„Dieselbe Sorgfalt und Genauigkeit sind überall in München wiederzufinden; und man braucht nur zu sehen, wie schön die alte Pinakothek, die neue Bildergallerie, die Glyptothek, die Bibliothek und alle anderen .....theken und öffentlichen Sammlungen geordnet und gehalten sind. Die Gemälde in der Pinakothek — es sind deren fast fünfzehnhundert — sind zweckdienlichst nach Malerschulen geordnet und ausgezeichnet aufgestellt. Welche Meisterwerke! Welche großen Künstler! Diese Pinakotheken sind nur dazu gebaut, Gemälde aufzunehmen, wurden auf eigens wegen seiner günstigen Lage ausgewähltem Terraine aufgeführt, und das Licht dringt nur von oben in die Säle ein. In der neuen Pinakothek sind die griechischen Landschaften Rottmanns von einem ganz eigenen Lichte beleuchtet, welches nur auf dieselben fällt, und in einem Saale aufgestellt, das prächtige Porphyrsäulen mit herrlichen byzantinischen Kapitälern zieren.

„Dieser Cultus der Kunst ist kein bloß sachlicher; auch die Künstler, und im Allgemeinen die großen Männer, welche dem Lande zur Ehre gereichen, werden ausgezeichnet. Ueberall stößt man auf Denkmäler in Erz oder Marmor. Schiller und Goethe haben jeder eine Statue, so auch Gluck, der Dichter der „Armida" und Roland von Lasso. Diese beiden Meister auf dem Gebiete der Musik stehen zu beiden Seiten eines bayerischen Prinzen, den eine prächtige Inschrift als den Eroberer Belgrads verherrlicht, eine That der Tapferkeit, die zweifelsohne in Erz gegraben zu werden verdient, obwohl es mich bedünkt, daß die Arie des Orpheus: J'ai perdu mon Eurydice! doch noch herrlicher ist. Auch König Ludwig hat ein Monument: er reitet zwischen zwei allegorischen Figuren, welche Beharrlichkeit und Gerechtigkeit darstellen. Ein König, der gezwungen wäre, auf so lange Zeit zwischen der „Perseveranza" und dem „Diritto" zu sitzen, würde einem sich für selbständig ausgebenden Journalisten eine Gänsehaut verursachen; ich aber meine, er befinde sich dabei ganz wohl. (Anspielung auf die zwei gleichnamigen italienischen Zeitungen, welche besonders regierungsfreundlich sind, und deren Richtung, hauptsächlich die der „Perseveranza", zugleich jene des Verfassers ist; der Seitenhieb auf die selbständige Presse (giornalismo disinteressato) gilt der „Riforma", „Gazzette di Milano", „Secolo" u. s. w.

„Der Feuereifer, mit welchem man in diesem Lande die Kunst pflegt, griff, auf die Initiative des jungen Königs Ludwig II. hin, mächtig in das Gebiet der Tondichtung ein. München ist die Hauptstadt (oder Hauptstätte) der Zukunftsmusik, der

Digitized by Google

Schauplatz ihrer gewaltigsten Kämpfe, der Ort, wo man sie am besten begreift und ausführt. Der König nimmt sich, wie gesagt, ihrer Ausbildung mächtig an, baut ihr ein eigenes Theater (?) und ist der vertraute Freund Wagners, dessen Neuerungen er annimmt und verficht.

„Bei meiner Ankunft fand ich hier die „Zukunft" in großer, wirrer Bestürzung, denn der Tag einer großen, gefährlichen Krisis war gekommen: die Oper „Rheingold" wird nicht mehr aufgeführt!"

Soweit der Mailänder Feuilletonist. Wir halten sein Urtheil über München für um so interessanter, als besonders die Italiener gewöhnlich für geneigt angesehen werden, die Werke deutscher Kunst nicht besonders zu beachten. So lange dieses herrliche Land nur Einen Ruhm beanspruchen durfte, den der Kunst, so lange es unter sieben Fürsten getheilt, worunter mancher fremde, das verhaßte Joch politischer Unselbständigkeit tragen mußte, mag es geschehen sein, daß selbst aufgeklärte Männer auf Deutschland nicht besonders gut zu sprechen waren. Seit 1866 aber ist es mit Einem Male ganz anders geworden, und wir glauben fest behaupten zu können, daß deutsche Wissenschaft und Kunst nirgends aufrichtigere Verehrer und Bewunderer haben, als eben unter den Söhnen Italiens. In Bezug auf Wissenschaft brauchen wir nur auf eine wohlbekannte Thatsache aufmerksam zu machen: Mit ganz besonderer Vorliebe werden auf allen Universitäten und höheren Anstalten die deutschen Werke studiert, und jetzt schon haben diese mit dem fatalen Zauber französischer Oberflächlichkeit ein leichtes Spiel gehabt. Auf Gymnasien, Real-, Normal- und Volksschulen sucht man sich vorzüglich nach deutschen Mustern einzurichten, ja selbst die schöne Literatur Deutschlands fängt an, über die Alpen zu dringen. In Bezug auf deutsche Kunst werden die großen Maler der Neuzeit ebensosehr in Italien studiert, theilweise sogar nachgeahmt, als die Deutschen die noch immer unübertroffenen italienischen Meister studieren; und wohl nur die Achtung vor der deutschen Kunst, oder diese hauptsächlich, macht es begreiflich, wie die besten Journale Italiens bei ihrer Beurtheilung der italienischen Malerei auf der Münchener Ausstellung die armselige Beschickung mit relativ unbedeutenden Werken mit gar scharfem Tadel rügen konnten, da doch die Menge der gleichzeitigen Kunstausstellungen in ihrem eigenen Lande, der Reiz der großen Preise, welche auf denselben zur Vertheilung kommen, wohl auch der patriotische Wunsch, vor den Augen ihrer Landsleute sich als Künstler zu zeigen, nicht leichthin zu verwerfende Rechtfertigungsgründe sein dürften.

Venedig, im October 1869. Dr. Edoardo Spanghr.

Ein sonderbares Buch.

Besprochen von Prof. Dr Fauth.

München, im November 1869.

„Die Welt ist rund und muß sich drehen — es kann auch einmal anders gehen." So dachte vermuthlich der Verfasser des Buches: Palaeorama oder oceanisch-amerikanische Untersuchungen und Aufklärungen mit wesentlicher Berücksichtigung der biblischen Urgeschichten — aus dem Nachlasse eines amerikanischen Alterthumsforschers, (Newyork: B. Westermann u. Co. 440 Broadway. — London: Williams and Norgate. — Erlangen 1868 Verlag von Eduard Besold,) worin die bisherige Ordnung des Culturganges umgekehrt wird. Obgleich man bei transatlantischen Werken sich stets die Vorfrage stellen muß, ob man es nicht allenfalls mit einem literarischen „Humbug" zu thun habe, der einen ernsthaften Beurtheiler leicht dem Verdachte aussetzen könnte, mystificirt worden zu sein, so spricht doch in vorliegendem Falle, abgesehen von der wissenschaftlichen Haltung und Durchführung des Ganzen von Seiten des Verfassers: Dr. George Brown, zu Gunsten der Annahme, es handle sich um ein ernstlich gemeintes Buch, auch der Umstand, daß ein vaterländischer Gelehrter, wenn auch anonym, sich zur Bearbeitung desselben und zur Vertretung der darin ausgesprochenen Grundsätze herbeigelassen hat.

Welches ist nun „des Pudels Kern?" Kein andrer, als daß die gewöhnliche Anschauung, wonach wir Amerika die neue Welt nennen, während die drei östlichen

Digitized by Google

Continente damals als die alte Welt galten, als irrthümlich nachgewiesen und so über den Haufen geworfen werden soll. Daß sich Herr Dr. Brown bei diesem seinem Versuche auf die Bibel*) stützt, ließ sich bei einem neuenglischen Verfasser von vornherein vermuthen, wenn er es auch nicht Seite 77 flg. ausdrücklich selbst erklärte mit den Worten: „Wir stellen nichts Besonderes auf, gedenken überhaupt gar nichts vorzutragen und zu behaupten, was dem allgemeinen Bibel- und Christenglauben . . . nachtheilig sein könnte; da wir vielmehr den Werth und das Ansehen der heiligen Bücher auf eine bis jetzt noch ungeahnte Weise zu erhöhen und auszudehnen im Sinne haben. Wir widersprechen aber, wenn man jenen Anfangs- und Ausgangspunkt des Menschengeschlechtes und seiner Verbreitung auf der Erde nach Asien setzt; wir glauben, daß derselbe weit davon entfernt im stillen Meer gelegen, daß von daher Amerika und dann erst von diesem Welttheil aus Asien bevölkert worden sei."

Die Hauptbeweise für diese neue Hypothese sind in Kürze folgende. Ausgehend von dem Darwin'schen Gesetze der „Zuchtwahl" (natural selection) und des „Kampfes um das Dasein" (struggle for existence), auch gestützt auf die Beobachtungen solcher Naturforscher wie Alexander von Humboldt und unseres von Martius, constatirt Dr. Brown zuerst die Thatsache, daß die Urbewohner Amerikas und der Inseln des Stillen Meeres im Verschwinden begriffen seien, so daß ihre endliche Vernichtung nur mehr eine Frage der Zeit sei. Diese Erscheinung aber bilde das sicherste Kriterium für die Wahrheit des Satzes, daß diese Völker eben insgesammt älter sind, als die ihnen nachrückenden und sie verdrängenden Mitglieder der europäisch-asiatischen Race, welche sonach jünger ist, als die Verdrängten. Man kann die Stichhaltigkeit dieses Arguments zugeben, ohne mit dem Verfasser deshalb anzunehmen, daß die Cultur der bisher so genannten Alten Welt aus Oceanien oder Amerika abzuleiten sei. Denn man müßte sonst noch einen Schritt weiter gehen, und die Australier für die ursprünglichen Begründer der menschlichen Cultur erklären, da laut der Natur- und Erdgeschichte der fünfte Welttheil alle Kennzeichen als des ältesten an sich trägt. Was den Neger betrifft, so eröffnet die bedeutende Körperkraft und Fruchtbarkeit desselben auch ihm (wie den Bewohnern Asiens und Europas) die Aussicht in die Zukunft; es droht ihm zur Zeit kein Racentod; er ist insbesondere für den heißen Erdgürtel (Afrika) die siegreiche Specialität. Auch diese Race wird daher, jenem Systeme zufolge, als verhältnißmäßig jung betrachtet.

In diesem Punkte ist übrigens unser Autor nicht sehr zuversichtlich; denn er fügt sogleich hinzu: „Es gibt indessen noch eine andere Erklärungsweise. Die in Rede stehende, schwarze Menschenart mag ebenso alt, als die Urbevölkerung Amerikas und Oceaniens sein; sie hat aber niemals im welthistorischen Gange der Dinge eine Rolle gespielt, wie jene anderen Racen, die zur Zeit im Vergehen und Verschwinden begriffen (sind). Dieselben haben sich in ihrer vorzeitlichen Bethätigung erschöpft und sind nur noch alte, verbrauchte Werkzeuge des geschichtlichen Entwicklungsprocesses. Der Neger hat noch seine ganze rohe Kraft, und ist deßhalb dem Europäer so brauchbar und nützlich **), für unsre Untersuchungen aber interesselos; dagegen jene dahinsterbenden oder schon zu Grab gegangenen Nationen dem Forscher, der in die Geheimnisse des Alterthums einzudringen wünscht, von allerwesentlichstem Interesse sind."

Worin besteht aber nun die „vorzeitliche Bethätigung" der oceanisch-amerikanischen Menschheit?

Darauf wird uns p. 89 die Antwort ertheilt: „Es sind in der That Spuren und Fingerzeige vorhanden, welche lehren, daß das uns historisch unbekannte amerikanische Alterthum, wenn auch nicht immer und überall, doch zu einer gewissen Zeit und bei manchen Volksstämmen, ja vielleicht vorherrschend und nur mit wenigen Ausnahmen gräulich und entsetzlich gewesen! Wie aber der religiösen Lehre der Bibel gemäß der Mensch, der ursprünglich dem Tode nicht unterworfen gewesen, erst in Folge einer Versündigung ein Sterblicher geworden, so könne auch, wegen einer all-

*) Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque,
Invenit atque in eo dogmata quisque sua.

**) Ist H. Dr. Brown Pro-slavery-man?

Digitized by Google

gemeinen Verschuldung*), der Racentod eintreten. „Was die Vorsehung retten wollte, das mußte aus diesem (sündhaften) Welttheile hinausgeführt werden, und wir begreifen auf diese Weise um so mehr jenen wunderbaren Zug Israels unter Mose, der unserm Systeme gemäß nicht von Aegypten nach Palestina — was nichts weniger als großartig gewesen wäre — sondern von einem (dem westlichen) Continent zum andern (dem östlichen), von Amerika nach Asien ging."

Hiemit haben wir die Quintessenz der Ansichten Dr. Browns ausgehoben. Mich wundert nur, daß er nicht vielmehr den frommen Erzvater Noah zum Verbindungsgliede zwischen Amerika und Asien gemacht hat, da die Arche**) doch offenbar ein entsprechenderes Mittel dargeboten hätte, den von der Vorsehung zur Rettung bestimmten Theil der Bevölkerung über den Stillen Ocean an die Ostküsten Afrikas zu transportiren, als die Fußpartie der Israeliten durch das Rothe Meer. Zwar bemüht sich der Verfasser p. 310 den Nachweis zu liefern, daß die Juden nie am Nil gewohnt, und daß der Meeresarm, durch welchen sie trocknen Fußes gezogen, die gefrorne Behringsstraße gewesen sei — allein wie geschraubt ist seine Argumentation! Er zieht hieher die Stelle Jesaias XI. 15: „Dann verbannet Jehova die Zunge des ägyptischen Meeres und schwingt seine Hand über den Strom (die Strömung) in gewaltigem Sturm und zerschlägt ihn in sieben Bäche, daß man in Schuhen durchgehen kann. Und das ist eine Straße für den Rest seines Volkes, das übrig ist aus Assyrien, so wie sie eine war für Israel, als es herzog aus Aegyptenland." Auch das Land Arsareth Esra XIII 40, in welches zu kommen die von den Assyrern weggeführten Stämme eine Reise von anderthalb Jahren***) gebraucht haben würden, bezieht er, so wie Mizraim (Aegypten) auf alte Namen amerikanischer Gegenden. Hätte der gelehrte Forscher einen Augenblick den Parallelismus von „Meereszunge" und „nahar" (Strom) gründlicher bedacht und sich vergegenwärtigt, daß der Dual Naharain sowohl in der Bibel als auf ägyptischen Denkmälern stets das „Zweifluß-land" (Mesopotamien) zwischen Euphrat und Tigris bedeutet, so hätte er sich gehütet, hiebei an das Stille Meer und die Behringsstraße zu erinnern.

Auch die zwischen Fluth und Exodus inneliegenden Ereignisse sucht er für seine Hypothese auszubeuten. Was zuvörderst den Thurmbau von Babel und die daran geknüpfte Sprachverwirrung, Völkerzerstreuung und Staatenbildung betrifft, so beruft er sich p. 90 auf Martius, der ebenfalls geglaubt habe, daß in diesem (amerikanischen) Continente ganz außerordentliche Dinge vorgegangen seien, wie sonst nirgend in der Welt; daß hier entsetzliche Katastrophen Länder und Völker betroffen, den Sinn der Menschen verwirrt und verdüstert, ihrem Charakter ein so ungeselliges Gepräge aufgedrückt und eine so große Zersplitterung und Isolirung der einzelnen Stämme verursacht hätten; „er sagt es fast ausdrücklich, daß der Schauplatz der von der Genesis erzählten Sprachverwirrung und Volkszerstreuung in Amerika gewesen sein müsse." Er polemisirt auch p. 58 gegen einen Ausspruch unseres seligen Dr. Julius Braun, seinen Namensvetter, wenn dieser sagt: „Die Sage vom Thurmbau ist unzertrennlich vom babylonischen Boden, und der Thurm selbst ein zu schwerer Klotz, als daß die Wanderlust der Sage auch ihn ergriffen haben könnte, um ihn da und dort auf entferntem Boden niederzulassen" (Ausland vom 23. Juni 1861 S. 608). Nach Dr. Browns Ansicht wandert nicht der kolossale Gegenstand — worin wir ihm beipflichten — sondern die Sage selbst, und diese sei stets beweglicher Art und Natur; von vielen Bergen, Felsen, Burgen, Kirchen, Thürmen würden an den verschiedensten Orten dieselben Sagen erzählt. Der Ararat werde auch nach Phrygien versetzt; die Fluthsage wandere mitsammt ihrem Berge. Das Babel der heiligen Schrift müsse nicht nothwendig das asiatisch-babylonische sein; es könne auch ein amerikanisches Babel gegeben haben, so gut als ein Babylon in Aegypten." Was letzteren Einwurf anbe-

*) Es sind nicht die colossalen Staatsschulden gemeint.

**) p. 196 wird der Name der Insel Cuba mit κύμβη „Kahn" und einer Unzahl Wörtern zusammengestellt, um zu erhärten, daß der Vater Noah, der auch den Wein der Insel gekostet, dort seine Arche gezimmert habe!

***) Der Zug des Heilgottes Chons von Theben und Aegypten nach Bachtan (Ecbatana) erforderte ein Jahr 5 Monate. (cf. De Rougé: Etude Inf. lin. 17.)

Digitized by Google

langt, so hat Dr. Brugsch nachgewiesen, daß dieses ägyptische Babylon nur in Folge einer Accommodation diese concrete Namensform erhalten hat, da es ursprünglich Baben (die zwei Spitzen, d. h. Obelisken) lautete, woraus, wie aus älterem nas später las (lingua), so analog hier Babel*) entstand. Ebenso accommodirte man das altägyptische ta-revui, die Benennung der Steinbrüche des Mokattam bei Cairo, woraus die Kopten Lini formten, in classischer Zeit an das bekannte Troja, das heutige Tura der Araber. Darf man daraus schließen, daß der trojanische Krieg nicht an den Küsten Kleinasiens, sondern bei Memphis gespielt hat?

Hr. Brown hätte für seine Hypothese, daß der babylonische Thurm, der doch offenbar aus Lehmziegeln erbaut worden, wie die assyrisch-babylonischen Denkmäler in ihren Ruinen jetzt noch sämmtlich beweisen, ursprünglich in Amerika gestanden haben müsse, sich darauf berufen können, daß in einem Artikel von San José in Costa-Rica (Ausland vom 11. Juni 1862) das Wort adobe erwähnt wird, mit der Bedeutung: „an der Sonne getrocknete Lehmziegel", sowie dobe im Aegyptischen die Ziegel bedeutet, die man aus Nilschlamm formte und in der Sonne trocknen ließ, um daraus z. B. auch das Innere der Pyramiden herzustellen! Diese Schlußfolgerung sähe ihm ähnlich.

Von demselben Kaliber, wie die hier vorgebrachten Beweise für ein amerikanisches Babylon, das bekanntlich erst in neuerer Zeit nach dem westlichen Continent mit vielen andern Städtenamen von Asien und Europa verpflanzt worden ist, sind Browns Identificationen des „gewaltigen Jägers vor dem Herrn" oder „gegen den Herrn" nach seiner Uebersetzung. Nimrod gleicht ganz dem mexicanischen Helden Citli, der nach der Sonne des vierten Weltalters schoß, wie jener in den Himmel gen Jehova. Aber die Sonne kehrte den Spieß oder Pfeil um und schleuderte ihn dem Helden in den Kopf. Montezuma I., ein Mann von außerordentlicher Stärke und unbeugsamem Muthe, führte den Beinamen „Schütze des Himmels", welch letzteren wirklich der Abbildung zufolge ein Pfeil durchbohrt — also ein zweiter Nimrod!**). Demgemäß müssen auch die biblischen Namen seines Reiches gedeutet werden; von Babel, das auch in ägyptischen Quellen als Babiru (Babilu) erscheint, und zwar gelegentlich der pharaonischen Feldzüge nach dem Lande Naharain, habe ich oben schon gehandelt. Das Land Schinear wird ägyptisch unter der Form Sinegar ebenfalls in jener Gegend erwähnt — wer wird es also mit Dr. Brown in Amerika suchen? Zudem versucht er selbst es nicht einmal, sondern begnügt sich mit der vagen Behauptung: „es ist (Genesis X) von einer Erweiterung oder Verlegung der Herrschaft die Rede" und fährt dann fort: „Das zweite Reich (Aschur), das amerikanische Assyrien (auch ägyptisch unter der Form Asur auftretend), entstand wahrscheinlich nach der Katastrophe, welche das amerikanische Babylonien, welches wir in die Gegend verlegen, wo jetzt das Antillenmeer, durch Orkane und Erdbeben erlitt."

Die Künstlichkeit oder Geschraubtheit seines Verfahrens bekundet am Anschaulichsten die Art und Weise, wie Brown den Namen der großen Stadt des nimrodischen Reiches, nämlich Resen, für sich ausbeutet, indem er sagt: „Resen***) heißt hebräisch der Zaum: also wohl eine Zwingburg für empörungslustige Völkerschaften. Nichts Anderes wird auch Calne und Kalah, Khelach bedeutet haben; vergl. sanscr. Khalinas, χαλινος, Zaum. In der Geschichte von Florida begegnet ein alter Ortsname Matike; vergl. hebr. metheg Zaum, latein. mitigare zähmen, bändigen, sänftigen." (!)

Nach diesem Muster vergleichender Sprachkunde darf es uns auch nicht befremden, Abraham und Lot, Sodoma und Gomorrha als ursprüngliche Amerikaner zu treffen. Ich müßte befürchten, die Geduld des Lesers zu ermüden, wollte ich die von

*) Nach hebräischer Etymologie bedeutet dieses Wort „Verwirrung"; aber keilinschriftlich Bab-El porta Ili (dei).

**) Dieser Name wird zwar p. 219 von dem semitischen marad „widerspenstisch" abgeleitet, aber weiterhin von dem indogermanischen mrd „sterben", wonach Nimrod, der Unsterbliche, Göttliche, sich selbst Vergötternde wird — aber was hat das Alles mit Amerika zu schaffen?

***) Er fragt in der Anmerkung p. 216: „Schrieben sich davon die Etrusker her, die sich Rasener nannten?"

Digitized by Google

reichen Sprachkenntnissen zeugenden Vergleichungen des Verfassers ins Einzelne verfolgen. Wo Wortanklänge sich nicht darbieten, greift er zu dem Expediens, daß er eine Uebersetzung des Namens annimmt, und was läßt sich mit zwei so schmiegsamen Hilfsmitteln nicht Alles ins Werk setzen! Man fühlt sich versucht, auszurufen: Insanis! multae te litterae ad insaniam convertunt Act XXVI, 24.)

(Schluß folgt.)

Vom Büchertisch.

„Die Prinzessin von Ahlden," historischer Roman von Th. Hemsen (6 Bände, Hannover bei Rümpler).

E. Ein lebhaftes, farbenreiches, erschütternd abschließendes Gemälde glühender Liebe und glühenden Hasses entrollt uns der Autor in dieser mit Wärme des Gefühls und historischer Vertiefung geschriebenen Erzählung, deren Mittelpunkt das tragische Schicksal der ebenso liebreizenden wie unglücklichen Sophia von Celle bildet, der späteren Erbherzogin von Hannover, der Mutter Georgs II. von England und Großmutter Friedrichs des Einzigen von Preußen, die ihre letzten dreißig Lebensjahre als Staatsgefangene im Schlosse Ahlden verbrachte und nach diesem im Munde des Volkes den Titel einer Prinzessin von Ahlden erhielt. Wie in so vielen poetischen Erzeugnissen der Neuzeit, im Fache des Dramas nicht minder wie in dem des Romans, so ist auch hier als Problem ein zwar der äußeren Convenienz und der herkömmlichen Sitte zuwiderlaufender, aber innerlich und poetisch berechtigt erscheinender Ehebruch mit allen seinen folgerichtigen Consequenzen hingestellt. Prinzessin Sophia, seit frühester Kindheit als Gespielin des jungen Grafen Königsmark aufgewachsen und mit ihm durch die Bande nicht nur der treuesten Freundschaft, sondern auch einer freilich noch unbewußten glühenden Herzensneigung verbunden, theilt das bejammernswerthe Loos so vieler Fürstentöchter, kaum zur Jungfrau herangewachsen aus rein politischen Gründen einem nie gesehenen, ja ihrer vollkommen unwürdigen Gemahl geopfert zu werden und nun ihr ganzes verlorenes Leben hindurch gleich der unglückseligen Caroline Mathilde von Dänemark, Struensees Gönnerin und Freundin, mit deren Schicksal das Sophiens eine bedeutsame Aehnlichkeit hat, es mit heißen Thränen beweinen zu müssen, „daß ihre Mitgift eine Krone war." Lange beugt sie sich dem verhaßten Zwang, hält dem von Maitressen beherrschten brutalen Gemahl unverbrüchliche Treue und kämpft siegreich die glühenden Gefühle ihres Herzens nieder, die der von keiner Gefahr geschreckte und sich ihr unaufhörlich mit heißer Liebe nähernde Königsmark fort und fort in ihr nährt. Als aber endlich der Hohn und die Verachtung, die ihr am eigenen Hofe, von dem eigenen Gemahl und dessen Buhlerinnen zu Theil werden, auf das Höchste gestiegen, als die edelsten Empfindungen des Weibes, der Gattin in ihr mit berechneter Gemeinheit in den Staub getreten sind, da bäumt sich ihr Stolz auf gegen diese Niederträchtigkeit, rückhaltslos giebt sie sich den berechtigten Gefühlen ihres Herzens hin und alles dem einzig wahren Geliebten ihrer Seele opfernd wirft sie sich in Königsmarks, ihres Jugendgespielen, Arme*). Das durch Haß geschärfte Auge der Feinde und Neider entdeckt dies Verhältniß — Königsmark wird durch Verrath in derselben Nacht, die zur Flucht mit Sophia bestimmt war, geopfert, und Ahldens ödes, verlassenes Schloß nimmt die durch fürstlichen Richterspruch geschiedene, von den Ihren verstoßene und aus der Welt verbannte Prinzessin auf. — Die

*) Wie bekannt, hat auch Schiller für diesen Stoff besonderes Interesse gehegt, und in dem von der Frf. v. Gleichen-Rußwurm kürzlich bei Cotta herausgegebenen dramatischen Nachlaß findet sich der Entwurf zu einem Trauerspiel: „Die Herzogin von Celle" (auch seperat abgedruckt in der Wochenausgabe der „Allgemeinen Zeitung," 1867 Nr. 34 und 35). Vielleicht hat gerade dieser unserem Autor die erste Anregung zu seinem Roman gegeben. Der hauptsächlichste Punkt, in welchem Schiller von ihm und von der Geschichte abweicht, ist der, daß er den Character der Prinzessin vollkommen rein erhalten und kein Liebesverständniß zwischen ihr und Königsmark stattfinden lassen will. —

Digitized by Google

Zeichnung der Charaktere, vor Allem der Heldin und ihrer Vertrauten, des ritterlichen, an seiner Jugendliebe mit eiserner Consequenz festhaltenden Königsmark und seines Freundes Buccow, nicht minder auch der ränkesüchtigen Damen und Herren des Hofes, besonders der aus Eifersucht und Haß zur wahren Furie werdenden Gräfin von Platen, ist eine gelungene zu nennen, die einzelnen Scenen sind oft mit dramatischer Lebendigkeit zugespitzt, und die Spannung ist bis zum Schluß in fortschreitender Steigerung erhalten. Daneben fesselt das Buch durch eine reiche Mannigfaltigkeit der Scenerie; aus dem stillen Hofe von Celle, der Heimath Sophiens und dem Schauplatz ihrer kindlichen Spiele und Träume, werden wir in den rauschenden Karneval von Venedig und von da aus wieder in das üppige Hofleben Hannovers versetzt, und schonungslos enthüllt der Verfasser uns das schmähliche, jeder Ehre und Sitte bare Treiben an den Fürstenhöfen jener Zeit. Sollten wir einen Tadel aussprechen, so wäre es der, daß die Exposition des Ganzen, die Anknüpfung der verschiedenen Fäden eine zu weit ausgesponnene ist, daß wir zu lange auf die eigentliche Katastrophe, ja überhaupt auf den Uebergang Sophiens aus der bloß psychischen zur wirklichen Untreue warten müssen, und daß die höfischen Intriguen zu sehr gehäuft, die Schicksale der in die Haupthandlung verwebten Nebenpersonen mit zu großer Ausführlichkeit behandelt sind. Trotzdem aber erlahmt unser Interesse nie, und die ergreifenden Scenen der beiden letzten Bände entschädigen einigermaßen für manche zu weit ausgesponnene Episoden der ersten. —

** Die Gaben des Buchhandels zum Weihnachtsfest haben sich auf unserem Tische bereits zu erstaunlicher Höhe gehäuft. Wir können heute nur Einzelnes herausgreifen. Auf das größte Publikum dürfen wohl die allbeliebten Sachen des Verlags der „Fliegenden Blätter" rechnen. Zuerst fällt uns ein komisches Epos von Moritz Busch in die Hände: „Schnurrdiburr die Bienen". Vom tollen Geist der Bilder wissen Alle, die die Geschichte von „Max und Moritz" kennen, vom Geist des Textes mag die in ihrer Art classische Einleitungsstrophe Zeugniß geben:

„O Muse reiche mir den Stift, den Faber
In Nürnberg fabriciren muß;
Noch einmal sattle mir den harten Traber,
Den alten Stecken Pegasus."

Von demselben Clown unter den Zeichnern stammt auch eine große Anzahl der neuen „Münchener Bilderbogen", von denen abermals eine Serie von 24 (von Nr. 481—504) erschienen ist. Die abenteuerliche „Gründung von Karthago" und die „Eroberung von Troja, die Geschichte von den „Undankbaren Wilden" und vom „Müller und Schornsteinfeger." Bekannt ist, welchen wahrhaft künstlerischen Werth diese Bilder in ihren Costümblättern, landschaftlichen und Architekturbildern haben. Die Anerkennung dieses Unternehmens von Seiten der Presse braucht sich nicht zu bemühen, Reclame zu machen; sie darf einfach constatiren, daß diese ächt volksthümlichen und von künstlerischem Geist beseelten Blätter längst ein glänzender Exportartikel nach allen Theilen der Erde, wo Deutsche wohnen, geworden ist. Von glücklichstem Humor sind in der neuen Lieferung die „Parthie Billard zwischen Maikäfer und Heuschreck", die Geschichte vom „Friedensstifter" und die „Hornviehabenteuer." Von „Petermanns Jagdabenteuern" ist im gleichen Verlag der fünfte Theil erschienen, der in ähnlicher Weise die Jagdgeschichten und Schnurren reproducirt, für welche die „Fliegenden Blätter" bekanntlich eine besondere Spalte haben. — Anschliessend an diese Anzeige möchten wir zugleich auf die „Bibliothek humoristischer Dichtungen" aufmerksam machen, welche im Verlage von G. Barthel in Halle a/S. erscheint. Diese von literaturkundiger Hand zusammengestellte Sammlung enthält die besten humoristischen Stücke unserer älteren und neueren Literatur, und da sie nicht bloß Erzählungen und Gedichte, sondern auch Lustspiele und epische Dichtungen ankündigt, so wird sie in dieser Vielseitigkeit sicherlich den verschiedensten Wünschen entgegenkommen. — Im gleichen Verlage sind die bereits besprochenen Shakespeare-Forschungen und die neue Uebersetzung der Shakespeare'schen „Sonette" von Benno Tschischwitz erschienen; auch ein starker Band „Danteforschungen" von

Digitized by Google

Karl Witte aus gleichem Verlage liegt uns vor. Es enthält die Geschichte, wie der berühmte Gelehrte zum Dantestudium gekommen, sowie eine Zusammenstellung von siebenundzwanzig kleineren Arbeiten, die Witte im Laufe von fünfzig Jahren über den großen Dichter in verschiedenen Zeitschriften publicirte. Die Mehrzahl derselben ist der kritischen Würdigung bisheriger italienischer und deutscher Ausgaben, sowie den bedeutenderen Uebersetzungen von Kannegießer, Streckfuß, Kopisch und Philaletes gewidmet. Falls unsere Propyläen im neuen Jahr fortfahren werden zu erscheinen, werden wir auf dies reichhaltige und instructive Buch zurückkommen. — Für den Weihnachtstisch speciell dürften sich die neuen Auflagen von Zettels „Edelweiß" (Stuttgart, Krüll) und von Scherers „Gedichten" (Leipzig, Dürr) empfehlen, welche bereits in dritter Auflage vor das Publicum treten. Das erstgenannte ist eine Anthologie, in welcher nicht weniger als hundertachtzehn Dichter der Gegenwart vertreten sind. Daß die Auswahl eine geschmackvolle und von feinem Tact geleitete, beweist die Gunst des Publicums, welche sich rasch für dies anmuthige Buch entschieden hat. Von Scherers Gedichten, die nur seine eigenen Originalien bieten, gilt das gleiche. Sinnigkeit und Beschaulichkeit nebst anderen Vorzügen der eigentlich schwäbischen Schule geben diesen gemüthvollen Aeußerungen eines ächten Poeten bleibenden Werth. Die neue Auflage ist außerdem mit 120 Vignetten von Thumann, geschnitten von Günther, geziert, so daß man das Buch eine Luxusausgabe im vollen Sinne des Wortes nennen kann. — Eine gleiche Luxusausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea", wie von seinen römischen Elegieen und venetianischen Sonnetten hat die junge, sehr thätige Verlagsbuchhandlung von Quandt und Händel in Leipzig veranstaltet. Stylvolle Initialen, Vignetten und Arabesken bilden die Ausstattung der typographischen Prachtwerke, und empfehlen deshalb dieselben vorzugsweise zu Festgeschenken. — Eine neue Art Sammlung bietet die Verlagsbuchhandlung von Mathes. Ein Herr Daul hat sich der Mühe unterzogen, sämmtliche Stücke von Shakespeare nach einer gewissen Richtung hin zu excerpiren. Seine Shakespeare-Anthologie nennt sich „Leitsterne im Leben und Lieben der Frauen", und umfaßt vier Bände unter den Titeln: Hymen, Frauenphilosophie; Scherz und Ernst zur Männerkenntniß; Amor, die Kunst zu lieben, und Momus, Toilettenspiegel für Frauen, wohlgemerkt, Alles nur durch Shakespeare'sche Sentenzen, Bilder und ganze Textstellen illustrirt. Ein weniger schellenklingelndes Arrangement wäre geschmackvoller gewesen. In dieser Manier erinnern die Heftchen gar zu sehr an Sachen, wie „Hymen, oder die Geheimnisse der Ehe" und ähnlichen Schund der Bücherspeculation. — Aehnlich im Princip ist die musicalische Anthologie-Sammlung von Aussprüchen über Tonkunst von Tonkünstlern, Theoretikern und Dichtern von Clara Fromm — im gleichen Verlag. — Wir schließen diesen Notizen noch folgende an. Vom Bayernbuch von J. M. Mayer ist die siebente Lieferung erschienen. — Das „Buch der Welt", illustrirtes Familienjournal von C. Hoffmann in Stuttgart, mit Stahlstichen und Farbentafeln, schreitet rüstig vorwärts. Es bringt hübsche Scizzen aus der Weltgeschichte, wie aus dem Leben der Thiere und Pflanzen. Der Text ist in populärem Tone gehalten und trägt meist bewährte und beliebte Namen an der Spitze. — Einen großen Aufschwung haben ferner die drei Hallberger'schen Blätter „Ueber Land und Meer", „Zu Hause" und „Illustrirte Welt" genommen, und scheint die Verlagshandlung keine Mühe, den bewährten Ruf dieser gediegenen Unterhaltungsblätter zu behaupten, welche an Vielseitigkeit und Reichthum des Textes, sowie an Kunstwerth der artistischen Beigaben in Deutschland in erster Reihe stehen. — Mehr eine Modezeitung für Frauen ist das „Haus", welches bei Costenoble in Berlin erscheint und von Pfeiffer redigirt wird. Wie es scheint, will dieses Blatt vorzugsweise dem „Bazar" Concurrenz machen. Bei der reichen Auswahl des Inhalts, über welchen es verfügen zu können scheint, wäre eine größere Vorsicht bei der Aufnahme von Gedichten empfehlenswerth. Poesien, wie „Engel und Storch" gehören doch nur wider Willen zur erheiternden Literatur.

Digitized by Google

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

** Gustav Wasas Gestalt gehört zu den anziehendsten und gefeiertsten nicht bloß der schwedischen Geschichte. Es ist etwas Antikes in diesem Charakter, der für das arme geknechtete Vaterland in fremden, mächtigen Städten gleichsam betteln geht, der Jahre lang geächtet und auf der Flucht vor den dänischen Spähern unter tausend abenteuerlichen Gefahren bis auf den Grund des Volkes untertaucht, um seine Herzen zu erobern — um als Held der Kinder und Frauen, gleichsam ein wandelndes Märchen, plötzlich als König und Feldherr aufzuerstehen an der Spitze halbnackter, schlechtbewaffneter Bauernschaaren, und der Befreier seines Vaterlandes zu werden. Er ist nicht minder antik, als er später auf einem Reichstag Reich und Krone freiwillig niederlegte und weinend davonging, weil man seinen reinen Absichten fortwährend Schwierigkeiten entgegenstellte. Aus diesem reichbewegten Leben hat B. Scholz nur eine kleine — aber tiefempfundene Episode herausgegriffen, und mit der Hand eines ächten Poeten zu einem höchst wirksamen Schauspiel gestaltet, welches unter dem Titel „Maske für Maske" vorigen Freitag in Scene ging. Er wählte die Zeit, als Gustav Wasa beinahe ganz Schweden von den Dänen gesäubert hat. Nur Stockholm widersteht noch, und wird von ihm belagert. Außerdem ist es der Adel von Westgothland, der durch seine starken Sympathien für Dänemark das Befreiungswerk erschwert. Da beschließt Gustav Wasa, selbst unerkannt unter diesen störrischen vaterlandslosen Adeligen zu erscheinen, offenbar in der Absicht, ihnen nicht bloß auf den Zahn zu fühlen, sondern sie wo möglich zu sich herüberzuziehen. Er wählt dazu das Schloß Grip. Der Herr desselben, Nils Gyllensterna, sowie seine schönen Schwestern Anna und Friederike sind allerdings heimlich gut schwedisch gesinnt, dürfen es aber den übermächtigen und verrätherischen Standesgenossen nicht zu zeigen wagen; so tragen sie also die dänische Maske. In diese Familie tritt Gustav Wasa in der Maske eines dänischen Officiers, und nun beginnt zwischen ihnen ein seltsames Spiel gegenseitiger Ausforschung und Versuchung. Je deutlicher Gustav zu werden wagt, desto vorsichtiger erwidert man ihm mit dänischen Gesinnungen, und sehr bald kommt es zum offenen Bruch mit dem Schloßherrn, dem dieser dänische Spion längst eine Last ist. Anna, zu der Gustav sofort eine heftige Leidenschaft gefaßt, wagt es sogar, den angeblichen Dänen herüberzuziehen, indem sie ihm unter der Maske eines Märchens Gustav Wasas Lebensgeschichte und Heldenthaten erzählt. Diese Scene ist die Perle des Stückes und von einer so tiefen Poesie durchtränkt, mit so feiner Grazie und ergreifender Gemüthswahrheit ausgeführt, daß die ganze moderne dramatische Literatur wenig dem ähnliches aufzuweisen hat. Aus jedem Worte der schönen Erzählerin loht die heimliche Begeisterung für die Sache des Vaterlands, und Gustav Wasa, der zum ersten Mal sein eigenes Leben, seine eigenen Thaten im reinsten Spiegel eines begeisterten Herzens erblickt, sieht sich schon beglückt am herrlichsten Ziele. Aber im Moment, wo er selber daran ist, die dänische Maske abzuwerfen, erwacht die Vorsicht des Mädchens, und sie verläßt ihn mit der fühlen Wendung, daß sie ihm ein Märchen erzählt habe — gleichwohl ist sie selbst im heftigsten Zwiespalt, denn sie liebt den schönen Fremdling, aber seine dänischen Farben scheuchen sie zurück. Auch ihr zerstört die rauhe Wirklichkeit das schöne Märchen ihrer Träume und ihrer Liebe. Gleichsam unverrichteter Dinge kehrt Gustav Wasa in sein Lager vor Stockholm zurück, das sich kurze Zeit darauf ergibt. Nun wendet er sich noch einmal nach Schloß Grip, um die Geliebte auf die letzte Probe zu stellen — auf die Probe, ob die reine Liebe nicht noch siegreicher, als alle politischen Ueberzeugungen. Er kommt abermals als Däne, und zwar auf der Flucht. Anna soll ihn beschützen und verbergen. Die Kunde vom Fall Stockholms und von der Krönung Gustav Wasas durcheilt bereits das Land. Gyllensterna und seine Getreuen werfen jetzt die lästige Maske ab und erklären sich für Gustav Wasa. Als der flüchtige Däne entdeckt wird, soll er den Tod erleiden: da wirft sich Anna dazwischen und bekennt offen ihre Leidenschaft für den Feind des Vaterlandes, selbst auf die Gefahr hin, von den Ihrigen verworfen und vertrieben zu werden. Die Ankunft der Getreuen Gustavs löst das Räthsel. Der dänische Flüchtling steht plötzlich als König unter den Ueberraschten,

Digitized by Google

die vor ihm knien. Er aber beugt sein Knie vor der künftigen Königin, die siegreich die schwerste Herzensprobe bestanden hat. — Allerdings nun kann man gegen das Stück mancherlei einwenden. Im Ganzen erscheint es in seiner Einfachheit zu sehr als Episode eines ungeschriebenen großen Stückes, das beide Parteien — Dänen und Schweden — in Action zeigen und das epische Element jener Erzählung zur wirklichen dramatischen Handlung verkörpern müßte. Andererseits ist die Probe und Komödie zu weit getrieben. Man kann es grausam finden, daß Gustav Wasa, nachdem er längst die Leidenschaft Annas für ihn erkannt, sie dazu zwingt, sich ihm auch als Dänen, als offenbaren Feind, zu beugen und zu ergeben. Aber alle diese streitigen Puncte verschwinden vor der Kunst, mit welcher der Dichter das, was er giebt, ausgeführt und vertieft hat. Er hat zwar einen überflüssig breiten Gebrauch vom epischen Element, das ja auch zum Drama gehört, gemacht, aber diese Art von Erzählung ist allerdings ein Meisterstück, und wie Frl. Ziegler diese Scene spielte, wird Jedem unvergeßlich bleiben. Wir glauben nicht, daß die Propyläen seit allen früheren Berichten im Verdachte der Vorliebe für überschwängliche Reclame stehen, aber selbst auf die Gefahr hin, diesen Verdacht zu erwecken, legen wir vor dieser Leistung der Frln. Ziegler gerne die Feder des Kritikers nieder, und freuen uns in wärmster Bewunderung des Glücks, daß das deutsche Drama der Gegenwart wieder eine große Künstlerin errungen hat, die mit Riesenschritten ihrer Vollendung entgegengeht. Bisher wußte Frln. Ziegler wohl zu imponiren, und die Macht der Leidenschaften mit brennenden Farben zu malen, dießmal aber verstand sie zu rühren, und einen Reichthum an ergreifendsten Gemüthstönen in einer Zartheit und Weichheit zu entfalten, die um so mehr überraschten, je weniger man darauf vorbereitet war. Die Kunst hat wirklich ein Wunder an dieser Künstlerin vollbracht. Obschon von Natur aus mit allen Mitteln ausgestattet, hat sie doch erst durch Rückwirkung eines andauernden und eindringenden Studiums der dramatischen Kunst und Poesie jenen Ausdruck vergeistigter Schönheit gewonnen, die erst seit dem letzten Jahre ihren Darstellungen einen neuen und überraschenden Zauber giebt. — Lag es am Dichter, oder an der sehr ausgiebigen „Theaterbearbeitung" des Stücks, das ursprünglich in fünf Akten geschrieben war, aber neben der Rolle Annas treten alle übrigen Figuren weit in den Hintergrund. Selbst Gustav Wasa, den Hr. Rüthling mit männlicher Würde und stylvoller Mäßigung darstellte, gelingt es nicht, neben jener herrlichen Figur auf die Dauer das Interesse auf sich zu concentriren. Allerliebst war schließlich Frln. Ramlo als jüngere Schwester und besonders ergötzlich Hr. Christen als Hans von Bonde — einer der westgothländischen Edelleute, die ihre Fahne nach dem Winde hängen, und aus lauter Furcht so lange als möglich däusch bleiben. Die übrigen Rollen sind zu wenig ausgeprägt, als daß ihre Darstellung besondern Anlaß zur Besprechung böte. Die übrigen Abende der Woche vertheilten sich theils auf Wiederholung der beiden letzten Novitäten „Isabella Orsini" und „Maske für Maske," theils auf drei kleinere Stücke „Liebesdiplomaten," „Eine alte Schachtel" und „Wenn Frauen weinen," deren Titel wir der chronicalischen Ordnung halber anführen.

b) Oper:

-ll. Die Oper brachte Donnerstag die Wiederholung der Schubert'schen Operette „Der häusliche Krieg"; wir verweisen deshalb auf den früheren Bericht hierüber. — Am Sonntag, den 5. Dec., als am Sterbetag Mozarts, ging dessen herrliches Jugendwerk „Die Entführung aus dem Serail" in Scene. Wir gestehen nur zu gerne zu, daß es gerade in jetziger Zeit an unserer Bühne schwer hält, ein Kunstwerk vollständig zur Geltung zu bringen, und mit Rücksicht auf diese fatalen Zustände an unserer Oper entschuldigen wir es, daß so viele Nummern gestrichen wurden. Ob durch solche Kürzungen das Werk selbst nicht leidet, ist eine andere Frage. Mag auch z. B. die große Colo-Arie „Martern aller Arten" (zweiter Act) noch so sehr das Gepräge der Coloraturarie an sich tragen, so hat sie doch ihre wichtige dramatische Bedeutung, insoferne als die angedrohten Martern, welche in drei Acten auf unsere Phantasie wirken sollen, hier schon als vorher angedroht und gleichzeitig als bevorstehend empfunden werden, denn wir finden die Ergänzung zu dieser

Digitized by Google

Arie in dem Duett des dritten Actes: „Welch ein Geschick", wo die Furcht wirklich die Herzen überwältigt. Zudem liegt in dieser C dur-Arie ein mächtiger, musikalischer Aufschwung, der das Gefühl auf der Höhe hält, bis im Finale der Jubel des Wiederfindens sich Luft macht. Ebenso unlieb vermißten wir die Arie des „Belmont" zu Anfang des dritten Actes: „Ich baue ganz auf Deine Stärke." Nicht bloß, daß der Act ganz musiklos anfing und so alle Stimmung von vornherein verloren ging, sondern man raubte dadurch dem Ständchen des „Pedrillo" allen Hintergrund; denn erst nach der rauschenden Arie wirkt die bescheidene Instrumentation des Ständchens. Hr. Vogl, der an diesem Abend mit viel Wärme sang, möge sich diese Es dur- und jene das Finale des zweiten Actes vorbereitende Arie in B dur zu eigen machen. Frln. Leonoff gab sich für eine Anfängerin alle Mühe, ihrer Partie gerecht zu werden, doch fehlt überall die Gluth, die Begeisterung; mit viel größerem Tone hätte sie die G moll-Arie „Traurigkeit ward mir zum Loose" zum Ausdruck bringen sollen. Bei Hrn. Bausewein haben wir mit Bedauern bemerkt, daß seine Tiefe immer unzureichender wird. Hat der Sänger nicht bemerkt, daß Osmins Leidenschaftlichkeit bei jedem Verse seines Liedes: „Wer ein Liebchen ꝛc." sich steigert, wie dies Mozart durch die immer lebendigere Begleitung ausgedrückt hat, und daß im dritten Verse, wo das Orchester aus der Sechzehntel-Bewegung in Accordbegleitung und in Allegro eintritt, unterdrückte Wuth ihn Charakter und Tempo des Liedes verändern läßt? So etwas hätte im Spiel und Vortrag ausgedrückt werden müssen. Im Spiel hätte manchmal Hr. Bausewein nicht zu sehr übertreiben sollen; wohl ahmt Osmin in seiner Leidenschaft die Gesten der Hinrichtung nach; aber das soll Alles in den Grenzen der Schönheitslinien geschehen. Anerkennenswerth waren die Leistungen des Frln. Kaufmann und Hrn. Schlossers.

Der Aufführung im Ganzen hätten wir mehr Schwung gewünscht; es klebte ihr eine gewisse philiströse Gemessenheit an, welche der Musik auch nicht entfernt eigen ist; und wenn die Andante-Tempi meist verlangsamt waren, so entschuldigen wir dies nur durch die Rücksicht auf die saubere Ausführung der Gesangspartien. Mit der Regie dieser Oper begann Hr. Dr. Grandaur seine Thätigkeit am Theater; manche Neuerungen in der mise en scène und Verbesserung des Textes verriethen seinen ordnenden Einfluß. Mögen seine ferneren Unternehmungen von bestem Erfolge gekrönt sein.

Concertbericht.

β. Das Programm des dritten Abonnementsconcerts bot Altes und Neues in interessanter Abwechslung. Wir verdanken es der heilsamen Sturmperiode der letzten Jahre, daß im Reiche der Musik endlich die Zollschranken gefallen sind. Möge die musikalische Akademie festhalten an dem Princip, den Lebenden unter Lebenden zum Leben zu verhelfen, möge sie nie wieder in mattgeistiger, engherziger Weise die Lebenden zum Tode verurtheilen, möge sie trotz aller nativistischen Anschauungen den Grundsatz der „Gleichberechtigung aller deutschen Musiker" ehren und so jedem Künstler die Lebensluft gönnen, der sie selbst ihr Dasein und ihren Ruhm verdankt.

So war denn die erste Nummer des Programms eine, hier noch nicht aufgeführte, Symphonie von einem noch lebenden, höchst begabten Componisten, von N. W. Gade. Der heitere Charakter, die knappen Formen dieser B dur Symphonie ließen sie als Introitus für die das ganze Programm hindurch herrschende Stimmung als geeignet erscheinen, und die Ausführung war eine nach jeder Seite hin sehr gelungene. Nicht das gleiche Lob verdient die Reproduction des Bach'schen Tripelconcerts für Clavier (Hr. Scholtz), Violine (Hr. Venzl) und Flöte (Hr. Tillmetz), wenn es gleich höchst anerkennenswerth ist, daß solche Werke auf dem Programme erschienen, und wir wünschen, solcher Zugaben auch fernerhin rühmend erwähnen zu können. Die Sorgfalt, mit welcher die Solisten das Bach'sche Concert einstudirt haben, die Sauberkeit in der Ausführung, welche überall wohlthuend wirkte, ist zu rühmen, allein die Art der Reproduktion wollte uns nicht behagen, und vielleicht lag gerade in solchen Mängeln

Digitized by Google

die Ursache, daß das Werk kühler aufgenommen wurde, als die ausübenden Künstler selbst gehofft hatten. Bachs vielseitige Gestaltungskraft muß äußerlich durch scharfe Accentuirung und prägnante Rhythmisirung bemerkbar, innerlich durch richtige Charakterisirung der Empfindung eindringlich gemacht werden. Wo diese Eigenschaften fehlen, entsteht Unklarheit, Verschwommenheit, denn wie der schaffende, so muß auch der reproducirende Künstler dem musikalischen Gedanken feste Gestalt geben, einen Körper, dessen pulsirendes Leben den Hörer überströmt, um ihn für sich zu gewinnen. Diese eben erwähnte Prägung in Rhythmus und Accent ist für das Clavier, im Vergleich zur Geige und Flöte, am schwierigsten, aber um so erforderlicher, wenn sich der Spieler namentlich in einem großen Saale sein Recht verschaffen will; so hätte denn auch die linke Hand, entweder unterstützend oder selbständig auftretend, oft mit mehr Entschiedenheit eingreifen dürfen. Am wenigsten befriedigte uns der zweite Satz des Concertes; Bachsche Melodik mit überzeugender Kraft dem Hörer zum klaren Bewußtsein zu bringen, ist wohl eine der schwierigsten Aufgaben. Mögen die Künstler nicht müde werden, im Vortrage gerade solcher Meisterwerke sich zu vervollkommnen. Vielleicht hören wir in der nächsten Saison das herrliche F dur Concert (Clavier und zwei Flöten) oder das D dur Concert, welche beide dem Publikum weniger den Eindruck der Gelehrsamkeit machen dürften. Daß wir die Leistungen der Künstler anerkennen, mögen sie daraus entnehmen, daß wir so eingehend derselben gedachten, denn nicht dadurch erweisen wir der Kunst einen Dienst, wenn wir unbedingt loben oder tadeln, sondern indem wir uns der Mittel und Wege bewußt werden, wie das Ideal zu erreichen ist. In der ersten Abtheilung, deren Schluß die frische Spontinische Ouvertüre zu „Olimpia" bildete, sang Frln. Stehle die Arie: „Ach nur einmal noch im Leben" und Titus. Die Künstlerin hat durch geschmackvollen Vortrag sich das Publikum zu Dank verpflichtet, sie hat es verstanden, in solchen Stellen, wo die Mozart'sche Musik am wenigsten dem Sinn des Textes entspricht, durch geschickte Nüancirung diesen Widerspruch weniger fühlbar zu machen. Bei dem chromatischen Gange „das ist mehr" ꝛc. ꝛc. fiel uns auf, daß die Töne e-cis völlig klanglos erschienen. Mit Innigkeit trug die Künstlerin auch die beiden Lieder „Vorüber" von Rheinberger und „Die Rose" ꝛc. ꝛc. von Zenger vor. Die Rheinberger'sche Composition machte uns den Eindruck als aus „Einem Guß" entstanden; nicht so die Zenger'sche. Es ist freilich des Tondichters eigenstes Recht, den vorgedachten Inhalt in vorgefaßte Form zu fesseln, aber es ließe sich in diesem Falle um Manches rechten. Wir wollen damit nur sagen, daß es schönere Producte der lyrischen Muse Zengers gibt, welche würdig sind, im Concertsaal zu erscheinen. Es bleibt uns noch übrig, der D dur Symphonie von Beethoven zu erwähnen. Fast möchten wir annehmen, daß die Aufführung der Symphonie durch die allzureich bedachte erste Abtheilung des Programms zu Schaden kam, denn sie machte uns den Eindruck, als wollte man um jeden Preis fertig werden. Der poetische Hauch wurde vermißt, namentlich im Andantesatz, und das Finale litt unter einem gewissen Grad von Uebereilung. Es liegt nahe, den Grund der weniger gelungenen Ausführung einer gelinden Abspannung zuzuschreiben; trotzdem ließ die Präcision nichts zu wünschen übrig.

Am Tage nach dem eben besprochenen Concerte versammelte das Walter'sche Quartett seinen Zuhörerkreis um sich. Es begegneten sich an diesem Abend die schärfsten Contraste: Haydn mit op. 9, Beethoven mit op. 132. Sollte es bei Anlage des Programmes darauf abgesehen gewesen sein, diese Gegensätze vorzuführen, so läßt sich bestreiten, ob Schumann die richtige Vermittlung geboten hat. Warum nicht solche Contraste in unmittelbarer Folge bieten? Seit zwei Jahren geben sich die Münchener Quartettisten die rühmenswerthe Mühe, das Publikum mit den letzten Quartetten Beethovens vertrauter zu machen, und je mehr die Künstler sich in den Geist dieser letzten großen Tonschöpfungen Beethovens versenken, desto eindringlicher werden künftige derartige Reproductionen wirken. Ein Mittel, dem Hörer einen Leitfaden durch ein so schwieriges Werk zu bieten, wäre, die Reihenfolge der Sätze dem Programme beizudrucken. Da nicht jeder Concertbesucher sich durch Partiturstudium vorbereiten kann, so sind solche Anhaltspunkte sehr förderlich; denn wenn man gelesen hätte: Canzona di ringraziamento in modo lidico offerta alla divinità da un guarito und Adante (sentendo nuova forza) so wäre man über Entstehung und

Digitized by Google

Bedeutung des ganzen Werkes im Klaren gewesen. Wir möchten unsren Vorschlag für künftige Fälle den Künstlern zur Beachtung empfehlen. Die Ausführung war, namentlich nach technischer Seite hin, eine höchst anerkennenswerthe.

Am Sonnabend (4. December) gab Hr. Concertsänger Wallenreiter eine Soirée im Saale der kgl. Musikschule. Es waren der Liederkreis „An die ferne Geliebte" von Beethoven und der Eichendorff'sche Liederkreis von Schumann, welche der Künstler vortrug. Herr Wallenreiter bekundete tiefes Verständniß und feinen Geschmack, so daß man über diese vorzüglichen Eigenschaften leicht die an sich nicht sehr ausgiebige Stimme und die oft eigenthümliche Art der Tonbildung vergißt. Der Concertgeber wurde von den HH. Brückner, Werner und Scholtz unterstützt, welche durch den gediegenen Vortrag eines Haydn'schen Trios und zweier Solopiècen (Clavier) das Publikum erfreuten.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Berlin. Das königliche Schauspielhaus ist augenblicklich sehr thätig. Von „Gut gibt Muth" von Putlitz haben die Proben begonnen, von Geibels „Sophonisbe" ist die Leseprobe angesetzt. Auch ein fünfaktiges geschichtliches Schauspiel von A. Wilbrandt: „Der Graf von Hammerstein" ist zur Aufführung angenommen. — Am Wallner-Theater ist „Die gute alte Zeit", ein Lustspiel in drei Akten von Herrn v. Meyern-Hohenberg, dem Verfasser des „Heinrich von Schwerin," zur Aufführung gelangt.

Breslau. „Ziethen'sche Husaren" ist der für den preußischen Patrioten ganz besonders lockende Titel einer neuen Oper des Capellmeisters Hrn. B. Scholz, welche am 26. November auf unserem Stadttheater in opulenter Ausstattung zum ersten Mal in Scene ging und einen großen Erfolg errang. Wir signalisiren heute nur, daß der geniale Componist vielfach gerufen und alle betheiligten Sänger durch reichen Beifall ausgezeichnet wurden. (A. Th.-Chr.)

Frankfurt a. M. In der am 26. Oktober abgehaltenen Sitzung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde theilte E. Kelchner mit, daß auf der Danziger Stadtbibliothek eine bis jetzt unbekannt gebliebene Ausgabe des Faustbuchs, wahrscheinlich ein Nachdruck der Frankfurter Ausgabe von 1587, entdeckt worden sei. (A. f. K. d. d. Vorz.)

Leipzig. Das unter dem mysteriösen Titel: „Advokat Hamlet" erschienene 4aktige Schauspiel eines Anonymus, welcher bis heute sein Visir noch nicht gelüftet, kam auf der hiesigen Bühne und überhaupt zum ersten Male zur Aufführung. Ob Hr. Dr. Laube selbst oder Hr. Dr. Friedrich Friedrich in Berlin, welcher auch genannt wurde, der Verfasser, darüber schwebt noch ein Dunkel. Den Mittelpunkt des Stückes bildet ein nicht zum Abschluß gebrachter Betrug an dem Fiskus, und haben namentlich die ersten drei Akte Momente voll ergreifender, mächtiger Wirkung, so z. B. die Scenen zwischen Hamlet und Stella, sowie besonders auch jene, in welcher Frau v. Splittern beim Anblick ihrer Tochter Huldа den erst gefaßten Entschluß, sich als die Schuldige zu bekennen, wieder aufgibt. Die Aufnahme der drei ersten Akte war besonders günstig, von schwächerer Constitution ist jedenfalls der letzte Akt mit der öffentlichen Gerichtsscene. Das Publikum war übrigens, beiläufig erwähnt, selbst sehr strafgerichtlich gesinnt, denn das Echo aus den letzten Zeitungskämpfen wurde bei einzelnen Stellen recht deutlich bemerkbar. (A. Th.-Chr.)

London. Die Wintersaison der Gallery of Illustration (in Regent Street) wurde am letzten Montag mit der „Musikalischen Legende" „Ages ago" und mit Sullivans „Cox and Box" zufriedenstellend eröffnet. „Ages ago" ist eine Novität, die textlich wie musikalisch ganz amüsant ist und in letzterer Beziehung Mr. Frederic Clay (einen Dilettanten) zum Verfasser hat. (Sign.)

London. „Das bayerische Mädchen oder der schwarze Helm" ist eine Neuigkeit der Bühne von Sadler's Wells. Der zweite Titel erklärt sich durch eine Verkleidung, die eine der Personen annimmt. Der Mann mit dem Helme ist zugleich Höfling und will sich durch seinen schwarzen Helm vor Entdeckung und Bestrafung sichern. In der Hauptscene stürzt der Komiker den Böse-wicht aus einem Fenster in den Fluß und rettet darauf die Heldin, die eben ertrinken will. (Cur.)

Neapel. Beim San Carlo-Theater ist eine neue Oper des jungen Maestro Carlo Alberti in Vorbereitung. Sie benennt sich „Oreste".

Digitized by Google

Oldenburg. Herr Hofkapellmeister Albert Dietrich wird in den diesjährigen Abonnements-Concerten der Hofkapelle das Rubinsteinsche Charakterbild „Iwan IV.“, sowie Wüerstes Orchester-Variationen zur Aufführung bringen. (N. B. M.-Z.)

Petersburg. Am 14. November fand in dem großen Saale des Adelsvereins das zweite Vormittags-Concert der Gesellschaft für unentgeltlichen Chor-Gesangs-Unterricht unter Hrn. Balakireffs Leitung mit folgendem Programm statt: Ouverture zu „Iphigenie in Aulis“ von Gluck; Violoncell-Concert von Schumann (zum ersten Male) von Hrn. Dawidoff ganz vortrefflich vorgetragen; „Iwan der Grausame“ von Rubinstein: ein großartig concipirtes Werk, welches, überaus schön ausgeführt, mit gerechtem lebhaftesten Beifall aufgenommen wurde; a) „Lied der Braut“ von Schumann; b) „Hebräisches Lied“ von Rimski-Korsakoff; c) Laura's Gesang aus der unvollendet hinterlassenen Oper „Der steinerne Gast“ von Dargomischsky, gesungen von Fräulein Khwostoff (Schülerin von Frau Nissen-Saloman); Auszüge aus „Lelio“ von Berlioz; Ouverture zum „Sommernachtstraum“ von Mendelssohn. Die Zusammenstellung des Programms, sowie die umsichtig vorbereitete Ausführung des Ganzen machen dem unermüdlichen Dirigenten alle Ehre. (Sign.)

Paris. Den Preis des Concurses der Opéra, behufs Composition des Operntextes „La coupe du roi de Thoulé“, erhielt der Sohn des berühmten Malers Diaz de la Pena, von welchem jungen Künstler vor einigen Jahren eine Oper, betitelt „Le roi Candaule“, im Théâtre lyrique mit vielem Beifall aufgeführt wurde. Die Jury sprach sich unter 42 Werken einstimmig für diese Composition aus; außerdem wurden noch vier Partituren einer besonderen Erwähnung werth erachtet. Die Aufführung des preisgekrönten Werkes wird Anfangs der nächsten Herbstsaison stattfinden, und werden sich die besten Kräfte der Opéra daran betheiligen. (N. B. M.-Z.)

Paris. Der außerordentliche Beifall, den Semets Oper „La petite fadette“ errungen hat und noch fortwährend findet, hat mehrere Direktionen von Provinzbühnen bestimmt, dieses Werk auf ihren Theatern zu geben. In dieser Woche fand eine Vorstellung auf Befehl des Kaisers statt, der mit seinem Sohne dieser Aufführung beiwohnte. (N. B. M.-Z.)

Paris. Madame Ugalde hat eine unbekannte Oper von Grétry entdeckt, wie es heißt; diese soll von Nuitter arrangirt und in der „Komischen Oper“ aufgeführt werden. (Tonh.)

Paris. Der zweite Band von Fétis „Histoire générale de la Musique“ ist soeben hier ausgegeben worden, und sollen nächstens (bei Michel Levy) Berlioz's Memoiren erscheinen. (Cur.)

Venedig. Auf dem Theater alla Fenice kommt diesen Winter höchst wahrscheinlich Fel. Davids „Herculanum“ zur Aufführung

Weimar. P. Heyses „Ehre um Ehre“ wurde zum ersten Male aufgeführt und gefiel — die verfänglichen Stellen und Scenen waren durch die kundige Hand des Intendanten Baron v. Loën geschickt und vorsichtig geändert oder gestrichen — für ein vorzügliches Ensemble sorgte der tüchtige Regisseur Barnay. Der letzte Akt war vorzüglich arrangirt und machte einen lebensvollen, malerisch-schönen Eindruck.

Vermischtes.

Die Ergänzungsblätter des Hildburghauser Bibliogr. Instituts enthalten im Dezemberheft eine Fülle von wissenschaftlichen Beiträgen, welche diesen reichhaltigen Jahrgang zum würdigen Abschluß bringen. Nachstehend ein Auszug der Inhaltsübersicht: Geschichte: Historisch-politische Umschau, von v. Wydenbrugk. — Kunst: Das Sgraffito und sein neuester Bearbeiter (Max Lohde), von Br. Meyer. Die Bach- und Händel-Gesellschaften. — Archäologie: Archäologische Forschungen auf dem Boden Roms, nach Th. Gsell-Fels, von Th. Bernhardt. — Geographie: Rangun. Japanische Ansiedler in Kalifornien. Port Darwin. — Naturwissenschaft: Der Darwinismus III., von J. Huber. — Meteorologie: Das Klima von Norddeutschland. Ueber die Abnahme der Temperatur mit zunehmender Höhe. Neue Theorie des Nordlichtes. — Zoologie: Acclimatisation des Straußes. Die italienische Biene rc. — Physiologie und Medizin: Die Wirkungsweise der römischen, türkischen oder irischen Bäder, von Dr. Bayer, rc. — Mineralogie und Geologie. — Volkswirthschaft und Statistik. — Kriegswesen. — Technologie rc. — Außerdem eine höchst lesenswerthe, mit Scharfsinn geschriebene Monats-Uebersicht zur politischen Umschau, von v. Wydenbrugk.

Der „Mann mit der eisernen Maske“ wird demnächst wieder die historische Kritik zwingen, sich mit ihm eingehend zu beschäftigen. Ein schon seit längerer Zeit angekündigtes Werk von Marius Topin erscheint in diesen Tagen bei Dentu und verspricht, auf eine Menge bisher ungekannter Aktenstücke gestützt, allseitig befriedigenden Aufschluß über die Persönlichkeit

Digitized by Google

des berühmten Gefangenen der Bastille zu liefern. Das Ergebniß der langjährigen mühsamen Forschungen des Autors läuft daraus hinaus, daß der Mann mit der eisernen Maske kein Anderer war, als, wie man schon häufig vermuthet hatte, Graf Matthioly, Minister des Herzogs Karl IV von Mantua, in dessen Namen er mit Ludwig XIV. geheime Unterhandlungen über die Abtretung der Festung Casale an den letztern geführt und die Sache, ehe sie zum Abschluß gekommen war, an die Feinde Frankreichs verrathen hatte. Er wurde von Catinat im Jahre 1679 zu Turin verhaftet und nach Pignerol, später nach dem Fort Exiles, dann nach den St. Marguerite-Inseln und endlich in die Bastille gebracht. Der Verfasser bringt eine von ihm entdeckte Cabinets-Ordre Ludwigs XIV. bei, die sich auf Matthioly bezieht, und in der es heißt: „Il faudra que personne ne sçache ce que cet homme est devenu." Er weist ferner nach, daß nicht, wie man seither geglaubt, Matthioly, sondern einer von dessen Mitgefangenen schon 1681 im Fort Exile gestorben ist. (Europa.)

☞ „Die Musik eine Sprache, am Beispiele von Spontinis „Vestalin" erläutert von Franz Poland" ist der Titel einer höchst geistreichen, tief in den Geist der Musik eingehenden Schrift, welche soeben im Verlag von A. Brauer (1870) in Dresden erschienen ist. „Der Verfasser, wie er nur zu seiner Legitimation bemerkt haben will, von Jugend auf zum Manne der Kunst und Wissenschaft in trefflichster Schule gleichmäßig erzogen, an den besten Mustern des Gesanges und musikalischen Vortrages herangebildet und als praktischer Künstler auf der Bioline besonders auch wegen glücklicher Reproduktion der besten Tonwerke von dem Publikum und den besten Meistern anerkannt, fast mit allen Erscheinungen der musikalischen Welt von einiger Bedeutung bekannt, und in Folge gewichtigster innerer und äußerer Berufung unablässig fortgebildet, hat schon in der Cotta'schen Deutschen Vierteljahrsschrift vom Jahre 1852, 4. Quartal, nicht ohne Beifall nachzuweisen versucht, daß die Musik eine Sprache ist. „Die Musik", so heißt es dort unter Anderem, „ist eine Sprache zum menschlichen Herzen. Wer sich das noch nicht klar gemacht hat, der versteht entweder nichts von Musik, oder er hat sich über den Eindruck der Musik noch keine genügende Rechenschaft gegeben." Der Hr. Verfasser geht in dem vorliegenden Werk den die ganze Spontinische Oper durch, und werden daher die Männer vom Fach, die Musiker und Sänger dasselbe mit großem Interesse lesen.

J. J. Webers Illustrirter Kalender. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Mit Titelbild, 62 in den Text gedruckten Abbildungen, 12 Sternkarten, 12 Monatsvignetten und einer Eisenbahnkarte von Mittel-Europa. (Preis 1 Thlr.) — ist in diesen Tagen erschienen. Ein Blick auf das Inhalts- und Bilder-Verzeichniß dieses Kalenders wird Jeden von dem reichhaltigen, über alle Fächer des Wissens sich verbreitenden Inhalt überzeugen, der in einer, durch fünfundzwanzigjährige Erfahrung erprobten und fort und fort erweiterten und verbesserten Anordnung dargeboten ist. Sein Kalendarium dürfte in Rücksicht auf Ausführlichkeit und Gründlichkeit von keinem anderen Kalender erreicht sein; die Illustrirte Chronik gibt einen Ueberblick über alle Hauptereignisse, Zustände und Bestrebungen des verflossenen Jahres auf dem Gebiete der Tagesgeschichte, des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens, der Wissenschaften und Künste; das statistische Jahrbuch ist seiner Reichhaltigkeit wegen längst für Viele als Nachschlagebuch unentbehrlich geworden. Inhalt und Ausstattung des Illustrirten Kalenders lassen denselben somit jedem Gebildeten empfehlenswerth erscheinen. (A. Th.-Chr.)

(Die Franzosen in Kairo.) Eigenthümlich war die Art und Weise, wie man die Mitglieder des französischen Theaters empfing. Man nahm die ganze Gesellschaft in Alexandrien in Empfang, packte sie in die Coupés, und nun ging es fort nach Kairo, wo bei dem Wohnungsmangel das frühere Polizeigefängniß und eine verlassene Kaserne als Tusculum herhalten mußten. Man denke sich den Schrecken der Actricen, als sie in diese „Gemächer" geführt wurden. Auf dem Boden lagen Matratzen und Strohsäcke. Großes Geschrei, heftige Debatten der ersten Balletteusen mit den Beamten, beantwortet mit Achselzucken. Mit Grauen beobachteten die Elfen und Feen, in Paris so verhätschelt, das Treiben des umherkriechenden Gewürms. Die Phantasie malte Entsetzliches aus, Hinrichtungen und Martern aller Art. Die Verzweiflung ergriff Alle, und ein Fiaker wurde occupirt, dessen Führer endlich begriff, daß man „zur Kaserne" wolle. Neues Entsetzen! Die Soldaten waren über den schönen nächtlichen Besuch verblüfft. Sie muthmaßten schließlich, daß ihre Offiziere diese Damen zu einem Rendezvous bestellt, und so geleiteten sie denn dieselben in ein mit Pritschen angefülltes Gemach. Lautes Schluchzen, als man einsah, daß man in eine militärisch besetzte Kaserne gebracht worden. Was konnte alles passiren, und wie wieder herauskommen? Da öffnet sich die Thür, und einige tapfere Krieger der ägyptischen Armee erscheinen, um den Hof zu machen. Den vicibus unitis gelingt es endlich, diese Helden zurückzuschlagen. Abermals wird ein Wagen bestiegen, und ein Hotel, wimmelnd von Scorpionen und Molchen, nimmt für je 20 Frs. die Unglücklichen auf. (A. Th.-Chr.)

Digitized by Google

Notizen.

Der Schauspieler Merlé zu Insbruck hat Hermann Schmids „Kanzler von Tirol" dramatisirt, derselbe kommt auf der dortigen Bühne in etlichen Tagen (18. Dez.) zur Aufführung.

Hipp. Schauffert ist leider mit seinem am 2. December im Wiener Burgtheater zum erstenmale aufgeführten Schauspiel „1683," das bei der Belagerung Wiens spielt, durchgefallen.

Musikdirector Alfred Richter, Sohn des berühmten und verdienstvollen Professors der Tonkunst und Cantors an der leipziger Thomasschule E. F. Richter, hat in Dundee (Schottland) seine Wirksamkeit als Dirigent und Pianist mit großem Erfolge begonnen. Alfred Richter war Schüler des leipziger Conservatoriums, wo sein hochgelehrter Vater zum großen Segen des Instituts in geistiger Kraft und Frische als Theoretiker wirkt. (Tonh).

Henri Litolff hat bei Gelegenheit seines ersten Opernconcertes von dem Orgelbauer Alexandre, einem Verwandten von Berlioz, dessen Tactirstab zum Geschenk erhalten. (N. Z. f. M.)

Die Eröffnung des Interims-Theaters in Dresden fand am 2. December mit „Iphigenia in Tauris" statt; am 3 December „Figaros Hochzeit." (Sign).

Der Gesangverein zu Gotha beging am 23. November die Jubelfeier seines 50jährigen Bestehens durch Errichtung eines Denkmals für seinen Gründer Andreas Romberg (gest. 1821) und durch Veranstaltung eines Festconcertes. Die Glocke, Cantate von Romberg, kam zur Aufführung und Fräulein Anna Reiß, großherzogliche sächsische Kammersängerin, trug die Sopranpartie in vorzüglicher Weise vor. (Sign).

Bernhard Stravenow hat soeben ein dreiaktiges Lustspiel: „Ein Wort!" oder „Marianne!" beendigt und beim königlichen Schauspielhause in Berlin eingereicht. Man sieht dieser ersten größeren dramatischen Arbeit des jungen Dichters erwartungsvoll entgegen, dessen kleinere Dichtungen den allgemeinsten Beifall finden. Außer diesem Lustspiele liegt uns noch eine neue kleine interessante Novität von ihm vor, welche sich: „Siehst Du, alte Tante!" betitelt. Das Dresdner Theater, bei dem die Pièce zuerst in Scene gehen wird, schrieb über dieselbe: „Stavenows Liederspiel: „Siehst Du, alte Tante" ist eine kleine gefällige und bei der Aufführung gewiß dankbare Dichtung, zumal wenn die eingestreuten hübschen Gesangsnummern eine entsprechende Musik erhalten." (A. Th.-Chr).

Der einzige noch lebende Nachkomme von dem Tondichter Gluck ist ein k. k. Hauptmann, welcher in Aschach bei Linz in Oberösterreich lebt. Er ist schon sehr alt und erwartet, durch ein incurables Rückenmarkleiden an den Rollstuhl gefesselt, das Ende seiner Tage. (A. Th.-Chr).

Die Sängerin Nilsson besitzt neben ihren vielen Edelsteinen der seltensten Art eine vollständige Mineralien-Sammlung und außerdem auch eine von einem Bischofe der Gothen herrührende Handschrift in Silberbuchstaben. Diese Handschrift, welche einst der Königin Christine von Schweden angehörte, wurde der Künstlerin vom Grafen Dubnikj zum Geschenke gemacht.

A. v. Adelburg hat, von griechischer Seite aufgefordert, eine hellenische Nationalhymne über eines der populärsten Gedichte eines neugriechischen Dichters componirt und die Partitur für Chor und großes Orchester bereits nach Athen abgesandt. Die Hymne ist dem König Georgios I. gewidmet.

Offenbach hat seine beiden neuesten Opern beendet. Am 9. Dezember wird in Paris die erste Aufführung der „Räuber", am 10. Dezember die der „Prinzessin von Trébizonde" stattfinden. Bekanntlich ist die letzte Oper bereits in Deutschland (Baden-Baden) unter Leitung des Componisten mit sehr günstigem Erfolge in Scene gegangen.

Eduard Weiß, ein beliebter Komiker der Josephstädter Bühne, ist in Wien gestorben. Er trat besonders in Raimund'schen Stücken auf, und seine Frau hatte als Balletmeisterin Ruf. Sie verdiente sich viel Geld, das ihr Mann bei ihrem Tode erbte, aber in unglücklichen Speculationen größtentheils wieder verlor.

In Leipzig starb am 25 November Herr August Whistling, einer der unterrichtetsten und thätigsten Musikalienhändler, im Alter von 57 Jahren. (Sign.)

In Paris starb der Schauspieler Jemma, als ausgezeichneter Repräsentant von Väterrollen geschätzt, im Greisenalter. Er that sich auch durch schriftstellerische Arbeiten hervor. Das Lustspiel „l'homme quia tué sa femme," das er mit Brisebarre zusammen schrieb, hat seinerzeit sehr gefallen. (A. Th.-Chr).

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869. Nr. 51.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landeszeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 5 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren W. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

MÜNCHENER PROPYLÄEN

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 17. Dezember.

Inhalt: Ernst Moritz Arndt, ein Gedenkblatt zum Säcularfest des 26. Dezember, von Fritz Ohneſorge. — Das Weihnachts- und Neujahrsfest im alten Saint Louis, von Dr. Rudolph Döhn. — Die Tagespresse als Spiegel deutsch-amerikanischer Zustände, von Franz v. Nemmersdorf. (Schluß.) — Ein sonderbares Buch, besprochen von Dr. Lauth. (Schluß.) — Vom Büchertisch. (Avé-Lallemant; Louise Mühlbach; Artistisches von Bruckmann) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Concertbericht. — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen.

Ernst Moritz Arndt.

Ein Gedenkblatt zum Säcularfest des 26. Decembers.

Von Fritz Ohneſorge.

Die Frage nach der Berechtigung der politischen Dichtung ist bisweilen, wie für die didactische, dahin entschieden worden, daß eine solche gar nicht den Namen der Dichtung verdiene, da der Dichter auf einer höheren Warte über den Parteien stehen müsse, und seine Kunst, die allein der Pflege des Schönen geweiht sei, nicht zur dienstbaren Magd der Politik erniedrigen dürfe. Die unzweifelhafte Richtigkeit dieses Grundes hat vielfach auch zur Anerkennung der daraus gezogenen Folgerung verleitet, zumal dieselbe für unsere Zeit eine wesentliche Unterstützung erhält durch die Thatsache, daß die politische Lyrik der letzten vierzig Jahre mit all ihrem Aufwand an schönen Phrasen und rhetorischem Schwung nicht vermocht hat, die aufgeregte Tagesstimmung zu überdauern, und daß sie heut zu Tage statt flammender Begeisterung, die sie ihrer Zeit weniger erregte als begleitete, wohl gar mitleidiges Lächeln erweckt. Und doch kann diese Thatsache nichts zur Entscheidung jener Frage beweisen. Steht ihr doch eine andere Thatsache entgegen, die nur kurze Zeit weiter zurückliegt. Nur erinnern darf man an das zweite Decennium unseres Jahrhunderts, nur nennen die drei Namen: Arndt, Körner, Uhland; und der thatsächliche Gegenbeweis ist so schlagend geführt, daß es kaum noch eines Eingehens auf die vermeintlichen Gründe bedarf. Als dienende Magd irgend einer Tendenz hat freilich keine Poesie Werth; das trifft aber nicht bloß die politische, sondern auch die religiöse und jede andere Tendenzdichtung. Andererseits kann aber auch die Pflege des Schönen, welche die Auf-

Digitized by Google

gabe der Dichtung ist, nicht auf abstracte Weise geübt werden. In den realen Verhältnissen der Welt tritt das Schöne in die Erscheinung, wie das Gute und das Wahre, und von diesen Schwester-Ideen darf es gar nicht getrennt gedacht werden. Daher muß jede Dichtung ihre Quelle in der Gesinnung haben. Eine gesinnungslose Poesie würde aber so werthlos sein, wie eine bloße Tendenzdichtung. Daß aber dann auch die politische Gesinnung im Stande sein muß, der Tiefe des wahren Dichtergemüths ergreifende Töne zu entlocken, das geht schon aus der hohen Stellung hervor, welche Staat und Volksthum an sich unter den Gütern der Erde einnehmen. Ernste Gesinnung aber und felsenfeste Ueberzeugung sind neben der dichterischen Begabung der unentbehrliche Grund, auf dem die wahren Blüthen der Dichtung hier wie überall gedeihen. Ein Arndt, der an die große Aufgabe seines Lebens seine ganze Existenz setzt, ein Körner, der für die Idee seiner kampffreudigen Lieder sein Blut auf dem Schlachtfeld verspritzt, ein Uhland, der dem Kampfe für Freiheit und Fortschritt seine behagliche Universitäts-Professur zum Opfer bringt: solche Männer konnten gewaltig und überwältigend zu ihrem Volke reden, nicht bloß, weil persönliche Hochachtung ihnen die Hörer geneigt machte, sondern mehr noch, weil dieselbe Gemüthstiefe, aus der solche Selbstverläugnung floß, auch die Quelle ihrer dichterischen Beredsamkeit war. Doch nicht jede Zeit ist der politischen Dichtung gleich günstig; diese verlangt vielmehr zu ihrem Gedeihen ein großes politisches Streben mit klaren, bestimmten Zielen, gleichviel, ob dasselbe auf tüchtige innere Gestaltung des Staatswesens, oder auf nationale Unabhängigkeit gerichtet ist. Unklarheit und Verschwommenheit der Ziele können die Dichtung nicht befruchten; denn die Kunst verlangt Bestimmtheit und Anschaulichkeit ihres Gegenstandes. Ebenso unfruchtbar sind aber auch die Bestrebungen einzelner Männer oder Parteien für die dichterische Verherrlichung, und es findet hier das Wort von der höheren Warte des Dichters seine volle Berechtigung. Denn da der Staat und das Volksthum nicht die Sache Einzelner sind, sondern nur die Gesammtheit das volle Recht auf sie hat, so können auch die politischen Empfindungen und Bestrebungen eines Einzelnen oder einer Partei nimmer den Anspruch auf Gemeingültigkeit erheben. Vielmehr muß die politische Lyrik vor jeder andern und in besonderer Weise Volksdichtung sein, will sie anders als ächte Dichtung zur Geltung kommen; und als ihre Lebensluft verlangt sie das ernste Ringen eines ganzen Volkes, das alle seine Kraft an ein großes fest vorgestecktes Ziel setzt. Wo ein solches Ziel einer Zeit gegeben ist, wie in den deutschen Befreiungskriegen, und in geringerem Maße im württembergischen Verfassungsstreit, da blüht die politische Lyrik fast von selbst; denn die Dichter der Zeit müßten ja keine ächten Dichter sein, wenn sie dem, was die Seele ihres ganzen Volkes erfüllt, nicht einen kräftigen, volltönenden Ausdruck zu geben wüßten. Aber freilich, eine außerordentliche, eine große Zeit muß es sein, welche solche Blüthen wie mit Naturnothwendigkeit hervortreibt. Gewöhnliche Zeiten, wo die höchsten Güter des Volkes in dessen friedlichem Besitz sind, oder das Streben nach demselben gelähmt ist, oder das politische Leben nur im Streit der Parteien pulsirt, kennen vielleicht die politische Satyre; das ernste Pathos des politischen Liedes ist ihnen versagt, weil gerade der wahre Dichter am meisten unfähig ist, sich künstlich in eine erhobene Stimmung hinaufzuschrauben, oder den Pegasus in das Joch seiner Partei zu spannen.

Demnach ist es kein Zufall, daß gerade das zweite Decennium unseres Jahrhunderts so reich für die Vaterlands-Lyrik war, die nachher so bald dahinwelkte und bis heute nicht wieder Blüthen von ähnlicher Schönheit und Fülle getrieben hat. Namentlich haben die deutschen Befreiungskriege eine bedeutende Productivität entwickelt; und wenn alles Schöne und Erhabene, was sie hervorbrachten, in einen Strauß zusammengestellt werden sollte, so würde ein Buch selbst nimmer hinreichen. Für die richtige Würdigung der Zeit aber und ihrer Dichtung ist eine solche Vollzähligkeit gar kein Bedürfniß, da der Grundcharakter dieser Lyrik doch überall derselbe ist, und es genügt, einen Hauptrepräsentanten derselben vorzuführen. Daß dieser kein anderer sein kann, als der Dichter des Vaterlandsliedes, bedarf keiner Erklärung mehr. Es ist der Alterspräsident der politischen Poesie, Ernst Moritz Arndt, dessen hundertjährigen Geburtstag wir in Kurzem feiern werden, nachdem im Gedächtniß der jetzigen Generation seine Todtenfeier noch nicht einmal verwischt ist.

Digitized by Google

Ernst Moritz Arndt wurde am 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren. Er ist mithin aus einem Jahrgang einerseits mit dem großen Gelehrten Alexander von Humboldt, dessen Jubelfeier jüngst in allen Welttheilen so begeistert gefeiert wurde, andrerseits mit dem großen Unterdrücker Napoleon Bonaparte, den er einst mit den Waffen des Geistes so siegreich bekämpfen sollte. In seinem „Lebenstraum, der Zukünftigen gemalt," (ausführlicher aber in seinen Erinnerungen) schildert er seine liebliche Heimathsinsel Rügen, das

Freundliche Eiland im Meer, voll frommer, gastlicher Menschen,
Voll auch der Schönheit, die Gott über die Fluren gestreut;

Da nennt und beschreibt er

Jedes anmuthige Thal und jedes umbrauste Gestade,
Jeden Hügel und Busch, wo er als Knabe gespielt.

Ein idyllisches Landleben führte er dort, „aus autochthonischem Bauernstamm entsprossen," wie er selbst als eines Freigelassenen Sohn sich nennt. Sein Urgroßvater, ein schwedischer Soldat, hatte sich in ein Rügener Bauerngut der Herrschaft Putbus eingeheirathet. Sein Großvater war unterthäniger Schäfer gewesen, und sein Vater, Ludwig Nikolaus Arndt, der durch verhältnißmäßig guten Unterricht sich eine gute Handschrift und Rechenschule angeeignet hatte, war von seinem Herrn, dem Grafen Malte-Putbus, als Jäger mit in den Krieg und auf Reisen genommen, und frühzeitig freigelassen worden. Arndts Mutter, Friederika Wilhelmine Schumacher, die Tochter eines kleinen Besitzers, war mit den Kindern eines reichen Pächters zusammen unterrichtet worden, hatte hübsche Kenntnisse und war sehr begabt. Sie war, wie ihr Sohn sagt, die Krone ihrer Geschwister, ernst, fromm, sinnig und muthig, und durch keine Geschicke so zu beugen, daß sie die Klarheit und Besonnenheit verloren hätte. Auch ihre schönen großen blauen Augen, die er selbst von ihr erbte, und ihre prächtige breite Stirn beschreibt und rühmt uns der Sohn, den sie oft ihren „Pulverjungen" nannte, wenn seine natürliche Lebendigkeit einmal in gar zu hellen Flammen aufloderte. Sonst wurde er im Hause auch wohl „Lewark" genannt, weil er so munter und so früh auf war, wie eine Lerche. Er brauchte, gleich seiner Mutter, wenig Schlaf, und hat manche Nacht mit ihr durchgesprochen und durchgelesen. Den Unterricht ihrer acht Kinder leiteten die Aeltern selbst. Tüchtig und kräftig wuchsen sie auf und wurden nimmer verzärtelt. Im Winter dem Schlitten des Vaters vorauflaufen, um ihm die Heckenthore zu öffnen und hinter ihm wieder zu schließen, und dann nacheilend wieder auf den Schlittenbaum aufzuspringen; oder im Sommer die Pferde nackt in die Schwemme reiten, und wenn er gelegentlich in die Nesseln abgeworfen wurde, nicht sauer dazu sehen: das waren Dinge, die nach des Vaters Meinung einem Jungen zukamen. Eine frische glückselige Jugendzeit verlebte der Knabe auf dem schönen Eilande in fröhlichen Spielen und in der Schule der Natur. Von „Himmel und Meer, Hügel und Thal" ließ er sich unterweisen, der „fabelnde Mund der Mutter, der fromme des Vaters" lehrten ihn, „was künftig wird sein, weil es das Ewige ist." Des Vaters Knecht erzählte ihm Geschichten, und unter dem Dornbusch auf der Weide hörte er oft auch den Mährchen der hübschen Nachbarsdirne zu. Später kam ein Candidat als Hauslehrer in die Familie, ein „tapferer und begeisterter Kernmensch," dem Arndt in seinen Erinnerungen ein schönes Ehrendenkmal gesetzt hat. Durch diesen und seine benachbarten Genossen, unter denen namentlich der Dichter Kosegarten war, kam etwas von dem Genieweſen der Sturm- und Drang-Periode in das Haus, und das geistige Leben wurde zeitweise erregt und entzündet. Doch bald floß es wieder in stilleren Wellen dahin.

Mit sechzehn Jahren kam er als ein gutmüthiger, aber wilder, ernster und trotziger Bube auf die Schule nach Stralsund, in dem Alter, „wo heiß zwischen Schmerzen und Freuden Kindheit und Jugend sich trennt und der Gedanke beginnt." Trotz seinem angebornen Frohsinn, der äußerlich stets bei ihm vorwaltete, hatte er im Stillen oft trübe und dunkle Stimmungen, und in der allgemeinen Unklarheit, die seinen Geist umfing, war nur die eine Pflicht ihm deutlich bewußt, sich keusch, gesund und brav zu erhalten, und so sich zum Manne zu machen. In seinem „Zug ins Leben" sagt er von dieser Zeit:

Digitized by Google

„Trotz war mein herber Gesell und eiserner Stolz war mein Wächter,
„Mann sein mein höchstes Gefühl."

Als einst die Freuden eines Abiturientenschmauses in ihm das „starke, heiße Arndtsblut" in vielleicht besonders wilde Wallungen gebracht hatte, da trieb ihn die Angst, er möchte in dem üppigeren Stadtleben doch vielleicht den Lockungen unterliegen, und ein „weichlicher und liederlicher Lappen" werden, zu dem rasch ausgeführten Entschluß, der Stadt und der Schule zu entfliehen. Im Landleben sucht er Schutz, und will bei fremden Menschen eine Stelle auf einem Gute suchen. Nach einigen Tagen ängstlicher Sorge erfuhren die Aeltern seinen Aufenthalt, und die Folge dieser wunderlichen Flucht war, daß er in das Vaterhaus zurückkehrte, und dort seine Studien mit angestrengtem Fleiße fortsetzte, stets unterstützt von seinen bisherigen Lehrern, die viel von ihm hielten. Mit 20 Jahren ging er nach Greifswald, um Theologie zu studiren, und nachdem er auch Jena besucht hatte, kehrte er wieder ins Vaterhaus zurück, wo er das Gelernte sichtete. Er wurde darauf Präceptor bei Rosegarten, und hat hier auch mehrmals mit „Schall und Beifall" gepredigt. Inzwischen aber war er geistig immer klarer geworden, der Bann, der auf seinen Jünglingsjahren gelegen hatte, war mehr und mehr von ihm gewichen, und auch der Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben, dem kein denkender Mensch in einem gewissen Lebensalter ganz entgeht, hatte sich mehr und mehr gelöst. Da errang er sich völlige Freiheit mit dem Entschluß, der Kanzel den Rücken zu kehren, und schritt ins frische Leben hinein, ohne noch zu wissen, daß ihn dies bald zum Prediger seines ganzen Volkes berufen würde.

Die frische Lust der Freiheit, welche Arndt seit seinem Scheiden von der Theologie empfand, kann nicht anziehender geschildert werden, als er fünfzehn Jahre später in einem Rückblick auf die vergangene Zeit es thut:

„Das war Leben, das zweite, das rechte Leben im Aufgang,
Das war Liebe, sie ist ja mit dem Leben nur eins.
Gleichwie die Schwinge des Vogels der Morgenröthe entgegen
Trägt das fröhliche Herz, trägt den hellen Gesang;
Wiegt' ich auf fröhlichen Fittichen auch mich hin durch die Lüfte,
Und wie mit Aether gefüllt schwoll mir die selige Brust.
Und nun riß mich der Gott, der muthig weckte zur Freude,
Frisch in das Leben hinein, Hoffnung und Glaube ging mit;
Und ich beschaute die Städte und Länder und Sitten der Menschen,
Hatt' ich ja lange genug einsam mich selbst nur beschaut.
Und nun ward mir's hell um die Augen, die drinnen und draußen
Schau'n das lebendige All, schauen den ewigen Gott."

Mit dieser Lebensfreude wanderte er 1798 über Wien durch Ungarn nach Italien, dann nach Paris, wo er sich einen ganzen Sommer aufhielt, und kehrte dann über Brüssel, Köln, Frankfurt und Berlin wieder heim. Im Herbst 1709 ließ er sich in Greifswalde als Docent nieder und hielt Vorlesungen über Geschichte. Auch ein geliebtes Weib führte er heim; aber schon im zweiten Jahre, im Sommer 1801, starb sie ihm, neun Tage nach der Geburt eines Sohnes.

Groß war sein Schmerz, als er auf diese Weise „der furchtbar raschen Stunden räuberischen Gang" verstehen lernen mußte; lange Zeit hat er sie in immer neuen Liedern betrauert:

„Klage mir, Nachtigall süß, ...
Mein Liebstes schlummert im Grabe."

Wie sehr er aber auch Monden und Jahre hindurch sich grämte und weinte:

„Doch mit dem Lichte hinfort ging auch durch Trauer mein Pfad.
Denn ich hatte die Götter geseh'n, den Himmel empfunden,
Ueber die Blitze hinaus hatt' ich mein Leben geführt."

Als Lehrer und Schriftsteller begann er ein thätiges Schaffen. In seiner „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" legt er offen das Unrecht und die Unmenschlichkeit der Privilegirten dar, und trug viel bei zur schnelleren Aufhebung der unseligen Knechtschaft. Nachdem er dann seine „Reisen durch einen Theil

Digitized by Google

Deutschlands, Italiens und Frankreichs" herausgegeben hatte, machte er von Herbst 1803 bis 1804 eine Reise durch Schweden, und verarbeitete auch diesen Stoff als Schriftsteller in zwei Bänden. Sein Standpunct in den Reisewerken ist ein kosmopolitischer; „das Menschliche und das Menschenleben in einigen Zügen darzustellen", war seine erklärte Absicht. Natürlich kommt er dabei auf politische Fragen, zeigt lebhafte Theilnahme für die Befreiung des französischen Bauernstandes durch die Revolution, und huldigt bewundernd dem „großen Genius Bonapartes." Diese Bewunderung modificirt sich schon etwas in der Schrift vom Jahre 1803 „Germanien und Europa", wo er in ihm eine gewaltige Naturkraft sieht, welche die Herzen bezwingt, und selbst die Widerstrebenden zum Gehorsam zügelt. „Aber" — so fragt Arndt — „kennt er auch seine Zeit?" Der Hauptinhalt dieser Schrift, sowie einer folgenden vom Jahre 1805: „Fragmente über Menschenbildung" war ein Kampf gegen die einseitige Herrschaft und Ausbildung des Geistes auf Kosten des Leibes und der Seele, gegen die „verdünnte Geistigkeit" des Zeitalters, wie er sie nennt, gegen die schaale Aufklärung, die alles Starke, Gesunde, Natürliche verflüchtigt und in ein Nichts verwandelt habe. Arndt trifft damit nahe zusammen mit dem gleichzeitigen Protest der Romantiker gegen das Unschöne der einseitigen Verstandesbildung; doch bleibt er bei einem bloßen Protest nicht stehen, er verfolgt stets positive Ziele, zu dem Wissen fordert er das Können, eine gesunde Seele in einem gesunden Körper. Er blieb nicht einseitig in romantischer Gefühlsseligkeit hängen, sondern auch dem Verstande, der mit hellen Augen das Wirkliche sieht, bleibt sein volles Recht, während der „Geist, der Ueberflieger", der die ganze sinnliche und übersinnliche Natur secirt, mit scharfen Waffen bekämpft wird.

Mehr und mehr wurde Arndt durch die gewaltigen Ereignisse der Zeit auf den Boden hingedrängt, auf welchem seine Thätigkeit recht wirksam werden sollte; für die wirkliche Welt und das handelnde Leben war er geschaffen, und so wurde er nun ein politischer Mensch und bald der erste Prediger und Sänger der deutschen Einheit und Freiheit. Die Herrschsucht der Franzosen war seinem scharfen Blick nie entgangen; ihr Schalten in Süddeutschland hatte ihn dann mit Unmuth und Aerger erfüllt; als aber 1805 und 1806 die beiden Säulen Deutschlands zusammenbrachen, da nahm Zorn und Groll gegen die Feinde von seinem Herzen Besitz. Früher hatte er mehr ein schwedisches als ein deutsches Herz gehabt; jetzt nach dem Fall des Vaterlandes „fing sein Herz erst an, Deutschland mit rechter Liebe zu lieben, und die Wälschen mit rechtem, treuem Zorn zu hassen." In seinem „Geist der Zeit", der im Frühjahr 1806 erschien, ist ihm Napoleon ein „erhabenes Ungeheuer", dem man Bewunderung und Furcht nicht versagen kann, gleichwie der Vulkan und das Donnerwetter und jede seltene Naturkraft sie erzeugen.

Die Kühnheit, mit welcher Arndt in diesem Buche gegen den fremden Tyrannen in die Schranken trat, war nicht erfolglos. Weithin schallten seine kräftigen Worte, und hallten in Tausenden deutscher Herzen wieder. Und als sich nun nach der Schlacht bei Jena die feindlichen Truppen bis an die Küsten der Ostsee wälzten, da mußte der kecke Schriftsteller in Stockholm Schutz vor den Feinden suchen. Seine ganze Seele aber blieb dem Vaterlande zugewendet, und als rastloser Publicist gab er in einem zweiten Theile des Geistes der Zeit, den er zu vier verschiedenen Zeiten von 1806—8 schrieb, ein „wanderndes Bild" seiner Zeit. Schonungslos deckt er deren Leiden auf, denn „tief und ganz muß man sein Uebel durchschauen, um aus der Verwesung wieder Leben zu entzünden." Napoleons Wesen hat sich ihm jetzt völlig enthüllt, nicht blendet ihn mehr der Tyrann mit der „engen, treulosen, blutigen und geizigen Seele," er erkennt, daß dieser Mann „vollkommen böse" ist, und gerade auf diese schmähliche Kleinheit des großen Ungeheuers gründet sich seine Hoffnung auf die zukünftigen Tage der Rache. Die Schäden der Zeit findet er zuerst in dem weichlichen Kosmopolitismus, der uns bethörte, daß „Kriegsruhen wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Männlichkeit trotzig und Festigkeit beschwerlich sei." Nächstdem beschuldigte er die verrottete Reichsverfassung und jene „unpolitische Gerechtigkeit unsers Volks, welche das Veraltete selbst nicht aufzuräumen wagte, und es nun von Fremden aufräumen sehen muß." Endlich geißelte er die Kläglichkeit unserer Führer und Herrscher, der Schriftsteller wie der Fürsten. Mit „erschreckender Wahrheit," wie

Digitized by Google

Stein sagte, zog er alle diese Grundübel ans Sonnenlicht, und wird nicht müde, sein Volk zur Ermannung aufzurufen, und durch begeisterten Ausdruck seiner eigenen Zuversicht und Hoffnung auf Erneuerung auch dessen Muth und Hoffnung wieder wach zu rufen. Denn Erneuerung und Wiederherstellung predigt er als Ziel einer bewaffneten Volkserhebung.

Dies Buch des verfolgten Flüchtlings erregte ein gewaltiges Aufsehen, und hatte eine ungeheure Wirkung auf die Stimmung der Gemüther in Deutschland. Durch die zahllosen Gewaltthätigkeiten der Franzosen hätte sich freilich über lang oder kurz doch ein Umschwung vollziehen müssen, namentlich in dem hart getroffenen niederen Volke. Arndts Verdienst aber ist, daß er, diesem in der Luft liegenden Umschwung zuvorkommend, kühn und gewaltig aussprach, was Hunderttausende ihm nur erst nachzudenken wagten, daß er mit männlicher Entschlossenheit es in die Welt hinausrief zu der Zeit, wo nach den erdrückendsten Erfolgen des Corsischen Tyrannen große Gelehrte, wie Johannes von Müller, sich mit geistreicher Versatilität zur Verherrlichung des fremden Joches und zur Anbetung der Gewalt bekehrten. Arndt war das ehrliche Gewissen seiner Zeit, das seine Stimme nicht unterdrücken und beschwichtigen läßt durch geistreiche Sophismen des Verstandes, sondern sie laut erhebt mit aller Gewalt der Ueberzeugung, und unbekümmert um etwaiges Achselzucken der Schöngeister. Den Apostel der Freiheitskriege dürfen wir ihn nennen, der durch seine mächtige Predigt dieselben verkündigt und vorbereitet hat. Was Scharnhorst als Krieger und Stein als Staatsmann, das war er als Volksmann und Publicist, und bald auch als Barde. Der ganze Zorn des norddeutschen Volkes verdichtete sich gleichsam in seiner tapfern Brust, gab sich durch seinen Mund einen kräftigen, volltönenden, durchdringenden Ausdruck, der nun wieder in die Herzen der wackern Deutschen als zündender Funke fiel, und den Zorn eines jeden Einzelnen zur glühenden Lohe entflammte. Als Andre nur erst verstohlen die Faust in der Tasche ballten, da hat er sie dem Corsen gerade ins Gesicht geschlagen, eben so dreist und eben so gottesfürchtig, wie dreihundert Jahre früher Luther dem Papst gethan.

(Schluß folgt.)

Das Weihnachts- und Neujahrsfest im alten Saint Louis.

Von Dr. Rudolph Dochn.

Im Jahre 1803 trat Frankreich das von Spanien erworbene Louisiana-Gebiet, welches in einer Länge von zweitausend englischen Meilen, außer anderen Landestheilen, die heutigen Staaten Louisiana, Arkansas, Missouri, Michigan, Iowa, Minnesota, Kansas und Nebraska umfaßte und sich vom Fuße der apalachischen Gebirge bis zu den Riesenschatten der wildzerklüfteten Felsengebirge ausdehnte, für fünfzehn Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten von Amerika ab. Kaum war dies geschehen, so mehrte sich unter den Auspicien der jungen Republik die Bevölkerung und der Reichthum der einzelnen Theile dieses mächtigen Gebietes von Jahr zu Jahr. Die ersten weißen Bewohner des Louisiana-Territoriums waren aber bekanntlich Spanier und Franzosen; während diese, sei es durch die Lust zu Abenteuern oder durch Glaubenseifer oder durch Handelstrieb dazu veranlaßt, theils fernher von Canada, theils von New-Orleans herauf kamen und sich an den romantischen Ufern des gewaltigen Mississippi und des reißenden Missouri niederließen, eilten jene, vornehmlich durch Golddurst getrieben, von den neuentdeckten Antillen her, um das Innere Nordamerikas zu durchforschen. Mit seltener Ausdauer und heroischem Muthe, den klimatischen Hindernissen und den Feindseligkeiten der wilden Indianer zum Trotz, drang z. B. der französische Missionär Marquette in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch das jetzige Illinois und Michigan nach dem Mississippi hin vor. Auf einer seiner Untersuchungs- und Bekehrungsreisen im Jahre 1675 verließ er eines Tages an dem kleinen Flüßchen, das noch jetzt seinen Namen trägt, auf kurze Zeit seine Begleiter, um allein bei einem von rohen Steinen errichteten Altar in dem schweigenden Schatten des Urwaldes zu beten. Eine halbe Stunde später fand man dort seine Leiche; Indianer-

Digitized by Google

horden hatten ihn erschlagen. Er wurde am Ufer des Michigan-See's begraben, und der Indianer glaubt noch jetzt, daß sein Geist beim Sturme im Rauschen jener Wälder spreche. —

Etwa hundert Jahre später wurde im Staate Missouri die Stadt Saint Louis von einem unternehmenden Franzosen gegründet. Am neunten Dezember 1763 legte nämlich Pierre de Laclede, mit einem halben Dutzend Abenteurer aus Canada kommend und nach einem passenden Orte für eine neue Handelsstation suchend, sein gebrechliches Ruderboot gerade an der Stelle an, wo jetzt das stolze Saint Louis, die Metropole des Mississippithales, steht, fällte ein paar Bäume, schlug sein Zelt auf, nannte den Ort einem seltsamen Heiligen, Ludwig XV. von Frankreich, zu Ehren „Saint Louis" (heiliger Ludwig) und sprach den Glauben aus, daß hier einst der größte Handelsplatz des Westens von Nordamerika entstehen werde, — eine Prophezeiung, welche durch keinen Propheten des Alterthums überboten ist.

Innerhalb weniger Jahre entstand hier am Ufer des „Vaters der Ströme" ein kleines Franzosendorf, dessen Bevölkerung sich durch Zuzügler aus den verschiedenen Theilen des Louisiana-Gebietes verstärkte und bald mehrere Zweigdörfer, wie z. B. Carondelet, Florissant, St. Charles u. a. m., anlegte. Die Angriffe der Indianer fürchtend, umgaben die Bewohner von St. Louis im Jahre 1779 den Ort mit einem Walle von rohen Pallisaden und Erde; dennoch wurden bei einem bald nachher erfolgten Ueberfalle der grausamen Rothhäute gegen zwanzig der Einwohner getödtet. Allein weder dieser Unfall, noch wiederholte Angriffe der Indianer und gefährliche Ueberschwemmungen des Mississippi vermochten das Aufblühen des Städtchens zu verhindern. Das französische Regiment zeigte sich in diesen fernen Regionen als ein sehr mildes; wer nur den umherreisenden Priestern und Missionären gelegentlich gern ein Standquartier und ein kleines Geschenk gab, der blieb in allem Uebrigen ziemlich unbelästigt. —

Was den jetzigen Staat Missouri anlangt, so wurde derselbe schon früh von muthigen französischen Jägern und Handelsleuten durchforscht, und viele französische Namen von Städten, Gewässern und Thälern werden für immer an sie erinnern. Jagen, Fischen, etwas Landbau und Handel, das waren die Hauptbeschäftigungen dieser ersten Ansiedler, die in ihrer Abgeschiedenheit von der civilisirten Welt glücklich und zufrieden lebten, sich ihre französischen Sitten und Gebräuche bewahrten, darum aber doch, wie die spätere Zeit gelehrt, wenig dazu geeignet und im Stande waren, dem Lande einen dauernden Charakter des Franzosenthums aufzuprägen. —

Fast bei allen Völkern herrscht die uralte Sitte, den Anfang eines neuen Jahres mit gewissen Festlichkeiten zu beginnen. Bei einigen Nationen mögen diese Festlichkeiten einen mehr religiösen, bei andern einen mehr socialen Charakter tragen; in der jungen Ansiedelung von St. Louis trugen sie beiderlei Charakter vereint. Eine Erscheinung, die sich vielleicht daraus erklären läßt, daß die damaligen Bewohner der Stadt Nachkommen von Familien waren, welche aus den verschiedensten Provinzen Frankreichs, nur zu einem geringen Theile auch Spaniens, lange Zeit vor Einführung des durch die erste französische Revolution ins Leben gerufenen „Cultus der Vernunft" nach Amerika ausgewandert waren und in der neuen Heimath — theils aus eigener Erinnerung, theils infolge traditioneller Uebertragung vom Großvater auf den Enkel — die frommen Gebräuche des alten Vaterlandes in ihren socialen und religiösen Beziehungen im Wesentlichen treu bewahrt hatten. —

Am Abend vor Neujahr, am sogenannten Sylvesterabend, pflegten sich die jungen Männer im alten St. Louis an einem verabredeten Platze zu versammeln; sie waren dann mit höchst phantastischen Maskenanzügen bekleidet, und jeder von ihnen war mit einem Eimer, Sack, Korb oder irgend einem Behälter versehen, um darin allerlei Lebensmittel sammeln zu können. Auf ein gegebnes Zeichen setzten sie sich bald nach Eintritt der Dämmerung in Bewegung; sie zogen von Haus zu Haus, ohne auch nur ein einziges zu übergehen, und sangen in vollem Chor: „la Guignolée." Was dieses Wort eigentlich meint, daß weiß ich nicht ganz sicher und genau anzugeben, und kein einziger von den ältesten Einwohnern von St. Louis, die ich während meines dortigen Aufenthaltes kennen lernte, ist im Stande gewesen, es mir ganz genügend zu erklären. Die alten Bewohner Frankreichs pflegten beim Anfang des Jahres einer dem andern

Digitized by Google

einen kleinen Zweig vom Mistelstrauche (gui) zu schenken, der von den Priestern geweiht worden, und dazu sangen sie eine Art Hymne, deren Refrain „au gui l'an neuf“ (dem Mistelstrauch das neue Jahr) lautete. Dieser Refrain mag in „au gui la nouvelle année“ umgewandelt und mit der Zeit das abgekürzte „la Guignolée“ daraus geworden sein. —

Was nun aber auch immer die Etymologie und Bedeutung des Wortes sein mag, so viel steht fest, daß es ein eigenthümliches Lied bezeichnete und im alten St. Louis zu einer nicht minder eigenthümlichen Melodie gesungen wurde. Der Text des Liedes lautete in einem gerade nicht sehr klassischen Französisch also:

La Guignolée.

Bon soir le maître et la maîtresse
Et tout le mond du logis!
Pour le premier jour de l'année
La Guignolée vous nous devez.
Si vous n'avez rien à nous donner,
Dites-nous le.
Nous vous demandons pas grand' chose;
Une échinée. —
Une échinée n'est pas bien longue,
De quatre-vingt-dix pieds de longue.
Encore nous demandons pas grand' chose, —
La fille ainée de la maison.
Nous lui ferons faire bonne chère,
Nous lui ferons chauffer les pieds.
Nous salutons la compagnie
Et la prions nous excuser;
Si l'on fait quelque folie,
l'était pour nous de s'ennuyer.
Une autre pour nous prendrons garde,
Quand sera temps d'y revenir.
Dansons la guenille,
Dansons la guenille,
Dansons la guenille!
Chorus: Bon soir le maître et la maîtresse
Et tout le monde du logis. —

Diese Zeilen lauten in deutscher Prosa etwa wie folgt: „Guten Abend dem Herrn und der Frau des Hauses und allen Bewohnern desselben! Für den ersten Tag im neuen Jahr schuldet ihr uns die Guignolée. Wenn ihr uns nichts zu geben habt, so sagt es uns. Wir fordern nicht viel von euch, nur einen Schweinsrücken, neunzig Fuß lang, — das ist nicht viel. Außerdem verlangen wir nicht viel, nur die älteste Tochter des Hauses. Wir wollen sie gut traktiren und ihr die Füße hübsch warm halten. Wir begrüßen die ganze Gesellschaft und erbitten uns deren Nachsicht; wenn wir irgend eine Thorheit begangen haben, so sollte uns dies recht leid thun. Wenn wir das nächste Mal wiederkommen, so werden wir uns in Acht nehmen. Laßt uns den Lappen-Tanz tanzen, u. s. w.

Chor: Guten Abend dem Herrn und der Frau des Hauses und allen Bewohnern desselben!“ —

Bei der Stelle des Gesanges, in welcher die jungen Männer galanter Weise sich erbieten, die junge Dame zu traktiren und ihr die Füße warm zu halten, pflegte wohl hier und da einer von ihnen, der die Tochter vom Hause besonders in sein Herz geschlossen, das Singen zu unterbrechen und ganz allein ein Liebeslied anzustimmen, worin von Turteltauben und Nachtigallen die Rede war und das mit der Betheurung schloß, daß er den schönen Augen seiner Angebeteten zu Liebe gern zu sterben bereit sei. Wenn dieses Intermezzo beendet war, nahmen die Besucher die ihnen zugedachten Gaben in Empfang, worauf sie den „Lappen-Tanz“ — so genannt wegen der dabei getragenen bunten Maskenanzüge — aufführten, dabei wild umhersprangen und mit

Digitized by Google

Aufwand aller ihnen zu Gebote stehenden Kraft der Lungen: „Dansons la guenille“ sangen. Beim Verlassen des Hauses begannen sie den Refrain: „Guten Abend u. s. w.“ von neuem, und wiederholten ihn ununterbrochen, bis sie außer Hörweite waren. Sie erhielten in den verschiedenen Häusern ohne Ausnahme Geschenke aller Art: „Zucker, Kaffee, Schmalz, Lichter, Mehl, Maple- (Ahorn-) Sirup, Natasia (eine Art Rum), Eier, Fleisch, Geflügel, mit einem Worte, fast Alles, was zu einem später zu gebenden Ballessen nöthig war. Nach Beendigung ihres Rundganges wurden die eingesammelten Gegenstände an einem und demselben Orte aufbewahrt, um später, wie weiter unten geschildert werden soll, verwendet zu werden. —

Vor Tagesanbruch am Neujahrsmorgen wohnte die gesammte Bevölkerung von St. Louis dem feierlichen Hochamte bei. Nach Schluß dieser Ceremonie erbaten sich die Söhne und Töchter den elterlichen Segen. Da konnte man Kinder, Enkel und Urenkel nach einander niederknien sehen und um den Segen der Eltern bitten; und dieser Segen ward nie ertheilt ohne ein inniges, aus dem Herzen kommendes Gebet, daß Gott, der liebende Vater aller Menschen, diesen Segen im Himmel droben billigen und die Kinder führen und schützen möge in Freude und Leid, und durch irdische Sorgen und Gefahren, um sie für eine andere und bessere Welt vorzubereiten. Dieser rührende Brauch, der am Anfange jedes Jahres wiederholt wurde, diente den alten Ansiedlern in der That als leitende Richtschnur für ihr Denken und Treiben während des ganzen Jahres. Kindliche Ehrfurcht vor den Eltern war ihr Leitstern; die jungen Leute ließen es sich nicht im Traume einfallen, eheliche Verbindungen einzugehen, ohne die volle Zustimmung der beiderseitigen Eltern nicht nur, sondern sogar auch die aller Anverwandten zu besitzen. Ja, selbst erwachsene Männer, die längst ihre Selbständigkeit sich errungen, gingen selten wichtige Geschäftsunternehmungen ohne die Zustimmung und den Rath der Eltern ein, und niemals, selbst wenn es allem menschlichen Ermessen nach zu seinem Vortheile ausgefallen wäre, handelte ein Kind den Wünschen der Eltern zuwider. Wenn die Eltern ihre Einwilligung zu einer beabsichtigten Heirath ertheilt hatten, besuchte das neu verlobte Paar alle Verwandte und bat auch diese um ihre Zustimmung zu dem bevorstehenden ehelichen Bunde. Es herrschten eben im alten St. Louis echt patriarchalische Sitten im guten Sinne des Wortes. —

(Schluß folgt).

Die Tagespresse als Spiegel deutschamerikanischer Zustände.

Von Franz von Nemmersdorf.

(Schluß.)

Der Zahl seiner Zeitschriften nach und ihrem Werthe nimmt Wisconsin eine bedeutende Stellung in der deutschen Tagespresse ein. Der demokratische „Banner und Volksfreund“ Milwaukee ist eine vortreffliche Zeitung von reichem Inhalte, für sein Feuilleton hat er unten im Buchformat mit Doppelspalt einen eigenen Raum abgegrenzt, er gibt ohne Nennung des Verfassers den Roman „Fürst und Musiker.“ Weit geringer ist der dortige „Herold.“ Sehr gut ist der „Pionier am Wisconsin“ Sauk City, und in anständiger Mittelmäßigkeit halten sich „Wisconsin Telegraph“ Oskosh, die demokratische „Port Washington Zeitung“ die republikanische „Sheboygan- wie die demokratische „Manitowoe-Zeitung.“ Beide letzteren sind sehr blaß und unordentlich gedruckt. Dagegen ist der demokratische „Nord Westen“ Manitowoe besser ausgestattet. Die republikanische „Belleviller Zeitung“ bringt den Roman „Arzt der Seele“ von Wilhelmine von Hillern, gleichsam als Illustration dazu, einen Artikel gegen die Emancipation der Frauen, ein wenig Politik und ein Recept für „Bratenspicken.“ „Multum non multa!“

Illinois besitzt an dem demokratischen „Alton Banner“ eine der Form und dem Inhalte nach gleich ausgezeichnete Zeitung, gibt sogar, was in Amerika selten ist, wissenschaftliche Aufsätze ältern historischen Inhaltes, die Amerikaner sind sonst im eminentesten Sinne ein Volk der Gegenwart; als Roman enthält es „Der Sekretarius des

Digitized by Google

alten Dessauers" von Ferdinand Pflug. Nur kann die Monarchen hassende Partei auch hier wieder nicht die Verleumdung eines derselben unterdrücken, und heftet sie dieses Mal dem jungen König von Griechenland an. Ebenso vorzüglich ist die republikanische „Highland Union"; als Roman hat sie den „Deutschen Michael" von A. L. Brachvogel. Sehr reichhaltig und gut ist „Deutscher Anzeiger Freehort", doch huldigt er zu viel der allgemeinen deutsch amerikanischen Neigung für mittelmäßige Reimerei. Auf gleicher Höhe steht „Illinois Staatsdemokrat" Springfield. Die „Wöchentliche Peoria Deutsche Zeitung" nennt sich die älteste und verbreitetste deutsche Zeitung in Central Illinois; sie ist nicht sonderlich gut gedruckt. Eben wird ein neuer Redacteur, Demokrat von reinstem Wasser, der angeblich General Schurz politisch gänzlich schlug, pomphaft eingeführt. Sein Name ist Dr. Makk, und er gibt den Abonnenten die tröstliche Versicherung, daß er auf lange hinaus im Stande sei, sie mit eigenen Romanen zu versorgen. Tout comme chez nous bei einem gewissen Journal, nur ist der Amerikaner ehrlicher und naiver, als der Deutsche; dieser gestand nicht, daß die Leser auf Jahre hinaus ihn genießen müssen, aber es war doch so vorher beschlossen.

Iowa, aus altem Missourilande gebildet, hat in der „Iowa Volkszeitung" Clinton, ein vorzügliches Blatt; es enthält einen Criminalroman von J. D. H. Temme und daneben sehr interessante Aufschlüsse, welcher Städteschwindel im fernen Westen getrieben wird; riesige Reclame soll elende Nester zu Weltstädten aufpuffen, in denen sich indessen gegenwärtig nur beschäftigungslose Arbeiter und Speisewirthe befinden, so z. B. Omaha. Ebenfalls recht gut ist die „Iowa Tribüne" Burlington, republikanisch, aber unbedeutender die „Iowa Staats-Zeitung" Dubuque. Die ganz neue „Council Bluffs Post" befriedigt billige Ansprüche vollkommen.

Wenige, aber durchschnittlich gute Zeitungen liegen uns aus Michigan vor. „Wöchentliches Michigan Journal" Detroit ist nebst seinem Sonntagsblatte vortrefflich ausgestattet, von reichen, mannigfaltigem Inhalte. Ersteres enthält den Roman „Von Solferino nach Königsgrätz" von Louise Mühlbach, letzteres „Verlorene Seelen" von Leo Wolfram. „Familienblätter" Detroit, gehören zu den Besten dieser Gattung, und die „Saginaw Zeitung" East Saginaw, ist ein anständiges Journal mittleren Ranges.

Indiana hat an „Tägliche Evansville Union" eine vortreffliche Zeitung; sie enthält die Notiz über eine freireligiöse Gemeinde, in der sich die Predigerinnen Madame Wagner und Fräulein Eitel besonders auszeichnen. Sie sollen nicht nur erbaulich, sondern auch unterhaltend sein — was man sogar von Bossuet nicht behaupten kann. „Die Zukunft" Indianopolis, Organ des nordamerikanischen Turnerbundes, ist eine mittelmäßige Zeitung; sie bringt die Novelle „Reform von Oben" von Anton Niendorf. Das Sonntagsblatt des dortigen „Täglichen Telegraph," „Spottvogel", erstickt seinen magern Inhalt in einer Fluth schlechter Verse.

Nach dem reichen Stoffe des Westens und Nordwestens wird die deutsche Tagespresse spärlicher im Osten und Nordwesten der Vereinigten Staaten. Aus Massachusets liegt uns das „Bostoner Intelligenz Blatt" vor, eine gut gedruckte Zeitung von beschränktem Inhalte mit der Novelle „Pauline" von Ernst Wichert. Der auch in Boston herauskommende „Pionier" macht einen ungefälligen altväterischen Eindruck; er ist republikanisch und unterscheidet sich durch seine, die Frauenemancipation begünstigende Meinung von der Mehrzahl deutscher Blätter.

Die ganz vorzüglich ausgestattete „Columbia" im gleichnamigen Staate, in der Bundeshauptstadt Washington erscheinend, entlehnt einen Artikel über die „Womans Rights" von ihrem Parteigenossen, dem ebenerwähnten Pionier. Als Roman bringt sie „Unter der rothen Eminenz" von Georg Hiltl.

„New Jersey" ist nur durch die theilweis unleserliche, ziemlich mittelmäßige „New Jersey Frei Zeitung" vertreten, mit der Sensationsnovelle „Lilias, oder Leben im Tode" von Pierre Egan; das Journal erscheint in New York.

Aus Britisch Amerika haben wir zwei reichhaltige, gute Blätter vor uns: „Canadisches Volksblatt" Neu Hamburg am Ontario, und „Canadischer Volksfreund" Waterloo Village; nur haftet beiden eine starke Rusticität an, uns an eine Bevölkerung von Jägern und Ackerbauern erinnernd.

Wenig, aber Ausgezeichnetes liefern die Südstaaten; unter den Deutschen herrscht

Digitized by Google

dort die republikanische Partei vor, während in den dichten Ansiedlungen des Westens sich viele Demokraten befinden.

„Tenessee Staatszeitung" Nashville, ist ein vorzügliches Journal; es gibt den Roman „Valerie" von Gustav vom See. „Nashville Demokrat" ist gleichfalls recht gut, doch von geringerm Werthe, als erstere.

„Täglicher Louisville Anzeiger" Kentucky, ist wieder vortrefflich und reich an insowohl als ausländischen, politischen Correspondenzen.

Minder gut ist Virginien durch den „Richmonder Anzeiger" vertreten; er steht namentlich in typographischer Ausstattung weit hinter den vorigen zurück.

Maryland besitzt in „Der Deutsche Correspondent" Baltimore eine ausgezeichnete Zeitung und im „Täglicher Baltimore Wecker" eine sehr gute. Sie enthalten, jener den Roman „Die Reichsgräfin Gisela" von E. Marlitt, dieser „Von Solferino nach Königsgrätz" von Louise Mühlbach. Beiden wäre indessen ein weniger ermüdender Druck zu wünschen.

Zu den besten Zeitschriften in Amerika gehören ferner „Tägliche deutsche Zeitung" New Orleans und das „Sonntagsblatt der New Orleans deutschen Zeitung." Jene enthält den Romau „Frankreich gegen Deutschland" von Louise Mühlbach, dieses reichliche Curiositäten und europäischen Journalen entlehnte Nachrichten, nebst eigenen Correspondenzen.

Vorzüglich ist auch „Freie Presse für Texas" San Antonio; sie bringt weder die oft ermüdenden Anekdoten, noch die wässerige Lyrik anderer Blätter, sondern gute politische Mittheilungen von daheim und auswärts; die belletristische Zugabe bildet „Pauline" von Ernst Wichert. Nachlässigen, schlechten Druck abgerechnet, ist auch das „Wochenblatt der Union" Galveston eine vortreffliche Zeitung. Sie enthält neben mannichfaltigen, politischen Correspondenzen die Novelle „In der Fremde" von Adolf Glaser. „Vorwärts" Neu Braunfels sticht ungünstig gegen die beiden Vorigen ab; der Druck ist nahezu unleserlich, der Inhalt unbedeutend.

Weiter und immer weiter drängt der ungeduldige Mensch, bis dorthin, wo „der Markstein der Schöpfung" steht. So sind die ausgedehnten Prairieländer den Amerikanern nicht mehr „der ferne Westen", sie haben gewissermaßen von ihnen Besitz ergriffen.

Uns liegt aus jenen Regionen die „Minnesota Staatszeitung" St. Paul und die „Nebraska Staatszeitung" vor; beide sehr wohl ausgestattet mit reichem Inhalte, besonders das ältere Journal aus Minnesota, beweisen, in wie hohem Grade die Cultur in jene abgelegenen Gegenden Eingang fand.

Der eigentliche „ferne Westen" der Amerikaner ist nun, seit der Landweg hergestellt ist, an den Gestaden des stillen Oceans zu suchen, der ihnen seine östlichen Küsten zukehrt. Die deutsche Presse besitzt auch im Goldlande ausgezeichnete Vertretung durch die „California Staatszeitung" und „San Francisco Abend Post." Aus dem Süden liegt uns die kleine, aber sauber ausgestattete und gut redigirte „Los Angeles Chronik" vor; recht heimatlich gemahnt uns das in derselben abgedruckte Phantasiestück aus der Theaterwelt „Vox populi" von Julius Grosse.

Auf dem riesigen Felde, das unserer Sprache und Schrift sich eröffnet (Canada allein hat gleichen Flächeninhalt mit Deutschland) erhält die deutsche Presse stets neuen Zuwachs, namentlich seit dem Frieden mit den Südstaaten. Neun der in unseren Berichten genannten Blätter befinden sich noch in ihrem ersten Jahrgange.

Außer den politischen, Criminal- oder belletristischen Zeitungen bleiben uns einige bestimmten Zwecken dienende Journale zu erwähnen. Dazu gehören die vorzügliche „New Yorker Handelszeitung", ihrer die bekannte Erde umfassenden Mission halber mit lateinischen Lettern gedruckt, nebst der recht guten „Neuen New Yorker Musik-Zeitung" mit ihren Anekdoten und Novellen aus dem Virtuosenthume. Aus Cincinnati liegt „Die Deborah" vor, Allgemeine Zeitung des amerikanischen Judenthums, welches in englischer Sprache mehrere Blätter besitzt. Einzelne Aufsätze des wohl ausgestatteten Journals sind in einem uns schwer verständlichen und ungenießbaren Jargon geschrieben, das Uebrige aber in gebildetem Deutsch. Die Deborah bringt den Roman von Rodenberg „Die letzten Tage König Karls"; außerdem erfahren wir durch sie, daß die Gattin Lionel Rothschilds in Londoner Mädchenschulen für Arme nicht nur

Digitized by Google

Vorträge hält, sondern diese auch drucken läßt. Ebenfalls in Cincinnati erscheint „Der Sendbote", Organ der gläubig getauften Christen von Nord-Amerika. In diesem Wiedertäuferblatte sind vollständige Predigten enthalten; aber etwas könnten unsere ultramontanen Journale von dem Sendboten lernen, er kanzelt Andersdenkende nur salbungsvoll ab — die Waffe der Beschimpfung überläßt er jenen.

Wohl die jüngste der amerikanischen Zeitungen, welche Europa erreichten, ist die am 25. September ausgegebene erste Nummer der „Die Neue Zeit." Dieses Blatt kämpft energisch für Frauenrechte, und ist darin seiner ältern Vorgängerin „The Revolution" verwandt, nur verspricht es mit mehr Besonnenheit aufzutreten, als jene. Auch hat es den Vorzug eines bedeutend erweiterten Programmes und sehr guter Mitarbeiter aus Europa, die außer den Correspondenzen auch für ein interessantes Feuilleton sorgen werden.

Wenn es uns noch gelingt, die bereits mit einzelnen ehrenwerthen Zeitungseigenthümern und Buchhändlern getroffenen Vereinbarungen auf alle uns entlehnten Erzeugnisse der amerikanischen Presse auszudehnen und gute Gesetze zum Schutze geistigen Eigenthumes zu erlangen, dann haben weder die Franzosen mit ihrer Weltsprache, noch die Engländer mit ihrer Literatur in beiden Hemisphären mehr etwas vor den deutschen Schriftstellern voraus. — Somit zeigt sich im Lichte der Hoffnung den deutschen Geistesarbeitern eine schöne Zukunft.

Ein sonderbares Buch.

Besprochen von Prof. Dr Lauth.

(Schluß.)

Nicht ungeschickt, wenigstens glücklicher als seine Verwendung der comparativen Philologie, ist H. Browns Benützung der alten Sagen. Wenn das Alterthum mit einer merkwürdigen Einmüthigkeit das Elysium in den Westen, an die Enden der Erde versetzt, wo die Inseln der Seligen liegen sollen, so ist er begreiflicherweise flugs bei der Hand, um diese Andeutungen auf sein Hesperien, nämlich Amerika und die Inseln Oceaniens, zu beziehen. Der Umstand, daß auch in Amerika der Glaube herrschte, die Todten gingen nach Westen über das Meer, wie z. B. in Chili, Brasilien, Guiana, Nordamerika, bestärkt ihn natürlich in seiner Ansicht. Allein er hat dabei übersehen, daß dieser Zug nach Westen, der allerdings und nicht bloß in Beziehung auf die Wanderung der Todten, sondern auch für die Lebenden im Gange der Weltgeschichte gilt, sich viel einfacher aus der scheinbaren Bewegung der Sonne erklärt. Da, wo dieses glänzende Tagesgestirn in den Okeanos sinkt, dachte man sich auch den Niedergang der Seelen ins unbekannte Todtenreich. Dazu kommt, daß das uralte Volk der Aegypter, im unmittelbarsten Anschlusse an diese Anschauungsweise, die sich bei ihm in unzähligen Bildern und Texten aufs Deutlichste ausspricht, besonders die Memphiten der Urzeit ihre Todtenregion in den Westen des Nilthals an die lybischen Berge verlegten, woher es kommt, daß nicht bloß die Pyramiden, jene riesenmäßigen Grabdenkmäler der ältesten Pharaonen, sondern auch die Syringen Thebens für die Sarkophage der Könige späterer Zeit, sowie nicht minder die Gräber der Beamten und Privatleute ausnahmslos im Westen des Nils, in den Felsengrotten der lybischen Gebirgskette, sich vorfinden. Bei dem Transporte der östlich des Nils Verstorbenen kommt deswegen die Barke regelmäßig vor; ihr Ferge Charon ist, wie ich schon früher urkundlich erhärtet habe, und wie Diodor bestimmtest bezeugt, der ägyptische Karo Fährmann, Färche (Förg, Fürg), welches Wort gewöhnlich von dem Deutbilde der Barke begleitet wird. Darum führt der Nil auch unter andern Namen den des Okeanos, und der zweite Gau Unterägyptens, westlich vom westlichen Nilarme, heißt inschriftlich Amenti „Westen" und „Hades", und dieser Ausdruck gilt für den Westen der Welt überhaupt. Was endlich die Inseln der Seligen betrifft, so kann Jeder, der sich die Mühe nehmen will, auch ohne Kenntniß der Hieroglyphen, in dem Titelbilde zum 110. Capitel des Todtenbuches die Gefilde Aalu (Elysium) die „Inseln der Seligen" sehen; ihre Namen sind alle sorgfältig beigeschrieben; der

Digitized by Google

Verstorbene säet, pflügt, erntet, läßt die Ochsen oder Kühe über das Getreide schreiten, um es auszutreten (dreschen), und häuft das Ergebniß zu großen Haufen zusammen, worauf dann der Gott Nil, wie auf Erden hienieden, das gebührende Opfer empfängt.

Wir brauchen also die weite Entfernung bis zu den Inseln der Südsee nicht, um uns die Sage von der Wanderung gegen Westen zu erklären, wären sie auch noch so fruchtbar an goldnen Hesperiden-Aepfeln. Brown läßt die Inseln der Südsee im vorzeitlichen Amerika sehr wohl gekannt sein, und glaubt Gründe zu der Annahme zu haben, daß dieselben, nachdem die frühesten Bewohner in der Fluthkatastrophe umgekommen, von Amerika aus neubevölkert worden sind. „Die Griechen, eine hyperboreische, d. h. amerikanische Nation, brachten jene Vorstellung (von der Migration der Seelen nach dem Westen) aus ihrem Urlande nach Asien und Europa, und gaben ihr die mythische Gestalt, in der wir sie bei den alten Autoren antreffen" (S. 187). So sind auch die räthselhaften Hyperboreer, die Gladisch in China vermuthete, um einen ganzen Welttheil verrückt. Selbst das Paradies, wie es sich in Dantes göttlicher Comödie darstellt, muß für Browns Hypothese Dienste leisten. Denn auch ihr zufolge gab es eine vorzeitliche Veränderung der Erdoberfläche, wobei auf der einen Halbkugel eine große Continentalmasse untergegangen, auf der andern aber, die erst ganz mit Wasser bedeckt gewesen, eine solche neu hervorgetreten sei. Dort auf der Antichthon oder Gegenerde hätten die ersten Eltern gelebt; dort habe sich die prima gente des Anblicks jener vier herrlichen Sterne (luci sante) des südlichen Kreuzes erfreut, „welche zu schauen den nördlichen Gegenden in ihrem traurigen Wittwenstande niemals gestattet ist." Dies habe sich geändert, indem in Folge jener Katastrophe auf derjenigen Erdhälfte, wo das irdische Paradies gelegen, die gesammte Ländermasse untergesunken, dagegen in unserer (der östlichen) Hemisphäre ein gewaltiges Festland, dessen Mittelpunct Jerusalem, emporgestiegen sei. Diese gewiß nicht willkürlich erfundene Annahme gründet sich wohl auf eine uralte Tradition. Einverstanden! Wenn er aber hinzufügt: „die mit der von der Atlantis zusammenhängt, welch letztere uns mit dem Eden der Bibel in Eins zusammenfällt", so gebe ich zu bedenken, daß auch Columbus bei seiner Landung in den Antillen die Ostküste Asiens erreicht zu haben glaubte, woher auch die Benennung Indianer stammt, und daß Dantes Topographie des Paradieses offenbar und augenscheinlich nach der Atlantis der alten Klassiker sich gebildet hat. Woher hatten aber die Griechen, d. h. Solon, die ganze Sage von der Atlantis? Antwort: aus Aegypten, wie man bei Plato des Weiteren nachlesen kann. Der Geist dieser ägyptischen Sage gestattet höchstens, ein versunkenes Land im Bereiche des Atlantischen Oceans anzunehmen, aber nimmermehr, über Amerika hinwegzuschreiten und im Stillen Meere nach dem verlornen Paradiese zu suchen.

Weiterhin begegnen wir S. 256 „der Trinitätsidee des amerikanisch-hebräischen Alterthums." So wie sich Jehova der Einzige dem Lot und Abraham unter der Gestalt dreier Männer (Elohim?) vorgestellt habe, so seien auch der indische Trimurti, der pommer'sche Triglaf, ein dreiköpfiges Idol, offenbare Analoga zur christlichen Dreieinigkeitslehre. Auf der Stätte der altpreußischen Trinität Perkunnos, Pikollos, Potrimpos sei ein Kloster der heiligen Dreifaltigkeit gestiftet worden. Ebenso sei in den drei Brüdern Aner, Eschkol, Mamre bei den Amoritern eine Trinitäts-Idee unverkennbar, wie denn auch Abraham, der Verbündete derselben, nichts anderes sei, als Brahma. Ferner habe man in den Ruinen von Palenque (in Amerika) drei gekrönte Köpfe (beisammen?) gefunden, und die Bewohner des Plateaus von Bogota hätten einen Gott verehrt, der drei Namen führte, wovon der bekannteste Botshika; auch habe die Priesterschaft von Iraca den Eroberern Idole gezeigt, die ihn mit drei Köpfen dargestellt. Daran reihe sich jene in Nordamerika unter der Erde aufgefundene Vase, der man den Namen Triune-Idol gegeben. Daraus soll folgen, daß die Trinitäts-Idee überhaupt eine amerikanische gewesen! Und ist doch die Hauptsache, wo es sich um alle religiösen Ideen handelt, nämlich Aegypten, sonderbarer Weise vom Verfasser bei dieser seiner Aufzählung gänzlich vergessen oder mit Stillschweigen übergangen! Nun ist aber auf ägyptischem Boden seit ältester Zeit nichts häufiger, als die sogenannten Triaden, d. h. eine Verbindung von drei Göttern: Vater — Mutter — Sohn. Jede Cultusstätte hatte ihre besondere Triade; allgemein für das

Digitized by Google

ganze Land gültig war die Triade Osiris—Isis—Horus. Dürfen wir auch diese uralten Triaden aus Amerika ableiten, nicht etwa auf dem Wege des atlantisch-mittelländischen Meeres, sondern, wie Brown will, auf der großen Seestraße des Stillen Oceans nebst dem ziemlich bedeutenden Ueberlandweg von Ostasien bis an den Nil?

Nicht anders ist der Versuch zu beurtheilen, auf Grund der Thatsache, daß die drei amerikanischen Riesencypressen, welche zur Bildung eines altindischen Heiligthums gehörten (S. 262), und daß man in Oaxaca einen ungeheuren Stamm der Cupressus disticha von 36 Metern im Umfange bei näherer Besichtigung als aus drei Stämmen zusammengewachsenen erkannt hat, ebenfalls zu Gunsten der Brown'schen Ansicht auszubeuten. Mich wundert nur, daß der belesene Verfasser bei seinen verschiedenen amerikanischen Analogien zum biblischen Morijah, dem heiligen Opferplatze des Abraham, nicht auch die griechischen μορίαι erwähnt hat, die heiligen Oelbäume der Göttin Athene auf der Akropolis und in der Akademie. Wenigstens hätten sie hier eine so gute Figur gespielt, als anderwärts (S. 190) das Indianerwort athen „die Stadt" überhaupt bedeuten soll, wozu der Herausgeber (S. 17) das Wort Aegypter mit dem Macunis-Worte icübtan Mann, ecuptan hoch, passend hinzufügt!

Was unter solchen Händen aus der ägyptischen Geschichte wird, läßt sich nach vorstehenden Proben leicht ermessen. Wenn der Ibis mit dem cubanischen ipis „Vogel" identificirt wird, so mag das noch hingehen, obgleich das ägyptische Prototyp kab (ἰβις) lautet. Aber jedenfalls waren die Verfasser nicht vom Geiste des ibisköpfigen Thot (Dhuti) berathen, als sie so willkürliche Zusammenstellungen machten. Wir wissen auf Grund des Zeugnisses von Manetho, des Turiner Papyrus und mehrerer Steindenkmäler, daß die Hykschôs lange vor dem Exodus in Aegypten eingedrungen und wieder vertrieben waren. Deßungeachtet sind (S. 342) Hrn. Brown diese Asiaten (Araber oder Phöniker) nichts als „ein Theil der amerikanisch-asiatischen Völkerwanderung, zu der Mose den Anlaß gegeben, und von der er mit seinen Israeliten nur das Centrum ausmachte.... so wie die Israeliten in Palästina, so drangen die Hykkos in Aegypten ein, und betrugen sich daselbst als Eroberer in ähnlicher Manier." Dazu stimmt in köstlicher Weise, was der Herausgeber S. 17 bemerkt. Während die Aegyptologen der Stelle des Herodot II 128, wo wegen Verhaßtheit der Pyramiden-Erbauer der Hirte Philition als Urheber der großen Pyramiden genannt wird, bis hieher nur den Sinn abgewinnen konnten, daß man statt der verhaßten inländischen Könige Chufu und Chafra die verabscheuten Ausländer, nämlich die palästinensischen Hykschôs, unter dieser Form Phili(s)tion begriffen habe, wird hier auf Surinam recurrirt, wo der Ausdruck paletin bei den Arawaken alle die Nationen bezeichnet, mit welchen sie keinen Frieden und keinen Verkehr haben — oder auf Martius' Ethnographie, wo gesagt ist: „alle tiefer im Lande wohnenden Indianerhorden bezeichnen sie mit dem Ausdrucke: paletli, palettu, plur. paletliju, und betrachten sie meist als Feinde, Fremde." Da war es doch verhältnißmäßig leidlich, wenn Knötel „Cheops, den Pyramidenerbauer", lieber gleich selbst zu einem Hirtenkönig (Hyk-schôs) stempelte.

Welchen Zwang muß sich erst die Geschichte des Exodus anthun lassen!

Ich übergehe die „sprachlichen Erörterungen, welche darthun sollen, daß in West-Indien (Haiti) vor Zeiten ein semitischer Dialect gesprochen worden ist" (S. 127). Von welcher Art die Beweise sind, kann man beiläufig schon daraus abnehmen, daß (S. 61) die Dualform Mizraim als Doppelfeste erklärt, und auf das doppelte Festland von Nord- und Südamerika gedeutet wird. Natürlich findet sich der Urtypus zu diesem Namen Aegyptens (heutzutage Misr) schon längst in Amerika unter der Form des Missuri, besonders wenn man bedenkt, daß ja auch der Name Aigyptos bei Homer sich ursprünglich auf den Fluß (Nil) bezog, und erst nachträglich auf das ganze Land ausgedehnt worden ist. Aehnlich verhält es sich mit dem Bedenken, welches S. 70 gegen das Einsetzen des Binsenkörbleins in den von Krokodilen wimmelnden Nil geltend gemacht wird.

Um die Zeit des Exodus gab es allerdings Krokodile auch noch in Unteräggypten, z. B. in dem darnach benannten Timsahsee, der jetzt vom Kanal durchschnitten wird, während diese gefährlichen Thiere sich gegenwärtig weit hinauf nach Oberäggypten zurückgezogen haben. Allein wo die Tochter des Pharaoh badete, wird man wohl

Digitized by Google

Sorge getroffen haben, daß sie nicht von Krokodilen gefährdet wurde, entweder durch Anbringung einer Schleuse, oder sonst durch eine Ableitung des Flußwassers.

Den Namen Moscheh (Mose, *Μωσῆς*) erklärt Brown (S. 326) als mosche „Wasserkind" — dazu die köstliche Etymologie des longobardischen Lam-issio (Sohn des Schlammes oder Teiches) — indem er sich theils auf koptische, theils auf amerikanische Wurzeln stützt. Allein die hebräische Etymologie der Bibel erlaubt nur, an das Verbum maschah „herauszuziehen" zu denken, wodurch Moses freilich der „Herauszuziehende, aber nicht der „Herausgezogene" würde. Vom Wasser ist in dem Namen auch hiernach keine Spur, wennschon die Lesart der LXX. und die Erklärung des Josephus sich auf die koptischen Wörter mo „Wasser" und udja „retten" gründet, welche Composition aber gegen den Geist des Altägyptischen streitet. Es haben daher mehrere Aegyptologen an den Stamm mose „das Kind" gedacht, was für einen Findling kein unpassender Name wäre.

Brown erinnert ferner S. 321 an den amerikanischen Vulkan Masaya, dessen Namen er mit dem hebräischen massaah „Brand, Feuersbrunst" zusammenstellt, nachdem er den brennenden Dornbusch aus einem kalksteinhaltigen Boden, der Flammen entsendet, die das Gras nicht verbrennen, plausibel gemacht. Aehnlichen Deutungen unterliegen die zehn Landplagen Aegyptens, die Haltstätten des vierzigjährigen Zuges, dessen lange Dauer sich nur nach seiner Annahme genügend rechtfertigen lasse, wornach der Zug der Ebräer aus Brasilien, ihrem ursprünglichen Wohnsitze (S. 260) quer durch Asien nach ihrer späteren Niederlassung in Palästina vor sich gegangen ist. Wer Lust oder Zeit hat, mag sich das Capitel „Aegyptische Namen und Wörter, aus dem Indischen erklärt, mit Hinblick auf Amerika" ansehen; er wird darin ein würdiges Seitenstück finden zu dem in anderen Blättern voriges Jahr besprochenen Deutungen mexicanischer Namen aus dem Celtischen!

Die Verwandtschaft der Spartaner mit den Juden (Maccab. XII) findet Brown, nachdem er den Drachenzahn-Sprößling (Spartes) Udaios erwähnt hat, in ihrer Religion begründet. Apollon, die Hauptgottheit der Spartaner, war ein hyperboreischer, d. h. amerikanischer Gott. Nun aber verehren die Indianer Amerikas den großen Geist, und das sanscr. sparšan bedeute „Hauch", wie das stammverwandte spiritus, wornach also die Spartaner eigentlich Spiritualisten waren, was ihnen bisher Niemand zugetraut hatte. Jener „große Geist" der Indianer aber heiße Johewa = Jehova — quod erat demonstrandum. Wie Schade, daß dem kühnen Brückenbauer nicht das chinesische Je-hu-wei, Name des höchsten Geistes — die Sinologen behaupten, dieser Name sei von Westen nach China gerathen — bekannt war; es hätte eine passende Station für die Wanderung von Brasilien via Stilles Meer nach Palästina gebildet!

Vom Büchertisch.

** Fritz Reuters Einfluß beginnt jetzt auch in unserer hochdeutschen Romanliteratur sich bemerklich zu machen. Wenn es seine Kunst ist, jede Person seiner Erzählungen in dem ihr eigenen subjectiven Jargon reden zu lassen, der unter Umständen zu jenem köstlichen „Messing" wird, so hat Avé-Lallemant sich bestrebt, ihm diese Kunst abzulernen. Sein Polizeiroman „Der Erb- und Gerichtsherr" (3 Bände, Hannover, Rümpler) enthält eine ganze Gallerie von Originalen und wunderlichen Leuten, die man in ihrer Art verschieden freilich überall in Deutschland findet, wenn man die Augen dafür hat; aber die Künstler, welche sie darzustellen und zu schildern verstehen, sind bis jetzt nicht eben häufig. Lallemants Roman spielt in einem fingirten Winkel Deutschlands, dort, wo in waldreichem, von uraltem Feudaladel beherrschtem Land die deutsche Bevölkerung von slavischen Colonisten, von Zigeunern, Juden und Polen durchsetzt ist; die Palette wird auf diese Art eine sehr bunte, und der Verfasser zeichnet in der Form des Romans zugleich ein interessantes Culturbild. Seine Hauptstärke liegt weniger in dem durchsichtigen und organischen Aufbau einer spannenden Handlung, als im Nebeneinander merkwürdiger Charaktere, die mehr durch Anecdoten, als durch Eingreifen in die Handlung illustrirt werden. Diese Action

Digitized by Google

selbst wird man bald vergessen, aber die lebensvollen, oft hochkomischen Figuren werden lange im Gedächtniß des Lesers bleiben — vor allen der alte kaustische Major v. Grünholz, der im Verein mit seinem genialen Inspector ununterbrochen auf neue Schwänke und Streiche sinnt, um die Langeweile des Landlebens zu beleben; dann der alte Jäger Dusch, der im Jägerlatein spricht, ferner der „storchbeinige" Landjäger Schweberich mit seinen hochtönenden, wirklich storchbeinigen Phrasen von Menschenwürde und Tugend — eine ebenbürtige Reuter'sche Figur, in der die Halbbildung und innere Beschränktheit sich zu einem köstlichen neuen „Messing" verschmolzen haben. Ihnen schließen sich an der etwas wankelmüthige Baron v. Lerchenau und die in sich unklare verschwommene Comtesse, der alte Handelsjud Henoch Manasche mit seinem Kobold von Enkel Schummel — auf der andern Seite stehen die städtischen Figuren des Agenten Stepanovich mit seinen Helfern Ossip und Epor — äußerlich Repräsentanten einer reichen Firma, in Wahrheit eine Falschmünzerbande — daneben die löbliche Polizei mit ihrem weitläufigen und doch so unvollkommenen Apparat. — Im Hintergrund endlich eine Zigeunergesellschaft, Schwarzkünstler und Geisterbeschwörer, ferner romantische und anmuthige Frauen: die gefährliche Abenteurerin Nadeschda, die liebliche Lisinka, die geistreiche Caroline — kurz, der Verfasser ist unerschöpflich an Gestalten, und es kann uns hier nicht beikommen, den Inhalt des Romans erzählen zu wollen, der spannend und kunstvoll angelegt beginnt, im Verlauf aber keineswegs hält, was er verspricht. Dem Verfasser verwirren sich die Fäden, er führt immer neue Gestalten ins Treffen, und das verworrene Gespinust löst zuletzt nur Zufall und Willkür. Trotzdem kann man dem ungewöhnlichen Talent des Verfassers für das Komische und Chargirte nur vollen Beifall zollen. Er scheint sich die Aufgabe, eine Falschmünzerbande zu entlarven, absichtlich so schwer gestellt zu haben, um eine Fülle lustiger Anecdoten und merkwürdiger Erfahrungen im Gebiet des Polizeiwesens miteinflechten zu können. In dieser Beziehung hat das Buch einen specifischen Werth für sich und eröffnet den Blick in keineswegs beneidenswerthe Zustände. Ein leichtblütiger, lebenslustiger Adel, eine von Spitzbuben wimmelnde Gegend und daneben eine ziemlich ohnmächtige Polizei mit veraltetem Apparat — diese Contraste deuten auf die Tendenz des Verfassers, einen wunden Fleck bloszulegen. Wie ernst, ja wie wissenschaftlich er diese Aufgabe angefaßt, beweist die Beifügung des Alphabets der Chiffresprache, deren sich die Gauner mehrfach im Roman bedienen. — Ganz anderer Art ist die neueste Production der Frau Louise Mühlbach, welche neuerdings für die Frauenemancipation eintritt. Es ist bekannt, welche weiten Dimensionen diese durch die Zeit berechtigten Bestrebungen bereits angenommen haben, aber die Art, wie die berühmte Romanschriftstellerin dafür debutirt, ist eigenthümlich genug. Ihr neuestes Buch „Damenalmanach" (Leipzig, Dürr) enthält die Lebensgeschichte von fünf berühmten Frauen, nämlich der Gräfin Chateaubriand, der Kaiserin Charlotte von Mexico, der Gräfin Potozka und der schönen Marquise v. Lavalette, welche ihren zum Tode verurtheilten Gemahl aus dem Gefängniß befreite, indem sie die Kleider mit ihm wechselte und an seiner Stelle gefangen blieb, preisgegeben den unerhörtesten moralischen Martern, um später, als sie von seiner wirklichen Rettung nach England erfuhr, aus Freude wahnsinnig zu werden. — Aehnlich erschütternd sind die anderen historischen Bilder, und es würde sich gegen diese Verherrlichung nichts einwenden lassen, wenn nicht dem Buche ein ganz sonderbares Capitel beigefügt wäre, in welchem die Verfasserin „berühmte Frauen Griechenlands" schildert, und zu dem höchst markanten Satz kommt, daß von den tugendhaften Frauen des alten Griechenland keine Spur und kein Name mehr zurückgeblieben, während der Ruhm und die Größe einer Lais, Aspasia, Phryne u. s. w. bis auf unsere Zeit gekommen, und „Gelehrte, Dichter und Philosophen heute noch das Andenken der geistreichsten Frauen von Griechenland feiern." Den Zweck in allen Ehren, das Streben nach Selbständigkeit, nach Freiheit der Bewegung und Bethätigung der eigenen Geisteskräfte der Frauen zu fördern, müssen wir doch feierlich dagegen protestiren, unseren Frauen und Töchtern die Charaktere einer Lais, Phryne, Aspasia, Leontion ꝛc. als Musterbilder hingestellt zu sehen. Die Verfasserin scheint den altbewährten Satz, daß die Frauen die besten seien, von denen Niemand spricht, höchst naiv dahin umzudrehen, daß die Frauen, von denen alle Welt spricht, die mustergültigsten seien. Man

Digitized by Google

sieht, sie hat ein bloß literarisches Kriterium zu einer moralischen Allgemeinheit erheben wollen, doch dafür danken wir ganz gehorsamst. Nach demselben Grundsatz könnte Frau Louise Mühlbach einen zweiten Band verfassen, in dem sie als weitere Musterbilder Ninon de l'Enclos, Marquise v. Pompadour, Aurora v. Königsmark, Lola ꝛc. verherrlicht, denn auch ihre Namen sind nicht vergessen worden. — Zuletzt kommt es dann auf dieser schiefen Ebene noch dahin, daß, wie unsere ehrbare Damenwelt bereits die Moden der demi monde angenommen hat, auch Brantômes vie des dames galantes als Musterbuch in den weiblichen Erziehungsanstalten eingeführt wird, eine Idee, die wir Frau L. Mühlbach zur Erwägung, resp. zur Verarbeitung vorlegen. — Bruckmanns thätiger Kunstverlag in München bringt diesmal mehrere schöne Kunstblätter auf den Weihnachtstisch. Es sind vier große Kupferstiche nach berühmten, bisher nur durch Photographie vervielfältigten Zeichnungen: „Die Ruhmeshalle der deutschen Musik" von Lindenschmitt, gestochen von Ad. Neumann, ferner „Faust und Gretchen" von Stückelberg, gestochen von Burger, dann Kaulbachs „Lotte" aus der Goethegalerie, gestochen von Preisel, endlich „Beethoven" in ganzer Gestalt, erfunden von Schwörer, gestochen von Barfuß, ein Prachtblatt für das kommende Säcularfest der Geburtsfeier Beethovens im nächsten Jahre. — Am meisten hat im Stich gegen die bisherige Vervielfältigungsmethode wohl Kaulbachs berühmtes Blatt gewonnen, welches in äußerst markiger, malerischer Behandlung nicht bloß den Eindruck des vollkommensten Facsimiles macht, sondern auch größere Garantie einer längeren Dauer und Unveränderlichkeit bietet, als die Photographie. Bruckmann scheint damit seine frühere Idee, nach und nach alle bisher erschienenen Blätter der Gallerie auch stechen zu lassen, wieder aufgenommen zu haben, und können wir ihm zu dieser vortrefflichen Ausführung nur Glück wünschen.

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

⊙ Im ersten Berichte dieses Jahres hatte ich Gelegenheit, über die Darstellung der „Elisabeth", wie dieselbe Frln. Ziegler in der „Maria Stuart" beliebt, meine Meinung zu äußern. Seitdem ist die Dame eine europäische Berühmtheit geworden; noch jetzt, solange auch ihr Wiener Gastspiel hinter ihr liegt, erinnern die Wiener Journale von Zeit zu Zeit daran, wie unverantwortlich es sei, sie nicht mit allen Mitteln für das Hofburgtheater gewonnen zu haben, und sie lächelt vielleicht zu dem Versuche des Recensenten, der sein vor einem Jahre ausgesprochenes Urtheil über die mittlerweile zur ersten Größe avancirte Schauspielerin auch heute noch, wenngleich modificirt, doch nicht ganz zurücknehmen kann. Damals mangelte ihrer „Elisabeth" in erster Linie jegliches Bewußtsein ihrer Würde, jedes Selbstgefühl der Königin. Seitdem hat das Fräulein ihre großartigen Mittel in imponirender Weise zu verwerthen gelernt, die schauspielerische Routine ist ihr überraschend geläufig geworden; sie beherrscht jede Bewegung, und versteht es, über die Bühne hinüberzurauschen, als über ihre Domaine. Ungewöhnliche Geistesgaben bewahren sie vor falscher Declamation, und ein rühmliches Streben, in ihrer Kunst rastlos vorwärts zu schreiten, zeichnet sie in der erfreulichsten Art vor vielen ihrer Kolleginnen aus. Doch dies Bewußtsein der Kraft wird zuweilen zum Hinderniß der vollen Wirkung. Mit der Erkenntniß ihrer Stärke wuchs auch der Wille, sie in ihrer Kraft zu zeigen, und öfter, als zur völligen Wiedergabe des Dichters wünschenswerth ist, breitet sie ihre Schätze vor dem Publikum aus. Ich habe den Ausdruck Schätze gewählt. Nicht den falschen Flitterstaat auf die Gallerien speculirender Kraftäußerungen, nicht jenes Heraustreten aus dem Rahmen zum Ergötzen des Janhagels und das Loslegen ihrer außergewöhnlichen Mittel. Nein, jenes Hineinlegen raffinirter Feinheiten in die Dichtung meine ich, die dem Dichter ferne lagen, die aber das Publikum überraschen und die Menge auch erfreuen. Zwar pointirt Frln. Ziegler nicht in solcher Ueberfülle, wie es manchmal die leidige Caprice, z. B. Hrn. Possarts ist, aber sie hat dennoch

Digitized by Google

von diesem letztgenannten Schauspieler einzelnes angenommen, was dem Gang ihrer Entwicklung nicht ganz zuträglich erscheint. Und dahin gehört in erster Linie, daß sie sich die Rollen nach ihren Mitteln zurechtlegt, nicht ihre Mittel den Rollen anpaßt. Man wird einwenden, das sei kein Fehler. Aber gerade dies ist der Unterschied zwischen der jetzigen Schauspielschule und jener alten großen, deren Traditionen noch in die Gegenwart hereinragen. — Ich hatte nur Gelegenheit, den zweiten Act ihrer Elisabeth zu verfolgen. Außer einem unkönigl[ichen] Lächeln*) war ihre Scene den Gesandten Frankreichs gegenüber tadellos. Anders war ihr Spiel im folgenden Auftritt. Sie hat den Brief der Maria gelesen. Frl. Ziegler drehte sich abseits und sprach die Worte: „Was ist der Mensch ꝛc. ꝛc." für sich, zwischen die Koulissen hinaus, während sie nur die feinste Berechnung auf die Ohren ihrer Staatsmänner dictirt hat. Diese und die folgende Scene mit Mortimer über, erhebt sie sich nicht aus dem Armstuhl. Sie vergißt keinen Augenblick der Aeußerlichkeiten der königlichen Würde, und das vom Dichter vorgeschriebene „Ausforschen" Mortimer's darf unmöglich soweit verstanden werden, daß sie ihm offene Avancen macht. Die Worte Mortimer's:

„Erhöhen willst Du mich — zeigst mir von ferne
Bedeutend einen kostbarn Preis — und wärst
Du selbst der Preis und Deine Frauengunst,"

sprechen klar und deutlich aus, daß sie diese letztere ihm nicht verheißen. Man will zwar wissen, daß die Londoner Kirchenbücher einen Sohn der Elisabeth vom Grafen Leicester ausweisen, der jungfräuliche Nimbus um's Haupt Elisabeth's ist längst verblaßt. Nichts destoweniger muß unvergessen bleiben, daß die Elisabeth der Tragödie diesen Nimbus gewahrt wissen wollte, und Schiller, der in der Schlußscene des zweiten Actes eigens einmal vorschreibt: „Blickt Leicester zärtlich an," würde diese Vorschrift kaum gegeben haben, wollte er seiner Elisabeth mehr zumuthen, als vorübergehende List. — Die „Maria Stuart" lag in den Händen der Frau v. Bulyovsky, „Mortimer" in denen des Hrn. Goritz. Die von Seiten dieser Darsteller beiden Rollen angethane Behandlung war nicht immer günstig. Die Declamation des Schiller'schen Verses gelang mehr in den lyrischen als in den rein dramatischen Theilen. — Für den „Leicester" paßt der ehrliche Ton des Rüthling'schen Organs nicht. Die Verstellung liegt außer seiner Kraft, und so war es dieselbe Gefühlsäußerung ohne den geringsten Unterschied, mit der er Mortimer gegenüber sich der Maria hingibt und vor Elisabeth auf die Kniee fiel.

Einige Tage vor Aufführung der „Maria Stuart", die ihre alte Anziehungskraft auch diesmal nicht verläugnet hat, wurde im Residenztheater Leberer's „Geistige Liebe" gegeben. Ein Fant von Legationsrath will unter dem Vorwand, ächte Liebe verachte das Irdische, als da ist Tugend und Schönheit, eine reiche alte Frau heirathen, erschrickt aber im letzten Augenblick, da ihm ein Enkel der Angebeteten präsentirt wird, während er deren Sohn im gleichen Kinderalter wähnte. Ein drolliger Oberst, eine niedliche Nichte und der derbe Sohn der Wittwe gruppiren sich um die Beiden, und überbieten sich, den verächtlichen Legationsrath zu züchtigen. Das Ganze ist derb gezimmert, und verdient den Namen „Lustspiel" nicht. Unter der Firma „Posse" wird es bei dem trefflichen Zusammenspiel des gesammten Personals eine Stunde lebhaft amüsiren. So wie es sich jetzt repräsentirt, bestätigt es den nur mit allzu viel Recht den deutschen Lustspieldichtern gemachten Vorwurf, daß das Geheimniß ihres Witzes häufig nichts anderes als Grobheit sei.

Für die Aufführung der Sophokleischen „Antigone" hat man hier die moderne Bühne, so gut es eben gehen wollte, der antiken nahe zu bringen versucht, und die Trennung des griechischen Theaters in Logeion und Orchestra nachgeahmt. Zwischen den beiden wird der Vorhang emporgezogen, die Scheidewand zwischen den Trägern der Handlung und dem lyrischen Elemente. Die Composition der Chöre hat nun allerdings die Einheit der Tragödie noch gewaltiger zerrissen, als es vorher für unser

*) Warum soll ein Lächeln unkönigl[ich] sein? Wir bemerken, daß wir diese ganze Kritik überhaupt als subjectiven Meinungsausdruck unseres Referenten betrachten, da wir, vom Besuch der Vorstellung abgehalten, die objective Wahrheit desselben nicht controliren können.
Die Red.

Digitized by Google

Gefühl den Anschein hatte. Ein Beweis dafür ist der stets wieder von Neuem auftauchende Versuch, die Strophen des Chores an drei, vier Sprecher zu vertheilen und ihn hiedurch sichtbar fester in die Handlung zu verweben. Doch hat sich keiner dieser Versuche dauernd eingebürgert, während man dies von der Mendelssohn'schen Musik allerdings behaupten kann. Ja es kann vielleicht gerade der melodramatische Charakter sein, den diese gegenwärtige Antigone hat, um dessen willen sie die Anziehungskraft auf das Publikum ausübt. Frln. Ziegler gab die „Antigone". Manches von dem, was ich oben über ihre „Elisabeth" sagen mußte, gilt auch ihrer „Antigone." Zuweilen war sie zu hastig, zu mannigfach im Wechsel der Töne und Bewegungen; doch läßt sich nicht läugnen, daß von den schönen Eigenschaften ihrer letzten „Iphigenia" auch die „Antigone" großen Antheil besaß. Worauf wir das Fräulein aufmerksam machen wollen, ist, bei der nächsten Vorführung der Rolle einen massiveren Krug zu führen. Das jetzige Gefäß nimmt sich zu winzig aus auf der gewaltigen Gestalt, und es war doch sicherlich nicht griechischer Gebrauch, ein Gefäß auf die Achsel zu heben, das ein oder zwei Finger mit Leichtigkeit fortbewegen können.

b) Oper:

β Sonntag den 12. ds. kamen „Die sieben Raben" von Rheinberger zur Aufführung. Die Solisten verhalfen dem anmuthigen Werke zu würdiger Darstellung. Abgesehen aber von dem zu spät erschienenen Mondschein, dem respectwidrigen Empfang, welcher der Herzogin bei ihrem Eintritt in die Halle zu Theil wurde, abgesehen, daß in einen Kerker grünende Aeste hereinragen, befriedigten uns auch die Chöre nicht durchaus; vom Chorpersonal (namentlich von den Edeldamen) hätten wir mehr Ernst und Aufmerksamkeit, vom Dirigenten aber energischere Leitung erwartet. — Dagegen verdient die Ausführung der Mendelssohn'schen Chöre zur „Antigone" volles Lob, und der treffliche Chormeister, Altvater Kunz, mag stolz sein auf solche Leistungen.

Concertbericht.

Die zweite Soirée der Vocalkapelle zählt wohl zu den gelungensten Concerten dieser Saison. Wenn innerste Befriedigung der Zuhörer für Geist und Herz und das Bewußtsein einer vollbrachten künstlerischen That in der Ueberzeugung der Ausführenden auf so wohlthuende Weise sich begegnen, so mag wohl beiderseits der Wunsch rege werden, sich bald wieder zu gleich freudigem Anlaß zu begrüßen. Von lichten Höhen herab auf die Mutter Erde führte uns das Programm durch des Lebens Ernst und Freude wieder empor zu Ihm, dem das Alleluja erschallet, und wenn uns die Harmonien eines Palestrina und Vittoria wie Engelchöre erklangen, so rauschte an uns im Bach'schen Psalm der Menschheit Dankesruf vorüber, zu welchem sich die majestätischen Orgeltöne gesellten. Es verdient somit die Anlage des Programmes unsre unbedingte Anerkennung, ebenso fast durchweg die Ausführung der Chöre. Im Schumann'schen Chore „An die Sterne" hätten wir beim Aufschwung, welchen der Dichtung gemäß der Componist nimmt, mehr Begeisterung gewünscht, so wie uns dem gegenüber das retardando am Schlusse des Chores zu gedehnt erschien. Das „Abendlied von Haydn" wurde trefflich ausgeführt, nur begingen einige Sopranisten die Unvorsichtigkeit, die bei den Worten „der Treue" öfter vorgeschriebenen Octavensprünge durch portamento zu erreichen; solche Fehler, wenn auch klein, stören dennoch und haben ihren Grund in dem Mangel an energischer Tongabe im piano. Die dem Programme eingereihten Solovorträge gewährten nicht minderen Genuß. Wir erquickten uns förmlich an dem Gesang der Frau Diez und des Hrn. Kindermann. Diese Stimmen geben uns den schlagendsten Beweis, daß nur solche Art der Tonerzeugung das Organ auf Lebensdauer sichert, während die Hauch- und Säuselmanier, wie wir sie von in- und ausländischen Sängern zu hören Gelegenheit haben, und wie sie von höchst geschätzten Gesangslehrern vertreten wird, den Todeskeim der Stimme in sich trägt, denn es erliegen ihr die Organe von Männern im kräftigsten Mannesalter. Darum sagen wir Frau Diez und Hrn.

Digitized by Google

Kindermann unsern speciellen Dank! Hr. Hofm. Werner brachte die beiden schon für die erste Soirée festgesetzten Piècen zum Vortrag; dem Künstler gebührt alle Achtung bezüglich seines seelenvollen Tones und gediegenen Vortrags. Die Orgelbegleitung, welche für No. 3 und 5 in Anwendung kam, möchten wir als mißlungenen Versuch bezeichnen, wir vermißten erstlich allen Rhythmus (der Grund davon liegt in einem mangelhaften Anschlag), ferner berührte es unangenehm, eine improvisirte, völlig stillose Einleitung hören zu müssen. Wie verhält sich moderne Chromatik zur körnigen diatonischen Melodik und Harmonik jener Meister? Solche Mängel nach technischer und musikalischer Seite sollten bei einem Hoforganisten nicht gerügt werden müssen!

In der dritten Quartettsoirée brachten die Künstler Werke von Mozart, Beethoven und Cherubini zum Vortrag, und erfreuten den Hörerkreis durch gelungene Ausführung namentlich des schwungvollen Cherubini Es dur Quartetts. Edles Feuer, wie ruhige Hingabe sind lobenswerthe Eigenschaften für ausübende Künstler, aber die Grenzen hierin dürfen nicht überschritten werden. So darf namentlich im Streichquartett das ff nicht zu derb klingen, weil dies an das Streben nach orchestraler Wirkung mahnt, noch auch darf das pp zu subtil gezogen werden, weil dadurch oft die Schwingungen unterbrochen erscheinen zum Nachtheil für den Rhythmus im einzelnen Takt wie in der periodischen Gliederung.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Berlin. Mit brillantem Erfolg ist Rosens drastisches Possen-Lustspiel: „Hohe Politik" zum ersten Male über die Friedrich-Wilhelmstädtische Bühne gegangen, nachdem wir es mit gleichem Erfolg früher schon auf dem Hoftheater begrüßten und nicht begreifen konnten, warum man es dort bei Seite geschoben. Das Stück hat in seiner complicirten und sich dennoch so originell entwickelnden Handlung, in dem schlagenden Wort- und Situationswitz und in der köstlichen, dem Leben entnommenen komischen Charakterzeichnung alles in sich, um den Zuschauer nicht aus der behäbigsten Heiterkeit kommen zu lassen (A. Th.-Chr.)

Berlin Wolterstorff-Theater. Die Posse „Auf eigenen Füßen" florirt noch großartig. Am 11. Dezember ist die hundertste Vorstellung mit einem bezüglichen Epilog angesetzt. Bis jetzt ist mit dieser Posse eine Einnahme von 20,000 Thlrn. erzielt worden. (A. Th.-Chr.)

Darmstadt. Auf unserem Hoftheater sollen des Ritters Adelburg Oper „Zrinyi" (nach Körner) und Weisheimers „Theodor Körner" zur Aufführung kommen. Auch der umgearbeitete Offenbach'sche „Robinson" soll zum Erscheinen bestimmt sein. (Europa.)

Dresden. Wie aus dem heute veröffentlichten Wochenrepertoire des k. Hoftheaters zu ersehen ist, kommt nächsten Donnerstag eine heitere Lustspiel-Novität „die Gönnerschaften", von Dr. Römer nach Scribe bearbeitet, zur Aufführung. (A. Th.-Chr.)

Koblenz. Carl W. Batz' Schauspiel: „Die Briefe" ist am 4. d. M. mit Erfolg hier zum ersten Male in Scene gegangen. Die Darstellung ließ Manches zu wünschen übrig, wie das bei einer zusammengewürfelten Truppe, die kaum einen Monat beisammen, wohl anzunehmen war. Die komischen Partien errangen mehrfachen Applaus; zum Schlusse wurde der Dichter stürmisch gerufen. Das Stück ist lebensfähig und soll schon diesen Monat noch einmal gegeben werden.

Kopenhagen. Unsere Theatersaison, so wird dem „W. F. B." geschrieben, ist sehr lebhaft, und es versorgen fünf Bühnen das schaulustige Publikum mit Vorstellungen. Die bedeutendste Novität, welche das sog. königl. Nationaltheater brachte, war eine Oper: „Des Paschas Tochter", Text von Henry Herz, Musik von P. Heise. Wie die Jerichau-Baumann mit der Birch-Pfeiffer, so läßt sich der dänische Componist P. Heise mit dem deutschen Dichter P. Heyse vergleichen. Beiden ist eine zwar nicht sog. classische, aber durchaus edelgeborne, an den besten Mustern gebildete reiche Muse oder Phantasie nachzurühmen. Die Oper errang einen entschiedenen Erfolg, ohne vielleicht je eigentlich populär werden zu können. Sie wird sich dauernd auf dem Repertoire halten, wozu auch der orientalisch-romantische spannende Text das Seinige beiträgt. (Tonh.)

Digitized by Google

Leipzig. Nachdem Hr. Dr. Paul von der Redaktion der „Tonhalle" zurückgetreten, wird derselbe vom 1. Januar 1870 an eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Musikalisches Wochenblatt" herausgeben.

London. Das Ereigniß der Woche ist der Tod der Grisi, einer der beliebtesten und gefeiertsten Sängerinnen Londons. Der Trauerfall ward schon am Montag (29. November) hier bekannt. Mit ihr geht ein Stück londoner Musikgeschichte von vier Jahrzehnten ins Grab. Bekanntlich ist sie eine tapfere Beteranin der Kunst von einundsechzig Jahren geworden, da sie am 22. Mai 1808 zu Mailand geboren ward, wo ihr Vater, Capitän Grisi, noch am Leben ist. Sie konnte sich, allen Vorstellungen ungeachtet, nicht entschließen, die Bühne zu verlassen und nahm immer von Neuem Abschied von ihrem Publikum, das sie dann auch immer wieder gern auftreten sah. Zuletzt schnitt dann doch die Parze den so lange gesponnenen Faden jählings ab. — Wie hier verlautet, wird die Grisi auf dem Friedhofe Père la Chaise in Paris bestattet werden, in dem Grabgewölbe, wo ihre vorangegangenen beiden Kinder ruhen (ihre ältesten Töchter) und wo ja auch Rossini die ewige Ruhestätte gefunden hat.

London. Eine Flugschrift von M. Grüneisen „Die Oper und die Presse" erscheint soeben in zweiter Auflage. Die Broschüre verheißt einen bevorstehenden operistischen Umschwung der Dinge in England, das Riesenunternehmen einer Nationaloper in Verbindung mit einer italienischen Gesellschaft, eine Opernbühne, auf der die Meisterwerke aller Nationen zur Aufführung kommen sollen, und was der schönen Dinge mehr sind, welche darin versprochen werden. „Das Papier ist geduldig." (Tonhalle.)

Neapel. Das San Carlo-Theater bereitet eine neue, „Oreste" betitelte Oper des Maestro Carlo Alberti vor, und die Fenice in Venedig beabsichtigt im Laufe des Winters Felicien Davids „Herculanum" zur Aufführung zu bringen. (Eur.)

Paris. Die Kaiserliche Oper gab in dieser Woche Favorite, Faust (zweimal) und Hugenotten. Zu erwarten sind für nächstens: Don Juan und der Freischütz. Die Preisoper von Eugen Diaz: La coupe du roi bedarf, um bühnenfähig zu werden, noch einiger eingreifender Emendationen, besonders muß der dritte Act ganz umgearbeitet werden, ihrer Aufführung ist deshalb erst im kommenden Frühjahr entgegenzusehen. (Die Hauptrollen haben: Faure, Frau Carvalho und Frl. Nilsson.) (Tonhalle.)

Paris. Die letzte Vorstellung des „Trovatore" im Theatre Italien wurde von folgenden „Italienern" durchgeführt: Wachtel, geboren zu Hamburg; Fräulein Kraus, Wienerin; Fräulein Morensi aus New-York; Herr Bonnechose aus Toulouse; Zimelli, eigentlich Zimmermann geheißen, aus dem Elsaß; Scodzogol, Orchesterdirektor aus Böhmen.

Paris. Edmond About und Cormon beendigen in diesem Augenblick das Libretto, das Leo Delibes für die Opéra comique in Musik setzen wird. Dieses Libretto wird den Titel „Le Roi des montagnes" führen und ist dem gleichnamigen vortrefflichen Roman Abouts entnommen. (Südd. M.-Z.)

Paris. Im Salon der ausgezeichneten Schriftstellerin Louise Bader, welche die Wochenschrift „Revue populaire" redigirt, haben die musikalischen Soiréen begonnen, welche unter den Pariser Soiréen durch die Theilnahme hervorragender Künstler und Literaten und durch den Wechsel an dichterischen und musikalischen Gaben, letztere zumeist Werke deutschen Geistes, einen ersten Rang einnehmen In solchen Soiréen wird die Theilnahme und das Interesse für deutsche Kunst und Literatur mit Liebe gepflegt. (N. Z f. M.)

Philadelphia. Hier werden diesen Winter drei deutsche Schauspielergesellschaften, deren bedeutendste unter Direktion des Hrn. Jenderssky steht, ihr Glück versuchen (Allg. Th.-Chr.)

Prag. Hr. Eduard Gerstberger, Organist an der Pfarrkirche bei St. Thomas, bekannt als begabter, strebsamer Componist, wie ausübender Tonkünstler, hat, wie uns mitgetheilt wird, soeben eine große Festmesse nebst einem Papst-Hymnus vollendet und dieselbe dem Papst Pius IX. gewidmet. Da Rom das Ziel seiner nächsten Kunstreise ist, so dürfte diese Messe dort während des Concils unter persönlicher Leitung des Componisten zur kirchlichen Aufführung gelangen. (Allg. Th.-Chr.)

Stuttgart. C. M. Abert hat eine neue Symphonie in Cmoll in Arbeit, in deren Introduction die Hauptmotive der vier Sätze embryonisch auftauchen, ein neuer und interessanter Einfall; wir hoffen das Werk noch in dieser Saison zu hören. (Südd. M.-Z.)

Weimar. Das zweite Capellconcert brachte eine neue Composition von Stör: „Tonbilder für Orchester zu Schillers Lied von der Glocke," ein dem Liede würdiges, stylvolles Werk von größtentheils unfehlbarer Wirkung, welches den Concert-Direktionen mit Fug und Recht empfohlen werden kann. Wenn schon es, wie Romberg und Andere zur Genüge bewiesen haben, als ein schwieriges und immerhin nicht unbedenkliches Unternehmen bezeichnet werden kann, ein Gedicht

Digitized by Google

von so mächtiger Bedeutung und Prägnanz in der Schilderung gewisser Situationen mit musikalischen Illustrationen zu umrahmen, um auf diese Weise ein neues, ein musikalisches Kunstwerk zu schaffen, so darf man doch mit ebenso viel Recht sagen, daß es Stör gelungen ist, mit den bezeichneten Tonbildern in der That ein musikalisches Kunstwerk producirt zu haben, gelungen nicht nur durch glückliche und durchaus selbständige Erfindung der musikalischen Gedanken, sondern auch, und nicht minder durch jenes kluge Maßhalten, welches man an den modernen musikalischen Programm-Componisten leider so oft vermißt. Diese Stör'sche Musik ist charakteristisch, ohne je bizarr zu sein, seelisch und innig, ohne je süßlich sentimental zu werden. Wünschenswerth dürfte es für die Aufführung der Composition sein, daß, wer den Text spricht, sich nicht all zu sehr durch schauspielerischen Aufwand in den Vordergrund drängt. (Sign.)

Wien. Im Carltheater macht Hebbels berühmtes Drama „Maria Magdalena", das die Hofschauspieler zum Besten der Schillerstiftung veranstalteten, einen so tiefen, gewaltigen Eindruck, daß die Wiederholungen desselben im Burgtheater bei massenhaftem Zudrange des Publikums stattfanden. (A. Th.-Chr.)

Zürich. „Der Secretär", Lustspiel in einem Akte von Adolph Calmberg, ging hier zum ersten Male über die Bretter und wurde sehr günstig aufgenommen. Das Motiv der Handlung ist Eifersucht, die Composition gewandt und geschickt, die Motivirung klar, die Charakterzeichnung scharf und mit gesundem Humor und Lebenswahrheit ausgestattet. Die Exposition würde durch Kürzungen gewinnen.

Vermischtes.

Aegyptische Wandmalereien, ein Geschenk Herrn Seymours, hat das britische Museum jetzt dem Auge des Publikums sichtbar gemacht. Sie wurden schon 1844 einem Grabe in Nubien entnommen. Es sind fünf Gemälde; drei stellen die Ueberreichung von Tributen durch Neger und Asiaten dar, zwei schildern häusliche Scenen. Die Figuren sind größer als auf den übrigen Bildwerken im ägyptischen Saal. (Europa.)

Von Dr. Julius Werther, dem intelligenten Leiter der Mannheimer Hofbühne, der sich namentlich durch seine Molière-Uebersetzungen verdient gemacht hat, ist soeben ein Schauspiel in 5 Aufzügen nach dem Italienischen im Druck erschienen, betitelt: „Verziehung". Ein modernes Conversations-Schauspiel, ist es in Handlung und Charakteren durchaus deutscher Anschauung entsprechend, umgebildet worden und nach den Urtheilen Laubes und anderer ausgezeichneter Bühnen-Kenner eine ebenso wirksame als solide Arbeit. Wir machen die geehrten Bühnenvorstände auf dieselbe aufmerksam. (A. Th.-Chr)

Schillers in Versen geschriebene Dramen haben nun auch — zum ersten Male — eine Uebersetzung in gereimten französischen Versen erfahren. Sie rührt von Théodore Braun, Consistorial-Präsident in Colmar, her und erscheint in drei Bänden bei Wittwe Berger-Lebrault u. Sohn in Straßburg. (Europa.)

„La fraternité" heißt ein neues Wochenblatt, welches von einem der Sekretäre des preußischen Consulats in Paris, Herrn Stanislaus Champlin, herausgegeben, versuchen will, „auf philosophischem, künstlerischem, wissenschaftlichem und literarischem Gebiete dem herrschenden Ungeschmack den Krieg zu machen und so normalere Zustände auf diesem Gebiete herbeizuführen." (Europa.)

Die lyrische Poesie, ein Gemälde im höheren Styl von Schmitt dem Aelteren, wird von der „Deutschen Kunstzeitung" als die Perle der Heidelberger Ausstellung bezeichnet. „Edel und schwungvoll in der Auffassung des Gegenstandes", sagt das genannte Blatt, „meisterhaft in der Zeichnung, glänzend und harmonisch im Farbenspiel, von einer leuchtenden Klarheit, wie man sie in neueren Bildern selten wahrnimmt, zeigt sie uns, aber mit Eigenthümlichkeit, den Geist der Schule des Cornelius, in welcher der Meister gebildet ist. Die Wirkung für die Ferne ist ebenso gewaltig wie lieblich, die Vollendung im Einzelnen befriedigt selbst bei der genauesten Betrachtung. Das Bild zeigt die halbe Figur, überlebensgroß, den Kopf im Profil, begeistert aufblickend, mit Myrthenkranz und Schleier geschmückt; dunkelbraunes Haar fällt in Fülle über die Schultern. Die Gewandung, weiße Seide, ist faltenreich, aber einfach im Styl. Die Figur hält in der Rechten die Feder, in der Linken ein Buch." (Europa.)

(Ein neues Schlaginstrument.) Ein französischer Musik-Dilettant hat eine „Fest-Quadrille" mit neuem Schluß-Effekt componirt. Bei der letzten Tour findet man in der Partitur die Anmerkung: „Wenn diese Quadrille bei einer Hochzeit aufgeführt wird, ist zu empfehlen, bei der letzten Reprise des Motivs — — einen Haufen Teller fallen zu lassen. Der Effekt ist ausgezeichnet und verdoppelt die Tanzlust." (Sign.)

Digitized by Google

Die Association der holländischen Männergesangvereine hat einen Preis ausgeschrieben 1) für eine Composition für Männerchor und Orchester und 2) für eine für Männerchor a capella, beide auf holländische Texte und für große Massen berechnet. Nr. 1 soll die Dauer einer halben Stunde nicht überschreiten, Nr. 2 nicht die einer Viertelstunde. Als Bewerber dürfen nur Holländer (im In- oder Auslande lebende) auftreten, und der Preis für die Composition Nr. 1 ist 300, der für Nr. 2 200 Gulden. Nähere Details sind durch die Herren Metzler und Basting in Amsterdam, an die auch die Manuscripte einzusenden sind, zu erfahren. (Sign.)

„Naglers Künstler-Lexikon" wird demnächst in zweiter, gänzlich neu bearbeiteter Auflage erscheinen, und damit wird wirklich einem dringenden Bedürfniß abgeholfen werden. Das Werk wird in ca. 15 Bänden vollständig sein, und sollen jedes Jahr 10—12 Lieferungen ausgegeben werden. Wie die Verlagshandlung W. Engelmann, Leipzig, in ihrem Prospekt bemerkt, haben sich bei der Ausführung, hier zum ersten Male, auch die namhaftesten Gelehrten des Auslandes vereinigt, ihre Mitwirkung einem deutschen Unternehmen entgegenzubringen. Als Redakteur dieser zweiten Auflage ist Dr. Julius Meyer genannt. — Im Verlag von F. H. Schimpff in Trieft erscheint binnen Kurzem: „Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst." Von Dr. Ernst Gnad. Die erste Sammlung wird drei Abhandlungen bringen: Ueber den Charakter der Heine'schen Dichtung; der Weltschmerz in der Poesie; über die Goethe'sche Lyrik. — Gleichfalls Beiträge zur Literaturgeschichte bringt Max Ring, der verschiedene, früher schon in der Gartenlaube veröffentlichte Artikel gesammelt und nun unter dem Gesammttitel „Lorbeer und Cypressen, Literaturbilder" (Berlin, Lesser) in den Buchhandel gebracht hat. Der Verfasser gibt darin Mittheilungen über Johann Christian Günther, Mendelssohn, Schubart und Schiller, Goethe, Hölderlin, Kleist, Anna Luise Karschin und Dorothea Mendelssohn. (Europa.)

„Rom im neunzehnten Jahrhundert", Garibaldis lang erwartetes Werk, ist von der Gattin des Obersten Chambers aus dem Italienischen ins Englische übersetzt worden und befindet sich unter der Presse. Die englische Uebersetzung wird mit dem Original zu gleicher Zeit im Buchhandel erscheinen. (Europa.)

Den Componisten sei zur Beachtung empfohlen ein Band Gedichte von F. A. Leo (Halle, Emil Barthel). Dem Dichter gelingt vor Allem der Ausdruck sanfter Gefühle, zarter Beziehungen. Leicht und willig fügt sich die Sprache unter seiner bildenden Hand. Das ganze Buch macht, möchte man sagen, einen melodischen Eindruck. Was der Dichter berührt, ist nicht immer die tiefste Seite des Menschenherzens; hier und dort wünschte man eigenthümlichere Töne zu vernehmen; aber im Genuß der wohllautenden Sprache, in gleichmäßig sanft bewegter Stimmung, die diese Lieder in uns zu erwecken wissen, fühlen wir uns im Allgemeinen befriedigt und erhoben. (Sign.)

Bei Gelegenheit des hundertsten Geburtstages Beethovens beabsichtigt die Verlagshandlung Rieter-Biedermann eine Prachtausgabe des Clavier-Auszuges von Beethovens „Fidelio", bearbeitet von Otten, herauszugeben. Das Werk enthält die Ouverturen in Edur und Cdur zu vier Händen arrangirt, deutschen und französischen Text und außerdem: Beethovens Portrait, gestochen von Gonzenbach, vier bildliche Darstellungen von Schwind (Eintritt Fidelios in den Hof des Gefängnisses, Erkennungsscene, Pistolenscene und Kettenabnahme); ferner „An Beethoven", Gedicht von Heyse; ein Blatt der Fidelio-Partitur in Beethovens Handschrift; das vollständige Buch der Oper: Dialog, Gesänge und Angabe der Scenerie enthaltend (deutsch und französisch) und ein Vorwort von Otten mit biographischen Notizen und Angaben über Entstehung der Oper. Der Preis des von der Rödер'schen und Herzog'schen (Hofbuchbinderei) Officin in Leipzig prächtig ausgestatteten Werkes beträgt je nach Qualität des Einbandes 15 oder 18 Thaler. (N. Z. f. M.)

William Chappell, der Herausgeber der großen Sammlung englischer Volkslieder (Popular Music of the old Time, 2 Bände), macht bekannt, daß er beschäftigt ist mit einer „Geschichte der griechischen Musik und des Ursprungs der Musik der christlichen Kirche (History of Greek Music, and on the Origin of the Music of the Christian Church)", also mit einem Thema, an welchem schon Viele laborirt und sich die Köpfe zerstoßen haben. Herr Chappell, als des Griechischen unkundig, wird über diesen Gegenstand selbständig zwar nicht viel Neues zu Tage bringen können; man hört aber, daß er sich verbunden habe mit Gelehrten dieses Faches und im Verein mit ihnen bereits zu einigen sehr interessanten Entdeckungen gekommen sei. Nach seinem früheren Werke zu schließen, billigte er Kiesewetters Ansichten über griechische Musik; nach weiteren „Entdeckungen" auf diesem Wege wären wir aber nicht sehr begierig. Und überhaupt liegen auf diesem, von allen Seiten durchackerten Felde, falls man auf „discoveries" ausgeht, Grillen näher als Wahrheiten. Der dritte Band von Fétis' neuer Geschichte der Musik, welcher nächstens erscheinen soll, wird dies ohne Zweifel auf's Neue bestätigen. (A. M.-Z.)

Digitized by Google

(Ein interessantes Aktenstück.) In dem Archive der Stadt Zwickau in Sachsen ist ein äußerst interessantes, 288 Blätter starkes, aus dem Jahre 1712 herrührendes Strafgerichts-Akten-Fascikel aufgefunden worden. Dasselbe führt die Aufschrift: „Acta Gottfried Zornen, Studiosum juris, und Fridericam Carolinam Weißenbornin (die nachmals berühmte Reformatorin des deutschen Theaters, verheirathete Neuberin) betreffend." Für die Geschichte des deutschen Theaters sind diese Akten von hoher Wichtigkeit. Es geht theilweise aus eigenen Briefen der Neuberin hervor, daß diese, kaum 15 Jahre alt, mit dem obengenannten Studenten Zorn aus dem elterlichen Hause entfloh, mit ihrem Geliebten monatelang in Jammer und Elend herumzog, bis sie endlich gefangen gesetzt, in Untersuchung gezogen und abgeurtheilt wurde. Die Briefe des jungen Geschöpfes verrathen eine ungewöhnliche Energie. Es geht aus ihnen hervor, daß sie in Folge trauriger häuslicher Verhältnisse und roher Behandlung von Seiten des gemeinen und intriganten Vaters, eines ehemaligen Gerichtsinspektors und Advokaten, dem Elternhause entfloh. Die Acten enthalten auch den gegen die Weißenbornin erlassenen Steckbrief, welcher u. A. sagt: „Die Weißenbornische Tochter aber von keinem sonderlichen Wachsthumb, sondern schlank und aufgeschossen und ebenfalls etwas lichter Farbe ist." Im Specialverhöre gibt sie an, daß sie in Greiz aus Noth ihr Haar um 1½ Thaler verkauft habe, mit dem Zusatze, sie habe sich leicht über diesen Verlust getröstet, da sie doch niemals mit dem Kamme habe durchkommen können. (Sign.)

Die „Deseret News" macht in einer Besprechung des Theaters in der Salzseestadt u. A. die Bemerkung, daß dieses Theater auf diesem Continent, sowie auf der ganzen Erde, das einzige sei, welches durch Gebet eingeweiht wurde. (A. Th.-Chr.)

Bis Sommer 1870 erscheint im Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig (Anton Rubinstein gewidmet) „Die Salbung Davids", Oratorium in 3 Theilen von Gustav Kienast, componirt für Chor, Soli und Orchester von Anton Deprosse (Op. 30). Partitur und Orchesterstimmen autographirt, Clavierauszug und Streichquintett-Stimmen im Stich. — Sachverständige Kritiker versprechen dem Werke einen ganz außerordentlichen Erfolg. (S. M.-Z.

Der hundertjährige Geburtstag Beethovens wird im nächsten Jahre in New-York unter den Auspicien der „Philharmonischen Gesellschaft" durch ein Musikfest gefeiert werden, zu welchem Zwecke man ein geeignetes Gebäude, wahrscheinlich im Central-Park, zu errichten beabsichtigt; der Erlös des Festes soll zum Bau einer neuen Musikhalle verwendet werden. Schon hat ein Comité hervorragender Deutscher und Amerikaner den Plan in die Hand genommen und wird Verdi zur Composition einer Festhymne auffordern. (Sign.)

Notizen.

Parepa Rosas Operntruppe hat in Cincinnati ihren Einzug mit Bellinis Nachtwandlerin gehalten. (Tonhalle.)

Julius Beer, Neffe Meyerbeers, hat über den Psalm: „An den Bächen Babylons" eine Oratoriencantate componirt, welche von mehreren Blättern sehr gelobt wird. (Tonhalle.)

Die deutsche Operngesellschaft des Herrn Grau macht in Philadelphia recht gute Geschäfte. (Tonhalle.)

Der Redacteur der „Stettiner Zeitung" Herr R. Hahn errichtet in Stettin ein neues Theater. (Tonhalle.)

Der bedeutende Componist Prof. Kiel in Berlin ist zum Mitgliede des Senats der Akademie der Künste ernannt worden. (Tonh.)

Der italienische Componist de Giosa arbeitet an einer Messe und einem Stabat. (Tonh.)

Victorien Sardou hat das nach seinem Drama „Patrie" bearbeitete Textbuch bereits an Verdi abgeliefert. (Südd. M.-Z.)

Gounod hat Paris verlassen, um in ländlicher Zurückgezogenheit an seiner Oper „Polyeucte" schaffen zu können. (Südd. M.-Z.)

Ambroise Thomas arbeitet an einer „Françoise de Rimini", ein Sujet, welches Gounod behandeln wollte, aber wieder aufgegeben hat. (Südd. M.-Z.)

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

I. Jahrgang.

1869.

Die „Münchener Propyläen" erscheinen in der Stärke von 1½ Bogen jeden Freitag als Beilage zur „Bayerischen Landbotenzeitung". Auf dieses Blatt ist jedoch auch bei allen Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes ein besonderes Abonnement zu 4 fl. per Jahr (2 fl. halbjährig) eröffnet. Einzelne Nummern kosten sechs Kreuzer.

Nr. 52.

In diesem Blatte finden nur Inserate für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Aufnahme und werden dieselben nach dem Raume der ganzen Seite mit 10 fl., der halben mit 5 fl., der Viertelseite mit 2 fl. 30 kr., der Achtelseite mit 1 fl. 15 kr., der Spaltenzeile mit 6 kr. berechnet. Einsendungen besorgen die Herren R. Weigel in Leipzig u. P. Neff in Stuttgart.

Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.

München den 24. Dezember.

Inhalt: Literaturbilder der Gegenwart. X. (Joseph Victor Scheffel.) — Das englische Drama im 16. und 17. Jahrhundert, von Rudolph Genée. (Schluß.) — Das Weihnachts- und Neujahrsfest im alten Saint Louis, von Dr. Rudolph Döhn. (Schluß.) — Ernst Moritz Arndt, ein Gedenkblatt zum Säcularfest des 26. Dezember, von Fritz Ohneſorge. (Schluß. — Vom Büchertisch. (Karl Frenzel: „Im goldenen Zeitalter"; — Nachlese von Novitäten.) — Wochenbericht über die Münchener Hofbühne. (Schauspiel und Oper.) — Feuilleton. (Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst.) — Vermischtes. — Notizen.

Literaturbilder der Gegenwart.

X.

Joseph Victor Scheffel.

In neuer und neuester Zeit hat unläugbar Vieles im Menschenleben sich verbessert. Aus harter Sclavenarbeit macht die Nähmaschine ein Vergnügen; die Chassepots thun Wunder, und die chemische Bilder-Restauration versöhnt selbst ihre hartnäckigsten Gegner*). Mit Hilfe des Lupenspiegels wird so manches Augenlicht gerettet, das sonst verloren war; mit Hilfe des Fleisch-Extracts so manche Lebenskraft, die sonst erlöschen mußte, und alle Anerkennung verdient die Schnelligkeit, mit der das neue Brod-Recept Eingang findet. Wenn Alles sich verbessert, konnten auch — die Studentenlieder nicht zurückbleiben. Wer sich erinnert, was noch vor zwei Jahrzehnten solid in Schweinsleder gebunden auf den Biertischen lag, der wird auch wissen, wie äußerst mager darin namentlich der Humor vertreten war. Hätten nicht einige Laumen Geibels sich hinein verloren („der lustige Musikante am Nil"), und hätte nicht der gegenwärtige preußische Cultusminister vormals das schöne Lied ge-

*) Wir bemerken, daß dieser Artikel ein posthumum des verewigten Julius Braun ist und bereits vor Jahresfrist geschrieben wurde. Er berührt auch nur die beiden unten-erwähnten Schriften; doch da diese den ganzen Scheffel enthalten, glaubten wir die Besprechung unter die obige allgemeine Rubrik einreihen zu können. D. Red.

Digitized by Google

dichtet: „G'rad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus" —, dann hätte man seine Erquickung und Stärkung lediglich in der Gesinnungstüchtigkeit suchen müssen, die bei den meisten jener Rundgesänge zum Ersatz für Poesie und Laune zu dienen hatte. Aber Gesinnungstüchtigkeit als poetisches Motiv reicht nicht über die Grenzen des Jugendlebens hinaus. Solche, die Charaktere geworden sind, brauchen keine poetischen Stützen mehr. Wohl aber reicht der Humor (dieser Lyrik „jugendtoller Schwung", wie es in der Widmung heißt) noch herüber, und wird vielleicht gerade in vorgerückteren Jahren] am innigsten genossen. Auch ist es wohl gerade der Biertisch der Studenten, aus welchem die sprühenden Geister des „Gaudeamus"*) hervorgequollen; es gab zu Alt-Heidelberg einen Kreis reiserer Kenner im sogen. „Engeren" (Ausschuß) — eine Schaar, die „bei goldenem Rheinwein oft beflissen war, den Mittwoch in den Donnerstag zu längern." Den Vorsitz führte „ein Meister, dessen Tod wir klagen", nämlich L. Häusser (der Historiker), und die Gesänge lieferte J. V. Scheffel, der Dichter des „Trompeters von Säkkingen", des „Ekkehard" ꝛc.

Vieles davon ist schon längst als fliegendes Blatt in die Errungenschaft akademischer Jugend übergegangen — Alles leicht erkennbar an der höchst eigenen und doch so kerngesunden Auffassung von Natur und Menschenleben. Der Verfasser des „Ekkehard" weiß die Persönlichkeiten des grauesten Alterthums lebensfähig zu machen, indem er ihnen einfach die Motive unterschiebt, die auch heutzutage noch wirksam sind, und dehnt dies Verfahren in seiner Lyrik selbst auf kosmische Gewalten und unvernünftige Creaturen aus. Der „alte Granit" in unterirdischer Kammer grollt über den „wässerigen Jammer" da oben, und beschließt eruptiv zu werden; der „erratische Block" weiß zu erzählen, wie es Einem zu Muth ist, unter dem's mit Grundeis geht; der „letzte Ichthyosaurus" klagt über den Verfall der Sitten in der Lias-Formation, ahnt eine Weltkatastrophe und versinkt im Kreidemeer („sie kamen zu tief in die Kreide"); die „reinlichen Guanovögel" sitzen auf ihrer krystallhell umschäumten Insel und thun ihre Pflicht, überzeugt von der weltgeschichtlichen Mission. Nicht minder drollig wirkt es, wenn (in den „kulturhistorischen" Liedern) Persönlichkeiten, die man gewöhnt ist, mit so ganz anderem Maßstab zu messen, unter den jetzt bestehenden Nothwendigkeiten zu leiden haben, wie der Prophet im schwarzen Wallfisch zu Askalon; wenn der Pfahlbauer des Abends so gerne zum Bier ginge — „aber es wird ja noch keines gebraut"; wenn Hildebrand und sein Sohn Hadubrand (ingrimmig aus unbekannten Gründen) gegen die Seestadt Venedig reiten, und, da keiner sie findet, in einer auch heutzutage noch üblichen Weise Trost und Erquickung von Groll und Durst suchen. Auf etruskischen Grabsteinen kommt der Familien-Name „Pumpus" vor. Das reicht für den Verfasser aus, in dem Etruskerfürsten Pumpus von Perusia den Erfinder eines Systems zu erkennen, das neuerdings immer größere Ausdehnung gewonnen hat, und sogar von ganzen Staaten angewendet wird:

„Die Welt war damals harmlos noch. Man kannte nicht
Des bürgerlichen Rechtes vielverschlungnen Pfad,
Und selbst der Greis im Silberbart, er wußte nicht
Die Antwort auf die Frage, was ein Darleh'n sei."

Aber jener Etruskerfürst, der aus Populonias Thoren zog, nachdem er im Wirthshaus zur Chimäre sich etwas zu lang aufgehalten — er, welchem der Wächter vom tyklopischen Mauerwall mit trinkgeldhoffnungsvollem Blick, aber vergebens nachsah: er entschloß sich beim nächsten ihm begegnenden Helden — eine Anleihe zu eröffnen und seinen Namen damit schreckensvoll auf die Nachwelt zu bringen. Wie schön ist in diesem Gesang der etruskische Novembertag in seiner unheimlichen Stimmung geschildert! „Alles, Alles sah durchlöchert aus". Andererseits gibt ein bekanntes odenwäldisches Volkslied, das in ungehobelten Zeilen seine Freude über den endlich gelungenen Fang eines Böseswichts ausdrückt („Du schlechter Kerl!" ꝛc.), Anlaß zu der launigsten Erfindung. Der Dichter und Forscher in germanischen Dingen frug sich nämlich, wer Derjenige wohl gewesen sein dürfte, der auf solche Weise im

*) „Gaudeamus", Lieder aus dem Engeren und Weiteren; von Jos. Victor Scheffel. 1868; (2 fl. 20 kr.) — „Juniperus", Geschichte eines Kreuzfahrers; erzählt von J. V. Scheffel, illustrirt von Anton v. Werner. 1868; (4 Thlr.)

Digitized by Google

Volksunwillen unsterblich geworden, und die Forschung leitet bis zu einem auf dem Grenzwall Wache stehenden Römer. Was dieser verschuldet und wie es ihm erging, läßt sich auszugsweise nicht verrathen. Aber mit Recht bemerkt die „Widmung" des Gaudeamus:

„Wer Spaß versteht, wird manchmal kräftigst lachen,
Und wem manch Lied schier allzu durstig däucht,
Der tröste sich: 's war anders nicht zu machen,
Der Genius loci Heidelbergs ist feucht."

Wir dürfen nichts weiter herausheben und wollen unter den größeren Stücken nur noch den „Ueberfall Rippoldsaus durch die Schweden" namhaft machen, wo die individualisirende Kraft des Dichters an der verscheuchten Badegesellschaft (und ihrer Musikbande unter Leitung des Baßgeigers Petzold) wieder zeigen konnte, wie viel selbst in engem Rahmen und mit den kleinsten Mitteln sich erzielen läßt, wenn man nur Vergangenheit und Gegenwart richtig zu vergleichen und Eines durch das Andere zu illustriren weiß. Der „Festgruß" nach Schopfheim an Hebels hundertjährigen Geburtstag in allemanischem Dialekt, erzählt einen Besuch bei Hebel im Morgenstern (vom Chiemsee aus mit Engelfahrpost; die Engel sind natürlich allemanische Engel), und wäre des gefeierten Schwarzwalddichters selber würdig, dessen Werke dort in jedem Haus neben der Bibel „uf'm Brettli" steh'n.

„Gaudeamus" ist zu Weihnachten erschienen und war nach wenig Wochen vergriffen. Noch manche Auflage wird folgen; auch eine Prachtausgabe, reich illustrirt von A. v. Werner (etwa zu 4 Thlr.) Wie einzelne, bereits ausgegebene Blätter beweisen, weiß der Zeichner seinen dankbaren Aufgaben gerecht zu werden. Von demselben jungen Meister ist eine Reihe Wandgemälde, die der Großherzog von Weimar, ein besonderer Verehrer von Scheffels Muse, auf der Wartburg ausführen ließ — — Motive aus Scheffels „Frau Aventiure" vorstellend. Wie treu der Künstler in charaktervollen Zügen die Gebilde seines Dichters vollends zur Beschauung zu bringen vermag, sehen wir an der bereits vorliegenden Prachtausgabe des „Juniperus" — jenes modernen Werkes, dessen wir hier gedenken möchten und das von so mäßigem Umfang ist, daß nur der Schmuck der großen wohlausgeführten Holzschnitte und des gold- und farbenreichen Titelblattes es berechtigen, als eigenes Ganzes in die Welt zu gehen. Es ist nämlich nichts als eine Episode aus einem groß angelegten Kreuzfahrer-Roman, und hoffentlich wird das vorläufige Erscheinen eines einzelnen Kapitels die Ausführung des Ganzen nicht in die Ferne rücken. Wir würden nach dieser Probe das reifste und gediegenste Werk Scheffels darin zu begrüßen haben. Einstweilen erzählt Gottfried von Neuenhewen aus dem Hegau (zwischen Bodensee und Schwarzwald) seinen Leidensgefährten, die nach dem unglücklichen Sturm auf Akka (1291) mit ihm verwundet auf dem Berg Karmel sitzen, wie er selber, früher Klosterlateiner zu Rheinau, zum Ritter geworden, und um welchen gottverfluchenden Frevels willen der Abt von Rheinau ihm in schauerlicher Stunde auferlegt, zwei Jahre lang kein Wort zu reden, inzwischen aber Heerfahrt zur Befreiung des hl. Grabes zu thun. Die Erzählung spielt ganz und gar im Hegau, ist reich an Spuren gelehrter Kenntniß, wie jene Landschaft an Ammoniten, aber auch frisch wie ihre Bäche Wutach und Gauchach und duftig wie Schwarzwaldtannen. Des Verfassers eigener Natur entspricht aufs Innigste, was schon Aventin von dem verlangt, der ein „rechtsinniger Historiographus" werden will. Ein solcher soll nicht allein „Buchkammern und Kästen fleißig durchsuchen; allerlai Handschriften, alte Freyheit, Uebergabbrieff, Chronica, Ruff, Reimen, Sprüch, Lieder, Abenthewer, Gesäng, Betbücher ꝛc. durchlesen und abschreiben, sondern auch in eigener Person Hitze und Kälte, Schweiß und Staub, Regen und Schnee, Winter und Sommer erleiden, der alten zerbrochenen Stätt, Flecken und Burgstall Gelegenheit erforschen und erfinden, alle Stift und Klöster durchfahren, Heiligthumb, Seulen, Bildniß, Creutz, alte Stein, alte Münz, Gräber, Gemäld, Gewölb, Oestrich, Kirchen, Ueberschriften besuchen und besichtigen und überhaupt seine beßeren Gedanken wandernd und schauend auszudenken bestrebt sein." Bekanntlich ist die deutsche Geschichtschreibung früher den Ansprüchen dieses ihres „Großvaters", soweit sie über die Bibliotheksräume hinausführen, sehr wenig nachgekommen. Der Einfluß jener Schulen, die den Mangel an Erfahrung und Anschauung durch Spe-

Digitized by Google

culation zu Zersetzen meinen — er ist heute noch nicht völlig überwunden, und immer noch verzichtet man gar zu gern (um nur recht gemächlich die tief innerste Moral aus der Sache zu ziehen) auf die Mühe topographischer Studien. An Scheffels Roman aber kann der Geschichtschreiber sich ein Beispiel nehmen. Nicht leicht wird Einer alles Land vom Wasgau bis Steyermark und von Thüringen bis in die Schweiz und drüber hinaus so genau aus eigenem Absuchen und Durchlebthaben kennen, wie J. V. Scheffel. Erst ein kleiner Theil der aufgesammelten Mittel ist ihm bis dahin zu künstlerischer Gestaltung gediehen. Noch Vieles darf erwartet werden und wird mit Ungeduld erwartet — ein gutes Zeichen für den Geschmack der Nation.

Das englische Drama in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert.

Von Rudolph Genée.

(Schluß.)

Schon dies eine Beispiel könnte genügen, uns an der Gewissenhaftigkeit der Herausgeber der englischen Comödien, hinsichtlich der Auswahl ihrer englischen Stücke, entschieden zweifeln zu lassen. Doch sind die Stücke jedenfalls zum größern Theil englischen Ursprungs. Ein englisches Stück: „Hester and Ahasverus" ward 1594 in London aufgeführt; eine englische Comödie „Fortunatus" wird in den Jahren 1595—99 öfters erwähnt*): ein Stück „the prodigal child" ward noch 1610 aufgeführt. Auch für die Comödie von „Jemand und Niemand" gibt es ein englisches Stück, dessen längerer Titel ganz deutlich auf den Inhalt unsers vorliegenden Stückes hinweist und schon von Tieck erwähnt wird; es heißt: „No Body and Some Body; with the true Chronicle History of Elydure, who was fortunately three times crown'd king of England." Ich möchte hierbei auf den interessanten und wichtigen Umstand hinweisen, daß die humoristische Allegorie dieses Stückes, welche durch die ernste Handlung der beiden stets in der Regierung wechselnden Könige sich schlingt, die Comödie von „Jemand und Niemand," höchst wahrscheinlich deutschen Ursprungs ist, indem die Idee dazu von keinem Geringern herrührt, als von Ulrich von Hutten, in dessen köstlichem Gedichte vom „Nemo." Wie hier der „Niemand," der Alles gethan hat, personifizirt wird, so ist es auch in der englischen Comödie, nur daß dort dem „Niemand" überflüssiger Weise noch ein „Jemand" gegenübergestellt ist. Diese Verdoppelung der Allegorie stumpft die satyrische Pointe des Hutten'schen Gedichtes bedeutend ab. Das englische Original ist in der Idee, wie schon der Titel zeigt, der deutschen Bearbeitung vollkommen entsprechend, abgesehn von der jedenfalls verunstalteten Form, welche sowohl bei dieser Comödie, wie bei allen Stücken dieser Sammlung eine so über die Maßen wüste ist, in der Rohheit und Ungleichheit der Sprache sowohl, wie in der scenischen Eintheilung, daß man mit Sicherheit schließen kann, der Herausgeber habe von einem literarischen Berufe nicht eine Ahnung gehabt. Am eindringlichsten wird uns dies gerade bei jenem Stücke, in welchem wir als Original eine Shakespeare'sche Tragödie deutlich zu erkennen vermögen, trotz der abscheulichen Verunstaltung und obwohl gerade diese Shakespeare'sche Tragödie das unvollkommenste seiner Jugendwerke ist: „Titus Andronikus." Man hat früher bekanntlich die Autorschaft Shakespeares bei diesem mit haarsträubenden Ereignissen angefüllten schrecklichen Stücke vielfach in Abrede stellen wollen. Wer aber auch in dieser so abstoßenden Tragödie die darin enthaltenen genialen Züge deutlicher herausfühlen will, der halte nur dies deutsche Fabrikat daneben, und er wird in dem Originale den Stempel des Shakespeare'schen Genius unverkennbar hervortreten sehen. Daß aber Shakespeares „Titus Andronikus" — wenn auch nicht in der uns bekannten, sondern in einer ältern Form — diesem Stücke als Grundlage diente, ist unzweifelhaft, und man erkennt aus einem Vergleiche deutlich, wie das englische Original nur stümperhaft und ohne alles Verständniß, vermuthlich auch nur nach Notizen während der

*) Wahrscheinlich ist dies auch das in Deutschland nicht unbekannte Stück von Dekker, dem Zeitgenossen Shakespeares. Die Red.

Digitized by Google

Aufführungen, nachgebildet ist. Vielleicht rührt sowohl diese Bearbeitung wie die ganze Ausgabe der englischen Comödien von ganz untergeordneten deutschen Schauspielern her, die selbst darin mitgewirkt haben, und — auf die Erfolge der „Englischen Comödianten" spekulirend — dem Publikum statt der Originale diese stümperhaften Nachbildungen als „englische" Stücke präsentirten.

Aber auch noch eine andere Erklärung für dies seltsame Product wäre möglich, ohne die vorige Annahme auszuschließen: daß nämlich unter den um 1600 in Deutschland erschienen „Englischen Comödianten" die meisten nur sehr untergeordneter Gattung waren, welche selbst nur im Besitze sehr mangelhafter Theatermanuscripte gewesen sind und deshalb mit ihrem Repertoire keineswegs die damals doch schon so bedeutende dramatische Literatur ihrer Heimath repräsentiren konnten. Wenn auch nicht alle Shakespeare'schen Stücke während des Dichters Lebzeiten gedruckt wurden, so waren doch um 1600 schon einige seiner populärsten Dramen in London nicht nur auf dem Theater, sondern auch schon im Druck erschienen. Nach der Vorrede zu dem deutschen Buche und nach dem ganzen speculativen Zweck desselben zu urtheilen, werden aber die Aufführungen der hier mitgetheilten Stücke noch ziemlich unmittelbar vor dem Drucke des Buches (1620) stattgefunden haben, denn man rechnete ja noch beim Publikum auf den lebhaften Eindruck, den diese Aufführungen gemacht hatten. Und trotzdem finden wir in dieser Sammlung kein Stück von Marlowe oder von R. Green, und von Shakespeare — wenigstens dem Stoffe und den Grundzügen der Handlung nach — nur diesen „Titus Andronikus," während doch von „Romeo und Julie," von „Richard III." ꝛc. schon seit 1596 gedruckte Bücher existirten! Zu berücksichtigen ist hierbei freilich noch die Thatsache, daß von den englischen Comödianten viele, die schon frühzeitig nach den Niederlanden und nach Deutschland gekommen waren, lange Zeit hier blieben, daß sie, entfernt von ihrer Heimath, nur schwer ihr Repertoire durch neuere Stücke vervollständigen konnten, und daß endlich Deutsche ihre Truppen verstärkten oder sogar selbständig unter dem Titel „Englische Comödianten" sich producirten. Wenn wir ferner bedenken, wie selbst in England die beliebtesten Stücke — von Th. Heywood, von Shakespeare u. A. — ohne und sogar gegen den Willen der Dichter und nur in corrumpirter Form — zum Druck gelangten, so kann man ermessen, wie erst die so lange herumwandernden Schauspieler mit dem Text verfuhren und was allmälig aus den Stücken wurde. Der Mangel Shakespeare'scher Stücke (und gerade der populärsten) in diesen alten deutschen Drucken wird freilich noch auffallender durch den Umstand, daß wir die Lücke nicht einmal in den spätern Fortsetzungen, weder in der Sammlung unter dem Titel „Liebeskampf" von 1630, noch in der „Schaubühne englischer und französischer Comödianten" von 1670, ausgefüllt finden. Eben so wenig enthalten diese Sammlungen etwas von Beaumont, Fletcher, Ben Johnson u. s. w., ein weiterer Beweis dafür, was für unberufene Hände es waren, die das deutsche Publikum mit dem englischen Drama bekannt machen wollten.

Wenn in den „Englischen Comedien und Tragedien" von 1620 „Titus Andronikus" trotz der entsetzlichen Trivialisirung des Gegenstandes das Original doch noch hindurchschimmern läßt, so zeigt eine andere dieser Tragödien („Von Julio und Hyppolita") eine weit dunklere Beziehung zu einem Shakespeare'schen Lustspiele, nämlich zu den „beiden Edelleuten von Verona," freilich nur in den allermagersten Grundzügen der Handlung, und ein Vergleich beider Stücke muß uns überzeugen, daß hier nicht Shakespeare's Comödie vorgelegen hat, sondern eine ältere Quelle, welcher Shakespeare vielleicht die Anregung zu seiner Comödie verdankte. Nicht minder interessant sind in einer andern der „Englischen Comödien" die Anklänge an Shakespeares „bezähmte Widerspänstige." In dem schon erwähnten Stücke „Von der Königin Esther" zieht sich durch die ernste Handlung ein Possenspiel des Hanswurst mit seiner Ehehälfte. Daß der Streit Beider um die Herrschaft im Hause auch bei Ayrer vorkommt (in dessen „Fastnachtsspiel vom englendischen Jan Posset") ist schon bemerkt worden. In dem englischen Stücke ist jedoch die Posse mehr ausgeführt. Während bei Ayrer dieselbe Prügelei und deren Beendigung durch die herbeikommenden Lanzknechte immer sich wiederholt, ist hier — in dem englischen Stücke — dem streitenden Paare viel mehr selbständige Action gelassen, und die Scene im zweiten

Digitized by Google

Akte, da Hans Knapkäse (so heißt hier die komische Figur) sein Weib überwunden hat, und ihren Gehorsam prüft, zeigt uns die ganz ähnlichen Züge aus dem 4. Akte von Shakespeare's „Widerspänstigen," wobei es freilich noch zweifelhaft, ob hier Shakespeare oder das schon vor diesem existirende englische Stück, gleichen Stoffes und gleichen Titels, benutzt worden ist.

Hinsichtlich der komischen Figur in den „englischen Comedien und Tragedien" ist es übrigens bemerkenswerth, daß die vom Herzog von Braunschweig und von Jacob Ayrer gewählten Benennungen: Johann Bouset, Jan Posset oder Jann Clam u. s. w. nicht auf diese Stücke übergegangen sind, vielmehr dem holländischen Pickelhäring Platz gemacht haben. Zwar fehlt auch diese Figur in fast allen Tragödien; nur in „Julius und Hippolita" erscheint sie als „Grobianus Pickelhering" und in der Comödie von der Königin Esther führt er den Namen „Hans Knapkäse." Dafür aber ist dem Pickelhäring seine volle Herrschaft in den kleinen angehängten Singe-Possen zuertheilt, die auch sogar als „Pickelhäringsspiele" bezeichnet werden; und die Herausgeber der Sammlung haben nicht versäumt, dies auf dem Titel des Buches durch die Bemerkung „sampt dem Pickelhering" besonders anzuzeigen. Daß der „Pickelhäring" zu uns aus Holland den Weg gefunden, können wir schon aus seinem Namen schließen, wenn wir bedenken, daß auch der englische Jack Pudding, der deutsche Hanswurst, der französische Jean Potage sich auf spezielle Nationalspeisen beziehen.*) Eben so wahrscheinlich ist es aber, daß dieser holländische Spaßmacher seinen Namen erst von den Engländern (Pickleherring) erhalten hat, und es ist höchst eigenthümlich, wie zur Bildung dieses Geschöpfes, des germanisirten und nunmehr eigentlich deutschen Pickelhäring, drei Nationalitäten zusammengewirkt hatten, denn in Deutschland kam der entschieden ältere Hanswurst erst später wieder zum Vorschein.

Daß übrigens diese „englischen Comedien und Tragedien" wirklich mehrfach aufgeführt worden sind, finden wir in Notizen aus verschiedenen Orten bestätigt, wobei freilich es immer sehr zweifelhaft bleibt, in wie weit diese Aufführungen der Form der gedruckten Stücke entsprachen. In Danzig, wo i. J. 1616 „englische Comödianten" waren, scheint man wenigstens über gewisse Zoten in diesen Comödien nicht gleichgiltig hinweggesehn zu haben, denn in einer Concessions-Ertheilung vom genannten Jahre werden sie ausdrücklich ermahnt, „keine unzüchtigen Stücke zu präsentiren." Die Comödie von „eines Königs Sohn aus England und des Königs Tochter in Schottland" ist wahrscheinlich 1607 in Kassel aufgeführt worden, und in dem Verzeichniß von Aufführungen der „englischen Comädianten" in Dresden vom Jahre 1626 finden wir sowohl dies Stück, wie noch mehrere andere aus der gedruckten Sammlung angegeben. Gleichzeitig erfahren wir aber auch aus diesem Dresdner Repertoire, wie unvollständig oder wie schlecht gewählt jene Stücke der Sammlung von 1620 waren, denn hier finden wir nicht allein zwei zuverlässig Marlowe'sche Stücke genannt (dessen Dr. Faust und den Juden von Malta), sondern auch mehrere Titel von Shakespeareschen Tragödien, nämlich Romeo und Julie, Julius Cäsar, Hamlet, König Lear. Freilich haben wir auch von diesen Aufführungen nichts als eben die Titel der Stücke; aber es liegt uns hier doch wenigstens ein vollständiges Repertoire vor, dessen ganzer Inhalt zeigt, daß sich's bei diesen Aufführungen (von 1626) wirklich ganz und gar um das Englische Drama handelt, gleichviel ob es uns in deutscher oder in englischer Sprache geboten wird. Was letztere Frage betrifft, so ist es sehr beachtenswerth, daß unter den Comödianten, welche 1627 mit dem Hofe nach Torgau gingen, nur Einer speziell als „der Engelender" (vielleicht der Direktor) bezeichnet wird, während bei den Andern nur der Taufname, auch der Charakter (so u. A. „Thomas die Jungfraw") angegeben ist. Aus andern deutschen Städten finden wir in den letzten anderthalb Decennien die englischen Comödianten noch genannt: 1615 in Cöln und in Frankfurt a. M., in letzterer Stadt mit der Klage, daß die Leute ihnen lieber vier Stunden lang zuhörten, als in der Kirche eine Stunde auszuharren; 1618 bis 20 in Ostpreußen und in Berlin, wo der Junker Hans Stockfisch vom Kurfürsten Joh.

*) Dies bemerkte schon Addison im „Spectator." indem er außer dem holländischen Pickelhäring, dem französischen Jean Potage und dem englischen Jack Pudding noch den italienischen „Maccaroni" nennt. Hanswurst schien ihm noch unbekannt zu sein.

Digitized by Google

Sigismund mit der Direction betraut ward. In dem an Hans Stockfisch ergangenen Befehl, die Truppe Comödianten zu engagiren, war ausdrücklich beigefügt: Aus England und den Niederlanden. Im Jahre 1628 finden wir englische Comödianten wieder in Nürnberg und 1629 im Haag. Von hier ab sehn wir sie für längere Zeit vom Schauplatz verschwinden, und aus Dresden, wo wir noch bis 1632 Aufführungen verzeichnet finden, werden erst im Jahre 1644 wieder „Freyberger Springer" und Comödianten erwähnt. In dieser längern Pause haben wir eine sichtbare Einwirkung des dreißigjährigen Krieges zu erkennen, der ja erst seit 1630 in seine dritte und wichtigste Phase getreten war.

Das Weihnachts- und Neujahrsfest im alten Saint Louis.

Von Dr. Rudolph Dochn.

(Schluß.)

In jenen Zeiten wechselten Grundeigenthum häufig von Hand zu Hand, ohne irgend welche schriftliche Urkunden und für sehr geringe Entschädigungen. Mit Vermehrung der Einwohnerzahl durch neu Hinzugewanderte bekamen viele dieser Grundstücke geringeren Werth; und wenn beim Nachsehen der Eintragungen in die amtlichen Bücher sich irgend eine Unordnung oder Ungenauigkeit in den Besitztiteln herausstellte, was durch das Nichtvorhandensein einer Verkaufsurkunde Seitens des ersten Besitzers veranlaßt sein mochte, so standen die Kinder niemals an, das, was ihre Vorfahren gethan, zu bestätigen; und wenn immer sie zu diesem Zwecke um eine Erklärung angegangen wurden, so antworteten sie ohne Ausnahme und ohne Zögern: „Ich will, was der Vater einmal abgemacht hat, gutheißen und bestätigen." Und dies geschah, ohne daß jemals eine Entschädigung verlangt oder erwartet wurde.

Noch unter dem wohlthätigen Eindrucke der vorerwähnten Segenstheilung in einer von den besten Impulsen zum Gutesthun und zur Freundlichkeit gegen Jedermann erfüllten Stimmung statteten dann die einzelnen Familien sich gegenseitig Besuche ab, um sich „ein gutes und glückliches neues Jahr" zu wünschen. Frühere Zwistigkeiten und Unrecht, das Einer dem Andern wohl einmal zugefügt, wurden vergeben, und etwa eingestellt gewesener geselliger Verkehr ward durch einen aufrichtigen Friedens- und Freundschaftskuß wieder angeknüpft. Die jungen Männer machten sich diesen schönen Gebrauch zu Nutzen, und küßten den hübschen Mädchen, indem sie ihnen „ein glückliches und gutes Neujahr und einen braven Ehemann zu Ostern" wünschten, die rosigen Wangen oder wohl gar den lieblichen Mund.

„Croquecignolles" oder „Croquignolles" waren eine Art „Crullers", wie die Amerikaner sie nennen, und wurden aus feinem, süß gemachten Weizenteig, der dünn ausgerollt, in Streifen geschnitten und in siedendes Schmalz gelegt wurde, zubereitet. Dieses Gericht, nebst Kuchen der verschiedensten Art in Begleitung von einem selbstbereiteten Labetrunk (cordial), bildete die Erfrischungen, welche den Besuchern am Neujahrstage in jedem Hause vorgesetzt wurden. Die Kinder besuchten während des Tages ihre Pathen und Pathinnen, um sich ihre „étrennes", d. h. Neujahrsgeschenke, zu holen; und den Abend verbrachte Alt und Jung in geselliger, munterer Unterhaltung, wobei jedoch Jedermann nüchtern verblieb. Die „étrennes", welche man den kleineren Kindern gab, bestanden in Früchten, Nüssen, Kuchen und zuweilen auch wohl in nützlichen Kleinigkeiten, z. B. kleinen Tüchern, Mützen, Strümpfen u. s. w.

Nach dem Urtheile von Sachverständigen stammt diese Sitte aus der Zeit der alten Sabiner, war von diesen auf die Gallier, die Vorfahren der modernen Franzosen übergegangen, und die Auswanderer, welche aus irgend einem Grunde „la belle France" mit den fernen Ufern des Mississippi vertauscht, hatten sie mit sich über den Ocean genommen. Uebrigens waren die Neujahrsgeschenke auch bei einigen altgermanischen Volksstämmen gebräuchlich; im Laufe der Zeit wurden dieselben aber bei den meisten christlichen Nationen in hohem Grade durch die Weihnachtsgeschenke verdrängt, obschon bei den Franzosen, theilweise auch bei den Engländern und Ameri-

Digitized by Google

kanern, die Neujahrsgeschenke stets in höherem Ansehen standen und üblicher waren, als die Weihnachtsgaben.

Zur Zeit der Gründung von St. Louis gehörte fast die gesammte Einwohnerschaft der römisch-katholischen Kirche an, und bis zum Anfang dieses Jahrhunderts lebten nur sehr wenige Protestanten daselbst. Am Weihnachtsabend bereitete sich jeder Einzelne, Alt wie Jung, durch Ausübung religiöser Gebräuche auf den folgenden Tag vor. Niemand legte sich zu Bette, denn um Mitternacht begab man sich nach der Kirche. Wenn die Glocke die zwölfte Stunde der Nacht schlug, konnte man die große Mehrzahl der Einwohner von St. Louis auf dem Wege zum Gotteshause sehen, um die Mitternachtsmesse anzuhören. Es war für ein religiöses Gemüth ein erhebendes Bild, die einfache, nur aus Holz gebaute Kirche bis in die kleinste Ecke hinein von gläubigen Menschen gefüllt zu sehen: der Altar war prächtig geschmückt und hell erleuchtet; der gute, alte Pater Savigne hielt in seinem besten Priesterornate den Gottesdienst ab; tiefe Stille herrschte im ganzen Gebäude, nur unterbrochen durch die ernsten Klänge des gregorianischen Gesanges oder die mahnungsvollen, frommen Worte des würdigen Geistlichen; dann wurde die Hostie geweiht, worauf sich die Menge — alle gleich vor dem himmlischen Vater, ohne Unterschied der Farbe und des Standes — an das Gitter drängte, um das Sacrament zu empfangen; zum Schluß entfernten sich dann Alle, nachdem der allgemein verehrte Pfarrer ihnen den Segen ertheilt hatte. Alles dies geschah in stiller Mitternachtsstunde, und war darauf berechnet, einen dauernden religiösen Eindruck bei Allen zurückzulassen und dem Charakter der Bürger von St. Louis jene Ehrenhaftigkeit, jenen sittlichen Werth und alle jene Eigenschaften zu verleihen, die sie befähigten, im „fernen Westen" unter Gefahren aller Art die Gründer einer Stadt zu werden, die jetzt zu den blühendsten und reichsten Städten der nordamerikanischen Union gehört.

Nach Verlassen der Kirche versammelten sich die Mitglieder der einzelnen Familien und begaben sich vereint nach dem Hause des Patriarchen, d. h. des ältesten Gemeindegliedes, um dort das „Réveillon" einzunehmen, welches oft ein reiches, schön ausgestattetes Mahl war, und Gelegenheit zum Austausche jener gegenseitigen Freundschaftsgefühle bot, welche die sichere Grundlage socialer Wohlfahrt bilden.

Ein großer Theil des Weihnachtstages wurde mit religiösen Andachtsübungen in der Kirche hingebracht, und wenn am Abende einige Nachbarn in dem Hause, welches das größte und wohnlichste Zimmer hatte, zusammenkamen, um sich in festlicher Stimmung und unter munteren Gesprächen die Zeit in angenehmer Weise zu vertreiben, dann waren sie sicher davon durchdrungen, daß Gott ihnen darob nicht zürnen werde, denn sie erblickten in ihm mehr einen liebevollen Vater, als einen strengen, zürnenden Richter.

Der sechste Tag des Monats Januar ist der Epiphaniastag — ein katholischer Feiertag zur Erinnerung an die Anbetung des Jesuskindes durch die drei Könige aus dem Morgenlande — in Frankreich „le jour des rois" genannt, der Dreikönigstag. Auf den Abend dieses Tages wurden die jungen Mädchen von St. Louis in ein zu dem Zwecke auserwähltes Haus eingeladen, um dort ein Souper und einen Tanz vorbereiten zu helfen.

Die Lebensmittel, welche die jungen Männer am Neujahrs-Abend beim Guignolée-Singen zusammengetragen hatten, wurden nach jenem Hause gebracht, und verwandelten sich daselbst schnell durch die geschickten Mädchenhände, unter Aufsicht der Mütter, in alle denkbaren Arten einladender Speisen und prächtigen Gebäcks, der „Croquecignolles" nicht zu vergessen, die, je brauner und durchgebackener sie waren, desto schneller von dem Tische schwanden.

Ein großer Kuchen ward ausschließlich für die Mädchen gebacken, und mitten in ihn hinein wurden vier Bohnen gesteckt. Die Tische waren gedeckt, wenn die Gäste anlangten, bald aber verschwanden die Speisen von denselben, und das Tanzen, welches die Franzosen so sehr lieben, konnte beginnen. Man hatte damals kein großes, wohlbesetztes Orchester; eine einzige Geige mußte nur zu oft die ganze Ballmusik liefern. Der Geiger besaß zwar keine tiefe musikalische Bildung, dafür aber ein gutes Gehör, gelenkige Finger und einen kräftigen Arm zum Führen des Bogens. Die Töne, welche er seinem Instrumente entlockte, gingen nicht selten durch Mark und Bein.

Digitized by Google

Man kannte weder Walzer, noch Mazurka, weder Schottisch, noch den deutschen Ländler, weder Lanciers, noch jene aus Complimenten zusammengesetzten Quadrillen, die man wohl in unseren Tagen als beliebte Tänze betrachtet; dafür kannte man aber den guten altmodischen Contretanz, und der wurde mit einer Lust und einem Eifer getanzt, die bewiesen, daß die Tanzenden warme Herzen und flinke Füße besaßen, und am Tanzen ein wirkliches Vergnügen fanden.

Der Ball wurde durch einige ältere verheirathete Paare eröffnet; erst nachdem diese das „menuet de la cour" — Hof-Menuett — in einer Weise durchgeführt hatten, die den Zeiten Ludwigs XIV. Ehre gemacht haben würde, begannen die jungen Paare den Tanz mit voller Hingabe. Im Laufe des Abends kam es zuweilen auch vor, daß „der Großvater die Großmutter nahm" und ein- oder zweimal im Zimmer herumtanzend der jüngeren Generation zeigte, was die ältere gekonnt hatte, als sie noch jung war. —

Der Bohnenkuchen wurde kurz vor Mitternacht, um welche Zeit der Ball zu enden pflegte, in den Saal gebracht. Jedes der anwesenden jungen Mädchen schnitt sich ein Stück davon ab, und die Viere, welche das Glück hatten, in ihren Stücken die hineingesteckten Bohnen zu finden, wurden zu Bohnenköniginnen erklärt. Jede Königin wählte dann einen jungen Mann, den sie mit einem Blumenstrauß beschenkte und zu ihrem Könige machte. Die vier Könige beriethen sich alsdann und bestimmten Tag und Ort für Abhalten des ersten „Königsballes," bei dem alle Einwohner von St. Louis, ohne weitere Einladung, als Gäste betrachtet wurden. Die Kosten dieses Balles hatten die vier so ernannten Könige zu tragen. Man glaube aber ja nicht etwa, daß diese Kosten gar groß waren. Ball-Lokal und Heizung kosteten nichts; Musik, Beleuchtung (natürlich kein Gas, sondern einfache Talgkerzen, die an den Wänden angebracht waren) und die in Kaffee, Bouillon, einigen Kuchen, den unvermeidlichen Croquecignolles, bestehenden Erfrischungen, dazu für die Damen ein wenig „Cordial" und hinreichend Ratafia für die Männer, dies mußte allerdings bezahlt werden. Da aber alle Ausgaben unter die vier Könige gleichmäßig vertheilt wurden, so kam auf jeden nur ein Geringes. Am Schluße des ersten Königsballes wählten die Königinnen vier neue Könige, und diese wiederum wählten vier neue Königinnen für den nächsten Königsball; und so ging es fort bis zum Ende der Carnevalszeit. — — —

Auf solche Weise wurden Weihnachten und Neujahr in der jungen Ansiedelung von St. Louis gefeiert. —

Selbstverständlich sieht es jetzt anders in St. Louis aus, als vor hundert Jahren, wo der Ort fast nur von Franzosen bewohnt wurde, deren Sicherheit jeden Augenblick durch einen Ueberfall der Indianer bedroht war. The Far West — der ferne Westen — ist durch die Vollendung der Pacific-Eisenbahn bis zu den Felsengebirgen und dem Mormonenlande Utah hinausgeschoben. Das Germanenthum hat sich wesentlich in St. Louis geltend zu machen gewußt, und man sieht dort am Weihnachtsabend auch in vielen amerikanischen und französischen Familien den deutschen Weihnachtsbaum in vollem Lichterschmucke prangen und Lust und Freude in alten und jungen Herzen erwecken. Außer dem amerikanisch-englischen, ist das deutsche Element gegenwärtig in St. Louis am mächtigsten; Franzosen konnten die Stadt wohl gründen, aber nicht in kräftiger Weise zur Blüthe bringen. Es hat sich eben auch hier gezeigt, daß es den Franzosen nicht gegeben ist, blühende Kolonien zu gründen. In dem südlichen Stadttheile von St. Louis, der noch immer im Volksmunde „Frenchtown" (Franzosenstadt) heißt, wohnen die meisten Nachkommen der ersten Ansiedler. —

Wenn irgendwo, so findet das amerikanische Sprichwort: „God made the county and men made the town," d. h. Gott schuf das Land, und Menschen riefen die Stadt ins Leben, auf die Stadt St. Louis im Staate Missouri seine Anwendung; vor Allem aber ist es doch wohl der bürgerlichen und religiösen Freiheit, welche in der großen transatlantischen Republick herrschte, zuzuschreiben, daß die Stadt einen so unglaublich schnellen Aufschwung nahm. Im Jahre 1821, wo Missouri als Sklaven-Staat in die Union aufgenommen ward, betrug seine Bevölkerung nur etwa 4,500 Einwohner; 1830 hatte sich diese Zahl auf 6,500 vermehrt; 1860, kurz vor Ausbruch des Rebellionskrieges, zählte sie 160,773 Einwohner, und nachdem wenige Jahre

Digitized by Google

darauf die Sklaverei aufgehoben worden war, ergab eine offizielle Zählung im Jahre 1869 die Zahl von 260,500 Einwohnern, darunter 61,000 Deutsche. Im Oktober 1869 wurde der Grundstein zu einer Brücke von St. Louis über den Mississippi nach dem benachbarten Illinois gelegt. Wir wollen hier zum Schlusse als einen kleinen Beweis des enormen Wachsthums der Stadt nur noch die einfache Thatsache anführen, daß derselbe Ort, welcher im Jahre 1776 sich seine erste ordentliche Kirche baute, im Juli 1865, wo wir denselben nach einem elfjährigen Aufenthalte daselbst verließen, 89 Kirchen zählte, und daß zu jener Zeit noch mehrere im Baue begriffen waren. Die im nördlichen Stadttheile befindliche „freie Gemeinde" hat zu dem „Freidenker-Concil," welches sich am achten Dezember 1869 zu Neapel versammeln wird, einen Deutschen, Herrn Karl Lübeking, als Delegaten entsandt. —

Ernst Moritz Arndt.

Ein Gedenkblatt zum Säcularfest des 26. Decembers.

Von **Fritz Dhnesorge.**

(Schluß.)

Arndt hatte in Stockholm Beschäftigung in der Staatskanzlei gefunden; doch waren es traurige Jahre, die er dort verlebte. Als neue Unglücksfälle kamen, Schill fiel und Oestreich abermals geschlagen wurde, da hielt er es nicht länger in der Fremde aus; unter fremdem Namen begab er sich 1809 wieder in seine Heimath, wo er kurze Zeit in Trantow an der Peene bei der Familie des verstorbenen Vaters und dann in Berlin einen Versteck vor den Franzosen fand. Erst als 1810 im Frieden mit Frankreich Neu-Vorpommern wieder an Schweden zurückgegeben wurde, durfte der Geächtete wagen, seine alte Stelle in Greifswald wieder einzunehmen, und hier schrieb er für sich die „Schwedischen Geschichten" nieder, die er mit durchlebt hatte. An feste Niederlassung aber und behagliche Ruhe dachte er nicht; erst wollte er ein Vaterland, und dann wieder eine Heimath haben. Mochten auch Verwandte und Freunde ihn einen unruhigen Geist nennen: er schrieb sich seinen eigenen Katechismus, darin es heißt:

„Folge deinem Triebe und entbehre Vermögen, Geschrei
Der Menge, Beifall der Stunde; nur wer Eins fest will
Und im Auge behält, ist immer groß."

Als Anfang 1812 der Frankenkaiser sich anschickte, Rußland, den letzten Damm gegen seine Weltherrschaft niederzubrechen, da ging Arndt, mit Pässen nach Rußland versehen, mitten durch die Feinde, die Preußen abermals überschwemmten, über Berlin und Breslau nach Prag, wo ihm eine Einladung Steins überbracht wurde, der ihn zu sich nach Rußland berief. Mit Freuden folgte Arndt diesem Rufe. Denn in dem kühnen Geiste dieses Staatsmanns glaubte er schon längst die thätige Kraft erkannt zu haben, deren die Welt und namentlich Deutschland bedurfte, um die Sklavenketten brechen zu können. Stein wiederum hatte auch schon längst die volksthümliche Kraft Arndts zu würdigen gelernt, und rechnete auf ihn vor Allem und sein gewaltiges Wort, wenn er an die Entfesselung der deutschen Volkskräfte zum Befreiungskampfe dachte. Zu diesem Zwecke hatte er auch dem Kaiser Alexander vorgeschlagen, eine neue Auflage des „Geistes der Zeit" zu veranstalten, und den Verfasser nach Rußland zu berufen, um seine Feder der guten Sache vollkommen zur Verfügung zu stellen. Dies war die Veranlassung der Botschaft, die Arndt in Prag erhielt. Sofort reiste er durch Böhmen und Galizien über Moskau nach Petersburg, und stand gegen Ende August vor dem großen Agitator, der ihn gerufen, und den er halb im Scherz, halb im Ernst oft „seinen Herrn" nannte.

Jetzt begann eine frische, fröhliche Thätigkeit, die so recht nach seinem Herzen war. Nicht genug, daß er in Zeitschriften und Broschüren fort und fort für seinen Zweck, für die heilige Sache des Vaterlandes, thätig war; auch seine Lieblingsneigung, die ihn durch das ganze Leben begleitete, seine Lust zur Dichtkunst, weihte er jetzt mehr und gewaltiger, als schon zuvor, dem Dienste der deutschen Freiheit. Gedichtet

Digitized by Google

hatte er von je her mit Lust und Liebe; schon als Knabe hatte er mit poetischen Bildern die Natur um sich verherrlicht, die er seit seinen Jünglingsjahren in keinem Lebensalter müde wird zu besingen, die er selbst unter dem Donner der Freiheitsschlachten nicht vernachlässigt. Sein frühestes erhaltenes Gedicht stammt aus seinem achtzehnten Lebensjahre, und besingt, bedeutsam genug, den Sieg Hermanns über die Römer, die erste Befreiung Deutschlands vom Fremdenjoch.

„Wodan, Donnerer, sie sanken,"

so beginnt im Geschmack Klopstocks und Stolbergs dies Siegeslied, welches sich häufig in deutschen Volksliederbüchern findet, und mit seiner kräftigen Melodie von guter Wirkung ist.

Ganz andere Töne aber fand er später und seine Kraft kann abermals nur mit der M. Luthers verglichen werden. Wie tönt sie hervor aus Arndts gewaltigen Worten:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,

Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis auf den Tod die Fehde.

Dieser Zorn des freien Wortes, wie that er so Noth, um ein krankes, schlaffes Geschlecht wieder gesunden und erstarken zu lassen! Und wie weiß Arndt die Blitze dieses deutschen Lutherzornes gegen alle Hoffart und Bosheit, gegen alle Feilheit und Niederträchtigkeit zu schleudern! — Eine Sage erzählt von dem alten Dessauer, er habe in seinem Leben einmal gebetet, und zwar beim Beginn der Schlacht vor der Front in folgender Art: „Lieber Gott, du weißt, ich bin nicht so ein Lump, der dir alle Tage mit Winseln und Heulen in den Ohren liegt. Aber heute bitte ich dich, steh mir bloß das eine Mal wider die verfluchten Franzosen bei. Kannst du mir aber nicht helfen, dann siehe wenigstens zu und bleibe neutral! Dann will ich es auch wohl alleine versuchen." Und damit soll er das Zeichen zum Angriff gegeben haben. — Wahrlich nicht ein ohnmächtiges Winseln und Heulen, das dem lieben Gott alle Mühe und Sorge zumuthet, sondern ein mannhaftes entschlossenes Dessauergebet vor der Fronte im Angesicht des Feindes, ist das „Gebet" Arndts vom Jahre 1810, mit welchem er zuerst den rechten Ton traf, der ihn hernach unwiderstehlich machte, und die Befreiungsschlachten schlagen half. Und schon glaubt er die blutige Fehde beginnen zu sehen, und ruft im Schlachtgesang „Alle, welche Klauen haben, Adler, Wölfe, Krähen, Raben" zum Leichenschmause auf dem Schlachtfelde herbei, denn

„heut hört die lange Schande auf."

Ist doch das Unheil bis zum Gipfel gestiegen, da muß ja doch endlich die Wendung eintreten!

In dieser, einmal gefundenen Weise fuhr er nun, wo der ersehnte Kampf zur That werden sollte, fröhlich fort zu singen. Da schildert er 1812 in grellem Contrast „die alten und die neuen Deutschen," da singt er den Preußen zum Vorbild „das Lied vom Schill," da bläst er schon einen lustigen „Marsch" für die Freiheitskämpfer, da singt er sein zorniges, rauhes und doch so wunderbar schönes und hinreißendes „Vaterlandslied," das schon erwähnte „Der Gott, der Eisen wachsen ließ." Gewiß, es mischen sich auch wilde Töne in die Arndt'schen Lieder, welche für ruhige Friedenszeiten doch etwas gar zu blutdürstig klingen. Heute kann es uns natürlich vernünftiger Weise nicht zugemuthet werden, so ohne Weiteres nach „Henkerblut, Franzosenblut" zu lechzen. Der Deutsche aber, der in jener Zeit dem Hohn und Uebermuth der Fremden gegenüber es fertig gebracht hätte, immer fromm und zahm zu bleiben, und mit dem Sänger der Freiheit wegen eines wilden Wortes zu rechten, der konnte für die Sache der Freiheit verloren gegeben werden, und für ihn brauchte Arndt nicht zu singen.

Inzwischen führten die fortschreitenden Ereignisse Arndt wieder dem Vaterlande zu. In Königsberg schrieb er ein Büchlein über „Landsturm und Landwehr", und ganz besonders seinen „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann", der tausendfältig verbreitet wurde. Für das preußische Volk, welches sich jetzt überall zum Kampfe erhob, wurde dieser in Wahrheit ein rechter Kriegskatechismus und Schlachtgesangbuch; denn auch Lieder enthielt er, theils nach Kirchenmelodien zu

Digitized by Google

singen, theils nach Volksweisen, für verschiedene ernste und feierliche Gelegenheiten bestimmt, Beginn der Schlacht, Fahnenweihe, Wehrhaftmachung der Jünglinge, Dank- und Trostlieder. Und zahlreich sind all die übrigen Lieder, mit denen er in dem herrlichen Gnadenjahre 1813 den Muth der wackern Deutschen immer heller zu entflammen weiß. Was er irgend an leuchtenden Beispielen der Tapferkeit und des Mannesmuthes aus den Jahren der Schmach zu preisen weiß, das feiert er im Liede, den Gneisenau mit seinem Tanz „auf Kolbergs grüner Au", den Scharnhorst, den „Waffenschmied der deutschen Freiheit" und bald den „Ehrenboten" an Hermann den Befreier, und ihn, den Volkshelden vor Allen, den Feldmarschall, der, „als Alles versank, muthig gen Himmel den Degen noch schwang."

Mit dem siegreichen Vorrücken der verbündeten Waffen rückte auch Arndt mit seinem „lieben Herrn" weiter nach Westen vor, hielt sich in Berlin, in Pommern, in Reichenbach in Schlesien auf, und nach der glorreichen Völkerschlacht, die er auch in zwei Liedern besang, kam er nach Leipzig, um auch von hier aus in neuen Flugschriften für die Sache des Vaterlandes thätig zu sein. Bis an den Rhein war Deutschland jetzt von den Franzosen gesäubert, und es gab Stimmen, die meinten, damit sei es genug, ihre natürliche Grenze müsse man den Feinden doch billig lassen. Dagegen traten nun Stein und Arndt mannhaft ein, jener mit dem ganzen Einfluß seiner mächtigen Persönlichkeit auf die Fürsten, dieser mit seinem kräftigen Wort und seiner Wirkung auf das Volk. „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", mit dieser Schrift begegnet er überzeugend dem alten französischen Geschrei nach der Rheingrenze. „Die Sprache macht die rechte Grenze der Völker", ist das Hauptthema dieser Schrift; geographische Grenzen, die aber nie Flüsse, sondern nur Meere und Gebirge sein können, läßt er nur in untergeordneter Weise gelten. Und nun führt er als Zeuge für seine Meinung das Recht, die Politik, die Ehre und das Gewissen auf, und predigt eindringlich in die Seelen der Deutschen hinein, nicht die deutschen Brüder des linken Rheinufers im Knechtsjoch zu lassen, sondern ans Mutterland zurückzubringen. In diesem Sinne dichtet er jetzt auch:

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

und antwortet ebenso politisch klar wie hochpoetisch:

„Soweit die deutsche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder singt."

Zunächst freilich trug ihm seine Schrift, „Der Rhein, Deutschlands Strom ꝛc. ꝛc." vom Staatskanzler Fürst Hardenberg offenes Lob und die Verheißung späterer Anstellung im Preußischen Staatsdienst ein. Leider aber fehlte gar viel, daß durch die großen Siege der Verbündeten für Deutschland der Zweck erreicht wurde, den Arndts Schrift gehabt hatte. Das schlimmste Unheil zwar, die Ueberlassung der ganzen Rheingränze an den Corsischen Friedensstörer, verhütete dieser selbst durch die Unbeugsamkeit seines zerknirschten Stolzes. Aber die Aufrichtung einer wirklich starken Gränzwehr verhinderte beim Pariser Frieden und Wiener Congreß theils die Mißgunst Oestreichs gegen Preußen, theils die Kleinlichkeit des Staatskanzlers Hardenberg, der über Zänkereien um die Theilung Sachsens die kostbare Zeit versäumte, wo er die gesammten Rheinlande in Preußens Hand hätte vereinigen können. Arndt blieb den Winter in Frankfurt, und durchstreifte dann im Sommer 1814 zu Fuß die Rheinlande. Auch Straßburg sah er, und stand dort oben auf dem Münster. „O mit welchen Gefühlen," schreibt er, „mit welchen Gefühlen von Wonne und Weh über all diese Schönheit und Herrlichkeit, und daß diese nicht wieder unser geworden sind, bin ich in Straßburg auf dem hohen Münster gestanden, und habe im Osten den Schwarzwald, im Süden den Jura, im Westen den Vogesus vor mir sich blauen sehen! Eine herrliche Stadt! und die Menschen darin wie deutsch noch! wie leicht erkenntlich die ächte, schlichte, deutsche Art von der mehr verzierten und beweglichen wälschen! und welche schönen kräftigen Bauerngeschlechter in diesem herrlichen Rheinthal! Es sind Allemannen — Die Heftigkeit, der Ungestüm der Leidenschaften, der kurze gestoßene Accent in der Sprache, die Fülle der Herzigkeit und Gradheit, ja selbst die Grobheit sagt es." — Arndt wanderte den Rhein hinab, traf dann in Frankfurt wieder mit Stein zusammen, der von Paris zurückkam, und nach dessen Abreise zum Wiener Congreß machte er im Herbst eine Wanderung durch die Wetterau,

Digitized by Google

Hessen, Westphalen, den Teutoburger Wald, die Porta Westphalica, über Hannover und Braunschweig nach Berlin. Dort blieb er den Winter 1814, streute wieder neue Flugschriften aus, und glossirte den Wiener Congreß, der ihm freilich genug Stoff zu Glossen gab, namentlich durch die Art, wie auf Englands Betrieb der Hauptgedanke des verstorbenen Pitt ausgeführt wurde, der nach Arndt darin bestand, daß im Westen des Rheins eine starke Gränzwehr gegen Frankreich errichtet und diese an Preußen übertragen würde. Statt dessen wurde neben Rhein-Preußen noch ein neues Königreich der Niederlande aufgerichtet, dessen Unhaltbarkeit Klarblickenden schon damals einleuchtete, und bei der Belgischen Revolution für Jedermann offenbar wurde. Als dann die Nachricht von Napoleons Ausbruch aus Elba erscholl, eilte Arndt wieder nach den Rheinlanden, die er sich bereits zur neuen Heimath auserlesen hatte, zunächst nach Aachen, um dem Getümmel recht nahe zu sein, dann nach Cöln, wo er im Sommer 1815 und Winter zu 1816 eine Zeitschrift herausgab, „der Wächter," mit der er am „heiligen Rhein" Wache halten wollte. Doch blieb diese Stadt noch nicht sein dauernder Aufenthalt. Erst im Herbst 1817 siedelte er sich in Bonn an, der künftigen Universität wartend. Er erzählt von sich: „Ich stand nur noch einige Jahre vor dem fünfzigsten Lebensjahre, und sollte in mir den alten Spruch der Weisen bestätigen, welcher aussagt, daß das Glück mit der Jugend ist, und daß das Alter auf sein Geleit nicht mehr zählen darf. Bis hieher hatte mich das Glück auch durch mißliche Lagen und Verhältnisse meistens leidlich durchgeleitet, und mich ohne mein Zuthun in Verhältnisse hineingestellt, die ich sehr glückliche nennen durfte. Hier erwies es mir nun, eben in diesem Jahre 1817, noch eine letzte große Gunst, und nahm dann gleichsam Abschied, oder lief höchstens zuweilen noch ein wenig neben her, da es sonst vorangelaufen und Bahn und Quartier gemacht hatte. Diese Gunst war ein tapferes treues Weib, das ich gewann, und das mich bis hierher, mich selbst und meine Geschicke, redlich hat durchtragen helfen: Nanna Maria Schleiermacher, Schwester des Professors Dr. Friedrich Schleiermacher in Berlin."

So schrieb Arndt 1840, im Andenken an manche Schicksalsschläge, die ihn seitdem betroffen hatten. Von anderen abgesehen schrieb er 1818, in demselben Jahre, wo Bonn Universitätsstadt und er Professor der neuern Geschichte an derselben wurde, ein Buch, welches ihm große Ungelegenheiten bereitete und Verfolgungen zuzog, nämlich seinen vierten Theil des „Geistes der Zeit." Die Meinung dieses Buches war gleich aus dem ersten poetischen Capitel „Vorwärts und Rückwärts" ersichtlich. Arndt erklärte damit der mächtig aufschießenden Reaction den Krieg.

Arndt wußte, als er sein Buch in die Welt schickte, daß er sich damit einen ganzen Troß von dummen und böswilligen Auflaurern auf den Hals reden würde. Schon hatten Kamptz und Genossen ihre heillose Thätigkeit begonnen; und so hoch Arndt durch seine unleugbaren Verdienste um das Vaterland und seine unangreifbare Bürgertugend und Frömmigkeit auch stehen mochte in der Achtung der edelsten Männer des Volkes, ja selbst bei dem Kronprinzen von Preußen: es gab nichts so Hohes und Würdiges, woran diese Brut sich nicht gewagt hätte. Zunächst wurde ihm am 30. Januar 1819 ein Cabinetsschreiben mitgetheilt, welches die „unnützen und unschicklichen Dinge" jenes Buches, „die besonders einem Lehrer der Jugend übel anstünden," rügte und dem Verfasser „bei der ersten ähnlichen Veranlassung" mit Absetzung drohte. Und als dann Kotzebue's Ermordung erfolgte, diese unselige, zwecklose Unthat, da begann auch gegen den alten tapfern Freiheitssänger eine schnöde Maßregelung, deren ganze Nichtswürdigkeit sich in Worten nicht genügend brandmarken läßt, und von der er selbst klagte:

„Wem vom Kanonenmund sein letztes Schicksal blitzt,
Den nimmt ein sel'ger Tod im frischen Muth der Stunden;
Doch auf wem Lilliput mit tausend Nadeln sitzt,
Stirbt Millionen-Tod mit Millionen Wunden."

Die Anklage gegen ihn lautete auf geheime Bündeleien, Verführung der Jünglinge, Träume von republikanischer Aufbauung des Vaterlandes. Obgleich er endlich frei gesprochen wurde, so blieb er doch seit dem Herbst 1820 „in seiner amtlichen Wirksamkeit still gestellt," und wurde später mit vollem Gehalt in den Ruhestand versetzt. Daß er nicht Landes verwiesen wurde, dafür preist er die „Gerechtigkeit seines Königs."

Digitized by Google

Die Haltung des schwer Gekränkten, die Tapferkeit, Freimüthigkeit, Würde und Besonnenheit, mit der er seine Sache führte, ist über alles Lob erhaben. Einen andern Schicksalsschlag erzählt er selbst also: „Mitten unter den großen Weltbegebenheiten hat auch mich in jenen Jahren aus heiterer Luft ein Schlag getroffen, wie ich noch keinen gefühlt hatte. In dem schönsten Sommer 1824 an einem schönen, hellen Nachmittage, den 26. Junius, nahm der Rhein mir meinen jüngsten, sechsten Sohn, ein Kind von neun Jahren, unter so grausamen Umständen, daß sie nicht erzählt werden können. O es war ein so schöner und feuergeistiger Knabe, auf welchen ich so große Hoffnungen gebaut hatte! Warum dies Opfer dem Rhein, und dies Opfer gerade von mir? Gott weiß es allein, der uns liebt und uns richtet. Ich aber muß diese Wunde nun fühlen, so lange ich hier unter den Schatten umherwandle: der alte Stamm, der bis dahin noch ziemlich gerad in allen Stürmen gestanden war, fühlt sich erschüttert, und neigt seine gesenkten Aeste und Zweige dem Grabe zu."

Doch die alte Eiche sollte noch lange nicht ihre Aeste zum Grabe neigen, sondern nach langer trüber Zeit noch wieder einen frischen Volksfrühling sehen, der sie von Neuem ergrünen ließ. Als 1840 Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, setzte er alsbald unaufgefordert den wackeren Arndt wieder in Amt und Thätigkeit; die ganze Stadt Bonn feierte seine Wiederherstellung, und die Universität wählte ihn zum Rector. Als dann der Sturm des Jahres 1848 Zugeständnisse in Menge brachte, und seine Vorherverkündigungen von 1818 bestätigte, da war wohl sein erster Gedanke, wie viel sanfter Alles von 1815 bis 1820 hätte gemacht werden können. Doch war er noch jung genug zur Freude und zum Hoffen; und wie er auch warnte vor Ueberspannung der Forderungen: die Eine vertrat er mit aller Kraft, daß jetzt wieder ein einiges Reich hergestellt, und Deutschlands Macht zusammengefaßt werde unter dem durch die Geschichte zweier Jahrhunderte berufenen Oberhaupt. Bekannt ist, wie ehrlich und wie vergeblich er für diese Idee in der Paulskirche mitwirkte. An einem der ersten Tage war es dort, als die Wogen der Begeisterung noch nicht von Parteileidenschaften getrübt waren, daß ihn die Verehrung der ganzen Versammlung auf die Rednerbühne rief, und er unter jubelndem Zuruf sagte, er stehe an dieser Stelle „gleichsam wie ein gutes, altes, deutsches Gewissen." Das Wort ist später nachgeahmt worden in einer Form, die ein hochklingendes Lob daraus machte. Wie er es sagte, war es der natürliche Ausdruck treuherziger Bescheidenheit, und als solcher freilich auch der schönste Ruhm für ihn selbst. — Die Hoffnungen, mit denen Arndt nach Frankfurt gekommen war, scheiterten; wir wissen jetzt, warum es die Vorsehung oder die leitende Idee der Geschichte so wollte. Noch einmal erlebte er eine Zeit trüber Reaction. Erspart aber blieb ihm die wüste Zeit des Verfassungsconflicts, sowie die ernste Zeit des deutschen Bruderkrieges. Zur rechten Zeit, und mit der frohen Hoffnung, daß Deutschlands Einheit nicht mehr werde zu hemmen sein, sank er in das Grab, erdrückt von der Menge der Kränze, mit denen ihn die Liebe seines Volkes bei seinem vollendeten neunzigsten Lebensjahre überschüttete. Nach kurzem Krankenlager starb er an Lungenlähmung am 22. Januar Mittags 12 Uhr einen sanften Tod. Kurz vorher hatte er noch seine Reime und Verse gesammelt und in ihrer ursprünglichen Form herausgegeben.

Bei der Durchsicht dieser Sammlung ist zunächst auffallend die große Armuth der Verfolgungsjahre bis 1835 im Verhältniß zu den zahlreichen Verschen und Liedern früherer und späterer Zeit. Unter diesen befinden sich auch schöne Blüthen, die mit der Politik nichts zu schaffen haben; auch Natur und Frühling, Freunde und Freuden weiß er in herziger und ansprechender Weise zu besingen. Seine Hauptstärke bleibt immer die politische Lyrik. In dieser aber ergänzt er sich mit Ludwig Uhland in der Weise, daß er ihm für die liberale Seite derselben die Palme lassen muß, während jener wiederum in der nationalen Lyrik nicht mit ihm um den Preis ringen kann. Dies Verhältniß liegt in der Natur der Sache und der Stellung der beiden Männer. Wie Uhland dem großen Freiheitskrieg fern stand, so hatte er wieder die alte Württembergische Landesverfassung und den thatsächlichen Kampf um dieselbe voraus. Arndts Wesen war mit dem lieben Vaterlande so innig Eins, daß man ihn mit Recht den Deutschesten der Deutschen genannt hat. Wo er für nationale Selbständigkeit einsteht, und ein ganzes Volk im Todeskampfe hinter ihm, da kommt sein Bestes zur vollen

Digitized by Google

Geltung. In den innern Mißhelligkeiten führt er im „Geist der Zeit" wohl auch das Wort für alle Guten im Volk; zum Kampf aber, zum Aufruhr will er hier nimmer die Trommel rühren, und die Lieder, die er singt, waren weniger Ermunterungen für Andre, als Trostlieder für ihn selbst. Arndts Größe aber als Mensch und als Dichter liegt wesentlich in seiner treuen deutschen Gesinnung. „Gleichsam wie ein gutes altes deutsches Gewissen" stehe er da, so hat er von sich selbst gesagt, und ganz Deutschland hat jubelnd die Wahrheit dieses Wortes bestätigt. Er war in Wahrheit seit seinem öffentlichen Auftreten das treue, mahnende, immer wache Gewissen seiner Zeit.

Vom Büchertisch.

„Im goldenen Zeitalter," Roman in vier Büchern von Karl Frenzel. Hannover, Karl Rümpler 1870.

A. Karl Frenzel, welcher sich bereits durch eine Reihe verdienstlicher Romane (Vanitas, Watteau, Charlotte Corday, Auf heimischer Erde, Freier Boden u. s. w.) einen ehrenvollen Namen in der deutschen Literatur errungen hat, liefert auch in seinem neuesten Erzeugniß „Im goldenen Zeitalter" abermals den Beweis, daß er desselben würdig ist. Der neue Roman ist in stylistischer Beziehung gut geschrieben, und was den Inhalt betrifft, vom Anfang an bis zu Ende spannend und interessant, zwei Vorzüge, welche etwaige kleine kritische Einwendungen und ästhetische Bedenklichkeiten, die sich dagegen erheben lassen, bei Weitem überwiegen. Wie in den meisten Dichtungen Frenzels verleiht der politische Hintergrund, worauf sich die Handlung abwickelt, dem Buche ein erhöhtes Interesse. Dabei ist die Tendenz des Werkes, wie es nach den früheren Arbeiten desselben Autors wohl vorauszusetzen ist, eine in jeder Beziehung aufgeklärte und freisinnige, wodurch dieser Stoff, obwohl ein Jahrhundert hinter uns liegend, zu einem vollständig zeitgemäßen wird. Allenthalben, wo sich Analogien anbringen lassen, hat es der Verfasser gethan, und wahrlich nicht zum Nachtheil seiner Dichtung, denn stets hielt er sich in den Grenzen des Kunstwerks und ließ sich nie zu Phrasen und Ausfällen verleiten, welche außerhalb des Bereiches seines Themas lagen oder etwa auch nur allzusehr an den Haaren herbeigezogen wären, um auf diese Weise lediglich seinen Expectorationen über religiöse und politische Fragen Luft zu machen. Der Roman spielt unter Joseph II. welcher als machtloser Mitregent seiner Mutter Maria Theresia das Beste anstrebt, überall aber in seinen edlen reformatorischen Bemühungen auf Widerstand stößt. Die auch in unseren Tagen wieder eine so große Rolle spielenden confessionellen Streitigkeiten sind in dem Werke mit besonderer Vorliebe behandelt. Die Toleranz ist vorzugsweise repräsentirt durch Joseph und den Haupthelden des Romans, den Grafen Paul Erbach, der dessen Streben und Ringen nach den Idealen in Kirche und Staat theilt und mit dem späteren Kaiser durch die Bande aufrichtigster Freundschaft verbunden ist, etwa wie Marquis Posa und Don Carlos. Der begeisterte, gläubige Fanatismus tritt uns entgegen in der geisterhaften Greisengestalt des hussitischen Apostels Mrakotin, welcher jedoch nur mehr episodenhaft in die Dichtung verflochten ist. Entschiedener eingreifend in die Handlung sind die beiden Vertreter der katholischen Kirche, der schlaue, geschmeidige Pater Rothhan, Ehrenmitglied des kurz vorher von Ganganelli aufgelösten Jesuitenordens, und der in Folge seines starren Glaubens an die Macht der Mutterkirche dumm stolz und aufgeblasen gewordene Pfarrer Gregor Haslick.

Den geraden Gegensatz zu diesem Character bildet die Persönlichkeit des Paters Rothhan. In einer Unterredung Beider entwickelt er folgende Ansichten.*)

„Warum befolgt ihr meine Rathschläge so schlecht? Nicht Ganganelli war der Feind der Gesellschaft Jesu, wir selbst waren unsere schlimmsten Feinde. Mit unserer Hartnäckigkeit, die sich dem Stier entgegenstellte, statt ihm auszuweichen, mit unserem Trotz alle Wünsche der Könige abzuweisen, statt ihnen nachzugeben und uns so zu

*) Band I pag. 134.

Digitized by Google

Herren ihres Willens zu machen, mit all unseren kleinen Listen, Lügen und Ränken, die unsere Gegner nur reizten, ohne sie tödtlich zu treffen!"

Und dieses Recept, welches der echte Schüler Loyolas im Verlaufe des Romans stets treulich selber befolgt, führt ihn denn auch schließlich zu dem gewünschten Ziele, beim zukünftigen Kaiser Einfluß zu gewinnen, ohne daß dieser nur eine Ahnung davon hat, in welche Hände er bei dem Pater gerathen ist und welche Natter er in ihm zu fürchten hat. Die Bibel nennt Pater Roithan an einer andern Stelle, in einer Unterhaltung (Band IV pag. 225) „ein so vorzügliches und zugleich ein so gefährliches Buch. Es verbreitet Irrthümer über die Wirklichkeit und blendet die Phantasie mit dem Schein jenseitiger Dinge." Aehnlich wie wir unter den Priestern selbst diesen beiden schroffen Gegensätzen begegnen, so auch bei der alten, das Wohl ihres Landes und Volkes zwar redlich anstrebenden, aber in engen, verrosteten Vorurtheilen befangenen Kaiserin Maria Theresia und dem auf der Bahn des Fortschritts und der Aufklärung wandelnden Mitregenten Joseph. Einer Besprechung zwischen Mutter und Sohn, in welcher die Erstere den Letzteren vor der gefährlichen Neuerung warnt,*) entnehmen wir folgende auf den Conflict zwischen Staat und Kirche bezügliche Stelle: „Rüttle nicht an den Grundpfeilern, auf denen Deine Vorfahren diesen Staatenbau aufgeführt haben," sagt die Kaiserin „lasse Dir die Kirche und ihre Diener heilig sein."

„Wenn sie es verdienen, Frau Mutter! Kann der fromme Glaube allein einen Staat groß machen, auf welche Weise sind dann Preußen und England groß geworden? Sie irren sich in unserer Welt um hundert Jahre, gnädige Frau Mutter. Der Türke steht nicht mehr vor Wien, und den Protestantismus aus Europa verbannen? Sie selbst würden solch Unterfangen für die That eines Tollhäuslers erklären. Der alte Staat hatte seine alten, guten Grundlagen, der neue braucht neue. Ich weiß nicht, wo die Bewegung der Geister, die fortwährend wachsende, endlich ausruhen wird, das aber weiß ich, daß die Kirche sie nicht wieder in die gothische Barbarei und Dumpfheit zurückdrängen wird. Jeder sei Unterthan der Obrigkeit, aber dafür auch Jeder unbelästigt in seinem Glauben und Denken! Die Diener der Kirche sollen dem bürgerlichen Gesetz gehorchen, unter dem sie leben, nicht den Geboten, die ihnen von Rom ertheilt werden."

„Phantastische Grillen! Und Du glaubst, daß sich die Kirche Dir unterwerfen werde?"

„Nicht mir, Frau Mutter, sondern dem Gesetz. Sie lehre, sie eifere selbst, aber sie verlange nicht, daß der Staat ihr auch nur den Schatten seines Armes leihe, die Andersgläubigen zu bedrücken und zu verfolgen."

„Und wenn die Kirche die Völker aufregt . . ."

„Um den bürgerlichen Frieden zu stören?" Mit einer bezeichnenden Bewegung legte er die Hand an den Degen. „Ich trage nicht umsonst ein Schwert. Aber die Frau Mutter beruhige sich! In unsern Tagen dürften die Diener Gottes nicht nach dem Märtyrertode. Sie sind Kinder der Welt geworden, wie wir Alle. Und wenn ich drohe, wird der Papst nach Wien kommen und meinen Bedingungen sich fügen müssen."

„Du redest, wie die römischen Tyrannen. Welch' Mittel hast Du, die Kirche zu zwingen, wenn Du schon ihre Heiligkeit nicht achtest?"

„Kein Mittel? Zürnen Sie mir nicht, Frau Mutter, daß ich Ihnen eins nenne, ein sehr wirksames, dem Staate sein Recht gegen die Anmaßung und den Hochmuth einer Kirche zu verschaffen, welche flucht, wo sie segnen, haßt, wo sie lieben, sich aufbäumt, wo sie das erste Beispiel des Gehorsams geben sollte. In Frankreich spricht man bald leise, bald laut davon — von der Einziehung der Kirchengüter, von der Aufhebung aller Klöster."

„Kirchenraub!" rief die Kaiserin entsetzt, „Gott im Himmel!" Und sie hob die Hände über ihr Haupt empor. „Ich werde solche Gräuel nicht mehr erleben, ich nicht! Aber daß katholische Fürsten so handeln sollten, ärger, wie der ungläubige Mann zu Sanssouci! Es ist nur zu gewiß, dieser Antichrist hat die Welt besiegt und mit dem Glanz seines Ruhmes verführt!"

*) Band IV pag. 211 u. f. f.

„Er nicht, so groß er ist, die Idee des Staats, die er vertritt, hat gesiegt. Außer ihr in dieser Zeit keine Rettung. Weg mit dem alten Gerümpel, das uns den Weg hemmt, weg mit dem Schleier, der uns das Licht verbirgt!"

Die in dem Romane vorgeführten Charactere sind lebendig geschildert und nehmen unsere Theilnahme in Anspruch. Eine andere Frage dagegen, die wir nicht unbedingt bejahen möchten, ist die, ob die psychologische Wahrheit alle Zeit strenge innegehalten ist. Es ist allerdings eine mißliche Sache, hierüber ein positives Urtheil aussprechen zu wollen, denn wer kann mit Bestimmtheit sagen, eine solche Persönlichkeit würde in einem solchen Falle gerade so und nicht anders gehandelt haben? Nichts destoweniger scheint es uns, daß einzelne Figuren mitunter allzu romanhaft auftreten, und daß der Dichter von einer gewissen Effecthascherei nicht gänzlich frei zu sprechen ist. Er straft das Wort Lügen, welches Brachvogel in seinem Narciß sagt: „Mit Characteren ist nicht gut experimentiren;" aber diese Experimente haben wenigstens etwas den Leser Fesselndes. Außer den bereits erwähnten Personen treten auch in den Vordergrund die sinnige Gräfin Renata, die Gattin des Grafen Paul Erbach; die phantastische Gräfin Corona; die schlichte Schloßverwalterstochter Hedwig Rechberger; die abgedankte Maitresse Ludwigs XV., die Dubarry; der experimentirende Luftschiffer Blanchard; der zeitweise hellsehende Marquis von Rochefort; der junge deutsche Seidenzüchter Fritz Buchholtz; der italienische Sänger Antonio Rossi; Zbenko u. A. m., welche, mit Geschick gruppirt, der Dichtung den Reiz der Mannigfaltigkeit verleihen. Mit der Wahrscheinlichkeit nimmt es der Verfasser ebenfalls nicht sehr streng. Der Zufall spielt oft allzu kühn. Bisweilen mochte es der Autor selbst wohl fühlen, und suchte es alsdann geschickt durch diese oder jene Redensart zu verdecken.

Was den Titel des Buches: „Im goldenen Zeitalter" anbelangt, so ist derselbe offenbar ironisch genommen in dem Sinne der Worte des Pylades in Goethes Iphigenia:

„Es klingt so schön, was unsere Väter thaten,
Wenn es, in stillem Abendschatten ruhend,
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft;
Und was wir thun, ist, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk!"

** Wir schließen dieser Besprechung noch eine Nachlese unseres Büchertisches an, und können nur bedauern, daß die kurze Lebensspanne, welche den Propyläen noch vergönnt ist, es unmöglich macht, allen neuen Einsendungen gerecht zu werden. Von Sauers Roman „Die Kinder der Zeit" (4 Bde., Rümpler), einer tüchtigen, mit realistischer Kraft aus dem Leben gegriffenen Arbeit, sowie von „Dornrose" von M. Quednow (4 Bde., Elberfeld, Friedrich), sowie von dem 2bändg. Roman „Und sie bewegt sich doch" von Fr. C. Schubert (Hannover, Rümpler) können wir kaum wenig mehr als die Titel erwähnen. Schuberts Buch behandelt die bekannte Episode aus dem Leben Galilei's, und hat somit einen höchst zeitgemäßen Stoff gewählt. In Tagen, wo dies Licht der „falschen Wissenschaft" abermals von frommen Vätern bedroht erscheint, ist es gut, an jene alten Sünden zu erinnern. — Ein ganzes Buch „gewappneter Lieder" unter dem Titel: „Pfaffenkrieg" gibt F. v. Egenter (Zürich, Verl.-Magazin), allerdings Tendenzpoesie mit dem Streben, es Herweghs „Liedern eines Lebendigen" gleichzuthun, obwohl die Kraft dazu mangelt. Als Zeichen der Zeit mag das Buch erwähnt werden — die Wirkung jedoch von dergleichen schnaubendem und rasselndem Bundschuhgeheul ist in der Regel die umgekehrte, und trägt so sehr die Reaction in sich, daß man glauben könnte, ein Jesuit habe diese wuth- und blutdürstigen Strophen verfaßt, um den Liberalismus als Hanswurst bloßzustellen. — Erfreulicher und von ächtem Witze durchtränkt ist die „Bismarkias", ein didactisches Epos von Gustav Schwetschke, welches bereits in siebenter Auflage vor uns liegt und in launig satyrisch spielender Weise Bilder aus dem Leben des Bundeskanzlers bietet. — Einen weiteren Rahmen haben die „Privatgeschichten aus der Weltgeschichte" von Louise Otto (Leipzig, Mathes). Der dritte Band enthält die Geschichte der geistlichen Fürsten und Herren in Deutschland bis zur Säcularisation im Jahre 1803. Die Verfasserin hat die Chroniken fleißig benutzt, und ihre Darstellung behandelt außer der Geschichte der

Digitized by Google

drei geistlichen Kurfürstenthümer Mainz, Köln und Trier noch die fünfzehn bedeutendsten Bisthümer. Dieselbe Feder schildert im vierten Bande einflußreiche Frauen aus dem Volke von Johanne d'Arc und Charitas Pirkheimer angefangen bis zu Charlotte Corday, Rahel Varnhagen und Elise Ahlefeld, der Freundin Immermanns. — Die besseren dieser Frauenbilder sind viel zu aphoristisch und kurz behandelt, andere hätten ganz wegbleiben können; das Ganze erinnert an Buchfabrication. — Wenn es nicht fast einer literarischen Frivolität gliche, müßten wir in diese bunte Reihe auch Riehls „Wanderbuch" einschieben, das als zweiter Theil zu „Land und Leute" bei Cotta erschienen ist. Das ist eines von den Büchern, die man nicht leihweise lesen, sondern studiren muß, um Genuß zu haben und den eigenen Horizont zu erweitern. Der berühmte Culturhistoriker führt uns diesmal in die Werkstätte seines Lebens und Schaffens. Er sagt uns, wie seine Werke entstehen und welche Kunstgriffe, Maximen und Vorbereitungen er in Anwendung bringe — ein Capitel, unläugbar von wissenschaftlichem Werth, insoferne er seinen etwaigen Schülern und Nachfolgern damit den rechten Weg zeigen und ihnen manchen Irrthum ersparen will. Da es indeß ebenso erfahrungsgemäß, daß jeder fähige Kopf sich seine eigene Methode nach seiner Individualität bildet, so behalten jene Bekenntnisse nur persönlichen Werth, und wir hätten es für künstlerischer gehalten, wenn sie als Anhang gegeben wären, statt als Propädeutik. Das Wanderbuch selbst umfaßt sieben Ausflüge, und zwar nach Gegenden und Volksstämmen unseres großen Deutschland, die bisher so glücklich waren, noch nicht die Aufmerksamkeit der Touristen erregt zu haben. Es ist unabgegrastes Terrain, jungfräulicher Boden für die Feder des Culturhistorikers, der die Wissenschaft vom Volke zum neuen Aufschwung gebracht hat. Das erste Buch behandelt das nordwestliche Deutschland, die friesischen Küsten, die Wege nach Holland und das Niederland des Rheins, die Uebergänge und Unterschiede deutschen und holländischen Wesens, alles bunt, farbig mit scharfen Linienumrissen; die folgenden Bücher führen uns ins Tauberthal mit seinen alten malerischen Städten Rottenburg und Mergentheim, dann in den Rheingau — endlich nach Freising, der alten Bischofsstadt, und in die Holledau, schließlich in das Gerauer Land und in den Leithawinkel. — Die Liebe am Detail, die Meisterschaft der Kleinmalerei, wo sie die großen Linien der Zeichnung wirksam illustrirt, darin weiß Riehl seinen Büchern einen ganz eigenen Zauber zu geben, und die Gegenstände, Landschaften und Leute unauslöschlich unserem Gedächtniß einzuprägen — nicht bloß zu unterhalten, sondern zu belehren und den eigenen Blick für die mannigfaltigen Erscheinungen des Volkslebens zu schärfen und zu erweitern. Auch in das Volksleben und sogar in das niederdeutsche führt eine Sammlung plattdeutscher Originalgedichte, welche unter dem Titel „Zutemoos" von C. Cloede in Rostock erschienen sind. Der Verfasser bezeichnet sich im Vorwort bescheiden als Dilettant; doch spricht aus den wenigen Stücken, die wir beim Durchblättern gelesen haben, doch ein ächtes Dichtergemüth von Wärme und Innigkeit; seine Gedichte werden auch neben Claus Groth und Bornemann immer ihren Leserkreis finden, und der plattdeutschen Sprache, die sich seit Reuter so merkwürdig emancipirt hat, neue Freunde erwerben. — Im Gegensatz zu dieser nordischen Gabe stehen die „Lieder aus Italien" von Julius Schanz (Düsseldorf, Budich.) Formgewandtheit und Sprachbeherrschung hat dem Dichter, der Jahre lang für die Vermittlung deutscher und italienischer Literatur erfolgreich gewirkt, längst einen hoch geachteten Namen errungen; möge auch seine kleine Gabe freundlich empfohlen sein. — Schließlich noch einige Notizen. Robert Waldmüller hat seine mit vielem Beifall im „Süddeutschen Familienblatt" veröffentlichte Novelle „Die kleine Gypsgießerin" jetzt als Separatausgabe bei Kollmann erscheinen lassen. — Joseph Weilen bietet als dritten Band seiner dramatischen Dichtungen die „Rosamunde", in der Sprache und Charakteristik von denselben Vorzügen, wie seine Stücke „Tristan", „Drahomira" und „Edda". Ob er in der willkürlichen Umbildung der berühmten alten Sage von „Alboin und Rosamunde" nicht weiter gegangen, als ein Dichter gehen soll, mag anderwärts weitläufiger erörtert werden. — Eine besondere Erwähnung verdient das fünfaktige Nationaldrama „Ulrich von Hutten," in welchen Hermann Ethé uns an seinen möglichst treu historisch gezeichneten Characteren und Conflicten beweist, wie verwandt unsere Herzen den Vor-

Digitized by Google

kämpfern jener Tage gerade heute sich fühlen, heute, wo der Kampf gegen die Dunkelmänner und für das Reich wieder in eine neue Phase getreten ist. Das Drama hilft auf seine Weise mitstreiten, sein Erscheinen ist also auch heute wieder ein vollberechtigtes. Hutten ist freilich nur ein Mann des Worts, nicht der That, seine Bedeutung liegt nicht in den tolldreisten Ritterstreichen, die er an Sickingens Seite unternahm, sondern in der schneidigen Gewalt seiner Flugschriften, — und jene sowohl, wie diese, entsprangen einer aufs äußerste reizbaren, exaltirten Seele. Aber eine Frage bleibt es deshalb, ob Hutten überhaupt eine Figur ist, die zum Helden einer Tragödie verwendbar ist. Wir wünschen dem Dichter, daß der Erfolg unsere Ansicht widerlege, uns aber scheint gerade in der oben kurz berührten Bedeutung Huttens, als eines Helden des Worts, der Hemmschuh für eine dramatische Gestaltung desselben zu liegen. — „Aus der Tiefe" heißt die neueste Novelle des beliebten Erzählers und Sängers E. Fentsch, welche bei Dempwolff in München erschienen ist, und namentlich durch psychologische Vertiefung und interessante Situationen fesselt. — Ueber die „Gedichte" von Martin Greif (Stuttgart, Cotta) und Hieronymus Lorm (Hamburg, Richter) entnehmen wir einem Berliner Brief nachstehende Stelle: „Beide Sammlungen stehen über dem Niveau der gewöhnlichen Lyrik der Tagesproduktion, und bieten dabei in ihrer Erscheinung den merkwürdigsten Contrast; sie zeigen gleichsam die beiden gleichberechtigten Extreme, in welche die moderne Lyrik auseinandergegangen ist, wobei Greif den objektiven, Lorm den subjectiven Pol repräsentirt. Dieser Unterschied macht sich schon in der formellen Behandlung fühlbar; beide beherrschen vollständig die Technik, aber während Lorm mit sichtlichem Behagen sich in schwierigen Kunstformen ergeht, zeigt Greif eine fast gesuchte Einfachheit, ohne doch in der scheinbaren Verschmähung der Technik das feinere Versgefühl vermissen zu lassen. Lorm hat ein innerliches, Greif ein äußerliches Dichterleben geführt, d. h. der erstere singt, was er erlebt, der letztere was er gesehen hat. Lorm wühlt vor dem Blick des Lesers die tiefsten Tiefen der Seele durch, Greif strahlt als klarer Spiegel nur dasjenige in poetischer Verklärung zurück, was hineingeschienen hat. Lorm gleicht einer Landschaft mit den schaurig schönen Beleuchtungseffecten zerrissener Gewitterwolken, die schließlich, nachdem das Gewitter ausgetobt, in magischer Abendbeleuchtung dämmert, Greif einem klaren Frühlingsmorgen, wo alles licht, und selbst das Fernste nahegerückt erscheint. Mit einem Worte: Lorm dichtet in Gefühlen und Ideen, Greif in Anschauungen; ersterer reizt deshalb zu dramatischen Conflicten und zum Sinngedicht, letzterer zu epischen Erzählungen und Naturschilderungen. Greif nimmt die Welt, wie sie ist, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie gut oder schlecht ist, gleich als ob sie nur für den Dichter da wäre, der seine Freude am Beschauen hat; Lorm aber ist die Aeolsharfe, welche klingt, weil der Sturm ihre Saiten reißt, für ihn existirt die Welt nur, weil der Kampf in derselben die tiefste Resonanz in seiner Brust erweckt. Greif gibt sein Bestes, wo er den echten Volkston ergreift, der ihm oft wunderbar gelingt, — Lorm da, wo er die erhabensten philosophischen Ideen in die Form der poetischen Anschauung gießt. — So seien denn diese beiden Erscheinungen den Freunden deutscher Lyrik bestens empfohlen."

Wochenbericht über die Münchener Hofbühne.

a) Schauspiel:

⊙ Mit der Redaction nimmt auch Ihr Referent von diesen Wochenberichten Abschied. Und da jede Abschiedsrede, wenn sie gut sein will, kurz auszufallen hat, begnüge ich mich, die Namen der vier Lustspiele, zu registriren, deren Vorführung zwei Abende beanspruchte. Darin theilten sich das „Das Tagebuch" von Bauernfeld, „Geistige Liebe" von Lederer, „Die Liebe im Eckhaus" nach Calderon und „Die Bastille" von Berger. Die Liebe im Eckhaus ist ein Muster für die Bearbeitung veralteter Lustspiele; d. h. von Lustspielstoffen, die ewig neu bleiben in der Wendung, wie sie ihnen Calderon gab, deren Faltenwurf und Hidalgodegen ꝛc. ꝛc. nun unsrer Zeit und ihrem Theaterpublikum mit Recht nicht mehr aufgetischt werden

Digitized by Google

kann. Neben dem Winkelschreiber erachte ich das erwähnte Lustspiel für eine der besten modernen Bearbeitungen. — Die Bastille hatte zum Verfasser einen, wie berichtet wurde — Capellsänger der altberühmten Wallfahrtskirche Altötting. Jedenfalls ein Talent von ungewöhnlicher Begabung, das zu Grunde ging in einer Stellung, fern seinem angebornen Berufe. Die Gewandtheit, mit welcher der Dichter im zweiten Akte an drei verschiedenen Personen das gleiche Motiv dreimal wiederholt, und dreimal Spannung damit erweckt, zeigt vom entschiedensten Talente. Gespielt wurde an beiden Abenden vortrefflich.

E. Außer diesen kleineren Sachen interessirte vor Allem die Darstellung der „Jungfrau von Orleans" (Mittwoch den 22. Dezember), bei der es sich wiederum deutlich zeigte, wie sehr die anfangs so vielfach verpönten Aufführungen außer Abonnement mit ermäßigten Preisen sich allmählich zu wahren Festvorstellungen herausbilden und so vorzugsweise berufen sind, den bildenden und veredelnden Einfluß der Schaubühne auf möglichst weite Kreise in wahrhaft Schiller'schem Sinne auszubreiten. Eins der vollendetsten Erzeugnisse des Schiller'schen Genius war es denn auch, welches an diesem Abend ein dichtgedrängtes Auditorium in den Räumen unseres Hoftheaters versammelte und eine wirklich electrisirende Wirkung auf dasselbe ausübte. Die Palme des Abends gebührt unstreitig Frln. Ziegler, die in der Titelrolle auf's Neue bewies, mit welchem rastlosen Fleiß die hochbegabte Künstlerin an ihrer eigenen Ausbildung arbeitet und die ihr von der Natur verliehenen großartigen Mittel in immer vollendeterer Weise zur Verwendung und zur durchschlagenden Wirkung zu bringen versteht. Es ließe sich wohl mit der Darstellerin über die Gesammtauffassung der Rolle in mancher Beziehung streiten, und nicht mit Unrecht könnte man behaupten, Frln. Ziegler sei zu sehr Heroine für dies im Grunde doch eigentlich ganz schlichte und einfache Hirtenmädchen, sie betone zu sehr die kriegerische, so zu sagen männliche Seite dieser Schiller'schen Frauengestalt und vermittele nicht genugsam die Johanna der ersten Akte mit der Johanna, wie sie sich beim Anblick des Lionel und in den darauf folgenden Scenen zeigt, — aber dennoch muß man der vor Allem in den Hauptmomenten wahrhaft ergreifenden und packenden Großartigkeit ihres Spiels alles Recht widerfahren lassen. Lang anhaltender, rauschender Beifall belohnte sie denn auch nach den Actenschlüssen wie nach den meisten Hauptscenen. Vorzüglich zur Seite stand ihr Hr. Rüthling als Bastard von Orleans, und mit gerechtem Stolz können wir bei dem so großen Mangel an wirklichen Heldenspielern in der heutigen Zeit diesen trefflichen Künstler den unsern nennen; auch Hr. Rohde als Lionel, Hr. Richter als Burgund, Hr. Herz als Thibaut d'Arc und Frln. Johanna Meyer als Sorel lieferten in jeder Weise befriedigende Leistungen. Weniger läßt sich das von Hrn. Goritz als König sagen, auf den leider nur zu sehr noch immer das vor Kurzem von einem anderen hiesigen Blatte in seinen dramaturgischen Besprechungen gefällte Urtheil seine Anwendung findet. Dieses stereotype, nichtssagende Lächeln, dieses schablonenmäßige Herunterspielen jeder beliebigen Rolle in derselben uncharacteristischen Weise wirkt geradezu widerwärtig. Man könnte doch wenigstens von dem betreffenden Herrn ein tüchtiges Memoriren seiner Rollen verlangen, aber auch das haperte nicht selten und gab mehrmals sogar zu einer für die mitbetheiligten Darsteller wie für das Publikum gleich peinlichen Pause Anlaß. Auch Frln. Weiß schien als Königin Isabeau nicht recht an ihrem Platz zu sein. Wenn wir uns schließlich noch eine Bemerkung erlauben dürfen, so ist es die, daß nach unserer unmaßgeblichen Meinung Hr. Herz sich bei weitem besser für die Rolle des Talbot qualificiren würde in Ermangelung von Possart, als unser sonst in jeder Beziehung trefflicher und besonders in realistischen Partieen geradezu unübertrefflicher Dahn, dem die Rolle des Thibaut entschieden conformer ist, als die des englischen Feldherrn. Die Ausstattung war eine durchweg lobenswerthe, und verdient außer der Erstürmungsscene besonders der Krönungszug durch seine vorzügliche Anordnung und seine ebenso reiche wie geschmackvolle Inscenirung unseren ungetheiltesten Beifall. —

b) Oper:

β Tannhäuser. Man hörte oft die Meinung aussprechen, daß Wagners Opern sich nie einer so durchgreifenden Popularität erfreuen würden, als die Webers

Digitized by Google

oder Mozarts, weil man aus jenen nicht sofort „Melodien mit nach Hause nehmen könne." Nun hat allerdings die Zeit jene Zweifel zu nichte gemacht, wenigstens in Betreff der Werke „Tannhäuser und „Lohengrin." Freilich tragen z. B. Webers Melodien ein so absolut musikalisches Gepräge, daß sie eben als nackte Musikstücke (unabhängig von ihrem innern Werth zufolge des dramatischen Zusammenhanges) vollkommen befriedigen; denn es wird sich nie das Bedürfniß einstellen, Melodien wie: „Durch die Wälder" ꝛc. als nothwendige Theile der Oper „Freischütz" zu hören. Wer dagegen Wagners Melodien zum ersten Male als reine Musikstücke hört, wird sie schwerlich ganz verstehen, es muß vor Allem das musikalische Gewebe um die Melodie herum auffallen, weil es von der populär gewordenen Begleitung jener älteren Meister vollkommen absticht. Vollständig klar werden Wagners Melodien aber dann werden, wenn sie der Hörer im dramatischen Zusammenhange auffaßt, er wird das Gewand derselben als nothwendige Beigabe für die Charakteristik der dramatischen Gestalten erkennen. Um so nachhaltiger werden diese Melodien nicht blos zum Ohr, sondern namentlich zum Gemüthe dringen, weil beim Klange derselben man sich unwillkührlich der dramatischen Situation erinnern muß, aus welcher sie entstanden ist. So erfaßt die Wagner'sche Melodie den ganzen fühlenden Menschen mit oft wahrhaft zauberischer Gewalt.

Ein nicht hoch genug zu schätzender Gewinn ist es, daß durch die mehrjährige Thätigkeit des tüchtigsten der jetzt lebenden Dirigenten (v. Bülow) unsere Hofbühne die Pflanzstätte für mustergültigen, von allen deutschen Bühnen zu adoptirenden Vortrag der Wagner-Opern geworden ist. Damit erwächst aber für unser Theater eine hohe künstlerische Aufgabe, die darin besteht, mit der größten Gewissenhaftigkeit, mit Aufwand alles künstlerischen Ernstes, die Tradition für solche mustergiltige, ächt künstlerische Auffassung der Werke Wagners zu bewahren.

Indem wir uns die Art und Weise der eben erwähnten Tradition für den Vortrag von Wagner Opern vergegenwärtigen, überblicken wir die letzte Tannhäuseraufführung. Zu unserm großen Bedauern mußten wir denn bemerken, daß schon nach so kurzer Zeit manche der früheren künstlerischen Errungenschaften im Orchester, wie bei den Sängern verblaßt waren. Neben einigen Aeußerlichkeiten fiel uns auf, wie Jeder der Betheiligten auf eigene Rechnung ohne Rücksicht auf Unterordnung im ganzen Gefüge des Kunstwerkes sich geltend zu machen suchte, es schien, als ob der geistige Strom fehle, der vom Dirigentenpult aus Alles umschlingt und zum Dienste im Kunstwerke unwillkürlich fortreißt, ja unwiderstehlich zwingt. Daher mag es auch wohl gekommen sein, daß das Ganze sich zum Theil mühsam vor Aug und Ohr abwickelte, da namentlich im zweiten Akte die Tempi meist zu langsam gegriffen waren, so daß der zweite Akt siebzig Minuten in Anspruch genommen hat, während Ouverture und erster Akt sich in fünfundsiebzig Minuten abwickelten. Diese bisher berührten Mängel schließen es in sich, daß auch die Darstellung der einzelnen Hauptrollen nicht überall ganz befriedigend war, jedoch sehen wir davon ab, Näheres darüber zu referiren, da es uns heute namentlich um prinzipielle Fragen zu thun war. Mögen spätere Wagner Aufführungen besseren Gelingens sich erfreuen.

Feuilleton.

Literatur. — Theater und Musik. — Bildende Kunst.

Berlin. Auch Richard Wüerst's „Stern von Turah" ist am 12. wieder über die Bühne gegangen. Gegenüber von all' dem Geschraubten, Gespreizten, Raffinirten, Verzwickten, das uns heut zu Tage überall in der Musik begegnet und das Reich des Wohlklanges wie eine Art von Sahara erscheinen läßt, bietet diese vernünftige deutsche Musik unserm Ohre, diesem abgehetzten Wüstenpilger, eine förmliche Oase. Nichts desto weniger haben wir uns mit dem

Digitized by Google

entsetzlichen Sujet bis dato noch immer nicht befreunden können. Gegen die Ausführung läßt sich natürlich nichts sagen, Frau Lucca und Herr Niemann gaben das Beste nach bestem Vermögen, und das gefüllte Haus spendete denn auch den Meisterleistungen der beiden den reichsten Beifall, besonders nach dem dritten Acte. (Süd. M.-Z.)

Hildesheim. Die hiesige Paulskirche wird, trotz allem Protestiren der Orthodoxen, zu einem Theater umgebaut. (Süd. M.-Z.)

Koblenz. Am 23. November wurde das neugebaute Stadttheater in Anwesenheit der Königin Auguste mit einem Prolog von C. W. Batz aus Leipzig und darauffolgender Aufführung des „Fidelio" eröffnet. (Süd. M.-Z.)

Leipzig. Das bedeutungsvollste Ereigniß im Bereiche der Oper war unstreitig die Aufführung von Cherubinis hier noch nie gegebener „Medea". Die ganze musikalische Intelligenz Leipzigs hatte sich dazu vollzählig im Theater eingefunden, und war die Aufnahme eine so warme, wie sie hier selten einer Opernaufführung nachzurühmen ist. Cherubini liefert in seiner „Medea" den schlagendsten Beweis, daß der Meister die Form nicht zu durchbrechen oder wegzuwerfen braucht, um der Musik dramatisches Leben zu verleihen. Wie wild und mächtig braust hier die dramatische Leidenschaft dahin, nicht beengt, nur weise begrenzt von edelgegliederteren Formen! Zu dem mächtigen und erhebenden Eindruck des Ganzen trugen die statt des Dialogs eingefügten Recitative von Franz Lachner nicht wenig bei, die sich in glücklicher Weise dem Styl der Cherubinischen Musik anschmiegen und wirkungsvoll von einem Musikstücke zum andern überleiten. (A. Mus.-Z.)

Leipzig. Das Schauspiel der vergangenen Woche brachte ein neues Stück von Roderich Benedix: „Weihnachten", Familienbild in einem Aufzuge. Der Dichter hat sich von einem ihm anhängenden Zuge der Gemüthlichkeit und Behaglichkeit offenbar zu weit führen lassen, das sogenannte „Familienbild" tritt gar zu anspruchslos und harmlos vor uns hin. Ein junger Kaufmann geräth unter Sturm und Schnee in das Haus einer ihm gänzlich fremden Familie und wohnt hier, als unvermutheter Gast, der eben beginnenden Weihnachtsbescheerung bei. Bei dieser Gelegenheit erfährt er, daß es außer dem „Geschäft" noch etwas Anderes, Besseres, Höheres in diesem Leben gebe, belebt sein bisher materialistisches Herz binnen fünf Minuten zu dieser idealen Anschauung, verliebt sich binnen 5 Minuten in die älteste Tochter des Hauses, verlobt sich binnen 5 Minuten mit ihr, und wenn wir nicht 5 Minuten später der Trauung beiwohnen, so ist das offenbar nur, weil der Vorhang fällt. — Das Lustspiel „Mein Stern" von Scribe, das, neu einstudirt, am selben Abend über die Bühne ging, ward mit allgemeinstem Beifall aufgenommen. Es schildert den Gegensatz zweier junger Männer, von denen der eine nie zu einem Entschlusse kommen kann und so das Beste versäumt, während der andere, der leichtsinnig immer seinem Sterne folgt, bei allem Malheur doch des Glückes Treffer zieht. Das Stück zeichnet sich durch die Lebhaftigkeit seiner Handlung, wie durch den geistreichen, eleganten Dialog in gleicher Weise aus. (Europa.)

Prag. Der deutsche Männergesangverein hat die Wintersaison mit einem Concert begonnen, welches sich allgemeiner Anerkennung erfreute. Durch Verschmelzung mit der bisher selbständig wirkenden deutschen Turnerliedertafel hat der Verein viele vortreffliche Elemente neu gewonnen und einen großen Fortschritt im Wesen des deutschen Männergesangs herbeigeführt. Ein weitreichender Einfluß auf die Einigung der deutschen Elemente und auf die Hebung des Nationalbewußtseins ward dadurch zu Stande gebracht. Die Programme dieses Vereins erfreuen sich von Seiten der öffentlichen Blätter allgemeiner Anerkennung und können in jeder Beziehung anderen Vereinen zum Muster dienen. (A. M.-Z.)

Rom. Am 11. fand das Concert des Pianisten Leitert im Salle du Palais Caffarelli statt. Das Programm enthielt: Sonate Op. 116 von Beethoven, Berceuse von Schumann, Etude aus Op. 25 von Chopin, sowie von Liszt Sonate und Tarantelle aus der „Stummen von Portici". Der bedeutende Inhalt des Programmes stellt seinem Darsteller, Herrn Leitert, als Künstler damit das beste Zeugniß aus. Der preußische Gesandte Baron v. Arnim hatte dem Concertgeber auf seines Meisters Liszt besondere Empfehlung den Salon des Palais Caffarelli für jenen Abend freundlichst überlassen. (N. Z. f. M.)

Vermischtes.

Die englischen Maler in Wasserfarben haben ihre Londoner Winterausstellung eröffnet. Mehrere der besten Künstler, Holman Hunt, F. W. Burton, S Palmer und C. B. Jones haben keine Arbeiten eingeschickt, andere zu viele, fünfzehn bis sechzehn. Im Ganzen gilt

Digitized by Google

die Ausstellung für eine der vorzüglichsten, die jemals stattgefunden haben. F. Powell hat in seinen Gemälden Verschiedenes behandelt, Alles aber mit der sorgfältigen Durcharbeitung, die den Künstler charakterisirt. Bewunderung erweckt sein Bild: „Ein Novembernebel im Canal," auf dem die Farbe und Bewegung des Meeres, der rauchartige goldene Schimmer, der auf den Wogen liegt, und das Licht, das kein Licht ist, mit Meisterschaft wiedergegeben sind. „Skelmorlie am Clyde" ist zart ausgeführt, während „Auf den Bergen von Lochbourn" der Effect des vollen Sonnenlichtes auf einen Berggipfel über einer in Wolken gehüllten Landschaft mit seltener Kraft der Pinselführung dargestellt ist. „Wolkeneffect über Arvan" zeugt für das Talent Powells, die Unermeßlichkeit des Luftraumes zum Bewußtsein zu bringen. Jacson wählte für seinen „Abend bei Landseud" den Augenblick zur Darstellung, in dem der auf dem Meere liegende Nebel sich lichtet. Von den übrigen Landschaften sind vier von Fripp wegen ihrer zarten Tinten besonders hervorzuheben. Mit Tizian'scher Farbengebung hat Holland in zwei Bildern venetianische Straßen und Paläste dargestellt. Burgeß lieferte mit dem „Innern der Kirche von Abbeville" das beste seiner bisherigen Werke, Haag ein „Inneres des Odeons des Herodes Atticus in Athen," durch das er sich wieder als Meister in der Linear-Perspective bewährte. Welche großen Fortschritte Bradley in letzter Zeit machte, bewies er durch sein Bild „Löwe und Löwin", noch mehr aber durch eine andere Arbeit „Blinde Passagiere." Auf einer mit Schnee bedeckten Landstraße hält ein Wagen, um arme Fußgänger aufzunehmen, unter denen ein alter Mann ist, der auf den Wagen gehoben werden muß. Von den Thierbildern nennen wir „Studie eines Karrenpferdes" von Brittan Willis, die humoristische „Kälberstudie" desselben Künstlers und seine „Gruppe von Kühen." (Europa.)

In Simla (Ostindien) wurde eine Kunstausstellung veranstaltet, bei der die meisten Preise an Obersten fielen. Obersten malten die Oelbilder: „Eine Ansicht des Wurdwan-Thals in Kaschmir", „Batterie, mit Elephanten bespannt" und „Die Stadt Benares". Die Damen ließen sich nicht auf Oelbilder ein, malten aber einige sehr gute Aquarelle, unter denen eine prachtvolle Gebirgslandschaft hervorragte. Auch in der Aquarellmalerei concurrirte ein Oberst nebst zwei Majoren. (Europa.)

Eine neue Landschaft von Paul Meyerheim ist in Sachses Salon in Berlin ausgestellt. Das Bild stellt in einem bei diesem Künstler ungewöhnlichen Umfange eine Heuernte dar. Ueberwiegt auch das Landschaftliche, so ist es doch mit den Menschen und Thieren des Gemäldes zu einem harmonischen Ganzen verbunden. Die „Heuernte" ist für eine Sammlung in Brüssel bestimmt. (Europa.)

J. J. Rousseaus Tod ist bekanntlich noch immer in Geheimniß gehüllt; die Pariser „Reforme" bringt in ihrem Feuilleton eine Studie darüber aus der Feder Raspails, des Abgeordneten von Lyon. Er gelangt zu dem Ergebnisse, daß die Frau Jean Jaques', die aus den „Bekenntnissen" wohlbekannte Therese, diesen auf Anstiften des Jesuiten R. umgebracht hat.

In diesen Tagen erscheint eine gegen Janus und Döllingers Erwägungen gerichtete Schrift von Dr. Friedhoff zu Münster (Münster, Russell). Uebrigens ist das von München aus gegen die päpstlichen Irrlehren geschleuderte Buch von Rom bereits auf den Index gesetzt, aber dadurch nicht widerlegt worden. Auch Frohschammers oft besprochene Schriften verfielen dem Verdammungsurtheil des Vaticans.

Die deutsche Nation feiert in diesem Monat zwei Gedenktage, einen Todestag und einen Geburtstag; der erstere gilt Gellert, der zweite Arndt. Als eine Gabe der Pietät, dem Andenken des frommen Fabeldichters geweiht, erscheinen die „Erinnerungen an Christian Fürchtegott Gellert, zum 100jährigen Todestage, den 13. Dezember. Herausgegeben von Adolf Böttger." Mit einer Ansicht von Gellerts Monument (Leipzig, Kuhl). Das Heftchen enthält eine Reihe dichterischer Erinnerungen, dem edlen Verstorbenen von Goethe, Klopstock, Cramer, Weiße, Michael Denis, Mastalier und A Böttger gewidmet. — Zur Erinnerung an den Sänger der Freiheitskriege erschien: „Ernst Moritz Arndt. Gedenkschrift zur hundertjährigen Geburtstagsfeier (26. Dezember 1869) von Dr. August Stobbe (Berlin, Weiß). (Europa.)

Ein den Interessen der deutschen Schriftsteller gewidmetes Blatt unter dem Titel „Der literarische Verkehr" wird vom 1. Januar 1870 alle 32 Tage im Verlage und herausgegeben von Dr. Otto Löwenstein in Berlin erscheinen (Pr. 1½ Thlr. jährlich). Das uns vorliegende im December ausgegebene Probeblatt gewährt bereits eine Uebersicht des Planes: das Blatt soll für die Schriftsteller ungefähr das sein, was für die Buchhändler das Leipziger Börsenblatt ist. Es soll ihre materiellen wie ihre geistigen Interessen vertreten, Angebot und Nachfrage schriftstellerischer Arbeiten vermitteln und das Eigenthumsrecht der Autoren wahrnehmen helfen. Der junge, wissenschaftlich gebildete Verleger des Blattes ist ganz der Mann dazu, das Unternehmen tüchtig durchzuführen. (M. f. L. d. A.)

Digitized by Google

Von dem kgl. pr. Musikdirector F. W. Jähna in Berlin wird ein Werk zum Druck vorbereitet, welches den Titel führen soll: „Karl Maria von Weber in seinen Werken. Chronologisch-thematisches Verzeichniß seiner sämmtlichen Compositionen nebst Angabe der unvollständigen, verloren gegangenen, zweifelhaften und untergeschobenen mit Beschreibung der Autographe, Angabe der Ausgaben, und Arrangements, kritischen, kunsthistorischen und biographischen Anmerkungen unter Benutzung von Webers Briefen und Tagebüchern." (Tonhalle.)

Notizen.

Dr. Feodor Wehl, bisher Feuilleton-Redacteur der Hamburger „Reform", ist als artistischer Director des Hoftheaters (und geh. Hofrath) nach Stuttgart berufen.

Bogumil Goltz befindet sich in Folge einer Wunde, die er sich durch einen unglücklichen Fall zugezogen, sehr leidend, und wird längere Zeit nicht im Stande sein, das Haus zu verlassen. Sein „Kleinstädter in Aegypten" ist soeben in zweiter Auflage erschienen. (Cur.)

Lacroix, der Verleger Victor Hugos, hat das Eigenthumsrecht der neuen, von Rochefort herausgegebenen Zeitung „Marseillaise" um die Summe von 100,000 Frcs. erworben. (Cur.)

Erklärung.

Mit dieser Nummer beschließen wir den ersten Jahrgang der „Propyläen", (wovon Titel und Inhalts-Verzeichniß am 31. Dezember ausgegeben werden), und bedauern zugleich, dieses mit vielem Beifall aufgenommene Organ wenigstens vorläufig wieder eingehen zu lassen. Die anderweitige Berufung der Redacteure theils zum Generalsecretariat der Schillerstiftung nach Weimar, theils zur Regie der Münchener Oper legten einer hiesigen Fortführung des Blattes unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg. Sollte es jedoch glücken, an einem andern Orte einen neuen Verleger für die „Propyläen" zu gewinnen, so werden wir mit dem zweiten Quartal des kommenden Jahres unsere Thätigkeit wieder aufnehmen und unseren Abonnenten rechtzeitig Nachricht zukommen lassen. Einstweilen sagen wir unseren zahlreichen Mitarbeitern, welche in so rühmlicher und oft aufopfernder Weise das junge Unternehmen stützten, unsern herzlichen Dank. Hoffentlich auf baldiges Wiedersehen.

München, 24. Dezember 1869.

Die Redaction.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Verantwortliche Redaction: Dr. Julius Grosse.

Kunstausstellungen. Die Kunstvereine in Baden, Karlsruhe und Stuttgart veranstalten in den Monaten Januar bis Dezember 1870 einschließlich permanente Ausstellungen mit gegenseitigem monatlichem Austausche, und laden die verehrlichen Herren Künstler zu zahlreicher Einsendung ihrer Kunstwerke mit dem Ersuchen ein, vor Einsendung von Bildern bedeutenderen Umfanges unter Anzeige der Größenverhältnisse gefälligst anfragen zu wollen.

Die Einsendung kann unfrankirt mittelst gewöhnlicher Fracht, jedoch ohne irgend welche Nachnahme, bei dem dem Absender nächst gelegenen der drei Vereine erfolgen; die Rücksendung geschieht gleichfalls auf Rechnung der Vereine.

Für die Sicherheit der Kunstwerke während ihrer Ausstellung, sowie auf dem Transport zwischen den Vereinen und bei der Rücksendung ist nach Möglichkeit gesorgt. Der Ausstellungs-Turnus ist auf drei Monate bestimmt.

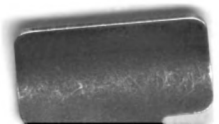
Ueber die weiteren Bestimmungen für die Beschickung der Vereinsausstellungen kann bei der Expedition d. Bl. Auskunft erlangt werden.

Stuttgart, im November 1869.

Aus Auftrag:
Der Württembergische Kunstverein.
Jäger, Vorstand.

Druck und Verlag der kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google



BAYER. SCHWERSTBESCHÄDIG
ARBEITSFÜRSORGE E.V.
MÜNCHEN 40
LEOPOLDSTR. 195 TEL. 36 3

Digi